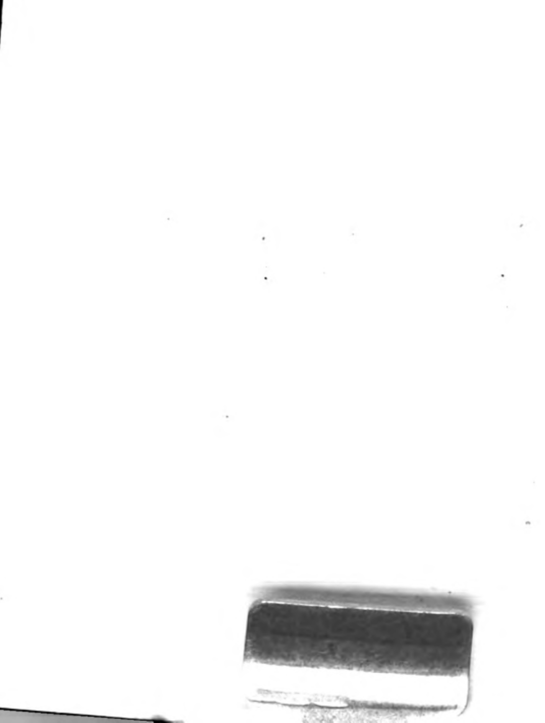




Wigand's
Conversations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Zehnter Band.

Oesterreich — Portsmouth.



Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1850.

O.

Oesterreich oder **Oestreich**, das Erzherzogthum, ein Theil des Kaiserthums Oesterreich, hat einen Umfang von 710 QM. mit 2,225,000 Einw. und grenzt an Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark, Illyrien, Tyrol und Bayern. Politisch ist das Land eingetheilt, 1) in das Land unter der Ens oder Niederösterreich und 2) in das Land ob der Ens oder Oberösterreich. Das erstere zerfällt wieder in den Kreis unter dem Wiener Wald, den Kreis ob dem Wiener Wald, den Kreis unter dem Mannhartsberg und den Kreis ob dem Mannhartsberg; das letztere besteht aus dem Mühl-, Hausruck-, Traun- Inn- und Salzachkreis.

Oesterreich, das Kaiserthum (Geschichte). Die Wiege dieser Monarchie ist das Land unter der Ens, wo sich zu Karl's des Großen Zeit (um 800) das Markgrafenthum Oesterreich bildete. Es läßt sich die Geschichte dieses Staates, der in Hinsicht auf seine Lage, jetzige Größe und Bevölkerung zu den ersten und mächtigsten der europäischen Staaten gehört, bequem in folgende Perioden theilen.

Erste Periode. Vom Beginn der Geschichte Oesterreichs bis zu Karl den Großen. Vor Christus bewohnten das Land, welches den Namen des Markgrafenthums, und nach seiner Vereinigung mit dem Lande ob der Ens (1156) den des Herzogthums Oesterreich führte, deutsche Völker. Der westliche Theil desselben bis zum Kahlenberge bei Wien hieß bei den Römern Noricum, der östliche bis zum Raabflusse gehörte zu Pannonien. Die Römer unterjochten diese und die umliegenden Länder, und nur im Norden hausten noch freie Germanen und Markomannen. Noricum erhielt römische Cultur, gewann an Bildung, Wohlstand und Ruhe, bis 169 die Markomannen und Quaden mit andern barbarischen Völkern einen großen Bund gegen die Römer unter Marc Aurel schlossen, und Noricum der Schauplatz des großen Markomannenkrieges (bis 180) wurde. Commodus, Aurel's Nachfolger, mußte den Frieden erkaufen. Noricum genoß wieder eines langen Friedens und das Christenthum faßte darin Wurzel, bis nach Theodosius die Völkerwanderung ihren Anfang nahm. Rhadagais (404), die Vandalen (405), die Westgothen unter Alarich (409—420), die Skyten, Rugier und Heruler (425—488), die Hunnen unter Attila (435—455), die Ostgothen unter Theodorich (491—526), die Longobarden (568) und die Avaren unter ihren Chans schlugen hier nach einander ihre Wohnsitze auf, nahmen das Land in Besitz, verheerten es auf die empörendste Weise, das Christenthum ging unter ihrer Herrschaft unter und alle Versuche eifriger Heidenbekehrer blieben ohne Erfolg. Die Bayern waren es, welche in dem kleinsten Theile von Oesterreich und Steiermark, welchen sie besaßen, noch die Keime zur Wiedergeburt des Schönen, Wahren und Guten bewahrten. Sie bestanden die Kämpfe gegen die heidnischen Avaren, Czechen,

Wenden und Carentanen, stifteten Klöster und erreichten durch Kriegsthaten und Friedensanstalten solches Selbstgefuhl, daß sie endlich den Versuch wagten, die fränkische Herrschaft, welche sie damals mit andern deutschen Stämmen anerkannten, abzuschütteln. Tassilo, ihr Herzog, faßte zuerst den kühnen Plan, aber er mißlang in der Ausführung (788) und sein Fall wirkte wesentlich für die ganze Reihe der kommenden Jahrhunderte. Karl der Große ließ Tassilo wegen verrätherischer Pläne, geschmiedeter Ränke und Mordanschläge gegen ihn als Kaiser in ein Kloster einsperren, Bayern sammt Oesterreich und Steiermark wurden fränkische Provinzen, und die Avaren mußten sich Taufe, Unterwerfung und Zurückdrängung bis an die Theis gefallen lassen (810). Karl der Große bestimmte für die unterworfenen Länder die Einrichtung der Marken und Gauen, und von der Ens bis an den Kahlenberg und später bis an die Leitha stand der mächtigste Markgraf, der darum größere Gewalt erhielt, damit er gegen die Heiden im Lande der Avaren und Czechen sich unabhängig behaupten könne.

Zweite Periode. Oesterreich unter besonderen Grafen bis 982. Das Land unter der Ens hieß nun die östliche Mark (daher der Name Oesterreich) und wurde von Grafen verwaltet. Zwei solcher Grafen Balderich (entsetzt 826) und Gerold (gest. 831) kommen unter Ludwig dem Frommen vor. Ihnen folgte Ratbod, wegen Treubruchs 860 seines Amtes entsetzt, und auf diesen zwei Brüder Wilhelm und Engelschalk, die 871 vom Herzoge Zwentibold von Mähren eine Niederlage erlitten. Als 887 Arnulf, natürlicher Sohn Karlmanns, den deutschen Thron bestieg, ließ er die Ostmark von dem Markgrafen Aibo verwalten. Dieser wurde 895 entsetzt und sein Sohn Isenreich empörte sich gegen Arnulf, verband sich mit Zwentibold von Mähren und der gedrängte Arnulf rief die mächtigen Reiterhorden der Magyaren von der untern Donau zu Hülfe, welche bald nach Arnulf's Tode, unter seinem Nachfolger Ludwig dem Kinde (900—912) die Ostmark bis zur Ens eroberten, Cultur und Christenthum darin ausrotteten und sich über ein halbes Jahrhundert (von 901—955) als Herrn von Oesterreich und Steiermark behaupteten. Erst Otto der Große erfocht gegen sie bei Augsburg auf dem Lechfelde einen entscheidenden Sieg (955), wodurch ihre Macht völlig gebrochen wurde, stellte die verwüsteten Städte und Dörfer der Ostmark wieder her, bevölkerte sie durch deutsche Colonisten und setzte den Grafen Burchard zum Markgrafen ein, der sich um Anbau und Vertheidigung des Landes große Verdienste erwarb, und 982 starb. Den eigentlichen Grund aber zur Bildung und Kriegsmacht in der Ostmark legte Leopold I. von Babenberg (983—994).

Dritte Periode. Oesterreich unter den Babenbergern bis 1282. Leopold I. von Babenberg, seiner großen Verdienste wegen auch der Erlauchte genannt, stammte aus Bamberg, wo seine Ahnen auf Schlachtfeldern und Blutgerüsten berühmt und berüchtigt geworden. Er erschien mit einer Zahl deutscher Helden und Priester im Donauthale, eroberte das Land von der Ens bis an den Kahlenberg für Deutschheit und Christenthum, jagte die Magyaren unter ihrem Herzog Geisa aus ihrer Felsenhöhle Medelik (jetzt Mölk), verwandelte das Bollwerk durch 12 eingesetzte Canonici in die erste Pflanzschule deutschen Christenthums, legte Burgen an der Donau an und erweiterte die Grenzen der Markgrafschaft gegen Ungarn zu. Er wurde auf einer Wallfahrt nach Würzburg (994) durch einen Pfeil, der einem andern galt, tödtlich verwundet. Auf ihn folgte sein Erstgeborner, Heinrich I. der Aufrührerische genannt, wiewohl er sich in die Bürgerkriege Deutschlands nicht mischte und treu an Kaiser Heinrich dem Heiligen hielt. Er war ein kriegerischer Mann und nahm den Moravern und Czechen bedeutende Strecken am linken Donauufer, bewahrte aber den Frieden mit den Magyaren. Er starb 1018, und die Markgrafschaft, die jetzt schon unter dem Namen Osterrichi in einer Urkunde vorkommt, kam an seinen Bruder Albrecht I., den Sieghaften. Dieser drängte mit Hülfe der deutschen Kaiser die Ungarn immer weiter aus Oesterreich, eroberte das schöne Land vom Kahlenberge bis an die Leitha und half Haimburg zur östlichen Vormauer Deutschlands machen. Zur Anerkennung seiner Verdienste gab ihm der Kaiser das eroberte Land, welches Anfangs ein eigner Markgraf beschirmte, als einen Theil der Ostmark, und erklärte

seinen Sohn Leopold II., den starken Ritter, zum Nachfolger, doch ohne damit ein Erbrecht auf Sohn und Enkel begründen zu wollen. Leopold II. starb aber in der Bluthe seines Alters, und dem Sieghaften folgte (1056) Ernst der Strenge oder Streitbare (strenuus). Er erweiterte Oesterreich gegen Böhmen im Norden und gegen die Ungarn unter Bela und Geisa im Süden, drang sogar über die Leitha bis Chunigesprou (Königsbrunn) wurde vom Kaiser Heinrich in einem Freiheitsbriefe zum „allergeheimsten Rathe des römischen Reiches" ernannt, und blieb im Kampfe für den Kaiser, als dieser auf Antrieb des Papstes von Erzbischöfen und Kurfürsten, Prälaten und Fürsten befriegt wurde, in der Schlacht an der Unstrut (1075). Er hinterließ Oesterreich seinem Sohne Leopold III., dem Schönen. Dieser wandte sich völlig auf die päpstliche Seite gegen die kaiserliche Macht, und brachte über Oesterreich eine Reihe der größten Gefahren und Unglücksfälle. Kaiser Heinrich IV. überfiel es, durchzog die Gauen sengend und brennend nach allen Richtungen, erklärte Leopold seiner Markgrafschaft verlustig und sprach sie dem Könige von Böhmen zu. Nur der Sieg seines Feldherrn Azzo von Gobatsburg setzte Leopold wieder in den Besitz seines Landes und söhnte ihn mit dem Kaiser aus. Unter seiner Regierung kommen zum erstenmale österreichische Landstände vor. Er starb 1096 und ist der letzte der Markgrafen, welcher zu Mölk begraben wurde. Ihm folgte sein Sohn Leopold IV., der Heilige. Er herrschte 40 Jahre, hielt in der Schreckenszeit, wo der Petersstuhl sich gegen den Kaiserthron erhob, treu an Kaiser Heinrich IV., bis ihn dessen Sohn 1104 durch das Versprechen, ihm seine schöne Schwester Agnes zur Gemahlin zu geben, zum Abfall verleitete. Gegen die Ungarn führte er einen glücklichen Krieg und schlug sie bei Castrum ferreum (deutsch: Eisenburg, ungarisch: Vasvar), befestigte den Kahlenberg und andere Grenzörter und wurde wegen seiner Freigebigkeit gegen die Klöster heilig gesprochen. Oesterreich gewann unter ihm an Bevölkerung und Anbau, Kunstfleiß und Wohlstand. Er verlegte den Markgrafenstuhl auf den äußersten Auslauf des Kahlenberges, der nach ihm der Leopoldsberg genannt wurde, und starb 1136. Ihm folgte sein dritter Sohn Leopold V. (der älteste wurde wegen Kränklichkeit, der zweite aus unbekannten Ursachen übergangen), ein Halbbruder des ersten hohenstaufischen Kaisers von mütterlicher Seite. Er erhielt von Kaiser Konrad III. 1140 das Herzogthum Bayern, nachdem Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen, seiner Herzogthümer entsetzt worden war. Diese Verbindung von Bayern mit Oesterreich war indeß nicht dauernd. Die bayrischen Grafen erhoben sich gegen Leopold in offener Blutfehde, welcher mitten in diesen Kämpfen 1141 starb. Da er keinen Sohn hinterließ, so erklärte der deutsche Kaiser des verstorbenen zweiten, früher übergangenen Bruders Sohn Heinrich II., Jochsamergot (von einem Lieblingsworte: ja so mir Gott helfe) genannt, zum Nachfolger. Dieser vermählte sich, um sich im Besitze Bayerns zu befestigen, mit Heinrich's des Stolzen Wittwe, setzte die Fehden dieses Landes mit den Welfen und ihren Anhängern fort, begleitete den Kaiser Konrad III. auf einem Kreuzzuge nach Palästina, mußte aber 1154 unter dem neuen Hohenstaufen Friedrich I. Barbarossa, um den Kämpfen in Deutschland ein Ende zu machen, Bayern an Heinrich den Löwen abtreten, und erhielt dafür den berühmten sogenannten Fridericianischen Freiheitsbrief, nach welchem von Bayern die sogenannte Mark Bayern zwischen dem Inn und der Ens für ewige Zeiten mit der Mark unter der Ens vereinigt, der Besitzer der Mark ob und unter der Ens den Herzogstitel erhielt und das neue Herzogthum für erblich an die Söhne und in Ermangelung derselben auch an die Töchter erklärt wurde. Alle diese Privilegien sollten auch an jene Länder übergehen, welche die Herzöge von Oesterreich hinfort erwerben oder ererben würden. Heinrich begleitete dafür den Kaiser auf einem Römerzuge, obwohl er nach seinen Vorrechten von allen Leistungen an das Reich befreit war, trat aber, als Kaiser Friedrich von Hohenstaufen die Reichsfürsten gegen Papst Alexander III. aufrief, auf Seite des Letztern, wurde deshalb vom Kaiser und seinen Nachbarn, den Czechen, Moravern und Carantanen angegriffen, sein Land geplündert und er selbst in die Flucht geschlagen, auf welcher er in Folge eines Sturzes vom Pferde starb (1172). Durch Erb- und Erstgeburtrecht erhielt nun das Herzogthum Oesterreich Leo-

pold VI., der Tugendsame. Er wurde vom Kaiser Heinrich VI. 1192 mit der Steiermark belehnt, machte 1182 und 1190 Kreuzzüge nach Palästina, half Ptolemais erobern, wurde hier von Richard Löwenherz von England beleidigt, indem dieser aus Ehrgeiz und Neid sein Panner, welches zuerst auf den Zinnen von Ptolemais wehte, herab und in den Koth werfen ließ, nahm diesen deshalb bei seinem Rückzuge durch Oesterreich gefangen, wurde vom Papste in den Bann gethan und starb an den Folgen eines Beinbruchs bei einem Ritterspiele in Grätz (31. Dec. 1194). Der nachfolgende Herzog von Oesterreich und Steiermark war Friedrich I., der Katholische. Er starb schon 1198, auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge, noch unvermählt und hinterließ die Herzogthümer seinem Bruder Leopold VII., den Glorreichen. Dieser sorgte in seinen Landen für Bürgerrecht und Städtewohlstand, gab Wien ein Stadtgericht und befestigte es, und erkannte überhaupt die höhere Bestimmung des Fürsten in weiser Gesetzgebung, ließ sich aber dennoch von dem verderblichen Irrwahne seiner Zeit, zu einem Kreuzzuge begeistern, zog mit seinen Edlen und Rittern bis in das ferne Toulouse, um hier die irrgläubigen Waldenser und Albigenser zu bekriegen und zu bekehren, wandte sich von hier gegen die Mauren in Spanien, endlich auch zur See nach Palästina, wo er Cäsarea und Damiette erstürmte (1219), und kam nach anderthalb Jahren wieder in seine Lande zurück. Er starb 1230. Friedrich der Streitbare, sein einziger ihn überlebender und jüngster Sohn übernahm Oesterreich und Steiermark als 19jähriger Jüngling. Vom Kaiser Friedrich II. in die Reichsacht und seiner Länder für verlustig erklärt, und von seinen eigenen Unterthanen als habsüchtiger, grausamer und wollüstiger Fürst gehaßt, behauptete sich dieser dennoch in fünf großen Kämpfen mit Böhmen, Bayern, Ungarn, dem Kaiser und seinen eigenen Unterthanen, und erwarb sich durch einen sechsten riesenhaften und weltgeschichtlichen Kampf in welchem er die Mongolen am Vordringen in Deutschland hinderte und das Christenthum vor Verfolgung durch die Heiden bewahrte, um Deutschland und die Christenheit ein großes Verdienst. Das große Mongolenheer wurde von ihm im glänzenden Siege zwischen Neustadt und Wien 1242 fast vernichtet. In seinem 7. Kampfe, abermals mit Bayern, Böhmen und Ungarn (1246) stürzte er mit seinem Rosse und wurde von einem Frangipani getödtet. Mit ihm starb das Geschlecht Babenberg in männlicher Linie aus. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen betrachtete jetzt Oestreich und Steiermark als eröffnete und heimgefallene Reichslehen und sandte Reichsstatthalter. Der erste war Otto von Eberstein. Allein beide Herzogthümer fielen, weil sie ihn annahmen, in den Kirchenbann, und der Reichsstatthalter entfernte sich wieder. Drei Frauen vom Stamme Babenberg traten jetzt als Erben der verwaisten Länder auf. Gertrud, die Nichte des letzten Herzogs, Konstantia die jüngere und Margaretha dessen älteste Schwester. Indeß Oesterreich und Steiermark begannen ihre Angelegenheiten ganz abgetrennt von einander zu behandeln. Die Stände von Oesterreich verlangten den Prinzen Ottokar II. von Böhmen zum Herzog, und Steiermark einen Prinzen aus Bayern. Ottokar II., ein glanzvoller Jüngling, kam mit einem wohlgerüsteten Heere nach Oesterreich (1250), vermählte sich mit der alternden Margarethe, und Steiermark wurde von Bayern dem Könige von Ungarn überlassen. Ottokar II. faßte indeß als Herzog von Oesterreich den Entschluß, Steiermark zu erobern, stritt mit Vortheil gegen die Ungarn, sein Land wurde aber schrecklich verheert und nur erst der Friede von Ofen (1254) machte den Gräueln ein Ende und brachte die Hälfte von Steiermark zu Oesterreich. Damit begnügte sich indeß Ottokar noch nicht, brachte durch den entscheidenden Sieg bei Kressenbrunn an der March (1261) ganz Steiermark wieder an Oesterreich, und ließ sich vom Kaiser durch eine Art Lehenbrief in seinem Besitze bestätigen. Auch Kärnthen und Krain erwarb er durch List von dem kinderlosen Besitzer. Gegen Bayern trat er zweimal in den Kampf, ebenso gegen die heidnischen Preußen, wo er Königsberg gründete, und gegen Ungarn unter Stephan V. und Ladislaus IV., und ließ sich zuletzt von seiner Gemahlin Margaretha scheiden. Ottokar war einer der größten Herrscher des Mittelalters. Für Städtewesen und Bürgerfreiheit führte er Großartiges und Treffliches aus, erhob Bergbau und Kunstsinn, gründete Königsberg und Braunsberg, Budweis und Hradisch, Mar-

hef und Zittau, dachte bei äußerm Glanze auf innere Gewalt durch Gleichheit der Rechte und Abgaben, verfuhr aber mit oft grausamer Strenge gegen den Adel, und hatte Verstellung und Wollust, Rachgier und Gewaltthat mit vielen seiner Vorgänger gemein, darum haßten ihn die Stände, und als er den neuen Kaiser Rudolph von Habsburg (1273) nicht anerkannte, wurde er in die Acht erklärt. Oesterreich und Steiermark fielen von ihm im entscheidenden Augenblicke ab, und er selbst an der Spitze seiner Böhmen und Mähren fiel in der Schlacht auf dem Marchfeld bei Laa oder Stillfried (1278). Rudolph wurde der Stammvater des Hauses Habsburg, und belehnte mit den heimgefallenen österreichischen Landen 1282 seine Söhne Albrecht I. und Rudolph II.

Vierte Periode. Oesterreich unter den Habsburgern. Kaiser Rudolph's I. Sohn, Albrecht I., traf mit seinem Bruder einen Vergleich, worin er die Herrschaft Steiermark und Krain ungetheilt übernahm. Kärnthen wurde Albrecht's Schwiegervater, dem treuen Grafen Meinhard von Tyrol überlassen. Herzog Albrecht war aber ein strenger, ernster, herrischer und zurückstoßender Mann. Deshalb erhielt er auch nicht die durch den Tod seines Vaters erledigte Kaiserkrone, und mußte sich bequemen, obschon bittern Groll im Herzen, von seinem verhaßten Nebenbuhler, dem neuen Kaiser Adolf von Nassau, Oesterreich und Steiermark die Lehen zu nehmen. Glücklich dämpfte er die in seinen Landen gegen ihn ausgebrochenen Unruhen, und wurde durch einige Kurfürsten zum Gegenkaiser ernannt. Er tödtete in der Schlacht bei Worms mit eigener Hand den Kaiser Adolf und übergab Oesterreich und Steiermark seinen Söhnen Rudolf III., Friedrich III. und Leopold als Lehen. Rudolf III. von Habsburg führte indeß eigentlich die Regierung (1298—1306), starb aber auf einem Zuge nach Böhmen an der Seuche. Ihm folgte sein Bruder Friedrich III. der Schöne. Er erlebte die Ermordung seines Vaters durch seinen nächsten Neffen Johann von Schwaben, und sah den Kaiserthron durch Wahl an Ludwig IV. von Bayern verliehen. Unterstützt von einigen Kurfürsten trat er als Gegenkaiser auf, wurde in der Schlacht bei Mühldorf (1322) gefangen, und mußte, um wieder frei zu werden, nach 3jähriger Haft dem Kaiserthrone entsagen. Er starb in der Blüthe seiner Jahre (1330). Sein Bruder (die ältern waren bereits gestorben) Albrecht II., der Weise, durch Gicht am Arm und Fuß früh gelähmt, daher auch der Lahme genannt, trug die Bestimmung, das Geschlecht Habsburg fortzupflanzen. Er vermehrte durch kluge Politik, Heirath und Kauf seine Ländereien beträchtlich. Er kaufte in der Schweiz Rapperswyl, brachte im Elsaß die Städte des Sundgaus, die Grafschaft Pfort und die Landgrafschaft, im Breisgau die Herrschaften Hornberg und Triberg, in Schwaben die Grafschaften Schelkingen, sammt den Gütern des Waldsees; in Tyrol die Schlösser Rodegg, Ehrenberg und Stain an sich; Kärnthen suchte er durch Politik zu gewinnen, indem er ihm eine Landhantvest als Grundvertrag gab; Krain erhielt von ihm eine feste Ordnung der Dinge; Salzburg und Passau behandelte r so klug, daß er als Oberschirmvoigt und als Stützpunkt gegen Bayern betrachtet wurde. Im Jahre 1358 folgte ihm Rudolf der Sinnreiche, ein schöner hochgebildeter Fürst, hell denkend über Mönchthum, Priestermacht und Papstgewalt. Er besaß außer den zerstreuten Besitzungen in der Schweiz, Schwaben, Elsaß und Breisgau, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und erwarb auch Tyrol durch Unterhandlung und kühne Waffenthat. Er baute in der Schweiz die Brücke, welche Rapperswyl mit Hurt verbindet, gründete den Münster in Wien und ebendaselbst nach Prags Vorbilde die erste Universität von Deutschland. Die Mönche und Priester haßten ihn aber und er starb 26 Jahr alt (1365) zu Mailand an Gift. Seine beiden Brüder Albrecht mit dem Zopfe und Leopold III. der Biderbe theilten sich in die mühsam verbundenen österreichischen Lande. Nach mehr als vier Theilungen nahm endlich (1379) Albrecht Oesterreich und Leopold Steiermark und die übrigen Besitzungen. Oesterreich gerieth beim Zwiste dieser Brüder in schreckliche Unordnung. Das Faustrecht nahm überhand, und Albrecht mit dem Zopfe mußte trotz seiner gelinden Gemüthsstimmung das Schwerdt führen und der Fehdegeist und die Gewaltthat der Zeit stimmte seine schwache Seele zu Menschenscheu und Klostersinn. Als Leopold III. der Biderbe am 9. Juli

1386 bei Sempach fiel, führte Albrecht die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne seines verstorbenen Bruders, und starb 1395 während eines Feldzuges zu Gunsten der böhmischen Stände. Verwirrung und Schwäche mehrten sich in Oesterreich unter dem nachfolgenden Albrecht IV., welchen man das Weltwunder nannte. Er wohnte am liebsten in Karthause zu Marbach, wandelte (1400) als Pilger verkleidet und barfuß nach Palästina, erlebte hier allerlei Abenteuer, wurde auf einem Feldzuge gegen Jodokus von Mähren vergiftet (1404) und hinterließ einen noch unmündigen Sohn Albrecht V. den Strengen. Die Vormundschaft führten bis zu dessen Mündigkeitserklärung, die schon in seinem noch nicht vollendeten 14. Jahre erfolgte, seine Vettern, die Habsburger in Steiermark, die Söhne Leopold's des Biderben. Albrecht V., in dem die Stürme der Zeit jene Charakterstärke erzeugt hatten, welche unerschütterlich fest an den einmal gefaßten Grundsätzen hielt, und bei nothwendiger List doch das Schwerdt als schönsten Schmuck des Mannes ansah, stellte schnell in seinen Landen die alte Ordnung wieder her, hielt seine Vettern (Ernst der Eiserne, Herzog von Steiermark, Kärnthen und Krain, Friedrich mit der leeren Tasche von Tyrol und Leopold der Stolze, der die Vorlande besaß), welche bis an die Thore Wiens plündernd streiften, in Schranken, vermählte sich mit Elisabeth von Luxemburg, der Erbin von Ungarn und Böhmen, schloß sich fest an seinen Schwiegervater den Kaiser Siegmund an, erhielt als Heirathsgut Mähren, war überhaupt ein großer Krieger und unter den Fürsten seiner Zeit der erste Feldherr, vermochte aber doch nichts gegen die Hussiten unter dem blinden Ziska und unter Prokopius, war aber siegreicher gegen die Türken in Ungarn. Während Albrecht in Oesterreich herrschte, stand Steiermark, Kärnthen und Krain unter dem Habsburger Ernst dem Eisernen (1411—1424), welcher 1418 über die Türken unter Achmet Bey in Steiermark, wo sie zum ersten Male den deutschen Boden betraten, auf dem Felde von Leibnitz einen glänzenden Sieg erfocht. Nach Kaiser Siegmund's Tode erwählten die Ungarn und Böhmen Albrecht den Strengen zum König und die Deutschen zum Kaiser. Als Herzog hieß Albrecht V., als König der Erste, als Kaiser der Zweite. Er saß nur zwei Jahre auf dem Kaiserthrone, von 1437 bis 1439, und starb auf einem Feldzuge gegen die Türken. Sein Sohn Ladislaus Posthumus beschloß 1457 die Albrecht-österreichische Linie, deren Länder nun der steiermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen beim Hause Oesterreich, nur Ungarn und Böhmen gingen nach Ladislaus Tode auf einige Zeit verloren, indem die Ungarn Mathias Corvinus Hunyad, die Böhmen Georg Podiebrad zu Königen wählten, sowie auch nach blutigen Kämpfen mit den Schweizern unter dem nachfolgenden Kaiser Friedrich III., dem Friedsamen, dem ersten deutschen Kaiser aus der habsburg-steiermärkischen Linie, die letzten habsburgischen Stammgüter in der Schweiz. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz dieses Hauses zu erhöhen, ertheilte der Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Die durch Albrecht's V. Tod zwischen Friedrich und seinem Bruder Albrecht dem Leichtsinnigen herbeigeführten Erbfolgestreitigkeiten endigte des Letztern Tod 1464, und Friedrich war alleiniger Herr über Oesterreich. Seinen ritterlichen Sohn Maximilian vermählte er mit Maria, der Erbin von Burgund, der Tochter Karl's des Kühnen, erwarb dadurch für Oesterreich die Niederlande, und wurde ungeachtet seiner Unthätigkeit somit doch der Gründer von Oesterreichs Größe. Er starb am 19. August 1493. Maximilian I. (s. d.), welcher vom Vater den Erbtitel des Erzherzogs und von den Kurfürsten die Wahlkrone des Kaiserthrones erhielt, besaß Oesterreich mit Steiermark vereint (1493—1519). Er verband mit seiner Macht auch Kärnthen, Krain, Küstenland, Tyrol, sammt den Besitzungen in Schwaben, Breisgau, Elsaß und Allem, was von dem Stammgute der Habsburger in der Schweiz noch übrig war. Er erheirathete mit Maria von Burgund die 17 herrlichen Provinzen des Niederlandes, welche sein Sohn Philipp der Schöne erbte. Er sah diesen vermählt mit der Erbtochter von Kastilien und Aragonien, Johanna, wodurch Habsburg Spanien, sammt den Besitzungen in 3 Welttheilen und die neuentdeckte Welt erhielt. Auch auf Ungarn und Böhmen erwarb er seinem Hause erneuerte Ansprüche, und

der Wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften zu werden. Die Vereinigung Spaniens und Oesterreichs erfolgte indeß erst nach seinem Tode (12. Jan. 1519), indem sein Sohn Philipp der Schöne schon 1506 starb, und erst sein Enkel, Philipp's ältester Sohn, Karl I., König von Spanien, als Karl V. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser wurde Stifter von Spanisch-Habsburg und überließ durch die Theilungsverträge von Worms (28. April 1521) und Gent (17. Mai 1540) alle deutschen Erbländer, mit Ausnahme der Niederlande, die er für sich behielt, an seinen Bruder Ferdinand I. (s. d.), welcher Stammvater des Hauses Deutsch-Habsburg wurde. Ferdinand erwarb vermöge seiner Vermählung mit Anna Jagello, der Tochter König Ludwig's II. von Ungarn, nachdem dieser in der Schlacht bei Mohacs (29. Aug. 1526) gegen die Türken auf der Flucht in einem Moraste erstickt war, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den dazu gehörigen Landen Mähren, Schlesien und Lausitz, und wurde im folgenden Jahre zu Prag und Preßburg als König von Böhmen und Ungarn gekrönt. In Ungarn indeß stand ihm Johann von Zapolya als Gegenkönig entgegen, verband sich mit Sultan Soliman II., und dieser stand schon 1529 vor den Mauern Wiens, dem einzigen Bollwerk Deutschlands gegen Osten, und nur die klugen Maßregeln des österreichischen Feldherrn Grafen Niklas von Salm retteten die Hauptstadt, und der harte Winter nöthigte die Türken zum Rückzuge. Mit Johann von Zapolya schloß Ferdinand 1535 einen Vergleich, nach welchem Ersterer den Königstitel und die Hälfte von Ungarn erhielt, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen erhalten sollten. Nach Johann's Tode bedrohte Soliman II. Oesterreich und Steiermark mit neuer und größerer Gefahr als früher, und nach 15jährigem Kampfe konnte Ferdinand vom kriegerischen Sultan durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten nur einen 5jährigen Waffenstillstand erkaufen (1562). Die lutherische Lehre, welche sich bald nach dem Antritte seiner Regierung in Oesterreich verbreitete, strebten Ferdinand's strenge Maßregeln vergebens auszurotten, indeß war derselbe bemüht, den Gebrechen der römischen Kirche abzuhelfen. Er ließ durch den Jesuiten Canisius einen Katechismus verfertigen und in seinen Landen einführen, gestattete 1556 den Niederösterreichern den Genuß des Kelchs beim Abendmahl, betrieb auf der Kirchenversammlung zu Trident die Genehmigung der Priesterehe und der Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, herrschte überhaupt mild und gemäßigt und seine deutschen Staaten befanden sich unter seiner Regierung wohl, vollbrachte aber kurz vor seinem Tode (25. Juli 1564) eine That von den größten Folgen im Kirchenwesen, indem er 1563 den Orden der Jesuiten durch eine goldene Bulle in den österreichischen Staatenbund aufnahm. Von wichtigen politischen Fragen war auch die von ihm 1564 vorgenommene Theilung des österreichischen Staatenbundes unter seine drei Söhne; Maximilian II. (s. d.) erhielt Ungarn, Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich; Ferdinand, unebenbürtig vermählt mit der edlen Patrizierin Philippine Welser von Augsburg, bekam Tyrol sammt den Vorlanden in Schwaben, Breisgau und Elsaß, und der Drittgeborne, Karl, Steiermark sammt dem innern Oesterreich bis ans Meer. Maximilian II., der auch Kaiser wurde, gehörte zu den edelsten Männern, die je einen Thron inne hatten. Er war friedliebend, in Religionssachen duldsam, als Regent gerecht. Obschon die Bannesdrohungen des Papstes nicht fürchtend, hing er doch fest am Glauben seiner Väter, gestattete aber die Augsburgische Confession, um fernere Verirrungen zu hemmen, und suchte den Katholicismus durch Wegschneidung späterer Auswüchse und Zusätze der ursprünglichen Einfachheit wieder zu nähern. Gegen die Türken war er glücklicher als sein Vater. Der gefürchtete Soliman blieb beim Sturme auf Szigeth und der neue Sultan schloß zu Adrianopel einen Waffenstillstand (1567). Maximilian starb am 20. Oct. 1576 und sein Sohn Rudolf II. (s. d.) ein gelehrter, aber sonst träger Fürst, erhielt als Erstgeborner die Kronen von Deutschland, Ungarn und Böhmen. Durch Jesuiten erzogen, hielt er es für Pflicht, die Glaubensmeinungen zu beschränken. Die Protestanten haßten ihn, weil er sie ihres Glaubens wegen schonungslos drückte, und die Katholiken nicht weniger, weil er in den Staatsgeschäften kraftlos und unthätig sich zeigte. Sieben Feldzüge gegen die Türken brachten wenig Ruhm;

die Kaiserlichen wurden von den Ungläubigen mit Hülfe der Siebenbürgen unter Stephan Bocskai, einem eifrigen Protestanten, bis nach Preßburg zurückgedrängt; Ungarn schien als Vormauer der Christenheit verloren, und Rudolf II. that nichts zu Oesterreichs Rettung (1606). Man wählte daher seinen Bruder den Erzherzog Mathias (s. d.) 1606 zum Kaiser. Dieser schloß mit Siebenbürgen und den Türken Friede auf 20 Jahre, erlebte aber das Ende der Unterhandlungen mit Böhmen nicht, welches für die Religionsfreiheit die Waffen ergriffen hatte. Er starb am 20. März 1619 kinderlos. Ihm folgte Ferdinand II. von Steiermark als deutscher Kaiser. In Ferdinands Grundsätzen lag eine Hauptursache, daß der Kampf, welcher bereits in Böhmen begonnen hatte, in einen 30jährigen Glaubenskrieg überging, an welchem allmälig die Hälfte Europas Antheil nahm. Böhmen und Ungarn weigerten sich Ferdinand als abgesagten Protestantenfeind anzuerkennen. Graf Thurn drang gegen ihn von Böhmen, Bethlen Gabor von Ungarn her gegen Wien; Ferdinand trieb beide zurück. Böhmen setzte ihm hierauf in Friedrich von der Pfalz einen Gegenkönig, aber Ferdinand schlug auch diesen am weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620) und nach Böhmens Bezwingung schlossen auch die Ungarn Frieden (31. Dec. 1621). In Böhmen ließ Ferdinand die protestantische Lehre, die trotz aller Verfolgungen darin noch immer herrschend war, 1623 mit Gewalt vertilgen; in Niederöstreich wurde weniger rasch verfahren, doch begann die Verfolgung der Protestanten 1628 und wurde mit gleicher Strenge durchgeführt. Oesterreich kostete dieser Religionskrieg den Flor seiner Länder. Unter Ferdinand III., seinem Sohne und Nachfolger (1636 bis 1657), wurde das schöne Land immer mehr der Schauplatz des Kriegs. Im Prager Frieden 1635 mußte Ferdinand die Lausitz an Sachsen abtreten, und im Frieden zu Münster und Osnabrück (30. Oct. 1648) auch seine Gebiete, Städte und Rechte im Elsaß an Frankreich, und Böhmen hatte von 732 Städten noch 130, von 30,700 Dörfern nur 6000, und von 3 Mill. Einwohner nur noch 780,000. Leopold I. (s. d.), Ferdinand's III. Sohn und Thronerbe, reizte die Ungarn durch unduldsame Härte. Tököly (s. d.) fand türkischen Beistand, und Kara Mustapha belagerte Wien (1683), das Johann Sobiesky (s. d.) mit 30,000 Polen und die Deutschen entsetzten. Leopold führte glückliche Kriege, er hatte ausgezeichnete Feldherrn. Der neue Sultan Mustapha II. wurde viermal (1691, 1693, 1695 und am 11. Sept. 1697 bei Zentha) geschlagen, und 1699 schloß Prinz Eugen von Savoyen, der Sieger bei Zentha, mit der Pforte Frieden, worin Oesterreich, Slavonien und Siebenbürgen erhielt. Auch Ungarn wurde wieder unterworfen und 1687 in ein Erbreich verwandelt. Als Karl II., der letzte Habsburger in Spanien, 1700 kinderlos starb, verlangte König Ludwig XIV. die Krone Spaniens für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, kraft Testament, Kaiser Leopold dagegen für seinen Sohn, Karl von Habsburg, kraft Stammrecht. Darüber entstand der spanische Erbfolgekrieg; während desselben starb Leopold am 5. Mai 1705. Leopold war ein gelehrter Fürst, ließ sich aber von Jesuiten leiten. Er behauptete den ersten Rang unter den einheimischen Gesetzgebern, ließ den Codex Austriacus, ein geschichtlich wichtiges Buch, in Foliobänden sammeln (1704), war aber in Religionssachen ganz befangen und der Jesuitenorden stieg unter ihm zu hohen Ansehen. Im bürgerlichen Gerichtswesen traf er mehrere heilsame Verordnungen, setzte unter andern an die Stelle der Marter den Schwertschlag, legte das erste Zuchthaus an, und gab auch eine Reihe Gesetze über die Hexen. Im J. 1702 führte er das Stempelpapier und die Vermögensteuer ein, errichtete das Banco del Giro zu Wien, und durch seine Generale Montecuculi und Prinz Eugen gab er dem gesammten Kriegswesen eine neue Organisation. Er stiftete ferner die Akademie, um die Oesterreicher von den Reisen ins Ausland zurückzuhalten, weil er die Ansteckung Frankreichs fürchtete, gab ihr aber keine Lehrfreiheit. Sein ältester Sohn und Nachfolger Joseph I. (s. d.) nahm den österreichischen Staatenbund in Besitz, während dessen Bruder, Karl III. von Barcelona, Catalonien und Valencia anerkannt, für die spanische Erbfolge kämpfte. Beide Brüder standen vereint in dem großen Kampfe, der, auf fünf Kriegsschauplätzen, in Deutschland, in Italien, den Niederlanden, in Spanien und in Ungarn geführt, durch die ganze Regierung

Joseph's I. sich hinzog. Dieser starb unerwartet sohnlos an den Kinderpocken am 27. April 1711, und sein Bruder Karl übernahm jetzt als Karl IV. (s. d.) die Regierung der österr. Staaten und als Karl VI. die deutsche Kaiserkrone. Unter ihm wandte sich das Glück wegen der spanischen Erbfolge auf Frankreichs Seite, Spanien wurde an den zweiten Enkel Ludwig's XIV. gegeben (1712), und Oesterreich erhielt durch den Badener Grundvertrag die katholischen Niederlande, das Herzogthum Mailand mit Mantua, das Königreich Neapel und die Insel Sardinien als Entschädigung. Die Monarchie umfaßte, mit Einschluß des später erworbenen Königreichs beider Sicilien (1720), einen Flächenraum von 9043 Q.M., mit fast 29 Millionen Bewohnern, hatte ein Heer von 130,000 Mann, und an 13 bis 14 Millionen Einkünfte. In dem bald nach dem badner Frieden ausgebrochenen Türkenkriege wurden noch durch den Passarowitzer Frieden das Banat mit Temeswar, die westliche Wallachei bis an die Aluta, Belgrad mit dem Gebiete von Serbien und ein Stref von Bosnien gewonnen. Indeß kam O. mehrmals in Gefahr, für die span. Erbfolge Gut und Blut zu opfern. Karl VI. von Habsburg hatte niemals förmlich auf Spaniens Krone Verzicht geleistet, und Philipp von Anjou Neapel, Mailand und die Niederlande niemals förmlich abgetreten. Der spanische Premierminister Alberoni gründete hierauf den Hauptgedanken, dem österreichischen Staatenbunde das im badner Frieden Gewonnene wieder zu entreißen. Alberoni's Plan mißlang aber, da eine Quadrupelallianz zwischen England, Holland, Frankreich und Oesterreich für die Fortbestehung des gegenwärtigen Standes der Dinge sich bildete, und im Frieden von Haag (1720) wurde dem Kaiser Karl VI. für seinen Beitritt der Austausch des schönen Siciliens gegen das ärmere Sardinien verbürgt. Zu Vermeidung künftiger dem Reiche unheilbringender Erbfolgestreitigkeiten stellte Karl VI. auch ein Erbfolgesetz fest, welches den Namen der pragmatischen Sanction (s. d.) erhielt. Die polnische Königswahl nach August's II. Tode verwickelte Oesterreich, welches seinen Bundesgenossen August III. die Krone erwerben wollte, mit Frankreich, welches Stanislaus Lesczinski unterstützte in einen Krieg (1733). Karl VI. erwartete vergebens Unterstützung von England, Holland, Rußland, Preußen und Dänemark und mußte daher im Wiener Frieden 1735 und im darauf folgenden Definitivfrieden (8. Nov. 1738 mit Frankreich, 3. Febr. 1739 mit Sardinien und 11. April 1739 mit Spanien und Sicilien) Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien, Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er blos Parma und Piacenza erhielt. Unterdeß hatte die Czarin Anna einen Türkenkrieg begonnen, um die Pläne Peter's I. für die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere durchzusetzen, und forderte hierzu vom Kaiser Karl VI. die rechtmäßige Hülfe von 30,000 Mann. Karl ruhmsüchtig und hochmüthig schickte seine Gesammtmacht gegen die Pforte, aber die Türken nahmen dennoch Orsowa, Semendria, Vipalanka, machten Miene, Belgrad zu umzingeln, und im Belgrader Frieden (1730) verlor Oestreich fast alle Früchte von Eugen's Siegen bis auf Temeswar, denn es mußte Belgrad, Servien, den östreichischen Antheil an der Wallachei, Orsowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Karl bewilligte Alles, um seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in seinen Staaten zu sichern, beschloß auch einen innigeren Bund mit den Seemächten, um Frankreich stärkeren Widerstand leisten zu können, im Fall es eine Zerstückelung des österreichischen Staatenbundes beabsichtigte, allein mitten in seiner Thätigkeit ereilte ihn der Tod (20. Oct. 1740), und seiner Tochter konnte er zur Behauptung seiner Königreiche weder Heer noch Geld, sondern nur das schriftliche Versprechen der europ. Mächte hinterlassen. Maria Theresia (s. Theresia), Karl's VI. Erstgeborne, bestieg unter nicht erfreulichen Auspicien den Thron ihrer Väter. Zwar erbot sich Preußen, in Fall man ihr Erbrecht antasten sollte, Anfangs zum Vorkämpfer, Sachsen versprach Beistand in Gefahr, Rußland versicherte Freundschaft, der Cardinal Fleury erklärte die Anerkennung Frankreichs zwar nicht schriftlich, aber mündlich und etwas dunkel, und nur der Kurfürst von Bayern erklärte sich wahr und offen für eine Wahlkrone Deutschlands. Bald aber änderten sich die friedlichen Gesinnungen. Es erhoben sich von allen Seiten nach Karl's VI. Tode Ansprüche an Oesterreich. Die Bourbons auf dem Throne Spaniens wollten die Ansprüche ihrer

Vorfahren, der Habsburger, auf die Erbschaft Oesterreich geltend machen; sie erschienen mit den Bourbons in Frankreich und mit den Bourbons in Neapel zu einem Familienpacte verbunden, und Friedrich II. (s. d.), welcher kaum den Thron von Preußen bestiegen, rückte plötzlich am Ende des Jahres 1741 in Schlesien ein, um das starkbefestigte Herzogthum der bedrängten Fürstin zu entreißen. So eröffnete sich die Reihe von Kämpfen, welche unter dem Namen des österreichischen Erbfolgekrieges 8 Jahre wütheten (1741—1748), doch endete sich das Ganze für Maria Theresia durch Kriegsthaten und Staatsunterhandlungen so glorreich, daß sie im Aachener Frieden (18. Oct. 1748) die Anerkennung der pragmatischen Sanction erhielt. Gegen Bayern hatte sie die Anerkennung ihres Gemahls Franz I. von Lothringen (s. d.) als Kaiser von Deutschland durchgesetzt; sie bekam die verlornen Niederlande wieder, konnte aber die Aufhebung des Barrieren-Tractates von den Seemächten nicht erwirken. Preußen behielt Schlesien und Glatz; der spanische Prinz Don Philipp erhielt Parma, Piacenza und Guastalla; Sardinien die ihm von Oesterreich abgetretenen Provinzen; Modena und Parma wurden wieder hergestellt, und alle Mächte erkannten für ewige Zeiten die Untheilbarkeit des österreichischen Staatengebietes an. Frankreich, Großbritannien und die Generalstaaten unterzeichneten zuerst, Spanien und Sardinien folgten, endlich auch Preußen. Maria Theresia konnte aber den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen. Sie führte Entwürfe aus, die eines großen Mannes würdig waren. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden durch ihren großen Minister Kaunitz zu einem Bunde mit Frankreich eingeleitet. Kaunitz bot mit Madame Pompadour in Frankreich, mit Bestutschew in Rußland, mit Brühl in Sachsen und Polen, mit den Gyllenborgs in Schweden Alles auf, um Friedrich II. von Preußen durch Macht zu stürzen. Der bedrohte König brach aber plötzlich in Sachsen ein und so entstand der 7jährige Krieg, in welchen sich halb Europa verwickelte, da England diesmal auf preußische und Frankreich auf österreichische Seite trat (1756—1763). Der 7jährige Krieg bedrohte Wien einmal, er gab Berlin in die Hände der Oesterreicher, Königsberg in die Hände der Russen, und brachte den König Friedrich II. so weit, daß er nur den Boden sein nennen konnte, auf welchem sein Heer stand. Er hatte sich durch England und Frankreich bis nach Amerika und die andern Welttheile ausgebreitet. Als aber diese zwei Hauptmächte im Lustschlosse zu Fontainebleau sich ausglichen, mußte Oesterreich auch mit Preußen im Jagdschlosse zu Hubertusburg unterzeichnen (11. Febr. 1763). An das vielverlierende Frankreich schlossen sich Spanien und Neapel; mit dem nichtsgewinnenden Oesterreich hielten es Polen und Deutschland. Friedrich II. behielt Glatz und Schlesien, er räumte Sachsen sammt den weggenommenen Archive dem Kurfürsten ein und gelobte dem Erstgebornen Maria Theresia's die Stimme zur römischen Königswahl. Man bestätigte die vier Frieden von Münster, Osnabrück, Breslau und Berlin; aber der 7jährige Krieg hatte Deutschland um Geld und Wohlstand, Sachsen an den Rand des Abgrunds geführt, Preußen erschöpft und Oesterreich mußte zum ersten Male Papiergeld machen. Maria Theresia und Friedrich II. waren außerordentliche Menschen, aber sie hatten die schönste Zeit ihres Lebens in Kummer und Sorge zugebracht, und mußten den Rest ihrer Tage den Wunden ihrer Krieger und den Brandschäden ihrer Länder weihen. Nach dem Hubertusburger Frieden arbeitete Maria Theresia mit angestrengter Kraft für Stärke und Ordnung des Staates. Sie verlor bald ihren Gemahl Franz I. von Lothringen, den sie zwar zärtlich liebte, aber doch von allem unmittelbaren Antheile an den Regierungsgeschäften entfernt hielt (1765), und verlieh nun ihrem erstgebornen Sohne Joseph II. (s. d.) den glänzenden Namen des Mitregenten und die wirkliche Oberleitung des Kriegswesens. Sie nannte den Ackerbau auf einer ihrer Münzen die Kunst, welche die Künste großsäugt, und that dafür so viel als beim Fortbestande der Leibeigenschaft, des Zehnts und der Roboth nur möglich war; sie hob das Geldwesen so sehr, daß sie in der Einnahme um 2 Mill. voraus war; sie sah das Kriegsheer auf 200,000 Mann erhoben und die Möglichkeit schneller Verstärkung eröffnet. Die ganze Leitung der auswärtigen Staatsgeschäfte vereinte der Fürst Kaunitz, welcher sich zwischen Mutter und Sohn bei entgegengesetzten Ansichten und Absichten in vollem Gleich-

gewichte erhielt. Um die verständig benutzten Friedensjahre nicht vorschnell durch neue Kämpfe zu unterbrechen, mußte Maria Theresia Theil nehmen an Polens Theilung, welche Friedrich II. entworfen, Katharina II. gebilligt hatte. So vermehrte sich der österreichische Staatenbund mit Galizien und Lodomerien, dem alten Halitsch und Wladimir (1773). In demselben Jahre beschloß Maria auch die Aufhebung des Jesuitenordens und wirkte dadurch für Kirche und Schule in ihrem Lande höchst bedeutend. — Von höchster Bedeutung in mercantilischer und militärischer Hinsicht waren für Oesterreich die Verhältnisse und Verwicklungen mit Bayern, dem Grenznachbar. Als Maximilian Joseph von Bayern starb und Karl Theodor von der Pfalz ihm folgte, erhob Oesterreich Ansprüche auf Theile von Bayern und auf die böhmischen Lehen, welche in der Oberpfalz lagen. Die Ansprüche wurden geschichtlich entwickelt und sollten kriegerisch durchgeführt werden. Aber beim Anrücken der österreichischen Schaaren unterzeichnete Karl Theodor die Abtretung Niederbayerns und der Lehen in der Oberpfalz (3. Jan. 1778). Sein vermuthlicher Nachfolger, der Herzog von Zweibrücken, sollte von Oesterreich gewonnen werden, dieser wandte sich aber an Preußen, um jede Abtretung zu verhindern, an Preußen schloß sich Sachsen, welches die Allode, und Mecklenburg, welches Leuchtenberg von Bayern ansprach. König Friedrich II. mußte sogar Versailles und Petersburg für sich zu gewinnen, und der alte Krieger rüstete sich gegen den jungen Kaiser Joseph zum Feldzuge und zum vierten Preußenkriege gegen Oesterreich. Der Teschner Friede machte indeß den Fehden bald ein Ende (13. Mai1 779), und Oesterreich wurde mit dem Theile Bayerns zwischen der Donau, dem Inn und der Salza vermehrt, und umfaßte 11,070 QM.; 772 QM. wurden verloren, dagegen 1618 gewonnen. Die Bevölkerung betrug 24 Millionen, die Staatsschulden waren aber auf 160 Mill. angewachsen. Am 28. Nov. 1780 starb Maria Theresia. Ihr Erstgeborner war Thronfolger, Alleinherrscher und deutscher Kaiser, ihr zweiter Sohn Leopold besaß schon Toscana, der dritte, Ferdinand, war Statthalter von der Lombardei, und erhielt die Hand der Erbtochter von Modena, Reggio und Mirandola, Beatrix von Este, der vierte war Großmeister des Deutschordens, Coadjutor von Münster und Kurfürst von Köln. Zwei Töchter kamen als Aebtissinnen nach Prag und Innsbruck. Christina, Statthalterin der Niederlande, hatte zum Gemahl den Prinzen Albert von Sachsen, Amalia war in Parma, Carolina in Neapel und Antonia in Frankreich an den regierenden Fürsten vermählt. Aus diesen drei Ehen zeigte sich deutlich Kaunitz's vielverzweigter Lieblingsgedanke, Habsburg-Lothringen mit Bourbon in Fleisch und Blut allseitig zu verbinden. — Joseph II., von Natur glücklich ausgestattet, zu etwas mehr als blos eigenem Sinne gebildet, hatte von den Männern seines Jahrhunderts zwei große Vorbilder aufgefaßt; sie waren Peter der Große von Rußland und Friedrich II. von Preußen. Obwohl er seine Blicke auf die allgemeinen Angelegenheiten Europas ununterbrochen festhielt, so wandte er doch seine Hauptsorgfalt auf die innere Gestaltung seines Reichs. Das Volksthum, welches durch schroffe Absonderung in Verfassung, Sitte und Sprache in den ungarischen, böhmischen und deutschen Gebieten fast feindlich sich aussprach, wollte er aufheben, um ein gleichförmiges Ganze mit überall verständlicher Sprache zu bilden. Das Fürstenrecht beengt durch Herkommen und Satzung, suchte er zu entfesseln, damit der Widerstand Einiger die Anstalten für Viele nicht hemme. Die Hohepriesterschaft machte er unterthäniger und geistlicher. Er verminderte die Ordensleute beider Geschlechter, suchte den Adel durch Aufhebung der Leibeigenschaft zu beschränken und durch Landesmessungen zum verhältnißmäßigen Mittragen der Staatslast zu bringen. Durch alle diese Neuerungen hatte sich aber Joseph so viel Gemüther abgewandt, daß man das vielfache Gute, welches er für Bürger und Bauer, für Gesetz und Gericht, für Steuer und Münze, für Krieg und Heer, für Kunstsinn und Wissenschaft bewirkte, wenigstens bezweckte, weder hören noch sehen wollte. Joseph hegte früh den Gedanken, die Niederlande zu erheben, indem er den Barrieretractat vernichten und die Schelde dem Welthandel öffnen wollte. Da er hierbei ungeheure Schwierigkeiten fand, begann er den Austausch drr österreichischen Niederlande gegen Bayern zu unterhandeln. Rußland stimmte für den Austausch, allein Friedrich II. von Preußen schloß mit England, als Kurfürsten

von Hanover, mit dem Herzoge von Zweibrücken, als Anwärter von Bayern und vielen andern Beherrschern Deutschlands einen Fürstenbund, und erklärte: daß Bayern weder gezwungen noch freiwillig den Tausch eingehen dürfe, und Joseph gab in dem Schlußvertrage von Fontainebleau (8. Nov. 1785), um einen Krieg im Westen zu vermeiden, seinen Plan auf. Die Niederlande aber empörten sich wegen der kirchlichen und bürgerlichen Reformen Joseph's, und es brach unter ihnen ein förmlicher Aufstand aus. Joseph schloß sich an die Kaiserin Katharina II., denn er hatte längst schon einen Krieg im Osten entworfen, der ihm die Donaufahrt ins schwarze Meer und die Ausbreitung des Handels versprach. Er wollte die Wallachei und die Moldau oder Servien gewinnen, und am 10. Febr. 1788 erklärte er der Pforte den Krieg. Der niederländische Aufstand und der türkische Feldzug gingen neben einander. Der letztere mißlang Anfangs, aber Laudon (s. d.) gab ihm eine glückliche Wendung durch die Einnahme von Berbir und Belgrad (8. Oct. 1789), und Prinz Koburg hatte Jassy und Bucharest erobert (10. Nov. 1789). Der Aufstand in den Niederlanden stieg aber zu einer furchtbaren Höhe, da van der Noot als Rechtsgelehrter, van Eupen als Priester und van der Mersch als Kriegsmann ihn planmäßig leiteten. Die kaiserlichen Truppen mußten die Niederlande räumen (Dec. 1789). Joseph befand sich in großer Bedrängniß, denn auch Ungarn und Tyrol empörten sich; der Türkenkrieg sollte im folgenden Jahre wieder beginnen; Großbritannien zog sich von jeder Theilnahme zurück, und das eifersüchtige Preußen betrachtete die ungeheure Gährung in den österreichischen Staaten als das wirksamste Mittel, um die noch immer glücklichen Fortschritte der österreichischen Heere im Türkenkriege zu hemmen. Ueberhaupt bewies es eine so feine Staatskunst, daß Laudon mit Recht sagte: die Niederlande werden und müssen wir wohl in Schlesien wieder erobern. Mit der Aussicht auf den Doppelkrieg gegen die Pforte und Preußen, mit dem Hinblicke auf Gährung und Aufstand, endlich mit dem Gefühle, sogar in Oesterreich mit Undank belohnt zu sein, schlossen sich die kummervollen Augen Joseph's II. am 20. Febr. 1790. Sein ältester Bruder, Leopold II. (s. d.), bisher Großherzog von Toscana, folgte ihm und machte es sich zur ersten Hauptaufgabe, die Gemüther der Völker zu beruhigen. Die Beruhigung gelang ihm, da er die verhaßtesten der wohlgemeinten, für jene befangene Zeit aber noch zu zeitigen Neuerungen abschaffte, theils abzuschaffen Miene machte. Doch blieben die Gesetzbücher und Gerichtsformen, es blieb das Toleranzedict für das Kirchliche, es blieben die Kreisämter zum Schutze des Bürgers und Landmannes gegen die bevorrechteten Stände; es blieb auch die Geistesrichtung des Volkes für Kunst und Wissenschaft, also für Geschmack und Denkkraft. Seine zweite war, die friedlichen Verhältnisse mit der Pforte und Preußen herzustellen und dann Verbindungen anzuknüpfen, damit er mit Macht gegen die immer gewaltigere Staatsumwälzung in Frankreich auftreten konnte. Mit dem Blicke nach Westen schloß er zu Reichenbach mit Preußen Verträge und zu Szistowo mit der Pforte Frieden (4. Aug. 1791). Durch den Frieden von Szistowo gewann Oesterreich Chozim, das Gebiet von Orsowa und den Landstrich an der Unna, stellte aber den Türken Belgrad sammt allen Uebrigen zurück. Leopold's Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen auf dem Lustschlosse Pillnitz bei Dresden (27. Aug. 1791) hatte Frankreichs Angelegenheiten zum Zwecke und man beschloß die Wiederherstellung des Königs von Frankreich in seine Rechte als Monarch. Mitten in diesen Zurüstungen aber starb Leopold (1. März 1792). Sein Sohn und Nachfolger, Franz II., sorgte vor allen für die völligste Eintracht im Innern des österreichischen Staatenbundes, um desto kräftiger nach Außen auftreten zu können. Er schloß sich, in demselben Jahre zum deutschen Kaiser gekrönt, immer enger an Preußen, und Frankreich, um einer Kriegserklärung zuvorzukommen, erklärte Oesterreich selbst den Krieg (20. April 1792). Lafayette drang gegen die österreichischen Niederlande vor. Der erste Krieg, welchen Oesterreich gegen Frankreich führte, dauerte 6 Jahre (1792—1797). Das Vorrücken der verbündeten deutschen Mächte gegen Paris endete mit einem traurigen Rückzuge aus der Champagne (Sept. 1792). Auf diesen Rückzug folgte der schnelle Verlust von Belgien mit Brüssel (Dec. 1792), und diesem die Hinrichtung des Königs (21. Jan.) und der Königin (16. Oct. 1793). Der

Hinrichtung des Königs und der Königin folgte eine außerordentliche Verstärkung der französischen Kriegsheere, welche als Republikaner den Völkern Freiheit und Gleichheit verkündigten und als Rothmützen und Ohnehosen mit außerordentlicher Begeisterung fochten. Die vereinigten Oesterreicher, Preußen, Deutschen, Engländer und Holländer stemmten sich gewaltig gegen Carnot's „Tactique revolutionnaire" (mit ununterbrochenen Angriffen) und Robespierre's „Lévée en masse" (mit allgemeiner Kriegsverpflichtung, ohne irgend eine Ausnahme), allein im Jahre 1794 ging das ganze Niederland verloren und 1795 kam das ganze linke Rheinufer an Frankreich. Preußen trat jetzt vom Bunde mit Oesterreich ab, vereinigte einen großen Theil besonders norddeutscher Fürsten mit sich und erhielt im Frieden von Basel von Frankreich große Versprechungen. Moreau und Jourdan, welche jetzt gegen das Erzherzogthum Oesterreich vordrangen, wurden zwar vom Erzherzog Karl (1796) mit Kunst und Kraft zurückgetrieben, aber zur nämlichen Zeit eroberte der 27jährige General Bonaparte Piemont, Mailand und Oberitalien mit reißender Schnelligkeit und setzte durch Mantuas Einnahme (2. Febr. 1797) seinen Siegen die Krone auf. Der Friedensschluß von Campo Formio bei Udine beendigte den ersten Krieg, welchen Kaiser Franz gegen die Revolution führte (17. Oct. 1797). Oesterreich leistete Verzicht auf Belgien, Lombardei, Breisgau — ein großer Verlust, da das Herz des Staatenbundes mit dem Verluste dieser drei Vormauern jedem Kampfe blosgestellt war — und erkannte die Republik Cisalpinien an, welche sich aus Mailand, Mantua, Cremona, Brescia, Bergamo, Veltlin, Bologna, Ferrara, Romagna und Modena zusammensetzte. Ferdinand von Oesterreich, der Bruder von Joseph und Leopold II., sollte statt des Erbes der Este in Modena, das Erbe der Habsburg im Breisgau erhalten. Der österreichische Staatenbund erhielt Venedig, und es ward ihm noch die wichtige Erwerbung von Salzburg und Berchtesgaden versprochen, zwei wichtige Punkte, durch welche Oesterreich große Vormauern bekam und neue Handelswege eröffnet sah. — Der zweite Krieg, welchen Oesterreich gegen Frankreich unternahm, dauerte zwei Jahre (1799—1801). Der Gründe dazu waren vielerlei, besonders weil dem Könige beider Sicilien, des Kaisers Schwiegervater wegen gewagter Angriffe auf die große Republik, Neapel genommen worden war. Zu dem verband sich Großbritannien jetzt inniger mit Oesterreich, ebenso Rußland, welches nun ein Heer nach Deutschland und eins nach Italien absandte. Die erste Erscheinung der Russen in diesen Südgegenden war ächt weltgeschichtlich und folgereich für die nächsten Jahrzehnte. Kaiser Franz war im ersten Kriegsjahre glücklich, Erzherzog Karl erfocht die entscheidenden Siege bei Ostrach und Stockach, befreite Süddeutschland von den Feinden und drang bis Zürich vor, welches die Oesterreicher (5. Juni 1799) besetzten. Mit den Russen unter Suwarow eroberten die Kaiserlichen in einer Reihe von Siegen das obere Italien mit Turin und Mantua (27. Juli 1799). Allein General Bonaparte kam jetzt aus Aegypten zurück, ließ sich zum ersten Consul ernennen, und sein Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) entriß Oesterreich die sämmtlichen Früchte seiner vielen Anstrengungen in Italien. Moreau drang zugleich in Süddeutschland vor, überwältigte Salzburg (15. Dec. 1800) und erzwang zu Steier den Waffenstillstand, welcher den Franzosen Würzburg, Braunau, Kufstein, Scharnitz und ganz Tyrol übergab und ihr deutsches und italienisches Heer in unmittelbare Verbindung brachte (25. Dec. 1800). Kaiser Franz mußte am 9. Febr. 1801 den Frieden von Lüneville unterzeichnen, trat Belgien und Falkenstein, und das Frickthal sammt Allem was es von Zurzach bis Basel am linken Rheinufer besaß, an die Republik Frankreich ab, erhielt dafür Istrien, Dalmatien und die davon abhängigen Inseln im adriatischen Meere, sammt den Mündungen des Cattaro, Venedig sammt den Lagunen und allem Festlande bis an den Thalweg der Etsch, welche als Grenzfluß bestimmt ward. Oesterreich verzichtete auf das übrige Italien, auf seine Secundogenitur in Toscana und auf die Tertiogenitur in Modena, wo für jenes Salzburg und Passau, für dieses Breisgau und Ortenau versprochen wurde. Oesterreich erkannte Cisalpinien, Batavien, Helvetien, Ligurien als unabhängige Republiken. — Kaiser Franz konnte indeß unmöglich ruhig mit ansehen, wie so ganz nach Belieben Napoleon, der sich auch jetzt zum Kaiser der Franzosen erklärte, mit fremdem Ei-

genthume in den nächstfolgenden Jahren zu schalten und zu walten anfing. Franz II. zog, unterstützt von Großbritannien und Rußland, zum dritten Male gegen Frankreich (1805). Dieser dritte Krieg brachte aber, wiewohl er noch kein halbes Jahr dauerte, großes Unheil Oesterreich. Napoleon erschien blitzschnell in Deutschland, wußte nach einer Reihe von Siegen bei Donauwörth, Wertingen, Günzburg, die Festung Ulm zu umzingeln und sammt 23,800 Mann unter Mack zur Uebergabe zu zwingen (17. Oct. 1805), war am 24. Oct. in München, am 7. Nov. in Linz, am 13. Nov. zu Schönbrunn und nach einem kurzen Bombardement in Wien. Kaiser Franz und Kaiser Alexander vereinigten sich zu einer Hauptschlacht. Diese geschah zu Austerlitz am Krönungstage Napoleon's (2. Dec. 1805). Es begannen die Friedensunterhandlungen und Preußen erhielt für sein diesmaliges Stillbleiben Hanover. Der Friede von Preßburg (26. Dec. 1805) beendigte diesen Krieg. Die Franzosen hatten die Hauptstadt, das Erzherzogthum Oesterreich ganz, ebenso Steiermark, sammt andern wesentlichen Theilen des Staatenbundes und schrieben die Bedingungen vor. Oesterreich mußte Venedig herausgeben, und Bayern und Würtemberg als Könige anerkennen. Es trat an Bayern die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, den kursalzburgischen Theil von Passau, die Grafschaft Tyrol, die Bisthümer Brixen und Trient, die sieben vorarlbergischen Herrschaften, die Grafschaft Hohenembs, Königseck-Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau; an Würtemberg Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, Amt Altdorf ohne Konstanz, einen Theil des Breisgau; an Baden den Breisgau, die Ortenau, Konstanz und Mainau, erhielt dagegen Salzburg und Berchtesgraden, für den Erzherzog von Modena ein Versprechen, für den Erzherzog von Toscana Würzburg. Was dieser unglückliche Krieg von 65 Tagen Oesterreich gekostet, ist nie ganz bekannt geworden. Noch in Schönbrunn erließ Napoleon den Entschluß: die Dynastie von Neapel hat zu regieren aufgehört. Eine der wichtigsten Folgen dieses Krieges war auch, daß nach Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde (6. Aug. 1806) entsagte, welche seine Familie länger als 5 Jahrhunderte besessen hatte. Er nannte sich von nun an Franz I., Kaiser von Oesterreich. Oesterreich konnte indeß den Preßburger Frieden unmöglich verschmerzen. Es ergriff zum vierten Male die Waffen und war zum vierten Male unglücklich (1809). Trotz den meisterhaften Operationen des Erzherzogs Karl siegte Napoleon bei Abensberg, Eckmühl, Ebersberg und Steier, nahm 12. Mai 1809 abermals Wien, wurde zwar in der mörderischen Schlacht bei Aspern (21—23. Mai 1809) vom Erzherzog Karl zurückgeworfen, schlug aber die entscheidende Schlacht bei Wagram (6. Juli 1809) und blieb Sieger. Der Friede von Wien (14. Oct. 1809) kostete Oesterreich wieder 1885 QM. Es verlor Tyrol, Salzburg, einen Theil des Landes ob der Ens, Görz, Monfalcone, Triest, Krain, den Kreis Villach in Kärnthen, einen Theil von Croatien, Fiume und das Litorale, Istrien sammt den Inseln, das ganze rechte Ufer der Save, alle Beistücke Böhmens in Sachsen, ganz West- oder Neugalizien, den Bezirk um Krakau und den Bezirk Zamosk von Altgalizien, und Rußland nahm als diesmaliger Verbündeter Napoleon's gen Osten von Altgalizien einen Strich von 40,000 Seelen. Die österreichische Staatsschuld betrug 1200 Mill. Gulden und die Masse des Papiergeldes 950 Millionen. Napoleon hätte noch mehr gefordert, aber er hatte beschlossen, sich mit des Kaisers ältester Tochter Marie Louise zu vermählen. Die Vermählung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen und Kaiser Franz schloß mit dem neuen Schwiegersohne am 14. März 1812 ein Bündniß gegen Rußland. Nach dem unglücklichen russischen Feldzuge, wo Napoleon's Sache zu wanken begann, wankte auch die Freundschaft zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, und Franz erklärte am 10. Aug. 1813 an Frankreich den Krieg und verbündete sich am 9. Sept. 1813 zu Teplitz mit England, Rußland, Preußen und Schweden. Zwar litt die Sache der Verbündeten Anfangs bei Dresden noch einen bedeutenden Verlust, aber die Schlacht bei Leipzig wurde gewonnen, welche man die Befreiungsschlacht oder die Völkerschlacht benannte (18. Oct. 1813). Nun eroberten die Oesterreicher, Russen und Preußen Deutschland bis an den Rhein, und eine große Begeiste-

rung bemächtigte sich aller Stände, besonders der Studirenden, um Frankreichs und Napoleon's Herrschaft zu zertrümmern. Am 31. März 1814 ergab sich Paris. Der Friedensschluß von Paris beendigte den fünften Krieg, welchen Kaiser Franz gegen die Revolution führte (30. Mai 1814). Um Europa wo möglich wieder ins alte Gleis zu bringen, wurde ein Congreß nach Wien von den Verbündeten angesetzt. Fürst Metternich bewirkte hier vor Allem, daß Oesterreich die Lombardei und Venedig, Illyrien und Dalmatien, Tyrol und Vorarlberg, Salzburg und Berchtesgaden, das Land ob der Ens und das Viertel am Inn zurückbekam; es erhielt auch bei dem neugeschaffenen Bunde der souveränen Fürsten Deutschlands zwar nicht mehr die deutsche Kaiserwürde, aber die Oberleitung und erste Stimme am Bundestage zu Frankfurt. Der sechste Krieg endlich, welchen Oesterreich gegen die französische Staatsumwälzung führte, begann 1815 und dauerte kein halbes Jahr. Napoleon Bonaparte setzte von Elba nach Frankreich mit 1000 Mann über, eilte von Cannes nach Paris, sah die Bourbone vor sich entfliehen und sich selbst wieder im Besitze von Frankreichs Throne, als die Kaiser, Könige und Fürsten Europas noch auf dem Congresse zu Wien versammelt waren. Sie erklärten ihn vogelfrei. Franz I., Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. begaben sich selbst auf den Kriegsschauplatz, und Großbritannien hatte im Niederlande der Feldmarschall Wellington. Die Schlacht welche die Briten nach Waterloo, die Preußen nach Belle Alliance benennen, machte den Hoffnungen Napoleon's ein schnelles Ende (18. Juni 1815). Kaiser Franz sah sich nach den größten Gefahren im größten Glanze. Sein Staat hatte durch den Wiener Congreß und den Vertrag mit Bayern zu München (14. April 1816) 200 QM. mehr gewonnen, als er nach der letzten Theilung Polens besessen hatte. Nach dem aber, was er in den Kämpfen mit Frankreich erfahren, wurzelte in seinem Gemüthe ein tiefer Abscheu gegen das revolutionäre demokratische Princip. Er trat diesem Principe, welches auch in seinen Staaten noch hier und da spukte, am liebsten auf dem Wege der Lehre und Kirche entgegen. Gegen Bücher und Zeitschriften wurde eine scharfe Censur erlassen. Alle Professoren der höheren Lehranstalten wurden in die schärfste Aufsicht genommen, und den aus Rußland von Alexander I. vertriebenen Jesuiten wurde in Galizien und Dalmatien ein Asyl angewiesen. Die Beobachtung des Princips der strengsten Legitimität, die Behauptung des Friedens um jeden Preis und die Bekämpfung und Verfolgung von Allem, was diesen Frieden im entferntesten stören kann, war seitdem das System Oesterreichs. Daher bekämpfte es 1819 auf dem Congresse zu Karlsbad Alles, was antimonarchisch und revolutionär deutete, und wirkte der unbeschränkten Lehr- und Schriftfreiheit und den präsumirten geheimen Verbindungen mit aller Macht entgegen. In diesem Sinne handelte es auch bei den spätern Bundestagsversammlungen, und auch in Bezug auf nicht deutsche Staaten. So führte es auf dem Congreß zu Aachen (1818), zu Troppau (1820), zu Laibach (1821) und zu Verona (1822) das Hauptwort über die Revolutionen zu Neapel, Piemont, Spanien und Griechenland, schritt bei erstern beiden selbst thätig ein, indem es in Uebereinstimmung mit den Stiftern der heiligen Allianz (s. d.) durch seine Truppen Neapel und Piemont 1822 besetzte und die Ruhe wieder herstellte. Der Erhebung des griechischen Volkes von Anfang an abgeneigt, war es Ursache, daß die Großmächte Europas die griechische Revolution Anfangs hemmten, und auch Mitursache, daß Frankreich die spanische 1823 mit gewaffneter Hand unterdrückte. Nach der Entscheidung der griechischen Frage blieb es indeß mit allen Mächten in friedlichen Verhältnissen und war ihren Bemühungen zur Pacification nicht hinderlich. (S. Griechenland.) Bei dem Souveränitätsstreite Portugals mit Brasilien war das mit dem Kaiser von Brasilien durch Familienbande verknüpfte Oesterreich der von Großbritannien vermittelten Unabhängigkeit des neuen Kaiserthums entgegen, und Don Miguel beschwor in Wien die portugiesische Constitution von 1826; wie schlecht er sie aber gehalten, s. unter Portugal. Immer ein thätiger Freund der Pforte, unterstützte es die Bemühungen Englands zu Ausgleichung der streitigen Verhältnisse zwischen der Pforte und Rußland und bewirkte die Räumung der Moldau und Wallachei von türkischen Truppen und den Abschluß der Convention von Akjerman (s. d.) im Sept. und Oct. 1826. In

Folge der 1830 ausgebrochenen französischen Revolution nahm Oesterreich bedeutende Rüstungen vor, erkannte aber nach dem Vorgange Englands die neue Dynastie in Frankreich an. Die Aufstände in Modena, Parma und dem Kirchenstaate 1831 und 1832 wurden schnell unterdrückt. An den Arbeiten der Londoner Conferenz (s. d.) wegen der belgischen Angelegenheiten nahm es thätigen Antheil, und schloß sich, als Frankreich und England sich enger verbanden, desto fester an Rußland und Preußen an. In die polnischen Angelegenheiten schien es Anfangs sich nicht mischen zu wollen, als aber der polnische General Dwernicki mit seinem Corps auf österreichisches Gebiet gedrängt wurde, wurde letzteres hier entwaffnet und nach Ungarn gelegt, mit den polnischen Waffen aber eine russische Heeresabtheilung, die früher dasselbe Schicksal gehabt hatte, bewaffnet und entlassen. Nach Besiegung der Polen trat Oesterreich mit Rußland und Preußen wegen der freien Stadt Krakau in Unterhandlungen, die sich 1832 einige Abänderungen ihrer Constitution gefallen lassen mußte. Die Unruhen in mehreren deutschen Staaten seit 1830 gaben Oesterreich Veranlassung, sich entschiedener auszusprechen und seinen Einfluß zu benutzen, um auf die Ansichten einzelner deutscher Fürsten einzuwirken. Die Bundesbeschlüsse von 1832 und die Ministerialconferenzen von 1834 geben ein hinreichendes Zeugniß ab, wie dieses geschah. Am 2. März 1835 starb der Kaiser Franz und sein ältester Sohn folgte ihm als Ferdinand I. in der Regierung aller seiner Staaten. Doch dieser Regierungswechsel führte keine Veränderung der Regierungsmaximen herbei. Der neue Kaiser erklärte gleich bei seiner Thronbesteigung im Geiste seines Vaters regieren zu wollen. Alle obersten Staatsämter blieben besetzt wie zuvor, nur im Einzelnen, besonders in der Rechtspflege, traten einige mildernde Bestimmungen ein. Mit Preußen und Rußland befestigte der Kaiser den alten politischen Freundschaftsbund bei der Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. und Nikolaus zu Teplitz im Oct. 1835. Eine seiner ersten Verfügungen war, daß er das Loos seiner italienischen Unterthanen erleichterte, die wegen politischer Vergehen zu Kerkerstrafen verurtheilt waren, welche humane Maßregel sich später zu einer fast allgemeinen Amnestie erweiterte. Der Schifffahrtsvertrag mit England wurde 1838 erneuert und mit Griechenland 1839 ein Handelsvertrag abgeschlossen. Die gewohnte Ruhe unterbrachen nur der Kampf im Jahre 1840 gegen Ibrahim Pascha in Syrien, an welchem sich Oesterreich in Verbindung mit England betheiligte, die Rüstungen gegen Frankreich zur Zeit der kühnen Sprache der Franzosen unter dem Ministerium Thiers, ferner 1844 der in Italien unternommene, aber gänzlich mißglückte Insurrectionsversuch und der Aufstand in Galizien im Jahre 1846, der ebenfalls theils mit Waffengewalt, theils durch Aufreizung der Bauern gegen die Gutsherren unterdrückt wurde und in Folge dessen auch der Freistaat Krakau nach genommener Rücksprache mit Rußland und Preußen in den österreichischen Ländercomplex aufgenommen wurde.

Schwerlich mochte die österreichische Regierung damals die Ahnung haben, daß diese unruhigen Bewegungen in Italien und Galizien einen tiefern Grund hatten, oder ahnete sie es auch, so glaubte sie wohl stets die Macht zu besitzen, sie eben so darniederzuhalten wie bisher. Sie hatte sie aber nicht. Der Papst Pius IX. bestieg den römischen Stuhl und heiligte durch seine Reformen die Bestrebungen der Italiener. Das Nationalitätsgefühl erwachte in immer weitern Kreisen, ganz Italien wollte wieder eine einige starke Nation sein, frei und unabhängig vom knechtischen Zwang. Auch die Lombardei und Venedig regten sich und als im Februar 1848 Ludwig Philipp aus Paris und Frankreich fliehen mußte, erstand auch in Deutschland ein lebendiges Streben nach freierer Bewegung des Volksgeistes. Ungarn, schon fortwährend im Kampfe gegen das österreichische Kaiserhaus und dessen Politik, warf den Feuerbrand nach Wien und am 14. März mußte der Kaiser den Staatskanzler, Fürsten Metternich, seiner Aemter entsetzen und seiner Dienste entlassen. Ministerium folgte jetzt auf Ministerium, doch die Angelegenheiten des Kaiserstaats verwirrten sich immer mehr. In Ungarn strebten die Magyaren immer gewaltsamer nach einer völligen Losreißung von dem habsburgischen Regentenstamme, das lombardisch-venetianische Königreich verjagte die österreichischen Beamten und Besatzungen aus den Städten und schloß sich

endlich durch allgemeinen Landesbeschluß am 18. Mai an Sardinien an, in Böhmen erhoben sich die Czechen und suchten ein allgemeines Slavenreich aus dem Kaiserstaate zu bilden, in Wien wogte immer gewaltiger die Demokratenherrschaft. — Alles schien zu einer völligen Auflösung des aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Staats hinzudrängen, nur die wenigen deutschen Provinzen, das Herzogthum Oesterreich, Tyrol Steiermark, Kärnthen und Illyrien bewahrten noch die alte Treue dem Regentenhause. Vergeblich versuchte der Kaiser durch die mannichfaltigsten Zugeständnisse an Ungarn, an die Slaven der wachsenden Anarchie Einhalt zu thun. Die drückendsten Fesseln der Metternich'schen Herrschaft waren gleich im Anfang der Wiener Bewegung gefallen; dem Reiche eine gemeinsame Verfassung zu geben, wurde eine allgemeine Reichsversammlung einberufen, die mit Ausnahme von Ungarn und der Lombardei, Venedig von allen Provinzen beschickt wurde. Was der ruhige Beobachter schon vor dem Zusammentreten dieser Versammlung gefürchtet hatte, das geschah wirklich. Die Reichsversammlung, zum größten Theile aus slavischen Elementen und aus Männern zusammengesetzt, die theils ihrer Aufgabe geistig nicht gewachsen, theils einer verderblichen Umsturztendenz ergeben waren, mehrte nur die Wirrnisse, statt sie zu heilen; die Hauptstadt, geleitet von jugendlich exaltirten Männern, lehnte sich wiederholt gegen die von ihr eingesetzten Ministerien auf, wozu freilich auch der Hof dadurch Gelegenheit gab, daß er von Zeit zu Zeit zeigte, daß es ihm mit den Reformen nicht Ernst sei. Als daher die Magyaren immer maßloser in ihren Forderungen wurden, den Palatin zur Flucht zwangen, die Steuern verweigerten und selbst bei einer beabsichtigten getrennten Verwaltung von Oesterreich die Uebernahme eines Theils der Staatsschulden nicht annehmen wollten, der wieder begonnene Kampf der kaiserlichen Heere in der Lombardei sich schnell zum Siege wendete und am 29. Juli Mailand von F. M. Radetzky ohne Schwerdtstreich eingenommen, auch die Empörung Wiens nach furchtbarem Kampfe mit der Einnahme dieser Stadt am 1. Nov. endete; da entschloß sich Kaiser Ferdinand durchgreifenden Maßregeln Raum zu geben und legte die Regierung seiner Staaten am 4. Nov. 1848 zu Gunsten seines Neffen nieder, der als Kaiser Franz Joseph die Zügel der Regierung ergriff. Die Reichsversammlung, welche nach Kremsier verlegt war, wurde plötzlich am 8. Dec. aufgelöst und zugleich eine Verfassung für das ganze Reich octroyirt, gerichtliche Verfolgungen gegen die Häupter des Aufstandes in Wien eingeleitet, zahlreiche Hinrichtungen folgten und der Krieg gegen Ungarn in großartiger Weise begonnen. Anfangs schien auch der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Fürst Windischgrätz, glücklich in seinen Operationen. Er drang schnell in Ungarn bis Pesth vor und schien von hier aus seine fernern Operationen vorzubereiten. Doch der Winter von 1848—49 verstrich, ohne daß etwas Bedeutendes geschah. Mit dem Frühjahr 1849 standen die Magyaren, die unter ihrem kühnen Führer Kossuth die Ruhe wohl benutzt hatten, furchtbar gerüstet da. Siebenbürgen, das Banat, die Militärgrenze, das innere Ungarn und die Berggegenden Oberungarns waren insurgirt oder von den Magyaren besetzt und die kaiserlichen Heere im offenen Nachtheil, ja bis an die Grenzen von Oesterreich zurückgedrängt. Da verzweifelte der junge Kaiser, Ungarn durch seine eigne Macht zur Unterwerfung zu zwingen und rief russische Hülfe herbei, die auch mit Anfang Juli vereint mit der neuorganisirten und verstärkten kaiserlichen Armee den Kampf begann. Er dauerte einige Zeit mit scheinbarem Glücke für die Magyaren, und schon glaubte man, diese würden auch hier Sieger bleiben, oder sich günstige Bedingungen erkämpfen, da sie, geführt von erfahrenen Generalen, wie Dembinski, Bem, Görgey 2c., wenn auch theilweise im Nachtheil, einen Guerillakrieg auf die großartigste Weise eingerichtet zu haben schienen und bald hier bald da mit bedeutenden Streitkräften den siegreichen Lauf ihrer Gegner hemmten und kaum niedergeworfen, wieder mit frischen Massen oft im Rücken der kaiserlichen Heere erschienen. Aber dem war nicht so, Görgey, ein junger ehrgeiziger Mann, verdrängte plötzlich Kossuth von der obersten Leitung der Geschäfte und ergab sich und sein Heer am 24. Aug. den Russen. Damit war sogleich der Riesenkampf beendet. Kossuth und die bedeutendsten Führer flohen über die türkische Grenze, wo sie sich noch befinden und die kaiserliche Regierung erhielt nun freie Hand, die

Neugestaltung des Gesammtstaats mit Ernst zu beginnen. Von den ersten Versuchen, den Staat zu organisiren, sprechen wir nicht, weil sie sämmtlich zu keinem Resultat führten, nur von dem, was in der jüngsten Zeit durch den Minister Bach geschehen ist. Dieser scheint recht wohl einzusehen, daß wenigstens Etwas geschehen müsse, was den wankenden oder fast schon gestürzten Staatsformen neuen Halt und ein regeres Leben einflößen könne. Er begann daher seine Thätigkeit mit der Reorganisation des Gerichtswesens, die bereits im Juni 1849 ins Leben trat, worauf die Grundentlastung der verschiedenen Provinzen folgte, welche nun fast in allen Provinzen durchgeführt ist. Vgl. Genersich, „Geschichte der österreich. Monarchie von den ältesten Zeiten bis zum Frieden von Paris" (8 Bde., Wien 1815—17); Pölitz, „Geschichte des österreich. Kaiserstaats" (Lpz. 1817); Mailath, „Geschichte des österreich. Kaiserstaats" (3 Bde., Hamb. 1834—42) und Lichnowsky, „Geschichte des Hauses Habsburg" (8 Bde., Wien 1836—44).

Oesterreich, das Kaiserthum, bildet ein geschlossenes Ganze, welches von Sachsen, Preußen, Rußland, der Moldau und Walachei, Serbien, der Türkei, dem Adriatischen Meere, dem Kirchenstaate, Modena, Parma, Piemont, der Schweiz und Bayern begrenzt wird*), und besteht aus folgenden Ländern: 1) dem Erzherzogthum Oesterreich (s. d.), 2) dem Herzogthum Steiermark (s. d.), 3) der gefürsteten Grafschaft Tyrol (s. d.) und Vorarlberg (s. d.), 4) dem Königreich Böhmen (s. d.), 5) der Markgrafschaft Mähren (s. d.) und dem österreich. Antheil an Schlesien (s. d.), 6) dem Königreich Illyrien (s. d.), 7) dem Königreich Galizien (s. d.) und Lodomerien (s. d.), 8) dem Lombardisch-venetianischen Königreich (s. d.), 9) dem Königreich Ungarn (s. d.) mit seinen Nebenländern Slavonien (s. d.), Kroatien (s. d.) und Dalmatien (s. d.) und 10) dem Großfürstenthum Siebenbürgen. Dieselben haben ein Gesammtareal von 12,162 □M. mit ungefähr 38 Mill. Einw. Zu dem deutschen Bunde gehörten von diesen Ländern die eigentlich deutschen Provinzen Oesterreich, Steiermark, die Herzogthümer Kärnthen (s. d.) und Krain (s. d.), das Gubernium von Triest, Tyrol, Böhmen, Mähren, ein Theil von Schlesien und in Galizien das Herzogthum Auschwitz und Zabor, zusammen 3588 □M. mit 12,300,000 Einwohner. Der Boden des Reichs ist von so abwechselnder Beschaffenheit, daß er beinahe alle Varietäten von den höchsten starrenden Eisbergen bis zu den lachendsten Ebenen und Thälern darbietet. Ein großer Theil der Oberfläche ist mit Gebirgen bedeckt. Die drei Hauptgebirge, welche den Staat mit ihren Aesten und Verzweigungen entweder einschließen oder durchziehen sind die Alpen, die Karpaten und die böhmischen Gebirge. Die Alpen treten vom Schweizerboden herüber, strecken ihre Arme nach allen Seiten aus und eignen sich alles Land zu, welches am rechten Ufer der Donau gelegen ist. In Tyrol, Steiermark, Oesterreich und Illyrien haben sie ihren Hauptsitz aufgeschlagen und hier thürmen sich sehr beträchtliche Reihen und Gruppen von Berggipfeln auf, welche den Riesengebirgen Savoyens und Helvetiens wenig nachstehen. Man unterscheidet auf österreichischem Gebiete: die rhätischen Alpen mit dem gewaltigen Orteles 2,058$^3/_5$ Wiener Klaftern hoch; die norischen Alpen, eine Fortsetzung der erstern, mit dem 11,782 Wiener Fuß hohen Großglockner; die carnischen mit dem Terglou (10,475 Fuß); die julischen oder venetianischen Alpen (bis 6,500 Fuß), und die dinarischen Alpen. Die Karpaten, das zweite Hauptgebirge, umschließen in einem großen Halbkreise Ungarn und Siebenbürgen. Sie beginnen an der Donau zwischen Theben und Preßburg mit den kleinen Karpaten und laufen dann jenseit der March und später an der Grenze zwischen Mähren und Ungarn bis auf das Jablunkagebirge fort, wo sie die Grenze Ungarns gegen Galizien und Schlesien machen. Das böhmische Gebirge, welches Böhmen von allen Seiten umgibt, zieht sich vom Fichtelgebirge herein, in zwei Bergreihen. Die, welche in südöstlicher Richtung Bayern von Böhmen scheidet, ist der rauhe Böhmerwald, welcher seine Zweige bis an das linke Ufer der Donau, und seine letzten Hügelreihen

*) Wir bemerken hier ausdrücklich, daß wir bei Zusammenstellung der statistischen Notizen über Oesterreich absichtlich nur die Verhältnisse berücksichtigt haben, wie sie in Oesterreich vor dem 12. März 1848 bestanden haben.

bis an die Taya und March entsendet. Als Fortsetzung des Böhmerwald's kann das mährische Gebirge angesehen werden, das in nordöstlicher Richtung sich bis gegen den Speeglitzer Schneeberg hinzieht. Unzählbar ist die Menge der Thäler, welche von diesen Gebirgen eingeschlossen werden, und darunter viele von großer Ausdehnung, entzückender Schönheit und Fruchtbarkeit. Bedeutend ist auch die Anzahl der Pässe, von welchen die hohen Gebirge durchschnitten sind, und der Höhlen der Kalkgebirge, besonders in Illyrien und dem nördlichen Ungarn. Ebenen von beträchtlicher Ausdehnung finden sich nur am südlichen Saume der Alpen bis an und über den Po, am venetianischen Meerbusen, in Ungarn und Galizien. Leider sind viele dieser Ebenen noch mit Flugsand oder mit Sümpfen und Morästen bedeckt. Nur an der südlichen Seite lehnt sich der Staat an ein Meer, an das adriatische oder den Meerbusen von Venedig, dessen Küste, insoweit sie dem österreichischen Staate gehört, von der südlichsten Ausdehnung des Po bis unter Budua eine Länge von 254$^{1}/_{5}$ geogr. Meilen hat. Indeß ist das adriatische Meer ein böser Nachbar; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß es an seinen östlichen Küsten beständige Eroberungen macht. An Flüssen besitzt die österreichische Monarchie einen großen Reichthum. Der Hauptstrom ist die Donau mit ihren Nebenflüssen: Inn, Traun, Ens, Ips, Trasen. Leitha, Raab, Drau, Sau, March, Waag, Gran und der Theiß; sie betritt unterhalb Passau das österreichische Gebiet, verläßt es wieder bei Orsowa und hat in dieser Ausdehnung eine Länge von 187 geogr. Meilen, und ihr Stromgebiet nimmt beinahe zwei Dritttheile der Monarchie ein. Der zweite Hauptfluß ist die Elbe; sie umfaßt mit ihren Nebenflussen, unter denen die Moldau und Eger die bedeutendsten sind, beinahe ganz Böhmen und einen Theil von Oesterreich. Nächst ihr sind bedeutend: die Weichsel mit dem Dunajec und der Saan; der Dniester; der Po mit dem Ticino (Tessino), dem Oglio und Mincio; die Oder, der Rhein u. a. m. Die ansehnlichsten Küstenflüsse sind: die Etsch, Brenta, Piave, der Tagliamento, Isonzo, die Kerka, Cettina und Narenta. Künstliche Flüsse oder Kanäle sind besonders zahlreich im lombardisch-venetianischen Königreiche, wo sie theils zur Beförderung der Schifffahrt, theils zur Austrocknung von Sümpfen oder zur Bewässerung der Landschaften angelegt wurden. Auch in Ungarn und Oesterreich unter der Ens bestehen ansehnliche Schifffahrtskanäle. In den südlichen Hochebenen und Alpenlandschaften liegen viele Seen, meistens Thalseen. In diesen Wasserbehaltern klären sich die wilden Gebirgswässer ab, die von den Alpenhöhen trübe, wie geschmolzener Schnee, niederfallen und jenseits der Alpenseen als schöne befruchtende Ströme erscheinen. Am nördlichen Rande der Alpen liegen: der Bodensee, der St. Wolfgang-, Mond- und Attersee, der Traun- oder Gmundnersee, höher hinauf der Hallstättersee. Mitten in den Alpenzügen liegen die Seen von Klagenfurt, Ossiach, Millstädt, Wochein und der durch sein periodisches Ablaufen berühmte Zirknitzersee. An der östlichen Abdachung der Alpen, schon in der ungarischen Ebene, liegen der Neusiedler- und Plattensee, die größten Seen der Monarchie. An sie schließen sich große Moräste an, wie der Hansag 8 und der Ecsedersumpf 4 □M. Vom ersten sind durch den Erzherzog Karl bereits 20,000 Joch trocken gelegt; durch denselben auch von den Donausümpfen bei Bellye gegen 50,000 Joch. Der laibacher Sumpf, der einst 3 □M. hielt, ist seit 1828, und der Kummersee in Böhmen seit 1834 ganz ausgetrocknet. Ebenso wurde die große Anzahl der Teiche, besonders in Böhmen, fortwährend vermindert, und seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurden in Oesterreich wenigstens 20 □M. Sumpfboden der Cultur wieder gewonnen. Bei all dem großen Wasserreichthum gibt es doch Gegenden, welche Wassermangel leiden, wie in der Karlstädter Grenze, in Dalmatien, Illyrien u. a. Das **Klima** ist im Ganzen gesund, bei der großen Ausdehnung der Monarchie aber sehr verschieden, und während in den Hochgebirgen die halbreife Saat nicht selten verschneit, nimmt im wärmsten Theile von Dalmatien die Blüthezeit kein Ende, und es kommt die Dattel zur Reife. Die mittlere Temperatur ist in Lemberg + 6° und in Triest + 12° R.

An Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens kann vielleicht nur Frankreich mit Oesterreich verglichen werden. Kein europäischer Staat hat gleichen Reichthum an Na-

turprodukten aufzuweisen. Die Menge der Erzeugnisse, die jährlich hier dem Boden abgewonnen werden, übersteigt, wenn nicht Mißjahre eintreten, bei weitem das eigne Bedürfniß. Haupterzeugnisse sind: Getreide aller Art. Die Hauptkornkammern sind in Ungarn, Galizien, Mähren, Böhmen und im lombardisch-venetianischen Königreiche. Die beste Wirthschaft findet man in der Lombardei. Die Gattung des Getreides, die in der einen oder anderen Gegend vorzugsweise Gegenstand des Anbaues ist, steht großentheils zur Beschaffenheit des Bodens und Klimas im Verhältniß, und daher schreibt sich auch die zum Theil ausgezeichnete Qualität dieser Getreidefrüchte, besonders beim Weizen, Reis rc. Die Hülsenfrüchte, besonders die böhmischen und leutschauer Erbsen, gehören zu der besten Art, und Mais gibt es hier so viel, wie in keinem andern Staate Europas. Obst ist ein Hauptprodukt, von der gemeinsten wildwachsenden Art bis zu den veredelten Garten- und Treibhausfrüchten des Südens. Böhmen, welches zugleich die Mutter des sächsischen Obstbaues ist, Oesterreich ob und unter der Ens, Tyrol und Lombardei-Venedig ist am reichsten bedacht; die trefflichen tyroler Aepfel aus der Gegend von Botzen und Meran, die Citronen vom Gardasee und die Feigen aus Dalmatien sind berühmt; nicht minder die Pflaumen aus Slavonien, dem südlichen Ungarn und nördlichen Böhmen. Melonen gibt es vielleicht nirgends so häufig wie im österreichischen Staate, wo sie 30 bis 40 Pfund nicht selten wiegen. Die Kastanien aus dem südlichen Tyrol gehen unter dem Namen Maroni in alle Provinzen. Der Olivenbau ist im südlichen Theile des Staates, namentlich im Venetianischen, zu Hause, doch ist das Olivenöl nicht von der besten Art, wofür wohl der Grund in der nicht zweckmäßigen Bereitung und Aufbewahrung liegt. Von größter Wichtigkeit ist der Weinbau in dem österreichischen Staate, mit Ausnahme Böhmens, wo er wenig, und Oberösterreichs, Schlesiens und Galiziens, wo er fast gar nicht betrieben wird. Die vorzüglichsten Weine erzeugt Ungarn, das Vaterland des köstlichen Tokayers. (Vgl. Scham's „Der Weinbau des österr. Kaiserstaats", Pesth 1835, 5 Bde.). Diejenigen Gewächse, welche man gewöhnlich mit dem Namen der Handels- und Manufakturgewächse bezeichnet, sind in den österr. Staaten von ausgezeichneter Güte. Der Tabak aus Ungarn und Galizien ist als vorzüglich bekannt; da aber dieses Kraut in den deutschen Provinzen eine Regale ist, so darf es hier nicht gebaut werden. Der Hopfen aus Böhmen soll der beste in der Welt sein. Der Safran gedeiht am besten im Lande unter der Ens, wohin man die ersten Kiele zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Orient gebracht hat, und hier jetzt eine Frucht gewinnt, die den französischen und orientalischen Safran weit übertrifft. Der Flachsbau wird am stärksten in Mähren, Schlesien, Böhmen, im nördlichen Tyrol, in der Lombardei, in Galizien und Ungarn betrieben. Den feinsten Flachs liefert Schlesien. Auch der Hanfbau ist wichtig, zumal für Ungarn, Galizien, das Venetianische und Siebenbürgen. Der Hanf von Montagnana steht dem Bologneser wenig nach. Die Baumwolle, welche nur versuchsweise im Banate, der Militärgrenze, in Kärnthen und zu Klosterburg bei Wien gezogen wurde, kann nicht zu den Erzeugnissen der Monarchie gerechnet werden, und würde wohl am besten in Dalmatien fortkommen, wo man unter andern gelungene Versuche mit dem Anbaue der Indigopflanze in neuerer Zeit gemacht hat. Andere Farbestoffe gedeihen gut, wie: Waid, Scharte, Wau, Krapp rc. Ueberdieß sind auch Senf, Saflor, der hochgeschätzte ungarische Fenchel, Anis, Süßholz, Kalmus, Ingwer rc. nützliche Erzeugnisse. Die Waldungen sind in mehreren Theilen der Monarchie, zumal auf den Hochgebirgen, wo noch Urwälder anzutreffen sind, höchst bedeutend, während in andern Gegenden statt des Holzes Kuhmist und Stroh als Brennmaterial verwendet wird. Man kann auf den vierten Theil der ganzen Ländermasse Waldung rechnen; der größere Theil ist Laubholz. Die Viehzucht ist in mehreren Provinzen blühend und wird durch die kräftigen und nährenden Alpenweiden und durch einen ziemlich ausgebreiteten Futterbau unterstützt. Die Gesammtzahl des Rindviehs schätzt man auf $3^1/_2$ Millionen Ochsen, 6 Millionen Kühe und $2^1/_2$ Million Jungvieh, doch reicht diese Zahl für den Bedarf der Monarchie noch nicht hin, und es wird jährlich noch eine große Menge fremdes Vieh eingetrieben. Im südlichen Ungarn, in Slavonien und Siebenbürgen gibt es auch noch Büffel, doch in nicht

beträchtlicher Anzahl. Die schönsten Pferde werden in Böhmen und Mähren gezogen. Die stärksten und größten Lastpferde liefert Salzburg. Ausdauernd und gute Renner sind die gemeinen ungarischen; die siebenbürgischen sind dies in noch höherm Grade und mit der tartarischen Rasse verwandt. Die edlen Rassen liefern die zahlreichen Gestüte, besonders die ungarischen und siebenbürgischen. Man schlägt die Gesammtzahl der Pferde im österreichischen Staate auf 2 Millionen und einige Tausend an. Vgl. Erdelyi, „Beschreibung der einzelnen Gestüte des österreichischen Kaiserstaats“ (Wien 1827). Was die Schafzucht anlangt, so steht Oesterreich jetzt neben Spanien. Die Zucht des edlen Merinoschafes ist in Ungarn, Oesterreich, Mähren, Schlesien und Böhmen, zum Theil auch in Galizien auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Den Grundstein dazu legten die Kaiserin Maria Theresia und Joseph II., indem sie durch bedeutende Ankäufe von spanischen Schafen eine Pflanzschule zur Emporbringung der edlen Schafzucht auf den k. k. Familienherrschaften gründeten, und die Nachkommenschaft dieser Schäfereien den Güterbesitzern der Monarchie käuflich überließen. Seitdem sind auch sächsische Elektoralschafe eingeführt worden, so daß jetzt die herrschaftlichen Schäfereien größtentheils aus dem reinen spanischen Stamme bestehen. Zur Veredelung der langhaarigen groben Zigara- und siebenbürgischen Schafe ist im Jahre 1825 noch die englische langwollige Rasse eingeführt worden. Die Zahl der sämmtlichen Schafe im österr. Staate schätzt man auf gegen 20 Millionen, wovon wenigstens $^3/_5$ ganz edle oder veredelte sind. Die Wolle davon dürfte auf 40 bis 50 Millionen Pfund anzuschlagen sein, wovon der größte Theil im Inlande verbraucht wird, in den letzten Jahren aber auch an 90 bis 100,000 Centner (im Jahre 1825 113,000 Centner Wollenwaaren) dem Auslande überlassen werden konnten. Zu verschiedenen groben Stoffen wird auch walachische Wolle eingeführt. Die Schweinezucht ist am stärksten in Ungarn, Slavonien, Steiermark, Oberitalien ꝛc. Geflügel sieht man überall in großer Menge, besonders in Oesterreich, Ungarn, Steiermark und Mähren. Berühmt sind die böhmischen Fasanen, die mährischen Gänse und die steiermärkischen Kapaunen. Selbst die Zucht der Kanarienvögel ist für die Tyroler ein Erwerbszweig geworden. Zur Bienenzucht, die bei weitem wichtiger sein könnte, fehlt Neigung und auch noch die nöthige Kenntniß. Von größter Wichtigkeit aber ist die Seidenzucht, die weit das eigene Bedürfniß übersteigt. Mailand hat unter allen Provinzen der Monarchie den ältesten Seidenbau, indem er schon von Kaiser Karl V. von Neapel und Sicilien aus hier eingeführt wurde. Seit dieser Zeit hat er sich über das ganze obere Italien, das südliche Tyrol und das Görzische verbreitet und erhalten. Ungarn und die Militärgrenze erhielten ihren Seidenbau erst im verflossenen Jahrhundert durch die wohlthätigen Anordnungen der Kaiserin Maria Theresia, Joseph's II. und Franz I. Die jährliche Seidenernte wurde in einem der letztverflossenen Jahre auf 50,000 Centner angegeben. In neuerer Zeit hat der Seidenbau in Dalmatien, wo er in älterer Zeit schon einheimisch war, wieder angefangen und nimmt guten Fortgang. Das Wild hat in den letzten Decennien bei den vielen Waldarbeiten, den überall zerstreuten Sägemühlen, Kohlenbrennereien, den Bergwerken, Hammerwerken und andern lärmenden Werkstätten sehr abgenommen. Die Hasen sind noch zahlreich in Böhmen und Ungarn, und der feinhaarige Balg der böhmischen besonders geschätzt. Hirsche und Rehe sind nicht selten, Schweine meistens nur in Thiergärten, die Gemsen in den Hochgebirgen Tyrols, Steiermarks, Kärnthens und Oberösterreichs werden immer weniger, Biber und Fischottern waren nie zahlreich. Reißende Thiere, Bären, Wölfe und Luchse sind in der östlichen Hälfte der Monarchie noch ziemlich häufig, besonders Wölfe, deren jährlich in Galizien und Ungarn noch Tausende erlegt werden. In den übrigen Provinzen erscheinen diese Gäste nur bei strengen Wintern. Wildes Geflügel gibt es überall, in den Gebirgen auch Adler, Geier ꝛc. Trappen leben in den Ebenen Slavoniens und Ungarns, Reiher in Ungarn, Kraniche in Slavonien. Den Bodensee allein bewohnen an 73 Arten Sumpf- und Schwimmvögel. Der Vogelfang ist selbst statistisch wichtig, scheint aber ebenfalls in Abnahme zu sein. Mit Fischen ist die österreichische Monarchie ebenfalls reichlich versehen in Flüssen, Seen, Teichen und im adriatischen Meere.

Die Theiß ist als der fischreichste Fluß in Europa bekannt; die Donau liefert Hausen und schöne Karpfen; die Alpenwässer Sälmlinge, Forellen, Huchen, Rutten 2c. Seefische sind im Bodensee, den italienischen Seen und dem Neusiedler- und Plattensee. Sehr einträglich ist die Fischerei am Gardasee, und an der Küste des adriatischen Meeres werden jährlich Millionen von Thunfischen, Sardellen, Scombern, Suri, Inchien, Lanzarden 2c. gefangen, eingesalzen und geräuchert. An Aalen hat Dalmatien großen Ueberfluß, ebenso an Austern, Meerschnecken und Seekrebsen. Die Moldau, Wattawa, Chrudimka u. a. Gewässer enthalten auch Perlenmuscheln. In Ansehung des Reichthums an mineralischen Produkten wird die österreichische Monarchie von keinem anderen europäischen Staate überboten. Das Tellurerz der Karpaten hat selbst Amerika bis jetzt noch nicht aufzuweisen. Siebenbürgen ist das wahre europäische Goldland, wo außer den ergiebigen Bergwerken auch fast alle Flüsse und Bäche Gold führen. Der siebenbürgische Goldbau soll über 2000 Jahre alt sein und liefert noch gegenwärtig eine jährliche Ausbeute von 2000—2500 Mark, ohne das Waschgold. Auch Ungarn hat einige ergiebige Goldbergwerke. In Böhmen, welches ehemals nach alten Chroniken unglaubliche Quantitäten Gold ausgebeutet haben soll, im Salzburgischen, in Steiermark und Kärnthen ist der Ertrag nur unbedeutend, etwa im Ganzen 4000 Mark. An Silber besitzt Ungarn den größten Reichthum, wo man im Durchschnitt jährlich 94 5000 Mark gewinnt. Mit dem, was Siebenbürgen, Böhmen, Steiermark, Kärnthen, Salzburg, die Bukowina 2c. liefern, dürfte die Gesammtmasse des gewonnenen Silbers jährlich 108,000 Mark betragen. Tyrol hatte einst Silberbergwerke, die im Jahre 1525 allein 77,875 Mark gaben. In der Gegend zwischen Rattenberg und Schwatz lag Oesterreichs Eldorado der Vorzeit, und ihr Potosi war der Falkenstein; heutzutage ist der dortige Bergbau tief gesunken. Wichtige Kupferwerke sind in Ungarn, nach Sibirien und Amerika das reichste Kupferland. Ungarn besitzt auch das merkwürdige Cementwasser im Herrengrunde und zu Schmölnitz, woraus man durch Hineinlegen von Eisenstücken das feinste und reinste Kupfer gewinnt. Alles Kupfer, welches die Bergwerke jährlich liefern, wird auf 60—70 000 Centner geschätzt. Von vorzüglicher Güte ist das Blei, besonders von Villach. Kärnthen hat die reichsten Bleigruben, die im Durchschnitt jährlich im Villacher Kreise 43,835 und im Klagenfurter 6,042 Centner geben. Der Gesammtertrag der Monarchie jährlich etwa 100,000 Centner. Zinn hat in Europa außer England und Sachsen nur Böhmen. Das Quecksilberbergwerk zu Idria in Krain liefert mehr als abgesetzt wird und ist das reichste der Welt. Eisen wird fast in allen Provinzen gebaut; das beste kommt aus Kärnthen und Steiermark und war schon den Römern unter dem Namen des nordischen bekannt. Nach einem mäßigen Anschlage nimmt man die jährlich ausgeschmolzene Eisenmasse auf 1,250,000 Centner an. Von den übrigen Metallen hat die Monarchie noch eine Menge Kobalt, Galmei, Zink, Arsenik, Chromerz, Spießglanz, Braunstein, Wismuth 2c. Der Reichthum an Erden und Steinen ist unermeßlich. Böhmen liefert vortreffliche Porzellanerde. Außerdem findet sich in Menge vor: Marmor, weißer und bunter, Gips, Lavez- oder Tropfstein in der nördlichen Lombardei, viele Arten Sand-, Quader- und Mühlsteine, Granit, Gneiß, Porphyr, Schleif- und Wetzsteine 2c. Den größten Reichthum an Mineralien bergen die Alpen und in den Gebirgen Tyrols allein wurde mehr als die Hälfte des Werner'schen Mineraliensystems aufgefunden. Auch mehrere Gattungen von Edelsteinen werden in den österreichischen Staaten angetroffen, vornehmlich die edlen ungarischen Opale aus den Karpaten, die auf der ganzen Erde nicht ihres Gleichen haben, und die böhmischen edlen Granaten oder Pyrope, welche an Werth die orientalischen übertreffen, ferner Rubine, Smaragde, Chrysolithe, Berylle und mancherlei Halbedelsteine. Unter den vielen Farbenerden zeichnet sich die Grünerde vom Monte Baldo oder die Veroneser Grünerde aus. An Salz ist der österreichische Staat der reichste in Europa, und könnte diesen Erdtheil auf Jahrtausende mit Salz versehen. Am wichtigsten ist der Salzbau in den Karpaten. Das berühmteste Salzwerk ist zu Wieliczka und schon seit 1253 im Betrieb. Man gewinnt Stein-, Sud- und Seesalz und berechnet die gesammte Salzausbeute jährlich auf 5,855,400 Centner. Alaun

wird in mehreren Provinzen von vorzüglicher Güte gewonnen. Salpeter ist im Ueberfluß vorhanden, ebenso Soda oder mineralisches Alkali. Außerdem baut man in Böhmen und Mähren, Schlesien, Steiermark, Illyrien, Tyrol, Ungarn 2c. jährlich an $3^1/_2$ Mill. Centner Steinkohlen, auch Schwefel, Erdpech, Bergtheer und Bergöl wird in Galizien, Siebenbürgen und Dalmatien gewonnen. Mineral- und Gesundbrunnen zählt man in der Monarchie weit über Tausend. Zu den bekanntesten Sauerbrunnen gehören die zu Franzensbrunnen bei Eger, zu Bilin, Liebwerda, Luhatschowitz, Rohitsch, Kliening, Roverè di Velo, Bartfeld, Kovaszna und Borszek; zu den Stahlwässern und Bädern die zu Karlsbad (das wärmste [+ 59° R.] in Deutschland), Teplitz und Marienbad; zu den Bitterwassern die von Saidschütz, Sedlitz und Füred; zu den Schwefelbädern die zu Baden und Medling bei Wien, Caldiero, Abano, Mehadia (die reichsten, in einer Stunde 5500 Cubikfuß), Ofen u. s. w. Seit einigen Jahren sind auch Soolbäder in Ischl, Hallein und Gmunden errichtet.

Die Bevölkerung der österreichischen Monarchie besteht aus vier Hauptnationen und mehreren Nebenvölkern. Die ersteren sind Germanen, Slaven, Magyaren und Italiener; zu den letzteren rechnet man Walachen, Juden, Zigeuner, Armenier, Griechen, Albanier oder Klementiner, und endlich die Fremden, als: Franzosen, Osmanen. 1) Die Germanen zusammen rechnet man auf $6^1/_2$ Millionen. Man will unter ihnen 15 wesentlich verschiedene Mundarten zählen, worunter die hauptsächlichsten die österreichische, die tyrolische, die zipser, welche der meißnischen nahe kommt, und die sächsische in Siebenbürgen sind. 2) Die Slaven, der bei weitem zahlreichste Volksstamm, gegen 16 Mill., theilen sich in mehrere Zweige mit verschiedenen Mundarten. Zu ihnen gehören: die Czechen oder Tschechen in Böhmen und Mähren, sprechen einen slavischen Dialekt, den sogenannten böhmischen, welcher härter klingt als die Mundart der benachbarten slavischen Völker, und besitzen unter den slavischen Bewohnern des Staates die meiste Bildung; die Hanaken in Mähren, von ihrem Sitze am Flusse Hanna so genannt; die Slowaken am westlichen Theile des nördlichen Ungarn und in Mähren, wo sie den östlichen Theil gegen die Karpaten einnehmen. Sie sind ein Ueberbleibsel des alten mächtigen mährischen Reiches und sprechen mehrere Mundarten, welche nach den Gegenden und Ortschaften benannt werden. Die Polen im westlichen Theile Galiziens. Sie reden den sogenannten polnischen Dialekt. Die Rusniaken oder Ruthenen in den galizischen, ungarischen und siebenbürgischen Karpaten. Die Wenden in Untersteiermark, Kärnthen, Krain, Friaul, im nördlichen Kroatien, im westlichen Ungarn und der Grenze von Steiermark. Die Kroaten oder Sloweno-Horwaten in Kroatien, der kroatischen Militärgrenze, im westlichen Ungarn und in einigen Niederlassungen in Oesterreich und Mähren. Sie haben ihren eigenen Dialekt. Die Slavonier in den slavonischen Komitaten, im ungarischen bácser Komitate; sie sprechen ihren eigenen Dialekt. Die Serben oder Illyrer, auch unter dem Namen der Raizen bekannt, im Militär-Slavonien, im südlichen Ungarn, sämmtlich griechischer Religion. Die Morlaken in Dalmatien sind eingewanderte Serben und Bosniazen. 3) Die Magyaren oder Ungarn sind gänzlich asiatischen Ursprungs. Ihre heutigen Wohnsitze haben sie erst seit ihrer Einwanderung im 9. Jahrhundert inne. Man schlägt ihre Zahl auf $4^1/_2$ Million an. Besondere Abtheilungen derselben sind die Szekler in Siebenbürgen, die Kumaner und Gazyger. Ihre Sprache, die magyarische, hat zwei Hauptmundarten, die Biharer oder Debrecziner und die Raaber. 4) Die Italiener bewohnen beinahe das ganze lombardisch-venetianische Königreich, das südliche Tyrol, einen großen Theil der dalmatinischen Seeküste und der dalmatinischen Inseln. Man rechnet sie auf $4^1/_2$ Million. Ihre Hauptdialekte sind der lombardische und venetianische. Von den Nebenvölkern sind die Walachen die zahlreichsten. Sie nennen sich selbst Rumuni und stammen von den Römern ab, welche früher nach Dacien verpflanzt und unter Aurelius wieder über die Donau wandern durften; doch sind sie sicher nicht unvermischt geblieben. Sie bewohnen das östliche Ungarn, beinahe längs der ganzen siebenbürgischen Grenze, Siebenbürgen und die Bukowina; man rechnet ihre

Zahl auf 2 Mill. Die Zahl der in allen Provinzen der Monarchie außer Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Tyrol zerstreut lebenden Juden nimmt man auf 475,000; die der Armenier in Siebenbürgen, Galizien und Ungarn 13,500, und die der Neugriechen oder Makedonier auf 4000 Köpfe an. Die Albanier oder Klementiner bewohnen nur zwei Dörfer der slavonischen Militärgrenze; die Zigeuner an 110,000, in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und Dalmatien. Die Zahl der Katholiken der Monarchie nimmt man auf 27 Mill. an, und außerdem 5 Millionen Griechen, 2,800,000 Protestanten, 50,000 Unitarier, 5 Mennonitengemeinden, etwa 500 Muhammedaner u. s. w.

Was den Kunstfleiß dieser Völker anlangt, so muß zwischen den westlich und östlich wohnenden ein Unterschied gemacht werden. Bei den letztern, welche Galizien und die sämmtlichen ungarischen Länder bewohnen, ist Gewinnung der Naturprodukte Hauptbeschäftigung, die Veredlung derselben in der Regel nur Nebensache; daher findet man hier wenig Fabriken und ins Große gehende Gewerbsanstalten. In den westlichen Provinzen dagegen, namentlich in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steiermark, Tyrol, Illyrien und Oberitalien hat die Gewerbeindustrie sehr mächtige Fortschritte gemacht und Italien steht zugleich als ackerbautreibender wie als Fabrikstaat auf einer hohen Stufe. Die Spinnerei wird in allen Provinzen, vorzüglich von den Gebirgsbewohnern betrieben und in manchen Gegenden Böhmens, Mährens und Schlesiens hat man es in Ansehung der Feinheit der Garne zu einer bewundernswerthen Vollkommenheit gebracht. In den südlichen Provinzen bildet das Abwinden der Seide von den Kokons, wozu zahlreiche Abwindeanstalten oder Filanden bestehen, und das Drehen derselben zu Orgasin, Trama u. s. w. in den Spinnmühlen oder Filatorien einen erheblichen Erwerbszweig, und die in neuerer Zeit errichteten Filanden und Filatorien in der Lombardei können zum Muster empfohlen werden. Die Weberei erfreut sich der größten Ausdehnung. Die Leinweberei ist von hoher Bedeutung in Böhmen, Mähren und Schlesien, und umfaßt sowohl alle Arten zum gemeinen Bedarf dienender Leinenstoffe, sowie die schönsten Damaste und Batiste. Die Baumwollenweberei ist in Böhmen, Mähren und Oesterreich zu Hause, und die Erzeugnisse der Druckfabriken in Oesterreich und Böhmen verdienen schon seit einer Reihe von Jahren das größte Lob. Zu den wichtigsten Kunsterzeugnissen der österreichischen Staaten gehören überhaupt und werden im Auslande vorzugsweise gesucht: Baumwollengarn; Wiener halbschafwollene Shwals; mährisches Tuch; Linzer Teppiche; Wiener und Mailänder Filzhüte; Seidenwaaren und Geschmeide; tyroler Sammet; Wiener Schuhe und Handschuhe, Tischlerwaaren, Pianoforte, Wagen, Porzellan und Gußspiegel; Packfong; Farbewaaren; optische Instrumente; steierische Sensen, Klingen und Feilen; böhmische Gußwaaren; böhmisches Zinn, Fayence und Glas; Venetianer und Triester Oelseife; Debrecziner und Szegediner Talgseife u. s. w. Die zu allen diesen und anderen Erzeugnissen der Monarchie begonnenen alljährlichen Gewerbeausstellungen in Prag schon seit 1828 und seit 1834 auch in Wien, haben dem Kunstfleiß einen nicht unbedeutenden Impuls gegeben. In frühen Zeiten war die Gewerbsindustrie in der österreichischen Monarchie nur auf die nöthigsten Handwerke beschränkt, welche durch das Zunftwesen gebunden, sich nicht aus ihrem Kreise zu bewegen vermochten, und der Errichtung größerer Gewerbsanstalten standen hunderterlei Hindernisse im Wege. Erst unter Maria Theresia und Joseph II. ging diesem wichtigen Zweige der Volkswirthschaft ein günstiger Stern auf. Es wurden fremde Arbeiter ins Land gerufen, um ihre Kunst ins Inland zu verpflanzen, talentvolle Künstler wurden unterstützt und belohnt und einzelne Zweige der Industrie frei und jedes Zunftzwanges enthoben erklärt. Im Jahre 1786 war die Industrie schon so weit gediehen, daß Joseph II. die Einfuhr vieler Fabrikate verbieten konnte. Noch größere Fortschritte machte sie unter Franz I. besonders zur Zeit der Continentalsperre, wo Tausende von arbeitsamen Händen sich der Industrie zuwandten und Hunderte von neuen Fabriken und Werkstätten entstanden, und die unter ihm zur Hebung der Gewerbsthätigkeit getroffenen Einrichtungen, wie: die Kunstschule zu Wien, mehrere technische Lehrkanzeln, das technisch-ständische Institut zu Prag, das 1815 errichtete polytechnische Institut zu Wien, Preisvertheilungen, das

1820 erlassene Patent über Ertheilung der Erfindungsprivilegien und die erwähnten Gewerbsausstellungen haben bereits die schönsten Früchte getragen und viele neue Unternehmungen ins Leben gerufen. Vgl. Blumenbach: „Systematische Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen Oesterreichs" (Wien 1830, 2 Bde.). — Der Handel der Monarchie kann im Verhältniß zur Ausdehnung des Staates nicht groß genannt werden. Die Regierung hat zur Belebung desselben viel gethan, aber es sind großentheils natürliche Hindernisse, welche den Handel von Erreichung einer höhern Blüthe abgehalten haben. Die Provinzen sind zum Theil durch hohe Gebirge von einander getrennt, welche die Communication erschweren; die Einwohner selbst durch Sitte, Gebräuche und Sprache zu sehr von einander geschieden, die meisten großen schiffbaren Flüsse treten erst auf fremdem Gebiete ins Meer, wo man dem weitern Fortgange des Handels leicht Fesseln anlegen kann. Der Landhandel wird im Ganzen durch treffliche Straßen sehr begünstigt, nur machen hier und da die Gebirge die Anlegung derselben unmöglich. Kaiser Karl VI. wendete sein Augenmerk ganz besonders auf den Straßenbau. Er ließ die große Straße durch die inner-österreichischen Gebirgsländer, über den hohen Sömmering, den Plätsch, den steilen Vollana, den Loibel u. s. w. führen; eine zweite ließ er in Kroatien zwischen Karlsstadt und Fiume anlegen. Joseph II. ließ die große Handelsstraße von Wien durch Mähren und Schlesien bis Lemberg und von hier einerseits bis Brody, andererseits durch die Bukowina in die Moldau führen; ebenso die Handelsstraße von Karlsstadt bis Zeng; eine dritte ließ er in Tyrol vom hohen Arlberge bis an die Grenze der Schweiz fortführen. Nur allein in den deutschen und galizischen Ländern, ohne Ungarn und Siebenbürgen, wurden die auf den Straßenbau unter Joseph II. verwandten Summen auf 12,224,400 Gulden berechnet. Unter Franz I. wurden noch größere Baue ausgeführt, so die Marien-Louisenstraße in Kroatien, die Franzensstraße von Borgo bis Siebenbürgen nach der Bukowina, die Straße aus der Lombardei über den Splügen nach der Schweiz und über das Wormser- und Stilfserjoch nach Tyrol, die 1825 vollendete Straße aus dem Venetianischen nach Tyrol u. a. m. Außerdem sind in Böhmen, Mähren, Galizien ꝛc. neue Straßen angelegt worden. Die neuen, im lombardisch-venetianischen Königreiche erbauten Kunststraßen, wovon die über das Wormser- und Stilfserjoch die höchste in Europa (8850 Fuß) ist, können den berühmtesten Werken der Römer an die Seite gestellt werden. Auch das Postwesen ist gut eingerichtet und es gehen Eilfahrten nach allen Gegenden der Monarchie. Bereits ist auch eine 26 Meilen lange Eisenbahn von Budweis über Linz nach Gmunden vollendet, und der Bau einer andern von Wien nach Lemberg und Triest, der größten Eisenbahn in Europa, schon sehr weit vorgeschritten. Die Flußfracht wird am stärksten auf der Donau betrieben, welche die ganze Monarchie von Westen nach Südost durchschneidet. Sie trägt Schiffe von 2500—3000 Centner Ladung und die großen Komorner Schiffe laden sogar bis 8000 Centner. Im Durchschnitt nimmt man jährlich mehr als 6000 größere Schiffe an, welche diesen Strom abwärts bis Wien mit Lebensmitteln und Kaufmannsgütern befahren; außer ihnen auch mehrere Dampfschiffe, auf denen man in sechs Tagen von Wien bis Orsowa fahren kann, und durch diese Dampfschiffe dürfte für den Handel der Monarchie überhaupt eine neue Epoche eintreten, indem vermittelst derselben eine unmittelbare Verbindung zwischen Wien und Konstantinopel hergestellt werden kann. Böhmen hat durch die, vermöge der am 23. Juni 1821 abgeschlossenen Elbschifffahrtsacte, frei gegebenen Elbschifffahrt, für die am 18. Sept. 1824 noch andere zur Beförderung des Verkehrs dienliche Verfügungen getroffen wurden, sehr gewonnen. Auch sind zur Hebung und Erleichterung des Flußhandels mit Preußen und Rußland von Oesterreich sehr vortheilhafte Verträge geschlossen worden. Mit der Flußschifffahrt in engster Verbindung steht die Schifffahrt auf den Seen. Den Gardasee befahren allein 400 größere Schiffe und ein Dampfschiff; auch auf dem Lago maggiore und dem Comersee sind Dampfschiffe in Thätigkeit. Gering ist die Schifffahrt auf den österreichischen und ungarischen Seen. Die Kanalschifffahrt wird am stärksten auf den zahlreichen Kanälen des lombardisch-venetianischen Königreichs betrieben. Außerdem besteht in Oester-

reich unter der Ens der Wiener-Neustädter Schifffahrtskanal, welcher von der ungarischen Grenze hinter Neustadt bis in den Donaukanal bei Wien führt, und in Ungarn der Franzenskanal, welcher die Donau mit der Theiß verbindet und Schiffe von 3—5000 Centner Last trägt, und der berühmte Begakanal. Der Seehandel ist, ungeachtet nur das adriatische Meer einen Theil des Staates bespült, ziemlich lebhaft. Die meisten österreichischen Seefahrer besuchen die Gewässer der Levante, dann auch das schwarze und asowsche Meer, um in den Häfen Odessa und Tanganrog Getreideladungen nach den Häfen des adriatischen und mittelländischen Meeres einzunehmen; wenige nur segeln über Gibraltar hinaus, noch weniger gehen nach Amerika; nach Ostindien selten eins. Die Flagge der österreichischen Schiffe ist roth und weiß. Im Jahre 1818 zählte man 528 österreichische Hochseeschiffe mit 6836 Matrosen, 2369 Kanonen und 110,443 Tonnen. Seitdem hat sich die Anzahl der Schiffe noch sehr vermehrt. Im Jahre 1834 liefen im Hafen von Triest 944 Schiffe, darunter 462 österreichische, ein, und 925, worunter 441 österreichische, aus. Vier Dampfschiffe verbinden Triest und Venedig. Der inländische Handel ist sehr lebhaft. Ungarn, Galizien, Mähren, Böhmen und die Lombardei versehen die übrigen österreichischen Provinzen mit Getreide. Das meiste Vieh versenden Ungarn und Galizien. Fische werden von den Küstenländern, auch aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark und aus den Alpengewässern besonders Edelfische verschickt. Wenig gehen aus Ungarn und Unterösterreich in die nördlichen Provinzen; Seide, größtentheils aus der Lombardei; Flachs und Hanf überlassen Böhmen, Mähren und Ungarn an andere Provinzen; Holz Böhmen, Oberösterreich und Tyrol. Den Handel mit Kunst- und Industrieerzeugnissen haben sich die deutschen Provinzen ganz zugeeignet, die wichtigsten dieser Erzeugnisse sind bereits oben erwähnt. Der auswärtige Handel kann nicht blühend genannt werden. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Seide, Leinen-, Baum- und Schafwollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Glas, Holz, Getreide, Vieh und Wein; die der Einfuhr: Zuckermehl, Wollengarn, Colonialwaaren, Oel, Felle, Leder u. s. w. Am wichtigsten ist der Handel Oesterreichs mit der Türkei und Levante, welcher sich vorzüglich auf die mit der Pforte abgeschlossenen Handelsverträge gründet. Schon Kaiser Karl VI. schloß 1718 den Passarowitzer Handels- und Schifffahrtstractat, durch welchen den österreichischen Unterthanen ansehnliche Handelsvortheile zugestanden wurden. Im J. 1719 wurde die orientalische Compagnie errichtet und derselben ein 25jähriges Privilegium ertheilt. Ebenso wurde durch die am 24. Febr. 1784 ausgestellte Verbindlichkeitsacte den österreichischen Unterthanen alle Freiheiten und Handelsrechte der am meisten begünstigten Nationen in den osmanischen Staaten eingeräumt und im Szistower Frieden 1794 alle früheren Verträge bestätigt. Auch hat sich die Pforte 1784 verpflichtet, die österreichischen Kauffahrteischiffe gegen alle unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Seeräuber zu schützen und ihnen den durch sie etwanigen erlittenen Schaden zu ersetzen. Der Landhandel mit der Türkei wird vorzüglich durch griechische und israelitische Handelshäuser betrieben. Der Durchfuhrhandel ist bei der Lage der Monarchie im Mittelpunkte Europas sehr bedeutend. Die wichtigsten Gegenstände des österreichischen Speditions- und Commissionshandels sind: Baumwolle, Südfrüchte, Specereien und Färbestoffe, Pelzwerke, rohe und verarbeitete Thierhäute, Wachs, Seefische u. s. w. Der Mittelpunkt desselben ist Wien. Venedig, Triest und Fiume sind Freihäfen, Brody und Podgorce Freistädte. Vgl. Klenner, „Allgemeiner Zolltarif für den österr. Kaiserstaat" (Wien 1829), und Oberhauser's „Darstellung der österr. Zollverfassung" (Eb. 1832, 4. Aufl.).

Was die Verfassung des österreichischen Staates betrifft, so war er bis 1848 ein nach Karl's VI. pragmatischer Sanction unzertrennliches Ganze und erblich nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher und weiblicher absteigender Linie. Sollte das regierende Haus aussterben, so haben die Stände von Ungarn und Böhmen das Recht einer freien Regentenwahl für ihre Provinzen; alle übrigen Länder aber kann der letzte Beherrscher nach Gutdünken vererben. Der Kaiser bekennt sich mit seinem Hause zur katholischen Religion, auch seine Gemahlin muß, wenn sie nicht darin geboren ist, zu derselben übertreten, und empfängt mit der Hand ihres Gemahls Rang und Würde einer österreichischen

Kaiserin, Königin von Ungarn, Böhmen und der Lombardei. Als König von Ungarn führt der Kaiser seit 1758 das Prädicat „apostolische Majestät". Die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen sind geborne Erzherzoge und Erzherzoginnen von Oesterreich und führen das Prädicat „kaiserliche Hoheiten". Der jedesmalige Kronprinz führt den Titel: des Kaiserthums Oesterreich kaiserlicher, zu Ungarn, Böhmen, Lombardei und Venedig, Galizien, Lodomerien und Illyrien königlicher Kronprinz und Thronfolger. Die Apanagen der majorennen Erzherzoge betragen in der Regel 40,000 Gulden, für minderjährige weniger. Ein nachgeborner Prinz braucht keine Katholikin zu heirathen, doch müssen seine Kinder in der katholischen Religion erzogen werden. Der kaiserliche Hofstaat zerfällt in vier Stäbe: den des Obersthofmeisters, des Oberstkämmerers, des Obersthofmarschalls und des Oberststallmeisters; unter ihnen stehen die verschiedenen Branchen der Hofämter. Die im österreichischen Staate bestehenden Ritterorden sind entweder Hofehren oder Verdienstorden, oder geistliche Orden. Zu den Hofehren gehören der 1430 gestiftete Orden des goldenen Vließes, nur für Personen aus regierenden Fürstenhäusern oder vom höchsten Adel katholischer Religion, und der 1668 gestiftete Sternkreuzorden für adelige Damen. Die Verdienstorden sind: der 1757 gestiftete militärische Marien-Theresienorden für verdiente Officiere ohne Unterschied des Ranges, Standes und der Religion, mit Einkünften verbunden; der 1750 gestiftete Elisabeth-Theresienorden für 21 verdiente Stabsofficiere und Generale der österreichischen Armee ohne Unterschied der Religion, mit Pension verbunden; der 1784 gestiftete königlich ungarische St. Stephansorden zur Belohnung der Adeligen, die sich im Civilfache um das kaiserliche Haus verdient gemacht haben, nur für Katholiken bestimmt; der 1808 gestiftete Leopoldsorden für Civil- und Militärverdienste; der von Napoleon 1805 gestiftete und nach Uebergang des obern Italiens an Oesterreich 1816 bestätigte Orden der eisernen Krone für Civil- und Militärverdienste; das für die während der Kriegsjahre 1813 und 1814 erworbenen Verdienste gestiftete goldene und silberne Civilehrenkreuz und das militärische Ehrenkreuz aus dem Metalle eroberter Kanonen. Zu den geistlichen Orden gehören der deutsche Ritterorden, der Johanniter- oder Maltheserorden und der Orden der Kreuzritter vom rothen Sterne. — Dalmatien und die Militärgrenze ausgenommen ist in allen zum österreichischen Staate gehörigen Ländern eine ständische Verfassung eingeführt, und in mehreren Provinzen ist dieselbe schon von hohem Alter. In Ungarn hat der Kaiser als König die oberste vollziehende Gewalt und das Ernennungs- und Wahlrecht sämmtlicher Bischöfe und Prälaten und andere große Prärogativen, theilt aber mit den Ständen die gesetzgebende Gewalt und das Besteuerungs- und Rekrutirungsrecht; er muß vor und nach seiner Krönung die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung beschwören und sich zur katholischen Religion bekennen. In Ungarn und Siebenbürgen besitzt der Adel die größten Vorrechte, besonders aber das Recht der persönlichen Freiheit des Güterbesitzes und der gänzlichen Steuerfreiheit, wovon die neuere Geschichte kein Beispiel aufzuweisen hat.

Obwohl in mehreren Provinzen noch die ursprünglichen Verfassungs- und Verwaltungsformen respectirt werden und daher keine durchaus gleichförmige Verwaltung bestehen kann, so ist doch in dieselbe die möglichste Einheit gebracht worden. Es lassen sich im Umfange des Reichs drei verschiedene Verwaltungsformen annehmen. Alle deutsch-illyrischen, italienischen, böhmischen und polnischen Länder haben im Ganzen eine ziemlich gleichförmige politische und rechtliche Verwaltung; in den ungarisch-siebenbürgischen Ländern bestimmen von einem längst verflossenen Zeitalter übernommene Gesetze und Gewohnheiten das Verwaltungsprincip, dessen Anwendung selbst in dem nämlichen Lande ungleichförmig ist; endlich weicht die Verwaltung der Militärgrenze, die ganz auf militärischen Fuß eingerichtet ist, nach den besondern Bedingungen ihres Organisirungszweckes wesentlich von beiden vorigen ab. So ungleich inzwischen die besonderen Verwaltungsformen sind, so hat doch die ganze Staatsregierung in der obersten Verwaltungsbehörde, dem Staats- und Conferenzministerium einen Vereinigungspunkt, an dessen Spitze der Kaiser selbst steht. Der Staatsrath versammelt sich unter dem Vorsitze des Monarchen, welcher über die vor-

kommenden Geschäfte selbst entscheidet. Das geheime Cabinet hat die Cabinetsschreiben und andere geheime Befehle des Kaisers an die Stellen zu befördern. Die äußeren Angelegenheiten des ganzen Reichs leitet die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei, deren Präsident den Rang eines Haus-, Hof- und Staatskanzlers hat und zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Dieses Ministerium besteht aus zwei Sectionen, die eine für die auswärtigen, die andere für die inländischen Angelegenheiten. Der Einfluß Oesterreichs auf die auswärtigen Verhältnisse ist von großem Gewichte und oft entscheidend. Es leitet zugleich die Angelegenheiten des deutschen Bundes, dem es mit allen seinen Besitzungen beigetreten ist, und ist der Schutzherr Italiens. Die innern politischen Angelegenheiten leitet in den deutsch-illyrischen, böhmischen, galizischen und italienischen Provinzen das Ministerium des Innern, unter welchem die vereinigte Hofkanzlei oder die oberste politische Hofstelle unter einem obersten Kanzler, der zugleich Minister des Innern ist, und drei Hofkanzlern steht. Alle politischen Geschäfte, mit Ausnahme der Finanz-, Bergwerks-, Rechnungs-, Justiz-, Polizei-, Censur-, Studien- und eigentlichen Militärgeschäfte sind dieser Hofstelle zugewiesen. Das dieser Stelle unterliegende Gebiet ist in 12 Regierungsbezirke abgetheilt, welche ebenso viele Provinzen bilden; ihre Sitze sind Wien, Linz, Grätz, Innsbruck, Laibach, Triest, Zara, Mailand, Venedig, Prag, Brünn und Lemberg. Für das lombardisch-venetianische Königreich ist ein Vicekönig ernannt, dessen Residenz abwechselnd Mailand oder Venedig ist. Jeder dieser Regierungsbezirke ist wieder in Kreise abgetheilt, mit einem Kreisamte; solcher Kreisämter (in Italien Delegationen) sind 92. Sie wachen über Aufrechthaltung der Gesetze, eröffnen die von den Landstellen einlaufenden Befehle, bilden in Sachen der nicht streitigen Gerichtsbarkeit die zweite Instanz, führen die Polizeiaufsicht auf dem Lande und besorgen die Schulangelegenheiten zugleich mit den Consistorien. Die sämmtlichen ungarischen Angelegenheiten werden von der ungarischen Hofkanzlei in Wien geleitet, welche sowohl politische, wie oberste Justiz- und Kameralbehörde ist. Die siebenbürgischen stehen in oberster Instanz unter der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien, deren Wirkungskreis dem der ungarischen ähnlich ist. Für die Militärgrenzen ist der Hofkriegsrath zu Wien die oberste Verwaltungsbehörde. Die geistlichen Angelegenheiten sind der vereinigten Hofkanzlei und den Länderstellen zugewiesen. Das gesammte Schul- und Studienwesen in den deutsch-illyrischen, italienischen, böhmischen und galizischen Ländern leitet die kaiserliche Studienhofcommission. Ungarn hat eine eigene Studienhofcommission in Ofen, und Siebenbürgen in Klausenburg. Das Volksschulwesen begreift über 16,000 öffentliche Schulen; zahlreich sind auch die Privatschulen. Gesetzlich soll an jedem Orte, wo sich 100 schulfähige Kinder finden, eine Schule errichtet werden, deren Lehrer aus dem Kirchen- oder Gemeindevermögen und dem Schulgelde 100 Gulden erhalten sollen; das daran fehlende zahlt der kaiserliche Schulfonds. Es gibt Trivialschulen von zwei Classen, und in jedem Kreise wenigstens eine Hauptschule von drei oder vier Classen, mit einer Zeichnenschule verbunden; im Ganzen zählt man 358 Hauptschulen. In jeder Provinzhauptstadt ist eine Normalhauptschule mit einer Schullehrerbildungsanstalt. Der kaiserliche Schulbücherverschleiß liefert die Schulbücher, von jedem Tausend werden 250 unentgeldlich an Arme gegeben. Aus der dritten Classe der Hauptschulen findet der Uebertritt in die Gymnasien statt, deren es 124 (zu 6 Classen) gibt. Auch für diese werden die Bücher vom Schulbücherverschleiß geliefert. Aus der vierten Classe der Hauptschulen können die Schüler in die Realschulen übergehen; ihrer sind acht, welche für die polytechnischen Schulen zu Wien, Prag und Brody, die nautische Akademie in Triest, die Forstlehranstalt in Wien und das Johanneum in Prag vorbereiten. Die 8 Universitäten zählen gegen 12,000 Studenten und bestehen aus 4 Facultäten, mit 20—60 Professoren, welche 800—3000 Gulden Gehalt, aber keine Collegiengelder beziehen. Sie müssen das vollständige System ihrer Wissenschaft, entweder nach eigenen Heften vortragen, die sie aber binnen drei Jahren dem Drucke übergeben sollen, oder nach den von der Hofstelle empfohlenen Handbüchern. Die zwei Jahre der philosophischen Studien sind unerläßliche Vorbereitungen zu allen übrigen, daher auch 31 besondere philosophische Lehranstalten mit zwei oder drei

Facultäten bestehen. Doctorgrade gibt es 6; außer den gewöhnlichen noch die der Chirurgie und Chemie. Bei allen Unterrichtsanstalten, ohne Ausnahme, finden Prüfungen statt; ohne guten Fortgang wird die Fortsetzung des Studiums nicht gestattet. Als Hülfsmittel zur Bildung hat jede höhere Lehranstalt eine Bibliothek und naturwissenschaftliche Sammlungen. Größere kaiserliche Bibliotheken gibt es 29, welche über 1,700,000 Bände enthalten; 50 Klosterbibliotheken mit 700,000 und 45 Privatbibliotheken und 720,000 Bänden. Man zählt ferner 4 Sternwarten, 27 größere naturwissenschaftliche, 16 physikalische und technische Museen, 16 botanische Gärten, 4 Kunst-, 10 Musikvereine, 9 Landmuseen und 11 gelehrte Gesellschaften. In den deutschen, böhmischen und polnischen Ländern bestehen 131 Buchhandlungen, 118 Buchdruckereien und 60 Zeitschriften; in diesen endlich auch 37, in den italienischen Ländern aber 46 Theater.

Die Justizverwaltung ist im größten Theile des Staates sehr gut eingerichtet. In den deutsch-illyrischen, böhmischen, galizischen und italienischen Provinzen ist eine oberste Justizstelle oder der oberste Gerichtshof die letzte Instanz in Civil- und Criminaljustizangelegenheiten. Diese Hofstelle theilt sich in zwei große Senate, den zu Wien und zu Verona, wovon der letztere allein für das lombardisch-venetianische Königreich bestimmt ist. Untergeordnet sind ihr als zweite Instanz 9 Appellations- und Criminalobergerichte zu Wien, Klagenfurth, Innsbruck, Mailand, Venedig, Zara, Prag, Brünn und Lemberg. In den meisten Provinzen bestehen noch Patrimonialgerichte. In erster Instanz ist die Civiljustiz von der Criminaljustiz geschieden. Für Civilsachen bestehen Landgerichte in jeder Provinz für den Adel, die Geistlichkeit und andere privilegirte Körperschaften; das Hofmarschallamt in Wien für den k. k. Hof und die Gesandtschaften, die Ortsgerichte für die nicht Adeligen. Die Criminalgerichtspflege gebührt in erster Instanz den Landgerichten und Magistraten, oder den in mehreren Provinzen bestehenden Criminalgerichten. In Ungarn selbst bildet die Septemviraltafel, deren Präsident der Palatin ist, das höchste Appellationsgericht. Für den Bauer ist in Ungarn die erste Instanz der Herrenstuhl der Grundherrschaft, für den Bürger die Magistrate, für den Edelmann der Stuhlrichter, in wichtigen Sachen das Comitat oder die Banaltafel. Todesurtheile bedürfen im ganzen Umfange des Staates der Bestätigung des Monarchen; die bürgerliche und Criminalgesetzgebung ist musterhaft. Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 hält das Mittel zwischen dem preußischen und französischen. Es sind durch dasselbe alle Provinzialrechte und Statuten aufgehoben und alle fremden Rechte außer Kraft gesetzt worden, so daß in allen Provinzen, außer Ungarn und Siebenbürgen, die Civilrechtsverwaltung gleich ist, ohne Unterschied des Standes und der Religion. Es zeichnet sich durch seine Gerechtigkeit, strengste Trennung von allen fremdartigen Anordnungen, durch genaue Uebereinstimmung mit dem ganzen Systeme der Gesetzgebung, durch Vollständigkeit, seine Angemessenheit auf alle Verhältnisse der genannten Länder, endlich durch seine Faßlichkeit, Kürze und Deutlichkeit aus. Dieselben Vorzüge hat das Strafgesetzbuch von 1804. Für das Verfahren in Streitsachen, welches nicht öffentlich ist, gilt die Josephinische Gerichts- und Concursordnung vom Jahre 1781; die gesetzliche Bestimmung der competenten Richter geschah durch die Jurisdictionsnormen von 1783 und 1784. Für das lombardisch-venetianische Königreich wurde der Codice di commercio di terra e di mare bestätigt. Andere Gesetze sind in Privatsammlungen systematisch geordnet. In Ungarn sind die Beschlüsse der Reichstage (Decreta Comitiorum, Articuli diaetales) die wahre und einzig rechtliche Hauptquelle alles ungarischen Staats-, Privat- und Criminalrechts. Das Corpus juris hungarici oder das sogenannte Tripartitum wurde von Verböcz schon unter Wladislav II. verfaßt und auf den Reichstagen zwischen 1518 und 1519 sanctionirt, und hat noch heute verbindliche Kraft. Das Observanzrecht ließ Maria Theresia 1769 unter dem Titel: Planum vulgare sammeln. — Die Polizei der österreichischen Staaten ist eine der wachsamsten und bestorganisirten. Für die deutsch-illyrischen, italienischen, böhmischen und galizischen Länder ist die Oberleitung derselben der Polizei- und Censurhofstelle anvertraut; unter ihr stehen 54 organisirte Polizeibehörden mit etwa 2000 Mann Polizeisoldaten und 1000

Mann Civilwache. Für die Censurangelegenheiten bestehen 12 Bücherrevisionsämter und Censoren in Wien, Prag und Mailand. Werke werden verboten mit der Formel „damnatur", wornach sie nur Gelehrte, oder mit „erga schedam", wornach sie jeder Gebildete erhält, gegen Revers, dieselben nur zu seinem Gebrauche zu beziehen. Erlaubte Werke mit „admittitur" unterliegen keiner Beschränkung im Verkehr, und mit „transeat" erledigte dürfen nicht öffentlich angekündigt werden. Die Hofstelle bestätigt die Bücherverbote. Der Nachdruck ist seit 1832 verboten und auch ausländische Nachdrücke werden von den Revisionsämtern zurückgewiesen. Auch die medicinische Polizei ist vorzüglich eingerichtet. Musterhaft sind die Contumazanstalten an der Seeküste und der allgemeine Pestcordon gegen die Türkei, welcher von Europa einen Feind abwehrt, der in frühern Jahrhunderten so oft Tod und Verderben brachte. Die Kuhpockenimpfung ist gesetzlich eingeführt, eben so Todtenschau und Leichenkammern. Huren- und Spielhäuser sind nicht geduldet, das Zahlenlotto aber als kais. Regale eingeführt. Betteln und Fechten ist ebenfalls verboten. Das Armenwesen liegt den einzelnen Gemeinden ob. Der Staat hat 38 große Waisenhäuser, von denen das Wiener allein gegen 5000 Waisen versorgt, 9 Taubstummen- und 5 Blindeninstitute. Kleinkinderbewahranstalten entstehen jedes Jahr neue; 1835 zählte man bereits 12. Ohne die Militairhospitäler zählt man 257 große Spitäler, 114 Siechhäuser und 30 Findelhäuser. Besondere Erwähnung verdienen auch die Klosterspitäler der barmherzigen Brüder, deren es in der Monarchie 27 gibt, welche jährlich gegen 20,000 Kranke, ohne Unterschied des Standes und Glaubens unentgeldlich aufnehmen, und der barmherzigen Schwesteen, so wie der Elisabethinernonnen. Unter den wohlthätigen Vereinen gebührt den fast in allen Provinzen bestehenden Gesellschaften adeliger Frauen zu wohlthätigen Zwecken ein ehrenvoller Platz, namentlich der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen zu Wien. Zahlreich sind auch die Pensions- und Versorgungsinstitute, unter denen die Wiener 1831 über 2 Mill. an Einlagen zahlte. Auch bestehen eine große Anzahl Assecuranzgesellschaften, besonders in den deutschen und böhmischen Ländern, und Triest zählt allein 16 Assecuranzgesellschaften für Seeschiffe.

Die oberste Leitung der staatswirthschaftlichen Angelegenheiten besorgt das Finanzministerium in Wien mit seinen verschiedenen Verzweigungen. Die Staatseinkünfte bestehen aus der Grund-, Häuser-, Gewerbe-, Erb-, Verzehrungs- und Judensteuer, dem Ertrage der Staatsgüter, den Gefällen und Regalien. Dalmatien zahlt keine directe Steuer. Die gesammten Einkünfte dürften nahe an 150 Mill. Gulden betragen; Balbi gibt sie zu 176 Mill. Gulden und General Tirlet zu 338 Mill. Franken an. Im J. 1360 sollen die Staatseinkünfte nur 1,280,000, unter Ferdinand I. 9 Mill., unter Ferdinand II. 12 Mill., im Jahre 1705 19,877,000, unter Karl VI. 45 Mill., unter Maria Theresia im J. 1770 69,868,540, im Jahre 1780 90,408,075, und im Jahre 1790 105 Mill. Gulden betragen haben; doch sind bei den früheren Jahren die sehr beträchtlichen Naturalleistungen nicht in Anschlag gebracht. Die Staatsschulden berechnet Balbi zu 680 Mill. Zur Tilgung derselben wurde 1817 ein eigener Tilgungsfond erricht t, dem nicht nur beträchtliche Summen in Staatsschuldverschreibungen, sondern auch jährlich aus den allgemeinen Staatseinkünften erhebliche Beiträge in baarem Gelde übergeben werden. Das Vermögen des Tilgungsfonds betrug Ende 1829 auf 209,963,266 Gulden in Staatspapieren, wovon die jährlichen Zinsen 7,285,560 Gulden in C.-M. betragen. Im Ganzen hatte derselbe zu Anfang des Jahres 1835 349,760,123 Gulden an Staatsschuldpapieren außer Umlauf gesetzt. Die Verwaltung des Tilgungsfond wurde der im Jahre 1816 errichteten priv. österreichischen Nationalbank übertragen. Im lombardisch-venetian. Königreiche wurde 1822 der Monte als Tilgungsfonds errichtet. Das gesammte Staatsrechnungswesen ist einer eigenen Hofstelle, dem Generalrechnungsdirectorium untergeordnet. Vergl. Kudler's „Versuch einer tabellarischen Darstellung des Organismus der österr. Staatsverwaltung" (Wien 1834).

Das gesammte Kriegswesen leitet für den ganzen Staat der Hofkriegsrath in Wien; unter ihm stehen die 13 Generalcommanden, in welche die Monarchie einge-

theilt ist. Für die Marine besteht in Venedig ein eigenes Obercommando. Die Militärmacht Oesterreichs ist gegenwärtig die zweite Europa's. Die Infanterie besteht aus 58 Linienregimentern, 17 Nationalgrenzregimentern, 20 Grenadierbataillons, 1 Tyroler Jägerregiment, 12 Jägerbataillons, 5 Garnisonsbataillons rc., und zählt nach dem Friedensstande 210,000 Mann. Im Kriege wird jedes Infanterieregiment auf 4—5000 Mann verstärkt. Die Militärgrenze, die durchaus dem Waffendienste angehört und in Friedenszeiten zur Bewachung des Sanitätscordons 45,000 Mann verwendet, stellt ohne Schwierigkeit beim Kriege 100,000 Mann. Die Cavallerie besteht aus 8 Küraßier-, 6 Dragoner-, 7 Chevaurlegers-, 12 Husaren- und 4 Uhlanenregimentern, und ist nach dem Friedensstande 39,024 Mann stark. Die Artillerie zählt 5 Feldregimenter, die zur Bedienung von 1500 Kanonen, theils Feld-, theils Belagerungsgeschütz, bestimmt sind. Mit Einschluß der Garnisonsartillerie und der übrigen Zweige wird die ganze Stärke der Artillerie auf 17,790 Mann angegeben. Rechnet man das Geniecorps und alle besonderen Branchen hinzu, so ergibt sich für den Stand der österr. Armee in Friedenszeiten die Summe von 271,000 Mann, in Kriegszeiten ist sie schon bis 750,000 Mann gesteigert worden. Die Capitulationszeit dauert 14 Jahre, nach deren Vollendung die Mannschaft in die Landwehr überzutreten hat. Nur die elf Altersclassen vom zurückgelegten 19. bis 29. Lebensjahre sind der Rekrutirung für die Linie unterworfen, wobei immer der Grundsatz beobachtet wird, daß der Jüngere dem Aeltern vorgeht. In Ungarn wird in Kriegszeiten eine Insurrection aufgerufen, deren Stärke auf 50,000 Mann angenommen werden kann. — Festungen zählt man gegenwärtig in der Monarchie 26: Altgradiska, Arad, Brood, Karlsburg, Karlsstadt, Cattaro, Essegg, Josephstadt, Komorn, Olmütz, Königsgrätz, Kufstein, Legnano, Mantua, Munkács, Osopo, Palmanuova, Peschiera, Peterwardein, Prag, Ragusa, Salzburg, Theresienstadt, Temeswar, Venedig, Zara. Außerdem hat Oesterreich die Festung Piacenza im Herzogthume Parma, die Festungen Ferrara und Commacchio im Kirchenstaate auf immerwährende Zeit besetzt, und theilt mit Preußen das Besatzungsrecht in der deutschen Bundesfestung Mainz. Befestigte Plätze zählt man 58. — Unter den militärischen Bildungsanstalten des Staates sind zu erwähnen: die Ingenieurakademie zu Wiener-Neustadt, das Marinecadettencollegium in Venedig, die Cadettenschulen zu Olmütz und Grätz, das Militärknabenerziehungshaus zu Mailand für die acht italienischen Infanterieregimenter, 6 galizische Knabenerziehungshäuser für die polnischen Regimenter, und 44 solcher Erziehungshäuser für die übrigen Linieninfanterieregimenter. Militärische Versorgungsanstalten sind die Invalidenhäuser zu Wien, Prag, Pettau, Padua und Pesth; der schon seit 1750 bestehende allgemeine Invalidenfonds und der 1814 gestiftete Vereinsfonds, dessen Interessen in Beträgen von 100, 50 und 25 Gulden an Invaliden aus den drei letzten Feldzügen vertheilt werden. Vom Kriegsdienste ist übrigens der Adel, die Geistlichkeit und der Lehrstand befreit; die vielen früher bestandenen Befreiungen sind aber größtentheils aufgehoben. — Die Seemacht Oesterreichs, welche unter dem Oberbefehle eines Viceadmirals steht, dessen Sitz in Venedig ist, besteht aus 8 Linienschiffen, die aber gegenwärtig nicht ausgerüstet sind und abgetakelt im Arsenal zu Venedig liegen, 8 Fregatten, 4 Korvetten, 6 Briggs, 7 Goeletten oder Schoonern und vielen kleinern Schiffen. In allen stark besuchten Häfen sind Wachtschiffe stationirt, um Kontrebande zu verhindern, ärarische Gelder zu transportiren u. dgl. Für die untere Donau und Sau hat Oesterreich noch eine sogenannte Donauflottille. Als Mitstand des deutschen Bundes hat Oesterreich zur Bundesarmee ein Contingent von 94,822 Mann zu stellen.

Die herrschende Kirche ist die katholische, doch haben in den ungarischen Ländern und im lombardisch-venetianischen Königreiche die Protestanten fast gleiche Rechte mit den Katholiken, und in Siebenbürgen außer diesen noch die Unitarier, weswegen man beide Glaubensbekenntnisse in diesem Lande die recipirten nennt. In den übrigen Provinzen werden die Protestanten, die nichtunirten Griechen und Juden tolerirt, und in dieser Hinsicht besteht ein eigenes Toleranzgesetz vom Jahre 1781. Zur katholischen Religion bekennt sich der größte Theil der Deutschen, die Italiener, ein großer Theil der Ungarn und

der größte Theil der Slaven. Die katholische Kirche zählt 11 Erzbisthümer, nebst dem Patriarchate zu Venedig, 59 Bisthümer, 110 Abteien, und in Ungarn, Galizien und Siebenbürgen über 260 Klöster. Bei den Bisthümern sind Consistorien als geistliche Gerichte, welche (außer Ungarn) unter den Gubernien stehen. Die griechisch-unirte oder griechisch-kathol. Kirche zählt 1 Erzbisthum mit einem Suffraganbischofe und 3 selbstständigen Bisthümern. Sie hat die meisten Bekenner in Ungarn, Slavonien, Kroatien, Siebenbürgen, der Bukowina, in Galizien und Dalmatien. Den ganzen katholischen Klerus schlug man sonst zu 38,000 Seelen an. Der Kaiser ernennt alle Erzbischöfe und Bischöfe mit einziger Ausnahme der Olmützer Metropole, deren Domcapitel das Vorrecht hat, seine Erzbischöfe selbst zu wählen. Die Erzbischöfe und Bischöfe werden vom päpstlichen Stuhle nur bestätigt. Ueberhaupt ist der Kaiser kirchliches Oberhaupt in allen Gegenständen, welche nicht die Lehre selbst betreffen, hat bei der Papstwahl ein votum exclusivum, und päpstliche Bullen dürfen ohne kaiserliche Bestätigung nicht bekannt gemacht werden. Vgl. Blumenbach's „Neuestes Gemälde der österreichischen Monarchie" (3 Bde., in Schütz's „Allgemeiner Erdkunde", Wien 1831 — 1833); André „Zahlenstatistik der europäischen und außereuropäischen Staaten" (Stuttg. 1823, 1. Jahrg.); „Oesterreichische Nationalencyklopädie" (Wien 1835, 6 Bde.) und Schmidt-Jenny's „Handbuch für Reisende im österreichischen Kaiserstaate" (Ebend. 1835, 4 Bde., 2. Aufl.).

Oesterreichischer Erbfolgekrieg, s. Erbfolgekrieg.

Oeta, berühmte Gebirgskette Altgriechenlands, die sich von den Thermopylen und dem Meerbusen Malea bis zum Pindos und von südwestlich bis zum ambrakischen Busen erstreckt. O. hieß auch die höchste Spitze dieser Gebirgskette, zwischen Thessalien und Macedonien, berühmt durch Herkules Tod (s. Herkules).

Oettingen, Fürstenthum, ein fruchtbares Ländchen an der Wernitz, theils unter bayrischer, theils unter würtembergischer Hoheit, 15½ QM. groß, mit etwa 60,000 Bewohnern, ist Eigenthum der Fürsten von O., welche 1734 und 1774 die fürstliche Würde erhielten und 1806 mediatisirt wurden. Durch Vertrag haben Würtemberg und Bayern die Oberhoheit über das Ländchen unter sich getheilt. Ein Theil des Gebietes bildet das sogenannte Ries. Die Stadt und das Mediatgericht Oettingen, im bayerischen Rezatkreise, an der Wernitz, ist Residenz des Fürsten von O.-Spielberg, der überhaupt 4 QM. mit 16,000 Einw. besitzt und 120,000 Gulden Einkünfte bezieht. Die O.-Wallersteinische Linie besitzt die Standesherrschaft Oettingen-Wallerstein im bayerischen Rezat- und würtembergischen Jaxtkreise, mit der Residenz Wallerstein (1300 Einw.), zusammen 11⅓ QM., mit 43,000 Einw. Die Besitzungen der 1789 ausgestorbenen Linie O.-Baldern (2 QM., mit 3000 Einw.) besitzen jetzt die erwähnten beiden Linien gemeinschaftlich. — Das gleichnamige alte Dynastengeschlecht, welches als Stammvater einen der 12 Söhne Isenbart's, Herzogs von Schwaben zu Karl's des Großen Zeit, nennt, war im sogenannten Riesgau (an der Donau im schwäbischen Kreise ansässig. Als die Ländereien des Gaues Erbeigenthum der Gauverwalter wurden, entstand auch die Grafschaft O., die von Anfang an reichsunmittelbar war. Die gewisse Stammreihe der von O. beginnt mit dem 13. Jahrh.; Graf Friedrich IV. von O. (starb 1429) besaß die Grafschaft O. ungetheilt. Sein Enkel Graf Ludwig XV., der dem schmalkaldischen Bunde beitrat und zur evangelischen Kirche nebst seinem ältesten Sohne übertrat, ist der Stammvater zweier Linien. Die ältere: Oettingen-Oettingen, protestantisch, gründete dessen erster Sohn Ludwig XVI. Sie wurde 1674 mit Albrecht Ernst I. vom Kaiser Leopold in den Reichsfürstenstand erhoben, starb aber 1731 mit Albrecht Ernst III. wieder aus, und ihre Güter fielen an die jüngere: Oettingen-Wallerstein. Diese wurde gestiftet durch Ludwig's XV. dritten Sohn, Friedrich, der katholisch blieb und vom Kaiser Karl V. nebst seinem ebenfalls katholischen Bruder Wolfgang die Grafschaft erhielt. Schon unter Friedrich's Enkeln (von dessen Sohne Wilhelm) theilte sich 1602 seine Linie in drei Aeste: 1) Oettingen-Spielberg, gestiftet durch Wilhelm's ältesten Sohn Wilhelm, dessen dritter Sohn 1734 in den Fürstenstand erhoben wurde. Jetziges Haupt des Zweiges Karl Otto,

geb. 1815, königlich bayerischer Kronoberst-Kämmerer und erblicher Reichsrath folgte 1843 seinem Vater in der Regierung. 2) Oettingen-Wallerstein, gestiftet 1774 von Wilhelm's zweiten Sohne, Wolfgang. Der gegenwärtige Fürst von O.-Wallerstein ist Karl Ernst Notgar Friedrich, geb. am 17. Sept. 1840. Sein Vater Friedrich Kraft Heinrich, geb. 1793, gest. 1842, erhielt 1823 durch Cession seines ältesten Bruders Ludwig Kraft Ernst (s. d.), sämmtliche Güter der Linie O.-Wallerstein in Bayern, Würtemberg und Oesterreich. Die Linie Oettingen-Baldern (oder Katzenstein), gestiftet von Wilhelm's drittem Sohne, Ernst, starb 1798 wieder aus.

Oettingen-Wallerstein, Ludwig Kraft Ernst, Fürst von, früher Kronoberhofmeister von Bayern von 1831—37 Minister des Innern, wurde am 31. Januar 1791 auf dem Stammschloße seines Hauses als Erbe eines Fürstenthums von ungefähr 6 Q.M. und 60,000 Einwohnern geboren. Sein Vater, ein Mann von hervorragenden Geistesgaben und ausgebreitetem Wissen, suchte seine besonders durch längeren Aufenthalt in England gewonnenen national-ökonomischen Grundsätze und seine Ansichten von einer freiern Entwickelung der Regierungsform bei der Verwaltung seines kleinen Staates in Anwendung zu bringen. Die Mutter, eine Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg, war eine Frau von ausgezeichneter Bildung des Geistes und Charakters. Die Jugendjahre des jungen Fürsten leitete Anfangs ein ehrwürdiger Greis, Namens Schopp, später der Pater Andreas Reubel aus dem Piaristenorden, ein reichbegabter Mann von heiterer Lebensansicht. Die damalige Zeit war für die Familie eine sehr bittere und stürmische, da 1802 ihr staatsrechtlich beinahe geschlossenes Hoheitsgebiet zerstückt wurde, weil der alte Fürst sich weigerte, für die verlorenen überrheinischen Besitzungen auf Kosten seiner Mitstände Entschädigung zu suchen. Nach seinem Tode, am 6. Oct. 1802, ging die Regierung des Ländchens in vormundschaftlicher Eigenschaft auf die Mutter des Erbprinzen über, unter dem Beistand seines Oheims, des Reichshofrathspräsidenten und späterhin kaiserlichen Justizministers, sowie des durch seine Gewandtheit als Weltmann und Diplomat bekannten Belli de Pino, der später Präsident in bayerischen Diensten war. Die Erziehung des Prinzen leitete jetzt der Canonicus von Grimmeisen, in Verbindung mit dem Chevalier Carrier de Lavalette. Jener ein Mann von umfassendem Wissen, aber von ängstlichem Wesen und düsterer Lebensansicht. Dieser feingebildet, welterfahren, von ritterlicher Gesinnung. Im Jahre 1806 besuchte der Prinz mit seiner Mutter Paris, wo er dem Kaiser vorgestellt wurde; dort sah er auch zuerst den damaligen Kronprinzen von Bayern. Die Anträge des Marschalls Duroc, in französische Dienste zu treten, lehnte er ab, wovon die Folge war, daß sein Fürstenthum mediatisirt und der bayerischen Krone unterworfen wurde. Von 1807 bis 1810 besuchte er die Universität Landshut. Familienverhältnisse riefen ihn im Sommer 1810 nach München, wo er mit dem ersten Kronamte Bayerns und dadurch mit Sitz und Stimme im Staatsrath bekleidet wurde. Im Frühjahr 1812 ward ihm ein geheimer Auftrag nach Paris anvertraut. Nahe verwandt mit dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg, durch Lavalette in die Intimität La Besnadières und durch Narbonne in Poniatowski's und in die vertrauten Cirkel Talleyrand's eingeführt, viel bei Hofe und nicht minder häufig in Malmaison, scheinbar aller Politik fremd und daher von Niemand beargwohnt, konnte O. tiefer als mancher Andere in das Getriebe blicken, das damals am kaiserlichen Hofe so ernste und wichtige Angelegenheiten vorbereitete. Die freien Augenblicke blieben literarischen und artistischen Bestrebungen. Nach seiner Rückkehr übernahm er die Verwaltung seiner Besitzungen; auch bereitete sich seine Vermählung mit der Schwester des jetzt regierenden Großherzogs von Baden, Amalie, Gräfin von Hochberg. In dieser Zeit stiller Zurückgezogenheit begann er jene Sammlung geschichtlich berühmter Rüstungen und Waffen, Glasgemälde, Münzen und Schnitzwerke in Holz und Elfenbein, besonders aber mittelalterlicher berühmter Gemälde, welche später so viel Interesse erregte und zuerst in Goethes „Kunst und Alterthum“, sodann im „Kunstblatt“ vom Jahre 1824, ihrem Entstehen, Inhalt und Werthe nach vom Fürsten selbst geschildert wurde. Die oberdeutsche und bayerische Malerschule dieser Gemäldesammlung wurde 1828, bald nach dem Ankauf

der niederdeutschen Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée durch König Ludwig zur Vervollständigung seiner Gallerie erworben; die byzantinischen, altitalienischen und niederdeutschen Abtheilungen im Jahre 1840 als Bestandtheile des fürstlichen Fideicommisses zum Verkauf ausgeboten. Im Jahre 1813 hatte er unter dem Oberbefehl des damaligen Kronprinzen die Leitung der Landesbewaffnung in Schwaben, Südfranken und einem Theile des westlichen Altbayern übernommen und sein begeisterter Aufruf, sowie ein glühender Tagesbefehl des Kronprinzen ergriff elektrisch die genannten Provinzen. In weniger als 6 Monaten standen 1800 freiwillige Husaren, gegen 8000 freiwillige Jäger, 10,000 Legionsreservisten und 6 freiwillige Batterien, als ein Theil der Reservearmee marschfertig, während eine viel größere Anzahl Landwehr, vollständig organisirt und größtentheils bewaffnet, in zweiter Linie der Befehle harrte. Diese unerwartete Entwicklung gab Bayern damals eine große Bedeutung und es hing nur von ihm ab, als Großmacht unter den unmittelbaren Paciscenten der Pariser Verträge aufzutreten; äußere Intriguen und innere Kurzsichtigkeit ließen eine solche Frucht nicht aufkommen; die allgemeine Volksbewaffnung selbst, die für die Entwickelung der innern Zustände des Landes von unberechenbaren, weit ausgedehnten Folgen hätte sein können, wurde von dem damals allmächtigen Minister Montgelas und selbst von dem König Maximilian und dem Feldmarschall Wrede als ein Eingriff in die Rechte des Soldatenstandes angesehen und Fürst O., der Urheber aller dieser Dinge, sah sich von ihrem Haß, oder wenigstens von ihrem Mißtrauen verfolgt. Für die namenlosen Anstrengungen, für einen freiwillig dargebrachten Aufwand von mehr als 150,000 Gulden, ärndtete er wieder Zurücksetzung und Feindschaft aller Art. Im Herbst des Jahres 1815 rief ihn der erste Landtag des wieder befreiten Deutschlands nach Stuttgart, wo ihm seine freisinnigen Ansichten die Abneigung seines Verwandten, des Königs Friedrich von Würtemberg und das Zutrauen der Ständeversammlung und des würtembergischen Volkes zuzogen. Im Jahre 1816 riefen ihn die Irrungen zwischen Bayern und Oesterreich auf seinen Militärposten zurück; den Rest des Jahres und das ganze folgende Jahr verweilte er auf seinen Besitzungen und suchte nach Kräften die damals herrschende Hungersnoth zu mildern. Nebenbei beschäftigte er sich mit Studien der Literatur und Kunst der deutschen Vorzeit, sowie mit der Erweiterung seiner Sammlung. Er berief den Wiedererfinder der Glasmalerei, Frank aus Nürnberg, nach Wallerstein, unterstützte ihn in seinen Versuchen und trat ihn dann mit seinem ausgebildeten Geheimnisse, nach dem Wunsche des Kronprinzen, an den Staat ab. Er war nicht ohne Einwirkung auf die 1818 sich vorbereitende Constitution; kämpfte aber auch im Jahre 1819, nach Eröffnung des ersten Landtags, als die übertriebenen Ansprüche der Liberalen der zweiten Kammer die kaum erstandene Verfassung in Gefahr brachten, noch im Keime wieder erstickt zu werden, gegen diese nachtheiligen Bestrebungen als Mitglied der Kammer der Reichsräthe. Auch während des zweiten Landtags im Jahre 1822 widersetzte er sich den Beschlüssen der zweiten Kammer über den Militäretat und wies nach, daß das bayersche Wehrsystem ein Prärogativ der Krone sei und mit weniger als 8 Millionen nicht bestehen könne, obgleich er auf der andern Seite die bestehenden Mängel in der Einrichtung des Beamtenstandes rügte.

Im Jahre 1823 vermählte er sich mit Crescentia Bourgin, der Tochter seines Gärtners in Hohenbaldern, und fügte sich nach seiner Vermählung dem Hausgesetze, das dem, welcher eine nicht stiftsfähige Ehe eingeht, die Verpflichtung auflegt, die Besitzungen an den nächsten Aeltesten abzugeben. Er überließ die Standesherrschaften seinem 1793 geborenen Bruder Friedrich. Eine andere unangenehme Folge dieser Verbindung war der Verlust des Kronamtes, welches ihm das damalige Ministerium mit der Erklärung abnahm, nur in der stillschweigenden Voraussetzung großen Besitzes sei er damit belehnt worden. Fürst O. begnügte sich mit einem einfachen Protest und lebte zurückzogen auf seinem neuangekauften landwirthschaftlichen Gute zu Reimlingen bei Nördlingen, bis er, gleich nach dem Regierungsantritt des Königs Ludwig, mit dem ihm entzogenen Kronamte seine ständische Wirksamkeit wieder erhielt. Im Jahre 1828 ward er zum Regierungspräsidenten des Oberdonaukreises ernannt und wirkte in dieser Stellung sehr segensreich für Förderung des

Unterrichtswesens, Kräftigung des operativen und socialen Princips, wie für die gesellige Vereinbarung aller Stände und Glaubensbekenntnisse, was der König wiederholt anerkannte. Als im Jahre 1831 durch die Wiedereinsetzung der Censur und durch beispiellose Ausschließungen von der Kammer eine ultraliberale Opposition hervorgerufen wurde, bekämpfte O. diese Partei ebenso sehr, wie die Partei des Rückschritts und legte in seinen Vorträgen über das Ausgabebudget sein Glaubensbekenntniß vor Fürst und Volk nieder. Er forderte allseitige, durchdringende Verwirklichung des constitutionellen Princips, vollständige Durchführung des verfassungsmäßigen Verwaltungslebens, das unbedingte Aufhören aller Censur und präventiver Gedankenbeschränkung, die ungehemmte Offenbarung und Entwickelung der Meinungen, besonders in den, der religiösen Reform entnommenen Culten, gleichkräftiges Wirken gegen Mysticismus aller Art, wie gegen abergläubige, obscure und jesuitische Religiosität und die Ausbreitung des Lichts sittlicher und geistiger Veredlung auf alle Angehörigen des Staates. Am 31. Dec. 1831 trat er als Minister des Innern ein und mußte natürlich in Folge der durch ihn angewandten Repressivmaßregeln gegen die Ultraliberalen als reactionär und rückschreitend erscheinen. Man hat seine Verwaltung vielfach und sehr hart getadelt, erwägt aber wohl nicht genug die bedrängte Lage, in welcher sich damals O.-W. befand, wo er das Bestehende sichern und doch zugleich auch den immer dringender werdenden und immer gewaltiger auftretenden Forderungen der neuern Zeit Genüge leisten sollte. Mag man aber in dieser Hinsicht denken wie man will, eins läßt sich selbst für seine schlimmsten Feinde nicht läugnen, daß sein Nachfolger, Herr von Abel, nicht das Recht hatte, die Verwaltung des Fürsten Oettingen-Wallerstein so zu verdächtigen, wie er es auf dem Landtage von 1840 gethan. Herr von Abel wird am besten wissen, wie peinlich die Stellung eines Ministers ist, der auf der einen Seite den Willen des Monarchen ausführen, auf der andern die Forderungen einer oft stürmischen Kammer befriedigen oder wenigstens beschwichtigen soll. Doch nein, wir irren uns, Herr von Abel kann das nicht wissen, da ja für ihn die Kammer nur ein Spielwerk, der Wille des Fürsten aber unbedingt ist. Die unangenehme Erörterung, die nach jenem öffentlichen Ausspruch des Herrn von Abel gegen den Fürsten in München entstand und mit einem scheinbaren Duell endigte, ist zu bekannt, als daß wir sie näher erwähnen sollten. Daß der Fürst das Vertrauen seines Königs nicht verlor, zeigte die vertraute Sendung nach Paris, mit der er im Jahre 1843, nach dem Ausbruch der griechischen Septemberunruhen beauftragt wurde. Eine ganz neue Periode seines Lebens scheint der Fürst in der neuesten Zeit begonnen zu haben. Nachdem öffentliche Blätter 1846 und 1847 von angeblichen Bemühungen desselben gesprochen hatten, wieder ins Ministerium zu treten, hörte man plötzlich im Jahre 1848, daß der Fürst sich mit Wort und Schrift der Volkspartei zugewandt habe, für die er im Ernst kämpfen zu wollen schien. Im Jahre 1849 legte er sogar das seiner Familie erblich zugehörende Amt eines Kronoberhofmeisters nieder und trat aus der Kammer der Reichsräthe, um sich zum Mitgliede der Deputirtenkammer wählen zu lassen, in welcher er den neuesten Nachrichten zufolge an der Spitze der Linken sehr thätig ist.

Oettinger, Eduard Maria, ein außerordentlich fruchtbarer und geistreicher Schriftsteller der Gegenwart, geb. 1808 zu Breslau, von israelitischen Aeltern, nahm bald das (katholische) Christenthum an und widmete sich Anfangs dem Studium der Botanik, fühlte sich aber mit der Zeit mehr von den schönen Wissenschaften angezogen. Nachdem er durch seinen pikanten Styl bekannt geworden war, gab er in Berlin den „Eulenspiegel" heraus. Zur Arreststrafe verurtheilt, wandte er sich nach München und redigirte hier das Tageblatt „Das schwarze Gespenst", das ihm aber ebenfalls wiederholte Arreststrafe zuzog. Wegen einiger Stellen über ein Edict des Königs von Bayern in Bezug auf die Aeußerungen der Tagesschriftsteller gegen Eßlair, sollte er Abbitte vor dem Bildniß des Königs leisten, was aber nicht geschah; doch ward er aus Bayern verbannt. Darauf lebte er einige Zeit in Paris, dann in Berlin, wo er den „Figaro", in Hamburg, wo er den „Argus", und in Mannheim, wo er die „Gasthofszeitung" gründete. Im Jahre 1841 wandte er sich nach Leipzig,

wo er noch lebt und die Zeitschrift „Charivari“ begann. Das Verzeichniß seiner Schriften ist außerordentlich zahlreich. Wir erwähnen daher hier nur, mit Uebergehung der schon genannten Zeitschriften und periodischen humoristischen Schriften, „Eau de mille fleurs“ (Hamb. 1835, 3 Bde.), „Marabouts“ (Hamb. 1835); „Fashionable Dummheiten“ (Hamb. 1836); „Dramatische Desserts“ (Lustspiele, Hamb. 1836—37, 2 Bde.); „Panaché“ (2 Bde., Hamb. 1837); „Ring des Nostradamus“ (3 Bde., Lpz. 1838); „Bunte Kartenbilder“ (Lpz. 1838); „Onkel Zebra“ (7 Bde., Lpz. 1842); „Schobri“ (Lpz. 1843) und „Narren-Almanach“ (7 Bde., Lpz. 1843—49), aus welchem letztern die größern darin enthaltenen Erzählungen, wieder besonders abgedruckt erschienen sind. Auch als Bibliograph hat sich O. und zwar sehr vortheilhaft bekannt gemacht durch sein „Histor. Archiv, enthaltend ein Verzeichniß von 17,000 der brauchbarsten Werke zum Studium der Staats-, Kirchen- und Rechtsgeschichte“ (Karlsr. 1841), eine „Bibliothek des Schachspiels (Lpz. 1844) und ganz besonders durch die „Bibliographie biographique etc.“ (Lpz. 1850).

Ofalia, Don Narciso de Heredia, Graf von, stammt aus einer edlen Familie Spaniens; sein Großvater Don Narciso de Heredia y Navarra machte unter Karl III. als Obrist des Regiments Asturias den Feldzug in Italien mit und war später Gouverneur mehrerer Provinzen im spanischen Amerika, zuletzt von Arequipa in Peru. O., sein Enkel, ward 1777 in Almeria geboren, studirte auf der Universität in Granada und wurde Doctor beider Rechte und Lehrer dieser Wissenschaft. Er wünschte sich mit der Tochter des Generals Cervino zu verheirathen, doch der Bruder derselben, welcher sich allein des väterlichen Vermögens bemächtigen wollte, zwang sie in ein Nonnenkloster zu gehen. Im Jahre 1798 erhielt O. vom König Karl IV. den Auftrag nach Lissabon zu gehen und in den dortigen Archiven nachzuforschen, ob die in der Schlacht bei Aljubarrota verloren gegangenen Staatspapiere noch aufzufinden seien. Von dort ging er als Legationssecretär nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte 1803 zurück, als er erfuhr, daß der einzige Bruder seiner früheren Geliebten gestorben sei. Er erhob einen Prozeß, worin er nachwies, daß die von Letzterer abgelegten Gelübde erzwungen worden wären, erhielt ihre Unzulänglichkeits-Erklärung und verheirathete sich mit ihr, wodurch er sich aber auch den Haß und die Verfolgung der hohen Geistlichkeit Spaniens zuzog. Im Jahre 1803 wurde er als Bureauchef in der ersten Staatskanzlei, dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, welchen Posten er nach der Besetzung Spaniens durch die Franzosen im Jahre 1808 aufgab und in Almeria als Privatmann lebte, ohne weder dem von den Cortes in Cadiz aufgestellten Systeme zu huldigen, noch den Anträgen des Ministers Azanza in König Joseph's Dienste zu treten, Gehör zu geben. Als Ferdinand VII. zurückkehrte, hoffte er in seine frühere Stellung wieder einzutreten, fand aber Widerstand und wurde nur bei einzelnen Geschäften, wie bei der Abtretung von Florida, bei der Grenzberichtigung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika benutzt. Während der constitutionellen Epoche zog er sich abermals aus dem Staatsdienst zurück. Um diese Zeit starb seine erste Gemahlin und jetzt verheirathete er sich mit der Schwester des Marquis de la Torrecilla, die ihm ein bedeutendes Vermögen und den Titel eines Grafen von O. zur Aussteuer mitbrachte. Im Jahre 1823 ernannte ihn der seine volle Gewalt wieder erhaltene König zum Justizminister und 1824 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Stellung suchte er den König zur Erlassung einer politischen Amnestie und zur Annahme eines gemäßigtern Systems zu bewegen, zog sich aber dadurch den Haß der damals allmächtigen apostolischen Partei zu und ward, des Liberalismus verdächtig, plötzlich abgesetzt und nach Almeria verwiesen. Auf der Reise dahin traf er auf eine Abtheilung der königlichen Freiwilligen, die ihn mit Gewalt nach Granada führten, unter dem Vorwande, er beabsichtigte von Almeria aus zur See nach dem Auslande zu entfliehen. Hier wurde er in neue Händel verwickelt, indem einige constitutionelle Flüchtlinge, welche bei Malaga in der Absicht gelandet waren, die unzufriedenen Bergleute der Alpujarren zum Aufstand zu bewegen, aber dabei gefangen genommen wurden, O. als Mitschuldigen angaben. Er wußte sich jedoch zu rechtfertigen und wurde auf Befehl des Königs in Freiheit

gesetzt. Im Jahre 1827 schickte ihn der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Salmon, als außerordentlichen Gesandten nach London, gab ihm aber auch zwei sehr wichtige Aufträge für Paris mit. Der eine bestand darin, das französische Cabinet zur Zurückberufung des Occupationsheeres zu bewegen, das damals noch in Spanien stand, nicht in Folge des frühern Vertrags, sondern nur als Gegengewicht gegen die in Lissabon gelandeten Engländer. O. kam am 1. April 1827 in Paris an und erhielt von den Ministern Damas und Villèle die Versicherung, daß die französischen Truppen alsbald aus Spanien zurückberufen werden sollten. Der andere betraf gewisse Geldreclamationen britischer Unterthanen an das Cabinet von Madrid, deren Schlichtung einer aus Engländern und Spaniern zusammengesetzten Commission in Paris übertragen war. Die spanische Regierung hatte ihren Gesandten in Paris, dem Herzog von Villahermosa, eine runde Summe genannt, wodurch er die englischen Reclamanten befriedigen könne, und diese Summe war, wahrscheinlich durch die Pflichtvergessenheit eines untern Beamten, den Engländern verrathen worden, welche, recht gerne mit dem dritten Theile derselben zufrieden, jetzt ihre Forderungen gewaltig steigerten. O. sollte auch diese Angelegenheit beseitigen, doch als er in Paris ankam, hatte der Gesandte bereits die Ausgleichungsacte unterzeichnet und erst in London gelang es O. durch Geschicklichkeit und Standhaftigkeit, die Summe, zu deren Zahlung sich seine Regierung verpflichtete, auf die Hälfte herabzusetzen. Im Jahre 1828 ward er zum spanischen Botschafter in Paris mit einem Gehalte von 35,000 Piastern ernannt. In dieser Stellung war er in vielen Geschäften thätig und trug viel zur Erleichterung des Schicksals der nach Frankreich ausgewanderten Spanier bei. Als gegen Ende des Jahres 1832, nach dem Sturze Calomarde's Zea-Bermudez an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt wurde, ernannte dieser O. zum Minister des Innern. Diese Stelle verwaltete O. bis zum Tode Ferdinand's VII., der ihn in seinem Testamente zu einem Vollstrecker seines letzten Willens und zum Mitglied und Secretär des von ihm eingesetzten Regentschaftsrathes ernannt hatte, weshalb er aus dem Ministerium austreten mußte. O. entsprach dem von seinem König in ihn gesetzten Vertrauen und wurde deshalb von Don Carlos mit einem Todesurtheile beehrt. Im Jahre 1837 berief ihn das Vertrauen der Königin-Regentin zur höchsten Würde des Staats, zum Präsidenten des Ministerraths und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Doch er konnte so wenig wie andere Staatsmänner vor und nach ihm dem in sich zerrissenen Lande Ruhe und Ordnung verleihen. Vergeblich kämpfte er gegen die ultraliberale Opposition, gegen den Einfluß des ihm feindlich gesinnten englischen Gesandten an. Auch Espartero war ihm entgegen und als weder die französische Cooperation, noch die beabsichtigte Anleihe von 500 Mill. Realen zu Stande kam und General Oraa die Belagerung von Morella aufgeben mußte, mußte O. seine Entlassung einreichen und zog sich in den Privatstand zurück. Demungeachtet fanden sich die folgenden Minister häufig veranlaßt, in schwierigen Fällen zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen, da Keiner wie er die innern und äußern Verhältnisse seines Vaterlandes so genau kannte und auch von den allgemeinen europäischen Verhältnissen unterrichtet war. Er starb 1843.

O'Farill, Don Gonzalo, als spanischer Krieger und Staatsmann rühmlichst bekannt, war 1753 zu Havanna geboren, aus einer daselbst angesiedelten irländischen Familie, wurde in Frankreich erzogen und nahm 1766 spanische Militärdienste, wo er sich namentlich bei der Vertheidigung von Melilla und Oran in Afrika, sowie bei der Belagerung von Mahon und Gibraltar auszeichnete. Im Jahre 1780 nahm er Urlaub, machte sich mit der Einrichtung der franz. Artillerie- und Genieschulen und zu Berlin mit der Taktik Friedrich's des Großen bekannt, und wurde nach seiner Wiederkunft in Spanien an die Spitze der Militärakademie zu Puerto de St. Maria bei Cadiz angestellt, aus welcher die ersten spanischen Offiziere hervorgegangen sind. Unter Ventura Caro und Colomera machte er 1793—1795 die Feldzüge gegen Frankreich mit, berichtete nach dem Baseler Frieden die Grenzen in den Pyrenäen, und wurde 1798 Generalinspector des Fußvolks. Später war er Gesandter am preußischen Hofe, machte mehrere Reisen durch Deutschland,

die Schweiz, Holland und England, übernahm dann den Oberbefehl der spanischen Truppen in Toskana, und wurde von Ferdinand VII. 1808 zum Generaldirector der Artillerie und zum Kriegsminister ernannt. Als er damals dem Könige rieth, Napoleon's Schutz in Bayonne zu suchen, blieb er als Mitglied der Regierungsjunta zurück. Er vertheidigte als solcher die Rechte des Königs gegen Murat's Drohungen, that dem Aufstande in Madrid am 2 Mai 1808 Einhalt, und nahm, als Murat Sitz und Stimme in der Junta erhielt, seine Entlassung. Unter Joseph's Regierung wurde er wieder Kriegsminister. Damals (Aug. 1808) faßte er mit Azanza und den Ministern Mazarredo und Cabarrus die kühne Denkschrift ab, welche den Zweck hatte, die spanische Nation vor allen nachtheiligen Folgen ihrer Verbindung mit Frankreich sicher zu stellen. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr setzte er in einem eigenen Schreiben dem Könige die Beweggründe seines Verhaltens auf eine eben so edle als befriedigende Art auseinander, allein Ferdinand ließ ihn, ohnerachtet seiner vielen und großen Verdienste um Spanien, während einer 50jährigen Dienstzeit, als Hochverräther verurtheilen und seine Güter einziehen. O'F. fand Schutz in Frankreich, wo er mit Azanza, dem ein gleiches Schicksal widerfuhr, das „Memoire de Miguel Azanza et de D. Gonzalo O'Farill, et exposé des faits qui justifient leur conduite politique depuis Mars 1808 jusqu'en Avril 1814" ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der spanischen Revolution, schrieb, und starb am 19. Juli 1831 zu Paris.

Ofen nennt man im Allgemeinen einen Raum zur Einschließung und Unterhaltung von Feuer. Vom Zwecke des eingeschlossenen Feuers hängt auch die mannichfach verschiedene Bauart der Oefen selbst ab, und hiernach zerfallen die Oefen in Back-, Brat-, Brenn-, Schmelz-, Ziegel-, Kalk-, Destillir-, Glas-, Stuben-, Kühl-, Pech-, Probier- u. a. Oefen. Im engern Sinne versteht man unter Oefen Stubenöfen, zum Heizen der Wohnzimmer. Die Erfindung dieser Art Oefen ist sehr alt. Wie aber die Oefen des frühesten Alterthums beschaffen waren, wissen wir nicht. Die Römer heizten ihre Zimmer nach Art der Badestuben dadurch, daß sie in einem im Kellergeschoß liegenden Gebäude das Feuer unterhielten, und von hier aus durch Röhren die Hitze im Gebäude vertheilten. Unsere jetzigen Oefen sind eine Erfindung nördlicher Völker. Holzmangel mancher Länder Europas hat bis auf die neuesten Zeiten die Verbesserung der Stubenöfen zu möglichst großer Holzersparniß zu einem der wichtigsten Punkte des technologischen Studiums gemacht, indeß hat noch keiner der zu Holzsparöfen gemachten Vorschläge allgemeine Anwendung finden können, weil die Errichtung solcher Oefen gemeinlich mit bedeutenden Kosten verbunden war. Man vergleiche unter andern Busch „Die beste und wohlfeilste Feuerungsart" (Frankf. a. M. 1826 und 1828).

Ofen oder Buda, so genannt, nach Einigen von dort befindlichen Kalköfen (lat. Buda), nach Andern von einem Bruder des Attila, der es erbaut haben soll, ist die Hauptstadt Ungarns, liegt am rechten Ufer der Donau, im Pesther Comitate, und wird von einer der reizendsten, von Rebenhügeln begrenzten Gegend Ungarns umschlossen. Die Stadt besteht aus der Festung, die nebst dem Schlosse auf einer Felsenmasse liegt, aus der Wasserstadt, der Landstraße, dem Neustifte, der Raitzenstadt und der Christinenstadt, dem anmuthigsten Theile, mit dem schönen Horvath'schen Garten. Sie zählt 42,000 Einw., meist Deutsche nächst den Slaven und Magyaren, und hat 21 Kirchen, worunter 12 katholische und ist der Sitz des Palatiums, der königlichen Statthalterei, Hofkammer, Tavernicaltafel, Studiencommission, eines griechisch nicht unirten Bischofs ꝛc. Sie ist regelmäßig gebaut, hat reinliche Straßen und enthält ausgezeichnet schöne Paläste, wie die der Grafen Sandor und Teleky. Zu den sehenswerthen Gebäuden der Stadt gehören die auf 12 Säulen ruhende gothische Himmelfahrtskirche, das königliche Schloß, wo die Reichskleinodien aufbewahrt werden, mit 203 Zimmern, der erzherzoglichen Bibliothek und schönem Garten, das Zeughaus, worin man noch eine sogenannte Blutfahne aus den Zeiten der Kreuzzüge zeigt und das Rathhaus. Unter den öffentlichen Anstalten erwähnen wir: das Archigymnasium, eine Hauptnormalschule, die Gemäldesammlung des Grafen Brunsvik, große Privatbibliotheken u. A. m. Die Christinenstadt liegt in dem anmuthigen Thale hinter

der Festung und hat nette, einfache Gebäude. Die andern Stadttheile liegen an der Donau. Bemerkenswerth sind in der Wasserstadt die Elisabethinerkirche auf den Fundamenten der ehemaligen Hauptmoschee, im Neustift die 52 F. hohe Pestsäule. Auf dem hart am Ufer der Donau sich erhebenden 477 Fuß hohen Blocks- oder St. Gerhardsberge steht die zur Pesther Universität gehörige Sternwarte, eine der schönsten in Europa, und mit den besten Reichenbach'schen und Frauenhofer'schen Instrumenten versehen. Sehenswerth sind auch die öffentlichen warmen Bäder O.'s, zum Theil von den Türken, wie das sogenannte Kaiser- oder Türkenbad, prächtig erbaut. In gewerblicher Beziehung hat O. an Manufakturen Mangel; wichtiger ist der Weinbau, und auf den umliegenden zur Stadt gehörigen Anhöhen erbaut man in guten Jahren an 140—150,000 Eimer rothen Ofnerwein, der dem Burgunder nichts nachgibt. Die Aussicht von der Festung und dem Blocksberge in das herrliche Donauthal ist entzückend. O. stand 145 Jahre unter türkischer Herrschaft (vom 2. Sept. 1541 bis 2. Sept. 1686), und wurde erst im letztgenannten Jahre nach wiederholten Belagerungen von den kaiserlichen, bayerischen und brandenburgischen Truppen unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert. Nachdem 1848 Ungarn sich von dem österreichischen Kaiserhause losgesagt und Pesth und Ofen von den Magyaren besetzt worden waren, bemächtigten sich die Kaiserlichen im Dec. desselben Jahres wieder beider Städte; nach dem Rückzuge der kaiserlichen Heere im März 1849 wurde Ofen von den magyarischen General Görgey belagert und endlich im April im Sturm genommen, wobei viele Gebäude eingeäschert worden sein sollen. Die Festung wurde darauf von den Magyaren geschleift. In dem nahen Marktflecken Altofen sind römische Ruinen.

Offenbach, Handel- und Fabrikstadt und Amtssitz in dem unter großherzoglich und kurhessischer Oberhoheit stehenden fürstlich isenburg-birnsteinschen Gebiete, früher Hauptstadt der isenburgischen Lande, jetzt zur großherzoglichen Provinz Starkenburg gehörig, liegt am Main, besteht aus der Alt- und Neustadt, zählt 10,400 Einwohner, hat eine Schriftgießerei und Bankpapierfabrik, ein Gymnasium, starke Wagen-, Gold-, Silber-, Tabak-, Wachslichter-, Hut-, Papiermaché-, Leder- und Tapetenfabriken, Buch- und Steindruckerei und die sehenswerthe Meyer'sche Sammlung der Vögel Deutschlands, 7000 Exemplare enthaltend. Den Handel belebt besonders die Nähe Frankfurts, mit dem es durch eine Eisenbahn in Verbindung steht. Früher mehr Fabrikstadt, war sie in neuerer Zeit, seitdem die großherzogliche Regierung der Stadt am 5. Febr. 1829 jährlich zwei Messen bewilligte, welche gleichzeitig und auf die Dauer mit den in Frankfurt a. M. gehalten werden, als Handelsplatz wichtig geworden, und dies nicht zu geringem Schaden Frankfurts. Der Grund davon lag vornehmlich in der Zollverbindung zwischen Preußen und Hessen (vom 14. Febr. 1828), nach welcher die Erzeugnisse der vereinigten Länder nach ihrem Vertriebe in das Ausland nicht mehr als inländisch betrachtet werden konnten und der Zollabgabe deshalb unterliegen mußten. Viele Frankfurter Kaufleute errichteten deshalb für preußisch-hessische Waaren Niederlagen in Hessen, und kein Ort war für sie passender als das nahe O. Diesem Beispiele folgten bald mehrere preußische Fabrikanten. Die hessische Regierung gestattete ihnen während der Dauer der Frankfurter Messe den freien Verkauf, und so kam es, daß die Offenbacher Messen in den letzten Jahren über Erwarten günstig ausgefallen waren. Frankfurts Beitritt zum allgemeinen deutschen Zollverbande (1835) vernichtete die darauf gegründeten Hoffnungen, doch ist O. noch jetzt eine lebhafte Handelsstadt.

Offenbarung ist eine von den Menschen empfangene (passive), von Gott aus freier Gnade mitgetheilte (active) Belehrung über das göttliche Wesen und dessen Beziehung zur Welt, namentlich zum Menschen. Durch den Glauben an eine Offenbarung selbst, welche das Menschengeschlecht durch sein ganzes Dasein begleitet hat, ist die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Mensch ursprünglich göttlichen Geschlechts sei, d. h. durch sein geistiges Wesen der Gottheit also nahe gestellt sei, daß er diese zu begreifen im Stande sei. Auch lehren die Offenbarungen selbst, deren Inhalt in den heiligen Schriften der ältesten Völker niedergelegt sind, daß Gott dem Menschen von

seinem Geiste mitgetheilt habe. Ohne dieses wäre eine Offenbarung überhaupt nicht möglich, da nur der Geist den Geist, das Ewige das Ewige zu begreifen im Stande ist. Zugleich geht daraus aber auch hervor, wie keine O. an den Menschen als endliches Wesen, und mithin an seinen endlichen Verstand gerichtet sein könne, wie vielmehr für diesen das göttliche Wesen ewig ein undringliches Geheimniß sein und bleiben müsse. Die O. ist nur dem vernehmbar, welchem das Gefühl und Bewußtsein der Ewigkeit aufgegangen ist, und dieser läßt sich in seinem Glauben durch keine Widersprüche des endlichen Verstandes stören. Da durch den Geist der Mensch Gott verwandt ist, so ist es ferner auch der Geist, durch den Gott sich den Menschen offenbaret, und jede Erkenntniß des Ewigen, welche durch den Geist kommt, ist in dieser Beziehung eine Offenbarung Gottes und kann bezeichnet werden als ein Reden Gottes zu den Menschen. Ewige Gedanken können nicht aus dem Endlichen kommen, sondern einzig aus dem Ewigen, dem göttlichen Wesen, im Endlichen selbst aber kann das Walten des Ewigen dem auf dasselbe gerichteten Geiste aufgehen. Vorzugsweise wird aber die ursprüngliche O. Gottes als von Gott direct ausgehend bezeichnet, und in der That mußte sie um so mehr in dieser Form auftreten, je weniger noch der Menschengeist selbst in seiner eigenen Kraft erstarkt war, um sich in Gott und Gott in sich selbständig zu erkennen. Wie die O. das Verhältniß Gottes zum Menschen als eine von Gott ausgehende Erschließung des Geistes gegen den Geist bezeichnet wird, so ist die Philosophie dasselbe Verhältniß nur als Erhebung des Menschengeistes zum göttlichen. Wie der Menschengeist vom Gottesgeiste sich unterscheidet, so unterscheiden sich Philosophie und Offenbarung, jene ist werdend, ewig emporringend, diese vollendet, nur ihr Verständniß selbst wird vollkommener, sowie der Geist des Menschen mehr und mehr sich entwickelt. Der Inhalt der wahren O. und der wahren Philosophie ist derselbe, und beiden entgegensteht der auf das endliche gerichtete Verstand; und so ist es eine durch die Geschichte bestätigte Erscheinung, daß wahre Philosophie und Offenbarung, namentlich die höchste durch Christus dem Menschen gewordene, von Gott gegebene, niemals in einem den Inhalt betreffenden Zwiespalt gestanden haben, sondern nur die Afterphilosophie gegen beide sich von jeher aufgelehnt hat.

Offensiv, angreifend, daher beleidigend; daher Offensive, Angriff, und Offensivkrieg ein solcher Krieg, bei welchem die eine Partei gegen die andere stets angreifend verfährt, und ihr, um stets im Vortheil zu bleiben, nach den ersten über sie errungenen Siegen, durch fortgesetztes Drängen keine Zeit zur Erholung läßt. Offensivallianz ein Bündniß zur Führung eines Offensivkrieges. Offensivwerk in der Wasserbaukunst, ein solcher Bau, wodurch ein Strom vom diesseitigen Ufer ab und nach dem jenseitigen gewiesen wird; ein gewöhnliches Mittel, Sandbänke und ähnliche Untiefen wegzuschaffen.

Offertorium heißt der Theil der katholischen Messe, worin der Priester unter Gebet Brod und Wein und sich selbst durch Consecration für das heilige Abendmahl vorbereitet.

Official heißt der Vicarius eines Bischofs, welcher in weltlichen, hauptsächlich priesterlichen Gerichtssachen an des Bischofs Statt den Vorsitz führt und Recht spricht. Officialat hiernach das Amt eines O. In geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten führt der bischöfliche Vicar den Titel Weihbischof (s. d.).

Officier (fr. wörtlich: der Beamte) beim Militär überhaupt jeder Anführer einer gewissen Anzahl Soldaten, der in höherem Range als der Feldwebel steht. Officiere sind also die Lieutenants, Hauptleute, Majors, Obristlieutenants, Obrists und die verschiedenen Generale. Die Officiere vom Major an heißen Stabsofficiere. Die übrigen zum Unterschiede vom Feldwebel, Sergeant, Corporal (Unterofficiere) Ober-Officiere.

Officin wird vorzugsweise jeder zur Bereitung von Arzneimitteln bestimmte Ort genannt und officinell daher alles, was an diesen Orten (Apotheken) als Heilmittel genau nach den in den Landespharmakopöen festgesetzten Vorschriften hergestellt oder auch nur aufbewahrt wird.

Officium, s. Inquisition.

Ofterdingen, Heinrich von, war einer der ersten deutschen Dichter zu Ende des 13. Jahrh. Er verlebte der Sage nach, seine Jugend in Oesterreich an Herzog Leopold's VII. Hofe, später am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er am berühmten, unter dem Namen des wartburger Krieges bekannten und beschriebenen Sängerkampfe, mit Wolfram von Eschenbach, Reimar der Aeltere, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Risbach und Biterolf auf der Wartburg Theil nahm, und darin Sieger war. Man hat von ihm mehrere Gedichte, unter andern: „König Laurin und der kleine Rosengarten", die im sogenannten Heldenbuche (s. d.) stehen. Fragmente davon enthält die Manessische Sammlung. Auch soll er dem Nibelungenliede seine jetzige Gestalt gegeben haben, indem er die schon vor ihm gesammelten fränkisch-burgundischen, nordischen und gothisch-longobardischen Sagen und Volkslieder zu epischer Einheit verband. Novalis hat O. zum Helden seines Romans: „Heinrich von Ofterdingen" gemacht.

Og war nach alttestamentlichen Berichten König von Basan, bekriegte die Israeliten, wurde aber von Moses sammt seinen Söhnen und Leuten erschlagen (4. Mos. 21, 33). Den rabbinischen Sagen zu Folge war er ein ungeheurer Riese, lebte schon vor der Sündfluth, hatte aber während der Ueberschwemmung auf dem Dache der Arche Noahs gesessen und war so dem Tode entgangen. Im Kriege gegen die Israeliten hatte er einen Berg von 6000 Schritten im Umfange aufgehoben, wollte ihn eben auf das Lager Israels schleudern, als derselbe, der glücklicher Weise hohl war, über dem Riesen zusammenbrach. Er war so ungeheuer lang, daß Moses, der 6 Ellen lang war und eine Streitart von gleicher Länge hatte, noch 6 Ellen hoch springen mußte, um bis an den Knöchel hinaufzureichen, wo er ihm die tödtliche Wunde beibrachte. Ein ihm ausgefallener hohler Zahn soll von Abraham als Bette benutzt worden sein.

Oginski, ein altes lithauisches Geschlecht, das seinen Ursprung von den russischen Kniazen ableitet, wurde besonders im 18. Jahrhundert berühmt. Als Karl XII. von Schweden in Polen einzog, traten die Oginski gegen die Familie Sapieha (s. d.), mit der sie zerfallen waren, in offenen Kampf, wurden aber bei Okolnik 1701 überwunden. Berühmt sind besonders: Michael Kasimir O., geb. zu Warschau 1731, Großfeldherr von Lithauen, ein talentvoller Mann, vorzüglicher Maler und Meister auf mehreren Instrumenten, mußte als Theilnehmer an der Revolution von 1771 Polen verlassen, verlor einen großen Theil seiner Güter, kehrte 1776 in sein Vaterland zurück, und legte hier auf seine Kosten den Oginski'schen, 6 Meilen langen Kanal an, der den Niemen mit dem Dnieper und so die Ostsee mit dem schwarzen Meere verbindet, und starb nach dessen Vollendung 1799 zu Slonim. — Sein Neffe: Michael Kleophas O., geb. 1765, außerordentlicher Gesandter in Holland und 1793 Großschatzmeister in Lithauen, errichtete, als sich Kosziusko 1794 an die Spitze der Conföderation von Krakau, erhob, auf seine Kosten ein Jägerregiment, an dessen Spitze er glänzende Beweise von Muth und Ausdauer gab; doch waren seine Bemühungen, als die polnische Sache mit Pragas Fall verloren war, Frankreich und die Pforte zur Unterstützung seiner Nation zu bewegen, vergebens, und er floh mit seiner Familie nach Frankreich und Italien. Im Jahre 1802 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, und trat 1810 als Senator und Geheimrath in russische Dienste. Im Jahre 1815 ging er wieder nach Italien, schrieb hier seine Memoiren über Polen und die Polen von 1788—1815 (Paris 1826, 2 Bde.), componirte außerdem mehrere meisterhafte Polonaisen, wie überhaupt die besten Compositionen zu Polonaisen die Polen selbst lieferten. O. soll auch die bekannte Todtenpolonaise componirt haben, darüber melancholisch geworden sein und sich erschossen haben. Er starb 1831. — Als Held bekannt aus Polens letzter Erhebung ist: Gabriel O., 1784 zu Lithauen geboren. Er bildete sich unter Leitung seines Onkels, des Fürsten Felix Lubienski, Justizministers des Großherzogthums Warschau, am Gymnasium zu Warschau, träumte jung schon von Krieg, und schmückte sich gern mit einem Stückchen Band vom polnischen Kreuze, welches der unsterbliche Kosciusko auf seine Wiege geworfen hatte, und das er wie

eine kostbare Reliquie noch in seinem jetzigen Asyle aufbewahrt. 15 Jahre alt vermählte er sich mit der Gräfin Kunigunde Plater, machte später Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich, und bekleidete nach seiner Rückkehr den Ehrenposten eines Präsidenten des zweiten Departements. Bei Napoleon's Ankunft in Polen wurde er zum Chef der neuerrichteten lithauischen Ehrengarde ernannt, machte an der Spitze dieses Corps den Feldzug mit und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Nach dem unglücklichen Rückzuge von Moskau fiel er zu Warschau in eine gefährliche Krankheit, genas glücklich wieder, wurde dem Corps Poniatowski's beigegeben, wohnte allen folgenden Schlachten bei, wurde am linken Rheinufer von Napoleon zum Generalstabe versetzt, folgte dem Kaiser später nach Paris und lag hier bis zum Einzuge der Alliirten krank darnieder. Nach dem Frieden kehrte er nach Lithauen zurück, errichtete, zurückgezogen auf seinen Gütern Manufakturen und Schulen und führte mehrere prächtige Landhäuser bei Wilna auf. Die polnische Revolution rief ihn zum zweiten Male unter die Fahnen seiner Nation, und er wurde Chef der Insurrection seines Bezirks in Lithauen. Drei Monate lan[illegible]erstand er hier mit einem Parteigängercorps den russischen Truppen und gab dadur[illegible] General Chlapowski Zeit, den lithauischen Insurgenten zu Hülfe zu eilen. Nach An[illegible]it des Generals Gielgud wurde er Mitglied der lithauischen Regierung und erfüllte so als politischer und militärischer Chef seine Pflichten mit einem unermüdlichen Eifer und einer jede Probe bestehenden Tapferkeit. Er wohnte allen Berathungen und Gefechten bei. Nach dem unglücklichen Treffen von Szawle irrte er unter steter Gefahr, den Russen in die Hände zu fallen, mit seiner Frau 6 Wochen lang als Bauer verkleidet, oft genöthigt in freier Luft zu schlafen und allen Entbehrungen ausgesetzt, umher, kam endlich glücklich auf preußisches Territorium, und ist seitdem ausgewandert wie so viele Edle seiner Landsleute, belohnt durch das Bewußtsein des erlittenen Ungemachs und der dem Vaterlande gebrachten Opfer.

Ogyges oder Ogygos nennt die Sage den ältesten König von Attika zwischen 1700 und 1600 v. Chr., und Gründer von Eleusis und Theben. Unter seiner Regierung soll Attika durch die nach ihm benannte Ogygische Fluth verheert und nach August C. D. XVIII., 8.) am Venusstern in Hinsicht auf Größe, Gestalt und Farbe eine große Veränderung hervorgegangen sein.

Ohio, einer der ansehnlichsten Flüsse Nordamerikas und Nebenfluß des Mississippi, dem er meist in südwestlicher Richtung, mit vielen Windungen, nach einem 200 Meilen langen Laufe, 1200—4000 Fuß breit zuströmt. Sein Gebiet eines der fruchtbarsten Nordamerikas, umfaßt 9900 QM. Er wird durch Vereinigung des Alleghany und Monongahela bei Pittsburg in Pensylvanien gebildet, ist mit seinen Nebenflüssen über 1000 Meilen weit schiffbar und eignet sich ungeachtet seiner Krümmungen und Stromschnellen vortrefflich besonders zur Dampfschifffahrt. Auf ihm sind daher stets eine Menge Dampfschiffe in Bewegung, die den Handel mit den Uferstaaten Kentucky, Virginien, Ohio &c. ungemein befördern und ihn mit dem Verkehr der Mississippistaaten, namentlich mit Neuorleans, dem großen Stapelplatze des Mississippithales, verbinden.

Ohio, Staat der nordamerikanischen Union, begrenzt von Michigan, Pensylvanien, Kentucky, Virginia und Indiana, zerfällt in die durch Gewässer abgegrenzten Provinzen Miami, Sciotto, Muskingum und das Seegebiet, statistisch aber in 73 Grafschaften. Man gibt den Flächeninhalt auf 1830 QM. an. Der nördliche Theil und das Innere sind meist eben, zum Theil Marschland, der östliche und südliche Theil gebirgig. Klima und Boden befördern eine ungemein üppige Vegetation, und der Ertrag des Bodens wetteifert mit jedem andern Staate der Union. Die Gegenden um den O. enthalten viel Versteinerungen, besonders Mammuthsknochen. Die Cultivirung des Landes ist ungemein schnell vor sich gegangen. Die erste feste Ansiedelung wurde 1788 von 47 Personen aus Connecticut, Rhode-Island und Massachusetts gegründet. Im Jahre 1790 betrug die Volksmenge schon 3000 Seelen und stieg bis 1799, in welchem Jahre schon die erste gesetzgebende Versammlung gehalten wurde, über 40,000. Im Jahre 1802 trat O. in die Reihe der selbständigen Bundesstaaten. Im Jahre 1842 betrug die Bewohnerzahl O.'s

über 1,300,000. Die Ureinwohner des Staates, einige Reste von Indianerstämmen, vermindern sich immer mehr. Die jetzigen Bewohner O.'s sind ihres Glaubens nach Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, deutsche Reformirte, Quäker und Katholiken. Für Volksbildung wird gut gesorgt, und nach einem Gesetze von 1831 ist in jeder Grafschaft ein Capital zur Gründung von Volksschulen angelegt. Unter den höhern Lehranstalten sind zu erwähnen: die Ohio-Universität zu Athen, die Lehranstalten zu Oxfort im Miamigebiete, zu Hudson im nordöstlichen Theile des Staates, zu Gambier und die Franklinuniversität zu Neuathen. Hauptstadt des Staates und Sitz der Regierung ist **Columbus**, mit etwa 3000 Einw. und einer 1831 gegründeten Taubstummenanstalt. Die bedeutendste Stadt ist **Cincinnati** (s. d.) am Ohio.

Ohlmüller, Jos. Dan., ein trefflicher Architekt, geb. am 10. Jan. 1791 zu Bamberg, studirte seine Kunst theils in München, theils seit 1815 in Italien und Sicilien und starb als Regierungsbaurath in München am 22. April 1839. Er besaß eine umfassende Kenntniß aller Baustyle; doch hatte sich seine Neigung vorzüglich denjenigen des christlichen Mittelalters zugewendet, in welchen auch seine Hauptwerke ausgeführt sind; so die 1831 begonnene prachtvolle gothische Kirche in der Vorstadt Au bei München, welche theils aus Steinen, theils aus Backsteinen aufgeführt, in ihren drei Schiffen von gleicher Höhe die Form deutscher Kirchen aus der Mitte des 13. Jahrh. in ihrem Thurm aber das wunderbar schöne Motiv des Münsterthurms von Freiburg im Breisgau wiederholt. Ein anderes Kunstwerk von ihm ist das Nationaldenkmal zu Oberwittelsbach, eine schlanke gothische Pyramide, ferner führte er die meisterhafte Restauration des Schlosses Hohenschwangau, zum Theil nach Dan. Quaglio's Plan, die Kapelle zu Kiefersfelden aus und andere Werke mehr. Sie sind alle im mittelalterlichen Style entworfen, dessen Principien O. völlig durchdrungen hatte und den er mit dem höchsten Schwunge der Phantasie anzuwenden wußte. Leider ist der glänzendste seiner Entwürfe, der zu einer großen Ruhmeshalle im gothischen Styl nicht zur Ausführung gekommen. O.'s Werke zeichnen sich überdies durchgängig durch Gewissenhaftigkeit und Schönheit des Details aus und seine Zeichnungen durch die größte Sauberkeit und Vollendung.

Ohm oder **Ahm**, Maß zu flüssigen Dingen, namentlich im Weinhandel, ist nicht überall von gleichem Gehalt, hat in Aachen 130 Kanonen oder 2 Eimer $15^{23}/_{40}$ Wiener Maß; in Holland 50 Stoop oder 2 Eimer $14^{1}/_{2}$ M.; in Preußen 4 Anker oder 2 Eimer $14^{3}/_{4}$ M.; in Dänemark 4 Anker oder 2 Eimer $23^{1}/_{4}$ M.; in Frankfurt a. M. 360 Schoppen oder 2 Eimer 19 M.; in Hamburg 80 Kannen oder 2 Eimer 20 M.; in Leipzig 126 Kannen oder 2 Eimer 24 M.; in Schweden 2 Eimer $18^{1}/_{2}$ M.; in Wiesbaden 2 Eimer $13^{1}/_{2}$ M. und in Thüringen 1 Eimer 13 Wiener M.

Ohmacht, Landolin, Bildhauer, geb. 1760 zu Duningen bei Rotweil im Schwarzwaldkreise, hatte unter andern auch den berühmten Melchior in Frankenthal zum Lehrer der Bildhauerei und studirte von 1790—92 die Meisterwerke der Alten in Italien, wo er seine Bildung vollendete. Hierauf bereiste er Deutschland, hielt sich längere Zeit in Hamburg auf, wo er die ersten gelungensten Arbeiten, die ihm einen bedeutenden Ruf erwarben, Klopstocks Büste und das Denkmal des Bürgermeisters Rodde, beide in Marmor und im Dome zu Lübeck aufgestellt, fertigte. Im Jahre 1801 wurde er nach Straßburg berufen, wo er ebenfalls Arbeiten geliefert hat, die von allen Kunstkennern vollkommen bewundert werden. Zu ihnen gehören das Denkmal des Generals Desaix, doch gehört ihm von diesen Kunstwerk nur der Entwurf und die Ausführung des Ganzen, nicht aber die Idee; das Urtheil des Paris in Sandstein; Hans Holbein und Erwin von Steinbach in colossaler Größe aus Marmor; ein colossaler Neptun auf einem Felsen sitzend, in Sandstein; Oberlin's und Koch's Denkmal in der Thomaskirche zu Straßburg; eine Venus in Lebensgröße, und als Seitenstück zu ihr, eine Flora; das Denkmal einer Mutter, von 4 Kindern umschlungen; eine Psyche, welche sich aufrichtend den Amor anblickt, u. A. m. Auch die neue protestantische Kirche zu Karlsruhe enthält von ihm unter andern ein Christusbild und mehrere weibliche Figuren. O. starb am 31, März 1834 zu Straßburg.

Ohnmacht nennt man eine plötzliche Niedergeschlagenheit oder Unterbrechung der Empfindungen, willkürlichen Bewegungen und übrigen Lebensverrichtungen überhaupt. In dem geringeren Grade derselben, die Anwandlung von Ohnmacht, bleibt noch etwas Bewußtsein und Empfindung, und der Puls und das Athmen dauern, wiewohl schwach, fort; im höheren Grade aber, der wirklichen Ohnmacht, ist alles Bewußtsein und alle Empfindung aufgehoben, es sind kaum noch Spuren von Athem und Pulse wahrnehmbar und mit allgemeiner Kälte tritt ein kalter Schweiß ein. Die eintrtende O. verräth sich oft durch plötzlich entstehende Schwäche der Muskelbewegung, Wüstigkeit im Kopfe, Schwindel, Ohrenklingen, Flimmern vor den Augen, Verdunklung derselben, Blässe und Kälte des Gesichts und der Lippen, kalten Schweiß auf der Stirn und am Halse, Zittern, Herzklopfen, Angst, Ekel und Neigung zum Brechen oder Stuhlgang. Es erfolgt dann Abnehmen des Bewußtseins, der Empfindung und Bewegung; der Kranke sinkt um, der Puls wird matt und kaum fühlbar, das Athmen ist langsam und schwer. Die Dauer des Anfalls ist sehr verschieden, von einigen Minuten bis zu mehreren Stunden, ja Tagen. Das Wiedererwachen pflegt sich gewöhnlich mit tiefem Seufzen, Gähnen und Dehnen, zuweilen mit Aufstoßen und Abgang von Blähungen einzustellen. Die gewöhnlichen Ursachen der O. sind: Schmerzen, Ueberladung des Magens, Blähungen, starke und plötzliche Ausleerungen des Blutes und anderer Säfte, organische Fehler des Herzens und der großen Gefäße, Blutüberfüllung des Herzens, Nervenaffectionen durch heftige Gemüthsbewegungen, vorzüglich die Hysterie, verdorbene Luft, betäubende Gerüche u. s. w. Bei Anwandlungen von O. ist die Gefahr meist sehr gering; sie vergehen meistentheils, wenn man nur frische Luft schöpft. Ist aber die O. so bedeutend, daß der Kranke hinsinkt, so bringe man ihn in möglichst reine und mehr kalte als warme Luft, entferne alles Geräusch und alle überflüssigen Personen und löse alle Binden und alle festanliegenden Kleidungsstücke. Ohnmächtige, die sich ihren Zustand durch Erhitzung, Tanz, starke Getränke u. s. w. zugezogen haben und Symptome der Congestion nach dem Kopfe und der Brust zeigen, muß man mit dem Kopfe und der Brust hoch legen, im Gegentheile mit dem Kopfe und der Brust niedrig, und beinahe dem Körper gleich diejenigen, bei denen das Gesicht und die Lippen bleich aussehen, und die aus Ermattung und Säfteverlust ohnmächtig werden. Das einzige allgemeine und unschädliche Erweckungsmittel ist das Besprengen des Gesichts und der Herzgrube mit kaltem Wasser. Bei Ohnmächtigen, die vollblütig sind, vermeide man die Anwendung des Riechsalzes, des Salmiakgeistes und überhaupt aller aromatischen und flüchtigen Reizmittel, dagegen sind die äußeren Reizmittel, wie Senfteige, Umschläge von geriebenen Meerrettig und das Raufen an den kleinen Haaren am Nacken und an den Schläfen sehr anzurathen. Das Aderlassen ist nur bei hartnäckiger Dauer angezeigt und ohne Beistand eines Arztes nicht vorzunehmen. Sehr wohlthätig ist das Einflößen des kalten Wassers, dem man etwas Essig oder Wein zusetzen kann. Empfindliche Personen werden leicht von O. befallen, wenn ihnen zur Ader gelassen wird.

Ohr ist das Organ für das Gehör. Man kann in ihm drei Hauptabtheilungen unterscheiden: das äußere O. zur Aufnahme des Schalls, das mittlere O. oder die Trommelhöhle zur Fortpflanzung des Schalls, und das innere O. oder das Labyrinth. Die beiden letztern Theile sind im Felsenbein eingeschlossen. Das äußere O. besteht größtentheils aus dem Ohrknorpel, einer ovalen, dünnen und vielfach gebogenen Knorpelscheibe, welche mit einer faserigen, festanhängenden Haut und außerdem noch durch die äußere Bedeckung genau überzogen wird. Man unterscheidet an ihm einen mittlern Theil, der eine muldenförmige Vertiefung bildet, die Muschel genannt, und einen umgebenden Rand. Der äußere Theil dieses Randes ist aufgeworfen und heißt die Leiste. Der Anfang der Leiste ist in der Muschel, von wo aus sie sich nach oben und hinten beugt. Von der Leiste wird eine zweite Hervorragung, die Gegenleiste, eingeschlossen, die sich nach oben in zwei Schenkel theilt und durch eine Furche von der Leiste getrennt ist. Die Gegenleiste läuft oben in zwei Schenkel aus, zwischen denen eine kahnförmige Grube ist; unten verliert sie sich in eine kleine Hervorragung, welche die Gegenecke heißt. Der Gegenecke

gegenüber vor dem Eingang in das O. liegt die Ecke, von der Gegenecke durch einen rundlichen Ausschnitt geschieden. Am unteren Ende des äußeren O.'s befindet sich das Ohrläppchen, ein weicher, aus Zellgewebe und Fett bestehender Anhang, in welchem sich kein Knorpel befindet. In dem Boden der Muschel, etwas nach vorn, liegt die Oeffnung des äußeren Gehörganges. Dieser Gang richtet sich schräg von außen nach innen und von hinten nach vorn, indem er eine leichte Krümmung mit nach oben gerichteter Wölbung bildet. Die äußere Hälfte bildet den knorpligen Gehörgang, weil sie eine Fortsetzung der Ohrmuschel ist. Durch dichte Fasersubstanz wird der knorplige Gehörgang mit dem rauhen Rande des knöchernen, welcher die innere Hälfte darstellt und ganz vom Schläfenbein gebildet wird, verbunden. An den Ohrknorpel setzen sich mehrere Muskeln an. Der größte, der Aufzieher, kommt von oben aus der Schläfegegend. Ein Vorwärtszieher entspringt von der Gegend des Jochbogens und zwei oder drei Rückwärtszieher vom Zitzenfortsatze des Schläfenbeins. Der Gehörgang wird von einer Fortsetzung der Haut des äußeren O.'s überzogen, welche um so feiner wird, je tiefer sie in den Gang eindringt. Sie endigt sich blind im Grunde des Gehörganges, indem sie das Trommelfell überzieht. Am Eingange und in der vordern Hälfte ist der Gehörgang mit kleinen Härchen besetzt, und inwendig ringsum mit einer Schicht von Talgdrüsen, den Ohrenschmalzdrüsen, umgeben, welche eine schleimige, bittere Feuchtigkeit aussondern, die Anfangs hellgelb ist, allmählich aber dunkler wird, und durch Austrocknung zu einer festen Masse erhärtet, das Ohrenschmalz. Es bewahrt, wie die Härchen, den Gehörgang und das Trommelfell vor eindringendem Staube und andern fremden Körpern. Liegt das Ohrenschmalz zu lange im Gehörgange und sammelt es sich in großer Menge an, so nimmt es ein faseriges und blätteriges Gefüge an, und erhärtet zuweilen so, daß es steinartig wird und Schwerhörigkeit veranlaßt. — Der mittlere Theil des Ohrs oder die Trommelhöhle ist eine kleine Höhle im Felsenbeine, welche durch das Trommelfell von dem äußeren Gehörgange getrennt ist. Nach innen stößt sie an das Labyrinth, steht durch die Eustachische Röhre mit der Rachenhöhle und nach hinten mit kleinen Knochenzellen in Verbindung. Die Trommelhöhle schließt eine Reihe von Knöchelchen, welche den Namen des Hammers, des Amboßes und des Steigbügels führen, in sich, von denen der erste in das Trommelfell eingewachsen ist, und der letzte auf einer Oeffnung aufsitzt, die in den Vorhof des Labyrinths führt. Das Trommelfell ist eine dünne, faserige, sarg- oder hufeisenförmige, und schief nach innen im Boden des Gehörganges gegen diese concav ausgespannte Haut. Der innere Theil des O.'s wird wegen der vielen gewundenen Gänge, die er enthält, das Labyrinth genannt. Dies besteht aus drei mit einander verbundenen ausgehöhlten Theilen, nämlich dem Vorhofe in der Mitte, den Bogengängen nach hinten und der Schnecke nach vorn. Der Raum zwischen dem häutigen und knöchernen Labyrinth, die Höhlen der Bogenröhren, der beiden Säckchen und der Schneckentreppen enthalten eine durchsichtige und wässerige Feuchtigkeit, das Labyrinthwasser. In dem Wasser der beiden Säckchen und der Schnecke befindet sich eine pulverige Substanz, Ohrsand, welche wie eine kleine Wolke in der Flüssigkeit schwimmt, und aus höchst feinen Krystallen und kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia besteht. In den beiden Säckchen und den blasenartigen Anschwellungen der Bogenröhren, sowie auf dem Spiralblatte der Schnecke vertheilt sich der Hörnerv, welcher gemeinschaftlich mit dem Antlitznerven in den inneren Gehörgang dringt.

Wie die einzelnen Theile des O.'s beim Hören eingreifen, ist durchaus noch nicht vollständig entwickelt. Folgendes kann als Hauptresultat der darüber angestellten Untersuchungen betrachtet werden. Die bis zum äußern Ohre gelangenden Schallwellen werden durch den Ohrknorpel verschiedentlich modificirt und zurückgeworfen, so daß sie leicht in den äußern Gehörgang eindringen können, welcher sie theils unmittelbar, theils durch eigene Erschütterung mittelbar zum Trommelfell leitet, theils durch seinen akustischen Bau mittels der in ihm entstehenden Resonanz verstärkt und regelt. Das Trommelfell wird durch die Schallwellen in Bewegung gesetzt, welche sich theils der in der Paukenhöhle befindlichen Luft, theils den am Trommelfelle befestigten Gehörknöchelchen mittheilt. Von der ersten pflegt

sich die Bewegung weiter durch das runde Loch auf die Flüssigkeit in die Schnecke, von der letztern auf die im Vorhofe fort und trifft so endlich auf den in diesen Theilen verbreiteten Nerven. Unerklärlich aber ist es, wie die Stöße der Luft, welche eigentlich die Empfindung eines Drucks erregen sollen, als Töne empfunden werden. Noch ist der wahrscheinliche Nutzen der Eustachischen Trompete anzuführen, mittels welcher eine unmittelbare Verbindung der Paukenhöhle mit der äußern Luft hergestellt wird, um eine Gleichheit des Luftdrucks auf beiden Seiten des Trommelfells und dadurch die Beweglichkeit desselben durch die Schallwellen zu vermitteln. Im Embryo entwickelt sich das Gehörorgan nach den einzelnen Abtheilungen sehr verschieden. In der Thierwelt hat die Einrichtung des Ohrs bei den Säugethierrn die meiste Aehnlichkeit mit der des Menschen, selbst ein äußeres Ohr findet sich bei ihnen, das aber die verschiedensten Gestaltungen annimmt; nur bei den im Wasser oder in der Erde lebenden fehlt es. Bei den Vögeln hat die innere Anlage des Ohrs viel Aehnlichkeit mit dem Krokodill. Bei vielen Thieren ist der Gehörsinn bei weitem nicht so allgemein, als der Gesichts- und Tastsinn, und wenn es auch von den Insekten ausgemacht ist, daß sie hören, so ist doch bis jetzt nur an zwei Arten der wirbellosen Thiere, den Kephalopoden und den höheren Crustaceen, ein Gehörorgan entdeckt worden. Bei den Fischen ist das Gehörorgan sehr einfach, bei mehreren von ihnen hängt es mit der Schwimmblase zusammen. Die nackten Amphibien schließen sich in Hinsicht auf den Bau ihres Ohrs den Fischen an, die mit Schuppen versehenen haben dagegen eine weit ausgebildetere Organisation.

Ohrenbeichte, s. Beichte.

Ohrentzündung, ist eine gewöhnlich sehr schmerzhafte Krankheit. Man unterscheidet eine äußere und eine innere Ohrentzündung. Die erstere haftet vorzüglich an der Ohrmuschel und im Gehirngange, und gibt sich durch Röthe und Geschwulst dieser Theile und durch Unterdrückung oder Veränderung des Ohrenschmalzes, Jucken und Brennen im Gehörgange zu erkennen. Oft greift die Entzündung noch weiter um sich, und auch Zahn- und Kopfweh treten ein. Die innere Ohrentzündung hat gewöhnlich ihren Sitz in der Trommelhöhle, kann aber von ihr aus zum Zitzenfortsatz und zum Labyrinth sich fortsetzen. Sie äußert sich durch sehr heftige, brennende, spannende, stechende und klopfende Schmerzen in den Ohren, welche sich häufig bis in den Hals herabziehen und durch Kauen, Schlingen, Husten, Niesen und Schnauben vermehrt werden, durch Ohrensausen, sehr große Empfindlichkeit oder auch Stumpfheit des Gehörs und unerträglichen Kopfschmerz. Dabei wird der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen; es entsteht heftiges Fieber, Unruhe, große Angst, Schlaflosigkeit, heftige Delirien ꝛc. Die Entzündung zertheilt sich entweder oder geht, nachdem die Symptome den höchsten Grad erreicht haben, in Eiterung über. In dem letzteren Falle entleert sich der Eiter durch den äußern Gehörgang oder die Eustachische Röhre, oder er bahnt sich einen Weg durch die Zellen des Zitzenfortsatzes. In manchen Fällen entsteht auch Knochenfraß. Die Ohrentzündung kommt am häufigsten bei Kindern vor, in Folge scrophulöser Anlage, nach Verwundungen, Stößen, fremden ins Ohr gedrungenen Körpern, Zugluft, Erkältung des Kopfes, Rheumatismus u. s. w. Bei der Behandlung der Ohrenentzündung muß der zu Grunde liegende Reiz beseitigt und die Intensität, der Sitz und die Ausbreitung der Entzündung berücksichtiget werden. Bei hohem Grade der Entzündung, vorzüglich wenn diese im innern Ohre haftet und ein starker Blutandrang nach dem Kopfe vorhanden ist, sind allgemeine Blutentziehungen unentbehrlich. Jede innere Ohrenentzündung erfordert sorgfältige ärztliche Behandlung.

Ohrenfluß oder Ohrenlaufen besteht in dem Ausflusse einer serösen, schleimigen, zuweilen eiterartigen Materie aus einem oder beiden Ohren, der zuweilen einen fauligen Geruch hat, und entweder in der das Ohr auskleidenden Haut oder in benachbarten Theilen entsteht. Er ist bald von milchiger, seröser und schleimiger, bald von eiteriger Beschaffenheit. Das Gehör ist gewöhnlich geschwächt und der Kranke hat das Gefühl einer mechanischen Verstopfung, obgleich eine solche nicht vorhanden ist. Kommt der Fluß aus der Trommelhöhle, so muß jederzeit zugleich eine Durchbohrung des Trommelfelles

statt finden, welche mit oder ohne Verschließung der Eustachischen Röhre zugegen sein kann. Das Gehör ist hart und der Kranke klagt über ein Gefühl der Verstopfung des Ohrs und über Ohrenklingen. Der Zustand des Gehörs wechselt und dieser Wechsel hängt von den Verhältnissen der Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre ab. Sehr oft ist der innere Ohrenfluß eine Folge der inneren Ohrentzündung (s. d.). Besteht der innere Ohrenfluß lange, so kann sich ihm Verschwärung und Knochenfraß beigesellen. Auf diese Weise können unheilbare Störung in der Verrichtung und in dem Baue des Gehörorgans mit dem inneren Ohrenfluß sich verbinden, ja es kann selbst ein lebensgefährlicher Zustand hervorgebracht werden. Die Dauer des Ohrenflusses ist sehr unbestimmt. Oft verschwindet er nach längerer Zeit von selbst. Bei manchen nimmt er einen periodischen Gang an und wechselt zuweilen mit einer andern Blennorrhoe, z. B. der Augen, ab. Die Ursachen, welche den Ohrenfluß gewöhnlich bedingen und unterhalten, sind fremde in die Ohren gedrungene Körper, Polypen im Gehörgange, plötzliche Hemmung normaler oder abnormer, dem Organismus angewöhnter Absonderungen, z. B. der Fuß- und Achselschweiße, schnelle Abheilung der Hautausschläge, der chronischen Geschwüre, Scropheln, Syphilis u. s. w. Jeder Ohrenfluß, er mag noch so einfach und gutartig scheinen, ist keine unbedeutende Krankheit, weil er durch seine lange Dauer einen größern oder geringern Grad von Schwächung des Gehörs oder Organisationsfehler nach sich ziehen kann, und darf daher niemals vernachlässigt werden.

Ohrentönen ist diejenige Gehörtäuschung, bei welcher nicht außerhalb des Ohres vorhandene Töne wahrgenommen werden. Hierher gehört das Ohrenbrausen und Ohrenklingen. Bei dem Ohrenbrausen glaubt man bald schwächere, bald stärkere Töne zu vernehmen, die Aehnlichkeit mit dem Rauschen eines Wehrs, mit dem Gesumse der Bienen, dem Rollen eines Wagens, dem Brausen des Sturmes, dem Lärmen einer Trommel u. s. w. haben. Die Empfindung ist bald vorübergehend, bald anhaltend, und zwar das Letztere öfterer. Folgen einzelne stärkere Töne in Zwischenräume auf einander, so nennt man dieses Ohrenschlagen. Wirkliche äußere Töne werden während des Ohrenbrausens meist schwächer, selten gar nicht vernommen. Willkürlich kann das Ohrenbrausen auf verschiedene Weise, durch Verschließung der Oeffnung der äußern Gehörganges, durch Bedeckung des Ohrs mit der hohlen Hand, Vorhalten von Seemuscheln, Niederbeugen des Kopfes u. s. w. hervorgebracht werden. Das Ohrensausen entsteht gewöhnlich von gehindertem Ein- und Ausströmen der Luft bei verstopftem oder verengtem Gehörgange, oder bei verstopfter oder verengter Eustachischen Trompete. Oft ist auch ein Symptom von Congestionen des Blutes nach dem Kopfe und dem Gehörorgan und des Schwindens der Knorpelscheiben und der dadurch veranlaßten Rauigkeit der Gelenkflächen des Unterkiefers, wenn diese während des Kauens auf einander bewegt werden. Das Ohrenklingen unterscheidet sich vom Ohrenbrausen durch die höhern Töne, welche wahrgenommen werden, dadurch, daß es gewöhnlich schneller vorübergeht, und daß bei ihm die Gehörempfindung noch monotoner ist, als beim Ohrenbrausen. Es stellt sich als ein Pfeifen oder Zischen, Schwirren, oder eine dem Tone kleiner Glas- oder metallener Glöckchen ähnliche Empfindung, meist nur in einem Ohre, seltener in beiden dar. Dem Ohrenklingen liegt wahrscheinlich eine Aenderung der Stimmung in den Nerven des Gehörganges oder auch im Gehirn zu Grunde. Zuweilen wird die veränderte Sensibilität aber auch von andern Theilen aus, auf consensuellem Wege angeregt. Besteht mit dem Ohrenklingen Schwindel, Kopfschmerz und die Störung anderer Sinne, so geht das Uebel vom Gehirn aus. Der Volksglaube, daß das Klingen des rechten Ohrs eine günstige Vorbedeutung für denjenigen sei, der es vernimmt, und daß es namentlich ankündige, daß bekannte oder verwandte Personen seiner in Gutem gedenken, während das Klingen des linken Ohres gerade das Gegentheil anzeigt, ist sehr alt und wird schon von Plinius erwähnt.

Ohrenzwang oder Ohrenschmerz ist eine peinliche Neuralgie des Ohres, welches entweder ihren Sitz in der Trommelseite oder in der Jacobsenschen Nervenanastomose hat. Der Schmerz ist das hauptsächlichste Symptom bei diesem Leiden, und

er unterscheidet sich von dem der Ohrenentzündung dadurch, daß er sich nicht stufenweise, wie bei der letzteren, vermehrt, sondern sogleich bei seinem ersten Auftreten einen hohen Grad von Intensität hat. Er kommt meist paroxysmenweise und seine Dauer ist unbestimmt. Oft verschwindet er so schnell als er gekommen ist. Zuweilen verläßt er das Ohr und befällt eine andere Stelle des Kopfes oder eine andere Gegend des Körpers. Wird der Schmerz sehr lebhaft, so verbinden sich damit Zuckungen der Gesichtsmuskeln, Röthung und Thränen der Augen, und besteht dieser Zustand längere Zeit hindurch, so kann er in Ohrenentzündung übergehen und Ohrenfluß herbeiführen. Hysterische und hypochondrische Personen, so wie gichtische und hämorrhoidalische Individuen sind vorzüglich zum Ohrenzwange geneigt. Veranlassende Ursachen sind: mechanische Einwirkungen auf die Nerven der Trommelhöhle, Unterdrückung gewohnter Absonderungen, gastrische Reize, Würmer, Caries der Zähne, Balggeschwülste in der Nähe des Ohres, Neuralgieen des Gesichts, Rheumatismus, Gicht, Syphilis u. s. w. Die Behandlung richtet sich nach den Ursachen. Am häufigsten ist er rheumatischen Charakters, und für diesen Fall hat man das Waschen des Kopfes mit warmem Wasser eine Viertelstunde lang empfohlen, worauf man ihn mit erwärmten Flanell sorgfältig abtrocknet und mit einer Mütze von Wachstaffet bedeckt. Auch Dampfbäder sind mit Erfolg gegen rheumatischen Ohrenzwang angewendet worden. Bei Entzündung wendet man Blutegel an, legt Zugpflaster in den Nacken u. s. f.

Ohsson, Konstantin, Freiherr von, schwedischer Gesandte und bevollmächtigter Minister am Hofe zu Berlin, wurde gegen 1780 in Konstantinopel geboren, wo sein Vater Ignatius Muradgea d'O., ein geborner Armenier, anfangs schwedischer Dragoman und später in den Adelstand erhoben und bevollmächtigter Minister ward und sich in der gelehrten Welt durch sein „Tableau de l'empire ottoman" (2 Bde., Paris 1787—90, Fol.) bekannt gemacht hat. Der Sohn wurde 1807 Legationssecretär zu Berlin, 1808 zu Madrid, 1810 zu Paris; wurde 1812 zurückberufen, zum Legationsrath ernannt, und 1816 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister im Haag, 1828 in den Freiherrenstand erhoben, und 1834 in gleicher Eigenschaft nach Berlin versetzt. Seine literarischen Beschäftigungen beziehen sich besonders auf die asiatische Geschichte. Er fügte dem Werke seines Vaters noch einen dritten Band hinzu (Par. 1820) und gab später die Schrift: „Des peuples du Caucase dans le dixième siècle" (Paris 1829) und „Histoire des Mongols" (4 Bde., neue Aufl., Amst. 1834. 35.) heraus.

Oikles oder **Oikleus**, ein Argiver, war der Sohn des Antiphates, ein Enkel des Melampus und der Vater des berühmten Sehers Amphiaraos; nach Andern heißt er ein Sohn des Amphiaraos. Er zog mit Herakles nach Ilios gegen Laomedon und fand dort seinen Tod.

Oileus, Sohn des Hodoidokos und der Agrianome oder Laonome, war König der Lokrer, ging mit den Argonauten nach Kolchis und war von Eriopis Vater des berühmten Ajax (s. d.), der zum Unterschiede vom Telamonischen den Beinamen Oil. führt.

Oise, Fluß im nordöstlichen Frankreich, entspringt bei Fourneau de Sologne im Departement Ardennen, wird bei Chauny schiffbar und fällt 6 Meilen von Paris, nach einem 27 Meilen langem Laufe, in die Seine. Das nach ihm benannte Departement Oise hält $109\frac{1}{2}$ QM., 400,000 E., mit pikardischem Dialekte und ist ziemlich fruchtbar an Getreide, Obst und Gartengewächsen aller Art; auch hat das Land gutes Rindvieh. Die Bewohner beschäftigen sich mit Fertigung von Leinwand, Spitzen, Teppichen, wollenen und baumwollenen Waaren, Leder- und Töpferarbeiten. Der ziemlich lebhafte Handel wird durch die Flüsse Oise und Aisne, sowie durch einen Seitenkanal der Oise bedeutend unterstützt. Die Hauptstadt ist Beauvais (s. d.), außerdem sind noch Compiegne (s. d.) und Clermont (s. d.) zu nennen.

Okeanos. Nach der alten Philosophie war der Urstoff aller Dinge das Wasser; aus ihm waren alle Dinge, selbst die Götter entstanden. Homer nennt daher den O. den Vater aller Götter. Nach ihm ist er, der große Weltstrom, der älteste Sohn des Uranos

und der Gäa, der älteste der Titanen. Seine Geburt schließt sich daher gleich an die Entstehung des Meeres an. Indem sich dies bildete, nachdem das Wasser von der Erde in sein Bett zusammengetreten war, bildete sich oben auf der O., später als der Pontos, weil die Bildungen der Wasserreiche von der Mitte der Erde anfingen und an ihren Grenzen aufhörten. O. vermählte sich zuerst mit seiner Schwester Tethys und erzeugte mit ihr die vornehmsten Flüsse und die große Menge der Okeaniden. Hesiod führt von den ersten 25, von den letztern 40 an, unter denen Klymene, Gemahlin des Japetos; Kallirrhoe, Gemahlin des Chrysaor; Idyia, Gemahlin des Aeetes; Perseis, Gemahlin des Helios; Eurynome, vom Jupiter die Mutter der Grazien, vornehmlich aber Metis, die Geliebte Jupiters, und Styx die vornehmsten sind. Außer diesen hatte O. aber noch viele andere Töchter, Okeaniden, und zwar über 3000, die in Sümpfen und Tiefen wohnen. Der Styx floß, als Arm des O., unmittelbar aus ihm in die Unterwelt, weil diese hinter dem Horizont anfing, wie auch der Ister als entfernter Fluß, dessen Ursprung man nicht gesehen hatte, das Horn des O. hieß (Appollon. Rod. IV, 282). Aus dem nähern Meere leitete man die Flüsse nicht ab, wegen des verschiedenen Geschmacks des Fluß- und Seewassers, und nahm also im Pontos und O. zwei verschiedene Meerreiche an, die man in allem von einander unterschied. O. aber, der in einem Kreis um die Erdscheibe sich bewegende Weltstrom, entspringt nach Homerischer Erdkunde aus dem kimmerischen Felsen Leukas, dem silberhellen und himmelstützenden, strömte im Westen nahe bei seiner Quelle und im Osten durch den Phasis herein, und an seinem Ursprunge wohnt der Titan O. Man findet den O. gebildet auf alten Kunstwerken als Greis, der auf dem Wasser sitzt, sich auf einen Wasserkrug oder ein Seeungeheuer stützt und ein Ruder in der Hand führt, das er nach Schiffen zu hält, die um ihn herfahren. Bald reitet er auf einem Seethiere oder sitzt in einem von Seethieren gezogenen Wagen.

Oken, Lorenz, einer der berühmtesten jetzt lebenden Naturforscher, wurde am 2. Aug. 1779 zu Offenburg in Schwaben geboren, brachte seine Universitätsjahre in Göttingen zu und habilitirte sich dann als Universitätslehrer. Von hier ging er 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Jena, und fand durch seine naturwissenschaftlichen Vorlesungen und seine Schriften, in denen er als Naturphilosoph auftrat, großen Beifall. Der Staat erkannte seine Verdienste, indem er ihn 1810 zum Hofrath und 1812 zum ordentlichen Professor der Naturwissenschaften ernannte. Doch wurde das gute Vernehmen mit dem Staate gestört, als Oken in der seit 1816 von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Isis" durch Aufnahme vieler der Regierung anstößigen Beiträge, und durch Verwickelung in die Angelegenheiten des Wartburgfestes (s. d.), Mißtrauen gegen sich erregt hatte. Um seine Zeitschrift nicht aufgeben zu müssen, zog er es vor, seine Entlassung als Professor anzunehmen, und als Privatgelehrter, größtentheils in Jena, zu leben. Auch sein Aufenthalt in München, wohin er 1827 als Privatdocent ging, um bald darauf Professor zu werden, war nur von kurzer Dauer. Seit 1833 ist er Professor an der damals errichteten Universität zu Zürich. Mit umfassenden naturwissenschaftlichen und philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, hat sich Oken vor allen Naturphilosophen durch Gründlichkeit und Sachkenntniß ausgezeichnet, und hat sich das große Verdienst erworben, ein mit philosophischen Grundanschauungen übereinstimmendes, in sich zusammenhängendes und aus sich selbst sich begründendes System aller Naturgegenstände hergestellt zu haben, welches natürliche System bestimmt ist, die künstlichen, nach willkürlich gewählten Merkzeichen construirten naturgeschichtlichen Systeme zu verdrängen. Mit diesem Zwecke zusammenhängend ist Okens Bestreben, durch Einführung deutscher Kunstausdrücke, die willkürlich gewählten, oft sinn- und bedeutungslosen alten Namen überflüssig zu machen. In seiner „Isis" hat Oken die erste Anregung zu den Naturforschervereinen (s. d.) gegeben, welche jetzt eine Zierde Deutschlands ausmachen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Grundriß der Naturphilosophie, der Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere" (Frankf. 1802, 2. Aufl. 1829); „Die Zeugung" (Bamb. u. Würzb. 1805); „Biologie" (Gött. 1805); „Beiträge zur vergleichenden

Anatomie und Physiologie" (im Verein mit Kieser, 2 Hfte., Bamb. 1806—7); „Ueber die Bedeutung der Schädelknochen" (Bamb. 1807); „Ueber das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems" (Jena 1808); „Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme" (Jena 1808); „Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze" (Jena 1909); „Ueber den Werth der Naturgeschichte" (Jena 1809); „Lehrbuch der Naturphilosophie" (3 Thle., Jena 1808—11, 2. Aufl. 1831); „Lehrb. der Naturgeschichte" (3 Bde.: Mineralogie, Lpz. 1812; Zoologie, 2 Thle., Jena 1816; Botanik, 2 Thle., Jena 1825—26); „Naturgeschichte für Schulen" (Lpz. 1821), und „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände" (Stuttg. 1833—41, 13 Bde. u. Atlas).

Okounef, Nicolaus Alexandrowitsch, russischer Generalmajor, Mitglied des Staatsraths im Königreich Polen, wurde 1792 in Petersburg geboren, im väterlichen Hause bis 1806 erzogen und sorgfältig gebildet, trat dann in den Staatsdienst und 1811 als Militär in das Corps des Grafen Wittgenstein. Den Feldzug von 1813 machte er als Generalstabsoffizier im vierten preußischen Armeecorps, das Graf Tauenzien befehligte, mit, nahm später (1829) unter Diebitsch Theil am türkischen Feldzug, folgte im J. 1831 dem Grafen Paskiewitsch nach Polen und ward mit dem Ausarbeiten der kriegerischen Operationen beauftragt, welche die Einnahme Warschaus zur Folge hatten. Darauf wurde er Adjutant des Kaisers, bald darauf zum Generalmajor ernannt und 1833 in die Suite des Monarchen aufgenommen mit Anweisung seines Aufenthalts im Hauptquartier des Feldmarschalls, Fürsten von Warschau. Seit dem Jahre 1832 war er Mitglied des Educationsraths, seit 1837 erstes Mitglied des Ministeriums des Innern und seit 1839 Mitglied des Staatsraths im Königreich Polen. Als solcher zeigte er sich für das Erziehungswesen, besonders bei Errichtung eines höhern pädagogischen Instituts, bei Begründung der katholisch-theologischen Akademie, bei der Leitung der Warschauer Sternwarte, und bei Verschönerung des botanischen Gartens sehr thätig. Er ist einer der fruchtbarsten militärischen Schriftsteller Rußlands Er schrieb: „Réflexions sur le système de la guerre moderne" (Petersb. 1821), „Histoire de la campagne de 1800 en Italie, augmentée de considérations sur les mouvements de deux armées belligérantes" (Petersb. 1825); „Examen raisonné des propriétés des trois armées l'infanterie, la cavalerie et l'artillerie, de leur emploi dans les batailles et leur rapport entre elles" (Paris 1827, 2. Aufl. 1832); „Considérations sur les grandes opérations, les batailles et les combats de la campagne de 1812 en Russie" (Paris 1829); „Mémoires sur les principes de la stratégie et sur les rapports intimes sur le terrain", (Paris 1830); ferner: „Histoire de la seconde époque de la campagne de 1831 en Pologne" (Petersb. 1835) ein mit großer Unparteilichkeit geschriebenes Werk, und: „Mémoire sur le changement qu'une artillerie bien instruite et bien employée peut produire dans le système de la tactique moderne" (Par. 1835).

Olavides, Don Pablo, Graf von Pilo, geboren zu Lima in Peru 1740, wurde zu Madrid erzogen, wo er durch Talent und Fleiß sich bald den Weg zu wichtigen Staatsämtern bahnte. Er ging als Gesandtschaftssecretär mit dem Grafen Aranda nach Frankreich, wurde nach seiner Rückkehr von Karl III. in den Grafenstand erhoben und zum Intendanten von Sevilla ernannt. Auf diesem Posten entwarf er unter andern den großen Plan, die Sierra Morena (s. d.) urbar zu machen. Mit Hülfe eines Bayern, Thierriegel, gelang es ihm bald, 6000 Colonisten aus Schwaben und den Rheingegenden zusammenzubringen. Viele derselben wurden zwar durch Seuchen, eine Folge des fremden Klimas, hinweggerafft, doch hatte das Unternehmen seinen besten Fortgang. Schon nach zwei Jahren fanden in dem sonst unwirthbaren Lande an 10,000 Familien cultivirtes Ackerland, und in 10 Jahren hatten sich außer Dörfern und Landhäusern auch zwei Städte, Carolina mit 6000 und Charlotte mit 4000 Einw., erhoben. Indeß verfolgten bald Neid und Mißgunst, besonders von Seiten des Klerus, dem O. bei der neuen Organisation der Colonie öfter entgegentrat, den um des Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt verdienten Mann. O. wurde 1788 von der Inquisition verhaftet; man legte ihm 12 An-

klagepunkte vor, forderte Widerrufung seiner Irrthümer und Ablegung seines Glaubensbekenntnisses, und verurtheilte ihn endlich zu 8jährigem Gefängniß. O. wußte indeß im 3. Jahre seiner Haft zu entkommen, floh nach Venedig, kehrte jedoch später wieder nach Spanien zurück und starb in Andalusien 1803. Man hält ihn für den Verfasser der zwar etwas weitschweifigen, doch in Spanien in zwei Jahren achtmal aufgelegten Schrift: „El Evangelio en Triumfo", worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird.

Olbers, Heinr. Wilh. Matthäus, geb. am 11. Oct. 1758 zu Arbergen im Herzogthum Bremen, wo er sich nach vollendeten medicinischen Studien zu Göttingen als praktischer Arzt niederließ, hat sich vornehmlich als Astronom durch wichtige Entdeckungen einen gefeierten Namen erworben. Er fand im Jahre 1801 die Ceres wieder, entdeckte die Pallas am 28. März 1802 und die Vesta am 29. März 1807 (s. Planeten), und erfand auch eine leichtere Berechnungsbahn der Kometen (vgl. darüber O's eigene Schrift, Weim. 1797). Im J. 1825 wurde O. Ritter vom Danebrogorden und 1829 Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Im J. 1830 am 28. December feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm unter andern Ehrenbezeugungen vom Senate der Stadt Bremen auch der Beschluß mitgetheilt wurde, seine Marmorstatue öffentlich aufzustellen. Er starb am 8. März 1840. Viele seiner höchst interessanten Aufsätze, durch welche er die Astronomie in allen ihren Zweigen ungemein bereichert hat, befinden sich in Zach's „Monatlicher Correspondenz", Schumacher's „Astronomischen Nachrichten" und anderen Zeitschriften.

Oldenbarneveldt, Jan von, s. Barneveldt, Johann von Olden.

Oldenburg, Großherzogthum, wurde in den ältesten Zeiten von Friesen bewohnt, und man behauptet, daß Wildeshausen einst die Residenz des Sachsenführers Wittekind gewesen sei. Gewiß ist, daß im Ammerlande im 13. Jahrh. Grafen regierten. Graf Christian I. in Rustringen nahm den Titel Graf von O. an und erbaute die Stadt Oldenburg. Einer seiner Nachkommen, Diederich der Glückliche, erheirathete die Grafschaft Delmenhorst, und war von der Schwester des Herzogs Adolph VIII. von Schleswig und Grafen von Holstein, Vater Christian I., des Stammvaters der Dynastie Oldenburg, welche seit 1448 in Dänemark regiert. Denn als der Stamm der dänischen Könige erloschen war, trugen die Vasallen des Reichs die Krone dem Herzog Adolph von Schleswig an; dieser nahm sie indeß bei schon vorgerücktem Alter nicht an, und empfahl, da er selbst kinderlos war, den dänischen Ständen seiner Schwester Sohn, Christian VIII., Grafen von O., zum König, der auch als König Christian I., 1448 den dänischen Thron bestieg. Christians Bruder, Gerhard der Kriegerische übernahm die Grafschaft O., und seine Nachkommen nahmen 1523 das Städtler und Budjadinger-Land in Besitz, nachdem sie die daselbst wohnenden Friesen unterjocht hatten, und Johann XVI. erbte im Jahre 1573 die Herrschaft Jever. Der letzte Graf dieses Hauses, der berühmte Anton Günther, dessen schlaue Politik während des ganzen 30jährigen Krieges von seinem Lande Dänen, Schweden und Kaiserliche zu entfernen wußte, vereinigte Delmenhorst mit O., doch kam beides nach Günthers Tode 1667 an die Linie von Dänemark. Im J. 1772 vertauschte König Christian VII. die Grafschaften O. und Delmenhorst gegen die Ansprüche der gottorpschen Linie an Schleswig und Holstein, an den damaligen Großfürsten und nachherigen Kaiser von Rußland, Paul, welcher die ältere gottorpische Speciallinie in Rußland (Holstein-Romanow) fortpflanzte, die neuerworbenen Besitzungen O. und Delmenhorst aber wieder an die jüngere gottorpische Linie übertrug, welche damals aus seinem Vetter, dem Herzog von Holstein-Gottorp und Bischof von Lübeck Friedrich August und seinem Neffen Peter Friedrich Ludwig bestand. Kaiser Joseph II. bestätigte 1776 diesen Tausch und die Uebergabe lehnsherrlich, erhob zugleich O. und Delmenhorst zum Herzogthume und ertheilte dem Besitzer desselben die holstein-gottorpsche Reichstagsstimme. Herzog Friedrich August starb 1785, und da sein Sohn und Erbprinz Wilhelm Peter Friedrich wegen Gemüthskrankheit zur Regierung unfähig war, so trat, nach testamentlicher Verordnung des verstorbenen Herzogs, des Erbprinzen Vetter, Peter Friedrich Ludwig, als Administrator dieselbe

an. Dieser, ein kluger und thätiger Staatsmann, tilgte alle Staatsschulden, so daß O. vielleicht die wenigsten Abgaben in Deutschland hat, kaufte mehrere Domänen an, gründete eine allgemeine Armenversorgungsanstalt, und hob sein Land zu einem der glücklichsten Länder Europas. Er trat den elsflether Zoll und einige kleine Gebiete an Bremen und Lübeck ab, erhielt dagegen das Bisthum Lübeck mit den Besitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hanöversche Amt Wildhausen und die beiden münsterschen Aemter Vechta und Klappenburg. Im Jahre 1806 theilte O. wegen seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse mit Rußland die Besetzung durch die Holländer an der Weser und durch die Franzosen in der Nähe von Lübeck. Der Tilsiter Frieden gab dem Herzog das Land wieder, und dieser trat nun am 14. Oct. 1808 dem Rheinbunde bei, bis Napoleon durch das Decret vom 14. Dec. 1810 ihm abermals das Land nahm und es nebst andern deutschen Gebieten dem französischen Reiche einverleibte. Peter Friedrich Ludwig errichtete jetzt eine russisch-deutsche Legion, an deren Spitze er gegen Napoleon kämpfte. Nach der Leipziger Schlacht erhielt er seine Besitzungen wieder und durch die Wiener Congreßacte noch eine Gebietsvermehrung von 5000 Einw. von Hannover und von 20,000 Einw. im vormaligen Saardepartement. Nach dem Tode des gemüthskranken Wilhelm Peter Friedrich (2. Juli 1823) trat Peter Friedrich Ludwig (geb. 1783) die Regierung O.'s in eigenem Namen an, starb aber schon am 21. Mai 1829 zu Wiesbaden. Ihm folgte sein Sohn Paul Friedrich August, geb. den 13. Juli 1783. Dieser nahm nun den seinem Hause schon vom Wiener Congreß zugesprochenen großherzoglichen Titel an (28. August 1829), und schloß 1830 mit Kurhessen, Braunschweig und Hannover einen Handelstractat, worin diese Staaten ihre Zölle einander gleich stellten, um dadurch den freien Handel mehr zu beleben und den Schleichhandel zu unterdrücken. Seine erste Gemahlin Adelaide, eine Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die ihm 2 Prinzessinnen, Amalie (geb. 1818) und Friederike (geb. 1820) gebar, starb 1820, seine zweite, Ida, der vorigen Gemahlin Schwester, die Mutter des am 8. Juni 1827 geborenen Erbgroßherzogs Nikolaus Friedrich Peter, starb am 31. März 1828, und die dritte, Cäcilie, eine Tochter des vormaligen Königs von Schweden, Gustav Adolph IV., mit welcher er sich 1831 vermählte, gebar ihm 3 Prinzen, von denen nur der jüngste, Anton Günther Friedrich Elimar, geb. am 23. Jan. 1844, noch am Leben ist. Sie starb am 27. Januar 1844. Seines Bruders Sohn, Konstantin Friedrich Peter, geb. 1812, ist russischer Generalmajor. —

Das Großherzogthum Oldenburg, auch Holstein-Oldenburg genannt, besteht aus dem eigentlichen Herzogthum O., dem Fürstenthume Lübeck (s. d.) und dem Fürstenthume Birkenfeld (s. d.). Der Flächenraum des Herzogthums O. mit Einschluß der Herrschaft Jever und der gräflich Bentinkschen Herrschaft Knipphausen, begrenzt von der Nordsee und auf drei Seiten von Hannover, beträgt etwas über 100 QM. mit 227,321 Bewohnern. Lübecks Flächenraum beträgt 8 QM. mit etwa 22,000 Bewohnern. Das Land ist nur theilweise fruchtbar, wird durchflossen von der Weser, Hunte, Haase, Ochtum, Delme und Drepte; in Lübeck von der Schwentine, Trave und Schwartau; in Birkenfeld von der Nahe. Die Hauptnahrungsquellen im Oldenburgischen sind Ackerbau und Viehzucht. Letztere hat besonders Pferde und Hornvieh zum Gegenstande, und auf dem Pferdemarkte zu O. werden jährlich mehr als 5000 Stück Pferde zum Verkauf gebracht. Die Rindviehzucht ist besonders in den Marschdistricten, im Städtler- und Budjadinger-Lande zu Hause. In guten Jahren rechnet man von der Kuh im Durchschnitt jährlich 140 Pfund Butter. Die Schweinezucht ist auch nicht unbedeutend, wenig ausgezeichnet aber die Schafzucht. Die Holzungen sind bedeutend und zum Theil noch ansehnliche Reste der ausgedehnten Wälder, welche im 16. Jahrh. die Landschaften bedeckten. Einen wichtigen Gegenstand bildet das Deichwesen, oder die Sicherung der Marschen durch Deiche und Abzugskanäle vor Ueberschwemmungen. Große Fabriken und Manufacturen sind nicht vorhanden, doch wird starke Lein- und Wollweberei und Garnspinnerei getrieben. Zu den Ausfuhrartikeln gehören Pferde, Schlachtvieh, Getreide, Kornbrannt-

wein, Butter, Käse, Talg, Felle, Schinken, Speck, Schreib- und Bettfedern, Garn, Strümpfe (wollene und leinene) und Honig. Die Schifffahrt ist nicht von der Bedeutung, als man es von der günstigen Lage des Landes erwarten sollte. Am meisten beschäftigen sich damit die Wangerooger, einige Bewohner der Aemter Elsfleth und Brake und der Städte Oldenburg, Jever und Varel. Die Fischerei ist unbedeutend. In einigen Aemtern ist Dorfstecherei ein wichtiger Erwerbszweig, da besonders Friesland dieses Brennmaterial von hier bezieht. Noch verdient das sogenannte Hollandgehen aus den meist unfruchtbaren Geestgegenden Erwähnung, indem Tausende der ärmern Volksklasse auf kürzere oder längere Zeit nach Holland gehen, wo sie auf mancherlei Art Verdienst suchen.

Die staatlichen Verhältnisse der großherzoglichen Lande sind wie die übrigen deutschen Staaten nicht frei geblieben von den politischen Einflüssen des J. 1848; doch sind die Umgestaltungen, welche der Landtag in diesem und dem folgenden Jahre zu den wesentlichsten Aufgaben seiner Thätigkeit machte, noch lange nicht festgestellt und selbst die Verfassung, welche die großherzogliche Regierung am Ende des Jahres 1848 gab, dürfte noch manche Veränderungen erleiden. Bei diesen bis jetzt noch nicht vollständig entwickelten neuern Verhältnissen und Institutionen, glauben wir unsern Lesern einen kurzen Abriß der frühern Verhältnisse geben zu müssen.

Die politische Verfassung des gesammten Staates ist monarchisch, ohne Landstände. Es nimmt mit Anhalt und Schwarzburg die 15. und in der Plenarversammlung zu Frankfurt die 25. Stimme ein. Die Regierungsfolge ist erblich nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie. Die sämmtlichen Landesbehörden stehen unter dem Kabinet, an deren Spitze der Landesherr steht. Das Bundescontingent beträgt 2077 Mann, und seit 1834 hatte O. auch das Artilleriecontingent für die Hansestädte übernommen, wohingegen diese das Cavaleriecontingent O.'s mit stellen. Das Totaleinkommen gibt der Freiherr von Malchus auf 1,800,000 Gulden an. — Topographisch eingetheilt wird O. in 7 Kreise 29 Aemter und 106 Kirchspiele. Die Hauptstadt Oldenburg an der schiffbaren Hunte zählt etwa 6000 Einwohner, ist Sitz der Regierungs-, Landes- und Provinzialbehörden, hat ein schönes Schloß als herzogliche Residenz, ein Gymnasium, Schullehrerseminar und Militärschule. Die alten Festungswerke sind jetzt in anmuthige Spaziergänge umgewandelt. — Vergl. Halems „Gesch. des Herzogthums O." (Oldenb. 1796, 3 Bde.); Runde's „Kurzgefaßte Oldenburger Chronik" (Eb. 2. Aufl. 1831), und Köhli's „Beschreibung des Herzogthums O. sammt der Erbherrschaft Jever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld" (Bremen 1824, 2 Bde.).

Oldendorp, Christian Joh., ein geachteter Maler, geb. 1772 zu Marienborn in der Wetterau, bildete sich auf der Dresdner Malerakademie und hat sich besonders großen Ruf erworben durch seine meisterhaften Nachtstücke (Feuersbrünste, Schlachtscenen u. dgl.), für welche er in den blutigen Kriegsjahren 1812 und 13 hinlänglich die Natur zu studiren Gelegenheit fand, und durch seine Carricaturen. Als sächsischer Bannerlieutenant machte er den Feldzug von 1814 mit, kam 1816 an die Hochschule zu Pforte als Zeichnenlehrer und wurde 1825 Professor. Auch hat man von ihm mehrere kleine humoristische Schriften, einzelne Aufsätze in mehreren Zeitschriften und eine interessante Beschreibung der alten Ritterburgen Sachsens (Lpz. 1811, 4 Bde.).

Oleander (Nerium oleander) ist eine mit schönen rothen oder weißen, auch mit roth und weiß gestreiften, gefüllten und einfachen, büschelförmig wachsenden Blüthen blühender Strauch, der ursprünglich aus Ostindien stammt, auch im südlichen Europa akklimatisirt ist, und seiner schönen Blumen und immer grünen Blätter, die lederartig und lanzenförmig gespitzt sind, auch in Deutschland als Zierpflanze cultivirt wird. An feuchten Stellen in Unteritalien wächst er 10—12 Fuß und oft darüber hoch, und ist hier auch die gewöhnliche Zierde der Ruinen. Indeß ist dieser Strauch nicht ohne giftige Eigenschaften, und Blüthen, Blätter und Zweige enthalten einen ätzenden, bittern, auf Menschen und Thiere giftig wirkenden Saft, der beim Abbrechen derselben als Milch ausfließt. Auf den Genuß von Kuchen, der mit Oleanderblüthen verziert war, sind gefährliche Zufälle

erfolgt. Schon der nicht unangenehme aber schwach riechende Blüthenduft wirkt betäubend. Die Franzosen nennen den O. Laurier-rose (Lorbeerrose) und die Engländer Rosebay (Rosenlorbeer).

Olearius, Adam, hieß eigentlich Oelschläger und war der Sohn eines Schneiders zu Aschersleben im Halberstädtischen. Er war geboren um das Jahr 1600, studirte in Leipzig, wo er auch die akademischen Würden erwarb, und trat darauf beim Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp in Dienste. In Handelsangelegenheiten sendete der Herzog im Jahre 1633 an den Czaar Michael Fedorowitsch nach Moskau eine Gesandtschaft, welcher O. als Sekretär beigegeben wurde. Im August 1634 kamen die Gesandten nach Moskau, und nach glücklichem Abschluß ihrer Geschäfte und nachdem sie die nöthigen Vorbereitungen zu einer weitern Reise nach Persien angeordnet hatten, kehrten sie nach Gottorp zurück, wo sie im April 1635 wieder ankamen. Im October desselben Jahres reisten sie wieder ab, um über Moskau nach Persien zu gehen, woselbst sie nach mancherlei Aufenthalt im Sommer 1637 ankamen. Der Shah erwiederte die Gesandtschaft des Herzogs und den 1. August 1639 war O. wieder in Gottorp. Olearius, welcher bisher den Rathstitel geführt hatte, wurde Bibliothekar und Hofmathematiker. Im J. 1651 ließ er sich in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen der Vielberühmte aufnehmen. Er starb den 22. Febr. 1671. O. hat eine Beschreibung seiner Reise zuerst 1647 in Schleswig unter dem Titel: „Neue orientalische Reisebeschreibung" herausgegeben, welche mehrmals neu erschien, in 5. Ausgabe unter dem Titel: „Ausführliche Beschreibung der kundbaren Reise nach Moskau und Persien" mit J. A. v. Mandelsloh's, Jürgen Andersohns und Volcq. Yversens oriental. Reisen, (Hamb. 1696, Fol.). Sie wurde ins Holländische, Französische und Englische übersetzt. Es ist dieses Werk in mehrerer Hinsicht reichhaltig, auch in sprachlicher Hinsicht wichtig. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften ist noch besonders auszuzeichnen: „Der persianische Rosengarten rc." nach dem persischen Poet Saadi in persischer Sprache geschrieben und von O. ins Deutsche übersetzt (Schleswig 1654, Fol. 1660, 4.; Hamb. 1696, Fol.; Wittenb. und Zerbst 1775, 8.). — Gottfried O., geb. 1604, gest. als Superintendent in Halle 1685 und sein Sohn Johann O., geb. 1639, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig 1713 sind als theol. Schriftsteller und als Herausgeber der „Acta eruditorum" bekannt; Johann Christoph O., geb. 1668, gest. als Generalsuperintendent zu Arnstadt 1747, machte sich um die Numismatik verdient und war ein guter geistlicher Liederdichter.

Olein, s. Elain.

Olenos, der Sohn des Hephästos, war der Vater der Nymphen Aege und Helike, die den Zeus erzogen. — Olenos, der Sohn des Zeus und der Tochter des Danaos, Anarithea, soll der Erbauer von Olenos in Achaja gewesen sein.

Oléron, Insel im atlantischen Meere an der Küste des französischen Departements Niedercharente, $4^1/_2$ QM. mit 19,000 Einw. und der Stadt Pierre d'Oleron. Nach ihr sind die Rôles d'Oléron oder Seeurtheilssprüche, eines der ältesten von Eduard I. von England für die dort Handeltreibenden gegebenes, und unter König Heinrich II. und Richard I. erneuertes Gesetz benannt. — Vergl. Pardessus „Collection des lois maritimes" (Band 1.).

Oleszczinski, Antoni, ausgezeichneter polnischer Maler und Kupferstecher, wurde 1796 zu Krasnystaw unweit Lublin geboren und sollte in Warschau die Rechte studiren, während seine innern Anlagen ihn zur Kunst trieben. Ein glücklicher Umstand begünstigte ihn. Kaiser Alexander sah bei einem Besuch der Warschauer Schulen O.'s ausgezeichnet schöne Handschrift, ließ den jungen Kalligraphen sich vorstellen und fragte ihn, ob er etwas für ihn thun könnte. O. bat um Gewährung der Mittel, sich der Kupferstecherkunst widmen zu können, und der Kaiser machte ihn zum Zögling der Petersburger Akademie der Künste. Obgleich er bereits 22 Jahre alt war, überwand O. durch Eifer, Talent und festen Willen alle Schwierigkeiten. Während der sieben Jahre, die er in Petersburg lebte, trug er sechs Preise davon, dann ging er zu seiner weitern Ausbildung auf Kosten

der Regierung nach Paris, wo er mit einem schönen Kupferstiche: „Etude académique“, auftrat. Ein Bildniß des Kosciuszko erwarb ihm zwar eine Medaille von der polytechnischen Gesellschaft in Paris, zog ihm aber auch den Verlust der Unterstützung der russischen Regierung zu, da der Großfürst Constantin dem Künstler auf diese Weise seine Ungnade zu erkennen gab. O.'s Lebensaufgabe war von jetzt an die Großthaten seiner Vorfahren durch den Grabstichel zu verherrlichen und das Nationalgefühl seiner Landsleute zu beleben. Es entstand seine treffliche Sammlung „Variétés polonaises“, welche auf 24 Kupferstichen die denkwürdigsten Ereignisse von Polens Vorzeit darstellt. Zu andern Blättern lieferten ihm die Sagen des polnischen Volkes den Stoff. Auch hat man von ihm viele Porträts. Die Verehrung seiner Landsleute gewann O. in so hohem Grade, daß ihm unter Andern der General Pac 10,000 Franks als schwache Anerkennung seiner Talente vermachte. Gegenwärtig ist O. in Paris in den Archiven mit dem Studium der polnischen Alterthümer beschäftigt.

Olga, die Heilige, eine Bauerstochter aus der Umgegend von Pskow in Großrußland, wurde Gemahlin des Großfürsten von Kiew, Igor, der sie auf der Jagd hatte kennen lernen, und machte sich nach dessen Tode (946) als Vormünderin ihres Sohnes um das Land durch nützliche Einrichtungen verdient, nahm das Christenthum an, ließ sich in Constantinopel taufen, beförderte überhaupt sehr die Verbreitung des Christenthums in Rußland, starb 968 und wurde von der griechischen Kirche heilig gesprochen.

Oligarchie (griech.), die Herrschaft Weniger mit der Nebenbedeutung, daß diese Wenigen, sie mögen nun durch Familienbande unter sich verknüpft, oder durch Zufall zusammengekommen sein, die Herrschaft brauchen, um zum Schaden des Volkes ihr eigenes Wohl zu fördern, in welcher Beziehung dann jede Oligarchie ein factisches Unrecht ist. Die Oligarchie verhält sich also zur Aristokratie, wie die Despotie zur Monarchie und die Aristokratie zur Demokratie.

Oliva, Flecken mit 1300 Einw. im preußischen Regierungsbezirk Danzig, unweit der Ostsee, ist Sitz des Bischofs von Ermeland, hat eine sehenswerthe Kirche mit 40 Altären, prächtiger Orgel und mehreren Monumenten, unter denen eine Marmorplatte den in ihr 1660 am 3. Mai zwischen Schweden und Polen, dem Kaiser und Brandenburg geschlossenen Frieden, welcher die Staatenverhältnisse des Nordens ordnete und Schwedens Uebergewicht befestigte, verewigt. Vergl. Böhme „Acta pacis Olivensis inedita“ (Bresl. 1765). Die Kirche war ehedem eine reiche Cistercienserabtei, wurde zweimal (1224 und 1234) von den heidnischen Preußen, einmal (1432) von den Polen und 1577 von den Danzigern zerstört, erhob sich aber stets verschönert aus den Ruinen.

Oliva (Maestro Fernan Perez de), ein berühmter spanischer Humanist und Prosaist, geb. um 1497 zu Cordova, studirte in Salamanca und Alcala Philosophie und die schönen Wissenschaften und dann in Paris hauptsächlich Mathematik. Von hier ging er nach Rom zu einem Oheim, der im Dienste des Papstes Leo's X. stand und dessen Stelle er nachmals übernahm. Er hielt nun in Rom Vorlesungen über Moralphilosophie; ging aber, um sich in den Wissenschaften noch mehr auszubilden, abermals nach Paris und hielt daselbst ebenfalls einen dreijährigen Cursus über denselben Gegenstand. Nach dem Tode des Papstes Hadrian's VI., der ihm eine geistliche Pension verliehen hatte, verfügte er sich wieder nach Spanien und hielt auf der Universität von Salamanca Vorträge über Philosophie, Mathematik und Theologie. Er zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Rector dieser Universität und endlich sogar zum Lehrer Philipp's II. ernannt wurde; doch ein frühzeitiger Tod, um 1533 oder 1534, verhinderte ihn, letztere Stelle wirklich anzutreten. O. nahm an der damaligen humanistischen Zeitrichtung, der Wiederaufnahme des Studiums der altclassischen Literatur, den lebhaftesten Antheil, schrieb aber nur in seiner Muttersprache und suchte sie nach dem Muster der classischen zu bilden. Zu diesem Behufe und um zugleich seine Landsleute, bei denen sich damals die dramatische Poesie zu entwickeln begann, mit dem Theater der Griechen und Römer bekannt zu machen, bearbeitete er den „Amphitruo“ des Plautus, die „Elektra des Sophokles und die „Hekuba“ des

Euripides in spanischer Prosa, welche Versuche aber allerdings nur einen sprachlichen und keinen poetischen Werth haben und ohne Einfluß auf die Gestaltung der spanischen Bühne blieben. Bedeutendern selbstständigern Werth hat sein „Diálogo de la dignidad del hombre", der, in der Manier des Cicero geschrieben, in der spanischen Literatur für das erste Muster einer klaren und zusammenhängenden Untersuchung in einer correcten, edeln und eleganten Sprache gilt. Auch schrieb er in gleicher Manier einen „Diálogo de la castidad" und einen „Diálogo del uso de las riquezas", die aber nicht so berühmt geworden sind; noch weniger bedeutend sind seine poetischen Versuche. Seine gesammten Werke wurden von seinem Neffen Ambrosio de Morales (Cordova 1586, 4.) herausgegeben, seine „Obras poéticas" erschienen in Madrid (2 Bde., 1787).

Olivarez, Gasparo de Guzmann, Graf von, Herzog von San Lucar und erster Minister König Philipp's IV. von Spanien, war der Sohn von Henriquez Guzmann, Grafen von O., der 1592 Vicekönig von Sicilien und 1595 von Neapel war, und 1598 starb. Er wurde am 6. Jan. 1587 zu Rom geboren, wo sein Vater damals als Gesandter am Hofe Papst's Sixtus V. lebte, und zwar kam er im alten Palaste des Nero zur Welt, weshalb man ihn seines grausamen und unbeugsamen Charakters wegen oft mit diesem Tyrannen verglichen hat. Nachdem er auf der Universität zu Sevilla die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse gesammelt hatte, kam er an den Hof und wußte sich hier bei Philipp IV., dessen Liebeshändel er möglichst begünstigte, bald in große Gunst zu setzen, stieg nach Verdrängung des Herzogs von Uzeda zum Premierminister und übte 22 Jahre lang eine fast unumschränkte Gewalt aus. Sein Ministerium begann mit mehreren dem Lande heilsamen Maßregeln. So bewirkte er, um die Einwohnerzahl zu heben, die Erlassung mehrerer die Ehen erleichternden Edikte, und um Kunst und Gewerbe zu fördern, wurden fremde Künstler ins Land gezogen. Allein bald änderte sich sein Charakter. Ehrgeiz und Härte, die ihn von seiner Jugend an beherrscht hatten, traten jetzt mehr als je bei ihm hervor und trieben ihn zu Kriegen und Anhäufung von Schätzen. Die Empörung von Catalonien, dem er seine alten Rechte rauben wollte und der Aufstand der Portugiesen waren die ersten Folgen davon. Die Portugiesen rissen sich nach einem blutigen Kriege von Spanien los und setzten 1640 den Herzog von Braganza auf ihren Thron. Die Spanier von den Portugiesen und deren Bundesgenossen den Franzosen zu Lande, und den Niederländern zur See in allen Treffen geschlagen, erhoben bald laute Klagen über O., als erste Ursache dieses Unglücks; König Philipp mußte ihn entlassen (1643), und O. konnte auch nach Richelieu's, seines furchtbarsten Gegners, Tode sich nicht zum früheren Glanze erheben, wurde dagegen in Folge einer zur Entschuldigung seines Verfahrens verfaßten Schrift, worin er mehreren vielgeltenden Männern des Staates zu nahe trat, vom Hofe noch weiter entfernt und auf Toro beschränkt, wo er 1645 starb. Außer dem Geize und der Grausamkeit wird O. noch größerer Verbrechen beschuldigt, die indeß weniger erwiesen sind.

Olive, Olivenöl, s. Oelbaum.

Olivetaner, s. Benedictiner.

Olivier, Guill. Antoine, Entomolog, geb. zu Les Arcs bei Frejus in der Provence 1756, wurde schon in seinem 17. Jahre zum Doctor der Medicin zu Montpellier promovirt, beschäftigte sich vorzugsweise unter Gouan's Leitung mit den Naturwissenschaften, erforschte, bei der Intendanz von Paris angestellt, für dieselbe die Umgegend von Paris in naturgeschichtlicher Hinsicht, machte hierauf auch eine entomologische Reise durch England und Holland, und schrieb als Resultat seiner Forschungen seine: „Encyclopédie methodique". Während der Revolution machte er mit Bruguières im Auftrage des Ministers Roland eine Reise nach Persien (1793), um Handelsverbindungen anzuknüpfen und für den Orient naturhistorische Nachrichten zu sammeln. Obwohl die Reisenden nach Roland's Sturze von Frankreich aus ohne Unterstützung gelassen wurden, so bereisten sie demungeachtet unter den größten Beschwerden die europäische Türkei, Aegypten, Kandia, Arabien, und kamen endlich nach Teheran, wo sie den Zweck ihrer Reise erreichten. Noch

gefährlicher war die Rückreise und O.'s Begleiter, Bruguières, starb zu Ancona 1798. Mit schätzbaren naturhistorischen Sammlungen langte O. 1798 in Paris an, wurde hier 1800 Mitglied des Instituts, später Professor der Zoologie an der Thierarzneischule zu Alfort, und starb 1814 am 11. Aug. zu Lyon. Seinen Ruhm hat er dauernd begründet durch seine: „Voyage dans l'empire Ottoman, l'Egypte et la Perse" (6 Bde. 8., Paris 1802—1807, mit Atlas; deutsch von Meth. Müller, Lpz. 1806—1808, 3 Bde.); „Entomologie ou histoire naturelle des insectes" (Par. 1789—1808, 6 Bde., 4., mit 363 Kupfern; deutsch von Illiger, Braunschw. 1800—1802, 2 Bde.), und sein Hauptwerk: „Dictionnaire de l'histoire naturelle des insectes de l'Encyclopédie méthodique" (Paris 1789—1819, 9 Bde.). Außerdem hat O. Beiträge zu Deterville's „Nouveau dictionnaire de l'histoire naturelle, appliquée aux arts", geliefert die besonders das Studium der Entomologie als nützlich und fördernd für Landwirthschaft und Kunst empfehlen. Der Catalog zu seiner in ihrer Art einzigen, wohlgeordneten Insektensammlung, welche besonders reich an Koleopteren ist, den Originalen zu seinem Hauptwerke, und über 6000 Species enthält, ist von Latreille bearbeitet worden.

Olivier, Louis Heinr. Ferd., der Erfinder einer nach ihm benannten Leselehrart, wurde am 19. Sept. 1759 zu la Sarra im Canton Waadt geboren und besuchte die hohe Schule zu Lausanne. Nach Vollendung seiner Studien ging er 1779 als Hofmeister nach Liefland, kehrte aber von da zurück, als das von Basedow gegründete Philantropin in Dessau anfing, allgemeines Aufsehen zu erregen, und wurde Lehrer der französischen Sprache an dieser Erziehungsanstalt mit dem Titel Professor. In Dessau schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Matthisson und Spazier. Nach der Auflösung des Philantropins im J. 1793 errichtete er eine eigene Erziehungsanstalt, die bald sehr aufblühte; gab sie aber 1801 wieder auf, und widmete sich nun ganz der weitern Ausbildung und Ausbreitung der von ihm erfundenen Leselehrart, die er in einigen in seinem Hause errichteten Classen von Knaben und Mädchen erprobte und in Leipzig und Berlin persönlich zur Anerkennung und Einführung in mehrere Lehranstalten brachte. Mehrere junge Männer, die sich dem Lehrstande widmen wollten, wurden zu ihm nach Dessau geschickt, um in die neue Leselehrart eingeweiht zu werden. Mit einem derselben, Tillich, errichtete er 1809 von neuem ein Erziehungsinstitut, das er aber nach einigen Jahren dem Letztern ganz überließ. Im Sommer 1811 machte er eine Reise in die Schweiz, von welcher er 1812 zurückkehrte. Im J. 1813 ging er abermals nach der Schweiz, um sich dort anzusiedeln und eine Erziehungsanstalt nach Art der Salzmann'schen in Schnepfenthal zu begründen. Wegen der damaligen Kriegszustände verschob er auf Anrathen seiner Freunde die Ausführung seines Plans und ging indeß nach Wien, um sich mit seiner Familie, deren meiste Glieder sich dort befanden, wieder zu vereinigen. Hier starb er am 31. März 1815. Auf den Wunsch der Fürstin Schwarzenberg wurde er auf der fürstlichen Herrschaft Worlick in Böhmen beerdigt, wo ihm sein ältester Sohn ein Grabmal in gothischem Stile setzen ließ. Seine Leselehrart gehört zu der Familie der sogenannten Lautmethoden, die von dem Grundsatze ausgehen, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe; unterscheidet sich aber von der Stephan'schen hauptsächlich durch die Auffassung der Sprachlaute als Naturlaute, durch die genauere Classification der Laute und ihre Zeichen, durch die Gründlichkeit und den streng systematischen Gang der Vorübungen, endlich auch dadurch, daß nach ihr die Consonanten nicht nach ihrem ganz reinen Laute, sondern alle ohne Unterschied mit einem kurzen, halblauten e hörbar gemacht werden. O. hat durch gründliche Untersuchungen viel Licht über die Entstehung und das gegenseitige Verhältniß der Laute verbreitet, seine Leselehrart aber ist als zu künstlich und für das jüngere Alter ungeeignet, auch da, wo sie anfangs eingeführt war, schon lange außer Gebrauch gekommen. O. hat sie in mehreren Schriften dargestellt; sein Hauptwerk ist das „Orthoepographische Elementarwerk oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, recht sprechen, lesen und recht schreiben zu lehren" (Dessau 1804).

Olla potrida (wörtlich: fauliger Topf), ein Lieblingsgericht der reichern und

ärmeren Spanier, nur von sehr verschiedener Qualität. Die O. p. der erstern ist eine aus verschiedenen kleingeschnittenen kostbaren Fleischarten bestehende Speise mit Zwiebeln, Knoblauch und allerhand Gewürzen zusammengedämpft. Die der ärmern Volksklasse dagegen besteht aus Ueberbleibseln von Fleisch, Kohl und Rübenarten, die man in einem Topfe zusammenwärmt und aufdämpft, und führt, weil sie nicht selten übelriechend wird, den Namen O. p. nicht mit Unrecht. — Auch versteht man unter O. p. s. v. a. **Potpourri** (s. d.). Daher überhaupt ein Allerlei.

Olmütz, ehemals Hauptstadt des Markgrafthums Mähren, im Kreise Olmütz, ist befestigt, hat nasse, durch die March bewässerte Gräben, als Festung aber wenig strategische Bedeutung, da sie die hier beginnenden Gebirgspässe weder schließt noch deckt. Die Stadt ist im Ganzen wohlgebaut und Sitz eines Erzbischofs, der sich aber meist in Kremsier aufaufhält, hat 16,000 Einwohner, eine Kathedrale und 12 Kirchen, mehrere Klöster, ein schönes Rathhaus mit kunstvoller Uhr, ein Zeug-, Invaliden-, großes Kranken-, Gebär- und Findelhaus, Zucht- und Arbeitshaus, eine allgemeine Wittwen- und Waisenversorgungsanstalt, ein Theater, eine Ritterakademie, ein Gymnasium, Fabriken in Leder, Tuch, Steingut, Essig und bedeutenden Vieh- und Leinwandhandel. Den großen schönen Oberring zieren eine 114 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule, die schönste der Monarchie, und zwei Springbrunnen von Georg Raphael Donner. Merkwürdige Gebäude sind die Domkirche, ein kühner alter Bau; die Mauritiuskirche von 1412, mit der berühmten Orgel von 48 Registern und 2332 Pfeifen; die Residenzen des Erzbischofs und Domdechanten; das schöne Rathhaus mit dem künstlichen Uhrwerke von 1574 auf dem 246 F. hohen Thurme und das Zeughaus. Die 1581 gestiftete und 1784 aufgehobene Universität wurde 1827 wieder hergestellt. In der Vorstadt liegen die weitläufigen erzbischöflichen Gebäude, und eine Viertelstunde von O. auf einem Hügel, dem Hradisch, der Sommerpalast des Erzbischofs, vormals ein Prämonstratenserkloster. Ehemals war O. auch der Sitz der Regierung, welcher 1640 nach Brünn verlegt wurde. O. ist eine uralte Stadt. Einige nennen die Quaden als ihre Erbauer, andere den Julius Cäsar. Sie erhielt seit den frühesten Zeiten von den Markgrafen von Mähren, den Herzögen und Königen von Böhmen und den deutschen Kaisern ansehnliche Privilegien und war lange die Hauptstadt Mährens. Der ungarische König Bela IV. belagerte sie 1253 vergebens und wurde von Jaroslaw von Sternberg mit großem Verluste zurückgewiesen. Im J. 1619 war sie in den Aufstand der böhmischen und mährischen Städte verwickelt. Im J. 1642 wurde sie von den Schweden erobert, 1644 von den Kaiserlichen wieder genommen. Im J. 1741 ergab sie sich den Preußen, die sie 1742 im April wieder räumten. Im J. 1758 belagerte sie Friedrich II., mußte aber, da seine Kunst an den meisterhaften Gegenmaßregeln des Commandanten General von Marschall und der Tapferkeit der Bürger scheiterte, wieder abziehen, und die Kaiserin Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie dem Stadtwappen einen Lorbeerkranz und ihren Namenszug beifügte, die meisten Rathsherren in den Adelstand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und andern Ehrenzeichen belohnte, allen erlittenen Schaden ersetzte und den Bürgern jährlich am 2. Juli, als dem Befreiungstage, ein jährliches Vogelschießen zu halten erlaubte, wozu sie jedesmal 800 Gulden aussetzte. Im J. 1805 ward O. nach der Schlacht bei Austerlitz von Murat's Cavallerie berennt. Vergl. Fescher's „Geschichte von O." (1810).

Olonez, ein Gouvernement des europäischen Rußlands, wird von dem Großfürstenthume Finnland, von den Gouvernements Archangel, Wologda, Nowgorod, Petersburg und vom Ladogasee begrenzt und enthielt im J. 1842 auf mehr als 2400 QM. 236,570 Einw. In früherer Zeit war es ein Bestandtheil des Nowgorodischen Staats. Der Boden ist im Ganzen sehr unfruchtbar, sumpfig, steinig, sandig und flach; nur im Norden wird das Land von schroffen Hügelketten durchschnitten. Die Hauptseen sind der Ladoga-, Onega- und Wygosee, doch ist der erstere nur Grenzsee. Unter den Flüssen sind der Swir, welcher den Onega mit dem Ladoga verbindet, die Wodla, die aus dem Wodlasee in den Onegasee fließt, und der Onegafluß, der in den Onegabusen des Weißen

Meeres fällt, die bedeutendsten. Das Klima ist rauh, der Winter lang und streng, dagegen im kurzen Sommer die Hitze unerträglich. Das Getreide kommt oft nicht zur Reife; Flachs und Hanf aber, sowie Rüben werden viel gebaut; die Waldungen enthalten schönes Nadel- und besonders Lärchenholz, vieles Wild und Geflügel und eine Menge eßbarer Beeren, die von den armen Bewohnern fleißig gesammelt und ausgeführt werden. Auch an Fischen ist großer Ueberfluß, der Ladoga enthält herrliche Muränen, der Onega oft 30—40 Pfd. schwere Quappen, dagegen ist die Viehzucht unbeträchtlich. An Mineralien, edeln Metallen und Steinen ist O. reich, besonders wird viel Kupfer und Blei, sowie schöner Serpentin, Porphyr und der berühmte karelische Marmor häufig gewonnen. Die Bewohner, größtentheils Russen, wozu sich auch einige finnische Völkerschaften, wie die Olonzi und die Urfinen oder Tschuden gesellen, verlassen gewöhnlich einen großen Theil des Jahrs ihr Land, um auswärts Arbeit zu suchen. Die frühere Hauptstadt Olonez hatte 1839 nur 552 Einw. in 183 Häusern; die jetzige Hauptstadt Petrosawodsk, enthält 7000 Einw. in etwa 670 meist hölzernen Wohnhäusern, sechs Kirchen, sieben Schulen und sieben Fabriken, worunter die große Kroneisengießerei Alexandrowsk. Die Stadt liegt in einer wildromantischen Gegend an den Felsenufern des Onegasees.

Olozāga, Don Salustiano, spanischer Premierminister im J. 1843, war früher Advocat zu Logroño und machte sich zuerst bemerklich im J. 1831 durch seine Theilnahme an einer Verschwörung gegen Ferdinand VII. Er wurde festgenommen, entkam aber 1832 aus der Haft und flüchtete nach Frankreich. Als er nach dem Tode Ferdinand's zurückkehrte, wurde er sofort in Logroño zum Cortesdeputirten gewählt. Hier zeigte er sich auf der Seite der Opposition als Redner gegen das Ministerium Isturiz. Im J. 1836 schloß er sich anfangs an Mendizabal an, nach der Revolution von La Granja aber trat er an die Spitze der monarchischen Opposition und zeigte sich thätig für das Interesse der Königin Marie Christine. Im J. 1838 weigerte er sich als Generalfiscal, den General Cordova in Anklagestand zu stellen, demungeachtet ernannte ihn Espartero 1840 zum Gesandten in Paris. Als nach der Majorennitätserklärung der Königin Isabella im J. 1843 das Ministerium Lopez abtrat, wurde O. zurückgerufen, um an die Spitze des Ministeriums zu treten. Doch dauerte sein Ministerium nur wenige Tage. Gleich von Anfang an mit den Moderados und der Hofpartei, an deren Spitze Narvaez stand und die auf den Kriegsminister Serrano sich stützte, im Zwiespalt, glaubte er, als auch die Progressisten ihm zu mißtrauen anfingen, sich und sein Ministerium nicht anders halten zu können, als durch die Auflösung der versammelten Cortes. Mit Gewalt, wie die Hofpartei behauptete, zwang er die junge Königin in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. 1843, das betreffende Decret zu unterzeichnen. Dieser Act entschied vollends seinen Sturz; zwar suchte er sich vor den Cortes zu rechtfertigen, doch gelang ihm solches nicht. Vielleicht verfolgt und in Lebensgefahr floh er nach Portugal, und da er auch hier keine freundliche Aufnahme fand, nach England. Später kehrte er nach Spanien zurück und befindet sich jetzt ebenfalls auf den Bänken der Opposition in den Cortes.

Olshausen, Hermann, der älteste Sohn des als Superintendent und Consistorialrath zu Eutin verstorbenen Dr. Detlev Johann O., der als Verfasser mehrerer pädagogischen Schriften bekannt ist, wurde am 21. Aug. 1796 zu Oldesloh im Holsteinischen geboren, studirte 1814—1818 zu Kiel und Berlin Theologie, an welchem letzteren Orte ihn besonders Neander's Vorträge fesselten, wurde 1818 Repetent der theologischen Facultät daselbst, 1820 Licentiat der Theologie, 1822 außerordentlicher und 1827 ordentlicher Professor der Theologie zu Königsberg. Im J. 1834 ging er als ordentlicher Professor und Geh. Kirchenrath nach Erlangen, wo er am 4. Sept. 1839 in Folge eines Lungenübels starb. Als Schriftsteller hat sich O. die Erklärung des N. Testaments zur Hauptaufgabe gemacht. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Die Aechtheit der vier kanonischen Evangelien aus der Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte erwiesen" (Königsberg, 1823); „Ein Wort über tiefern Schriftsinn" (Eb. 1824); Die biblische Schriftauslegung, noch ein Wort über den tiefern Schriftsinn" (Eb. 1824); „Commentar über

sämmtliche Schriften des N. Test." (Eb. 1830 flg., 2. Aufl. 1833 flg.) u. a. m. O. gehört zu den mystischen Supranaturalisten in Neander's Denkweise. Er geht von der Thatsache einer übernatürlich gegebenen Offenbarung aus, bleibt aber in der Auffassung derselben nicht bei dem einfachen natürlichen Sinne stehen, wie die Supranaturalisten der alten Schule, sondern sucht ihr durch geistige freiere Auslegung eine höhere Bedeutung unterzulegen, worin er sich dann wieder der mit Recht verworfenen allegorisch-mythischen und dogmatischen Auslegung nähert, welche in die Bibel hineinträgt, was nicht in ihr enthalten ist. Niemand wird dem Verfasser indeß die zur Auslegung des N. Test. erforderliche gründliche Sprach- und Sachkenntniß absprechen. In seiner idealisirten Ansicht vom Christenthum, die ihm als entscheidendes Gesetz bei seiner Auslegung der heiligen Schriften vorschwebt, ist Tiefe des religiösen Gefühls nicht zu verkennen, und in sofern ist O.'s religiöse Denkweise wohl zu unterscheiden von dem gewöhnlichen geistlosen, engherzigen Pietismus, so wie von dem starren, verfolgungssüchtigen Fanatismus. Außer den obigen Schriften erwähnen wir noch von O.: Historiae ecclesiasticae veteris monumenta praecipua" (Berlin 1820), und einzelne Aufsätze in Hengstenberg's „Evangelischer Kirchenzeitung" zur Vertheidigung seiner Ansichten gegen die in derselben Zeitschrift wider ihn geschehenen Angriffe.

Olshausen, Justus, des Vorigen Bruder, ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Kiel, wurde den 9. Mai 1800 zu Hohenfelde in Holstein geboren, studirte seit 1816 zu Kiel unter Kleukers Leitung die orientalischen Sprachen, und setzte dieses Studium 1819 in Berlin und 1820 auf Kosten der dänischen Regierung in Paris fort, wo Silvester de Sacy und Kieffer ihn im Arabischen, Persischen und Türkischen unterrichteten. Bei seiner Rückkehr ins Vaterland 1823 wurde er außerordentlicher Professor zu Kiel. Im J. 1826 ging er im Auftrage seiner Regierung abermals nach Paris, um die seit Anquetil unbenutzt liegenden Handschriften des Zendavesta ans Licht zu ziehen. Er nahm von allen altpersischen Handschriften zu Paris Abschriften und Collationen, die er 1828 zu Kopenhagen vervollständigte und gab zuerst eines dieser Bücher unter dem Titel „Vendidad, Zend Avestae pars vicesima adhuc superstes" (Hamburg 1829, 4.) heraus. Im J. 1830 wurde er ordentlicher Professor zu Kiel, und hat sich als akademischer Lehrer besonders auch um Erklärung des Alten Testaments verdient gemacht. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur seine „Emendationen zum Alten Testamente" (Kiel 1827); „Zur Topographie des alten Jerusalems" (Kiel 1833) und „Die Pehlewi-Legenden auf Münzen der letzten Sâsâniden" (Lpz. 1843), die sehr interessante Aufschlüsse über die ältere persische Münzkunde enthalten.

Olymp oder Olympos. Der im Alterthume berühmteste unter den Bergen dieses Namens liegt in der jetzt türkischen Provinz Thessalien, ist 6500 Fuß hoch, und wurde von den alten Griechen als der höchste Berggipfel des Landes für den Mittelpunkt der Erdscheibe und für den Wohnsitz der Götter gehalten. Noch jetzt heißt der Berg bei den Türken Semavat Evi, d. h. das himmlische Haus. Als man später die Götter über das metallene Himmelsgewölbe versetzte, nannte man dieses ebenfalls O. Hier hielt Zeus (daher Zeus Olympios) gleich einem Könige der Erde Hof. Die 12 obern Götter bildeten seinen Rath. Es wurden eigene Rathsversammlungen gehalten und die einzelnen Glieder derselben durch eigene Herolde eingeladen. Dabei dachte man sich die Götter nicht frei von menschlichen Schwächen, und Zeus war nicht selten genöthigt, die widerspenstigen Götter mit seinen Blitzen zur Ordnung zu weisen. Durch die mittelste Pforte des Himmelsgewölbes überschaute Zeus von einem erhabenen Throne den Erdkreis, und stieg oft unter Donner und Blitz, oft auch in allerhand Verwandlungen zu den Menschen herab. Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieses Himmelsgewölbe noch zwei andere Pforten, die eine im Osten und die andre im Westen. Durch sie stieg der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel auf und kehrte dahin wieder zurück. Außer diesem Berge hießen noch mehrere Gebirge im Alterthume Olympos, z. B. in Mysien die nordwestliche Fortsetzung des Taurus, ferner auf der Insel Cypern in der Nähe von

Amathus und an der Grenze von Lakonien und Arkadien, an dessen Fuße Kleomenes den Antigonus schlug.

Olympia hieß im Alterthume die berühmte an Gebäuden, Tempeln, Altären und Hainen reiche Ebene in Elis (im westl. Morea), in welcher die olympischen Spiele (s. d.) gefeiert wurden. Sie heißt jetzt Antilalla, weil sie der Stadt Lalla gegenüber liegt, und wird eingeschlossen im Osten von den steilen Ufern des Kladeon, im Westen vom Flüßchen und Dorfe Mirakka, im Norden von einer Hügelreihe und im Süden von Alpheos. Die Haupttheile der Ebene waren der Hippodrom und das Stadion. Zwischen beiden lag ein Gebäude, welches als Schranken diente. Im Tempel der Lucina befanden sich die Schatzkammern der griechischen Städte, in denen ihre hierher gesandten Weihgeschenke aufbewahrt wurden. Daneben der heilige Hain Altis mit dem berühmten Tempel des olympischen Jupiters, aus dem goldenen Zeitalter der griechischen Baukunst, um 460 vor Chr. aus weißem unechten, bei O. gebrochenem Marmor erbaut, mit der Statue des Gottes und vielen anderen Bildsäulen und Weihgeschenken. Von allen diesen ehedem hochberühmten Gebäuden sind nur noch sehr wenig Ruinen übrig. Fauvel und Pouqueville haben zwischen dem Typaeon, einem steilen Felsenberge und dem Alpheos, an den dieser unmittelbar stößt, eine Ruine gefunden, welche sie für den Hippodrom hielten, doch hat ihnen Stanhope widersprochen. Vergl. Anacharsis Reisen, übersetzt von Biester, Th. III., S. 403 flg., Völkel „Ueber den großen Tempel und die Statue zu O." (Lpz. 1794). Die fleißigsten Untersuchungen über diese Gegend enthält: John Spencer Stanhope's „Olympia topography illustrative of the actual state of O. and of the ruins of the city of Elis" (Lond. 1824, Fol., mit Kpfrn.). Vergl. auch Siebenkees „Ueber die Tempel und die Bildsäulen des Jupiters zu O." (Nürnb. 1795), und Quatremère de Quincy „Jupiter olympien" (Paris 1816, Fol.).

Olympiade nannten die Griechen den Zeitraum von vier vollen Jahren, welcher von einer Feier der olympischen Spiele (s. d.) zur andern verfloß. Das Ansehen, worin diese Spiele, denen die gesammten griechischen Stämme beiwohnten, standen, war Grund, daß die Griechen die O. als Anhaltepunkte bei ihrer Zeitrechnung nahmen. Diejenige O., von welcher sie zu zählen anfingen, setzt Petavius auf das Jahr 777 vor Chr., indem die Spiele von 776 an regelmäßig gefeiert wurden; Usher gibt das Jahr 772 und Calvisius 774, Gatterer und die Neuern nehmen das Jahr 776 vor Chr. an. Die letzte, die 293. O., fällt ins Jahr 394 nach Chr., in die Regierung des Theodosius. Man konnte die einzelnen O.'n nach ihrer Aufeinanderfolge leicht wissen, da die Namen der jedesmaligen Sieger in den Spielen unter obrigkeitlicher Aufsicht eingetragen wurden. Wegen doch leicht möglichen Irrthums, und da nicht jeder Gelegenheit hatte jene Verzeichnisse nachzusehen, so machte man später die Olympiaden für die einzelnen griechischen Staaten dadurch merklicher, daß man dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des gerade zur selbigen Zeit zu Athen regierenden Archonten eponymos, in Sparta den des regierenden Ephoren, zu Argos den der Priesterin der Juno, zu Delphi den der Pythia u. s. w. beifügte. Die so eingerichteten Verzeichnisse wurden in dem Archive jedes Staates niedergelegt, wo sie ein Jeder nachsehen konnte. Mit der Zeit nahmen auch Privatpersonen Abschriften davon. Berichtigt wurde diese Zeitrechnung durch Timaeos 280 vor Christus. Die älteren Geschichtsschreiber bis Xenophon, zählen noch nicht nach O.'n; erst Pausanias, Polybios, Dionysios von Halikarnassos und Diodoros von Sicilien thun es. Chronologisch wichtig ist es, O.'n in Jahre vor und nach Chr. Geburt und umgekehrt, und in Jahre nach Erbauung Roms zu verwandeln. Die O.'n-Jahre werden bezeichnet als: O. 1, 1 d. h. der ersten O. erstes Jahr; O. 1, 2 d. h. der ersten O. zweites Jahr; O. 1, 3; O. 1, 4; O. II, 1 der zweiten O. erstes Jahr u. s. f. Uebersteigt die Zahl der O.'n nicht 194, so beziehen sie sich stets auf Jahre vor Chr. Geburt, im entgegengesetzten Falle auf Jahre nach Chr. Geburt. Will man nun a) eine Zahl von O.'n unter 194, in Jahre vor Chr. Geburt verwandeln, so zieht man von der Zahl der O.'n 1 ab, weil die erste O. nicht mitgerechnet

wird, und multiplicirt den Rest mit 4, zum Produkt wird das gegebene Jahr der laufenden O. gleichfalls um 1 vermindert, addirt und die Summe von 776 abgezogen; der Rest ist das Jahr vor Chr. Geburt. b) Um Jahre vor Chr. Geb. in O.'n zu verwandeln, vermindert man das gegebene Jahr um 1, zieht den Rest von 776 ab und dividirt diesen zweiten Rest mit 4, so zeigt der Quotient, um 1 vermehrt, die verflossenen O.'n und der Rest das laufende Jahr an; bleibt nichts übrig, so nimmt man das 4. Jahr der laufenden O. dafür und vermehrt dann die Zahl der O.'n nicht um 1. c) Um O.'n in Jahre nach Chr. Geb. zu verwandeln, vermindert man die gegebene Zahl der O.'n um 1, multiplicirt den Rest mit 4 und addirt zum Produkt das gegebene, gleichfalls um 1 verminderte Jahr der laufenden O.; von der Summe zieht man 775 ab und der Rest zeigt die Jahre nach Chr. Geb. an. d) Um Jahre nach Chr. Geb. in O.'n zu verwandeln, addirt man 775 zum gegebenen Jahre nach Chr. Geb., dividirt die Summe mit 4 und vermehrt den Quotient und Rest um 1; der Quotient zeigt die laufende O. und der Rest das laufende Jahr an. e) Um O.'n in Jahre nach Erbauung Roms zu verwandeln, zieht man von der laufenden O. und vom laufenden Jahre 1 ab, multiplicirt den Rest von den O.'n mit 4 und nimmt den Rest von den Jahren dazu; von der Summe zieht man 23 ab, so gibt der Rest das Jahr Roms. f) Um Jahre Roms in O.'n zu verwandeln, addirt man 23 zum gegebenen Jahre Roms, dividirt den Rest durch 4, so ist der Quotient, um 1 vermehrt, die laufende O., und der Rest, um 1 vermehrt, das laufende Jahr.

Olympias, die Schwester König Alexander's von Epirus, Gemahlin König Philipp's von Macedonien und Mutter Alexander's des Großen, war eine sehr geistvolle, aber auch eben so herrschsüchtige und hinterlistige Frau. Bald nach der Geburt Alexander's wurde sie von ihrem Gemahl wegen Untreue verstoßen, welchen Schimpf sie durch dessen Ermordung gerächt zu haben, verdächtig ist. Gewiß ist, daß Philipp's nachherige Gemahlin von O. zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit schrecklichem Hasse verfolgt wurde. Alexander, ihr Sohn, bewies ihr große Ehrfurcht, ließ sie aber nie an der Regierung Theil nehmen. Nach Alexander's Tode versuchte sie einen Theil der Herrschaft an sich zu reißen, hatte auch nach Antipater's Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polysperchon auf ihrer Seite, der sie aus Epirus, wohin sie sich vor Antipater geflüchtet hatte, zurückrief und zur Vormünderin des jungen Alexander ernannte, allein ihre Grausamkeit, daß sie Alexander's des Großen Bruder und Nachfolger Aridäos, nebst seiner Gemahlin Euridice, so wie eine große Anzahl der vornehmsten Macedonier ermorden ließ, blieb nicht ungerächt. Kassander belagerte sie in Pydna, zwang diese Feste durch Hunger zur Uebergabe, nahm die O. gefangen und ließ sie durch die Verwandten der von ihr unschuldig Ermordeten anklagen. O. wurde zum Tode verurtheilt, und als sie sich öffentlich zu vertheidigen wünschte, 315 vor Chr. durch gedungene Meuchelmörder umgebracht.

Olympiodor, aus Theben in Aegypten, Chemiker, Dichter und Geschichtsschreiber, schrieb eine allgemeine Geschichte seiner Zeit (ὕλην) in 22 Büchern (von 407—425), als Fortsetzung des Eunapios, wovon noch ein Auszug übrig ist (in Sylburg's „Script. hist. rom. min." Bd. 3., Frankf. 1590). — Ein anderer O. aus Alexandrien, war synkretisch-peripatetischer Philosoph, lebte und lehrte 550 nach Chr., besonders zu Athen, und schrieb Commentare zu den Platonischen Dialogen, Alkibiades I., Phaedon, Gorgias und Philebos und Leben des Plato, (in den Ausgaben der Dialogen von Etwall. Oxford 1771, und von Fischer, Lpz. 1783). Der Commentar zu Alkibiades I. ist besonders herausgegeben von Creuzer als zweiter Band der „Initia philosophiae ac theol. ex Platonicis fontibus ducta" (Frankf. 1821), der zu Philebos in Stallbaum's Ausgabe (Leipzig 1820), und die vorzüglichsten Bemerkungen zu den beiden andern Dialogen sind den Ausgaben derselben von Forster, Fischer und Wyttenbach beigegeben. Von einem jüngern Olympiodor haben wir einen Commentar zu der aristotelischen Meteorologie in 51 Vorlesungen (Ven. 1551, übersetzt von Camotius, Eb. 1567, Fol.).

Olympische Spiele waren bei den Griechen das berühmteste unter ihren vier großen Nationalfesten. Sie hatten ihren Namen von der großen Ebene Olympia in Elis

(s. **Olympia**) oder von Zeus Olympios, der hier seinen berühmtesten Tempel hatte. Der Zweck dieser, so wie der übrigen drei großen Spiele war, die gesammten griechischen Nationen einander zu nähern; sie sollten das Einigungsband sein, welches die einzelnen griechischen Stämme zu Einer Nation vereinigte. Die Sagen über ihren Ursprung sind verschieden. Nach einigen soll Zeus sie selbst nach seinem Siege über die Titanen gestiftet, und bei der ersten Feier Mars im Faustkampf und Apollo im Wettlaufen den Preis davon getragen haben. Nach Andern stiftete sie Zeus dem Pelops zu Ehren. Andere nennen als Stifter die Argonauten, und noch Andere einen der Priester der Kybele, welche die Rhea, des Kronos Gemahlin, zur Erziehung ihres Sohnes Zeus von Kreta nach Elis kommen ließ. Der älteste der Priester, Herkules, krönte, als seine vier jüngern Brüder mit einander auf dem Wege von Kreta nach Elis im Wettlaufen stritten, den Sieger mit einem Olivenkranze, den er von dem schönsten im heiligen Haine bei Pisa stehenden Oelbaume nahm. Von diesem Baume wurden daher auch später die Siegerkränze geflochten. Gewiß ist, daß schon in den ältesten Zeiten Griechenlands in der Gegend von Pisa Wettspiele gehalten wurden, deren Zweck anfangs wahrscheinlich ein religiöser war. Sie wurden mehrmals unterbrochen und wieder erneuert. Iphitos, Fürst von Elis, erneuerte sie um 884 vor Chr., 776 vor Chr. Koröbos, und seitdem wurden sie bis 394 nach Chr. alle vier Jahre ununterbrochen gefeiert. Man nimmt an, daß vor 776 die olympischen Spiele schon 28 Male gefeiert wurden. Sie begannen am 11. des Monats Hekatombäon (Julius) und dauerten bis zum 15. Athleten, gymnische Kämpfer, so wie Dichter, Sänger und Kämpfer rangen um den einfachen Siegerkranz, mit dem eine Statue des Siegers (Olympionikes) bei Olympia, Benennung des Jahres nach ihm, Lobgesänge, feierliche Zurückberufung in seinen Wohnort, und große Vorrechte in diesem bis an seinen Tod verbunden waren. Die Ehre eines Siegers in den olympischen Spielen war außerordentlich, sie ging vom Sieger selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn den Seinigen nennen zu können. Die Kämpfer zu diesen Spielen mußten sich 10 Monate zuvor bei den Hellenodiken (Kampfrichtern) melden, um sich in Hinsicht auf Geburt, Lebenswandel und gehörige Vorübung prüfen zu lassen und die letztern fortzusetzen. Das Fest selbst begann mit Opfern und andern religiösen Gebräuchen, dann folgten die Wettkämpfe, wobei die Kämpfer durchs Loos gepaart wurden. Für die Ordnung sorgte der den Hellenodiken untergeordnete Alytarches nebst seinen Gehülfen. Anfangs führten die Bewohner von Pisa die Oberaufsicht über diese Spiele, nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört worden war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten sie auch mit einigen Unterbrechungen. Aus ihnen wurden auch die Kampfrichter und übrigen nöthigen Beamten ernannt. Außer den Priesterinnen der Ceres durften den Spielen nur Männer beiwohnen. Uebertreterinnen dieses Gesetzes hatten das Leben verwirkt und wurden von einem Felsen herabgestürzt.

Olynthos war eine im Alterthume blühende Stadt am Isthmos von Pallene in Macedonien und eine Colonie der Griechen. Sie bildete lange einen eigenen Staat, war besonders zur Zeit der peloponnesischen Kriege reich und mächtig, und die ersten Städte Griechenlands, Athen und Sparta, buhlten um ihre Freundschaft. Philipp von Macedonien brach ihre Macht und unterwarf sich dieselbe nach zwei Schlachten 348. Die Stadt wurde geschleift und nie wieder aufgebaut und die Einwohner als Sklaven weggeführt. O. zu schwach, um dem mächtigen Heere Philipp's Widerstand leisten zu können, fiel, weil es von Athen, trotz des Demosthenes Eifern in seinen drei olynthischen Reden, nicht schnell und kräftig genug unterstützt wurde.

Om (Oum, Aoum) ist das heilige, geheimnißvolle Wort der Indier, welches jedem Gebete vorangesendet wird. Es ist einsylbig und wird von den Grammatikern als zusammengezogen aus a oder ao, u und m erklärt. Er ist der ursprüngliche geheimnißvolle Name Gottes, und erinnert in seinen drei Buchstaben an die höchsten Gottesoffenbarungen: Wischna, Siwa und Brahma. Es ist das erste von Gott, dem Herrn der Schöpfung, gesprochene Wort, vorhanden, ehe irgend etwas noch war, und darum sein erstgeborner

Sohn. Dies Wort wird bleiben, wenn Alles untergeht. Es ist daher auch Sinnbild des höchsten Gottes selbst und heißt deshalb Akschara, gleichsam der Körper Gottes. Sein Haupt ist der Himmel, die Atmosphäre sein Nabel, die Erde sein Fuß und seine Augen die Sonne. Wer dies heilige Wort in Gegenwart Anderer ausspricht, thut zehn Mal besser, als wenn er opfert, hundert Mal, wenn ihm Niemand zuhört, und tausend Mal, wenn es blos im Gedanken geschieht, eine Steigerung, die offenbar auf die damit verbundene Andacht Bezug hat. Daß sowohl Begriff als Laut dieses heiligen Wortes unter gewissen Modificationen sich zu vielen andern Völkern fortgepflanzt hat, ist nicht unwahrscheinlich. In der Bibel, so wie in verschiedenen philosophischen Systemen der Griechen findet sich der Begriff eines Urwortes; das Wort Amen hat einen ähnlichen Gebrauch. In Aegypten hieß die Sonne Om, und auch in der lamaischen Religion ist das Wort fast unverändert beibehalten.

Omajjiden ist der Name einer arab. Khalifendynastie, welche von Omajja Ben Abd Schems, der vor Mohammed lebte, abstammt und nach ihm genannt wurde. Sie kam mit Moawijah I. 661 auf den Thron und herrschte bis 752 in Damask (S. Khalif). Nur zwei Glieder der Familie überlebten den Sturz. Der eine, Abdorrhaman wurde von den Schechs des von Parteiungen zerrissenen sarazenischen Spanien 755 dahin gerufen und als Emir al Mumenin anerkannt. Trotz mannichfaltiger Empörungen behauptete er sich und wurde so der Gründer des unabhängigen Khalifats von Cordova (s. d.), das, fast ganz Spanien umfassend, im Norden bis an den Ebro, ja darüber hinaus und bis zu den Gebirgen Altcastiliens, Asturiens, Leons und Galiciens sich erstreckte. Er ordnet sein Reich in sechs Provinzen, die, sowie die zwölf wichtigsten Städte unter eigenen Walis standen. Diese mit den Kadis bildeten eine Art Reichstag. Er starb 778. Die Regierung seiner Nachfolger Hescham's I., bis 796 und Hakem's I., bis 812, war fortwährend durch Empörungen der Statthalter und Thronstreitigkeiten mit den Verwandten beunruhigt, was den christlichen Spaniern für ihre Bestrebungen sehr günstig war. Es entstand so die spanische Mark im Nordosten des Reichs. Abdorrhaman II., bis 852, stellte die innere Ruhe wieder her und beschäftigte sein Volk mit Bekriegung der Christen, gegen die er sich mit Macht wendete. In diesen fortwährenden Kriegen zwischen den Arabern und christlichen Spaniern entwickelte sich auch unter jenen ein gewisses ritterliches Heldenthum und es entstanden Helden, deren Name in Liedern gefeiert wurde, ja selbst das Verhältniß der Frauen erhielt so ein romantisches Gepräge, wie es sonst nirgend in der mohammedanischen Welt getragen hat. Abdorrhaman II. war einer der ausgezeichnetsten mohammedanischen Herrscher Spaniens. Selbst Dichter und im Besitz großer Gelehrsamkeit und vielen Weltverstandes war er ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, dabei war er mild und gerecht, schloß die Weiber vom Erbe an Grundeigenthum aus, nach dem Vorbild der germanischen Reiche und ordnete die Verwaltung seines Reichs so gut, daß das mohammedanische Spanien für das bestverwaltete Land der ganzen damaligen Zeit gelten konnte. Sein Sohn Mohammed, bis 880, machte während seiner Regierung den Grundsatz der größten wissenschaftlichen Duldung geltend und war gleich seinem Vater ein großer Beförderer der Künste und Wissenschaften. Zu den Kriegen mit den christlichen Spaniern kamen noch die Einfälle der Normannen. Mohammed's Sohn und Nachfolger Mundhar fiel schon 882 in einem Kriege gegen den Empörer Hassun. Ihm folgte sein Bruder Abdallah, der neben diesem Rebellen auch noch mit den Empörern seines eigenen Hauses zu kämpfen hatte, diese zwar besiegte, aber, weil er den Frieden mit dem König Alfons III. von Asturien zu erhalten suchte, der Empörung der fanatischen Mohammedaner Vorschub leistete und 912 starb. Sein Enkel Abdorrhaman III., der ihm folgte, wird als einer der schönsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Regenten seiner Zeit geschildert. Er besiegte alle Empörungen in seinem Reiche und seine Regierung war die gesegnetste, welche die Geschichte der arabischen Reiche in Spanien kennt. Er brachte das Khalifat auf den höchsten Punkt der Blüthe und Macht, indem er auch in einem langwierigen Kriege gegen den König Don Ramiro von Asturien und Leon

Sieger blieb. Als Dichter und Regent hochgeehrt, beschloß er 960 sein genußreiches Leben. Die Regierung seines Sohns Hakem's II. war in jeder Beziehung die Fortsetzung der Regierung seines Vaters. Mehr als irgend ein anderer arabischer Fürst war er ein Freund der Wissenschaften und der Dichtkunst. Seinem Beispiele folgten alle Große und Beamte des Reichs, so daß Spanien unter seiner Regierung der Hauptsitz der arabischen Wissenschaften wurde. Leider starb Hakem schon 976, als sein Sohn, Hescham II., der bis 1008 regierte, erst zehn Jahre alt war. Die Mutter desselben führte nun allein die Regierung und Hescham wuchs im Palast, entfernt von allem Antheil an der Regierung, auf. Dies gab seiner und seiner Nachfolger Regierung einen andern Charakter. An die Stelle der persönlichen Regierung und Tüchtigkeit der zeitherigen Khalifen, die ihre Söhne und Nachfolger durch sorgfältigen Unterricht und Mittheilnahme an den Staatsgeschäften zu ihren Berufe vorbereitet hatten, trat nun das gewöhnliche orientalische Serails- und Vezierregiment. Die Khalifen wurden von nun an immer weichlicher und üppiger, zugleich aber auch schwächer und untüchtiger, der herrschende Einfluß kam in die Hände der Hofleute und die eigentliche Regierung in die Hände des Hadschebs, der dieselbe Macht besaß, wie der Emir al Omrah in Bagdad. Die Folge davon waren innere Unruhen, die aus den immer mehr sich häufenden Thronstreitigkeiten entstanden, und äußere unglückliche Kriege. So wurde das Reich geschwacht und zerrüttet, so daß die Christen immer größere Fortschritte machen konnten. Die Thronbewerber hielten es gewöhnlich mit diesen Feinden des Reichs, um mit ihrer Hülfe den Thron zu gewinnen. Es verfiel das Reich in dem Maße, als die Macht der Christen erstarkte, und unter schnellem Thronwechsel bei immerwährendem Bürgerkriege und immer unglücklichern Kämpfen gegen die Christen endigte durch die Thronentsagung Hescham's IV. 1031 die Dynastie der spanischen Omajjiden, deren Reich, das mächtigste und blühendste der sarazenischen Reiche Spaniens, nun in eine Reihe kleiner Königreiche unter unabhängigen Walis sich auflöste. Vgl. Aschbach, „Geschichte der Omajjiden in Spanien" (Frankf. 1829).

Omar, Name mehrerer Khalifen, s. Khalif.

Ombrometer, Hydrometer, oder Regenmesser, nennt man ein Werkzeug zum Messen des in einer gewissen Zeit gefallenen Regens. Die Menge des Regens wird durch die Höhe bestimmt, welche das gefallene Regenwasser haben würde, wenn es die Oberfläche, auf welche es fällt, gleichmäßig bedeckt, vorausgesetzt, daß dabei weder durch Ausdünstung, noch Abfluß oder Einsaugung in den Boden der Oberfläche etwas verloren geht. Weil man voraussetzen kann, daß der Regen auf einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche gleichmäßig stark fällt, so darf man nur die Höhe wissen, bis zu welcher sich das Wasser auf einer kleinen Fläche ansammelt. Daher ist jedes metallene, gläserne oder irdene Gefäß mit plattem Boden und senkrechtem Rande, z. B. ein gewöhnlicher Teller als O. zu gebrauchen. Da indeß das Wasser während des Regens wieder um etwas verdunstet, so gibt man den zu O.'n bestimmten Gefäßen trichterförmige Grundflächen, aus welchen das Wasser in eine untenangebrachte Röhre fließen kann, die man wohl verschließt. Hier kann entweder die Höhe des Wassers in der Röhre oder sein Gewicht schon die Menge des gefallenen Wassers bestimmen, wenn man durch Rechnung oder Versuche vorher gefunden hat, wie hoch eine Menge Wasser, welche die Grundfläche des Gefäßes z. B. 1 Zoll bedeckt, in der Röhre steht oder wie viel sie wiegt.

O'Meara, Barry Edward, ein Irländer, diente als Wundarzt auf der englischen Flotte, machte 1801 unter Capitän Maitland den Feldzug nach Aegypten mit, und war 1815 auf dem Bellerophon, als Napoleon am 8. August auf diesem Schiffe Zuflucht suchte. Napoleon bemerkte bei dieser Gelegenheit O'Meara's Eifer und Geschicklichkeit bei Behandlung mehrerer französischen Offiziere, O'M. war auch des Italienischen sehr kundig, und diese Umstände veranlaßten wahrscheinlich den Antrag, den O'M. durch den Herzog von Rovigo erhielt, Napoleon nach St. Helena zu begleiten. O'M. war von dieser Zeit an Napoleon's steter Begleiter und leistete ihm drei Jahre hindurch die trefflichsten Dienste. Seine Weigerung indeß, dem Gouverneur Hudson Lowe über andere Ge-

genstände als über Napoleons Gesundheitszustand Bericht zu erstatten und den Spion zu machen, setzte ihn in ein gespanntes Verhältniß mit diesem und hatte seine Zurückberufung zur Folge. O'M. hatte während seines dreijährigen Aufenthaltes viel Gelegenheit, Napoleon's Aeußerungen über wichtige politische Angelegenheiten zu hören und Napoleon ließ sich gern in dergleichen Unterhaltungen hineinziehen, um über die Ereignisse seines Lebens zu sprechen oder seine politischen Ansichten darzulegen. O'M. zeichnete diese Unterhaltungen sorgfältig auf, entschloß sich aber erst nach Napoleon's Tode mit Genehmigung der Testamentsvollstrecker sein Tagebuch herauszugeben. Es erschien unter dem Titel: „Napoleon in exile, or a voice from St. Helena" (Lond. 1822; mehrmals ins Französische übersetzt; ins Deutsche von Schott, Dresd. 1822; von einem Andern, Stuttgart 1822), und ist ein schätzbarer Beitrag zu Napoleon's Geschichte. Man ersieht indeß aus diesem Werke sehr wohl, daß O'M. der Mann nicht war, der Napoleon hätte durchschauen können, und daß vielmehr dieser, der wohl ahnen konnte, daß jedes seiner Worte in Europa widerhallen würde, sich ihm nicht ohne Absicht mittheilte. Bald nach Bekanntmachung dieses Tagebuchs erhielt O'M. nach 20jähriger Dienstzeit in England seinen Abschied, und mußte auf Hudson Lowe's Ansuchen beim Gerichte, ihn vor O'M.'s Angriffen zu schützen, Bürgschaft leisten, daß er diesem nichts entgelten lassen wolle. Er starb am 3. Juni 1836 zu London.

Omen, Omina (lat.), d. h. Vorbedeutungszeichen, nannten die Alten zufällig eintretende Umstände, die als Vorzeichen eines Glückes oder Unglückes angesehen wurden. Für Omina hielt man a) am Körper befindliche oder im Körper oder Gemüthe sich ereignende Erscheinungen, wie Maale am Körper, Herzklopfen, Zittern des Auges, einer Muskel, Ohrenklingen, Niesen, plötzliche Unruhe; b) äußere Erscheinungen, z. B. ein ungewöhnlich heller Schein an einem Orte, oder wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches begegnete; c) ominöse Worte oder Laute von Menschen, Vogelstimmen oder Töne der Opferthiere. Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, tödtete man das ominöse Thier, warf einen Stein auf die Unglück bedeutende Sache, und Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit den Worten: „Auf dein eigenes Haupt!" zurück. Angefangene Geschäfte pflegte, man, sobald sich ein böses O. dabei ereignet, liegen zu lassen und sie zu einer andern Zeit wieder vorzunehmen. (S. Prodigium). Vergl. Fallati „Ueber Begriff und Wesen des röm. Omen und über dessen Beziehung zum röm. Privatrecht" (Tüb. 1836).

Omer, St., 1) Bezirk im Departement Pas de Calais, 20 □M., mit gegen 100,000 Einw. — 2) Stadt an der Aa, mit 24,000 Einw., sehenswerthen Kirchen, Bibliothek, Tuch-, Seifen-, Zucker- und berühmten Schnupftabak-Fabriken. In der Nähe die Isles flottantes, oder in Morästen schwimmende Weideplätze. St. Omer, anfangs Sithieu genannt, hat seinen jetzigen Namen von einem Bischof, St. Audomarus, der hier ein Kloster stiftete, wurde später durch Balduin II. von Flandern befestigt, und ist geschichtlich merkwürdig, durch die Belagerung der Franzosen 1629; 1677 wurde es vom Herzoge von Orleans erobert, im Frieden von Nymwegen an Frankreich abgetreten, und ist in neuester Zeit auch denkwürdig durch das permanente Lager von 6000 Mann, welches hier stand, und bald nach Ausbruch der letzten Julirevolution zur Volkspartei trat.

Omnibus, vom lat. omnibus, d. h. Allen, für Alle, heißen in Paris die daselbst 1825 aufgekommenen Fiacker oder Stadtdiligencen, welche 16 Personen fassen, die der Länge nach in zwei Reihen einander gegenüber sitzen.

Omphale, die Tochter des lydischen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolos, nach dessen Tode sie die Regierung despotisch, zügellos, ausschweifend und grausam führte, Herkules wurde an sie vom Merkur als Sklave verkauft (s. Herkules).

Onega, nach dem Ladogasee der größte See in Rußland, liegt im Gouvernement Olonez, ist 30 Meilen lang, 7—14 Meilen breit, nimmt einen Raum von 160 □M. ein, mit vielen großen Busen, mehreren bewohnten Inseln und Untiefen, und ist daher nur mit kleinen Fahrzeugen zu beschiffen. Die Wodla im Nordosten und die Wytegra im

Südwesten bilden seine Hauptzuflüsse. Durch den Swir gießt er sein Wasser in den ihm westlich liegenden Ladogasee. Er hat helles Wasser und ist sehr fischreich. — Der Fluß Onega, 60 Meilen lang, entsteht am nördlichen Wolgarücken, durchfließt den Wolsche- und Latschsee, durchströmt das Gouvernement Olonez und die Statthalterschaft Archangel, und bildet bei seinem Einflusse in das weiße Meer einen großen mit Inseln angefüllten Busen, den Onegabusen, an welchem die Handelsstadt Onega liegt, mit etwa 1700 Einwohnern.

Onkelos, s. Targum.

Onofrio Panvinio, s. Panvinio.

Onolzbach, der alte Name von Ansbach (s. d.)

Onomakritos, ein berühmter Wahrsager und Dichter des griechischen Alterthums, lebte im Zeitalter der Pisistratiden zu Athen, ordnete und erklärte die Weissagungen der sogenannten Orakel des Musäus (s. d.) und benutzte die Mythen des Orpheus zu politischen Zwecken, daher er von Hipparchus um 516 v. Chr. aus Athen verwiesen wurde, obgleich er seine dichterische Thätigkeit ganz dem Dienste derselben gewidmet zu haben scheint. Von ihm stammt vielleicht das Meiste, was zu Herodot's Zeiten unter dem Namen des Orpheus (s. d.) vorhanden war; wenigstens ist er als Begründer einer Orphischen Mystik bekannt, welche ein System von Büßungen schuf, um die gefallene Seele zu entsühnen, wozu auch die Zerstreuung des Pythagoreischen Bundes beitrug, dessen Lehrsätze von der Seelenwanderung und Heiligung damals unter den Griechen in Umlauf kamen und eine Läuterung der Dichtermythen und des dadurch bedingten Götterthums beförderten.

Onomastikon heißt eigentlich ein Wörterbuch, welches in alphabetischer oder logischer Ordnung den Gesammtreichthum einer Sprache oder Wissenschaft zusammenstellt, und für den eigentlichen Begriff das Hauptwort und die übrigen Bezeichnungen nach ihren Unterscheidungen und Unterabtheilungen angibt. Man hat diesen Namen indeß mehreren lexikographischen Werken beigelegt. So führt ihn ein berühmtes Werk des Julius Pollux aus Naukratis um 200 vor Chr. Es behandelt dasselbe ohne alphabetische Ordnung verschiedene Gegenstände aus dem religiösen, bürgerlichen, häuslichen und künstlerischen Leben der Griechen, und ist herausgegeben worden von Aldus (Venedig 1502), Junta (Florenz, 1520), Grynaeus (Basel 1536), Hemsterhuis (Amsterdam 1706) und von W. Dindorf (Lpz. 1824). Unter den neuern Werken dieses Namens führen wir nur an: Joh. Glandorp's „O. historiae rom." (Frankf. 1589, Fol.) welches die berühmtesten Namen und Geschlechter der Römer historisch aufführt, ferner Christ. Saxe's „O. literarium" (Utrecht 1803, 8 Bde.), ein wichtiges Werk für Literargeschichte und endlich aus neuester Zeit Orelli's und Baiter's „Onomasticon Tullianum" (3 Bde., Zürich 1836—38) welches außer dem Leben und Literargeschichte des Cicero die geographischen und geschichtlichen Namen, ein Verzeichniß der Gesetze und der von Cicero gebrauchten griech. Ausdrücke 2c. umfaßt. — In späterer Zeit nannte man auch Onomastikon ein meist kürzeres Gedicht auf den Geburts- oder Namenstag einer Person.

Onomatopöie (griech.) nennt man in der Sprachlehre die Bildung von Wörtern nach dem Naturlaute oder nach dem Klange eines Gegenstandes, wie brüllen, schreien, blöken, heulen, rasseln, schmettern 2c. Diese gebildeten Wörter gehören zu den frühesten Erscheinungen in jeder Sprache, doch wurden auch viele später von den Dichtern mit Glück geschaffen, wie von Aristophanes bei den Griechen, von Bürger in seinen Balladen unter den Deutschen. Oft versteht man auch die Nachahmung eines Schalles in ganzen Wortsätzen unter Onomatopöie und rechnet sie zu den sogenannten phonetischen Figuren in der Rhetorik. So in dem von Voß trefflich den Homer nachgebildeten Verse: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor", worin das Zurückstürzen des Steines des Sisyphus bezeichnet wird, oder in dem Verse Virgils: „Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum", worin man eine Nachahmung des Pferdegalopps erblickte.

Onosander (Oneisandros), platonischer Philosoph, um 50 nach Chr., schrieb ein

treffliches Buch über die Feldherrnkunst (Στρατηγικὸς λόγος) in Xenophontischer Sprache, ein nicht unbedeutender und vorzüglich in Hinsicht auf reichhaltige geschichtliche Notizen beachtenswerther Beitrag zur Literatur und Kriegswissenschaft. Graf Moritz von Sachsen bekannte oft mit Vergnügen, daß er dem Studium der Schriften dieses Mannes viel verdanke. Dieses Werk: „De re militari", wurde herausgegeben: Rom 1494; von Camerarius (Nürnberg 1595); im Urtext von N. Rigaltius (Paris 1599); franz. von L. B. zur Lauben, in N. Schwebel's Ausgabe (Nürnberg 1762); griech. von A. Koray (Paris 1822); deutsch von A. H. Baumgärtner, in der Sammlung der Kriegsschriftsteller der Griechen (Mannheim 1786).

Onslow, Georg, einer der größten Instrumentalcomponisten der neueren Zeit, stammt aus der englischen Lordsfamilie dieses Namens, wurde 1796 geboren, und fand zuerst in Wien seine Kunstausbildung, wo er sich mit Beethoven befreundete, Haydns und Mozart's Werke eifrig studirte und sich somit in den Geist der deutschen Schule einweihte, der sich auch in allen seinen Arbeiten wieder findet. Später ging er nach Paris, wo er unter Reicha's Beistand sein Studium fortsetzte, und noch jetzt abwechselnd und auf seinem Landgute bei Clermont lebt. Berühmt sind unter seinen ohne Ausnahme vorzüglichen Arbeiten seine Quartetten und Quintetten für Streichinstrumente. Sie zeichnen sich durch einen eigenthümlich ernsten, deutschen Charakter aus, der, wenn auch hier und da etwas zu geschmückt und breit, doch immer anziehend bleibt. Seine Opern sind im Ganzen geistreich, nur mit zu vielen harmonischen Combinationen versehen und haben sich nicht auf der Bühne erhalten. O. leistete Vorzüglicheres als Instrumentalcomponist. Auch seine Symphonien, deren er in neuester Zeit mehrere componirt hat, sind trefflich ausgeführt und reich an großartigen Gedanken, wiewohl auch vor diesen seine Quartetten und Quintetten den Vorzug behalten. Unter seinen Opern wurden seine: „L'alcade de la Vega" 1824 und später „Le colporteur" zu Paris, letztere auch 1828 zu Berlin mit Beifall aufgeführt.

Ontologie, Wesenlehre, macht den ersten Theil der alten Metaphysik aus, und wurde daher von Chr. Wolf philosophia prima metaphysica universalis genannt. Da das Wesen des Dinges in seinen Eigenschaften beruht, indem das Ding nichts ist als die Gesammtheit seiner Eigenschaften, so war in ihr namentlich von diesen die Rede. Durch Kant wurde die alte Eintheilung der Metaphysik aufgehoben und an die Stelle trat eine Untersuchung über die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt. In der Hegelschen Philosophie beginnt die speculative Betrachtung der Logik (wie auch Aristoteles seine speculativen Untersuchungen begann), mit der Lehre vom Sein und der vom Wesen, welchen als dritter Theil der Logik die Lehre vom Begriff folgt. Das Sein ist nämlich die erste und allgemeinste Abstraction, das was übrig bleibt, wenn von allem, was die Dinge zu besonderen macht, abgesehen wird, und darum die erste Manifestation des Absoluten, auf dessen Erkenntniß die Philosophie ausgeht.

Ontologischer Beweis, des Dasein Gottes, ergibt sich aus der Erkenntniß, daß der Begriff Gottes das Dasein desselben in sich schließt. Gott ist als das Absolute gedacht, und der ontologische Beweis findet sich in der Vorstellung wieder, daß zwar an der Wahrheit und Wirklichkeit alles dessen, das uns als wirklich entgegentritt, gezweifelt werden kann, in diesem Zweifel selbst aber schon ausgesprochen ist, daß wenn es nicht dieses ist, was es scheint, es darum eben in Wahrheit ein anderes ist, also dies höchste Etwas nicht als nichtseiendes gedacht werden könne. Nach Augustin haben besonders Anselm von Canterbury und Descartes den ontolog. Beweis ausgebildet, und Kant hat in seiner Kritik der reinen Vernunft eine Kritik desselben gegeben. Vgl. Hegel's „Vorlesungen über die Beweise vom Dasein Gottes" im 12. Bande der Werke.

Onyx, im Allgemeinen der Name für gewisse schöne Spielarten des Achats, Chalcedons, Carneols, in welchen dunkle und helle Lagen regelmäßig abwechseln. Man benutzt die Onyxe zu Cameen. Schon die Römer schätzten sie sehr hoch, und Onyxe von schöner Zeichnung stehen noch jetzt in hohem Ansehen. Beim Verarbeiten zu Cameen schleift man die Onyxe so, daß die erhabene Figur weiß auf dunkelm Grunde erscheint.

Dort, Lambert van, guter Maler und großer Baumeister, geb. um 1520 zu Amersfoord in den Niederlanden, war 1547 Mitglied der Malergesellschaft zu Antwerpen. Sein Sohn, Adam, geb. 1557 zu Antwerpen, war der erste Lehrer Rubens, und würde nach dem Urtheile dieses berühmten Künstlers, unter seinen Zeitgenossen die erste Stelle einnehmen, wenn nicht die wüste Lebensart, der er sich gerade zur Zeit seiner höchsten Blüthe ergab, seinen Geschmack später verdorben, und auf die frühere Anmuth, das sanfte aber schöne Colorit, sowie auf seine glückliche Erfindung nachtheilig gewirkt hätte. Er starb 1641 zu Antwerpen. Mehrere Kirchen Flanderns enthalten aus seiner Blüthezeit sehr werthvolle Stücke.

Dost, Jacob van, zum Unterschiede von seinem Sohne auch O. der Aeltere genannt, war einer der besten Maler der niederländischen Schule und 1600 zu Brügge geboren. Seine Bildung als Maler vollendete er in Rom unter Leitung Annibale Caracci's und brachte es zu hoher Vollendung. Schon seine Arbeiten, die er in seiner Jugend lieferte, meistens Copien nach Rubens und Vandyk, ließen in ihm den einstigen großen Meister erwarten, und täuschen noch jetzt den Kenner. Später malte er nur große Geschichten. Seine Compositionen sind einfach, aber voll Geist und meisterhaft ausgeführt. Sein Colorit ist frisch und natürlich; seine Verzierungen sinnreich und die Gewänder schön. Die Zeichnung ist vortrefflich und im guten Geschmack. Die Hintergründe seiner Gemälde zierte er gewöhnlich mit Architektur. Er starb 1671. Sein Sohn, Jacob van Dost, auch der Jüngere genannt, geb. 1637, bildete sich zu Paris und Rom, lebte 41 Jahre zu Lille, und starb 1713 zu Brügge. Sein Pinsel ist freier und markiger als der des Vaters. Colorit und Zeichnung sind meisterhaft und seine Compositionen einfach aber sinnreich.

Oosterwyck, Maria van, geb. um 1630 zu Nootdorp bei Delft, Schülerin Joh. Dav. de Heem's, ist besonders als Blumenmalerin berühmt, und arbeitete viel für Kaiser Leopold I., König Ludwig XIV. und Wilhelm III.. Da sie viel Fleiß und Zeit auf ihre Stücke verwandte, so sind diese sehr selten. Sie starb 1693 unverheirathet zu Eutdam.

Opal, ein Mineral, von welchem einige Arten als Schmucksteine benutzt werden, ist theils farblos, theils braun, gelb und roth gefärbt, besitzt eine Härte von 5, 5, ein spec. Gewicht = 1, 9—2, 1, und besteht aus Kieselerde mit Wasser. Man unterscheidet: den edlen Opal, den Feuer-O., den gemeinen O., den Hydrophan oder das Weltauge, den Halbopal, den Cacholong, den Jasp-O. u. A. m. Der edle O. ist milchweiß, stark glänzend, halb durchsichtig, und zeichnet sich vor den übrigen Opalarten durch ein sehr lebhaftes Farbenspiel aus, welches bei verschiedener Lage des Steines gegen das Licht, den herrlichsten Wechsel der Regenbogenfarben hervorbringt. Diese Art O. findet sich nur in Ungarn, wo derselbe in schmalen Trümmern ein trachytisches Gebirge durchzieht, vorzüglich zu Czernowitz und Kaschau. Im Handel werden zwar die schönsten Opale orientalische genannt, sie kommen indeß alle aus Ungarn, und es ist nie ein Stück O. im Orient gefunden worden. Das seltene Vorkommen größerer rissefreier Stücke macht diese Opalart theuer, und einen O. von der Größe eines kleinen Thalers bot man in Kaschau für 30,000 Gulden aus. Die schönsten Edelopale befinden sich im kaiserlichen Mineraliencabinete zu Wien, und das hier ebenfalls befindliche größte Stück, welches man bis jetzt kennt, $4^{3}/_{4}$ Wiener Zoll lang und $2^{1}/_{2}$ dick, wiegt 34 Loth. Man verarbeitet den Edelopal zu Ringsteinen, Ohrgehängen; er wird stets en cabochon geschliffen, theils seines Farbenspiels, theils seiner Weichheit wegen, die das Anbringen von Facetten fast verbietet. Das Gestein, worin sich der O. befindet, wird, wenn es kleine Punkte von O. enthält und fest genug ist, zu Dosen u. dergl. verarbeitet, und Opalmutter genannt. Der Feueropal, hyacinthroth, honiggelb, bisweilen schön irisirend, findet sich in Mexico und auf den Faröern und wird selten als Edelstein benutzt. Der gemeine O., milchweiß, aber ohne Farbenspiel, findet sich in Ungarn, Sachsen, Schlesien, Island u. s. w., wird wie der edle O. gebrochen, und um ihn diesen ähnlich zu machen, wird ihm Perlmutter u. dergl. unter-

gelegt. Der Hydrophan oder das Weltauge, ein sehr poröser, durchscheinender O., hat die Eigenschaft im Wasser durchsichtiger zu werden, und bisweilen auch mit schönen Farben zu spielen. Nach dem Austrocknen verschwindet diese Eigenschaft wieder. Er findet sich in Sachsen, Ungarn und auf den Faröern. Der Halbopal, durchscheinend bis undurchsichtig, weißgelb, grau, braun in verschiedenen Nuancen, bisweilen mit bandartig abwechselnden Streifen, findet sich in Ungarn, Schlesien, Island, Böhmen, Mähren, Sachsen u. s. w., und wird zu Bijouterien verarbeitet. Weiße Halbopale, mit Chalcedonlagen durchzogen, benutzt man zu Cameen. Der Cacholong ist ein undurchsichtiger, perlmutterglänzender O., von milchweißer, ins Rothe und Gelbe spielender Farbe, der im Handel auch unter dem Namen Perlmutter O., Perlmutterachat oder Kalmuckenachat vorkommt, findet sich in der Bucharei, am Flusse Cach (woher der Name), auch in Kärnthen, auf Island u. s. w., wird zu Schmucksachen verarbeitet, und steht ziemlich hoch im Preise, da er selten in großen Stücken gefunden wird. Der Jasp-O. (Opaljaspis steht in der Mitte zwischen O. und Jaspis, ist bräunlichroth, blutroth und ockergelb, ins Graue sich neigend, wird in Sachsen, Sibirien, Ungarn u. s. w. gefunden, in größern Stücken, wird zu Bijouterien verarbeitet, und steht übrigens nicht hoch im Werth.

Oper. Die Oper oder das Singspiel im weitern Sinne ist ein musikalisches Drama, wohl zu unterscheiden von dem Schauspiel mit Musik, indem in diesem letztern nur wo es die Fabel eines solchen Dramas verlangt, Tonkünste eingeflochten werden, in der O. dagegen die Musik wesentlich ist. Dies ist freilich nicht so zu verstehen, daß die Musik hier über die Poesie herrschen solle, im Gegentheil müssen beide in der innigsten Verbindung zu einander stehen und sich gegenseitig bestimmen. So wird einerseits die Poesie Gesang, während die Musik sich andererseits zur Poesie erhebt durch lebendige Schilderung der Stimmungen und Charaktere der Personen, welche mittelst des mehrstimmigen Satzes, worin verschiedene Ausdrücke der Empfindungen und Charaktere sich darstellen lassen, dramatisch wird. Das Erstere gibt dem dramatischen Gedichte der Oper einen lyrischen Charakter, und daher ist es auch die unmittelbare Aufgabe für den Dichter, eine solche Handlung zu erfinden, durch welche die Personen in Lagen gebracht werden, wo sie ihre Empfindungen lyrisch aussprechen können und wo mannichfaltige Affecte und Leidenschaften in verschiedenen Graden und Abstufungen abwechseln. Mag auch hierdurch die strenge Ausbildung der Charaktere und der ununterbrochen rasche Fortgang der Handlung scheinbar gehemmt werden, so ist doch die O. dadurch auf der andern Seite geschickter, auch solche Stoffe zu behandeln, welche vom strengen Drama sich mehr entfernen. Dies sind vornehmlich romantische Zauberstoffe, Feenmärchen, idyllische und romantische Bilder, deren Innerstes erst durch Musik vollkommen lebendig ausgesprochen wird. Der Operndichter muß daher auch mit der Natur der Musik vollkommen vertraut sein, er muß musikalisch dichten, d. h. sowohl den dramatischen Stoff als die einzelnen Theile in der Ausführung so behandeln, daß er der Tonkunst Gelegenheit gibt, Das, was der Poesie unaussprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weise auszudrücken. Leicht gezeichnete und gut contrastirte Charaktere, Mannichfaltigkeit lyrischer Situationen, Angemessenheit des lyrischen Ausdrucks u. s. w. sind daher die ersten Erfordernisse eines guten Operntextes. Von der Musik wird dagegen von der andern Seite gefordert, daß sie sich zur Poesie, und zwar zur dramatischen erhebe, d. h. die Opernmusik soll charakteristischer und gedrängter sein als jede andere Musik, die sich mit Poesie verbindet, sie soll also nicht, wie die neuere italienische Musik den poetischen Text nach Willkür behandeln, nicht durch lange Concertstücke den Gang der Handlung aufhalten. Der Natur des Kunstwerks gemäß. muß sie einen Gesammtcharakter tragen, wie z. B. Mozart's „Zauberflöte“ sich durch ihren feierlich ernsten Charakter von dem sinnlich lebendigen Colorit des „Figaro“ sprechend unterscheidet. Ferner muß es, wie in den letzteren Opern, auch gewisse, durch Musik, d. i. sowohl durch Gesang als durch Instrumentalwirkung individualisirte Charaktere geben, und ihre lyrischen Monologe (Arien, Cavatinen und Ariosos) und Dialoge (Duette, Terzette u. s. w.) müssen in gehöriger Abwechselung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche

Mannichfaltigkeit verschaffen. Die Hauptaufgabe des Componisten bleibt jedoch immer, die im Texte ausgesprochenen Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen mit der Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken, die der Tonkunst eigen sind, und eine gleiche Kunst in dem Eingangsspiele oder Ouvertüre (s. d.), die den Grundton des Ganzen darstellen soll, zu entwickeln. Das Vorherrschen der ernsten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel bedingt wird, und sonach zugleich des großen oder des leichten Stils in der Musik, bildet den Unterschied der sogenannten Opera seria, d. i. der großen oder ernsthaften Oper und der Opera buffa, d. i. der komischen oder scherzhaften O. Jene wird sich im Ganzen mehr nach der Seite der Tragödie, diese nach dem Lustspiel hinneigen, doch versteht es sich nach dem Gesagten von selbst, daß weder eine ernste O. so rein tragisch und einfach sein könne, wie die Tragödie, noch die komische O. eine so verwickelte Intrigue haben könne wie das Lustspiel. Denn die Musik spricht unmittelbarer zum Gefühle als zum Verstande; das Komische, dessen Ursprung die Reflexion ist, vermag daher nicht ohne lyrische Beimischung die O. auszufüllen, weshalb auch das Groteske und Burleske der O. sehr günstig ist. Es gibt aber auch einen mezzo stilo, d. i. mittlern Stil, nur sind die Grenzen hier schwer zu bestimmen. So dürfte z. B. Spontini's „Vestalin" Opera seria, Cimarosa's „Matrimonio segreto" eine Opera buffa zu nennen, und Mozart's „Entführung aus dem Serail" zu dem mezzo stilo zu rechnen sein.

Die O. ist große Oper oder musikalisches Drama im vollkommensten Sinne des Worts, wenn die Musik stetig fortgeht, so daß sie nicht durch gesprochenen Dialog unterbrochen wird. In diesem Falle tritt an die Stelle des letztern das der gesprochenen Rede sich annähernde musikalische Recitativ (s. d.). Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche schlechte Recitative hervorzubringen im Stande sind, und dies gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man, als eine Nachahmung französischer, mit Lieder- und Romanzengesang vermischter Schauspiele, von der eigentlichen Oper so unterschied, daß bei dieser der gesprochene Dialog nie eintrat, in jener aber Gesang und Dialog, wie jetzt in den meisten deutschen Opern, abwechselte. Dies that man Anfangs nur bei komischen Opern, welchen dieser Contrast auch am günstigsten zu sein scheint, daher man diese Gattung bei den Deutschen Operette nannte. Später wurde diese Abänderung auch in die ernste Oper eingeführt, so daß man jetzt unter Operette wie in der frühesten Zeit ein Singspiel von geringerer Ausführung, kleinerm Umfang und leichterm Charakter versteht. Als die Deutschen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten sie dieselbe als Lustspiel mit Gesang und suchten alles Singen durch besondere Motive, z. B. durch Aufrufen zum Singen, das Versprechen, Etwas vorzusingen u. s. w., einzuleiten, was sich nicht oft ohne Gesuchtheit wiederholen ließ. Dies nöthigte allmälich zu größerer musikalischer Ausbildung der Gesangstücke nach dem Vorgange der Italiener. Daß sich in gewissen Opern auch die Tanzkunst mit der Tonkunst verbinden könne, ist der Oper zufällig. Hierdurch und durch Mitwirkung der malerischen und architektonischen Kunst, welche die Oper, vorzüglich die romantische, auf mannichfaltige Weise unterstützen, wird dieselbe zu einem der zusammengesetztesten Kunstwerke. Das Bestreben, den Zauber aller schönen Künste in der O. zu vereinigen, hat nicht nur der musikalischen Bedeutung der O., sondern auch dem theatralischen Geschmacke überhaupt großen Nachtheil gebracht. Zu den unbedeutendern Arten des Singspiels gehört das Intermezzo (s. d.) der Italiener. Die in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei den Deutschen beliebten Melodramen (s. d.) können nicht zu den Singspielen gerechnet werden, da in ihnen nicht gesungen wird; wohl aber gehört hierher das dem französischen Vaudeville (s. d.) nachgeahmte Liederspiel (s. d.).

Die Geschichte der Oper steigt bis ins 16. Jahrhundert hinauf, wo Vicenzo Galilei, Giulio Caccini und Giac. Peri in Florenz, um die alte griechische Tragödie wiederherzustellen, es unternahmen, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments zu recitiren und große Dichter, wie Tasso in seinem „Amint", Schäferspiele mit Chören dichteten. Diese Versuche, welche als Ursprung der O. angesehen werden, bahnten den

Weg dem durchaus in Musik gesetzten Drama „Dafne“, das von Ottavio Rinuccini gedichtet, von Peri in Musik gesetzt, 1597 zuerst in Florenz aufgeführt wurde. In dasselbe Jahr fällt der von Horazio Vecchi gedichtete und componirte „Antiparnasso“, welcher zu Venedig durch Schauspieler aufgeführt wurde, wobei Sänger hinter der Scene den Text der Rollen in Form der Madrigale 5stimmig absangen. Andere Schäferspiele, wie die „Egle“ von Giraldi und die „Aretusa“ von Lollio, sollen bereits früher am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden sein, wie man denn auch von Guarini's „Pastor fido“ behauptet, daß er schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts musikalisch dargestellt worden sei. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand meist in einem steifen, von dem basso continuo begleiteten Vortrage, der, dem jetzigen Recitativ und den Madrigalen ähnlich, nur selten durch Chöre unterbrochen wurde. Für den Erfinder des Recitativs hält man Emilio da Cavaliere in Florenz, von dem 1590 zu Florenz zwei Schäferspiele „Il satiro“ und „La disperazione di Sileno“, aufgeführt wurden. Nach mehreren andern dergleichen Versuchen wurde 1600 bei der Vermählung König Heinrich's IV. das Singspiel „Euridice“, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Caccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Rinuccini dichtete auch die Oper „Arianna“, die zur Vermählung des Herzogs von Mantua im Jahre 1608 von Monteverde in Musik gesetzt wurde. Letzterer ging dann nach Venedig, von wo aus die O. weiter durch Italien sich verbreitete. Die erste Opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden sein, wo auch 1637 die erste Opernbühne errichtet wurde. Der Cardinal Mazarin verpflanzte die Oper 1646 nach Frankreich. In Deutschland wurden schon zur Zeit des Hans Sachs gesungene Fastnachtsspiele aufgeführt. Die Königin Sophie Charlotte unterhielt in Deutschland die erste ital. O., bei der Buononcini als Kapellmeister angestellt war. Der erste eigentliche Operntext war Mart. Opitz's „Daphne“, eine Nachahmung des erwähnten ital. Singspiels „Dafne“, welche vom Kapellmeister Schütz in Dresden 1627 in Musik gesetzt wurde. Nachher schrieb Paul Thiemich die ebenfalls nach dem Italienischen gearbeitete Oper „Alceste“, die erste, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Die erste deutsche Originaloper soll „Adam und Eva“ gewesen sein, welche 1678 zu Hamburg gegeben wurde, wo damals Phil. Kaiser als Componist in großem Rufe stand. Einige halten die Operette „Der Teufel ist los“! für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel dagegen in der „Geschichte der komischen Literatur“ behauptet, daß es bei den Deutschen ebenso früh komische Opern gegeben habe als ernsthafte. Zu Augsburg wurde 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper „Arminius“ aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper „Birger Jarl“ von geborenen Schweden aufgeführt. In England war die italienische Oper bereits im 17. Jahrh. eingeführt. Händel bewirkte hier eine Revolution, die aber für die engl. O. ohne Erfolg geblieben ist. In Spanien drang erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die ital. O. ein.

Die ital. Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch gesungen wird. Bei den Italienern waren bis auf Rossini die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden als bei den Deutschen, jene weit ernster, für die Deutschen fast leer und langweilig, diese mehr groteskkomisch und ächt national. Dies bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Operndichtern zeichnen sich die Italiener Apostolo Zeno und hauptsächlich Metastasio aus; unter den komischen Goldoni u. A.; unter ihren Componisten Sacchini, Piccini, Scarlatti, Jomelli, Cimarosa, Paesiello, Zingarelli, Martini, Salieri, Righini und unter den neuesten Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi u. A. Vgl. Arteaga's „Geschichte der italienischen Oper“ (deutsch von Forkel, 2 Bde., Lpz. 1789). Unter den Franzosen dichteten für die Oper Quinault, Corneille, Lafontaine, Lamotte, Marmontel, Favart, Sedaine, Etienne, Jouy, Scribe und Theaulon, die ausgezeichnetsten Componisten waren Grétry, Monsigny, Rousseau, Dalayrac, Isouard, Boieldieu, Catel, Méhul, Spontini und Cherubini, welche

letztere nationalisirt waren, und Auber, Herold und Halevy, die den Italienern sich zugewendet haben. Unter den Engländern dichteten für die O. Addison, Gay, Fielding, Kenrick u. A.; ausgezeichnete Componisten aber, wenn wir Arne ausnehmen, fehlen ihnen fast gänzlich; nur in der neuesten Zeit hat sich Balfe (s. d.) einen Namen erworben, der auch in Frankreich und Deutschland Anerkennung fand. Dagegen hatte Belgien sehr gute Operncomponisten, aber durchaus keinen Operndichter aufzuweisen. Unter den Deutschen wurde die Operette in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorzüglich von Weiße und Hiller bearbeitet. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekam die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen Finale, in welchem die Handlung fortrückt und die Musik zu einer Folge sehr anziehender und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug, so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundenen Schauspiels wurde. So entstand die gegenwärtige Oper der Deutschen, in welcher meist gesprochener Dialog und Gesang abwechselt. In der neuesten Zeit haben indeß die großen deutschen Componisten den prosaischen Dialog ebenfalls in Recitativ verwandelt. Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch Goethe, Gotter, Bretzner, Stephani, J. G. Jacobi, Herklots, Huber, Kotzebue, Bürde, Schikaneder, Kind, Gehe, von Miltitz u. A., als deutsche Componisten nennen wir Gluck, Hasse, Naumann, Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Vogler, Beethoven, Spohr, K. M. von Weber, Beer oder Meyerbeer, Kreutzer, Marschner, Reißiger, Benedict, Rich. Wagner, Flotow, Lachner und Lortzing.

Opera supererogationis nannten die scholastischen Theologen die guten Werke heiliger Leute, die mehr thaten, als die Pflicht von ihnen forderte, oder die mehr gelitten haben, als sie auf Erden zu leiden verbunden waren. Dieser überschüssige Verdienst und der Verdienst Christi, der auch mehr gelitten hat, als zur Erlösung der Menschheit nöthig war, wozu ein Bluttropfen hingereicht hätte, bildet den thesaurus meritorum (Schatz der guten Werke), den die Kirche verwaltet, und von dem sie durch göttliche Gnade denjenigen, die nicht aus Trägheit, sondern aus Schwäche ihre Pflicht nicht vollständig erfüllen können, einen Theil ablassen kann, so daß der Ueberfluß der Einen den Mangel der Andern ausgleicht. Aus dieser Ansicht, für deren Begründer man Thomas Aquinas hält, entstand der Ablaß. Papst Clemens VI. bestätigte diese Ansicht in der Bulle Unigenitus vom Jahre 1343.

Operation bezeichnet im Allgemeinen jede energische Behandlungsweise, um eine Krankheit zu verhüten, palliativ oder radical zu heilen oder eine Deformität zu beseitigen, sie mag nun in einer methodischen Application der bloßen Hand oder in dem gleichzeitigen Gebrauche von Instrumenten, Maschinen, Binden und anderer Verbandstücke bestehen. Man hat sämmtliche Operationen, die blutigen und die nicht blutigen, nach den durch sie beabsichtigten Endzweck auf fünf Basen zurückgeführt: 1) Wiedervereinigung getrennter Theile, sie mag sich auf Verletzung der Continuität beziehen, wie bei Wunden oder der Contiguität, wie bei abnormer Lage; 2) Trennung vereinigter Theile, die entweder widernatürlich mit einander verwachsen sind, oder deren Verbindung zwar normal ist, welche aber aus gültigen Gründen zertrennt werden muß; 3) Wegnahme überflüssiger Theile des Körpers; 4) Wiederersetzuug verloren gegangener Theile; 5) Geradmachen gekrümmter Theile. Es gibt indessen beinahe keine einzige chirurgische O., die durch einen einzigen der genannten Eingriffe völlig vollendet werden kann, denn meistentheils gehört eine O. zu gleicher Zeit verschiedenen dieser Abtheilungen an. Auf die verschiedene Art und Weise, zum Zweck zu gelangen, gründen sich die verschiedenen Operationsmethoden. Die vorzüglichste ist immer die, welche für die Mehrzahl der Fälle paßt, am schnellsten Heilung bewirkt, die wenigsten Gebilde von Wichtigkeit der Verletzung ausgesetzt und aus Handlungsweisen besteht, die den Operateur nicht von zufälligen Umständen abhängig machen, sondern völlig in dessen Willkür liegen. In civilisirten Staaten sind auf gesetzlichem Wege einer jeden Classe der Medicinalpersonen, welche unter den zu jeder Art Praxis berechtigten Aerzten stehen, genaue

Grenzen in Hinsicht auf das Recht gestellt, Operationen auszuüben. Die Lehre von den blutigen Operationen, die in der Trennung organischer Theile bestehen, heißt Akiurgie (s. d.). Vgl. Sprengel „Geschichte der Chirurgie oder der wichtigsten Operationen" (2 Bde., Halle 1805—29), Bourgery „La petite chirurgie" (Par. 1829; deutsch, Berl. 1836).

Operationen werden im Kriege die gegen einander gerichteten Unternehmungen der streitenden Heere genannt, und die Pläne, nach denen solche Unternehmungen auf Befehl des Commandirenden übernommen werden, heißen Operationspläne, und es muß bei Entwerfung derselben auf alle möglichen zufälligen Ereignisse, Hindernisse u. dergl. Rücksicht genommen werden. Die Operation geht stets von einem Punkte, der Operationsbasis, aus, mit dem sie in steter Verbindung bleibt, und welcher geeignet ist, Mannschaft, Waffen und andere Zufuhr zu leisten und ist gegen einen anderen, einzunehmenden oder zu besetzenden Punkt, dem Operationsobject, gerichtet, zu welchem der einzuschlagende Weg durch die Operationslinie bezeichnet wird.

Operette, s. Oper.

Operment (auripigmentum oder arsenicum sulphuratum flavum) ist eine chemische Verbindung von Arsenik und Schwefel, welche von den griechischen und arabischen Aerzten sehr häufig als Heilmittel angewendet wurde. Jetzt ist es außer Gebrauch gekommen und wird nur noch in den orientalischen Bädern in Salbenform benutzt.

Opfer (von offerre, darbringen, woher oblatio und Oblaten), nennt man etwas der Gottheit Dargebrachtes, Geweihtes (sacrificium). Die O. sind der Ausdruck des innerlichen religiösen Gefühls, doch liegen ihnen sinnliche Vorstellungen von der Gottheit zum Grunde. Man dachte sich nämlich den Willen der Gottheit wandelbar, als könne der Mensch auf ihn Einfluß haben, wie noch heute eine ähnliche falsche Vorstellung in Bezug auf das Gebet bei vielen Menschen sich findet, oder man glaubte die Gottheit einem Könige (besonders morgenländischen) ähnlich, bei dem man nur durch Geschenke Gehör findet, und ging wohl gar so weit, daß man wähnte, die Gottheit verzehre das Geopferte oder den Geruch des verbrannten Opfers. Je nach dem Zwecke theilten sich die Opfer in Dankopfer, durch die man seinen Dank für erwiesene Wohlthaten ausdrückte, in Bittopfer, die man brachte, um etwas von der Gottheit zu erlangen, und in Sühn- oder Schuldopfer, mit welchen man die Strafe und den Zorn der Götter abzuwenden suchte. Die O. theilten sich ferner in unblutige, Speis- und Trankopfer, wo man der Gottheit Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig, Weihrauch, Wein u. s. w. darbrachte, und in blutige. Die ersteren waren wohl früher als die letzteren. Bei den Phöniziern fanden sogar Menschenopfer statt, indem diese dem Moloch die Kinder, ebenso bei den alten Germanen, und bei den Mexicanern und Peruanern, die ihre Kriegsgefangenen opferten. Ueberhaupt scheinen die Menschenopfer weit verbreitet gewesen zu sein, wie die Opferung Isaak's und der Iphigenia andeuten, doch ist daraus, daß die Sage dieselben durch götliches Eingreifen verhindern läßt, zu schließen, daß sie schon damals nicht mehr gebräuchlich waren. Am unmenschlichsten, wenn auch vielleicht politisch zu entschuldigen, war bei den Israeliten in der Richterperiode das Weihen (Opfern) ganzer Städte mit ihren Einwohnern, obschon (3. Mos. 18, 21) Menschenopfer verboten waren. Bei den wilden Inselbewohnern finden sich noch jetzt Spuren von Menschenopfern. — Die Beschaffenheit des dargebrachten Opfers aber richtete sich besonders nach der Lebensart, dem Besitze und Erwerbe des Opfernden. Der Jäger brachte seine Beute, der Ackerbauer die Früchte seines Bodens, der Hirte die Erstlinge seiner Heerde u. s. f., theils auch nach der Natur der Götter, wie z. B. Pluto, als Gott der Unterwelt, nur schwarze Thiere erhielt; theils auch nach dem Zwecke des Opfers, ob es Dank-, Bitt- oder Sühnopfer waren. Immer aber brachte man der Gottheit das Schönste und Beste dar; die fettesten Thiere der Heerde, ohne Makel, die noch kein Joch getragen hatten, die erste Beute auf der Jagd oder im Kriege, und die Erstlinge der Erndte oder Heerde wurden der Gottheit geweiht. So weiht der Chinese noch jetzt seinen Göttern Früchte, der Karaibe Taback, der Neger in Westindien Branntwein. Anfangs wurde wohl das ganze O.

verbrannt, später jedoch, und als das Opfern ein Einkommen der Priester wurde, mußten sich die Götter mit den schlechtern Theilen, den Hörnern, Eingeweiden und der Haut begnügen, und die Menschen selbst verzehrten das Genießbare in Opfermahlzeiten. Andere Sachen aber, wie Gefäße von kostbarem Metalle, Waffen und Beute der Schlacht, die Kleider der im Schiffbruch Geretteten u. s. f. hing man im Tempel auf, wie man noch jetzt der Jungfrau Maria und den Heiligen Geschenke bringt. In den Einzelheiten beim Opfern waren besonders die Römer sehr genau, und das kleinste Versehen bewirkte, daß das Opfer wiederholt werden mußte; aus den Eingeweiden der Opferthiere aber sagte man den Erfolg wichtiger Unternehmungen voraus. — Das O. als Ausdruck der Ehrfurcht und des Dankes gegen Gott war nicht zu verwerfen, doch nur zu bald trat die fromme Gesinnung in den Hintergrund, und man sah nur auf die Größe des Opfers, und Egoismus, die Götter zu bestechen, war die Triebfeder zum Opfern. Daher eiferten schon die spätern Propheten dagegen, und verlangten dafür fromme Gesinnung und tugendhaften Wandel. Das Christenthum hob den Opfercultus ganz auf. Sich den damaligen Zeitbegriffen accommodirend, oder selbst noch befangen von den jüdischen Opferideen, stellten die Jünger Jesu den Tod ihres Meisters als ein Sühnopfer dar, und sahen diese Lehre als die Grundlehre des Christenthums an. Daraus aber entstand nach und nach, und weil die aus dem Juden- und Heidenthume zum Christenthume Uebergetretenen sich der Opferidee nicht entäußern konnten, wie man noch aus den Oblationen der ersten Christen sieht, endlich das Meßopfer, eine unblutige Wiederholung des Opfers Christi am Kreuze. Außerdem besteht aber in der katholischen Kirche die Idee der Opfer noch in den frommen Geschenken fort, die man Kirchen und wunderthätigen Bildern gibt. — Eine edlere Bedeutung hat das Wort O. im neuen, und auch schon im alten Testamente, wo ein frommes, tugendhaftes Leben, ein Gott wohlgefälliges O. genannt wird.

Ophiten oder Ophianer, d. i. Schlangenverehrer, Schlangenbrüder hießen mehrere Secten, welche die Schlange als Symbol der Klugheit oder als den bösen, der Gottheit entgegenstehenden, Geist verehrten. Im 2. Jahrhunderte hieß besonders eine gnostische, jüdisch-christliche Secte so, die wahrscheinlich aus Aegypten stammte, und die nicht sowohl die Schlange verehrte, als vielmehr sie als Symbol des guten Princips (Kneph) in ihren Mysterien aufstellte. Sie hatten die Kosmogonie und Aeonenlehre mit den andern Gnostikern gemein, und ließen den welterlösenden Aeon, Christus, durch alle übrigen Planeten und Weltkörper durchgehen. Zweige oder nur andere Benennungen von ihnen sind die Sethiten und Melchisedekianer. Vgl. Mosheim „Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte" (Helmst. 1748) und Hammer in den „Fundgruben des Orients" (6 Bd., 1. St.).

Ophthalmiatrik, s. Augenheilkunde.

Ophthalmie oder Augenentzündung kommt an einem oder beiden Augen zugleich vor und befällt bald nur einzelne, bald aber auch sämmtliche Gebilde des Auges. In den gelinderen Fällen sind nur die Augenlieder und das Weiße im Auge roth, geschwollen und schmerzhaft. Bei heftiger Entzündung ist die Hitze und Röthe groß; die Theile schwellen an, und die Gefäße werden nicht allein aufgetriebener, sondern sind auch zahlreicher als im gesunden Zustande. Bei der geringsten Bewegung des Augapfels stellt sich heftiger und stechender Schmerz ein, es findet krankhafte Empfindlichkeit für das Licht und Ergießung von scharfen Thränen statt. Steigt die Entzündung noch mehr, so ergreift der Schmerz auch die Stirn- und Schläfengegend und erstreckt sich bis zum Hinterkopf. Oft gesellt sich auch ein fieberhafter Zustand hinzu. In einzelnen Fällen verläßt den Kranken zwar der Schmerz, die Geschwulst und das Fieber, allein es bleiben noch eine Röthe und andere äußere Zeichen der Entzündung zurück und dauern noch lange fort. Während der Entzündung bilden sich öfters auf der Hornhaut kleine Geschwüre und zwischen den Lamellen Eiteransammlungen, welche in weiße, undurchsichtige Flecke ausarten, und entweder gänzlich oder nur zum Theil den Eintritt der Lichtstrahlen hindern. Manchmal ergießt sich auch der Eiter in die Augenkammern, und bleibt entweder hier in einem flüssigen Zustande

oder verdickt sich und erzeugt Verwachsungen, die Blindheit zur Folge haben. Bei sehr heftiger und rasch verlaufender Entzündung wird wohl auch durch die Eiterung das ganze Auge zerstört und verbildet. Die Krankheit ist zuweilen von kurzer Dauer, währt aber oft auch Monate und Jahre lang. In jenem Falle nennt man sie eine hitzige, in diesem eine chronische O. Die Ursachen solcher Augenentzündungen können sowohl äußere, als innere sein. Zu den ersteren gehören übermäßige Anstrengungen der Augen, um in die Nähe zu sehen, Blendung der Sonnenstrahlen oder des Schnees, äußere Verletzungen, fremde Körper, kalte und rauhe Winde, unvorsichtiger Gebrauch von unreinen Tüchern, zu häufiger Genuß von Wein und geistigen Getränken u. s. w. Zu den innern Ursachen gehören gichtische, rheumatische, scrophulöse und venerische Schärfen, oder zurückgetriebene Ausschlagskrankheiten und unzeitig gestopfte Ausflüsse. Oft sind die Augenentzündungen noch als Folge und Ueberreste vorhergegangener allgemeiner Krankheiten, besonders des Scharlachs, der Masern und Blattern zu betrachten. Bei der Behandlung von Augenentzündungen kann nicht genug Vorsicht anempfohlen werden. Die Behandlung richtet sich nach den Ursachen und dem verschiedenen Charakter. Im Allgemeinen hat man folgende Regeln zu beobachten. Vor allem hüte man sich vor allen äußeren Einflüssen, wodurch die schon vorhandene Reizung des Auges vermehrt werden könnte. Es ist daher rathsam, die kranken Augen, um sie gegen solche Einwirkungen zu schützen, durch einen grünen Lichtschirm zu beschatten oder durch Befestigung von einem Stück Leinwand oder Taffet an einer Mütze leicht zu bedecken, so daß ihren Bewegungen freier Spielraum gelassen wird. Bei der örtlichen Behandlung ist die große Reizbarkeit der Augen sehr zu berücksichtigen. Man meide in dieser Hinsicht sorgsam Alles, wodurch sie örtlich noch mehr gereizt werden könnten. Bei der hitzigen Augenentzündung ist keine Zeit zu verlieren, die Hülfe eines Arztes anzusprechen und durch kräftige äußere und innere entzündungswidrige Mittel die vorhandene Entzündung möglichst bald zu beseitigen. Alle Arzneimittel, scharfe Augenwasser und fette Augensalben, wenn sie auch noch so sehr gerühmt werden, sind gefährlich, weil sie die Entzündung sehr leicht vermehren und Eiterung in den Augen und Blindheit verursachen. Man vermeide endlich alle Erhitzung, alle groben, stark gesalzenen oder scharfen Speisen und genieße nur milde und leicht verdauliche Sachen. Bei hitzigen Augenentzündungen sind bloßes Wasser, Wasser mit Milch, abgekochtes Gerstenwasser und Haferptisane allemal die besten Getränke. Starke, geistige Getränke sind nachtheilig. Specielle Verordnungen müssen dem herbeigerufenen Arzte überlassen bleiben.

Opiat, s. Opium.

Opie, John, geboren in einem Dorfe von Cornwallis 1761, einer der bessern Maler der englischen Schule, war der Sohn eines Zimmermanns, trieb selbst dieses Gewerbe bis in sein 20. Jahr, bildete dann sein Talent zur Malerei mit großem Fleiße aus, und lieferte Arbeiten, die ihres Colorits, ihres Ausdrucks und der vollendeten Ausführung wegen vom Kenner bewundert werden. Sein Tod des David Rizzio und der Mörder Jacob's I. sind Meisterstücke. Er starb 1807 zu London als Professor der königlichen Malerakademie. Seine Frau, Mistreß O., hat mehrere durch Einfachheit und Reinheit des Stils und durch Natürlichkeit ausgezeichnete Romane und Gedichte geschrieben, auch die hinterlassene Schrift ihres Mannes „Ueber die Malerei" herausgegeben.

Opimius, Lucius, ein Römer plebejischen Geschlechts und eifriger Anhänger der aristokratischen Partei, unterdrückte als Prätor im Jahre 124 mit harter Grausamkeit die Unruhen, die bei der Erbitterung der italienischen Bundesgenossen über die Verweigerung des Bürgerrechts in Fregellä ausgebrochen waren. Auch gegen Cajus Gracchus, den er persönlich haßte, weil er bei früherer Bewerbung um das Consulat durch dessen Einfluß zurückgewiesen worden war, trat er mit gewaffneter Hand auf, als er im Jahre 121 mit Quintus Fabius Maximus zum Consul erwählt und vom Senat mit unbeschränkter Vollmacht versehen worden war. Gracchus (s. d.) und seine Anhänger unterlagen und O. weihte der Concordia einen Tempel. Vergeblich wurde er im nächsten Jahre von den Tribunen des Quintus Decius wegen Verletzung der Volksrechte angeklagt. Erst im Jahre

110 traf auch ihn der Wechsel des Geschicks, als in Folge des Mamilischen Gesetzes die römischen Großen, die sich von Jugurtha (s. d.) hatten bestechen lassen, vor Gericht gezogen wurden; denn er war im Jahre 116 bei der ungerechten Theilung des Reichs zwischen Adherbal und Jugurtha das Haupt der römischen Gesandtschaft gewesen. Er ward zum Exil verurtheilt und starb darin zu Dyrrhachium.

Opitz, Martin von Boberfeld, der Stifter der schlesischen Dichterschule, wurde am 23. Dec. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, wo sein Vater Rathsherr war. Auf der dortigen Rathsschule und auf dem Magdalenengymnasium zu Breslau fand er seine erste wissenschaftliche Bildung, studirte viel die Alten und gab schon in Breslau unter dem Titel „Strenae" eine Sammlung lateinischer Gedichte heraus. Auf der Universität zu Frankfurt a. d. O., welche er 1618 bezog, verließ er das angefangene Studium der Jurisprudenz und wandte sich dem der Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst zu. In Frankfurt dichtete er als ersten Versuch in deutschen Versen zwei Brautlieder. Im J. 1619 ging er nach Heidelberg und im folgenden Jahre nach Straßburg. Zu Ende des Jahres 1620 reiste er mit einem reichen Dänen nach den Niederlanden und lernte zu Leyden unter andern großen Gelehrten Servier, Vossius und Daniel Heinsius kennen, welche großen Einfluß auf seine gelehrte Bildung hatten. Im Jahre 1621 lebte er im Holsteinischen, wo er ein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten der damaligen Kriegsstürme schrieb, das 1633 gedruckt wurde. Zu Ende des Jahres 1621 ging er nach Schlesien zurück, nahm einen Ruf an den Hof des Herzogs von Liegnitz an, kam aber schon in dem folgenden Jahre als Professor der Philosophie und Humaniora nach Weißenburg. Der geringe Bildungsgrad dieses Landes erweckte indeß in dieser Stellung mehr als je in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande, und trieb ihn schon 1623 wieder zu seinem Gönner, dem Herzoge von Liegnitz zurück, wo er in sorgloser Muße seinen Lieblingsstudien obliegen konnte. Schon 1624 erschien zu Straßburg die erste von seinem Freunde Zinckgref besorgte Ausgabe seiner „Gedichte", die aber bald durch eine von ihm selbst besorgte verdrängt wurde. Im Auftrage seines Herzogs unternahm O. jetzt auch die Uebertragung der Sonn- und Festtagsepisteln in deutsche Verse, und schrieb sein Buch „Von der deutschen Poeterei", wodurch er den Grund zu einer deutschen Poetik und Metrik legte. Der Herzog von Liegnitz ernannte O. zu seinem Rathe, und die fruchtbringende Gesellschaft nahm ihn unter dem Namen des „Gekrönten" unter ihre Mitglieder auf. Im Jahre 1625 begleitete er seinen Freund Kirchner an den kaiserlichen Hof zu Wien, wo er durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl die Gunst Kaiser Ferdinand's II. in hohem Grade gewann, und von ihm eigenhändig mit dem poetischen Lorbeerkranze geschmückt wurde. Seit 1626 lebt O. abwechselnd in Breslau, Brieg und Liegnitz, bald am Hofe, bald im Kreise seiner Freunde, bis er als Secretär in die Dienste des Burggrafen von Dohna, Karl Hannibal, trat, in dessen Angelegenheiten er mehrere Sendungen an fremde Höfe unternahm. Im J. 1628 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld in den Adelstand. Im Auftrage des Burggrafen unternahm O. 1630 eine Reise nach Paris, wo er Hugo Grotius kennen lernte, dessen Gedicht: „Von der Wahrheit der christlichen Religion" er später in deutsche Verse übersetzte. Nach des Burggrafen Tode 1633 lebte O. wieder abwechselnd an den Höfen zu Liegnitz und Brieg, schrieb in dieser Zeit sein Lehrgedicht „Vesuv" und gab das oben erwähnte: „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges" heraus. Im Jahre 1634 folgte er dem Herzoge Joh. Christian von Brieg nach Thorn, und wählte dann Danzig als Zufluchtsort vor den Kriegsstürmen. Hier schrieb er sein Singspiel „Judith", übersetzte die „Antigone" des Sophokles, gab 1637 eine Sammlung seiner geistlichen Gedichte heraus und vollendete seine Psalmenübersetzung. Der König Wladislaus IV., den O. früher in einem Lobgedicht verherrlicht hatte, nahm, als er 1638 nach Danzig kam, den Dichter als Secretär und Historiograph in seine Dienste, allein in der Blüthe seiner Jahre und des Ruhmes, wo man von seinem vollkommen gereiften Urtheile und Geschmacke die vollendetsten Früchte erwarten durfte, starb O. schon im folgenden Jahre am 20. Aug. 1639 zu Danzig an der dort wüthenden Pest. O.'s Ver-

dienste um deutsche Poesie und Sprache machen seinen Namen den Deutschen unvergeßlich. Er fand beides in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die auch den fähigsten Kopf abschrecken konnte, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborner fester Geschmack und das glückliche Zusammentreffen äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortreffliche Muster in Prosa und Versen der Schöpfer einer neuen Epoche zu werden. Er reinigte die Sprache von allerlei wilden Auswüchsen und bereicherte sie mit Wendungen, Ausdrücken und Wörtern, die er aus ungetrübten Quellen ihres Ursprungs, aus den ältesten Urkunden ihrer rohen nervigen Jugend hervorsuchte. Er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth; er eroberte viel von den Griechen, viel von unsern geistreichen Nachbarn; er versuchte neue Einkleidungen und Versarten, und führte an die Stelle der zu seiner Zeit allgemein üblichen kurzen Jamben den vollen Alexandriner ein. Sein glückliches Genie umfaßte fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedicht bis zum kleinen Epigramm, doch schien ihm die malerische und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu sein. Sein „Vesuv" ist das Lehrgedicht der Deutschen, voll kräftiger Malerei, tiefer Beobachtung und großer Gedanken. Doch bei allen seinen Verdiensten um die deutsche Sprache und Dichtkunst kann seinen Dichtungen kein hoher ästhetischer Werth beigelegt werden. Sein Standpunkt ist der einer verständigen Reflexion mit nur geringer Beimischung von Phantasie und Gefühl. Unter den Ausgaben seiner Werke erschien die vollständigste zu Breslau (3 Bde., 1690; neu aufgelegt, Frankf. und Lpz. 1724), die zierlichste zu Amsterdam (3 Bde., 1646, 12.); den meisten kritischen Werth hat die von Bodmer und Breitinger besorgte Ausgabe (Zür. 1745), von der aber nur der erste Theil, meist Lobgedichte enthaltend, erschienen ist. Eine gute Auswahl aus seinen Gedichten enthält Wilh. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 1, Lpz. 1822).

Opium, ein bekanntes betäubendes Gift, welches der eingetrocknete, milchartige Saft der frischen Mohnsamenkörner (s. Mohn) liefert. Um diesen Saft zu erhalten, ritzt man Abends die Mohnköpfe, während der Nacht quillt dann der Saft heraus, gerinnt an der Luft und wird des Morgens abgeschabt. Man knetet ihn in kleinen Gefäßen zusammen und gibt ihm die Form kleiner Kuchen. Später wird die ganze Pflanze ausgepreßt und ihr Saft eingekocht, welcher dann eine geringere Sorte Opium gibt. Der beste Opium zeichnet sich durch rothbraune Farbe, glänzenden Bruch, Dichte und Schwere aus. Er ist seit der ältesten Zeit bekannt und wurde von jeher als Medicament (in Opiaten, Opiatmischungen) angewendet. Er wirkt reizend auf das Gefäß- und Nervensystem, in größern Gaben ist er aber betäubend und vernichtet alle Nervenkraft. Die Orientalen, namentlich die Türken, denen der mohammedanische Glaube den Genuß des Weines verbietet, bedienen sich des Opiums, um sich zu berauschen. Die sogenannten Opiumesser, Theriaki, beginnen mit kleinen Gaben, welche sie in eine heitere aufgeregte Stimmung versetzen, auf die jedoch bald Abspannung, Kraftlosigkeit und Schmerz tritt. Sie vertreiben diesen durch eine neue größere Dosis Opium und fahren sofort, bis endlich allmählich Gliederzittern, Abstumpfung alles Gefühls, Bewußtlosigkeit und endlich der Tod eintritt. Man soll sich daher nur unter Leitung des Arztes des Opiums bedienen, und selbst die Ruhepulver, welche Kindern gegeben zu werden pflegen und Opium enthalten, können gefährlich werden. Als Gegenmittel bei Vergiftungen durch O. gibt man Brechmittel und nachher starken Kaffee, guten Rheinwein, wohl auch Pflanzensäure mit Kampher.

Opodeldoc, Kampherseifenliniment wird gewöhnlich zu Einreibungen bei nervösen, gichtischen, rheumatischen Schmerzen, bei Quetschungen, Beulen, Lähmungen u. dergl. mit Vortheil gebraucht, und ist in der Kälte eine halbdurchsichtige, gallertähnliche, angenehm duftende Masse, die auf der warmen Haut beim Reiben zerfließt. Er besteht aus Seife, Kampher, Weingeist, ätzendem Ammoniak, Thymian- und Rosmarinöl. Sonst wurde er aus England eingeführt, weil seine Bereitung unbekannt war. Man bewahrt es in wohlverschlossenen Gläsern auf. Um die Haut empfindlicher für den Einfluß des

Opodeldocs zu machen, kann man sie vorher mit warmen Umschlägen bedecken, wohl auch ein Senfpflaster auflegen. Bei zu häufigem Gebrauch wirkt der Opodeldoc nervenschwächend.

Oporinus, Johann (eigentlich Herbst), geboren zu Basel 1507, studirte zu Straßburg und später eine Zeit lang in seiner Vaterstadt die alten Sprachen, und wurde Lehrer der Novizen im Kloster St. Urban im Canton Luzern. Diese Stelle gab er indeß bald auf, ging wieder nach Basel, wo er sich dürftig ernähren mußte, und unter andern Brodarbeiten für Joh. Froben, welcher eine Ausgabe der Kirchenväter veranstaltete, das Manuscript zum Druck abschrieb. O. setzte indeß in seinen Mußestunden die humanistischen Studien eifrig fort und machte unter andern auch mit Erasmus Bekanntschaft, der seinen wissenschaftlichen Eifer belebte. Im Jahre 1530 wurde er Rector an der Stadtschule zu Basel; doch gab er auch diese Stelle, besonders von Oecolampadius zur Medicin aufgemuntert, wieder auf, und zwar zwei Jahre lang Schüler des Theophrast. Paracelsus. Dürftige Vermögensumstände ließen ihn indeß dieses Studium nicht fortsetzen, und O. nahm die Professur der griechischen Sprache und die Directorstelle am Augustinercollegium zu Basel an, auf die er aber wegen mancher Mißhelligkeiten mit seinen Amtscollegen gleichfalls verzichtete. Endliche Abneigung gegen das akademische Leben bewog ihn zuletzt eine Buchdruckerei zu übernehmen. In dieser Stellung als Buchdrucker und Buchhändler, sowie als Kritiker und Philolog, erwarb sich O. um die classische Literatur große Verdienste. Seine Ausgaben des: Solinus Polyhistor, Demosthenes, Cicero, Plinius, der römischen Bukoliker, Tragiker, Komiker und Satyrographen, des Plutarch, Theokrit, Xenophon, Hesiod, Aristoteles u. A. m., übertreffen die meisten gleichzeitigen an Correctheit und Eleganz. Auch um die hebräische Literatur machte sich O. verdient. Seine mannichfaltigen Bemühungen wurden auch allgemein von seinen Zeitgenossen anerkannt. Die ersten Gelehrten seiner Zeit, vor allen Erasmus, schätzten ihn hoch; Kaiser Ferdinand begnadigte ihn mit der Zollfreiheit aller seiner Waaren, welche den Rhein passirten, Kurfürst Friedrich von der Pfalz rief ihn nach Heidelberg, allein der große, gelehrte und geschmackvolle O., wie man ihn nannte, war zu bescheiden, als daß er hätte von den mancherlei vortheilhaften Anerbietungen Gebrauch machen können. Er starb 1568.

Oporto oder Porto ist nach Lissabon die größte und bedeutendste Stadt Portugals, liegt unweit der Mündung des Duero in der Provinz Entre-Duero e Minho, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, ist ziemlich gut gebaut, hat gegen 60,000 und mit den Vorstädten 75,000 E., 11 öffentliche Plätze, eine Kathedrale und 89 andere Kirchen und Kapellen, viele Klöster und Hospitäler, und ist Sitz eines Bischofs und Oberappellationsgerichts. Hauptnahrungszweig der Bewohner ist der Handel; außerdem unterhält man zahlreiche Manufakturen in Seiden- und Wollenwaaren, Gold- und Silbergallonen, Spitzen, Leinwand und Hüten. Die königliche Schnupftabakfabrik beschäftigt über 100 Arbeiter. Die wichtigsten Handelsgeschäfte macht die britische Factorei und die Handelsgesellschaft vom obern Douro. Letztere, seit 1756 mit großen Vorrechten privilegirt, besorgt den Verschleiß der Portoweine und setzte sonst jährlich an 90—124 Tausend Ohm Wein und Branntwein um. Wissenschaftliche Anstalten findet man in O. außer einigen Klosterschulen keine, und für das gesellschaftliche Leben sorgt blos das Nationalschauspiel. Dafür sind die Umgebungen der Stadt entzückend, der Weinstock und Orangen bedecken alle Hügel und dazwischen blicken zahlreiche geschmackvolle Quintas hervor. In grauer Vorzeit stand an dem Platze des heutigen Gaya der Ort Calle; dessen Bewohner siedelten sich auch nördlich des Douro an und gründeten Porto oder den Porto von Calle. Schon im 5. Jahrhundert war O. vorhanden, aber erst im 18. erhielt es Bedeutung durch Vereinigung der Villa Gaya und Villa nova. Unter König Johann II. erhielt die Stadt bedeutende Privilegien, verlor aber mehrere derselben wieder in Folge eines Aufstandes im Jahre 1757. In neuerer Zeit wurde O. merkwürdig durch die Revolution am 24. Aug. 1820. Unter Dom Miguel war O. 1828 der Sitz der königlichen Partei, dann des Blutgerichts gegen die Anhänger der Königin Donna Maria. Während dieser Zeit wanderten über 10,000 Bewohner

O.'s aus. Am 8. Juli 1832 nahm Dom Pedro O., behauptete sich darin gegen seinen Bruder und unterwarf von hier aus 1833 das ganze Königreich für seine Tochter Donna Maria. (S. Portugal.)

Oppeln, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, hat 7000 Einw., vier katholische und eine evangelische Kirche, vier offene und ein seit Einbringung der Leiche des Herzogs Nicolaus 1497 vermauertes Thor. Seit 1816 besteht hier eine besondere königliche Regierung für Oberschlesien und seit dieser Zeit ist sie durch neue Gebäude, unter denen sich das Regierungsgebäude auszeichnet, und freundliche Garten- und Parkanlagen, namentlich in der Groschowitzer Vorstadt und auf der Strominsel Pascheke, sehr verschönert. Das Rathhaus mit Theatersaal ist ein sehr ansehnliches Gebäude. Daselbst bestehen ein aus dem im J. 1811 aufgehobenen Jesuitencollegium entstandenes katholisches Gymnasium, ein königliches Hebammeninstitut, in welchem der Unterricht deutsch und poln. ertheilt wird, und drei Hospitäler. Die Bewohner treiben Speditionshandel mit Wein, Vieh und Bergwerksprodukten und fabriciren Band-, Leinewand-, Leder- und Töpferwaaren. Früher war O. die Hauptstadt des unmittelbaren Fürstenthums Oppeln von 137 QM. und 300,000 Einw. und seit 1200 die Residenz der oberschlesischen Herzoge aus dem Stamme der Piasten. Nachdem die Letztern 1532 ausgestorben waren, zog der Kaiser das Herzogthum ein. Die Stadt O. war aber schon 1024 ein beträchtlicher, in der Landesgeschichte oft erwähnter Ort. Im Jahre 1260 wurde es von den Tataren verwüstet. Die 995 oder 998 von dem gnesenschen Bischof Adalbert hier erbaute Kirche wird für die erste christliche Kirche in Oberschlesien gehalten.

Oppen, Otto Heinrich Alexander von, geb. zu Berlin am 13. April 1783, empfing seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Aschersleben und Magdeburg und studirte seit 1801 zu Halle die Rechtswissenschaft. In Folge eines Duells wurden seine Studien unterbrochen und er mehrere Jahre zu Festungsarrest verurtheilt, obwohl diese Haft seinen wissenschaftlichen Strebungen nicht Abbruch that. Nach einigen Jahren ward O. zum Auscultator bei dem Oberlandesgericht Magdeburg ernannt, trat nach dem Tilsiter Frieden in Dienste des Königreichs Westfalen, wo sein Vater ansässig war, wurde in Kassel Auditeur beim Appellhofe, dann Rath bei der Generalverwaltung der Domänen und später Procurator beim ersten Tribunale. Trotz dieser Stellung trat er als einer der Ersten 1813 bei den Freiwilligen ein, wurde von seinem Oheim, dem General von Oppen, beim Generalstabe beschäftigt, in dem Cavaleriegefecht bei Crespy en Valois 1814 schwer verwundet und gefangen und erhielt als Lohn das eiserne Kreuz und den St. Georgenorden und bald darauf eine Anstellung als Rath bei der Oberlandesgerichtscommission zu Halberstadt. Im Jahre 1819 wurde er zum Oberprocurator in Koblenz, 1823 zum Generaladvocaten am rheinischen Appellhofe und 1828 zum Präsidenten desselben ernannt. Im März 1839 ward O. an den Revisionshof zu Berlin berufen, wo ihm auch die Theilnahme an der Revision und Uebersetzung des rheinischen Gesetzbuches aufgetragen ward. Von dem Jahre 1840 an datirt sich seine bedeutendste Wirksamkeit, die besonders für die Rheinlande und ihre Gerichtsverfassung von dem größten Einflusse war und ihm die ungetheilte Liebe dieser Provinz erwarb. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Vergleichung der französischen und preußischen Gesetze" (3 Hefte, Köln 1827—29), „Beiträge zur Revision der Gesetze: Büchernachdruck — Duell — Ehe und Scheidung — Gesinderecht" (Köln 1833) und „Geschworene und Richter" (Köln 1835), Schriften, die im In- und Auslande Aufsehen erregten und von denen die erste so viel Anklang fand, daß ihm Koblenz durch eine Deputation ein Dankschreiben und einen Pokal als Beweis der Anerkennung überreichen ließ. Viele andere Aufsätze von ihm sind in juristischen Zeitschriften zerstreut. Später wurde seine schriftstellerische Thätigkeit durch ein anderes Unternehmen unterbrochen, das seine Mußestunden in Anspruch nahm. Die Eisenbahn zwischen Köln und der belgischen Grenze hatte nämlich die Gesellschaften von Köln und Aachen entzweit und O. ward zum Vermittler erwählt. Er erledigte dieses Geschäft mit solchem Erfolg, daß man ihm die Direction

der beiden vereinigten Gesellschaften übertrug, um das Angefangene zu vollenden. In dieser Stellung lernte er David Hansemann (s. d.) kennen und schloß sich diesem ausgezeichneten Geschäftsmann enger an, machte mehrere Reisen mit ihm nach Berlin, um die Regierung zur Concession und Milderung des nachtheiligen Eisenbahngesetzes zu bewegen. Die zunächst für die Behörde bestimmte Schrift: „Ob und wie Eisenbahnen zu besteuern sind?“ (Köln 1838) war eine Folge dieser Schritte.

Oppenheim, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Rheinhessen, am Rheine, mit etwa 2600 Einw., bedeutender Schifffahrt und gutem Weinbau, sonst auch Reichsstadt, wo unter andern 1086 Reichstag gehalten wurde, ist in der Geschichte des 30jährigen Krieges wichtig, wo sie durch Gustav Adolf fast ganz zerstört wurde. Dasselbe Schicksal widerfuhr ihr 1689 noch einmal durch Melac. Die ehedem schöne Katharinenkirche, ein Denkmal deutscher Baukunst aus dem 13. Jahrh., nach dem Muster des Doms zu Köln erbaut, liegt zum Theil noch jetzt in Trümmern. In der Nähe liegt das durch seinen Wein berühmte Nierenstein, und am Rhein im Wonnegau das schon den Römern bekannte und seit 1802 wieder benutzte Sironabad.

Oppian, griechischer Dichter um 180 n. Chr. aus Anazarbos in Cilicien, Sohn des Philosophen Agesilaos, mit dem er vom Kaiser Severus nach Malta verwiesen, wegen seines Dichtertalents aber wieder zurückgerufen wurde. Er starb zu Anazarbos. Wir haben von ihm ein Gedicht auf die Jagd (Kynegetika in 4 Bänden) und den Fischfang (Halieutika in 5 Bänden). Beide verrathen mannichfaltige Kenntnisse, sorgfältiges Studium älterer Muster und Gewandtheit im dichterischen Ausdrucke, wodurch sich besonders das letztere auszeichnet, und sind reich an Bildern und gut dargestellten Mythen. Die neuern Kritiker schreiben beide Gedichte zwei verschiedenen Dichtern desselben Namens zu, dem Cilicier die „Halieutika“, die „Kynegetika“ aber einem weit jüngern Oppian aus Apamea in Syrien. Von einem dritten Gedicht über den Vogelfang (Ixeutika) ist nur eine prosaische Umschreibung auf uns gekommen. Ausgaben: Venedig, bei Aldus 1517; von C. Rittershusius (Leyd. 1597); von J. G. Schneider (Lpz. 1813).

Opposition heißt im Allgemeinen jede Entgegnung, dann auch die Partei, welche sich entgegenstellt; die Einzelnen, welche zur Partei gehören, bilden die O. In jeder berathenden Versammlung muß es, wenn nicht Alle unbedingt über einen Gegenstand übereinstimmen, eine Partei für denselben und eine andere gegen denselben geben. Die letztere bildet die Gegenpartei, die O., genauer die in O. stehende Partei. Verständiger Weise kann es aber nur in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand O. geben, so lange nämlich die berathende Versammlung nur das Interesse an der Sache festhält. Sobald aber bei der Einführung der Gegenstände in die Berathung selbst von gewissen Principien und Tendenzen ausgegangen wird, ist die Möglichkeit vorhanden, daß sich die O. nicht sowohl auf den Gegenstand, als auf die im Hintergrunde liegenden Principien bezieht. Auf diese Weise kommt es zu einer bleibenden O. gegen diejenigen, welche Gegenstände zur Berathung einführen; es wird das Interesse der opponirenden Partei, diejenigen, welche in der berathenden Versammlung den Vorsitz führen, zu stürzen. Eine derartige O. ist so lange noch verständig, als in der That ein Unterschied der Principien und Tendenzen vorhanden ist, und die den Vorsitz habende Partei in der That darauf ausgeht, bei den in Berathung gebrachten Gegenständen, ihre Grundansichten durchzusetzen. Es wird aber die O. eben so unverständig als nachtheilig, wenn sie nicht mehr weder auf Gegenstände noch Principien, sondern allein auf Personen sich bezieht. In diesem Falle kann es vorkommen, daß den kleinlichsten Rücksichten großartige Interessen geopfert werden, und mit Recht hat man daher bei den politischen berathenden Versammlungen einem seiner Stellung nach Unparteiischen, nämlich dem Fürsten, welcher, wenn er klug ist, nur das Interesse des Ganzen vor Augen hat, das Recht überlassen, die berathende Versammlung, welche über der Person die Sache aus den Augen verliert, aufzulösen, und eine neue minder durch Persönlichkeiten bornirte Versammlung zusammenzuberufen. Hierbei wird vorausgesetzt, daß die Wahlmänner persönlichen Rücksichten nicht theilen. Die politischen berathenden Versam-

wichtigsten, und so ist es auch die in ihnen sich ausbildende O. Wie sich das constitutionelle Staatsleben zuerst in England, später in Frankreich am kräftigsten entwickelt hat, so haben sich auch in diesen Staaten die Verhältnisse der O. am schärfsten herausgestellt. Es ist nur eine Folge des Princips, auf dem jede constitutionelle Staatsverfassung beruht, daß die O. stets die Minorität, die Minderzahl der Stimmen haben muß, indem, wenn sie zur Majorität kommt, alsbald das Verhältniß sich umkehren wird, und die bisher am Ruder der Regierung stehende Partei zur O. werden wird. Denn die Minister, welche die Majorität der Kammern gegen sich haben, können sich nicht halten, weil in der Regel die O. gegen die Regierungsprincipe der Minister gerichtet ist, sie daher nicht hoffen können, irgend einen Vorschlag in der Kammer durchzubringen, wenn sie auch nur mit einem völlig durchgefallen sind. Sie sind daher gezwungen, zurückzutreten und die Klugheit nöthigt den Fürsten, an ihre Stelle neue Minister zu berufen, welche auf die Majorität der Kammer rechnen können, d. h. also Minister aus der bisherigen O., welche dadurch aufhört, eine solche zu sein. Die gestürzte Partei tritt nun in Opposition. Auf diese Weise haben z. B. in neuester Zeit in England die beiden politischen Parteien der Tories und Whigs (s. d.) in der Rolle der Oppositionspartei gewechselt.

Ops, altlateinische Hirtengöttin, dann, weil der Reichthum jener Völker vorzüglich in Heerden bestand, Göttin des Reichthums. Deshalb wurde sie später mit der Mutter Erde identificirt, und bei den Römern das, was bei den Griechen Rhea, und also wieder verwechselt mit Cybele (s. d.).

Optativ (lat.) wünschend, in Form eines Wunsches. So heißt in der griech. Sprachlehre ein besonderer Modus des Zeitworts, wodurch der Begriff: ich möchte, ich dürfte, würde u. s. w. ausgedrückt wird. Hauptsächlich gebraucht man den O. bei Wünschung einer blos möglichen Sache, und in der oratio obliqua. Die meisten übrigen gebildeten Sprachen bedienen sich, um dergleichen wünschende Sätze auszudrücken, der Conjunctivform des Zeitworts oder der umschreibenden Zeitwörter: mögen, wollen, können, oft in Verbindung mit gewissen Conjunctionen, wenn, doch, daß u. s. w., wie: „möchten wir ihn doch noch sehen".

Optik, die Lehre vom Licht, einer der am meisten streng mathematisch begründeten und ausgebreiteten Theile der Physik in Bezug auf welche sich mit ausgezeichneten Autoritäten an der Spitze, unter den Physikern namentlich zwei Richtungen ausgebildet haben. Die Bekenner der Emanationshypothese nehmen geradlinige Fortpflanzung des Lichts an, während die Bekenner der Undulationshypothese eine wellenförmige Fortpflanzung desselben für die wahre halten. (S. Licht.) Die O. unterscheidet sich in Katoptrik und Dioptrik (s. d.), doch wird die allgemeine Lehre der Fortpflanzung und Natur des Lichtes vorzugsweise unter dem Namen der O. zusammengefaßt. In dieser Beziehung machen dann noch specielle Theile der O. die Photometrie (Lehre von der Messung des Lichtes) und die Perspective, aus. Die letzte beruht auf dem Umstande, daß wir mit unsern Augen weder die wirkliche Größe, noch die wirkliche Entfernung der Gegenstände wahrnehmen, sondern nur die Winkel, welche die geraden Linien vom Auge nach den Rändern des Gegenstandes mit einander machen (Sehwinkel). Auch die Lehre vom Schatten macht einen Gegenstand der O. aus. Der Erste, der über O. geschrieben hat, ist Ptolemäus (s. d.), doch ist uns seine Schrift nur aus wenigen Citaten bekannt. Die größten Verdienste hat sich Newton um die wissenschaftliche Bildung der O. erworben, in der neuesten Zeit besonders Herschel und Brewster.

Optimates hießen in Rom, im Gegensatz zu den Populares, welche es mit dem gemeinen Volke hielten, diejenigen, die stets das wahre Wohl des Volkes im Auge behielten. Da sie deshalb häufig als Gegner des rohen Haufens auftreten mußten, so nannte man dann auch O. die herrschenden Familien des Senats, die eine Familienaristokratie bildeten, welche mit der demokratischen Partei in stetem Streite lag; daher überhaupt s. v. a. die Vornehmern oder Reichern eines Staates.

Optimismus heißt die philosophisch-religiöse Lehre, welcher schon die Stoiker und Neuplatoniker ausdrücklich, in Wahrheit aber von jeher alle Philosophen zugethan waren:

daß die bestehende Welt vollkommen sei, trotz der nur scheinbaren Unvollkommenheiten im Einzelnen; sie sei so, wie sie allein sein könne. Nur unter dieser Voraussetzung ist überhaupt eine Erkenntniß der Welt möglich, welche die Voraussetzung aller Philosophie; denn das Resultat der Erkenntniß kann einzig das Vernünftige, d. h. das Vollkommene sein, mithin muß die Welt vollkommen sein. Leibnitz sprach den Satz theistisch in seiner Theodicee so aus: Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. In diesem Satze liegt das Mangelhafte, daß darin enthalten ist, der götliche Verstand habe auch unvollkommene Welten gedacht. Gott denkt nur Eines und dies ist. Das Böse und Unvollkommene ist nach der Lehre des O. ein bloßer Schein ohne Wahrheit und Wirklichkeit. Voltaire hat bekanntlich mit vielem Witz die Lehre des O. in seinem „Candide" persiflirt. Alle Aussprüche absoluten Wissens, wie des Glaubens, lassen sich persifliren, wenn sie auf das Einzelne, auf welches sie sich nicht beziehen, in Anwendung gebracht werden. Der O. hebt das Einzelne in seiner Selbständigkeit gegen das Allgemeine eben so sehr auf, wie das Böse und Unvollkommene, denn es ist in seiner Selbständigkeit gegen das Allgemeine selbst bös und unvollkommen. Dagegen erhebt er es auch selbst zur Universalität, wie der Glaube, wenn er verlangt, daß der Geist Gottes im Menschen lebendig werde, damit er selbst Leben und wahres Dasein gewinne. Vergl. „Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt" (Rostock 1759); „Die Preisschrift der Berliner Akademie" (Berl. 1755); L. Creuzer „Leibnitii doctrina de mundo optimo" (Lpz. 1795).

Optisch heißt Alles, was sich auf den Gesichtssinn bezieht. Darum heißen diejenigen Künste, welche für das Auge darstellen, wie Bildnerei und Malerei optische Künste, und eine optische Täuschung oder ein optischer Betrug ist ein solcher, der sich durch die Regeln der Optik (s. d.) nachweisen läßt. Eine optische Täuschung verursacht z. B. ein entfernter Gegenstand in Hinsicht auf seine Größe, Farbe, Bewegung u. s. w., ebenso ein gerader Stab, der, wenn er ins Wasser gesenkt wird, uns gebrochen erscheint u. A. m.

Optometer, Werkzeug zum Abmessen der Weitsichtigkeit eines Auges, dessen Hauptbestandtheile eine verschiebbare Platte mit Druckschrift und ein Zollmaß sind, nach welchem die Sehkraft und die Nummer des für das Auge passenden Glases bestimmt wird.

Opuntien (Opuntia), eine Gattung der Cacteen (s. d.), von denen sie ehedem nur eine Abtheilung der Gattung ausmachten, sind nur in Amerika heimisch und lassen sich auf den ersten Blick an den oblongen Gliedern des Stammes, die man im gemeinen Leben Blätter nennt, erkennen. Sie sind meist mit Stacheln besetzt, haben gelbe oder weiße Blumen, tragen gewöhnlich eßbare, etwas schleimige, aber in Amerika für gesund gehaltene, feigenförmige Früchte und erlangen theilweise eine solche Höhe und Stärke, daß man sie in den Colonien zu Einfriedigungen der Felder verwendet. Am bekanntesten ist die sogenannte indische Feige (Cactus Opuntia), die, zeitig aus Amerika gebracht, in ganz Südeuropa und Nordafrika an Felsen, dürren Orten und auf Mauern verwildert angetroffen wird. Eine andere Art, der Nopal (Cactus coccinellifer), nährt eine besondere Schildlaus, die bekannte Cochenille und wird deshalb in verschiedenen Gegenden von Mittelamerika angepflanzt. Die Versuche, sie in Spanien und Südfrankreich im Großen zu cultiviren und hierdurch die Zucht jener nicht unwichtigen Insecten einheimisch zu machen, sind ohne genügenden Erfolg geblieben.

Opus operatum nennt man eine Handlung, bei welcher man nicht auf moralischen Gehalt, sondern nur auf die äußere Form sieht, Augendienst, Knechtsdienst. Demnach ist z. B. ein Opus operatum die religiöse Uebung, wodurch man mittelst gedankenloser Abwartung äußerlicher Formen, wie gedankenloses Beten, wobei man nur auf die Zahl der Gebete sieht, Fasten, Wallfahrten u. s. w. sich bei Gott ein Verdienst zu erwerben sucht. Der Glaube und das Streben, sich durch dergleichen Werke den Wohlgefallen Gottes erwerben zu können, nennt man Operatismus. Die Moral und das Christenthum verwerfen solche Werke durchaus.

Orakel hieß in den mythischen Religionen des Alterthums ein Götterausspruch,

durch welchen Jemandem etwas befohlen oder offenbart wurde, dann auch der Ort, wo dergleichen vermeintliche Götteraussprüche gegeben wurden. Der Mensch in seiner theils aus Unwissenheit, theils aus Trägheit, Thorheit oder aus Lasterhaftigkeit entspringenden Noth, wendet sich gern an unsichtbare Mächte, die ihm entweder unmittelbar helfen, oder wenigstens rathen sollen. Diesen Hang des Menschen, der so alt als der Mensch selbst ist, benutzten mit der Zeit besonders die Priester, um sich beim Volke in Ansehen zu setzen. Sie steckten sich hinter die befragten Götter, und um nicht in ihrem Credit zu verlieren, stellten sie ihre Antworten so dunkel und zweideutig als nur möglich. Obschon sich die O. lange in ihrem Ansehen erhielten, so mußten sie doch bei fortschreitender geistiger Cultur der Völker endlich ganz verstummen. Ueber die Entstehung und Beschaffenheit der O. gibt uns die alte Geschichte keinen Aufschluß. So viel ist gewiß, daß die O. selbst älter als die Geschichte sind. Geschichtlich bieten sich uns die ältesten O. in Aegypten dar. Hier war das älteste zu Meroë, von wo aus eine Priestercolonie nach dem ägyptischen Theben ging. Von beiden Orakeln gemeinschaftlich wurde das berühmte O. des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste gegründet. Das berühmte O. zu Dodona, das älteste in Griechenland war ebenfalls ein Abkömmling dieser ägyptischen O. Es vermischte sich dieses sehr frühzeitig mit pelasgischer Religion, so daß man auch aus diesem auf die Beschaffenheit dieser O. nicht mit Sicherheit schließen kann. Ebenso alt wie dieses letztere O. war das zuerst der Gäa, dann der Themis und zuletzt dem Apollo geweihte O. in Böotien. Unter allen Orakeln des Alterthums war das zu Delphi (s. d.) das berühmteste. Außerdem hatte Zeus O. zu Elis, Pisa und auf Kreta; Apollo auf Delos, Milet, Klaros unweit Kolophon u. a. a. O. Ein O. der Here war im Gebiete von Korinth; Herkules hatte eins zu Bura in Achaia und Dionysos zu Amphiklea in Phokis. Die Römer nahmen, weil sie eigentlich keine einheimischen O. hatten — denn die cumanische Sybille, die sybillinischen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste gehören der ältesten Zeit an und verschollen später — ihre Zuflucht zu den griechischen und ägyptischen Orakeln. Die O. wurden bei allen wichtigen Unternehmungen einzelner Personen und ganzer Städte und Völker befragt, natürlich mußte sich der Befragende stets mit ansehnlichen Geschenken abfinden. Mit dem Verluste der Freiheit Griechenlands verloren auch die O. an Ansehen. Theodosius ließ die Orakeltempel theils zerstören, theils verschließen. Mit dem Siege des Christenthums über das Heidenthum verstummten die O. endlich ganz, wiewohl sie eigentlich nur aus dem öffentlichen Leben gewichen sind. In engern Lebensverhältnissen wird noch genug orakelt, und der Aberglaube übt in Form der O. wesentlich noch dieselbe Herrschaft über den Verstand aus, und es sind wohl Wenige davon frei, daß sie bei wichtigen Unternehmungen, wo sie mit sich selbst nicht einig werden können, sowie aus Furcht vor schlimmen Ausgang, sich etwas Gleichgültiges und Zufälliges zum Merkmal und Entscheidungsgrund nehmen und sich dadurch in ihren Handlungen bestimmen lassen. Vgl. F. A. Wolf „Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus aus dem Alterthume" in dessen „Vermischten Schriften und Aufsätzen" (Halle 1802); Clavier „Mémoire sur les oracles des anciens" (Par. 1819); Wiskemann „De variis oraculorum generibus" (Marb. 1838) und Pabst „De diis Graecorum fatidicis seu de religione, qua Graecorum oracula nitantur" (Bonn 1840).

Oran, die dritte Provinz des französischen Algier's (s. d.), umfaßt die alte Mauritania Cäsariensis, einen großen Theil des Bassins des Scheliff und das Gebiet zwischen diesem Flusse und dem Masafran, wird östlich von den Provinzen Algier und Tittery, nördlich vom mittelländischen Meere, westlich vom Kaiserthum Marocco und südlich von der Kette des kleinen Atlas begrenzt und zerfällt geographisch in die drei großen Bassins des Scheliff, der Tafna und des Arzew und in eine Anzahl kleinerer Bassins längs der Meeresküste. Im Bassin des Scheliff liegen die Stadt Mozauna, am südlichen Abhange des kleinen Atlas, Mostaganem an der Meeresküste, und Maskara auf den Höhen, welche dieses Flußgebiet von dem des Arzew trennen; ferner das Dorf Tekedempt, das Abd el Kader erst in neuerer Zeit aus seinen Ruinen erhoben hat. Im Bassin der Tafna befinden sich die

Städte Tlemezen, ehemals Hauptstadt der ganzen Provinz und Sitz des Beis, und Takumbeit, am Ausflusse der Tafna, früher Hafenort von Tlemezen, jetzt aber fast ganz in Ruinen. Im Bassin der Arzew liegt die Stadt gleiches Namens, vordem ein von Europäern häufig besuchter ansehnlicher Hafen. Unter den an der Küste sich hinziehenden Thälern sind manche bemerkenswerth wegen der Orte, die in ihnen liegen, z. B. Tuunt, ein kleiner Hafen an der Grenze von Marocco und Mazagran, eine kleine Stadt am Meere zwischen Arzew und der Mündung des Scheliff. Der Friede an der Tafna theilte Oran in politischer Beziehung in den französischen Antheil und das Abd el Kader (s. d.) überlassene Gebiet. Der erstere zieht sich an der Küste hin und umfaßt Mostaganem, Mazagran, mit ihren Gebieten Oran, Arzew und einem Landstrich, welcher östlich durch die Makta und den Sumpf begrenzt wird, aus welchem sie hervorkommt, südlich durch eine Linie, welche von diesem Sumpfe an längs des südlichen Ufers des Sees Sebka hin läuft, von da bis zu dem Wed-el-Maloh (Rio Salado) in der Richtung von Sidi-Said geht und dann nach dem Meere hin abfällt. Alles was außerhalb dieser Linie liegt, der ganze südliche Theil der Provinz O. bis zur Wüste hin, sollte unter Abd el Kader's Botmäßigkeit bleiben; doch haben die fortdauernden Kriegszüge beider Parteien bedeutende Veränderungen in diesen Verfügungen herbeigeführt; die ansehnlichsten Orte in diesem Theile der Provinz, Tlems-em, Maskara, die schon früher auf kurze Zeit in französischer Gewalt waren, sind wieder erobert worden, nur Tekdempt hat dieses Schicksal getheilt, wenn man diesen Ausdruck für eine vorübergehende Besetzung gebrauchen kann, die bei der nächsten glücklichen Operation des Gegners wieder verloren geht. Doch da vor der Hand die Franzosen im Besitz sind, können wir diese Stadt ebenfalls als französisch betrachten. Tekedempt liegt unweit der Quelle des Scheliff, 60 Lieues südwestlich von Algier und 20 von Maskara und wäre in militärischer Hinsicht wichtig, da es auf einer Anhöhe liegt, wenn es nicht von Höhen umgeben würde, die es beherrschen. Abd el Kader beschloß diese alte Römerstadt, deren Ruinen sehr gut erhalten sind, zur Hauptstadt seines Reiches zu machen und legte zu diesem Zwecke an dem nahe vorbeifließenden Flusse mehrere Mühlen an, erbaute aus den vorhandenen Ruinen ein Fort, gründete eine Waffenfabrik und machte sogar den Versuch, schweres Geschütz zu gießen. Die Stadt selbst besteht kaum aus 200 Häusern und wird von Kulugulis bewohnt, die Abd el Kader mit Gewalt aus Tlems-em, Mazuna und Medeah dahin zog. Maskara ist in Folge der seit der französischen Besitznahme eingetretenen Verhältnisse immer mehr in Verfall gerathen. Mostaganem liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden der ganzen Provinz, die sich vorzüglich zum Getreidebau eignet. Der ganze Landstrich zwischen Mostaganem und Mazagran war ehemals mit reichen Feldern und anmuthigen Wohnungen bedeckt, doch die Feindseligkeiten seit 1833 haben diese einst so blühende Gegend fast ganz verheert. Die Einwohner des Districts von Mostaganem sind sehr betriebsam und die Stadt selbst ist als Station für den Handel mit den Eingebornen sehr wichtig. Das Aufblühen des auswärtigen Handels wird durch den Mangel eines guten Hafens verhindert, der aber zum Theil durch die Nähe von Arzew ersetzt werden kann. Früher war Mostaganem sehr bevölkert, man zählte noch im Jahre 1830 gegen 15,000 Seelen, seitdem ist diese Zahl auf 2300 herabgesunken. Die daselbst ansässige europäische Bevölkerung betrug 1840 noch nicht 100 Köpfe. Schon zur Zeit der Römerherrschaft gab es hier eine Colonie mit einem ansehnlichen Hafen, die wahrscheinlich durch die furchtbaren Erdbeben an der afrikanischen Küste unter Gallienus gänzlich vernichtet wurde. Die Gründung der arabischen Stadt setzen einheimische Chroniken ins 12. Jahrhundert. Sie wurde bis ins 16. Jahrhundert von einheimischen unabhängigen Häuptlingen regiert, fiel aber dann in die Gewalt der Türken. Seit dieser Zeit erhielt sie größere Bedeutung; Matamore, bisher eine Vorstadt von Mostaganem ward mit eignen Befestigungen versehen. Einwanderung maurischer Familien erhöhte die Bevölkerung bis auf 40,000 Seelen; doch nach und nach bereiteten die Einfälle der Spanier, die Räubereien der Araber und die Bedrückungen der türkischen Gouverneure dem Handel und der Industrie den Verfall und die Bevölkerung nahm sichtbar ab. Zur Zeit der französischen Occupation waren Handel und Industrie so herabgekommen, daß

sie kaum den Bedürfnissen der Einwohner genügten. Im Jahre 1831 wurde das Commando von Mostaganem dem Kaid Ibrahim übertragen, den aber die Stämme der Umgegend nicht anerkannten und im Jahre 1833 nahm General Desmichels mit einer französischen Besatzung förmlich Besitz. Bei der Annäherung der Franzosen entflohen die Bewohner von Mazagran und die von Mostagamen erhielten den Befehl, die Stadt innerhalb zwei Stunden zu räumen. Erst als Maskara erobert war, wurde Mostaganem mit den Bewohnern, welche aus jener Stadt ausgewandert waren und sich, so wie die von Kallah und Mazuna unter französischen Schutz begeben hatten, wieder bevölkert. Mazagran erhielt durch die Kabylen von Arzew neue Bevölkerung. Arzew ist seines Hafens und des sich daran knüpfenden Handels wegen wichtig. Man sieht in seiner Nähe, etwa 6000 Metres vom Meere entfernt, die Ruinen einer Römerstadt, die wahrscheinlich Arsenaria hieß. Ein aus Marocco vertriebener Kabylenstamm ließ sich auf diesen Trümmern nieder und legte das Dorf Arzew an. Seit der Besitznahme des Hafens durch die Franzosen unter General Desmichels, 6. Juli 1833, wurde das Dorf verlassen, das umliegende Land von Garabas bewohnt und zum Theil bebaut. Die neuen Anlagen am Hafen haben noch keine Bedeutung. Die kleine Insel Harschgun, 28—30 Lieues von Oran entfernt, ist nur militärische Position und Zollstation, gegen 800 Metres lang, 200 Metres breit, und nur von der Südwestseite zugänglich. Besondere Wichtigkeit erhielt diese Insel nach dem Frieden an der Tafna, da in dem 14. Art. desselben festgesetzt war, daß Abd-el-Kader den Handel zur See nur mittels der französischen Häfen treiben dürfe, und diese Bestimmung von hieraus am besten überwacht werden konnte. Es wurde daher ein Zollhaus und ein Wachtposten auf der Insel angelegt und zwischen der Insel und dem Festlande kreuzten zwei bewaffnete Tartanen, welche allen Schiffen, die von Marocco, der spanischen Küste und Gibraltar kamen, das Einlaufen in die Tafna verwehrten und sie nach Oran oder in andere französische Häfen wiesen. Später beschränkte man das absolute Verbot auf Waffen, Pulver, Blei und andere Kriegsbedürfnisse; während ein provisorischer Zolltarif die Aus- und Einfuhr anderer Waaren an dieser Stelle regelte. Im Allgemeinen ist die Provinz Oran mehr gebirgig als eben; fast ganz ohne Waldungen, besonders längs der Küste, nur einige Baumpflanzungen bemerkt man in der Nähe der Städte. Die Flüsse sind unbedeutend, lebendige Quellen selten. Hier und da trifft man warme Quellen, meist mit Ruinen römischer Bäder. Das Klima ist gesund, da die Hitze durch die Seewinde gemildert wird, der Boden im Allgemeinen fruchtbar, nur die Umgegend der Hauptstadt ist wenig zum Anbau geeignet. Oran, so heißt die Hauptstadt der Provinz, ist durch ihre Lage ganz zur Handelsstadt bestimmt. Sie liegt im Grunde des Meerbusens gleichen Namens am östlichen Abhange des Berges zum heiligen Kreuze. Der Hafen der Stadt, Mers-el-Kebir, zwei Stunden nördlich von der Stadt, ist einer der größten und der von der Natur begünstigtsten an der ganzen nordafrikanischen Küste. Von beträchtlicher Tiefe und ringsum mit ansehnlichen Höhen umgeben, kann er die größten Schiffe aufnehmen und einem ziemlich bedeutenden Geschwader Schutz gewähren. Das einzige Unangenehme ist der Mangel an ergiebigen Quellen süßen Wassers für den Bedarf der Schiffe, die sich damit nicht ohne Schwierigkeit von Oran aus versehen müssen. Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen Oran und dem Hafen, der zu Wasser nicht immer leicht ist, wurde eine Straße zwischen beiden Punkten angelegt. Die Stadt selbst verdankt ihre Entstehung den Spaniern, wenigstens als Festung. Schon im Jahre 1501 machten die Portugiesen einen vergeblichen Angriff auf den Hafen Mers el-Kebir; im September 1509 besetzte es Don Diego von Cordoba mit 5000 Spaniern für Ferdinand den Katholischen. Zwar ging es bald wieder verloren, doch der Cardinal Ximenes unternahm 1509 eine zweite Expedition nach Afrika und hatte in kurzer Zeit Oran, Algier, Bugia und Tripolis in seinen Händen. Die Bewohner von Algier riefen dagegen den berühmten Seehelden von Mytilene, Arudsch Barbarossa zu Hülfe, der 1516 den Spaniern Algier wieder abnahm und daselbst einen Seeräuberstaat gründete, welcher nach Arudsch's Tode 1518 der Schutzherrschaft des Sultans der Osmanen unterworfen ward. Die Spanier behielten auch nach

dieser Zeit noch einigen Einfluß längs der Küste bis Tunis und Tripolis, bis sie durch den Feldzug Karl V. 1535 alle Besitzungen in Nordafrika verloren. Oran blieb noch bis zum spanischen Erbfolgekrieg in ihrem Besitz. Im Jahre 1708 wurde es von den Arabern überfallen und genommen: die Spanier konnten erst im Jahre 1732 daran denken, es ihnen wieder zu entreißen. Eine gewaltige Flotte, 12 Linienschiffe, 2 Fregatten, 39 kleinere Fahrzeuge und 500 Transportschiffe mit 28,000 Mann Landungstruppen am Bord verließ am 5. Juni den Hafen von Cartagena und warf in wenig Tagen vor Oran Anker. Die 10—12,000 Mauren, welche die Stadt besetzt hielten, widerstanden nicht lange; der Bai von Oran entfloh und ließ sich später in Maskara nieder, und der spanische Feldherr Graf von Montemar nahm vier Tage nach der Landung, am 1. Juli, von der Stadt Besitz. Mit großen Kosten errichteten die Spanier jetzt bedeutende Festungswerke, drei Kirchen, ein Schauspielhaus und mehrere öffentliche Gebäude, doch ihre Herrschaft erstreckte sich nie über Kanonenschußweite von der Stadt. Oran diente ihnen zum Bagno für 5000 Sträflinge, welche an den Festungswerken arbeiten mußten, ein Verkehr mit den Arabern der Umgegend bestand eigentlich gar nicht. Diese durften nur mit verbundenen Augen und blos zu zu einem Thore hinein die Stadt betreten. Ein Corps von 500 Einheimischen, das in einem Lager unter den Mauern der Stadt unterhalten wurde, diente nur dazu, die weidenden Heerden zu beschützen. Den Proviant bezog man aus Sevilla, Almeira und Cartagena und die Kosten dieser nutzlosen und beschwerlichen Besitzung wurden von den Einkünften der Bulle de la Santa Cruzada bestritten, d. h. einer gleichsam freiwilligen Abgabe, welche von der Geistlichkeit erhoben und verwaltet wurde, um die Kosten des Kriegs gegen die Ungläubigen zu bestreiten. Der Untergang der spanischen Herrschaft in Oran begann in der Nacht des 9. October 1790, wo ein furchtbares Erdbeben die Stadt heimsuchte. Bald darauf belagerte Muhamed, Bei von Maskara, die Stadt mit allen ihm zu Gebote stehenden Truppen, und zwang endlich im März 1792 die Regierung zu einer schmachvollen Capitulation. Nach der Uebergabe der Stadt (die Spanier durften nur die Kanonen von Erz und ihre Vorräthe jeder Art mit sich nehmen), vertilgten die Mauren alle Spuren der spanischen Herrschaft, die Festungswerke wurden größtentheils abgetragen, und die Häuser zerstört.

Als Frankreich 1831 in Besitz von Oran kam, fand man fast nur eine Stadt in Trümmern, die erst völlig abgetragen werden mußte, ehe man die neuen Bauten errichten konnte. Seitdem ist nun die neue Stadt und Festung entstanden, die zwar später nach der Einnahme von Konstantine, etwas vernachlässigt wurde, weil man die Absicht zu haben schien, den Schwerpunkt der Herrschaft Frankreichs in Afrika nach dieser Seite hinzuziehen; doch die jüngsten Ereignisse gaben Oran wieder mehr politische Wichtigkeit.

Orange, Bezirk im franz. Departement Vaucluse, etwa $18^1/_2$ □M. groß mit gegen 60,000 Einw. und der Hauptstadt Orange (das römische Aurasio), an der Meyne, in einer an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend mit 9500 Einw., welche Leinwand- und Sergefabriken, Färbereien und Sägemühlen unterhalten, und vielen römischen Alterthümern, unter denen ein noch ziemlich erhaltenes Amphitheater, ein Triumphthor mit drei Bogengängen, ein Circus, Wasserleitung, Bäder u. A. m. sich auszeichnen. Die Stadt Orange war früher Hauptstadt des kleinen Fürstenthums Orange oder Oranien, welches vom 11. bis 16. Jahrh. eigne Fürsten hatte. (S. Oranien.)

Orangemen oder Orangemänner oder Orangelogen. Keine Geschichte irgend eines europäischen Staats und Volks bietet ein so buntes und interessantes Gewebe der verschiedensten Bestrebungen und Kämpfe dar, als die englische. Nirgends anders als hier gehen Tyrannei und ruhiger Fortschritt und freie Entwicklung des Volkslebens, Grausamkeit und Edelsinn, Gewaltthätigkeit und Recht mehr Hand in Hand als in dem Lande, das als der Sitz der Freiheit gerühmt wird, es auch in vieler Hinsicht ist und doch so oft von Parteiung und beschränktem Krämergeist an den Rand des Abgrunds gezogen wird. Die eigenthümliche Gestaltung der Landesinstitutionen, die oft Unrecht für Recht gelten läßt, enthält aber auch den Keim des Bessern und läßt Ereignisse fast spurlos vorüberge-

hen, die andern Staaten längst den Untergang gebracht hätten. Einen tiefen Blick in diese seltsamen bürgerlichen und politischen Verhältnisse des britischen Reichs, ein Beispiel der Festigkeit, Sicherheit und Kraft der britischen Staatseinrichtungen bietet die Geschichte der Entstehung, Fortbildung und des Endes derjenigen kirchlich-politischen Verbindung, die unter dem Namen des Orangebundes bei den Zeitgenossen noch in frischem Andenken steht. Der Name Orangemänner verdankt seine Entstehung ohne Zweifel der letzten Besiegung Irlands durch Wilhelm III. Seit dieser Zeit gewöhnten sich die katholischen Irländer, die protestantischen Anhänger des Königs Wilhelm aus dem Hause Oranien mit diesem Spitznamen zu bezeichnen und nach und nach nahmen die Protestanten in Irland diesen Spottnamen als Unterscheidungszeichen an, jemehr sie sich als kirchlich-politische Partei constituirten. Die Entstehung von Orangelogen datirt aber erst seit dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts.

Fortdauernde Aufstände, die stets mit Niederlagen und immer härterem Drucke für die Ueberwundenen endigten, hätten wohl die Irländer zur Ueberzeugung bringen sollen, daß es ihnen nie gelingen würde, sich dem englischen Joche zu entziehen. Wenn sie nach so bittern Erfahrungen ihren Entschluß nicht aufgaben, sich auf irgend eine Weise das vorenthaltene Recht zu verschaffen, so muß man in dieser ungewöhnlichen Ausdauer eine Eigenthümlichkeit des irischen Nationalcharacters erkennen, die den Gegnern wenigstens Achtung hätte einflößen sollen. Eine zweite Nationaleigenthümlichkeit ist die Verschlossenheit des Irländers, welche den verschiedenen Verschwörungen gegen die englische Herrschaft nicht geringen Vorschub leistete. Was sie mit offener Gewalt nicht zu erringen vermochten, suchten sie jetzt auf verstecktem Wege zu erreichen und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich demnach das kirchlich-politische Bundeswesen in Irland, das unter den verschiedenen Formen und wechselnden Namen nur demselben Ziele zustrebte: Abwehr der englisch protestantischen Anmaßungen. Im Jahre 1761 verbanden sich die sogenannten Weißburschen (Whiteboys), denen sich bald die Eichenherzen (Hearts of oak) zugesellten. Durch einen furchtbaren Eid verpflichteten sich die Bundesglieder zu einem Vertilgungskrieg gegen die Protestanten. Die nordamerikanische Revolution und der hartnäckige Kampf, den England mit der empörten Colonie zu führen hatte und die es zwang, aus Irland sämmtliche Streitkräfte herauszuziehen, begünstigte das Streben der Irländer nach größerer Unabhängigkeit. Der bewaffnete Verein, der unter dem Namen der irischen Freiwilligen den Schutz des Landes gegen Feinde übernehmen sollte, und schon nach wenigen Jahren (1781) bis auf 50,000 Mann angewachsen war, nöthigte England zu einigen Concessionen, von dem die wichtigste die Bewilliguug eines eignen Parlaments war (1782). Der Ausbruch der französischen Revolution steigerte die Hoffnungen der Irländer, veranlaßte aber auch England zu gewaltthätigern Maßregeln. Die Verbrüderungen auf beiden Seiten nahmen zu und traten zu einem offenen Kampfe heraus, während die Regierung immer mehr die Volksrechte mit Füßen trat und zum Terrorismus sich hinneigte, was um so leichter geschehen konnte, da das Parlament eine feile Rotte verkäuflicher Menschen wurde, die um Pension und Stellen ihren wahren Beruf gänzlich vergaßen. Im südlichen katholischen Irland bildete sich der Bund der Rechtburschen (Rightboys), zunächst gegen den Zehentdruck gerichtet, im nördlichen bestand noch immer der Bund der vereinigten Irländer auch Defenders genannt, welche bürgerliche und politische Freiheit überhaupt forderten. Zwischen beiden Bünden erhob sich die Gesellschaft der irländischen Freunde für Freiheit und Ruhe, welche, in der Ueberzeugung, daß Irland das englische Joch nie abschütteln werde, wenigstens staatsrechtliche Gleichheit mit dem Schwesterstaate verlangte.

Gegen diese Verbrüderungen erhoben sich jetzt die Protestanten und errichteten den Orangebund*). Die erste Orangeloge wurde am 21. September 1795 im Hause

*) Unter den Organisten, welche man damals auch wohl mit den Break-of-day-boys verwechselte und ebenso nannte, unterschieden sich vier Hauptparteien, welche sich durch besondere Bänder oder Cokarden auszeichneten. Die gemäßigtste Partei trug blaue Abzeichen, ihre Mitglieder gaben sich selbst für Freimaurer aus, und waren

eines Mannes, Namens Sloan, im Dorfe Longhall gestiftet und die Zahl der Logen vermehrte sich um so schneller, als eine andere Partei sich mit ihnen verband, welche, weil sie die Katholiken von den Pachtungen vertrieb und ihre Stellen mit Protestanten besetzte, Break-of-day-party genannt wurde. Durch Orangistenpatente, welche die Mitglieder sich ausstellen ließen, suchten sie sich das Recht legaler Versammlungen zu verschaffen. Ihr ausgesprochener Zweck war Aufrechthaltung des Uebergewichts der protestantischen Kirche in Irland und Sicherstellung des Hauses Braunschweig auf dem Throne der vereinigten Königreiche. Wahrscheinlich ging die Tendenz des Bundes damals nicht weiter; doch wenn auch, von ihrer einseitigen Stellung aus betrachtet, die englisch-protestantische Partei völlig in ihrem Rechte zu sein scheinen konnte, so stand doch das höhere Recht auf Seiten der katholischen Irländer. Denn diese hatten sich niemals freiwillig unterworfen, nie den Raub ihres Kirchengutes, die politische Vernichtung ihrer nationalen Selbstständigkeit anerkannt. Das ewige, unvertilgbare Recht der Völker heiligt daher alle ihre Befreiungsversuche; das unverdorbene menschliche Gefühl wird sich nie mit einem Mißverhältnisse befreunden, wie es in Irland zu jener Zeit herrschend war und zum Theil noch jetzt herrschend ist. Von der gesammten Bevölkerung der Insel gehören $^{8}/_{10}$ zu der katholischen, $^{1}/_{10}$ zu der anglikanischen Kirche und $^{1}/_{10}$ zu andern Sekten. Die Mitglieder der anglikanischen Kirche sind größtentheils eingewanderte Engländer und durch die Eroberung Eigenthümer des bei weitem größten Theils des im Privatbesitz befindlichen Grundeigenthums geworden und ihre Kirche hat das sämmtliche Vermögen der katholischen an sich gerissen. Nach neuern Untersuchungen besaßen damals die englischen Protestanten in Irland eben so viele Kirchen als die Katholiken, sie hatten 424 Pfründen, deren Gemeinden weniger als 100 Einwohner zählten und 41, zu welcher außer dem Prediger Niemand gehörte. Diesen protestantischen Klerus mußte der katholische Irländer durch den Zehnten ernähren, während für sich und seine Familie oft nicht das Nöthige übrig blieb, den Hunger zu stillen. Diesen Zustand der Dinge wollten die Orangemänner aufrecht erhalten. Sie gingen freilich dabei von der Idee aus, daß nur vom Uebergewicht der protestantischen Kirche die Herrschaft des englischen Königshauses in Irland abhinge, und da Englands Verfassung damals noch ungleich mehr als gegenwärtig auf der Macht und dem Ansehen einer reichen Adelsaristokratie beruhte und der Adel einen großen Theil seines Unterhalts und seines Reichthums aus dem Kirchenvermögen zog, so war es dieser Grundansicht allerdings entsprechend, wenn man das politische Uebergewicht auch mit dem kirchlichen als gleichbedeutend ansah. Diese Ansicht war damals in England die allgemein herrschende und der Orangeverein erschien als so loyal, daß man schon nach wenigen Jahren selbst die Theilnahme mehrerer Prinzen aus dem königlichen Hause, der Herzöge von Clarence, von Cumberland, von York u. A. für ganz unbedenklich hielt, und daß schon im Jahre 1798 die große Loge von Irland organisirt wurde. Die Verbündeten zeichneten sich natürlich vom Anfang an durch energische Verfolgung der aufgestellten kirchlich-politischen Zwecke aus, sie stellten sich schroffer als Partei den Irländern gegenüber und fachten dadurch den kirchlichen und politischen Haß des unterdrückten Volkes um so heftiger an. Die öffentlichen Aufzüge der Bundesglieder, die orangistischen Bänder und Fahnen, die sie trugen, die jährliche Feier des Tages der Schlacht am Boyne (12. Jul. 1690), in welcher Wilhelm III. die jakobitischen Irländer besiegt hatte, überhaupt das offene und feste Auftreten gegen Alles, was den Iren heilig sein mußte, gegen ihre Kirche, ihre Nationalität, ihre Erinnerungen, ihre Sprache, rief nothwendig den heftigsten Widerstand hervor. Daher schlossen sich die „vereinigten Irländer" fester aneinander und bald hatte sich vom Norden aus eine

---

auch wohl nur die der hanöverschen Dynastie am eifrigsten ergebenen Mitglieder dieser besondern Verbrüderung. Eine andere Partei hatte orangefarbene Cokarden; ihr durch einen Eid angelobter Zweck war Treue gegen die Regierung und Vertilgung des Katholicismus; sie hauptsächlich bildete die Grundlage des Orangebundes, welche deshalb auch jene Farbe allein beibehalten hat. Zu blutgierigem, religiös-politischem Fanatismus stieg der Parteigeist bei einer dritten Partei, deren Abzeichen orangefarben und blau waren und endlich gab es eine Bande von nichtswürdigem Gesindel, die grüne Cokarden oder Bänder trug. Aus diesen Elementen ging der Orangebund hervor.

geheime nationale Verbindung über die ganze Insel verbreitet, welche fast eine halbe Million bewaffneter Mitglieder zählte. Die beabsichtigte Verbindung mit dem revolutionären Frankreich zu einem allgemeinen Aufstande wurde zwar verhindert, da die Regierung zeitig davon unterrichtet wurde; doch zahlreiche blutige Localaufstände, in welchen sich die Wuth eines Jahrhunderte lang gereizten Volks mit aller Grausamkeit gegen die Orangisten Luft machte, brachen wiederholt aus und konnten nur durch kräftige Waffengewalt unterdrückt werden. So hatte das Recht des Stärkern abermals gesiegt, zugleich sich aber eine Gefahr enthüllt, deren Größe man bis dahin nie geahnt hatte. Bei minderer Gunst des Glücks (von Vorsicht kann man nicht reden, da nur Verrath den Schlüssel zum Geheimniß gab) wäre Irland fast für die britische Herrschaft verloren gewesen. Statt aber durch aufrichtige Rückkehr zu wahrer Gerechtigkeit einer Erneuerung der Gefahr vorzubeugen, glaubte man in der Unterdrückung fortfahren und Irland noch enger fesseln zu müssen, um sich das durch Eroberung Gewonnene zu sichern, legte aber dadurch den Grund zu einer Entwicklungsstufe, die in der neuesten Zeit immer kräftigere Blüthen trieb.

Bis jetzt hatte Irland sein eigenes Parlament gehabt; und obgleich es nur aus Protestanten bestand und also das Uebergewicht der orangistischen Partei fortwährend gesichert war, so mußte doch durch die Theilnahme aller Iren an der Wahl, theils durch den in eine solche Versammlung sich immer mehr bildenden Corporationsgeist, theils durch die Verschiedenheit vieler Localinteressen eine gewisse Selbständigkeit erhalten werden, welche unter Umständen den ihrer Natur nach auf alleinige Gewalt gerichteten Tendenzen der englischen Regierung hemmend entgegen treten konnte. Schon längst hatten britische Staatsmänner darauf gedacht, dieses Hinderniß zu beseitigen, und nichts schien zweckmäßiger, alle Interessen vereinigender als eine Vereinigung Irlands mit dem britischen Reiche in dem Maße, daß beide Parlamente verbunden würden und Eine Gesetzgebung sich über das ganze britische Reich erstreckte. Dieser Plan gehörte auch zu Pitt's Lieblingsprojecten; und er hatte ihm im Geheimen und öffentlich mit beharrlichem Eifer vorgearbeitet. Das irische Parlament hatte ihn mehrmals mit Entrüstung zurückgewiesen, weil in der Union der letzte Rest der Selbständigkeit Irland's unterzugehen schien; doch durch Drohungen, Bestechungen, moralischen Zwang und alle mögliche Verführungsmittel der sogenannten feinen Politik gelang es endlich im Jahre 1800, für Pitt's Vorschlag im irischen Parlamente eine kleine Majorität zu erreichen, während unter dem Schutze einer Militär- und Milizmacht von 150,000 Mann, die damals in Irland stand, die Petitionen für die Union nur 3000, die Petition gegen dieselbe aber 700,000 Unterschriften erhielten. Dadurch schien das Gebäude der englisch-protestantischen Suprematie seinen Schlußstein erhalten zu haben. Jede auch nur denkbare Selbständigkeit der irischen Repräsentation konnte sofort durch die weitaus überwiegende Mehrzahl der englischen und schottischen Parlamentsmitglieder unterdrückt und auf solche Weise jeder Gewaltmaßregel der Schein gesetzlicher Form gegeben werden. Die Nothwendigkeit, den katholischen Einfluß ganz und gar auszuschließen, schien jetzt aufs neue durch die Grundgesetze des Reichs anerkannt und bestätigt zu sein und der Orangebund, der sich bisher mehr in den nördlichen, von den englischen Einwanderern vorzugsweise besetzten Grafschaften gehalten hatte, konnte sich ungehindert, unter dem Schutz der Regierung auch nach dem Westen und Süden ausbreiten. Er bildete den Träger des englisch-protestantischen Interesses in Irland und da die katholischen Iren von allen politischen Rechten bis auf einen geringen Rest ausgeschlossen waren, so gelang es den Orangisten leicht, sich in den wichtigsten Staatsämtern festzusetzen, die Richterstellen, namentlich die der Friedensrichter, an sich zu reißen und die städtischen Corporationen mit dem Rechte der Besteuerung und Kassenführung ohne alle Verantwortlichkeit, ja sogar mit dem der Selbstregierung durchgängig zu einem Vorbehalte der Ihrigen zu machen. Dazu kam die Unterstützung durch die Waffengewalt, welche das Institut der Yeomanry dem Bunde darbot. Diese Volksmiliz besteht fast durchgängig aus den kleinern protestantischen Gutsbesitzern, welche sich als natürliche Wächter und Vertheidiger des Protestantismus betrachten mußten.

Doch wie umsichtig und klug man auch Alles berücksichtigt hatte, um diesem Plan das Gelingen zu sichern, eins hatte man vergessen: daß ein freies Volk wohl eine Ungerechtigkeit gegen ein anderes begehen könne, daß es aber allmälig zur Erkenntniß derselben kommen müsse. Schon Pitt hatte bei Herstellung der Union auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die katholischen Irländer in allen staatsbürgerlichen Rechten mit den protestantischen gleichzustellen. Ihm gelang es nicht, diese Forderung durchzusetzen und als sich die Orangelogen auch nach England übersiedelten, um das ganze Reich mit ihren Ideen zu erfüllen und ihre Wirksamkeit immer universeller zu machen, da schien jede Hoffnung für Irland verloren. Doch gerade dieses Uebersiedeln der Orangelogen nach England legte den ersten Grund zu ihrem Falle. Im Jahre 1808 wurde die erste große Loge in Manchester errichtet, die man später im Jahre 1821 nach London verlegte; dadurch ward man in England genauer mit dem Wesen dieser Verbindung bekannt und bald (1811) zeigten sich selbst bei den Richtern Zweifel über die gesetzliche Statthaftigkeit eines Vereins, welcher nur Mitglieder einer bestimmten Religion aufnähme und Feindschaft gegen die Anhänger einer andern Religion zum anerkannten Zweck habe. Auch der „katholische Verein" in Irland erregte Verdacht und sollte unterdrückt werden, da er aber seine Thätigkeit streng auf das gesetzliche Petitionsrecht beschränkt hatte, so blieb er ungestört und verdoppelte seine Thätigkeit, seitdem im Jahre 1812 die Stimmung des Parlaments angefangen hatte, der Emancipation etwas günstiger zu werden. Mit dem Fortschreiten der Emancipationsfrage entwickelten aber auch die Orangemänner eine größere Thätigkeit, um durch erhöhten Eifer, kühneres Auftreten und Vermehrung der physischen Gewalt den Ausfall zu ersetzen, welchen das protestantische Uebergewicht theilweise in der öffentlichen Meinung zu leiden anfing. Schon wurden einzelne Militärpersonen, damals wohl nur noch aus den höhern Graden, in den Orangebund gezogen und bei jeder irgend schicklichen Veranlassung, regelmäßig aber am Jahrestage der Schlacht am Boyne, durch lärmende übermüthige Aufzüge der Trotz und die Entschlossenheit der Mitglieder neu entflammt. Damit nahm indeß die Sache eine bedenkliche Gestalt an. Schon im Jahre 1821 erklärte der Herzog von York, obgleich ein eifriger Gegner der Katholikenemancipation, seinen Austritt aus dem Orangebunde, weil die Verbindung seiner Meinung nach gesetzwidrig sei und die Regierung fand sich während der Jahre 1822 bis 1829 mehrere Male veranlaßt, die Theilnahme von Militärpersonen an den Logen zu verbieten. Zugleich rückte die Emancipationsfrage ihrer unaufhaltsamen Entwicklung immer näher und zwar war es den Tories vorbehalten, sie durchführen zu müssen, freilich gegen den entschiedensten Widerspruch ihrer exaltirtesten Häupter und erst dann, als der Herzog von Wellington erklärt hatte, ohne die Emancipation Irland nicht regieren zu können. (S. Irland).

Dieses große Ereigniß brachte eine völlige Aenderung in den Verfassungsangelegenheiten des vereinigten Königreichs hervor und war für die Sache der Orangemänner von unermeßlichen Folgen. Mit der Emancipation der Katholiken war die unbedingte Herrschaft des Protestantismus und die englische Nationalität in Irland gebrochen, das protestantische Monopol der Gesetzgebung ging theilweise auf die irischen Katholiken über und ihr Eintritt in das Parlament mußte nothwendig der liberalen Partei eine bedeutende Verstärkung geben; Irland trat in ein neues Stadium seiner Geschichte. Schon längst hatten die Whigs als liberalere Partei den Tories gegenüber gestanden, doch ohne daß jene sich als eine eigentlich demokratische Partei angekündigt hätte, sondern weil ihre Auffassung des Aristokratismus überhaupt eine humanere war, und sie, um gegen die Tories die nöthige Kraft zu gewinnen, sich auf das Volk stützen mußten. Für die Orangisten war diese Trennung der britischen Aristokratie von geringer Erheblichkeit, denn theils war die Nothwendigkeit der britischen Suprematie in Irland noch nicht bezweifelt worden, theils hatten sich die Whigs noch nie lange am Staatsruder behaupten können, vielmehr war das Uebergewicht im Ganzen noch immer den Tories geblieben. Jetzt änderte sich das ganze Verhältniß. Die Irländer mußten sich mehr zu den Whigs als zu den Tories hingezogen fühlen und eine Verbindung zwischen Beiden das System ernstlich in Gefahr bringen, nach

welchem bis dahin Irland regiert worden war. Ja unter den Tories selbst hatte sich bei den Verhandlungen über die Emancipationsbill eine bedenkliche Spaltung gezeigt und ein Theil von ihnen den Grundsatz des unbedingten protestantischen Uebergewichts geradhin aufgegeben. Was früher daher als staatsrechtliche Ansicht des ganzen englischen Volks galt, war jetzt nur noch die Lehre einer Partei, die nicht einmal die Mehrheit bildete. Der Verein der Orangemänner war damit selbst zur Partei geworden und sah sich in seinen innersten Interessen bedroht. Diese Umgestaltung der Verhältnisse war freilich anfangs noch keineswegs entschieden, noch standen die Orangelogen in manchen Punkten mit den Ansichten der Regierung im innigsten Zusammenhang. Daher wurde denn auch noch vor der Emancipationsbill die Auflösung des „katholischen Vereins", befohlen, dessen Zweck allerdings schon als erreicht betrachtet werden konnte, ferner ward der Wahlcensus in Irland von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht, auf dringendes Verlangen der Orangisten, und so das Wahlrecht abermals auf protestantische Grundbesitzer beschränkt. Doch das Alles war nur Präservative und rettete die Partei vor ihrem endlichen Schicksal nicht. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sie sich nur noch vertheidigte, daß sie ihren alten Credit in der Meinung des Volks schon verloren hatte.

Was vorauszusehen war, geschah. Der nur auf einige Zeit unterdrückte katholische Verein reconstruirte sich wieder, mit dem Tode Georg IV. und dem Regierungsantritt Wilhelm IV. nahm die schon lange angeregte Reformfrage einen neuen Aufschwung, das Toryministerium mußte sich bald nach Eröffnung des Parlaments im November 1830 zurückziehen und das Ministerium des Grafen Grey trat an seine Stelle. Unmittelbar darauf begann der große Kampf um die Parlamentsreform. O'Connel stiftete eine „Irische National-Union", welcher gegenüber sich eine „Orange-National-Union", bildete. Der Orangebund, der seit der Emancipationsbill sich fast unthätig gezeigt hatte, entfaltete von neuem eine größere Thätigkeit und suchte sich nach allen Seiten auszubreiten. Vorzüglich gelang es ihm, die nur aus Protestanten bestehende irische Yeomanry, unter welcher er stets einen großen Anhang gehabt hatte, für sich zu gewinnen und die Klagen über die Parteilichkeit, Eigenmächtigkeit und Grausamkeit, welche sich dieses wesentlich zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung bestehende Milizcorps hatte zu Schulden kommen lassen, wurden so allgemein und laut, daß selbst im Parlamente ein Antrag auf dessen Aufhebung, freilich ohne Erfolg, gestellt wurde. Was war natürlicher, als daß das unterdrückte Land sich selbst zu helfen suchte? Der Bund der bewaffneten „Bandmänner" organisirte sich von neuem. Inzwischen hatte das Oberhaus die vom Unterhause angenommene Reformbill verworfen und die politischen Unionen durch diesen unklugen Widerstand erbittert und befördert, verbreiteten ihre Thätigkeit über das ganze Reich. Die, damals das liberale Princip vertheidigende „Times" forderte geradezu zur Volksbewaffnung auf und vergeblich erließ der König ein Manifest gegen die politischen Verbindungen. Im December 1831 wurde das Parlament wieder eröffnet und die neue Reformbill vorgelegt; zugleich aber brachten die Minister auch eine Revision des Zehentwesens in Irland in Antrag, da die fortwährend blutigen Scenen in dem unglücklichen Lande das Mißverhältniß klar genug an den Tag legten, das zwischen den Forderungen der Gerechtigkeit und des Hergebrachten bestand. Leider fehlte es aber der Regierung an Entschiedenheit oder an Ueberblick oder an beiden zugleich. Sie selbst konnte über die Zehentfrage zu keinem bestimmten Entschlusse kommen. Graf Grey hielt die Forterhebung des Zehenten noch immer für möglich und sämmtliche Minister glaubten noch immer in dem Orangebund ihre Hauptstütze zu sehen. Dieser, als der starre, eifrige Repräsentant des historischen Rechts, konnte den Fortschritten, welche die Sache der Reform in England machte, nicht günstig sein, da eine Aenderung der Verhältnisse in Irland als eine wahrscheinliche Folge erwartet werden mußte. Er schloß sich daher um so enger den heftigsten Tories an und verdoppelte seine Anstrengungen, seine Logen auch über England zu verbreiten, um den für die Reform kämpfenden Volksunionen ein Gegengewicht zu geben. Während dem schwankte das Schicksal der Reformbill nach der einen wie nach der andern Seite, denn auch der Herzog von Wellington

hatte unter dem Namen eines Conservative-club einen Antireformclub gebildet und dadurch den Associationen immer weitere Ausdehnung gegeben. Die Verhandlungen im Unterhause waren glücklich beendet, selbst im Oberhause die zweite Lesung der Reformbill schon beschlossen, als ihr Schicksal von Seiten der Minister höchlich bedroht wurde, indem sie wegen einer Minderheit bei einer anscheinend nur formellen Abstimmung ihre Abdankung gaben. Sie blieben, nachdem der König die früher verweigerte Zustimmung zur Ernennung der erforderlichen Zahl neuer Peers für den Nothfall gegeben hatte, viele der gemäßigten Tories stellten ihren Widerstand ein und in der Mitte des Jahres 1832 bestand die Reformbill endlich ihr letztes Stadium und wurde, freilich mit vielen Modificationen, auch vom Oberhause angenommen.

Doch wenn auch auf diese Weise der große Kampf glücklich geendet war, die Aufregung der Gemüther beruhigte sich nicht, sondern nahm im Gegentheil einen immer drohendern Charakter an. Stanley, der damalige Staatssecretär für Irland, glaubte die Ruhe dadurch wieder herzustellen, daß er die Zehnten in eine Grundsteuer umwandelte, und befriedigte damit keine Partei. O'Connell (s. d.) regte das Volk dagegen auf und organisirte auf der ganzen Insel einen Widerstand, wie er in dieser Allgemeinheit, Hartnäckigkeit und Consequenz vielleicht nur in Irland möglich ist. Niemand entrichtete den Zehnten oder die durch Stanley an dessen Stelle gesetzte Steuer; die Pflichtigen ließen sich ruhig auspfänden, aber dann fand sich gewöhnlich Niemand, der die abgepfändeten Sachen hätte kaufen mögen. Bewaffnete Banden von Weißburschen durchzogen bei Nacht das Land und übten grausame Volksrache an Demjenigen, der die Zehentsteuern entrichtet oder etwas von den Pfandstücken gekauft hatte. Im Herbst des Jahres 1832 hatte allein der Kanzleihof von Dublin über 1200 Executionsmandate wegen rückständiger Zehentsteuern erlassen. Das Grey'sche Ministerium war den Forderungen der Zeit nicht gewachsen; Graf Grey selbst glaubte die Bahn des Fortschritts mit der Reformbill geschlossen und schickte Regiment auf Regiment nach Irland, in der Meinung, er könne den bestehenden Zustand mit Gewalt aufrecht erhalten. Aber dem war nicht so. Die Wahlen für das neue Parlament gingen vor sich und fielen, trotz allen Anstrengungen der Regierung, immer mehr im Sinne der Reform aus. Je bestimmter die Regierung den irischen Katholiken fernere Zugeständnisse auf ihre Forderungen versagte, desto lauter erhob O'Connell seine Stimme für die Wiederaufhebung der Union und von den irischen neu gewählten Parlamentsmitgliedern gehörten nicht allein bei weitem die größere Anzahl zu den Reformfreunden, sondern gegen 60 der Gewählten waren Anhänger der Repeal. Im Anfange des Jahres 1833 löste O'Connell, dessen Macht in Irland jetzt fast thatsächlich höher stand als die des Königs, die irische Nationalunion auf, die er bei den Verhandlungen über die Reformbill selbst hervorgerufen hatte, rief aber sofort wieder die aus den achtziger Jahren noch in ernster Erinnerung stehenden „Freiwillige" ins Leben, um mit ihnen die Repealfrage desto nachdrücklicher zu betreiben, und bot sogar diese Freiwilligen der Regierung zum Polizeidienste in Irland an, um die Ruhe zu erhalten; zugleich jedoch mahnte er das irische Volk in einer energischen Proclamation von den Gräueln ab, welche der religiöse und politische Fanatismus sich in jüngster Zeit nur zu oft erlaubt hatte. Bald darauf wurde das erste reformirte Parlament eröffnet. Es forderte in Bezug auf Irland, das nothwendig die Hauptstelle in den Berathungen einnehmen mußte, auf der einen Seite ein Gesetz zur Verstärkung der Regierungsgewalt — die sogenannte irische Zwangsbill — auf der andern ein Gesetz zur Reform der irischen Kirche, ein zweites zur Reform der irischen Corporationen und ein drittes zur Verbesserung der Grand-Jury. O'Connell widersetzte sich der Zwangsbill aufs Lebhafteste, zeigte sich aber mit den Reformmaßregeln zufrieden. Es war zu früh. Die Minister, welche erklärt hatten, alle eingebrachten Maßregeln nur als ein Ganzes betrachten und namentlich mit den irischen Reformvorschlägen stehen und fallen zu wollen, begnügten sich am Ende mit der Bewilligung der Zwangsbill und verschoben das Andere für bessere Zeiten. Diese Wortbrüchigkeit der Minister in Bezug auf Irland und O'Connell, bewies diesem Letzteren, wie wenig er von ihnen hoffen dürfe. Irland zwar wurde allmälig ruhiger.

Mit Hülfe der Zwangsbill hob die Regierung die Verbindungen der Weißburschen und der Freiwilligen auf und verhinderte durch die außerordentlichen Militärmassen, welche nach und nach herbeigezogen waren, jede bedeutende Ruhestörung; dabei schienen manche Schritte der Regierung, namentlich die Ernennung des beliebten Marquis von Wellesley zum Lordlieutenant von Irland an die Stelle des Lords Anglesea, auf die ernste Absicht zu deuten, den Zustand der Dinge in Irland zu verbessern. Die Irländer schienen zu den besten Hoffnungen berechtigt, sie entrichteten die Zehnten wieder und die Parlamentsverhandlungen des Jahres 1834 begannen in einem durchaus friedlichen, versöhnenden Geiste. Doch als die Minister die Erneuerung der abgelaufenen irischen Zwangsbill von neuem im Unterhause, wenn auch mit bedeutenden Milderungen, in Vortrag brachten, da trat O'Connell mit der Frage auf: ob die Bill mit Beistimmung der obersten Beamten für Irland eingebracht werde? und als keine bestimmte Antwort darauf erfolgte, ergoß er sich in den heftigsten Anschuldigungen gegen die Minister, indem er versicherte, daß er von ihnen auf das schändlichste betrogen sei. Es ergab sich aus den ferneren Verhandlungen, daß einige Regierungspersonen allerdings O'Connell mit dem Versprechen, die Bill solle nicht mehr erneuert werden, zu gewinnen gesucht hatten, aber nicht im Stande gewesen waren, dieses Versprechen im Ministerrathe durchzusetzen. Die Minister konnten, nachdem die Sache ein so großes, unangenehmes Aufsehen bekommen hatte, nicht wohl im Amte bleiben und Graf Grey erklärte im Oberhause, die andern Minister im Unterhause, daß sie ihre Entlassung genommen. An ihre Stelle trat das etwas entschiedener liberale Ministerium des Lord Melbourne.

Für Irland war diese Wendung der Dinge von außerordentlicher Wichtigkeit. O'Connell, sein talentvollster und thätigster Repräsentant, hatte seinen Einfluß auf den Gang der Regierung in einem Maße geltend gemacht, wie noch nie vorher. Er hatte mit einem für die irischen Interessen keineswegs eingenommenen Ministerium wie eine unabhängige Macht unterhandelt und es nach unerfülltem Versprechen zum Rückzuge genöthigt. Zugleich mußte es als ein bedeutender Gewinn betrachtet werden, daß Männer das neue Ministerium bildeten, welche in Ansehung der den irischen Katholiken zu machenden Concessionen viel vorurtheilsfreiere und entschiedenere Ansichten hegten, als die Mehrzahl ihrer Anhänger. O'Connell, der die Verhältnisse, wie nur jemals ein Volksführer, zu beurtheilen und zu benutzen verstand, erklärte sich daher, bei seiner Rückkehr nach Irland, offen für einen Anhänger des Ministeriums und dieses schien wirklich ernstlich bemüht, Irland durch Verbesserungen zu beruhigen. Die Verwaltung wurde milder und menschlicher und selbst zwei irische Katholiken, Graf Kinnair und Lord Killenn, wurden in den Geheimenrath für Irland berufen. Jetzt glaubte die Reactionspartei nicht länger säumen zu dürfen, wenn sie das völlige Hereinbrechen des Verderbens hindern wollte. Die Orangisten hielten große protestantische Versammlungen, die Torypresse beleuchtete die liberalen Maßregeln der Regierung auf ihre Weise und fing das Geschrei von Papstthum an; als plötzlich der Tod eines wenig bedeutenden alten Mannes die Tories unerwartet an das Ziel ihrer Wünsche zu bringen schien. Graf Spencer starb und sein Sohn, Lord Althorp, nunmehr in die Peerswürde und in das Oberhaus eintretend, mußte seinen Sitz im Unterhause und im Ministerium aufgeben. Die Tories benutzten die entstandene Lücke und die Spaltung im Lager der Liberalen, so wie die zunehmende Altersschwäche des Königs, um das Ministerium völlig aufzulösen und übernahmen, als ihnen dies gelungen war, in der Person des Herzogs von Wellington und Robert Peel's die Leitung der Geschäfte.

Mit dem Wiedereintritt der Tories in die Regierung wurden alle kaum vernarbte Wunden wieder aufgerissen, alle Leidenschaften des Parteigeistes und des kirchlichen Fanatismus von neuem in Bewegung gesetzt. Die Spannung der Zehentfrage stieg aufs höchste, die blutigen Auftritte bei Eintreibung der Zehnten erneuerten sich und die Gemetzel bei Rathcormack und Ballyshannon verursachten einen allgemeinen Schrei der Entrüstung durch die ganze Insel. Dazu kam noch, nach der sofortigen Auflösung des Parla-

ments, die Aufregung, welche die neuen Wahlen verursachten. Die Tories boten Alles auf, ihre schroffen Parteiansichten zu verbergen und sich sogar für Reformer auszugeben — umsonst, sie wurden bei allen Wahlen geschlagen. Gerüchte verbreiteten sich, daß das Ministerium zu Gewaltmaßregeln schreiten wolle und die Orangisten zeigten sich thätiger und einverstandener als je. Diese Aufregung theilte sich dem zu Anfang des Jahres 1835 zusammentretenden Parlamente mit. Es kam zu heftigen Angriffen gegen die Minister wegen ihres Schutzes gegen die Orangisten. Man hatte erfahren, daß die von den Orangelogen an den König gesandten Adressen von diesem angenommen und huldreich beantwortet waren, und forderte die Minister um so mehr zur Rechenschaft deshalb auf, da die Antworten, die der Herzog von Wellington im Jahre 1830 auf ähnliche Adressen den politischen Vereinen hatte geben lassen, ganz anders gelautet hatten. Dem Antrag, die Antwort des Königs dem Unterhause vorzulegen, folgte bald der noch bestimmtere und erfolgreichere des Irländers Finn auf Untersuchung des Zustandes der Orangelogen. Noch mehr Anträge waren theils gemacht, theils angekündigt, als das Ministerium, unfähig, sich gegen die wiederholten Niederlagen im Unterhause länger zu vertheidigen, sich zurückzog und nun abermals Lord Melbourne an die Spitze der Verwaltung trat.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die damalige Stellung der Orangelogen. Nicht leicht hat ein wahrhaft politischer Bund mit den Zwecken, welche dem Gange der Regierung widerstrebten, seine Verzweigungen so sehr durch alle Kreise der Gesellschaft, namentlich der Aristokratie, und bis in die Nähe des Thrones erstreckt, als der Bund der Orangemänner in derjenigen Gestalt, welche er nunmehr durch die eifrigsten Bemühungen seiner thätigsten Mitglieder annahm. So lange die Regierung und das englische Volk in der Hauptsache mit den Orangisten einverstanden war, war Irland allein der Hauptsitz ihrer Thätigkeit, jetzt wo es nicht mehr galt, nur die Hartnäckigkeit der Irländer zu besiegen, sondern das herrschende System zu stürzen, jetzt mußte man im ganzen britischen Reiche unter allen Ständen Anhänger zu gewinnen suchen. Und wirklich breitete sich der Verein nicht allein über das ganze Inselreich, selbst in Schottland, hauptsächlich durch die Bemühungen des fanatischen Obristen Fairman, sondern auch in den Colonien, nach Malta, Gibraltar, ja selbst nach Canada, Neusüdwales und Vandiemensland aus, das Heer sogar war von seinem Geiste in zwei feindliche Lager getheilt, es gab in 40 Regimentern Orangelogen. Mitglieder der hohen Aristokratie, wie der Herzog von Gordon, Graf Roden, Lord Kenyon, Ellenborough, Mandeville und Andere, überhaupt an 600 Mitglieder des englischen Adels, angesehene Geistliche, wie der Bischof von Salisbury, welcher Prälat des Ordens war, viele Stabsoffiziere, wie die Obersten Marwell, Perceval, Fairman, gehörten dem Vereine an, und selbst der Oberbefehlshaber des Heeres, Lord Hill, soll demselben nicht fremd gewesen sein. An der Spitze des Bundes stand als Großmeister sämmtlicher Logen der Herzog von Cumberland, das Haupt der Tories und als Feldmarschall von mächtigem Einfluß auf das Heer. Die Zahl der Logen belief sich in Irland auf 1500, in England auf 350, von denen jene im Ganzen 150—200,000 und diese über 100,000 Mitglieder zählten. Mit Einschluß der schottischen Logen und der Brüder in den Colonien kann man daher die Stärke des Bundes auf mindestens 300,000 Glieder annehmen, welche größtentheils bewaffnet waren. Zur Aufnahme waren nur Protestanten geeignet und selbst noch die protestantisch gewordenen Söhne katholischer Väter ausgeschlossen. Jedes Mitglied leistete bei seiner Aufnahme einen Eid und gab das Versprechen ab, die Grundsätze aufrecht zu halten, die Wilhelm von Oranien auf den britischen Thron setzten, d. h. Erhaltung, Sicherheit und Ascendenz der protestantischen Religion und Ausrottung oder Verdrängung des Katholizismus. Die Brüder hatten geheime Erkennungszeichen und waren verbunden, auf den Ruf des Großmeisters aller Logen sich zu einer bestimmten Zeit auf irgend einem angegebenen Punkte Englands bewaffnet einzufinden. Wer ein Jahr lang dem Bunde angehört hatte, konnte zu dem höhern Grade der Purpurmänner gelangen. Selbst der staatsbürgerliche Gehorsam gegen den König war nach den Grundsätzen der Orangemänner davon abhängig, daß dieser die Suprematie der protestantischen Kirche

aufrecht hielt. Eine so merkwürdige Gestalt hatte allmälig ein Verein angenommen, an dessen Loyalität bei seiner Stiftung Niemand zweifelte.

Vielleicht hatten die Angriffe auf die Orangelogen im Anfange hauptsächlich nur den Zweck, die Verbindung zwischen ihnen und den Tories an das Licht zu ziehen und diese dadurch um allen Credit beim Volke zu bringen. Die Orangisten machten sie selbst bedeutender, als sie wohl gemeint waren. Sie besaßen in diesem Augenblicke, wo ihr Glück offenbar im Sinken war, nicht Selbstbeherrschung genug, ihren maßlosen Parteihaß zu unterdrücken, wie sie bei dem Einzug des Lordstatthalters Mulgrave in Dublin durch ihr verhöhnendes Betragen und später durch die abermalige Feier des Jahrestages der Schlacht am Boyne bewiesen, ja Männer wie der Marquis von Londonderry und Shaw, die beide der vorigen Regierung angehört hatten, vergaßen sich so weit, im Parlamente mit einer Revolution der Orangisten zu drohen. Selbst protestantische Geistliche hielten in Irland Versammlungen und schürten durch ihre heftigen Reden das schon überall lodernde Feuer noch heller an. Dadurch wurde das Unterhaus darauf hingewiesen, die Untersuchung weiter auszudehnen, besonders da es dem unermüdlichen Hume gelungen war, allmälig eine Reihe von Thatsachen und Documenten zusammen zu bringen, die über das Treiben des Bundes das bedeutsamste Licht verbreiteten. Vieles von dem, was wir so eben über das Wesen desselben mitgetheilt haben, war erst das Resultat dieser Aufschlüsse. Dazu gesellten sich noch viele andere Gerüchte, Anschuldigungen und Befürchtungen. Die außerordentliche Verbreitung der Logen im Heere, auf der Flotte und in den Colonien war die erste Thatsache, welche man in diesem Umfange wenigstens vorher nicht geahnet hatte. Der Großmeister des Bundes stellte freilich in einem veröffentlichten Schreiben in Abrede, um die Aufnahme von Militärpersonen gewußt zu haben, allein die Minister glaubten vom Gegentheil überzeugt zu sein; auch widersprach diese Angabe dem gesunden Menschenverstande. Als der eifrigste und gefährlichste Agent des Bundes zeichnete sich der Obrist Fairman aus, an dessen Thätigkeit in den letzten Jahren sich die bedenklichsten Gerüchte über die Pläne des Bundes knüpften. Die Orangisten sollten nichts Geringeres zur Absicht gehabt haben, als auf gewaltsame Weise einen Thronwechsel herbeizuführen, den König Wilhelm abzusetzen und ihren Großmeister zum regierenden Vormund der minderjährigen Thronerbin, Prinzessin von Kent, zu machen oder ihn selbst auf den Thron zu erheben. Die nächsten und bestimmtesten Anzeigen eines so schweren Verdachts beruhten auf den Aussagen eines gewissen Haywood, der früher selbst Orangist und Großmeister einer Loge in Yorkshire gewesen war, jedoch aus innerer Ueberzeugung sich von dem Bunde abgewandt hatte. Seine Anschuldigungen gingen im Allgemeinen dahin, daß mehrere der heftigsten Orangisten im Jahre 1832 den verzweifelten Entschluß gefaßt hätten, auf die Entfernung des Königs hinzuarbeiten, weil derselbe die Reformbill sanctionirt habe. Seit jener Zeit sei dieser Plan auf alle mögliche Weise verfolgt, deshalb die Verbreitung der Logen nicht nur unter dem Volke selbst, sondern besonders auch im Heere und auf der Flotte so eifrig betrieben, deshalb endlich auch eine neue Loge in der Nähe der Wohnung der Prinzessin Victoria in Kensington gestiftet. Der Obrist Fairman habe im Jahre 1833 auf Befehl oder unter Mitwissen der großen Loge eine Reise durch Schottland und England gemacht, um unter der Hand zu erfahren, ob die Mitglieder des Bundes für den Fall einer Entthronung des Königs Wilhelm den Großmeister zu unterstützen geneigt seien. Diese Anschuldigungen wurden später in allen Hauptpunkten von 27 Logen bestätigt, welche sich gleichzeitig von der Hauptloge lossagten. Auch Briefe Fairman's kamen ans Licht, welche, wenn sie auch nichts Bestimmtes über den Plan aussagten, doch jenen Verdacht keineswegs beseitigten. Dabei muß man aber anerkennen, daß der Beweis einer Verschwörung des ganzen Bundes nicht vollständig geführt ist und wenn die orangistischen Mitglieder des Unterhauses, die Obristen Maxwell und Perceval, die Anschuldigung des Hochverraths für Verläumdung erklärten, wenn ferner die toryistischen Blätter mit Bestimmtheit widersprachen, so wird man wenigstens so viel als gewiß annehmen müssen, daß keineswegs alle Mitglieder des Bundes jene extravaganten Plane theilten oder auch nur

in solche eingeweiht waren. Wohl aber bleibt eine dringend unterstützte Wahrscheinlichkeit zurück, daß einige exaltirte Führer des Bundes in ihren Absichten bis an jene äußerste Grenze gegangen sind, daß sie jene Plane zu verbreiten suchten und dabei schon bedeutende Unterstützung gefunden hatten. Hierbei wird man um so mehr stehen bleiben müssen, da auch O'Connell, welcher gewiß aus persönlichen Rücksichten so leicht Niemand geschont haben würde, in einem damals vielbesprochenen Briefe an den Herzog von Wellington nur sagte: „Die hochverrätherische Verschwörung unter so vielen subalternen Mitgliedern des Orangevereins, die Thronfolge durch Beseitigung der Prinzessin Victoria zu verändern, sei entdeckt und vereitelt worden." Mit dieser Beschränkung aber hat die Anschuldigung in der That einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß kaum ein erheblicher Zweifel übrig bleiben möchte. Die Commission des Unterhauses richtete ihre Untersuchung sofort gegen Fairman selbst und verlangte von ihm die Vorlegung gewisser Bücher, welche eine in Angelegenheiten des Bundes geführte Correspondenz enthielten. Fairman verweigerte dieses unter dem Vorgeben, daß die Papiere in Privatbriefen beständen, und als das Unterhaus Zwangsmaßregeln gegen ihn beschloß, entzog er sich denselben durch die Flucht. Natürlich wurde der Verdacht nur dadurch erhöht. Gegen Haywood richtete Fairman eine gerichtliche Klage wegen Verläumdung, die aber nicht fortgesetzt werden konnte, da Haywood plötzlich starb. Dieser Todesfall war ein neuer Unglücksfall für die Orangisten, denn, mochte er auch ein ganz natürliches Ereigniß sein, sie kamen in die Nothwendigkeit, sich in öffentlichen Blättern gegen den Verdacht der Vergiftung zu vertheidigen, welcher von der Gegenseite erhoben wurde. Im Parlamente rügte Hume vor allen Dingen die aller Disciplin widerstreitende Verbreitung der Orangisten im Heere, als denjenigen Umstand, welcher am meisten geeignet sei, die Freunde der Freiheit besorgt zu machen und beantragte eine Reihe von Resolutionen, welche theils die Natur und Ausbreitung der Orangelogen aussprachen, theils deren Verbreitung im Heere tadelten und namentlich einen Vorwurf gegen den Herzog von Cumberland enthielten, der als Feldmarschall die Armeebefehle zuerst befolgen solle. Außerdem brachte er eine Adresse an den König in Vorschlag, welche die Aufhebung der Logen im Heere bezweckte. Die Tories und namentlich die Orangisten im Parlamente befanden sich in einer schwierigen Lage. Sie konnten die Richtigkeit der Rüge nicht bestreiten, wandten nur ein, daß es auch außer den Orangisten in Irland noch andere geheime Verbindungen gebe, welche eben so gefährlich seien, namentlich die Logen der Bandmänner, und erlangten durch Russel's Unterstützung, daß in den übrigens angenommenen Resolutionen und der Adresse der Name des Herzogs von Cumberland nicht ausdrücklich erwähnt wurde. Auf die Adresse, welche den König bat: „seine königliche Aufmerksamkeit auf das Wesen und die Ausdehnung der Orangelogen zu richten, welche den früheren Befehlen zuwider im Heere beständen", antwortete der König ganz beistimmend und der Oberbefehlshaber des Heeres, Lord Hill, erließ ein neues geschärftes Verbot der Theilnahme an den Orangelogen für alle Militärpersonen.

Die geschlagene Partei gab indeß den Kampf noch nicht auf. Die Minister hatten eine Bill zur Verbesserung des Polizeiwesens in Irland eingebracht, welche den Erfolg gehabt haben würde, den Einfluß der Orangisten direkt zu schwächen, weil fast die ganze dortige Polizeiverwaltung im Laufe der Zeit in ihre Hände gerathen war. Das Oberhaus verwarf die Bill und verstümmelte gleichzeitig die Kirchenreformbill dergestalt, daß Lord Melbourne sich ganz von derselben lossagte. Fairman wollte den Sprecher und die Commission des Unterhauses gerichtlich belangen, der Herzog von Cumberland aber, welcher zur persönlichen Verhörung vorgeladen war, reiste nach dem Continente und schrieb noch unter dem 12. Oct., nach seiner Rückkehr von den Feldlagern bei Kalisch und Teplitz, an die große Loge von Longford, daß er auch ferner entschlossen sei, den Principien des Bundes gemäß zu handeln, daß er darin von seinem Vater erzogen sei und auch seinen Sohn darin erzogen habe, wobei er zugleich seine Rückkehr nach England zur Zeit der Eröffnung des Parlaments versprach. Auch die übrigen Orangisten gaben durch ihre Haltung zu erkennen, daß sie nicht gesonnen seien, ihr Spiel leichten Kaufes aufzugeben, obgleich 37 eng-

lische Logen von der Hauptloge sich lossagten, als das staatsgefährliche Treiben einzelner exaltirter Führer an den Tag gekommen war. Im Anfang des Jahres 1836 kam der Herzog von Cumberland, seinem Versprechen gemäß nach England zurück; doch die fernern Aufklärungen, welche die Commission gegeben, wirkten ungünstig auf die Stimmung der öffentlichen Meinung und das Volk empfing ihn mit unverholener, rücksichtsloser Mißbilligung. Bald nach Eröffnung des Parlaments brachte Hume die Angelegenheit im Unterhause wieder zur Sprache, seine Angaben, die er stets mit dem Erbieten begleitete, sie mit den bündigsten Documenten zu belegen, waren vollkommen geeignet, die Gerüchte von höchst gefährlichen Absichten einzelner Mitglieder, namentlich des Obristen Fairman, zu bestätigen, eine Sammlung von Beweisstücken, welche die Comité herbeigebracht hatte, lag in drei dicken Bänden auf der Tafel des Hauses; daher wagten selbst die Tories keinen besondern Widerstand, als er den Antrag stellte, das Haus möge den König in einer Adresse ersuchen, allen Orangisten die von ihnen etwa bekleideten öffentlichen Aemter zu nehmen und dadurch den Bund aufzulösen. Nur mit Mühe gelang es Lord Russel den Antrag dahin zu modificiren, der König solle ersucht werden: „die ihm rathsam scheinenden Maßregeln zu ergreifen, um die Orangelogen und überhaupt alle politische Gesellschaften wirksam zu entmuthigen, welche Personen eines andern religiösen Glaubens ausschließen, sich geheimer Zeichen und Symbole bedienen und mittelst geheimer Verzweigungen zu wirken suchen". Alle mildernde Amendements der Torypartei wurden verworfen; das Haus nahm den Antrag in der von Lord Russel ihm gegebenen Form an und unmittelbar auf die Adresse erfolgte die derselben ganz und gar entsprechende Antwort des Königs.

Die Folgen eines solchen kräftigen Auftretens des Unterhauses blieben nicht aus. Zwar eiferten verschiedene Lords im Oberhause gegen die Anmaßung der Gemeinen, lediglich durch Adressen an den König wichtige Angelegenheiten des öffentlichen Lebens einseitig zu ordnen, der Herzog von Cumberland erklärte noch in derselben Sitzung, daß er, gleich auf die Nachricht von der im andern Hause beschlossenen Adresse und der Antwort des Königs, sämmtlichen Logen empfohlen habe sich aufzulösen, daß er aber Zeitlebens den Principien des Bundes treu bleiben werde. Lord Melbourne sprach seine Freude über den ersten Theil dieser Erklärung aus, so wie darüber, daß die Regierung dadurch der Nothwendigkeit ernsthafter Maßregeln überhoben werde, woraus sehr klar hervorgeht, daß die Regierung im vollständigen Besitz solcher Thatsachen sich befand, die im Fall eines Widerstandes, die Ausübung des Gesetzes in seiner vollen Strenge rechtfertigen konnten. Bald darauf zeigte der Herzog von Cumberland dem Hause die wirkliche Auflösung sämmtlicher Logen im Königreiche an, und obgleich einige derselben, dieser Versicherung ungeachtet, noch längere Zeit faktischen Widerstand versuchten, so konnte man doch die wirkliche Auflösung bald als eine Thatsache betrachten. So war ohne Einschreiten der Behörden, ohne daß irgend Jemand im ganzen Reiche deshalb auf eine Stunde seine Freiheit verloren hätte, ohne Anwendung der Gewalt, nur durch den Ausspruch der im Parlament vertretenen Meinung des Volks die Verbindung der Orangisten aufgelöst. Darin besteht aber eben der Vorzug einer wahrhaft freien Verfassung, daß sie das Gefühl des Rechts in allen Gliedern des Staats auf gleiche Weise lebendig erhält und diese Glieder befähigt, jede gefährliche, selbst von den höchsten Gliedern der Gesellschaft begünstigte Verbindung mit einem Worte unschädlich zu machen. Was in andern Staaten mit beschränkter Freiheit durch die Gewalt der Polizei und der Bajonette bewirkt werden muß und oft dadurch nur kaum, das weist ein freies Volk wie den Krankheitsstoff aus einem gesunden Körper von selbst von sich. Kein anderes Volk in Europa hätte die im Ganzen sehr bedeutende Krisis so leicht und geräuschlos bestanden, wie England.

Damit ist nicht gesagt, daß mit den Orangelogen auch die Orangisten verschwunden wären. Auch später ergriffen sie jede Gelegenheit, ihre Grundsätze und Tendenzen zu manifestiren, was um so leichter geschehen konnte, da im britischen Reiche größere Volksversammlungen an sich eben so gesetzlich als üblich sind. Die immer mehr verbreitete Furcht wegen des Umsichgreifens des Katholicismus gab in den letzten Jahren die Veranlassung

oder den Vorwand her, auch noch ganz kürzlich wollte man bei O'Connell's Prozeß die Verletzung mancher Rechtsformalitäten, welche in der jüngsten Zeit (1844) auch seine Freilassung herbeiführte, den Orangisten zuschreiben. Die Königin Victoria, welche ihre Abneigung gegen die Tories in den ersten Jahren ihrer Regierung nicht verbarg, hat sich dadurch die illoyalsten Schmähungen und Verläumdungen zugezogen, denn der Orangismus war von jeher und besonders seit der Katholikenemancipation nur die excentrische und bis zum Fanatismus gesteigerte Ausbildung des Toryismus. Vor der Hand kann die Geschichte des Orangebundes als geschlossen betrachtet werden; doch hängt die Frage, ob er nicht später wieder ins Leben treten wird, von dem Verfahren ab, welches England gegen Irland beobachten wird. Der Ausgang des O'Connell'schen Prozesses hat freilich gezeigt, daß selbst die Tories den Forderungen der Zeit nicht widerstehen können, besonders da eine andere geistige Erscheinung, der Puseyismus, ein neues Element des Kampfes ins öffentliche Leben gerufen hat.

Orangerie, im engern Sinne der gemeinsame Name aller citronen- und pomeranzenartigen Gewächse, deren man überhaupt gegen 200 Varietäten zählt; Linné nahm nur zwei Arten an, den Citronen- und den Pomeranzenbaum, und es ist wahrscheinlich, daß alle andern jetzt angenommenen Arten nur durch Vermischung dieser beiden entstanden und Abänderungen sind. Zu den Orangen gehören die Citrone (s. d.), die Pomeranze (s. d.), die Apfelsine oder der Sinaapfel (Pomme sine); die Limone (s. d.), die Pompelmuse (s. d.), die Bergamotte, auch Limotte oder Perette genannt, welche das ätherische Bergamottenöl liefert, der Adamsapfel (s. d.) rc. Die Orangenbäume stammen aus Ostindien und den warmen Ländern Asiens, sind jedoch in Südeuropa einheimisch geworden und werden in den Gärten ihres schönen Ansehens und des Wohlgeruchs ihrer Blüthen halber häufig in Kübeln gezogen und in Gewächshäusern überwintert.

Orang-Utang (in der malaiischen Sprache s. v. a. Waldmensch) ist nächst dem Schimpansee oder afrikanischen Waldmenschen, mit dem er oft verwechselt worden ist, der menschenähnlichste aller Affen, von rostbrauner Farbe, lebt im Innern von Borneo, in Cochinchina und Malakka auf hohen Bergen, ist äußerst schwer zu fangen, nach der neuen Entdeckung v. Cuvier's mit dem Pongo ein und dieselbe Affenart und der letztere nur der ausgewachsene O.-U. Die meisten zu uns gebrachten O.-U.'s waren blos Kinder, denn der Pongo erreicht eine Länge von 4 Fuß. Die Farbe des O.-U. ist rostbraun mit ziemlich langen, nicht sehr dichten Haaren besetzt, so daß die violette Haut durchschimmert. Die Stirn ist ziemlich gewölbt und kahl, die Nase tief eingedrückt, das Maul hervorgetrieben. Er kann zwar aufrecht gehen, sitzt aber am liebsten gekauzt wie andere Affen. Sein Gesicht ist häßlich mit einem Ausdruck von Gutmüthigkeit. Seine Intelligenz übersteigt kaum die eines Hundes, doch hat man an einzelnen Exemplaren, die mit nach Europa gebracht wurden, etwas mehr Spuren davon gefunden und sie zu allerhand leichten Dingen abgerichtet, wie zum Tanzen auf dem Seile, verschiedenen Küchenarbeiten, zum Obstabnehmen u. dgl. In der Gefangenschaft sterben sie aber bald, was sich aus dem Mangel an gehöriger Freiheit und wahrscheinlich passender Pflanzennahrung erklärt.

Oranien, Orange. Dieses Haus hat seinen Namen vom ehemaligen Fürstenthum Orange (s. d.), welches vom 11. bis zum 16. Jahrhundert eigene Fürsten hatte, deren Stamm mit Philibert von Chalons, welcher 1531 bei der Belagerung von Florenz fiel, ausstarb. Philibert's Schwestersohn, Renatus, Graf von Nassau erhielt O. und gründete das Haus Nassau-O. Ihm folgte seines Bruders Sohn, der Gründer der niederländischen Freiheit, Wilhelm I. Nach Wilhelm III. kinderlosen Ableben 1702 erhob sich ein großer Erbfolgestreit unter dem Namen des Oranischen bekannt, zwischen Preußen und einer andern nassauischen Linie. Beide brachten rechtliche Ansprüche vor, und der deutsche Kaiser und Frankreich entschieden endlich für Preußen. Im Utrechter Frieden 1713 trat Preußen das Fürstenthum an Frankreich ab, wiewohl die Linie Nassau-Dietz dagegen protestirte, und, um sich seine Ansprüche zu sichern, den Titel Nassau-Oranien annahm, bis jetzt aber auf die Wiederbesitznahme hat verzichten müssen.

Oranienbaum, eine kleine, fünf Meilen von Petersburg entfernte Stadt, in überaus malerischer Lage am finnischen Meerbusen, gegenüber der Festung Kronstadt, ist besonders wegen ihres herrlichen Parks und Lustschlosses berühmt. Letzteres wurde vom Fürsten Menzikow, dem Günstlinge Peter's des Großen, erbaut, kam später an die Krone und war im Besitz des verstorbenen Großfürsten Michael. Es liegt auf einem hohen Abhange des Gestades und gewährt eine vortreffliche Aussicht über die Stadt, den Golf und die Insel und Festung Kronstadt. Es besteht aus drei durch Colonnaden verbundenen Gebäuden und ist auf allen Seiten von Gärten und Orangerien umgeben, durch welche ein schnurgerader Kanal bis in den Golf geleitet ist. In einem nahen Fichtenhain liegt die Solitüde oder das nach dem Laut der Ueberraschung benannte Schlößchen Ha, worin sich Katharina II. oft in die Einsamkeit zurückzog. Die Stadt selbst bestand 1839 aus 185 meist hölzernen Häusern, mit 3000 Einw. und hat eine Seecadettenschule und ein Seehospital. Der Weg von Petersburg nach O., der über die kaiserlichen Lustschlösser Strelna und Peterhof führt, ist einer der prächtigsten, indem er fast der ganzen Länge nach mit Parkanlagen, prächtigen Villas oder Datschen, steinernen Werstpfählen und Laternen verziert ist.

Oratorium nennt man ein musikalisches Drama, meist ernsten, würdigen Inhalts, bestimmt blos für musikalische, nicht aber für theatralische Aufführung. Von Seiten der Poesie erfordert das O. Handlung oder Vergegenwärtigung einer Handlung entweder durch handelnde Personen selbst, oder mittelbar durch die Handlung erzählende Personen. Der eingreifende Chor ist die musikalische Aeußerung der einzelnen Individuen. Die Handlung oder vorzutragende Begebenheit muß einen ernsten, großen Charakter haben, und man hat daher vorzüglich biblische Geschichten und Begebenheiten zum Inhalte von O.'en gemacht, wie die Schöpfung, Kreuzigung, Auferstehung. Die Musik muß der Handlung entsprechen, in ihrer vollen Pracht, aber prunklos und ohne gesuchte Zierlichkeit erscheinen. Das O. entstand in sehr früher Zeit, und ist, wenn man will, eine Fortsetzung der heiligen Mysterien, oder dramatischen Darstellungen heiliger Geschichten, welche zum Theil auch in den Kirchen gespielt, und wenn gleich nicht gänzlich gesungen wurden, doch mit Gesang verbunden waren. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien zuerst in Italien, und die Einführung oder Erfindung derselben wird dem heiligen Philipp von Neri, Stifter der Congregation der Väter des Oratoriums im Jahre 1540 zugeschrieben. Die ersten O.'en welche in Rom gedruckt wurden und den Titel: „Laudi spirituali" führten, waren mehr mit Musik begleitete Hymnen. Den Namen O.'en erhielten diese geistlichen Musiken erst in der Mitte des 17. Jahrh. wahrscheinlich von der erwähnten Congregation, und in den Rime de Franc. Balducci (st. 1656) finden sich die ersten so benannten Musiken dieser Art. In derselben Zeit bildeten sich auch die O.'n in Hinsicht auf ihre musikalische Form aus. Als Oratoriendichter glänzen: Lelio Orsini, Franc. di Lemene, Tommaso Ceva, Giac. Ant. Bergamoni, Girol. Gigli, Piet. Ant. Bernardoni, Franc. Manzoni, Claudio Pasquini, Apostolo Zeno, Piet. Metastasio; als Componisten: Caldara, Jomelli, Leo und Buononcini. Einen erhabenern Charakter erhielt das O. durch Seb. **Bach** und **Händel**, welche namentlich dem Chor alle seine Kraft und dramatische Wirksamkeit gaben. Grau, Rolle und Naumann erreichten diese Meister bei weitem nicht. **Haydn's** O.'en, ausgezeichnet durch reiche Schilderungen, wenden sich zugleich dem weltlichen Tone zu. In Haydn's und Händel's Manier componirte in neuerer Zeit Friedr. **Schneider**, in Händel's auch Bernh. **Klein**. Nächst diesen haben wir auch von Gottfr. **Schicht** und L. **Spohr** treffliche O.'en. Das Bedeutendste leistete in der neuesten Zeit **Mendelssohn-Bartholdy** (s. d.). **Oratorium** heißt auch in Klöstern der Betsal.

Oratorium, Priester oder Väter vom, heißen die Glieder eines geistlichen Ordens in Italien, deren Zusammenkünfte wissenschaftliche, namentlich theologische, Untersuchungen zum Zweck haben, die aber durch kein Gelübde gebunden sind. Den Orden stiftete der kanonisirte Philipp von Neri zu Rom 1574, und er hat sich bis jetzt erhalten. Ein ähnlicher Orden, die berühmte **Congregation der Väter vom Oratorium Jesu**, welcher sich 1611 zu Paris bildete, unter seine Glieder die größten Gelehr-

ten Frankreichs zählte, wie den Philosophen Malebranche, den freimüthigen Theologen Richard Simon und den Orientalisten Morin, und große Verdienste namentlich um die Wissenschaft in Frankreich hat, ist eingegangen. Beide Orden folgten der Regel des Augustinus.

Orbilius Pupillus, ein durch sein finsteres Wesen und seine Zuchtmeisterei berüchtigter römischer Grammatiker aus Benevent, diente anfangs im macedonischen Kriege als gemeiner Soldat, und hielt sich dann in Rom auf, wo er lange Zeit Sprachunterricht gab, wobei er zum großen Verdruß der Lernenden ganz veraltete Gedichte erklärte. Er starb in dem Alter von fast 100 Jahren in größter Dürftigkeit. Dem Horaz, der ihn in Folge eigener Erfahrungen „den ohrfeigenden Magister" nennt, verdankt er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name sprüchwörtlich für einen Pedanten gebraucht wird.

Orcagna (Andrea), eigentlich Andrea di Cione, genannt Arcagno oder Arcagnolo, ein florentinischer Maler, Bildhauer und Architekt des 14. Jahrh., war der Schüler des Giov. Pisano. Er soll 1329 geboren sein und starb 1389. Unter seinen Gemälden haben ihn besonders diejenigen Fresken im Campo santo zu Pisa unsterblich gemacht, welche unter dem Namen „Triumph des Todes" und „Das Weltgericht" berühmt sind. Ersteres enthält in bedeutsam symbolischer Zusammenstellung die Schilderung der irdischen Herrlichkeit im Gegensatz mit dem grauenvollen Tode und mit anachoretischer Büßung; Letzteres ist vielleicht die würdigste Darstellung des Gegenstandes und übertrifft besonders in den herrlichen Gestalten Christi und der Maria das berühmte Werk Buonarotti's. Die Fortsetzungen, eine „Hölle", soll von O.'s Bruder Bernardo, die „Thebaischen Einsiedler" von Pietro di Lorenzo gemalt sein. O.'s Gestalten zeichnen sich schon durch freiere Auffassung und richtigere Zeichnung vor denen Giotto's aus. Neben Pisa besitzt nur noch Florenz in der Kapelle Strozzi zu Santa Maria novella Gemälde von O.'s Hand, nämlich ein Altarbild mit der Jahrzahl 1357 und ein Weltgericht in Fresco, aber auch seine einzig urkundlich erwiesenen Bauwerke, die zierliche Kirche Or San Michele und die einfach großartige, nur aus drei hohen und weiten Bogen bestehende Loggia de'Lanzi, deren Sculpturen ebenfalls zum Theil von O. herrühren.

Orchester, (griech.), nannten die Alten in ihren Theatern den Raum von der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer. Bei den Griechen war dies der Platz für den Chor und die Musiker, in Rom der Platz für die Senatoren und im Amphitheater zunächst der Arena. P. Cornelius Scipio der Aeltere hatte ihnen diesen Ehrenplatz 196 v. Chr. zuerst eingeräumt. Hiernach nennen wir O. den im Schauspielhause und in Concertsälen gewöhnlich durch Barrieren eingeschlossenen und terassenförmig erhöhten Platz, wo sich die Musiker befinden; dann auch die sämmtlichen Musiker selbst. (Vergl. Kapelle).

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orchomĕnos, der Sohn des Lykaon, erbaute das arkadische Orchomenos und Methydrion. — Orchomenos, der Sohn des Zeus oder des Eteokles und der Danaide Hesione, war der Gemahl der Hermippe, einer Tochter des Böotos, Vater des Minyas und König von Orchomenos. — Orchomenos, der Sohn des Minyas und der Phanosyra, der Tochter des Päon, der Bruder des Athamas und Enkel des Vorigen, war der Erbauer von Orchomenos (s. d.) in Böotien.

Orchomenos, eine uralte berühmte Stadt in Böotien, der Hauptort des früher völlig unabhängigen Reichs der Minyer (s. d.), lag in der Nähe des jetzigen Dorfs Skripu, nördlich vom See Kopais (s. d.), auf dem linken Ufer des Kephisos, wo man noch jetzt die Trümmer der Burg auf einem Bergrücken, zu welcher eine Reihe in Felsen gehauener Stufen führt, und einige Ueberreste des Schatzhauses des Minyas findet. Der älteste Theil der Stadt lag in den Niederungen am See, mußte aber der häufigen Ueberschwemmungen wegen sehr bald verlassen werden, worauf man dieselbe nach dem Hügel zu ausdehnte. Schon in den frühesten Zeiten breitete sich die Herrschaft von O. bis zum Meere hinaus, so daß dieser Staat bereits beim Kampfe gegen Troja mit 30 Schiffen sich betheiligen konnte. Als Theben neben Sparta und Athen zu einem bedeu-

tenden Range sich erhob, zerstörte es nach dem Siege bei Leuktra 371 v. Chr. aus Eifersucht die alte Nebenbuhlerin O. und verkaufte die Einwohner als Sklaven. Philipp von Macedonien ließ die Stadt zwar wieder herstellen; ihr Wohlstand und Ansehen waren aber für immer vernichtet. Die geschichtliche Entwickelung und politische Bedeutsamkeit von O. gibt uns das Werk von Otfr. Müller, „O. und die Minyer" (2. Aufl., Bresl. 1844).

Orcus, das Reich des Pluto, s. Tartarus.

Ordalien (von dem altdeutschen Ordale, Ordel, s. v. a. Urtheil), gleichbedeutend mit Gottesgericht, ein Mittel, die Wahrheit in zweifelhaften Fällen durch unmittelbare Entscheidung der Gottheit zu erforschen. Schon in den uralten Religionsbüchern der Hindus ist die Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle durch Gottesgerichte vorgeschrieben. Eben so sollten schon die alten Celten sich derselben zu Erforschung des Ehebruchs bedient haben, indem sie Kinder, deren Mutter des Ehebruchs angeklagt war, in einem Schilde auf den Rhein setzten, und wenn dieses untersank, annahmen, daß die Angeklagte sich des Ehebruchs wirklich schuldig gemacht habe. Die Bewohner Senegambiens an Afrika's nordwestlicher Küste halten noch jetzt den eines Verbrechens Verdächtigen ein glühendes Eisen an die Zunge. Die Siamesen erproben die Unschuld durch kaltes Wasser, und einige Völkerschaften des asiatischen Rußland geben dem Angeklagten einen von Priestern geweihten Bissen in den Mund und erklären ihn für unschuldig, wenn er ihn ohne Mühe verschlucken kann und seine Unschuld nachträglich noch mit einem feierlichen Eide beschwört. Wenn jedoch so aufgeklärte Völker, wie die Chinesen noch gegenwärtig, sich der Gottesurtheile bedienen, so hat dies seinen Grund wohl in der damit verbundenen Bequemlichkeit, die dem Richter alles eigene Nachdenken erspart und ihn jeder schwierigen Untersuchung überhebt. Am häufigsten kamen jedoch die O. bei den alten Deutschen vor. Die gewöhnlichsten Gottesgerichte, die in Deutschland vorkamen, sind ihrer historischen Entstehung nach: 1) der gerichtliche Zweikampf. Wer in demselben seinem Gegner unterlag, wurde ohne Weiteres für schuldig erklärt. 2) Die Feuerprobe. Sie bestand darin, daß man den Beklagten über glühende Kohlen oder glühendes Eisen gehen ließ. Auch begnügte man sich damit, ihm glühende Kohlen auf die Füße oder glühendes Eisen in die Hände zu legen. Eine besondere Art Feuerprobe ist „die Probe des wächsernen Hemdes". Man stellte sie an, indem man den Beklagten mit einem mit Wachs überzogenen Hemde bekleidete und ihn so durch das Feuer zu gehen nöthigte. In allen diesen Fällen wurde der Beklagte nur dann losgesprochen, wenn ihn das Feuer unverletzt ließ. 3) Die Wasserprobe sowohl mit warmem als kaltem Wasser. Bei der erstern mußte der Beschuldigte den entblößten Arm eine Zeit lang in ein mit siedendem Wasser gefülltes Gefäß halten, oder von dem Boden desselben etwas heraufholen, ohne sich dabei zu verletzen (dies ist der sogenannte Kesselfang). Durch kaltes Wasser prüfte man Jemanden, indem man ihn in liegender oder sitzender Stellung ins Wasser warf, und nur, wenn er nicht untersank, für unschuldig erklärte. 4) Der geweihte Bissen, wie wir ihn schon oben beschrieben haben. 5) Die Abendmahlsprobe bestand darin, daß man zum Beweise seiner Unschuld das Abendmahl auf gewöhnliche Weise genoß. Man glaubte nämlich, der Genuß des Abendmahles zu diesem Behufe müsse den Schuldigen augenblicklich tödten oder wenigstens krank machen. Diese Art der O. war vorzüglich bei den Mönchen gebräuchlich, ohne Zweifel, weil sie von allen Proben die am wenigsten gefährliche war. 6) Das Kreuzgericht. Hatten zwei Personen eine Civilstreitigkeit mit einander, die der Richter sich nicht getraute zu entscheiden, so stellte er beide Parteien unter ein Kreuz, hieß sie die Arme kreuzweise ausstrecken, und verurtheilte den, welcher sie zuerst bewegte oder sinken ließ. Auch in peinlichen Fällen bediente man sich des Kreuzgerichts. Man führte zu diesem Zwecke den Angeklagten in eine Kirche oder zu Reliquien, und hieß ihn von zwei Würfeln, deren einer mit einem Kreuze bezeichnet war, einen ziehen. War er so glücklich, den bekreuzten Würfel zu ziehen, so befreite ihn dies von aller Strafe. 7) Das Bahrrecht. Wer sich eines Mordes verdächtig gemacht hatte, wurde zu der

Bahre des Ermordeten geführt und mußte den Leichnam desselben, vorzüglich an den verwundeten Stellen berühren. Bewegte sich der Leichnam, floß aus der Wunde Blut, trat Schaum vor die Lippen oder ereignete sich sonst eine Veränderung an ihm, so galt dies als voller und untrüglicher Beweis der Schuld. Zuweilen bediente man sich hierbei blos der Hand des Ermordeten, und nannte dies Scheingeben. Auch ist hier der Herenproben zu gedenken. Der Hexerei angeklagte Frauen warf man ins Wasser (Herenbad). Sanken sie nicht unter, so erklärte man sie für Heren und bestrafte sie als solche. Auch setzte man sie auf eine Waage (Herenwaage), und erkannte sie für schuldig, wenn sie ungewöhnlich leicht befunden wurden. Die Annalisten des Mittelalters berichten uns mit Grauen, daß manche Here nicht mehr als ein paar Loth gewogen habe. Schon im 9. Jahrhunderte versuchte der Kaiser Ludwig der Fromme, den Unsinn der Gottesgerichte aufzuheben, jedoch vergeblich. Wirksamer wurde die Einführung des canonischen und römischen Rechts, welches statt der Gottesgerichte den Reinigungseid (juramentum purgatorium), zugleich aber auch leider die Folter in Deutschland einführte. Zu Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrh. waren die O., mit Ausnahme des Bahrrechts, von welchem sich noch im 17. und selbst im Beginn des 18. Jahrh. noch einige Spuren finden, in Deutschland nur noch wenig gebräuchlich. Am längsten erhielten sich in Deutschland und den angrenzenden Ländern die Herenproben. So wurden noch im J. 1728 zu Szegedin in Ungarn einige Heren gewogen. Ja, was man kaum glauben sollte, selbst im August 1836 wurde in einem norddeutschen Staate eine Frau von den Verwandten eines kranken Kindes, welches man, auf den Ausspruch eines Wahrsagers, von dieser Frau für behert hielt, weil sie es leugnete, ins Wasser geworfen. Ihre Röcke hielten sie einige Minuten auf der Oberfläche. Sogleich waren alle Zuschauer überzeugt, daß sie wirklich eine Here sei. Man riß sie wieder aus dem Wasser und zu dem Kranken hin, mit dem Befehle, diesen durch Erlösung von der ihm angethanen Hexerei augenblicklich wieder herzustellen. Die Unglückliche erklärte sich in der Angst hierzu bereit, vermochte es aber nicht, und wurde, weil man nicht an ihrer Fähigkeit, sondern nur an ihrem guten Willen zweifelte, von den Rasenden wieder ins Wasser geworfen. Sie sank unter und kam um, da ihr Niemand zu Hülfe eilte. — Vergl. übrigens Muratori „De judiciis Dei“ (V. 3.); Fr. Maier's „Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland“ (Jena 1795); D. Zwicker „Ueber die O., ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte“ (Gött. 1818).

Orden nennt man überhaupt Vereine, welche durch gewisse Regeln und Ordnungen (ordo) mit einander verbunden sind. Man unterscheidet nach dem Zwecke der O. geistliche und weltliche O. Die geistlichen sind Verbrüderungen zu einem andächtigen, enthaltsamen, gottgefälligen Leben, durch ein feierliches Gelübde. Der Stifter des christlichen Mönchswesens war bekanntlich der heilige Pachomios, der im 3. Jahrh. in Aegypten mit mehreren Einsiedlern einen Verein zu einem beschaulichen, von allem Irdischen geschiedenen, sich blos mit dem Göttlichen und Ewigen beschäftigenden Leben stiftete, und somit das erste Kloster gründete. Den feurigen, leicht zur Schwärmerei geneigten Orientalen sprach die Idee solcher Vereine an, und es strömten ihnen bald Tausende von Gliedern beiderlei Geschlechts zu. Am meisten Beifall fand unter den verschiedenen Regeln der einzelnen Vereine die um 350 von St. Basilius seinem Kloster zu Neocäsarea gegebene, und sie wurde nach und nach von den Mönchen und Nonnen des Orients allgemein angenommen. Die Mönche und Nonnen des Occidents reformirte der heilige Benedict von Nursia zu Anfange des 6. Jahrh., und seine Anhänger und Vertreter nannten sich Benedictiner (s. d.). Als mit der Zeit im Occident hier und da die Zucht in den Klöstern erschlaffte, zum großen Aerger einiger frommen Mitglieder, so bildeten sich durch Abänderung, Schärfung und Hinzusetzen neuer Regeln zu den alten neue Orden von größerer Strenge und Heiligkeit, und es entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Valombrosa, die Sylvestriner, Grammontenser (Grandmontaner), Karthäuser, Cölestiner, Cistercienser. Durch spätere Reform schieden sich von diesen wieder die Bern-

hardiner, zu welchen sich zählten: der Orden von Alcantara, der von Calatrava in Spanien (beide eigentlich geistliche Ritterorden), die Feuillans, der O. von Fontevrauld, die Congregation von Portroyal (Nonnenorden) und die Trappisten. — Verschieden von der Regel Benedict's, ihr im Wesentlichen aber ähnlich, war die des heiligen Augustinus. Dieser hatte keine eigentlichen Klosterregeln geben wollen und nicht an Stiftung eines Mönchsordens gedacht, sondern nur Satzungen für die Geistlichen seines Sprengels zu einem kanonischen d. h. der Armuth, Keuschheit, Clausur und gemeinsamen Andacht geweihten Leben gegeben. Hiernach modelten anfangs nur Congregationen von Chorherren oder andere Vereine von Geistlichen ihr Leben, wie: die regulirten Chorherrn vom Lateran, vom heiligen Grabe, von St. Salvator, von St. Genoveva, St. Rufin, die Kreuzherren, Kreuzritter und Hospitaliter, bis später eine bedeutende Anzahl geistlicher Orden jene Verordnungen des Augustin zur Regel annahmen. Die vorzüglichsten unter diesen Mönchsorden nach der Regel des heiligen Augustin sind: die Augustiner (s. d.); Prämonstratenser (s. d.); Serviten (s. d.); Hieronymiten (s. d.); Jesuaten; Brigittinnen; Karmeliter (s. d.).

Alle diese Orden hatten ein stilles, beschauliches Leben zum Zweck und bekümmerten sich um die äußere Welt wenig. Seit dem 12. Jahrh. entstanden indeß O., die auch äußere Zwecke verfolgten, auch wohl zum Hauptgegenstand ihres Wirkens machten. Hierher gehören die Trinitarier (Mathuriner, Orden von der Gnade). Bald nach ihnen fiel die römische Curie auf Errichtung der Bettelorden, welche bedeutende Privilegien erhielten, eine der militärischen ähnliche Verfassung hatten und es sich zum Zweck machten, das Volk von geistiger Aufklärung möglichst fern zu halten, fleißig Messe zu lesen, Almosen zu sammeln und Ablaß zu verkaufen. Unter ihnen zeichneten sich durch besondern Eifer aus die Dominicaner (s. d.); die Franciscaner (s. d.), die wieder in viele von einander in einzelnen Punkten unterschiedene Unterabtheilungen zerfallen. Die Reformation brachte auch die Zwecklosigkeit oder Unzweckmäßigkeit der geistlichen Orden zur Sprache. Man tadelte die Zwecklosigkeit der meisten O., und deshalb setzten sich neu errichtete O. zugleich mit zum Zweck: Krankenpflege, Ausübung der Heilkunst, Hülfleistung für Bedrängte, Missionen und Befestigung der Hierarchie, und besonders der letzte Umstand machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmen eifrig zu unterstützen. Hierher gehören die: Theatiner (s. d.); Barnabiten (s. d.); Bartholomäer (s. Bartholomäus); Lazaristen; die barmherzigen Brüder; die Jesuiten (s. d.); die Somasker; die Väter der christlichen Lehre zum Volksunterricht; die Priester vom Oratorium; die Piaristen u. s. w.

Fast jeder geistliche O. hatte einen weiblichen O. neben sich, gleiches Namens und gleicher Regel. Gewöhnlich hieß der Mönchsorden der erste, der Nonnenorden der zweite. So gibt es Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Karthäuserinnen, Capuzinerinnen, Cistercienserinnen u. s. w. Die Benedictiner z. B. gehören zum ersten und die Benedictinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Benedict. Eben so hat man Congregationen von Klosterfrauen, welche sich gewissen Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie: die Clarissinnen, Urbanistinnen, Nonnen von der Empfängniß, die himmlischen Annunciaden. Eben so gibt es Frauenorden, die gar keinem Mönchsorden angehören und meist nach der Regel des heiligen Augustin leben, so: die Nonnen der Magdalena, die Ursulinerinnen und die Hospitaliterinnen oder barmherzigen Schwestern.

Zu jedem Orden gehören außer den eigentlichen Nonnen und Mönchen noch besondere Laienbrüder (fratres barbari oder conversi) und Laienschwestern, die die schwerere Hausarbeit im Kloster verrichten, kochen, Holz machen, waschen u. s. w., damit die eigentlichen Mönche und Nonnen ihrem Dienste desto eifriger obliegen können. Die ersten Laienbrüder führte der O. von Valombrosa ein; dies wurde bald auch von andern O. nachgeahmt und allmälig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Außerdem gehören zu jedem wichtigern O. noch Leute, die nicht Geistliche sind und dem O. angehören, ohne daß sie ein Gelübde abzulegen nöthig haben. Sie füh-

ren den Namen Tertiarier, dürfen zwar das Ordenskleid tragen, begnügen sich aber in der Regel, das Scapulier oder den Gürtel desselben unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Sonst hielt man es für sehr verdienstlich, einen O. als Tertiarier anzugehören, und es wurde dieser Ordensgrad von Reichen oft mit großen Summen erkauft, besonders da der herrschende Glaube mit den Abzeichen der Verbrüderung eine geheime segensvolle Kraft verband. Daneben war mit ihrem Besitze auch die Versicherung großer Ablässe verbunden, und es läßt sich hieraus das Ansehen und der Einfluß der O., so wie die Sorgfalt, mit welcher sie erhalten und begünstigt wurden, leicht erklären. Die ersten Tertianer oder Tertiarier führte der heilige Franz von Assisi ein.

Die geistlichen O. leiteten sich anfangs selbst und standen zum Theil unter den Bischöfen. Mit der Errichtung der Bettelorden erhielten auch die andern geistlichen O. eine bessere Organisation; sie wurden von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreit und den Päpsten unmittelbar unterworfen, welche zu ihrem ursprünglichen Endzwecke Gott durch Gebet, und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit zu dienen, den großen Plan der Herrschaft über die Völker gesellten. Dem Systeme der Bettelorden, welche vermöge der ihnen verliehenen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom standen, und die Stärke ihrer monarchisch-militärisch geordneten Verfassung mit Erfolgen bewährten, welche sich in der Regierung großer Körperschaften nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen, folgten bald die meisten übrigen O. Demgemäß steht an der Spitze jedes einzelnen der größern O. ein General, der sein Amt 3 Jahr verwaltet, zu Rom seinen Sitz hat und nur dem Papste verantwortlich ist. Ihm zur Seite stehen Definitoren oder Räthe, die zugleich Provinzialen oder Obere der gesammten Klöster einer Provinz sind. Unter dem Vorsitze des Generals bilden diese das Generalcapitel des Ordens; in den Provinzen sitzen sie den Generalcapiteln vor, an denen die Obern (Aebte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rectoren) der einzelnen Klöster als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. (S. Kloster). Vgl. Helyot „Histoire des ordres monastiques et militaires“ (8 Bde., Par. 1710. 4.; ueue Aufl., 1792; deutsch. Lpz. 1753); Crome „Pragmatische Gesch. der Mönchsorden“ (10 Bde., Lpz. 1774—83); Döring „Gesch. der Mönchsorden“ (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Die weltlichen Orden sind meist von Fürsten gestiftet, welche dabei die Absicht hatten, treue Dienste, treue Anhänger zu belohnen, und durch ein engeres Band, als das Verhältniß des Herrschers zum Unterthan ist, um sich zu vereinen. Einer solchen Verbindung lagen zwar meist gewisse Bestimmungen (Statuten) zum Grunde, aber Gelübde, wie die der geistlichen Orden, blieben ihnen fremd. Die Aufnahme in einen solchen Orden geschah nicht durch Wahl, sondern war Gnadensache des Fürsten. Die Zahl der bestehenden weltlichen Ritterorden ist sehr bedeutend und fast kein Land ohne solche geblieben. Von mehreren wissen wir kaum mehr als die Namen, ja einige werden sogar als historische Sage betrachtet. Die Mehrzahl der noch blühenden Orden bestehen seit dem 15. Jahrh., so der Orden des Goldenen Vließes, gestiftet vom Herzog von Burgund u. s. w. Später, als die Stiftung solcher Orden allgemeiner wurde, war es kein Verein mehr, welcher dadurch gebildet wurde, sondern lediglich ein Ehrenzeichen des Fürsten zur Belohnung treuer, langjähriger Dienste. Diese Bestimmung machte es nöthig, die Orden in mehrere Classen zu theilen, damit die verschiedenen Classen der Staatsdiener in ihrer Weise und Stellung berücksichtigt werden könnten. Gegenwärtig theilt man die Orden 1) in solche, welche in der Regel nur gekrönten Häuptern gegeben werden, sogenannte große Orden; 2) in Hausorden, welche der Landesherr zur Vertheilung an die Glieder seiner Familie, sowie an befreundete Familien bestimmt; und 3) Verdienstorden, bei deren Verleihung bestimmte Handlungen und Verdienste vorausgesetzt werden, welche bereits verrichtet oder erworben sind, nicht erst erwartet werden. Die Verdienstorden zerfallen in Civil- und Militär-Verdienstorden, je nachdem sie für Civil- oder Militärpersonen bestimmt sind. Bei allen Orden sind bestimmte Zeichen (Decorationen) vorhanden, welche von den Inhabern, je nach den verschiedenen Classen des Ordens, getragen werden. Die

meisten Orden zerfallen in drei Classen, nämlich 1) Großkreuze mit größerer Decoration, als die gewöhnlichen Ordenszeichen, welche an einem breiten Bande über die Schultern, nebst einem gestickten Stern auf der Brust, getragen werden; 2) Commandeurs oder Comthure, die die Decoration um den Hals tragen; und 3) Ritter, die die Decoration auf der Brust an einem Bande führen. In frühern Zeiten war es üblich, die Ordenszeichen an goldenen Ketten zu tragen und dies findet sich auch noch bei den ältern und überhaupt bei allen den Orden, welche für feierliche Gelegenheiten eine besondere Ordenskleidung vorschreiben. Die Annahme eines ausländischen Ordens ist an die Erlaubniß des Landesherrn gebunden. Die O. jedes Landes, sofern es deren mehrere gibt, haben unter einander einen bestimmten Rang. Eine Rangordnung unter den verschiedenen Orden aller Länder gibt es nicht, obgleich die öffentliche Meinung vielfach eine solche sich gebildet hat. Für jeden Orden, oder wenigstens für die Orden eines jeden Landes, findet ein Ordensfest statt, an welchem die Ernennungen u. s. w. unter bestimmten Feierlichkeiten stattfinden, so z. B. in Preußen am 18. Jan. nach der Bestimmung König Friedrich's I. Für die Aufnahme in einen Orden bestehen im Allgemeinen keine Bestimmungen, allein bei einzelnen O. gelten theilweise statutarische Erfordernisse, z. B. Adel, eine gewisse Anzahl Ahnen u. s. w. In der neuesten Zeit ist das Ordenswesen manchen Veränderungen und Erweiterungen unterworfen worden, so daß namentlich die Vertheilung derselben bei weitem nicht mehr mit den erschwerenden Formen geschieht, wie das früher der Fall war. Conventionelle Rücksichten sind auf der andern Seite oft Grund einer Ordensverleihung, und so ist es gekommen, daß der Werth der Orden als Auszeichnung gesunken ist. Einer besondern Erwähnung verdienen noch die weiblichen Orden, welche lediglich für das weibliche Geschlecht bestimmt und nicht zahlreich sind. Bei ihnen ist die Verleihung an feste Bestimmungen gebunden und meist den höhern Ständen vorbehalten. Nur der preuß. Luisenorden wird ohne Rücksicht auf Stand und Geburt verliehen. In der Regel bestehen sie nur aus einer Classe, wovon jedoch der russ. Katharinenorden eine Ausnahme macht. Vgl. Perrot, „Collection historique des ordres de la chevalerie civils et militaires etc." (Par. 1820, 4.); Gottschalck, „Almanach der Ritterorden" (3 Bde., Lpz. 1817—19); das Prachtwerk von Gelbke „Abbildung und Beschreibung der Ritterorden u. s. w." (11 Lieferungen, Berl. 1832—39) und dessen specielle Arbeiten, die „Ritterorden und Ehrenzeichen der preuß. Monarchie" (Erfurt 1837, 4.), „Ritterorden und Ehrenzeichen Sachsens" (Weim. 1838) und „Ritterorden und Ehrenzeichen des russ. Kaiserreichs" (Lpz. 1839, 4.); Biedenfeld, „Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, blühenden und erloschenen Ritterorden" (2 Bde., mit 40 illuminirten Tafeln, Weim. 1841, 4.).

Ordinate heißen in Polen die von Senat und Ritterschaft bestätigten Majorate. Solcher Ordinate gab es vier, für den Fürsten Zamoyski von 1589, für Myskowski von 1601, für den Fürsten Ostrog von 1609 und für den Fürsten Sulkowski von 1773.

Ordinaten heißen in der analytischen Geometrie 1) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen geraden Linie, der Abscissenlinie, zu einer krummen oder auch an eine andere gerade Linie in derselben Ebene gezogen sind; 2) parallele gerade Linien, die von einer der Lage nach gegebenen Ebene an eine krumme Fläche oder doppelt gekrümmte Linie gezogen werden. (S. Coordinaten).

Ordination ist in der katholischen Kirche ein Sacrament (s. d.), mittelst dessen der Bischof unter Auflegung der Hände Jemandem einen ordo, kirchliche Weihe, d. h. die Befähigung zur Verwaltung kirchlicher Functionen ertheilt. Man theilt die Weihen oder Ordines in acht verschiedene, einander subordinirte Grade. Der höchste ist der bischöfliche Ordo. In ihm liegt die geistliche Fähigkeit zu ordiniren, zu firmeln, Könige zu salben, Kirchen zu consecriren und Kirchhöfe einzusegnen, so wie das zum salben und consecriren nach den Canonen dieser Kirche erforderliche heilige Oel zu weihen. Ihm steht zunächst der priesterliche (ordo presbyterialis), welcher mit Ausnahme der O. und Firmelung, zu Verwaltung aller übrigen Sacramente befähigt. Nach diesem kommt das Dia-

conat (ordo diaconalis). Die mit ihm Bekleideten assistiren dem Priester bei Austheilung des Abendmahles, dürfen taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen und tragen eine Stola (s. d.). Unter ihnen stehen die Subdiaconen. Der ordo subdiaconalis befähigt zur Assistirung des Diacon. Hierher gehört z. B. die Sorge für die bei der Messe und dem Abendmahle nöthigen Geräthschaften u. s. w. Diese vier Weihen bilden seit dem 6. Jahrh. die hohen oder heiligen. Ihnen folgen die vier niedern, unter welchen das Amt des Acoluthus (s. d.) oder Acolitha (d. h. des Meßdieners), das höchste ist. Unter ihm stehen die Exorcisten (s. Exorcismus), welche der Gemeinde aus der Bibel vorzulesen haben, und die Ostiarier, Pförtner oder Thürhüter der Kirche, welche für Ruhe und Reinlichkeit in der Kirche zu sorgen haben, auch deren Thüren auf- und zuschließen und läuten müssen. Diese acht kirchlichen Weihen existiren zwar in der heutigen katholischen Kirche gegenwärtig noch, müssen auch noch sämmtlich ertheilt werden, allein die Functionen der niedern Weihen pflegen von den mit den beiden höchsten bekleideten Geistlichen oder auch besonders dazu angestellten Laien mit versehen zu werden. Die vier hohen geistlichen Weihen verpflichten unbedingt zum Cölibat (s. d.). Die O. zu denselben soll nur in der Kirche, die des Bischofs in der Kathedrale, aber in den Frühstunden, und zwar die zu den höhern Orden nur an gewissen, festbestimmten Tagen im Jahre vollzogen werden. Uebrigens aber kann Niemand einen höhern Ordo erhalten, ohne vorher mit allen demselben vorhergehenden untern bekleidet worden zu sein; auch soll eigentlich zwischen der Vertheilung eines jeden ein Zwischenraum von wenigstens einem Jahre sein, was man „interstitium" nennt, doch pflegt dies in unsern Tagen nicht mehr beobachtet zu werden. Nicht selten werden nämlich alle sieben untern Orden an Einem Tage ertheilt. Wer aber einen höhern Orden erhält, ohne vorher mit den niedern ordinirt worden zu sein, verliert nicht nur den ihm ertheilten Orden, sondern zieht auch sich und dem Geistlichen, der eine solche O. (ordinatio per saltum) vorgenommen hat, harte Strafen zu. Ebensowenig darf die heilige Handlung der O. wiederholt, d. h. ein und derselbe Ordo darf ein und derselben Person nie zweimal ertheilt werden. Der Grund dieser Vorschrift liegt in dem sogenannten character indelebilis, welcher nach den Lehrsätzen der katholischen Kirche der O. eigenthümlich ist. Man versteht darunter die unvertilgbare, einem unmittelbaren Einflusse des heiligen Geistes zugeschriebene spirituelle (geistliche) Befähigung, welche den Ordinirten auf immer von allen Nichtordinirten unterscheidet. Diesen durch O. ihm verliehenen Charakter verliert der katholische Geistliche nie und in keinem Falle. Er begleitet ihn selbst auf das Schaffot und erlischt auch unter der Hand des Henkers nicht. Die O. eines Bischofs nennt man eine Consecration, weil er dabei mit dem heiligen Oele gesalbt wird und zwar von zwei andern Bischöfen, die ihm den Krummstab, die Infula, den Ring und die übrigen bischöflichen Insignien dabei auf einem für den neuen Bischof neben dem Altar erbauten Throne feierlich überreichen. Nach der Consecration schwört er den von Gregor VII. nur für die römische Provinz eingeführten, von dessen Nachfolger Clemens VIII. aber auf alle Bischöfe der christlichen Kirche ausgedehnten Bischofseid, durch welchen er dem Papste blinden Gehorsam verspricht. Das Recht zu ordiniren hat nur der Bischof und zwar in der Regel nur in seiner Diöcese, doch darf er es einem Vicar (Weihbischof) übertragen. Pius V. ertheilte jedoch im 16. Jahrh. dem Orden der Bettelmönche (dies sind die Franciscaner und Dominicaner) das Privilegium, sich von jedem beliebigen Bischofe ordiniren zu lassen. Mit Ausnahme der Frauen und Ungetauften (Nichtchristen) darf jeder ordinirt werden, der ehelich geboren und frei ist, und neben dem gesetzlichen (nach Verschiedenheit des Ordo, den man durch die O. erlangen will) Lebensalter, die erforderlichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten besitzt. Zu den erstern gehört, daß man keine auffallenden, äußerlich sichtbaren körperlichen Gebrechen habe (ne scandalum praebeant populo). Auch muß man frei von Blutschuld sein. So soll z. B. kein Criminalrichter ordinirt werden dürfen, weil er vielleicht unschuldig Blut vergossen haben könnte. Die Prüfung, welche der zu Ordinirende sich vor der O. unterwerfen muß, heißt Scrutinium und wird vom ordinirenden Bischof vorgenommen. Vor dem

12. Jahrh. durften nur diejenigen ordinirt werden, welche ein geistliches Amt (beneficium) hatten, später kam die sogenannte ordinatio absoluta auf, nach welcher Jeder, der einen hinlänglichen Lebensunterhalt nachzuweisen vermag, ordinirt werden darf, wenn er nur sonst die erforderlichen Fähigkeiten besitzt. In der protestantischen Kirche ist die O. kein Sacrament, sondern nur eine feierliche Handlung, durch welche Jemandem das Recht, alle heiligen Functionen, die in der Kirche vorkommen, auszuüben ertheilt wird. Dieses ist zugleich der einzige Ordo, den die evangelische Kirche kennt. Eben deshalb gibt es hier auch nur eine einzige O. Zu Vollziehung derselben ist jeder bereits ordinirte Geistliche befähigt, doch muß er dazu besondern Auftrag von dem Obern in der Kirche haben. Dies ist in der Regel der Regent, in dessen Namen gewöhnlich die Consistorien die oberste Kirchengewalt ausüben. Um als Geistlicher ordinirt zu werden, muß man vorher das Examen pro munere glücklich bestanden haben und die erhaltene Berufung zu einem geistlichen Amte nachweisen. Die O. selbst geschieht in der Regel vor der versammelten Gemeinde, und wird durch Gebete und Predigt vorbereitet. Der zu ordinirende Geistliche empfängt dann das Abendmahl und wird gleichfalls mittelst Auflegung der Hände im Beisein mehrerer Geistlichen ordinirt. Der apostolische Gebrauch der Auflegung der Hände ist uralt und aus der mosaischen Religion in die christliche übergegangen. In der griechischen Kirche sind die von der römisch-katholischen über die O. aufgestellten Grundsätze im wesentlichen beibehalten.

Ordnung, so viel als Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit. Man sagt, es sei etwas in Ordnung, wenn es so ist, wie es sein soll. Das Vorhandensein einer Ordnung setzt immer ein ordnendes Princip voraus, und dieses ist im Allgemeinen der Geist. Wo daher O. ins Auge fällt, da nimmt man auch alsbald an, daß ein Geist hier seine Spur eingedrückt habe. Keinem Geisteswerke, also keinem Werke der Kunst, des Gedankens, ja selbst des niedrigsten noch mit einigem Aufwande an Geist betriebenen Handwerks kann und darf die O. abgehen. Dem Werke des höchsten Geistes, Gottes, der Natur, ist die bis in das tiefste Innere gehende O. eigenthümlich, und diese O., in die der Mensch mit andächtigem und mit wissenschaftlichem Sinne eingeht, ist keineswegs ein Gemächt des Menschen, sondern in der That das äußere Merkzeichen des in der Natur waltenden Gottes. Erscheint auch die O. in der Natur, wie sie in der Wissenschaft ausgesprochen wird, zunächst als von dem denkenden Menschen ausgegangen, als eine der Natur angethane Gewalt, so zeigt doch schon geringes Nachdenken, daß ein Ordnen der Natur überhaupt nicht möglich wäre, wenn sie nicht in sich selbst die Gesetzmäßigkeit trüge. Jede von Menschen angegebene Ordnung in der Natur ist nichts anderes, als ein Versuch, die der Natur eigenthümliche göttliche O. auszudrücken, und je mehr diese wahre Naturordnung entdeckt wird, desto mehr verschwindet aus der Wissenschaft jede mehr oder weniger willkürliche Ordnung. Während eine solche nur an Aeußerlichkeiten der Naturgegenstände festhält, wird die endlich entdeckte wahre O. das tiefste Innere derselben eben so sehr erfaßt haben, wie die (nur scheinbar) geringfügigste Aeußerlichkeit. — Ordnungen (ordines) werden in der Naturwissenschaft speciell die Abtheilungen der Classen der Naturgegenstände genannt. — Im juridischen Sinne bezeichnet das Wort O. jede Festsetzung über ein rechtliches Verfahren, über die zu beobachtenden Formen und über die Organisation der Behörden. Man spricht in dieser Beziehung von Gerichtsordnung, Prozeßordnung, Polizeiordnung u. s. f. Wird die Ordnung verletzt, so haben die betreffenden Behörden das Recht, ohne eigentliche gerichtliche Untersuchung und Urtheil eine Ordnungsstrafe zu verfügen, gegen welche nur vorstellungs- und beschwerdeweise bei der vorgesetzten Behörde (durch Recurs) eingekommen werden kann. Diese Ordnungsstrafen dürfen ein gesetzlich bestimmtes Maß und eben so genau bestimmte Fälle nicht überschreiten, sollen sie nicht zu Mitteln eines lästigen Beamtendespotismus werden. Sie bestehen in Verweisen, geringen Geldbußen, höchstens Gefängniß.

Ordonanz bezeichnet zunächst ein militärisches Gesetz im Allgemeinen, im Besondern aber diejenigen Vorschriften, welche für einzelne Zweige des militärischen Dienstes gegeben

find. Ordonnanzen heißen aber auch diejenigen Militärs, welche den höhern Vorgesetzten zugetheilt werden, um ihre Befehle schnell und sicher an die bestimmte Person zu überliefern. Beim höchsten Befehlshaber der Armee sind Ordonanzoffiziere von jedem Truppentheile commandirt; der Regimentscommandeur, Stabsoffizier und Hauptmann hat zu gleichem Zwecke nur Anspruch auf einen Gemeinen. Der Ordonnanzoffizier unterscheidet sich vom Adjutanten dadurch, daß er nur auf kurze Zeit, gewöhnlich 24 Stunden zu seinem Dienst commandirt ist und mit allen übrigen Geschäften des Adjutanten (s. d.) nichts zu thun hat.

Ordonnances nannte man in Frankreich vor der Revolution von 1789 nicht nur bestimmte, sondern sämmtliche Erlasse des Königs oder des Regenten. Die Ordonnancen im weitern Sinne zerfielen in die eigentlichen Ordonnancen, welche alle Gegenstände des öffentlichen Rechts, in Edicte, welche das Finanzwesen und in Declarationen, offene Briefe (Lettres patentes) und Reglements, welche die Erläuterung, Bestätigung und Anwendung der Gesetze zum Gegenstande hatten. Diese sämmtlichen Erlasse oder Ordonnancen besaßen die Eigenschaft von Gesetzen, weil die Könige nach dem Grundsatze „si veut le roi, si veut la loi" wenigstens factisch das Recht der Gesetzgebung ausschließend übten. Verweigerte das Parlament (s. d.) die Einregistrirung und mithin die Publication eines Erlasses, so erschien gewöhnlich ein offener Brief, welcher den Provinzialbeamten die Publication und den Unterthanen die Beobachtung der Ordonnance befahl und auf diese Weise der Sache Rechtskraft verlieh. Die Ordonnancen im engern Sinne waren, wie die Edicte und Declarationen vom Könige unterzeichnet, von einem Staatssecretär contrasignirt, mit dem großen Siegel beurkundet und vom Siegelbewahrer visirt. Gleich den Edicten datirten auch gewöhnlich die Ordonnancen nur vom Monate des laufenden Jahres und schlossen mit der bekannten Floskel „car tel est notre plaisir" (denn so wills uns belieben). Um der maßlosen Verwirrung zu begegnen, befahl Ludwig XIV. eine Sammlung aller Ordonnancen zu veranstalten, welche die Könige der dritten Dynastie erlassen. Der erste Band dieser wichtigen Sammlung ward erst 1724 in Druck gegeben; die ganze Sammlung zählte 1846 20 Folianten, welche die Ordonnancen von 1051 bis Dec. 1497 enthalten. Seit der Einführung der constitutionellen Charte haben die Ordonnancen in Frankreich, wie in allen constitutionellen Staaten, einen wesentlich andern Charakter erhalten. Es waren jetzt keine Gesetze, die ja nur unter Mitwirkung der Kammern gegeben werden könnten, sondern nach dem 13. Art. der Charte bezweckten die Ordonnancen, als Ausflüsse der Regierungsgewalt, nur die Ausführung und Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und durften die Gesetze selbst weder verändern noch aufheben. Die treulose Auslegung jenes 13. Art. durch Karl's X. Minister brachte den Sturz der alten Dynastie und die Julirevolution von 1830 zu wege. Auch der französische Staatsrath erläßt in bestimmten Streitfällen Ordonnancen, die ebenfalls nicht den Charakter von Gesetzen tragen, sondern Entscheidungen und Urtheile (jugements, arrêts) sind. Endlich führen die Entscheidungen, welche die französischen Criminalgerichte auf den Vortrag des Instructionsrichters abgeben, den Namen von Ordonnancen. Dieselben heißen „Ordonnances de non-lieu à suivre" wenn die gerichtliche Verfolgung des Angeschuldigten nicht fortgesetzt wird; „Ordonnances de mise en prévention", wenn der Angeschuldigte vor ein einfaches Polizeigericht; „Ordonnances de prise de corps", wenn er vor die Anklagekammer selbst gestellt werden soll. Außerdem nennt man „Ordonnance du juge" jeden Erlaß oder Bescheid, welchen der Richter im Namen des Gesetzes gibt.

Oreaden, s. Nymphen.

Oregon oder Oregan, ein Land, das vor einigen Jahren noch eine welthistorische Bedeutung gewonnen hat, wird im weitern Sinne der Landstrich auf der Nordwestküste Nordamerikas genannt, welcher sich von der Südgrenze der russischen Besitzungen bis zur Grenze Mexiko's, zwischen dem Felsengebirge und dem stillen Ocean erstreckt, und sonach die früher sogenannten Landschaften Neucornwallis, Neuhanover, Neugeorgien und Neualbion umfaßt, im engern Sinne aber die beiden letzten der genannten Landschaften oder

das bereits unter dem Titel des Oregondistricts zu den Vereinigten Staaten gerechnete Flußgebiet des O. oder Columbiastroms begreift. Das ganze Land bildet ein Plateau zwischen dem Felsengebirge und den nordamerikanischen Seealpen (s. Cordilleras), das in verschiedenen Terrassen von dem erstern zu den letztern sich abdacht, mit den letztern ins Stille Meer abfällt und nur an einer Stelle, zwischen 53 und 45° nördl. Br., durch ein Querjoch, daß die nordamerikanischen Seealpen mit dem Felsengebirge verbindet, in seiner Ausdehnung von Süden nach Norden unterbrochen wird. Dieses Plateau trägt fast durchgehend den Charakter der Steppe, die stellenweise zur völligen Wüste wird und ist im Ganzen nur zur Viehzucht tauglich, da das im Vergleich zur Ostküste Nordamerikas sonst milde Klima im Innern östlich von den Seealpen zwei entgegengesetzte Jahreszeiten bewirkt, die besonders in den südlichen Theilen O.'s sich schroff entgegenstehen, nämlich eine nasse während der Wintermonate, in der die Hochsteppe im Schmuck einer üppigen Grasvegetation prangt, wo und so lange nicht Frost eintritt, und eine trockene während der Sommermonate in welcher große Dürre herrscht. Nur in den Thälern am Ufer der Flüsse findet sich anbaufähiges Land, dessen Umfang höchstens den achten oder zehnten Theil der Gesammtfläche betragen mag. Die Küste, welche von dem Westabfall der Seealpen ins stille Meer gebildet wird, hat eine andere Gestalt und Beschaffenheit. Sie ist nämlich nordwärts von 47° nördl. Br. sehr zerrissen und fiordenartig von vielen, gute Häfen bildenden Busen durchschnitten, während von ihr im Meer eine Menge von Scheeren und größeren Inseln liegen, von denen die Königin-Charlotte- und die Quadra- oder Vancouversinsel die größten sind. Hier ist auch, ungefähr unter 47° nördl. Br., der seines trefflichen Hafens wegen politisch wichtige Pugetssund, im Hintergrunde der Admiralitätsbucht, zu der die Juan-de-Fucas-Einfahrt führt. Südwärts von jenem Punkt bis zum Hafen von San Francisco in Neucalifornien zeigt die Küste dagegen ganz den entgegengesetzten Charakter, indem auf der ganzen langen buchtenlosen Strecke auch nicht ein guter Hafen sich befindet. Das Klima der Küste ist noch milder als das des Innern, und unterscheidet sich von diesem auch dadurch, daß es, besonders nach Norden hin, sehr veränderlich ist, so daß es das ganze Jahr hindurch Regen gibt. Daher ist die Küste auch, wo nicht die Felsen hindernd entgegentreten, fruchtbarer und anbaufähiger, als die Plateaulandschaften des Innern. Wieder ganz verschieden ist die Natur der Ostgrenze des Landes, wo das Felsengebirge in verschiedenen Längen- und Querthälern sich über dem Plateau erhebt und ein vollkommenes Alpenland bildet. Sämmtliche Flüsse des Landes kommen von dem Felsengebirge herab, durchströmen westwärts in tiefen und engen Einschnitten das Plateau, um sich, nachdem sie die Meeralpen durchbrochen, in den stillen Ocean zu ergießen. In ihrem raschen Laufe sind sie von einer Menge Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen und daher nur wenig zur Schifffahrt tauglich, ebenso wie sie vermöge der schluchtenartigen Beschaffenheit ihrer Thäler nichts zur Bewässerung des Landes beitragen. Der bedeutendste Strom des Landes ist der Columbia- oder Oregonstrom. Er entspringt auf dem Felsengebirge, von dem er im südwestlichen Laufe herabströmt, außer andern Flüssen den bedeutenden Lewis aufnimmt und dann gegen Westen gewendet unter 46° nördl. Br. in den Stillen Ocean sich ergießt. Trotz seiner bedeutenden Wassermasse ist er aus den angeführten Gründen nur wenig zur Flußschifffahrt brauchbar und auch die Seeschifffahrt wird sehr erschwert theils durch eine Barre an seiner Mündung, theils durch die furchtbaren Stürme, die während 8 Monaten des Jahres an derselben wüthen. An Produkten ist das Land im Ganzen nicht sehr reich. Einzelne Waldungen, die hier und da das Land bedecken, liefern Bauholz; die Flüsse sind reich an Fischen und der nördliche Strich an Pelzthieren, die aber, bei der starken Jagd, sichtlich abgenommen haben; und in den grasreichen Steppen, besonders im Südosten, findet man große Heerden von Büffeln und andere jagdbare Thiere. Die Bewohner des Landes bestehen zum Theil aus Ansiedlern europäischen Ursprungs, deren Zahl aber noch nicht sehr bedeutend ist, und Indianern die von Jagd und Fischfang leben. Die bedeutendsten Stämme derselben sind die Plattköpfe, die Schoschonen und Dschinuks. Was die Ansiedelungen der Weißen betrifft, so bestehen sie theils in den 28 Forts und 8 Stationen

der britischen Hudsonsbaicompagnie, die hier im Pelzhandel alle Mitbewerber verdrängt hat, mit 3000 Weißen in ihren Diensten; theils in den Niederlassungen, welche die britische Agriculturgesellschaft am Pugetssunde gegründet; theils in den Ansiedelungen der Nordamerikaner. Die Letztern haben sich besonders im Wallametthale niedergelassen unfern der Mündung des Columbia, wo auch einige Tausend französische Canadier sich angesiedelt haben und ihre Zahl wächst durch die stete Zuwanderung aus den Vereinigten Staaten täglich in steigender Progression. So unbedeutend nun auch O. in Bezug auf seine jetzige Bevölkerung wie in Hinsicht auf die Fruchtbarkeit seines Bodens ist, so besitzt es doch in commerzieller und politischer Hinsicht eine unläugbare Wichtigkeit. Sein Besitz sichert nämlich die Herrschaft und den Handel auf dem stillen Ocean und über denselben mit China, sei es nun für England, oder für die Vereinigten Staaten; ebenso gewährt es einen bedeutenden Einfluß unmittelbar auf Mexico und mittelbar auf die übrigen Staaten an der Westküste Amerikas. Darum wurde das Land auch zum Zankapfel zwischen England und den Vereinigten Staaten. Die ersten Entdecker des Landes waren die Spanier, ohne daß sie es jedoch besetzt hätten; trotzdem betrachteten sie es als eine ihnen zugehörige Besitzung und verwehrten einem englischen Pelzhändler im Jahre 1789 die Niederlassung am Nutkasunde. Erst nach ernstlichen Drohungen erkannten sie den Engländern das Recht auf jene Gegenden zu. In Folge davon nahm 1792 eine englische Expedition Besitz von ihnen im Namen der britischen Krone. Hierauf begründen die Engländer ihre Ansprüche auf das Land. Die Vereinigten Staaten dagegen begründen ihr Anrecht auf nichts Anderes, als auf das Einlaufen des amerikanischen Capitäns Gray in den Columbiastrom mit einem Handelsschiffe im Jahre 1792, sowie auf vier Entdeckungsreisen, die zu Lande von den Vereinigten Staaten aus nach dem Oregonlande in der Zeit von 1793 bis 1811 unternommen wurden, von denen aber nur eine von der Regierung der Vereinigten Staaten, die andern dagegen von der Nordwestcompagnie ausgingen. Die mit den letztern verbundenen Niederlassungen, waren höchst unbedeutend. Wichtiger war dagegen die Niederlassung Astoria (vgl. „Astoria etc.“ von W. Irving, 2 Bde., Philadelphia 1836), welche der deutsche Neuyorker Kaufmann Astor 1811 an der Mündung des Columbia gründete. Bald darauf im Kriege der Vereinigten Staaten mit den Engländern von den letztern eingenommen und in ein Fort George umgewandelt, wurde sie in Folge des Genter Vertrags von 1814 den Vereinigten Staaten zurückgegeben. Allein die Besitzung an der die Nordwestcompagnie Antheil hatte und die Astor nicht behaupten konnte, ging durch die Vereinigung der erstern mit der Hudsonsbaigesellschaft an diese über und ist jetzt auf ein Blockhaus reducirt, wo ein Beamter dieser Gesellschaft wohnt. Unterdeß kam, da die commercielle und politische Wichtigkeit des Landes sich immer mehr herauszustellen anfing, bei Abschließung des Vertrags von 1818 zwischen England und den Vereinigten Staaten über die Nordgrenze der letztern auch das Oregonland zur Sprache, die amerikanischen Unterhändler schlugen nämlich vor, die Linie des 49° nördl. Br., die östlich des Felsengebirgs als Grenze angenommen war, auch westlich von demselben bis an den stillen Ocean als Grenze zwischen den beiderseitigen Besitzungen festzusetzen. Allein die Wichtigkeit, die man dem Columbiastrome, der südlich dieser Grenze mündet, damals noch Seitens der Engländer beilegte, verhinderte eine Uebereinkunft und man einigte sich dahin, die Frage von der Souveränetät über das Oregonland unentschieden zu lassen und das Land 10 Jahre lang für beide Theile offen zu erklären. Im selbigen Jahre schlossen die Vereinigten Staaten den Vertrag über Florida mit Spanien ab, in welchem unter andern bestimmt wurde, daß der 42° nördl. Br. die Grenze zwischen den beiderseitigen Besitzungen westlich vom Felsengebirge sein sollte. Ein anderer Vertrag zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten vom Jahre 1824 und ebenso einer zwischen England und Rußland von 1825 bestimmte, daß 54° 40′ nördl. Br. die Südgrenze der russischen Besitzungen nach dem Oregonlande zu bilden sei. Es blieb daher nur der Raum von 42° und 54° 40′ nördl. Br. übrig, über welchen sich England und die Vereinigten Staaten zu einigen hatten. Ein Versuch dazu, der im Jahre 1826 gemacht wurde, mißlang, und man kam nun dahin überein, den 1828 ablaufenden Ver-

trag von 1818, der die Sache unentschieden läßt, auf unbestimmmte Zeit zu verlängern mit dem Recht für jeden Theil, ihn mit jährlicher Frist aufzukündigen. Indessen bekam das Land durch die immer weiter greifenden politischen Colonisations- und Handelspläne Englands und der Vereinigten Staaten täglich eine größere Bedeutung und in demselben Maße wuchs auch die Schwierigkeit einer Einigung; dazu kam noch, daß sich der Parteigeist in den Vereinigten Staaten der Frage bemächtigte und sie dadurch nur noch mehr verwickelte. So wurde denn die Colonisation des Oregonlandes völlig zur fixen Idee in den Köpfen der Nordamerikaner. Besonders trieb die demokratische Partei in den Vereinigten Staaten zur Besitznahme des Landes und machte die Frage darüber zur Frage über Krieg und Frieden mit England, das der Interessen seines Handels mit China und auf dem stillen Ocean wegen, sowie wegen der politischen Verhältnisse zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten durchaus nicht diesen letztern den Besitz des Landes bis zum 49° nördl. Br., also mit Inbegriff der schönsten Häfen desselben, wie ihn dieselben beanspruchten, zugestehen wollte. Im Jahre 1845 brachte endlich der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Polk, die Frage über das Oregongebiet vor den Kongreß, und trieb sie dadurch in ein ganz neues Stadium. England eröffnete jetzt neue gütliche Unterhandlungen; aber trotz der bedeutenden Concessionen, die es machte, indem es unter andern die Mündung des Columbiastromes abzutreten bereit war, schien es doch eine Zeitlang, als sollte die Frage durch das Schwert entschieden werden. Doch es kam nicht so weit, denn am 18. Mai 1846 legte der britische Gesandte zu Washington dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einen Vergleich vor, wonach als Territorialgrenze des Oregongebiets der 49° nördl. Br. westlich vom Felsengebirge bis zu dem Königin-Charlotten-Sunde festgestellt, der Hudsonsbai-Gesellschaft aber für die Dauer ihres Freibriefs (bis 1863) die Schifffahrt auf dem Columbiaflusse gestattet und beiden Völkern freie Handelsschifffahrt auf den Häfen und Flüssen nördlich vom 49° gewährt wurde. Diese Vorschläge nahmen die Vereinigten Staaten am 13. Juni 1846 an. Vgl. Dünn „History of the Oregon territory" (2. Aufl., Lond. 1846).

Orel (ausgesprochen Arjol), ein russisches Gouvernement, 812 QM. groß mit ungefähr $1^1/_2$ Mill. Einw., liegt im mittlern Theile des europäischen Rußlands und wird im Norden von den Gouvernements Smolensk, Kaluga und Tula, gegen Osten von Tambow, gegen Süden von Woronesh und Kursk und gegen Westen von Tschernigow begrenzt. O. gehört zu der gesegnetsten und fruchtbarsten Provinzen des russischen Reichs und namentlich gleicht die Gegend von Mzensk bis zur Gouvernementsstadt einem anmuthigen Garten; die Flußgegenden, hauptsächlich die Hochufer der Oka, zeigen eine Menge pittoresker Ansichten und nicht minder schön sind die Gegenden am Don, an der Sosna und Desna. Das Klima ist mild und es gedeihen daher alle Getreidearten vortrefflich. Neben den gewöhnlichen Getreidearten, von denen jährlich große Quantitäten nach den nördlichen Provinzen ausgefürt werden, baut man Buchweizen, Hirse, Spelt, Hanf, Mohn, Taback und besonders vielen Hopfen. Die Obstcultur steht sehr hoch. Im Osten des Gouvernements gibt es viele Waldungen und zahlreiches Wild; besonders ergiebig ist der Wachtelfang. Die Viehzucht, Bienenzucht und Fischerei sind zum Theil sehr erheblich; besonders gibt es vortreffliche Stutereien und starkes Rindvieh. Von Federvieh halten die Bauern viele Moschusenten. Die Erzeugnisse des Mineralreichs sind unbedeutend; man gewinnt Sumpfeisen, zu dessen Bearbeitung drei Eisenhütten angelegt sind, Kreide, Kalk, Alabaster und Salpeter. Auch gibt es einige Steinbrüche, wo gute Mühl- und Schleifsteine gewonnen werden. Unter den zahlreichen Fabriken, deren über 200 bestehen, zeichnen sich die Tuch- und Leinwandfabriken, die Gerbereien und Branntweinbrennereien vorzüglich aus. Ein sehr lebhafter Handel wird mit den Residenzstädten, sowie mit dem Schwarzen und Kaspischen Meere unterhalten. Die Einwohner, die fast nur aus Groß- und Kleinrussen oder Kosaken (auch Tscherkessen genannt) bestehen, bekennen sich sämmtlich zur griechischen Kirche. Die wichtigste Stadt ist Orel mit 3252 Häusern und 32,600 Einw., über 30 Kirchen, 2 Klöstern, einem Priesterseminar, einem Gymnasium, einem großen Kaufhof, einem alten,

in ein Magazin verwandelten Schloß und vielen Pelz- und Kornvorräthen. Sie liegt in einer reizenden Gegend auf dem steilen Ufer der Oka, die hier die Orlika aufnimmt, und treibt einen durch Jahrmärkte gehobenen Handel und Verkehr. Andere wichtige Handelsstädte sind Jelez mit 25,880 Einw. und Bolchow mit 12,232 Einw.

Orelli, Joh. Kasp. von, ein um die alte Literatur verdienter Gelehrter, der neuesten Zeit, ebenso hoch geachtet seiner edeln Gesinnung und reinen Vaterlandsliebe wegen, wurde geboren am 13. Febr. 1787 zu Zürich und stammt aus einer der Patrizierfamilien, die aus den italienischen Vogteien, ihrer Anhänglichkeit an die Reformation wegen verfolgt, nach Zürich auswanderten. Nachdem er zu Wädenschweil, wo sein Vater züricher Landvogt war, durch Privatunterricht eine tüchtige Vorbildung erhalten hatte, setzte er 1799 in seiner Geburtsstadt die begonnenen Studien während der Stürme der helvetischen Revolution fort und widmete sich namentlich den theologischen Wissenschaften. Schon in seinem 19. Jahre übernahm er die reformirte Predigerstelle zu Bergamo, wo er in seinen Mußestunden sich viel mit der italienischen Literatur und der classischen Philologie beschäftigte, deren Resultate er in seinen „Beiträgen zur Geschichte der italienischen Poesie" (2 Hefte., Zür. 1810); in dem „Vittorino von Feltre" (Zür. 1812) und in der guten Ausgabe der Rede des Isokrates „De antidosi" (Zür. 1814) niederlegte. Aus Vorliebe zum pädagogischen Berufe nahm er 1814 einen Ruf als Professor an die bündnersche Cantonsschule in Chur an, wo er bei der Feier des Reformationsjubiläums in Gemeinschaft mit seinem Freunde Herbst das „Bündner'sche Reformationsbüchlein" (Chur 1819) und die „Geschichtliche Darstellung der Reformation in der Schweiz und Bündten" (Chur 1819) herausgab. Im Jahre 1819 wurde ihm die Professur der Beredtsamkeit und Hermeneutik an dem Karolinum zu Zürich übertragen. Als man ihn hier wegen seiner Lehre in dogmatischer Hinsicht zu verdächtigen suchte, legte er zugleich mit Schultheß seine Ansichten in der Schrift „Rationalismus und Supernaturalismus" (Zür. 1822) offen dar, wendete sich aber auch seitdem ausschließend den philologischen Studien zu. Durch seinen gediegenen Vortrag, wie durch einen freisinnigen, klaren und umfassenden Geist, womit er stets als Vertreter der Wissenschaft und als Patriot sich aussprach, erwarb er sich in einem hohen Grade die Zuneigung der Jugend, die er für gründliches Wissen und Bewahrung jener Grundsätze zu begeistern wußte, denen die Schweiz ihr Dasein verdankt. Mit gleichem Wohlwollen und der aufopferndsten Beharrlichkeit wirkte er im Vereine mit Hirzel, Bremi, Zschokke und andern Philanthropen der Schweiz durch Rath und That für die Bildung und Aufklärung des damals neuerstandenen Griechenlands, weshalb ihn auch die hellenische Nation mit dem griechischen Bürgerrechte ehrte. Seine philologischen Arbeiten tragen sämmtlich das Gepräge der Gründlichkeit und Genauigkeit an sich. Wir erwähnen besonders die große kritische Ausgabe der Werke des Cicero (7 Bde., Zür. 1826 bis 31), zugleich mit der in Verbindung mit Baiter besorgten Ausgabe der alten Scholiasten (2 Bde., Zür. 1833) und dem „Onomasticon Tullianum" (3 Bde., Zür. 1836 bis 38); die Bearbeitung einzelner Schriften des Cicero zum Schulgebrauch, namentlich die „Academica" und die Bücher „De finibus bonorum et malorum" (Zür. 1827), die Reden für den Rufus und Sestius (Zür. 1832), die „Orationes XV. selectae" (Zür. 1836) und die „Tusculanae disputationes" (Zür. 1829); ferner die „Collectio inscriptorum lat. select." (2 Bde., Zür. 1828), die eine Lücke in der römischen Literatur füllt; die kritischen Ausgaben der Fabeln des Phädrus (Zür. 1831; 2. Ausg., 1832), des Vellejus Paterculus (Lpz. 1835), der Theogonie des Hesiod (Zür. 1836) und des Theognis (Zür. 1840), sowie der sämmtlichen Werke des Platon (2 Bde., Zür. 1839 bis 42, 4.), zu deren kritischer Bearbeitung er sich zugleich mit Winckelmann und Baiter verbunden hatte. Eines allgemeinen Beifalls erfreut sich wegen des vortrefflichen Taktes in der Erklärung die Ausgabe der Gedichte des Horatius (2 Bde., Zür. 1837—38; 2. Ausg., 1843—44), wovon er auch eine kleinere Ausgabe (2 Bde., Zür. 1837—38; 2. Ausg., 1843—44) zu gleicher Zeit mit folgen ließ, deren Erläuterungen mehr für diejenigen berechnet sind, die den Horaz, ohne Philologen von Fach zu sein, zu lesen wün-

schen. — Nicht zu verwechseln ist mit ihm Joh. Konrad O., geb. zu Zürich 1770, gest. daselbst am 25. Oct. 1826 als Kanonikus und Kirchenrath, der sich ebenfalls durch mehrere philologische Werke bekannt gemacht hat, namentlich durch die Ausgabe der Schrift des Byzantiners Philo „De septem orbis spectaculis" (Lpz. 1816), von Memnon's „Historiae Heracleae Ponti" (Lpz. 1816), des Arnobius (2 Bde., Lpz. 1816), des Hesychius Milesius (Lpz. 1820), des griechischen Philosophen Sallustius (Zür. 1821), der Fragmente des Sanchoniathon (Lpz. 1826), der „Anecdota sive historia arcana" des Procopius (Lpz. 1827) und der „Opuscula graecor. vet. sententiosa et moralia" (2 Bde., Lpz. 1819—21).

Orenburg, russisches Gouvernement 5595 □M. groß, das 1842 1,735,000 Einw. zählte, wird von Seiten Rußlands noch zu Europa, von den Geographen des westlichen Europa dagegen schon zu Asien gerechnet. Es ist ein ödes, größtentheils unfruchtbares Land, welches, vom Obschtscheissirt und den Gehängen des südlichen Ural durchschnitten wird. Begrenzt wird es vom Uralfluß gegen die Kirgisensteppe, ferner vom Kaspischen Meer und den Gouvernements Astrachan, Saratow, Simbirsk, Kasan, Wjätka, Perm und Tobolsk. Wichtig ist O. übrigens, weil es den Centralpunkt des mittelasiat. und russischen Handels bildet, der namentlich zwischen der Stadt Orenburg, der sonstigen Hauptstadt des Landes und den Ländern der Kirgisen, Bucharen und Chiwenser durch Karawanen auf Pferden und Kameelen sehr lebhaft und fast ununterbrochen unterhalten wird. Die jetzige Hauptstadt des Landes ist Ufa, an der Mündung der Ufa in die Bjelaja. Die Stadt ist befestigt, hat 1610 Häuser, 12 Kirchen, 3 Schulen, 33 Fabriken und 12,872 Einw., worunter viele Tataren, Bucharen, Kirgisen und andere Asiaten. Andere große Städte sind Orenburg, mit 12,331 Einw. und Uralsk, die Hauptstadt des uralschen Kosackenheeres, mit 12,126 Einw. — Orenburgischer Ural heißt der Theil des Uralgebirgs, der sich von O. bis Slatusk erstreckt und reich an Metallen und gutem Bauholz ist. Bei Miask, unter dem 55°, hat man hier in neuester Zeit die größten Goldklumpen entdeckt, davon einer, der jetzt im Museum des Berginstituts in Petersburg niedergelegt ist, ein Gewicht von 2 Pud 7 Pfd. 92 Solotnik hat.

Orenoco, s. Orinoco.

Orestes, einer der berühmtesten tragischen Helden, war nach Homer, der die älteste Erzählung von ihm liefert, des Agamemnon und der Klytämnestra Sohn. Als Agamemnon durch seine Gemahlin und ihren Buhlen Aegysthos ermordet war, wurde O., damals noch ein Knabe, von seiner Schwester nach Orchomenos in Phokis gebracht. Hier lebte er bei seinem Oheime Strophios, dem Fürsten von Phokis, 8 Jahre lang, und schloß mit dessen Sohne Pylades jenes innige Freundschaftsbündniß, welches der spätern Zeit als Muster genannt wird. Mit ihm verband er sich, den Tod seines Vaters zu rächen. Er ging nach 8 Jahren nach Mykene zurück und gab sich unerkannt für einen Boten aus, der die Nachricht von des O. Tode überbringen sollte. Klytämnestra empfing dieselbe mit außerordentlicher Freude, nahm die Freunde mit dem größten Wohlwollen auf, allein bei Nachtzeit fiel sie mit Aegysthos unter ihren Dolchen. Die Tragiker schmücken dieses Ereigniß noch mit verschiedenen Nebenumständen aus. Nach ihnen war O. als Muttermörder den Eumeniden verfallen. Er irrte, von Verzweiflung und Wahnsinn getrieben, umher, nirgends Ruhe findend, bis ihm ein Orakelspruch verkündete: es werde seine Qual endigen, wenn er die Statue der Diana von Tauris nach Argos zurückgeführt habe. O. und Pylades brachen nach Tauris auf, wo Iphigenia (s. d.), O.'s Schwester, Priesterin der Diana war. Ein Landesgesetz befahl hier jeden Fremdling der Diana zu opfern, und nach edlem Wettstreit zwischen O. und Pylades, indem jeder der sein wollte, welcher für den andern stürbe, siegt endlich O. und Iphigenia soll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Allein eben als sie ihm den Todesstoß geben will, spricht O. die Worte: „so starb meine Schwester Iphigenia in Aulis", und die Schwester erkennt in dem zu Opfernden ihren Bruder. Beide vereinigen sich nun zur Flucht und Entführung des Dianenbildes und kommen glücklich wieder in Argos an. Die Götter waren nun versöhnt. Mit Her-

mione, der Tochter des Menelaos, vermählt, herrschte O. über das väterliche Reich Mykene und erhielt auch die Krone von Argos, als dessen Beherrscher ohne Erben starb. Er wurde 90 Jahre alt und starb zu Orestea in Arkadien an den Folgen eines Schlangenbisses. Sein Leichnam wurde nach Sparta abgeführt und hier in der Nähe des Tempels der Parzen begraben. Von den Tragödien, welche des O. Schicksal behandeln, besitzen wir noch des Aeschylos „Choephoren" und „Eumeniden", des Sophokles „Elektra", des Euripides „Orestes und Iphigenia in Tauris". Unter dem Titel: „Orestéide" hat Millin alle alte Bildwerke, welche auf O. Bezug haben, gesammelt und durch gelehrte Deutungen erläutert.

Orestes, ein römischer Feldherr zur Zeit des Unterganges des weströmischen Reichs, stammte aus einer patrizischen Familie, empörte sich aber in Gallien gegen den Kaiser Julius Nepos, stürzte diesen 475 n. Chr. vom Throne und übertrug denselben seinem Sohne Romulus Augustulus (s. d.). Bald darauf wurde er von Odoacer (s. d.) in Pavia belagert und nach Erstürmung der Stadt zu Piacenza, den alten Placentia, wohin man ihn abgeführt hatte, am 28. Aug. 476 n. Chr. hingerichtet.

Orestheus, ein Sohn des Lykaon, war der Erbauer von Oresthasion im Arkadien, das nachher von Orestes Oresteion benannt sein soll. — Orestheus, der Sohn des Deukalion, König der ozolischen Lokrer, Vater des Phytios und Großvater des Oeneus, hatte einen Hund, der ein Stück Holz gebar, aus dem, nachdem es O. vergraben, der Weinstock emporwuchs, von dessen Sprößlingen er sein Volk, das ozolische (ὄζος, d. i. der Zweig), zubenannte.

Orfila, Mathieu Joseph Bonaventura, fleißiger Bearbeiter der gerichtlichen Medicin, auch als Chemiker geachtet, war 1787 zu Mahon auf der Insel Minorka geboren. Er bildete sich zu Paris, studirte hier Physik, hielt seit 1811 Vorlesungen über Chemie, Physik und Botanik, wurde 1819 Professor der gerichtlichen Medicin, 1818 naturalisirt, und hat das Gebiet der Chemie und Physik durch fleißige Forschungen und glückliche Entdeckungen sehr bereichert. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Traité des poissons ou toxicologie générale" (Par. 1813, zuletzt 1826, deutsch mehrmals und zuletzt frei bearbeitet von J. A. Seemann und A. S. F. Karl's, Berl. 1829 ff.); „Elémens de chimie médicale" (Ebend. 1819, 2 Bde., deutsch, Erfurt 1819); „Secours à donner aux personnes empoisonnées ou asphyxiées" (Ebend. 1818, deutsch, Berl. 1831); „Leçons de médecine légale" (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1839; deutsch, Lpz. 1829) und in Verbindung mit Lesueur „Traité des exhumations juridiques" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1836; deutsch von Güntz 2 Bde., Lpz. 1832—35). Auch ist er Mitherausgeber der „Annales d' hygiène publique".

Organ, ursprünglich s. v. a. Werkzeug, entspricht im modernen Sprachgebrauch dem deutschen Glied und ist ein individueller Theil eines lebendigen Ganzen, der aber nur mit diesem verbunden wahres Dasein und Leben hat. Die Hand z. B. ist ein O. des menschlichen Leibes, aber nur an diesem und mit diesem besteht sie, abgetrennt von demselben wird sie zu nichte, kann sich nicht als das erhalten, was sie ist. Auch eine z. B. in Marmor gebildete Hand trägt nur Namen und Schein dieses Organs, ohne wahrhaft jemals ihm gleich zu sein. Das Ganze ist ferner nicht neben und außer seinen Theilen, den Organen, sondern es ist nichts als die Gesammtheit aller seiner Organe. Es heißt in dieser Beziehung Organismus, und da das Leben desselben eben so sehr in jedem einzelnen Organe, wie im Ganzen seinen Sitz hat, so ist jedes O. durch die Gesammtheit aller übrigen mit ihm zum Organismus verbundenen Organe das, was es ist. Die einzelnen Organe geben einander die ihnen zukommende Bedeutung und erhalten einander; daher ist ein organisches Wesen ein solches, welches aus einzelnen individuellen (darum verschiedenen) und dabei einander dennoch innerlich nothwendig bedingenden Theilen besteht. Die eben ausgesprochene Einrichtung der organischen Wesen ist ihre Organisation. Das

Organische unterscheidet sich zunächst von der Maschine dadurch, daß bei jenem die einzelnen Theile einander innerlich bedingen, während bei dieser nur eine äußerliche Bedingung vorhanden ist. Jeder Bestandtheil der Maschine ist für sich auch etwas, abgetrennt von dem Ganzen, z. B. ein Rad, ein Cylinder, ein Seil u. s. w., ja durch seine Thätigkeit in der Maschine wird es zu Grunde gerichtet, während das O. Dasein behält, lebt, so lange es im Organismus thätig ist. Das Organische ist ferner naturwüchsig, während die Maschine ein Produkt der Kunst ist. Ferner steht aber dem Organischen das mit ihm die Natürlichkeit gemein habende Anorganische gegenüber. Zunächst erscheint dieses gegen jenes als nicht an sich selbst getheiltes; die Theilung des Anorganischen ist willkürlich, während das Organische an den Organen seine natürlichen Theile hat. Von der Maschine unterscheidet sich das Anorganische dadurch, daß in jener dem ursprünglichen Anorganischen ein Schein der Organisation, der Theilbarkeit an ihm selbst gegeben ist. Die Theile der Maschine sind gegen einander künstlich individualisirt, aber nicht von Natur individuelle gegen einander. Bei näherer Betrachtung der anorgischen Natur tritt jedoch ein Individualitätsverhältniß heraus, welches sie der organischen näher stellt, aber was sogleich auf den ersten Anblick als fehlend erscheint, ist das Leben. In der Krystallbildung nämlich, welche in der ganzen anorganischen Natur vorhanden, obschon sie nicht überall dem ersten Anschauen sich offenbart, zeigt sich, daß nicht allein die einzelnen anorganischen Körper individuell gegen einander sind (besonders wenn sie zugleich charakterisirende Bildung haben), sondern auch in sich selbst ins Unendliche individualisirt sind. Die Krystallbildung ist nämlich natürliche Form (Form, welche durch den Inhalt selbst gesetzt ist), welche an Quantität nicht gebunden ist, sondern überall mit dem Inhalte auftritt, daher das Unorganische die krystallinische Form ins Unendliche sich enthält. Damit ist aber auch schon der Unterschied des Anorganischen im Organischen näher ausgesprochen: die Theile des Anorganischen sind in ihrer Individualität alle einander durchaus identisch, so daß sie ihre Individualität gegen einander selbst aufgeben, während die Theile des Organischen gegen einander individuell sind. So z. B. ist der Diamant in seiner eigenthümlichen Krystallform vom Topas verschieden, aber die einzelnen natürlichen Theile des Diamanten sind sowohl unter einander als gegen das Ganze individuell nicht verschieden, während die Hand des Menschen diesen eben sowohl vom Affen unterscheidet, als am Menschen selbst vom Fuße verschieden ist. Ferner aber bedingen die natürlichen Theile des Anorganischen einander nicht, wie dieses im Organischen der Fall ist, der eine schafft und erhält nicht den andern; daher fehlt ihm die innere Thätigkeit des Lebens. Der fallende Stein ist zwar nach außen thätig, nicht aber nach innen, nicht lebendig. Zerlegen wir ein organisches Wesen in seine kleinsten Theile wir finden kein Aufhören der Organisation, jedes O. ist wieder ein Organismus, d. h. enthält wieder gegen einander individuelle Theile; zerlegen wir eine Maschine, so erhalten wir nur eine endliche Zahl selbständiger Theile, diese noch weiter zertheilt, zeigen sich als anorganisch; nun zerlegen wir endlich das Anorganische in seine natürlichen Theile, so finden wir auch eine Unendlichkeit der Theile, aber diese gleichen gerade darin, worin ihre Individualität besteht, vollkommen einander und dem Ganzen. — Die organische Natur ist aber in sich selbst wiederum wesentlich unterschieden. Jeder Organismus bildet ein selbständiges in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganze, weil seine Theile einander bedingen und erhalten, und so sich in sich selbst tragend, steht er als Individuum da, gegen die ganze Natur sich unterscheidend, sich ihr in seiner Selbständigkeit entgegensetzend. Dieser Gegensatz tritt hervor als Streben, die Natur zu dem zu machen, was er selbst ist, sie in sich aufzunehmen und zu sich zu machen. Das Leben des organischen Wesens in der Natur ist die Thätigkeit gegen dieselbe, indem es sie zerstört, in sich aufnimmt und zu sich selbst umwandelt. Diese Beziehung zur Natur kann nun aber auf verschiedene Weise sich gestalten. Die niedrigste Stufe des organischen Lebens ist die, wo der Organismus seine Selbständigkeit gegen die Natur zwar besitzt und auch äußert, aber nur auf völlig unmittelbare Weise. Die unmittelbarste Aeußerung jener Beziehung ist aber die Nahrung, und sie ist daher die einzige Aeußerung des organischen Wesens gegen die Natur in der Pflanzen-

welt (vegetabilischen Welt). Die Pflanze faßt sich gegen die Natur nicht zusammen und bezeugt sich nicht gegen sie, als indem sie sich nährt; auf vollkommene Weise geschieht dies erst auf der zweiten Stufe des organischen Lebens, in der Thierwelt. Das Thier löst sich ab vom Ganzen, es hat seine Bewegung, es bewegt sich ohne die Natur, es zerstört sie und hat darin die Lust seines Daseins. Aber das Thier ist bei seiner Zerstörung der Natur zwecklos, es fehlt noch, daß das Individuum sich zum Zwecke gegen die Natur macht, und dieses geschieht auf der letzten und höchsten Stufe des organischen Lebens, auf welcher der Mensch steht. Indem er sich als Zweck setzt, weiß er sich, hat Selbstbewußtsein; das Thier hat nur Bewußtsein von Natur, die Pflanze hat gar kein Bewußtsein. Der eine Mensch weiß sich als Zweck der Vielen, welche die Natur ausmachen, er erkennt an nur das, was er selbst ist, das Eine, den Geist, und wenn er die Natur erkennt, so erkennt er auch damit nur den Geist, das Eine im Vielen, das Allgemeine. Dagegen weiß das Thier, wie von sich nicht, so auch im Allgemeinen nicht, daher nur von dem Vielen in der Natur. Darum hat es auch keine Sprache, denn diese drückt das Viele stets als Allgemeines aus (im Namen, Begriffe), darum hat es keine Kunst, denn hier wird das Allgemeine im Einzelnen ausgedrückt, noch Wissenschaft, denn hier wird das Einzelne im Allgemeinen begriffen. In der Weise der Organisation selbst drücken sich die Stellungen der drei angegebenen Stufen in der Welt aus. Die Pflanze bezeugt sich nur die Nahrung als Organismus, darum kann man sagen, zehrt sie mit dem ganzen Leibe; ein Theil, der nicht Mund an ihr wäre, würde sich durch nichts als individuell nach Außen bezeugen. Beim Thiere erst kommt es zu eigenem Organe für die Nahrung, obschon jedes Organ derselben bedarf; jede Beziehung zur Natur drückt sich an ihm aus, die Füße reißen es los von ihr zur Selbständigkeit; durch die Sinne wird Alles, was außer ihm, zum völlig Innerlichen gemacht. Am Menschen endlich drückt Alles, was ihn vom Thiere unterscheidet, seine höhere Stellung aus, am meisten die kunstgerechten Hände, das Mittel, die Natur nach sich, dem Zwecke, zu formiren; er zerstörte Alles, um es nach seinem Sinne zu bilden; so nährt er sich von umgewandelten Speisen (nicht wie sie die Natur unmittelbar bietet), kleidet sich in selbstgeschaffene Stoffe, er besiegt die Elemente, er ist Herr der Welt.

Organische Ueberreste, s. Urwelt.

Orgel heißt das musikalische Instrument, bei welchem die Töne durch Pfeifen hervorgebracht werden, in welche durch Blasbälge mittelst der Windlade Wind getrieben wird, wodurch der Ton entsteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung stehenden Claviatur angibt. Hauptheile einer O. sind, die Blasebälge zur Hervorbringung des Windes; die Windladen, welche den Wind aus den Bälgen aufnehmen und nach den Pfeifen leiten; die Pfeifen, welche von Holz, Zinn oder Metall, bei alten Orgeln, wohl auch von Silber, Alabaster, Eisenblech oder Pappe sind, nach ihrer verschiedenen Gestalt verschiedene Arten Töne geben, welche fast alle Blas- und Bogeninstrumente nachahmen, und von deren verschiedener Größe Höhe und Tiefe des Tons abhängt (die sämmtlichen Pfeifen, welche eine Tonleiter in derselben Art des Tones angeben, heißen eine Stimme, Register); die Claviatur, welche in die Manual, und Pedal-Claviatur (Pedal) zerfällt und das Regierwerk, welches die Bewegung der Claves bis zu dem Hauptventile der Cancellen (s. d.) fortpflanzt und wozu im weitern Sinne auch die Register (s. d.) und die Claviatur gehören. — Die Größe einer O. bestimmt man nach der Anzahl der klingenden Register, nach der Zahl der Claviaturen, deren es an manchen Orgeln 5 gibt, oder als 4-, 8-, 16-, 33füßiges Werk, je nachdem die größte Pfeife der Principalstimme auf dem Hauptwerke so viele Fuß lang ist. Sonst nannte man ein 16füßiges Werk eine ganze, ein 8füßiges eine halbe und ein 4füßiges eine Viertelorgel. Kleine Orgeln, besonders wenn sie kein Pedal haben, nennt man Positive, sind sie beweglich Portative. Vgl. Schimmelbach „Ueber die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der O." (Lpz. 1801); Wolfram's „Anleitung zur Kenntniß, Beurtheilung und Erhaltung der Orgeln" (Gotha 1815) und Töpfer's „Orgelbau-

kunst" (Weimar 1833). Der größte Umfang des Manuals ist [Notenbeispiel] bis [Notenbeispiel], des Pedals [Notenbeispiel] bis [Notenbeispiel]. Die meisten Orgeln gehen im Manuale nur bis $\overline{\overline{\overline{c}}}$.

Die O. ist das größte und volltönendste unter den Instrumenten. Sie hat den Vorzug, daß ihre Töne gleich stark fortklingen, und es eignet sich das Orgelspiel zur Einführung und Auflösung der Dissonanzen (zum strengen und gebundenen Styl). Der Vortheil, daß Melodie und Harmonie auf ihr zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit der Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle, die hinreichend den Mangel ersetzt, daß auf ihr Feinheiten, wie auf andern Instrumenten, z. B. aus den verschiedenen Abstufungen der Stärke und Schwäche des Tons hervorgehen, nicht anwendbar sind. Doch hat Joh. Gottfried Kaufmann (s. d.) glückliche Versuche gemacht, auch diesen Mangel zu heben. Das Orgelspiel muß übrigens dem kirchlichen Zwecke entsprechen, Andacht erregen und den Gesang unterstützen, und alles, was diesem entgegen, wie: concertirende Passagen, Arpeggios, kurz abgebrochene Accorde, welche überhaupt schon dem Mechanismus der O. zuwider sind, müssen sorgfältig vermieden werden. Da die O. zu den stärksten Verwickelungen in der Harmonie geeignet ist, so erfordert sie auch einen Spieler, der mit dem Wesen und Umfange der Harmonie ganz vertraut ist. Er muß die Einrichtung und Natur des Instruments, und die richtige Anwendung der Register zur Hervorbringung der nöthigen Stärke und Schwäche der Töne kennen. Bei der Einleitung und dem Ausgange des Gottesdienstes, oder wenn Hauptabschnitte der Liturgie große Zwischenspiele gestatten, darf er zwar kunstreiche Fugen und Phantasieen vortragen, nur müssen sie der Würde des Instruments und dem heiligen Orte angemessen sein. Ueberhaupt soll das Vorspiel eine angemessene Vorbereitung des Folgenden sein. Beim Choralgesange muß das Orgelspiel aber, sowohl Begleitung als Zwischenspiel, einfach sein. Türk, Kittel, Knecht, J. S. Bach, Häßler, A. E. Müller, Umbreit, Vierling, Krebs, Wolf, Rink, Hesse, Köhler u. A. haben Orgelstücke und Choralvorspiele verschiedener Gattung componirt. Anweisung zum Orgelspiele findet man in Rink's Orgelschule, den Werken von J. S. Bach, Händel, Pachelbel, Krebs, Kittel, Joh. und Friedrich Schneider, August Bergt, ebenso in Werner's Orgelschule und in Günterberg's „Fertiger Orgelspieler, oder Consualmagazin für alle vorkommenden Fälle im Orgelspiel" (Meißen 1824, 2 Bde.).

Ueber das Alter und die Erfindung der Orgel läßt sich nichts mit Gewißheit sagen. Der heiligen Cäcilie (s. d.) wird sie wohl mit Unrecht zugeschrieben. Die roheste Idee dazu gab unstreitig die Panflöte, Syrinx (s. d.), die man nach und nach von immer größeren Dimensionen verfertigte und dadurch genöthigt war, sie durch Anwendung künstlichen Windes zum Klingen zu bringen. Derartige Instrumente sollen schon die Hebräer bei ihrem Gottesdienste gebraucht haben. Aehnlichkeit mit der O. hat auch die Wasserorgel der Griechen und Römer, deren man sich noch zu Anfange des Mittelalters bediente. Der pneumatischen Orgel oder Windorgel wird ebenfalls schon im 3. und 4. Jahrh. gedacht, und Octavian und Porphyrikos zu Constantins des Gr. Zeit erwähnen dergleichen Windorgeln, die in jener Zeit noch tragbar waren. Aus Griechenland scheinen sich dieselben ins Ausland verbreitet zu haben; Cassiodor (im 6. Jahrhundert) beschreibt eine Windorgel. Die Kostbarkeit dieser Instrumente und der Widerwille der Priester von jeher für kirchliche Neuerungen ist Ursache, daß dieselben erst später in den Kirchen eingeführt wurden. In den Kirchen des Abendlandes kommen sie erst im 9. Jahrh. häufiger vor. Im Jahre 757 erhielt Pipin eine Orgel vom griechischen Kaiser Konstantin Kopronymos zum Geschenk, und 822 hatte Ludwig der Fromme in Aachen eine Kirchenorgel. Um Vervollkommnung der Windorgeln haben sich die Deutschen am meisten verdient gemacht. Im Jahre 1312 ließ der Venetianer Marinus Sanutus Torcellus von einem deutschen Künstler eine O. in der Kirche des heiligen Rafael zu Venedig bauen. Die älteste in Deutschland bekannte O. wurde 1361 zu Halberstadt gebaut; sie hatte nur 22 Claves und kein Pedal.

Auch waren die Claves der früheren O. oft 5—7 Zoll breit und wurden während des Gesanges mit der Faust niedergeschlagen, um den Ton des Liedes festzuhalten, woher der Ausdruck: „die O. schlagen". Ein Deutscher, Bernhard, Hoforganist des Dogen von Venedig, erfand im 15. Jahrh. das Pedal und die wichtigsten Verbesserungen, namentlich die Trennung der einzelnen Stimmen, die Windlade, die gedakten Stimmen und Schnarrwerke u. s. w. erhielt die O. im 16. Jahrh. ebenfalls von einem Deutschen. Die größte O., welche man bis zu Ende des 15. Jahrh. in Deutschland kannte, war die von Heinrich Kranz 1499 im Stifte zu St. Blasius in Braunschweig erbaute. Eine wichtige Erfindung, durch welche man im Stande war, der O. ihren jetzigen Grad von Vollkommenheit zu geben, war die im 17. Jahrh. von Christian Förner erfundene Windprobe, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Winddruck erhalten werden kann. Große Verdienste um die Verbesserung der O. hat sich in neuerer Zeit der Abt Vogler (s. d.) durch sein Simplificationssystem erworben. Am meisten geschätzt sind die O. von Trost, Friederici, Schröder, Silbermann, Hildebrand, Casparini, den Gebrüdern Trampeli und von Mende. Vgl. Sponsel's „Orgelhistorie" (Nürnb. 1771) und Antony's „Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Vervollkommnung der Orgelwerke" (Münst. 1832). Unter den schönsten und größten Orgeln, die es jetzt in Europa gibt, steht die in der Peterskirche in Rom oben an, welche 100 Stimmen hat. Die große künstliche Orgel in der Peters- und Paulskirche zu Görlitz, 1703 von Eug. Casparini erbaut, hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung kostet 25,000 Thaler. Die O. zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Auf der O. zu Rothenburg an der Tauber können drei Organisten zugleich spielen. Die O. zu Breslau in der Maria Magdalenenkirche hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen, deren größte zinnerne $3^1/_2$ Centner wiegt, $12^1/_2$ Ellen lang ist und 8 Scheffel faßt. Die O. in der Hauptkirche zu Haarlem hat 60 Stimmen und 4295 Pfeifen und wurde 1735—38 von Christian Müller aus Amsterdam erbaut; die im Kloster Weingarten am Bodensee bei Ravensberg hat 6666 Pfeifen; ebenso viele Pfeifen hat auch die O. in der Frauenkirche zu Dresden, 44 Register und 3 Claviere. Eine O. aus Pappe, vom Pater Julian verfertigt, befindet sich zu Saintes in Frankreich.

Orgelgeschütz, eine aus dem Gebrauch gekommene Kriegsmaschine, die aus 6 bis 12 neben einander auf ein zweirädriges Wagengestelle befestigten metallenen Kanonenröhren von 8 bis 16 Loth Kaliber, oder gewöhnlichen Musketenläufen zu 4löthigen Kugeln, die man mittelst einer hinten angebrachten Leitrinne zugleich abfeuern konnte, bestand. Wegen der sehr langweiligen Ladung wurde dieses Geschütz sehr bald durch die weit zweckmäßigere und wirksamere Kartätsche verdrängt. Man findet dergleichen Geschütze noch hier und da in Arsenalen.

Orgelpunkt heißt im Allgemeinen ein zu mehreren Harmonieen beibehaltener Grundton; vorzugsweise die im strengen Styl gegen das Ende eines Tonstücks eintretende verzögerte Cadenz (s. d.), wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Dergleichen Stellen finden sich besonders in Orgelsätzen, weil die Orgel sich für gebundene Reihen besonders eignet. Dabei ward jedoch vorausgesetzt, daß die verschiedenartigsten harmonischen Verflechtungen der obern Stimmen mit dem festgehaltenen Grundtone des Basses in einem natürlichen Verhältnisse stehen und zu ihm hinführen.

Orgelspiel, s. Orgel.

Orgien (v. ὀργη, Wuth, Raserei) hießen bei den Alten die unter allerhand mystischen Gebräuchen gefeierten Bacchusfeste. Sie wurden gemeiniglich im October bei Nacht begangen, wobei man sich den zügellosesten Ausschweifungen überließ, aber schon im 2. Jahrh. v. Chr. aus Rom und bald darauf aus ganz Italien durch strenge Gesetze verbannt. Nach ihnen nannte man und nennt noch jetzt rauschende Feste, besonders nächtliche, mit oft zügelloser Lust gehaltene Gelage O.

Oriani, Barnabé, Director der Sternwarte zu Mailand, geb. 1752 am 17. Juli zu Garignano, einem Dorfe im Mailändischen, hat sich als Astronom durch mehrere, sich

durch Genauigkeit und Fleiß auszeichnende Werke, voll trefflicher Beispiele, Regeln und Bemerkungen für die praktische Astronomie, wie: „Tafeln des Uranus" (1783); „Theorie des Merkurs" (1798); „Elemente der sphäroidischen Trigonometrie" (Bologna 1806) u. s. w. rühmlichst bekannt gemacht. Er fand zuerst, daß die Ceres ein Planet sei und berechnete ihre Bahn, sowie auch die des Uranus. Napoleon erhob ihn in den Grafenstand, ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und zum Senator des Königreichs Italien. Er starb am 12. Nov. 1832 zu Mailand.

Oriobasios, alter Arzt aus Pergamum oder Sardes (gest. 450 v. Chr.), Schüler des Zeno von Cypern und unter Kaiser Justinian Quästor von Konstantinopel, fertigte auf Befehl des Kaiser Julian Apostata methodisch geordnete Auszüge aus ältern medicinischen Schriften in 90 Bänden, die von hohem Werth für die medicinische Literatur sind, wahrscheinlich aber auch Ursache waren, daß viele medicinische Schriften untergingen. Uebrigens sind von diesen Auszügen die ersten 15 Bücher, doch nur in lateinischer Uebersetzung von Rosarius; die 6 ersten Kapitel des 5. Buches; das 24. und 25. Buch, griechisch; eine Anatomie aus Galen; das 43. de laqueis; das 44. de fasciis, lat.; das 45. de machinamentis, aus Heliodor, lat.; das 46. von Knochenbrüchen, griech.; das 47. von Verrenkungen, griech. Von diesem großen Werke machte O. noch einen Auszug in 9 Büchern, latein. von Rosarius; außerdem schrieb O. von den Arzneimitteln (euporista), wovon 4 Bücher lat., und von den Nahrungsmitteln, wovon nur ein Fragment übrig ist. Ausgaben sämmtlicher Schriften in lat. Uebersetzung von Rosarius (Basel 1557, 3 Bde.).

Orient (v. lat.), die Gegend, wo die Sonne aufgeht, s. v. a. Morgen, Osten. Häufig begreifen wir unter O. die nach Osten gelegenen Länder, besonders die Länder Asiens, und wie alles Licht aus dem O. kommt, und wie man den Ursprung des Menschengeschlechts und die Wiege der geistigen Cultur im O. gesucht hat, so verknüpft man mit O. und orientalisch auch gewöhnlich den Begriff von Majestät und geheimnißvoller Größe, hinter dem Schleier der mythischen Vorwelt.

Orientalische Frage wird gegenwärtig vorzugsweise das politische Problem über die Verhältnisse, die Entwickelung der Krisis und das Bestehen des Osmanischen Reichs (s. d.) und der damit verbundenen oder verbunden gewesenen Länder, also der Donaufürstenthümer, Montenegros, Aegyptens und der Barbaresken, Griechenlands und der Kaukasusländer, genannt. Im Allgemeinen kann aber auch jedes den Orient, insbesondere Persien, Afghanistan, das Pendschab und China betreffende politische Problem, vorzüglich wenn es von allgemein europ. Bedeutung wird, so genannt werden.

Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantinisches Reich.

Orientalische Literatur. Der hauptsächlichste Werth der Literatur der Völker des Orients, der Chinesen, Japaner, Inder, Perser, Babylonier, Hebräer, Phönizier, Syrer, Araber, Aegypter, Aethiopier u. A. besteht zunächst darin, daß die Nachwelt in ihr eine untrügliche Quelle zur Kenntniß des Zustandes jener Völker in allen seinen Beziehungen findet, und daß wir, wenn wir den Entwickelungsgang der Völker des Abendlandes verfolgen wollen, oft zurückgehen müssen in den Orient, wo die Urkeime der abenländischen Cultur liegen. Namentlich hat sich die religiöse Entwickelung vom Oriente aus mit großer Macht verbreitet und die Wiege des Christenthums hat man im Oriente zu suchen. Zugleich lehrt die orientalische Literatur die verschiedenen Sprachen der orientalischen Völker, deren Kenntniß sowohl zur allgemeinen Sprachforschung als auch zur Untersuchung über das Fortschreiten der Cultur des menschlichen Geistes überhaupt wesentlich nothwendig ist. — Schon im Mittelalter waren die orientalischen Sprachen, insbesondere die arabischen, für die Gelehrten ein Gegenstand wichtiger Forschung, und dies aus zwei Hauptursachen. Der erste Beweggrund ging von Rom aus, welches die Mohamedaner zum Christenthum führen wollte. Hierzu war genaue Kenntniß der Sprache dieser Völker unumgänglich nöthig, und Papst Innocenz IV. (1243—54) befahl Lehrstühle für das Arabische in Paris zu errichten, und Araber hier zu unterrichten, damit diese dann selbst in

ihrem Vaterlande das Christenthum verbreiten könnten. Die folgenden Päpste Clemens IV., Honorius IV. und Clemens V. sorgten für dergleichen Lehrstühle ebenfalls, und der Letztere erließ auf der Synode zu Vienne 1311 den Befehl, daß auf den Universitäten zu Rom, Bologna, Salamanca, Oxford und Paris stets zwei Lehrstühle für das Arabische und Chaldäische bestehen sollten, damit man die Mohamedaner und Juden bekehren könne. Wissenschaftlicher Eifer, die medicinischen, philosophischen und astronomischen Schriften der Araber im Urtext lesen zu können, war der zweite Hauptgrund zur Belebung des Studiums der orientalischen Sprachen in jener Zeit, wozu auch wohl der Aufenthalt der Araber in Spanien und die Kreuzzüge anregten. Die bekannteren Uebersetzer arabischer Schriften sind der Spanier Gerardus de Carmona (1170), der franz. Arzt Ermengardus Blasii aus Montpellier (1290), Joannes de Saxonia (1350), Joannes Regiomontanus zu Padua (1460), der auch Vorlesungen über den arabischen Astronomen Alfraganius (El fargani) hielt, und der Italiener Andr. Mongayus oder Alpagus aus Belluno (1510). — Besonders belebt wurde das Studium der orientalischen Sprachen zur Zeit der Reformation, durch Anwendung desselben auf die biblische Exegese. Das Rabbinische, Arabische, Syrische, Chaldäische, Samaritanische und Aethiopische wurde zur Erforschung des hebräischen Bibeltextes und der alten morgenländischen Uebersetzungen des A. und N. Testaments von Protestanten, wie Katholiken eifrig getrieben; von den Katholiken besonders auch aus Sorge für ihre morgenländischen Missionen. Papst Urban VIII. stiftete für dieselben 1627 zu Rom das Seminarium pro fide propaganda, auf welchen die vornehmsten morgenländischen Sprachen gelehrt wurden. — Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt das orientalische Sprachstudium eine mehr wissenschaftliche Richtung und neben dem biblischen und missionarischen Zwecke trieb man es besonders, um aus ihm Bildung und Geschichte der morgenländischen Völker zu erforschen. Viel that für die allgemeinere Verbreitung desselben die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta, gestiftet durch den Engländer Will. Jones (1780—1790), der auch zuerst auf den Reichthum der indischen Literatur aufmerksam machte. Verdient machte sich um das gründliche Studium der morgenländischen Sprachen auch Silvestre de Sacy zu Paris. Gegenwärtig bestehen zur Förderung des orientalischen Sprachstudiums fünf asiatische Gesellschaften (s. d.). Besondere Lehranstalten für den orientalischen Sprachunterricht bestehen zu Paris, Wien, Petersburg, Hayleybury in England und zu Fort William in Ostindien. Große Sammlungen orientalischer Handschriften enthalten die Bibliotheken zu Paris, London, Oxford, Escurial, Rom, Petersburg, Kopenhagen, Leyden, Wien, Berlin, Dresden, Hamburg und Gotha; die letztere ist in dieser Hinsicht die reichste in Deutschland. Die größte Sammlung orientalischer Münzen besitzt Petersburg. Als Hauptwerk für das Studium der orientalischen Sprachen zu sprachvergleichenden Forschungen, die man besonders in der neuesten Zeit mit Eifer und Erfolg ausbildet, führen wir an: Bopp's „Vergleichende Sprachlehre des Sanskrit, Zend, des Griechischen, Lateinischen, Lithauischen und Gothischen" (Berlin 1833) und für semitische Sprachen die Sprachlehren von J. Fürst in Leipzig und Ewald in Göttingen.

Haupttheile der orientalischen Literatur sind 1) die chinesische Literatur (s. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur). 2) Die japanische Literatur, die sich ganz an die chinesische anlehnt und mit ihr an Reichthum und Umfang wetteifert, aber noch sehr wenig bekannt ist. Das Wichtigste theilt darüber Siebold mit in seiner „Bibliotheca japonica" (6 Bde., 1834—44, 4.). 3) Die anamitische L., welche die Bücher der Siamesen, Birmanen, Cochinchinesen und Tunkinesen umfaßt, meist theologischen Inhalts, ist ebenfalls wenig bekannt. 4) Die mongolische L., bildete sich seit den Zeiten des Mittelalters, wo die durch Dschingis-Khan vereinigten Mongolen die buddhistische Religion und die gegenwärtige mongolische oder Kijotschrift annahmen. Seit dieser Zeit sind eine Menge Schriften in mongolischer Sprache, religiösen und historischen Inhalts, geschrieben worden. Der persische Geschichtsschreiber Raschid benutzte die schriftlichen Sammlungen des Mongolenführers Polod Tschingssang und einige Jahrhunderte nach Dschingis-Khan

nahm der mongolische Geschichtsschreiber Ssanang Ssetsen seine Mongolengeschichte, welche Schmidt übersetzt hat (Petersburg 1829, mit Originaltext), aus den früheren mongolischen historischen Schriften. Die Briefe der Mongolenfürsten Argun und Oeldschäitu an König Philipp den Schönen von Frankreich (herausgegeben von Schmidt, Petersburg 1824) sind ebenfalls sehr alte Denkmäler der mongolischen L. 5) Die mandschuische L., zur Zeit der zweiten Eroberung Chinas durch die Mandschu entstanden (1644), umfaßt besonders die heiligen Bücher und historischen Schriften der Chinesen, überhaupt die Werke der alten chinesischen Literatur in die mandschuische Sprache übersetzt. Auch neue Schriften wurden in dieser Sprache geschrieben, und bei der Leichtigkeit derselben ist die mandschuische L. besonders auch zum Verständniß der alten chinesischen Werke zu empfehlen. 6) Die tatarische L. Sie zerfällt je nach den verschiedenen Stämmen in die oigurische, dschagataische, kaptschakische L. Auch könnte man gewissermaßen noch die türkische hierher rechnen, da die Türken in Hinsicht auf Abstammung und Sprache tatarischen Stammes sind. Von den ältesten Schriften des oigurischen Stammes ist nichts bekannt. Seit dem 8. Jahrhundert, wo er die mohamedanische Religion annahm, verbreitete sich bei ihm die mohamedanische Literatur, und es wurden arabische und persische Werke über mohamedanische Religion, Sagen u. dergl. ins Oigurische übersetzt. Ein oigurisches Werk: „Kaudat-kubilik", d. i. Regierungswissenschaft, um 1069 geschrieben, befindet sich zu Wien. Der dschagataische Stamm in der Bucharei, benannt nach seinem Herrscher Dschagatai, einem Sohne Dschingis-Khans, besitzt eine reiche Literatur in Uebersetzungen arabischer und persischer Werke, wie eigener Werke verschiedenen Inhalts. Von seinen historischen Werken zeichnen sich aus: die „Tusukâti" und „Mulfusâti Timur" (Commentare und Memoiren Timur's), die „Wâkiâti Bâberi" (Denkwürdigkeiten Baber's), und die Geschichte der Türken von Abul gâsi bahadur khân. Als Dichter in dieser Sprache machte sich um 1470 der Vezir Mir ali schir berühmt. Zur Literatur des kaptschakischen Stammes zu Kasan und Astrachan gehören unter andern zu Kasan erschienenen Schriften, das hier 1822 gedruckte „Achwâli Dschingis-khân" (Leben Dschingis-Khans). 7) Die tibetanische L., in den ersten Jahrhunderten n. Chr. entstanden, wo Tibet die buddhistische Religion annahm, enthält zahlreiche Werke der Buddhisten verschiedenen Inhalts, zum Theil aus dem Sanskrit übersetzt, wie das 108 Bände starke Werk „Gandschur" (Wundersäule) und ist wichtig zur Kenntniß der buddhistischen Religion. 8) Die malaiische L. zerfällt in die: eigentliche malaiische und die javanische. Die erstere gehört den Bewohnern von Malakka und Sumatra an, und behandelt, da früher die indische und später die mohamedanische Religion Einfluß auf die Bildung der Malaien hatte, Stoffe der indischen Mythologie, moslemische und einheimische Sagen in Erzählungen und Gedichten; außerdem auch historische und biographische Schriften, wie z. B. „Malay annals" (von Leyden ins Englische übersetzt, London 1821) und „Memoirs of a malayan family" (übersetzt von Marsden, London 1833). Die javanische L. der Bewohner von Java zerfällt in eine ältere und neuere; die ältere in der Kawisprache, einer Mundart des Sanskrit, haben die Javaner aus Indien erhalten. Ein Werk derselben ist das von Raffles in seiner Beschreibung Javas bekannt gemachte Heldengedicht „Brata Judha". Die neuere enthält besonders Erzählungen und Gedichte. Die Literatur anderer malaiischen Stämme ist wenig bekannt. 9) Die indische L. (s. d.). 10) Die persische L. (s. d.). 11) Die chaldäische L. Von ihr ist sehr wenig übrig geblieben. Josephus, Eusebius und Syncellus enthalten Bruchstücke aus der chaldäischen Geschichte des Berosus (eines Priesters zu Babel zur Zeit Alexander's, welcher aus den im Tempel des Bel zu Babel aufbewahrten Annalen schöpfte), sowie aus der assyrischen Geschichte des spätern Abydenus. Beide Werke gehören der älteren chaldäischen Literatur an. Die spätere chaldäische L., in der Sprache der Chaldäer geschrieben, stammt von jüdischen Verfassern her, und enthält einige Abschnitte des A. Testaments, in den Büchern Daniel und Esra, die chaldäische Uebersetzung des A. Testaments, Theile des Talmud und einige spätere jüdische Werke. 12) Die hebräische und jüdische L. (s. hebräische Literatur.) 13) Die samarita-

nische L., ein Zweig der jüdischen, von geringem Umfange, enthält hauptsächlich die Uebersetzung des Pentateuch, liturgische Vorschriften über den jüdisch-samaritanischen Gottesdienst und religiöse Hymnen. Von letztern hat Gesenius in seinen „Carminibus Samaritanis" (Lpz. 1824) mehrere herausgegeben. 14) Die phönizische L. Von ihr ist wenig vorhanden. Josephus und Eusebius enthalten Bruchstücke der von Philon aus Byblos im J. 70 n. Chr. in das Griechische übersetzten phönizischen Kosmogenie und Theogonie des Sanchuniathon, eines phönizischen Priesters zu Berytus, zur Zeit des trojanischen Krieges. Von den Denkmälern der phönizischen Sprache besitzen wir nur noch Inschriften auf Grabsteinen und Münzen. 15) Die syrische L. Von den ältern syrischen Werken ist im Original nichts vorhanden. Die spätere syrische L. entstand, seitdem die Syrer Christen geworden waren, und enthält eine Menge kirchlicher, theologischer, ascetischer, historischer und biographischer Schriften, wichtig für Kirchen- und politische Geschichte des Orients. Vgl. Assemani's „Bibliotheca orientalis" (Rom 1719). 16) Die äthiopische L., verwandt mit der arabischen und hebräischen, entstand seit dem 4. Jahrhundert n. Chr., als die Aethioper das Christenthum annahmen. In äthiopischer Sprache besitzen wir die biblischen Bücher, mehrere Apocrypha, wie das Buch des Enoch, kirchliche Synodalbeschlüsse und Hymnen. 17) Die arabische L. (s. d.). 18) Die armenische L. (s. d.). 19) Die georgische oder grusische L., welche seit der Bekehrung Georgiens zum Christenthume im 4. und 5. Jahrhundert entstand, ist noch wenig bekannt und enthält theologische, historische, philologische, legislatorische und poetische Werke. Vgl. „Mémoires inédits relatifs à l'histoire et à la langue géorgiennes" (Paris 1833). 20) Die türkische L. (s. d.). 21) Die ägyptische L. Mit Ausnahme der Inschriften an Tempeln und der aufgefundenen Papyrusrollen ist von der altägyptischen L. nichts übrig. Bruchstücke einer von Manetho, einem ägyptischen Priester aus Sebennytos in Niederägypten aus alten Denkmälern in griechischer Sprache unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus (260 v. Chr.) verfaßten ägyptischen Geschichte finden sich bei Josephus, Eusebius und Syncellus. Ueber die Bedeutung der Hieroglyphen haben wir von Horapollon eine kleine Schrift in griechischer Sprache. (S. Hieroglyphen.) Die spätere ägyptische L., entstand nach Einführung des Christenthums in Aegypten im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. (S. Kopten.)

Orientiren (von Orient), eigentlich den Orient oder die östliche Himmelsgegend am Horizont suchen, um nach ihm die übrigen Himmelsgegenden bestimmen zu können; dann wird dieser Ausdruck auch auf das Gebiet der Erkenntniß überhaupt übergetragen, wo er dann s. v. a. sich zurechtfinden auf jenem Gebiete bezeichnet, und zwar dadurch, daß man die Gesetze der Erkenntniß aufsucht, dies geschieht allein durch Philosophiren. Die Philosophie ist daher in Bezug auf alle übrigen Wissenschaften die eigentliche Orientirungswissenschaft, vorausgesetzt, daß sie ihren eigenen Anfangs- oder Anhaltepunkt gefunden hat.

Oriflamme (vom lat. flammula, Fahne, und aurea, golden) die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, wurde im Kloster St. Denis aufbewahrt, bestand aus feuerrothem Taffet, in Form eines alten Paniers, war an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert und an eine goldene Lanze befestigt. Sie wurde vom Abte des Klosters, wenn dasselbe bewaffneter Hülfe bedurfte, dem jedesmaligen Schirmvoigt der Abtei überreicht. Ehedem waren die Grafen von Verin und Pontoise Beschützer der Abtei. Als König Philipp I. Verin mit der Krone vereinigte, übernahm er zugleich das Fahnenträgeramt von St. Denis. Die O. wurde 1124 bei den Heeren eingeführt und Hauptfahne der französischen Truppen. Wilhelm Martel (1514) soll der Letzte gewesen sein, welcher die Oriflamme trug. Die Geschichte der Kreuzzüge gibt zur Erwähnung der Oriflamme viel Gelegenheit. Unter Karl VII. trat an ihre Stelle beim französischen Heere die weiße Fahne. Vgl. Lanzelot's Abhandlungen in den „Mémoires de l'Académie des inscript." (Bd. 13).

Origines, mit dem Beinamen Adamantinos, einer der berühmtesten Kirchen-

schriftsteller des 3. Jahrhunderts, wurde 185 zu Alexandrien geboren, und empfing den ersten Unterricht von seinem Vater Leonidas, den er aber oft dadurch in Verlegenheit setzte, daß er den geheimen Sinn der Schriftsteller, die ihm der Vater blos nach den Worten erklärte, zu wissen verlangte. Später benutzte er den Unterricht des Clemens Alexander in der katechetischen Schule zu Alexandrien, und hörte auch die Vorträge des Philosophen Ammonius Sakkas. Die Schule des Letztern scheint indeß auf seinen lebhaften, zur Schwärmerei geneigten Geist keinen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben. Sein Geist wurde dadurch so exaltirt, daß er, als im Jahre 202 der Kaiser Septimius Severus die Christen verfolgte und bei dieser Gelegenheit auch sein Vater das Leben verlor, dringend den Märtyrertod ebenfalls zu leiden wünschte, was man aber seiner Jugend wegen (er war damals erst 17 Jahr alt) verhinderte. Bald darauf entmannte er sich selbst, um seine Keuschheit zu bewahren. Da man nach dem Tode seines Vaters dessen Güter confiscirt hatte, so gerieth er mit seiner Mutter und Schwester in die bedrängteste Lage, bis eine wohlhabende Glaubensgenossin ihn durch reichliche Unterstützung der Nahrungssorgen enthob. Er selbst nahm indeß, um unabhängig zu sein, eine Lehrerstelle an der katechetischen Schule zu Alexandrien, wo er in der Religion, Beredtsamkeit und Philosophie Unterricht gab, und bald zu solchem Ruhme gelangte, daß selbst ein arabischer Fürst und die Mutter des Kaisers Alexander Severus ihn zu sich beriefen, um seinen Unterricht zu benutzen. Im J. 215 mußte er indeß Alexandrien verlassen, wegen neuer Verfolgungen Kaiser Caracalla's, welcher allen Philosophen, besonders den aristotelischen, den Tod geschworen hatte, weil er der Meinung war, Aristoteles habe mit zur angeblichen Vergiftung Alexander's des Großen, der bei ihm in hohen Ehren stand, beigetragen. O. ging nach Cäsarea in Palästina, wo er eine Zeit lang lehrte, und dann nach Alexandrien zurück. Im Jahre 228 wurde er von den dortigen Christen nach Griechenland eingeladen, bei welcher Gelegenheit er mehrere heidnische Philosophen in Athen hörte. Deshalb fiel er bei seiner Rückkehr nach Alexandrien in den Verdacht der Ketzerei, wurde aus dieser Stadt förmlich verwiesen und wandte sich 231 wieder nach Palästina, wo er in Cäsarea das Amt eines öffentlichen Lehrers erhielt und mit großem Beifall Theologie, Philosophie und Mathematik lehrte. Eine neue Christenverfolgung unter Kaiser Maximian nöthigte ihn 235 von hier nach Cäsarea in Kappadocien zu fliehen. O. lebte hier zwei Jahre im Verborgenen und schrieb während dieser Zeit auch sein Buch „De Martyrio“ (Ermahnung zum Märtyrerthume). Von einer reichen Frau, Juliane, aufgenommen und unterstützt, verglich er in seiner Einsamkeit mehrere Uebersetzungen des A. Testaments, woraus seine für die Kritik höchst wichtigen Tetrapla, Hexapla und endlich Octapla (s. Hexapla) entstanden. Unter Kaiser Gordian reiste er nach Athen, Nikomedien und Arabien, wo er den Beryll widerlegte, und schrieb nach seiner Rückkehr, die Vertheidigung der christlichen Religion gegen die epikuräische Philosophie oder contra Celsum, und suchte auch verschiedene Ketzer, besonders die Elcesaiten zu beschwichtigen. Als um diese Zeit eine neue Christenverfolgung unter Kaiser Decius ausbrach, wurde auch O. der schon dem Greisenalter nahe war, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Er erhielt zwar nach des Decius Tode seine Freiheit wieder, starb aber in Folge der erlittenen Mißhandlungen 254 zu Tyrus. Wohl wenige Menschen sind so bewundert und geachtet und wieder so heftig angegriffen und verfolgt worden, als O., sowohl bei Lebzeiten als im Tode. Origines war unstreitig einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer seiner Zeit, sowohl unter Christen, wie unter Heiden. Mit den ausgezeichnetsten Geistesgaben, womit ihn die Natur ausgestattet hatte, verband er einen so eisernen Fleiß, daß man in den Stählernen, Ehernen (αδαμαντινος, χαλκεντερος) nannte. Als Philosoph zeigt er sich als denkenden Kopf, obwohl er etwas einseitig sich zu der damals in Alexandrien üblichen, neuplatonischen, Art zu philosophiren hinneigt. Daher wandte er auch diese Art zu philosophiren auf das Christenthum an, theils um den Sinn der christlichen Religionsurkunden genauer zu erforschen, theils um die christlichen Glaubenslehren aus höheren Principien abzuleiten, und sie dadurch gegen die heidnischen Philosophen zu rechtfertigen. Eben deshalb fand er auch — wie aus seinen exegetischen und

andern Schriften erhellt — einen so vielfachen Sinn in den Worten der heiligen Schrift. Er glaubte in den christlichen Religionsurkunden die neuplatonische Trias wieder zu finden. Wie der Mensch, lehrte er, aus drei Theilen, Leib, Seele und Geist besteht, so hat auch die heilige Schrift einen dreifachen Sinn: einen buchstäblichen (gleichsam der Leib), einen sittlichen (die Seele) und einen geistigen oder mystischen (der Geist). Der letztere zerfällt wieder in den allegorischen, auf die sichtbare Kirche, und den anagogischen, auf die unsichtbare Kirche oder das Himmelreich gehenden. Denn außer der sichtbaren, sinnlichen, gibt es noch eine unsichtbare, geistige Welt, deren Ideen in jener sinnlich sich abspiegeln. Ja, indem er das ganze Weltall mit Platon für ein vernünftiges Thier (ζωον λογικον) hielt, behauptete er, daß Sonne, Mond und Sterne die Dreieinigkeit eben sowohl wie die Menschen anbeten. In Folge seiner Interpretationstheorie glaubte er auch (in seinem Buche „de principiis"), daß Jesus und die Apostel außer der öffentlich mitgetheilten, noch eine geheime Lehre gehabt hätten, die sie nicht dem Volke mittheilten, so wie Pythagoras, Plato und andere alte Philosophen auch eine esoterische und exoterische Lehre hatten. So lange O. lebte, wurde er der Lehre selbst wegen wenig angefochten, desto mehr verketzerte man ihn aber nach seinem Tode, vorzüglich weil sich die Arianer häufig auf ihn beriefen. Nachdem er bereits drei Jahrhunderte in der Erde geschlummert, wurde er noch auf dem 5. Concil zu Konstantinopel förmlich verdammt. Von seinen Werken, angeblich 6000 an der Zahl, sind außer den erwähnten noch vorhanden Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm, die meisten sind verloren gegangen, unter denen der Verlust eines Werkes in 10 Büchern, worin er die Lehren der alten Philosophie mit dem Christenthume verglich, am meisten bedauert wird. Am wichtigsten sind seine exegetischen Schriften (griech. und lat. von P. D. Huet, in 2 Bdn, Rouen 1668, Fol., Köln 1695). O. machte überhaupt die bildliche und allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er blos als Körper der ersteren ansah. Ausgaben seiner sämmtlichen Werke haben wir von: de la Rue (Paris 1733—59, 4 Bde., Fol.), und Lommatzsch (Bd. 1—25, Berlin 1831—48). Vgl. Thomasius „Origenes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh. (Nürnb. 1837) und Redepenning „Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre" (Bonn 1841).

Original (von dem lat. origo, Ursprung) ist das Ursprüngliche, ihm entgegen steht das Nachgemachte. Man nennt daher Original 1) was nicht nachgemacht, d. h. nachgeahmt ist, in Bezug auf den Gegenstand, wie Original-Zeichnung, -Gemälde, -Urkunde, -Schrift u. dgl.; 2) was nicht nachgeahmt ist in Bezug auf den Schaffenden, Bildenden. In letzter Beziehung bedient man sich mehr des Ausdruckes originell, der sich etwa mit eigenthümlich übersetzen läßt, wozu jedoch noch die Bedeutung der Ursprünglichkeit kommt. Das Originelle unterscheidet sich zunächst vom Gewöhnlichen, weil es eine besondere, nur Einem eigene Geistesrichtung und Geistesbildung voraussetzt. Der originelle Mensch ist stets ungewöhnlich, denn das Gewöhnliche ist das allen, welche durch die allgemeine Sitte und Weise des Volks in seiner Durchschnittsbildung bestimmt werden, zukommende, während die Originalität (das originelle Wesen) eine kräftige Persönlichkeit voraussetzt, welche sich selbst bestimmt, nicht unter mehr oder weniger äußerlichen Einflüssen steht. Der originelle Mensch unterscheidet sich ferner aber auch vom genialen, Genialität, von Originalität. Genialität ist zwar stets Originalität, aber nicht umgekehrt. Den Namen der ersten verdient nämlich nur diejenige Originalität, welche sich dadurch, daß in ihr die geistige Bildung des Volkes im Einzelnen concentrirt und fortentwickelt ist, zum vollendeten Ausdrucke des Willens der Zeit macht, und so einerseits die höchsten geistigen Interessen dieser Zeit ausdrückt, andererseits auf seine Gegenwart selbst in der Art wirkt, daß sie von ihr zu einer höheren vollendeten Bildungsstufe fortgeführt wird. Originell ist auch der verschrobene Mensch, der Sonderling, der Narr; genial nur der vernünftige, besonnene. Häufig genug werden aber Genialität und Originalität verwechselt, man redet z. B. von verdorbenem Genie, und ver-

steht darunter gewöhnlich einen Taugenichts, der jedoch originell ist. — Darin, daß das Original das Nichtnachgeahmte ist, liegt zugleich, daß es allein Gegenstand der Nachahmung werden kann; denn selbst da, wo Nichtoriginelles nachgeahmt wird, wird doch in demselben zugleich Originales nachgebildet, weil Nichtoriginales nichts anderes sein kann, als Nachahmung des Originalen. Originalität wird zuweilen mit Musterhaftigkeit übersetzt, aber in dem letzten Worte liegt der nicht in jenem enthaltene Begriff der Vortrefflichkeit.

Orillon heißt in der Befestigungskunst die auslaufende Spitze am Schulterwinkel eines Bollwerks zur Deckung gegen feindliche Ricochettschüsse. Man nennt es auch seiner Form wegen Bollwerksohr. Es wurde zuerst in den ältern spanischen Befestigungssystemen angewendet; später benutzte es auch Vauban bei seinen verschiedenen Systemen, nach diesem Coehorn u. A. In der neuern Befestigungskunst ist das Orillon mehr und mehr außer Gebrauch gekommen und wird nur noch in einzelnen, durch besondere Verhältnisse bedingten Fällen angewendet.

Orinoco, Orenoco, ist einer der größten Ströme Südamerika's entspringt im Hochlande von Guyana, etwa unter 5° N. B. und 313° O. L., theilt sich auf seinem Laufe in zwei Arme, von denen der Hauptarm seinen Namen beibehält, besonders die Republik Venezuela durchströmt und nach einem 320 Meilen langen Laufe, der Insel Trinidad gegenüber, in mehr als 40 Mündungen in den atlantischen Ocean fällt. Der andere Arm vereinigt sich mit dem Rio negro des Marañon. Die vorzüglichsten Nebenflüsse des O. sind der Guaviare, Meta, Apure und Caroni. Das Stromgebiet des O. umfaßt an 17,600 □M. Seine gewöhnliche Breite ist 3/4 Meilen; sein schneller Lauf, Wasserfälle, Sandbänke, Inseln und Klippen machen die Schifffahrt auf ihm gefährlich. Während der Regenzeit schwillt er bedeutend an, tritt vom April bis October über seine Ufer und richtet große Verheerungen an, indem er nicht selten 25 Meilen breit wird. — Nach ihm ist ein Departement der Republik Venezuela benannt, mit der durch ihren Tabakshandel berühmten Hauptstadt Varinas.

Orion, der Sohn des Hyrieus, war uralter Sage zu Folge ein Riese und berühmter Jäger, der noch in der Unterwelt das Wild mit einer eisernen Keule jagte, welches er auf der Oberwelt erlegt hatte. Seine Geburt wird verschieden erzählt. Die gewöhnliche Sage ist folgende: Einst fanden sich Jupiter, Neptun und Merkur bei Hyrieus zu Tenagra in Böotien ein. Die Götter befanden sich bei ihrem Wirthe so wohl, daß sie ihm einen Wunsch erlaubten. Die kinderlose Hyrieus bat um einen Sohn. Da erzählte die Sage, ließen die drei Götter ihren Urin in das Fell eines geschlachteten Ochsen, und hießen ihn solches 10 Monate vergraben. Nach Verlauf der Zeit fand Hyrieus den O. darin. Daher der Name Orion (vom griech. οὐρεῖν). Diese Erzählung gibt Pindar (Dithyramben), Ovid (Fast. V. 499), Apollodor (I. 4, 3) u. A. O. erhielt von seinem Vater Neptun die Gabe auf dem Meere zu gehen, oder er war so groß, daß er mit den Schultern aus dem Meere hervorragte (Virgil X. 763). Nach Homer (Od. XI. 309) war O. ein schöner Jüngling, und Aurora verliebte sich in ihn. Diana, auf diese Liebe neidisch, erschoß den Orion. Nach einer andern Sage liebte Diana den Orion. Apollo wollte eine nähere Verbindung der Liebenden verhindern. Als O. nach seiner Gewohnheit durchs Meer ging, so daß von ihm nichts als der Kopf hervorragte, beredete Apollo seine Schwester, zu versuchen, ob sie wohl den schwarzen, aus dem Meere hervorragenden Punkt treffen könnte. Diana schoß und tödtete den Geliebten. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde an den Himmel versetzt und bildet hier das nach ihm benannte glänzende Sternbild auf der südlichen Halbkugel, welches hier nie untergeht und den Schiffern zum Führer dient. In den Monaten Februar, März und April ist dasselbe auch in unsern Gegenden sichtbar. Flamsteed zählt überhaupt 78 dem unbewaffneten Auge sichtbare Sterne in ihm. Ueberhaupt gehören zu diesem Bilde 2 Sterne 1. Größe, 4 der 2., 4 der 3., 9 der 4., 24 der 5. und 18 der 6. Größe. Prachtvoll schon für den Unbefangenen, gewährt es noch mehr Interesse dem Sternkundigen, da er im Schwerdte des O. Doppel-, drei- und mehrfache Sterne, so wie die schönsten Nebelflecke findet.

Orion aus Theben in Aegypten, daher Thebanos genannt, ein griechischer Grammatiker und Lexikograph im 5. Jahrh. n. Chr., verfaßte unter dem Namen „Etymologicum“ in lexikalischer Form ein Werk über griech. Etymologien, welches besonders wegen der Genauigkeit, womit die Beweisstellen aus den alten Klassikern angeführt werden, schätzenswerth ist. Dasselbe wurde mit den Verbesserungen von Larcher und F. A. Wolf aus einer Pariser Handschrift zuerst durch Sturz bekannt gemacht (Lpz. 1820, 4.). Vgl. Ritschl, „De Oro et Orione commentatio“ (Breslau 1834).

Orissa, eine engl.-ostind., zur Präsidentschaft Kalkutta gehörige Provinz in Vorderindien an der Nordwestseite des bengalischen Meerbusens, südlich von der Provinz Bengalen gelegen, hat einen Flächeninhalt von 700 QM. Die Bewohner, deren Zahl auf 1 bis 2 Mill. geschätzt wird, gehören meist zum Stamm der Hindus; doch finden sich in den Gebirgen des Innern auch mehrere halbwilde Stämme, wie die Koles, Kands und Sur, die von den Ureinwohnern der vorderindischen Halbinsel abstammen und mit den eigentlichen Hindus nicht verwandt sind. Die bedeutendsten Städte sind Kattak am Mahanaddy mit 40,000 Einw., Dschagarnat (s. d.) und Balassor mit 10,000 Einw., einst bedeutend, jetzt aber sehr herabgekommen, doch noch immer wegen seines Hafens, seiner Werfte und Salzwerke wichtig.

Orkney oder orkadische Inseln, bilden den südlichen Theil der orkney-shetlandischen Provinz, welche aus zwei Inselgruppen, O. und Shetland besteht, und zusammen einen Flächenraum von 74 QM. halten, mit gegen 60,000 Bewohnern. Die O.-Gruppe enthält 29 bewohnte (mit etwa 29,000 Bewohnern) und 38 unbewohnte Inseln, welche letztern nur zu Weideplätzen, zu Jagd und Fischerei benutzt werden. Sämmtliche O.-Inseln, welche einen Flächeninhalt von 28 QM. haben, sind jetzt Besitzthum der Familie Dundas, welche die Erbrichterwürde darüber bekleidet. Von Schottlands Nordspitze sind sie durch die 5 Meilen breite Pentland-Frith Meerenge getrennt. Das Klima ist gemäßigt, aber unbeständig, Gewitter und Nordlichter häufig, der Boden im Innern zum Theil felsig, auf den Höhen morastig und in den Thälern Torfmoor, aus welchem man häufig Eichenstämme gräbt. Obst gedeiht nur bei großer Pflege in Gärten. Der Strand liefert Seetang, woraus Kelp gebrannt wird, Bernstein, angeschwemmtes Holz und Molukkabohnen, die aus Westindien herübergeschwemmt und zu Drechslerarbeiten benutzt werden. Die Bewohner, Protestanten, sind thätig und muthig, gute Fischer und Schiffer, treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Jagd auf Seevögel und Seehunde, Weberei, Strickerei und Handel mit Vieh, Butter, Talg, Häuten, Federn, Dunen, Eiern, Thran, Hummern, gedörrten und gesalzenen Fischen besonders nach London. Man findet auf den Inseln noch viel Denkmäler aus der Zeit des Heidenthums, Grabmäler, lange Steinstraßen, Gemäuer u. dgl. In früherer Zeit waren die O. besser bevölkert als jetzt, und konnten eine 7000 Mann starke Streitmacht nach fremden Küsten schicken. Viele halten die O. für das Thule der Alten. In alter Zeit hatten sie eigene Könige. Julius Agricola unterwarf sie der römischen Herrschaft, und 1099 nahmen sie die Normannen in Besitz. Lange waren sie Besitzthum der Könige von Dänemark und Norwegen, bis sie 1590 durch die Vermählung der Prinzessin Anna, einer Tochter Friedrich's II. von Dänemark, mit Jacob VI. von Schottland an Schottland gänzlich abgetreten wurden. Seitdem sind sie integrirender Theil von Schottland und Großbritannien, und in der neuern Zeit haben sie sich unter der Lehnsherrschaft der Familie Dundas gehoben, doch drückt der ewige Erbpacht, den die Landbebauer an die Grundherren zahlen müssen, nach dem alten norwegischen Adelsrecht, sowie die starken Abgaben an Naturalien die ärmere Volksklasse noch sehr. Hauptort der Inseln ist Kirkwall auf der Insel Mainland, mit 3000 E., dem Grabmale König Hakon's von Norwegen in der dasigen Kathedrale und Ueberresten von Druidentempeln. Mit den Shetlandsinseln (s. d.) schicken die O. gemeinschaftlich eine Deputation ins Parlament.

Orlamünde, Stadt im Herzogthum Sachsen-Altenburg, Amt Kahla, mit Trümmern der alten Burg gleiches Namens und 1200 Einw., war bis in die Mitte des 14. Jahrh. der Stammsitz und Besitzthum der reichen und mächtigen Grafen von O., deren

Geschlecht, doch ohne geschichtlichen Beweis, bis auf Wittekind zurückgeführt wird. Die Besitzungen dieser Grafen waren sehr bedeutend. Sie besaßen Städte, Voigteien und Güter in Weimar, Sachsen-Altenburg, Thüringen, im Osterlande und in Franken, mußten sich aber nach mehreren unglücklichen Fehden mit dem Landgrafen Friedrich von Meißen 1345 diesem unterwerfen und versprechen, daß mit ihrem Ableben ihre sämmtlichen Besitzungen an den Landgrafen fallen sollten. Dieser Fall trat 1376 ein, als mit dem Tode des Grafen Hermann von Weimar und seines Bruder Friedrich das gräfliche Haus erlosch.

Orlean, Rucu, Anotte, Achiot (Orleana), französisch Rocou oder Orleane, ist ein violett- oder hochrother, röthlich gelber getrockneter Teig, der in Menge aus Amerika und Westindien nach Europa kommt und zum Färben gebraucht wird. Man erhält ihn aus der rothen markigen Haut, welche in den Samenkapseln des Orleanbaums die Samenkerne umgibt. Diese Körner werden im Wasser so lange geweicht, bis dieses zu gähren anfängt. Durch Stampfen und Umrühren löst sich die farbige Haut ab. Die Körner werden mittelst Durchsieben ausgeschieden, das farbige Wasser in Kesseln gekocht, der Schaum abgenommen, letzterer durch 10—12 stündiges Kochen in einen dicken Brei eingekocht, und dieser, nachdem er erkaltet ist, in Klumpen von 2—3 Pfund verpackt und so versendet. Der O. gibt indeß keine Farbe von sonderlicher Dauer. Sie bleicht bald und fällt endlich ins Ziegelrothe. Aechter O. löst sich im Wasser ganz auf, während fremde Beimischungen, wie Ziegelmehl u. dgl. zu Boden fallen. Häufiger noch als zum Färben wendet man den O. zu Firnissen an. Der stärkste Handel mit diesem Produkte wird von Cayenne nach Bordeaux, Nantes und Havre getrieben.

Orleans, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes im franz. Departement des Loiret an der Loire, über die eine schöne steinerne Brücke von 16 Bogen führt, hat gegen 42,000 Einw., ist altmodisch und schlecht gebaut, hat aber unter vielen Kirchen und Kapellen einen herrlichen Dom aus neuerer Zeit, 4 ansehnliche öffentliche Plätze, mannichfaltige blühende Fabriken in Seide, Leinwand, Papiertapeten, Wollenwaaren und Fayence, Zuckerraffinerien und lebhaften Handel mit Wein, Branntwein und Getreide, wozu die Stadt beinahe im Mittelpunkte Frankreichs an der schiffbaren Loire und am Kanale von O. eine sehr günstige Lage hat. Zum Andenken der Befreiung der Stadt von der Belagerung der Engländer am 8. Mai 1429 durch die Jungfrau von Orleans (s. d.), ist diesem Mädchen eine Statue errichtet, und jährlich wurde sonst dieser Rettungstag hier feierlich begangen. O. war seit 1344 ein Herzogthum und eine Pairie, welche verschiedene Prinzen des Hauses besessen haben. Mit Ludwig XII. gelangte 1498 die Linie O. zum ersten Male auf den Thron, die mit Heinrich III. 1589 erlosch. Ludwig XIV. gab die Pairie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Revolution blieb.

Orleans, Jungfrau von, s. Jeanne d'Arc.

Orleans, die Hauptstadt des französischen Departements Loiret, war früher mit ihrem Gebiet ein Lehn der Krone von Frankreich, das unter den Valois und Bourbons mehreren Seitenzweigen des königlichen Hauses unter dem Titel eines Herzogthums als Apanagegut verliehen wurde. Dabei galt unter den Bourbons Chartres (s. d.) als Dependenz von O. und fiel gewöhnlich dem ältesten Sohne der Herzoge von O. als Unterapanage mit dem Herzogstitel zu. — Philipp, geb. 1336, der vierte Sohn König Philipp's aus dem Hause Valois (s. d.) und der Bruder König Johann's, erhielt O. 1343 zum ersten Mal als Apanagegut mit dem Herzogstitel, und weil nach der Feudalregel ein Herzogthum wenigstens zehn Herrschaften umfassen mußte, so wurde noch die Grafschaft Beaugency nebst mehreren andern Besitzungen damit verbunden. Da Herzog Philipp, obgleich mit Blanche, der Tochter Philipp's des Schönen, verheirathet, 1375 ohne legitime Erben starb, so fiel das Herzogthum an die Krone zurück und König Karl VI. gab es 1392 seinem Bruder Louis, Grafen von Valois, geb. 1371. Derselbe trat nach dem Tode seiner Oheime an die Spitze der Staatsgeschäfte und riß, als der König dem Wahnsinn unterlag, im Verein mit der Königin Isabelle die Regentschaft an sich.

Seine Unsittlichkeit, Verschwendung und schlechte Verwaltung erweckten ihm aber den Volkshaß, so daß der Herzog Philipp von Burgund, den er verdrängt hatte, eine mächtige Gegenpartei erhielt. Nach Philipp's Tode ließ sich der Herzog von O. sogar zum Lieutenant des Königs ernennen, fand jedoch in des Burgunders Sohne, dem Herzog Johann ohne Furcht, einen gefährlichen Nebenbuhler. Nach kurzer Versöhnung, welche der Krieg gegen die Engländer zu Stande brachte, brach der Streit zwischen Beiden auf das heftigste hervor. Weil sich der Herzog von O. überdies rühmte, er habe die Gemahlin Johann's verführt, ließ ihn derselbe endlich am 23. Nov. 1407 in der Straße Barbette zu Paris niederhauen. Dieser Mord führte den wüthenden Parteikampf der Armagnacs (s. d.) und Bourguignons herbei, welcher Frankreich zuletzt den Waffen Heinrich's V. (s. d.) von England preisgab. Der Herzog Louis von O. hinterließ außer einem Nachkommen aus der Ehe mit Valentine von Mailand einen natürlichen Sohn den Grafen oder Bastard Jean d'O., welcher der Stifter des Hauses Dunois und Longueville (s. d) wurde. — Charles, Graf von Angoulême, als der Sohn und Erbe des Vorigen, Herzog von O., geb. zu Paris am 26. Mai 1391, heirathete erst die Witwe Richard's II. von England, dann die Tochter des Grafen von Armagnac. Er galt als das Haupt der gegen Burgund und England gerichteten Partei, fiel aber schwer verwundet in der Schlacht von Azincourt in die Hände der Engländer und erhielt erst 1439 nach 25jähriger Gefangenschaft zu London seine Freiheit wieder. Nach der Heimkehr versöhnte er sich mit dem Herzog von Burgund, heirathete dessen Nichte, Maria von Kleve, und zog sich auf sein Schloß zu Blois zurück, wo er in dichterischer Muße lebte. Er starb am 4. Jan. 1465 aus Aerger über die Unart, mit der ihn König Ludwig XI. behandelte. Die besten Ausgaben seiner trefflichen Gedichte besorgten neuerdings Guichard und Champollion (Par. 1842). — Sein Sohn Louis, aus der dritten Ehe, erbte Güter und Würden und bestieg 1498 als Ludwig XII. den Thron von Frankreich, so daß das Herzogthum O. wieder an die Krone fiel. — König Franz I., aus dem Hause Valois-Angoulême, verlieh hierauf das Herzogthum O. seinem zweiten Sohne Henri, der als Heinrich II. zur Krone gelangte. — Derselbe trat Besitz und Titel 1536 an seinen jüngern Bruder Charles ab, welcher 1547 unvermählt starb. — Das Herzogthum ward nun nach einander den jüngern Söhnen König Heinrich's II., verliehen, zuerst nämlich Louis, der 1550 als Kind starb; dann an Charles Maximilien, der als Karl IX. den Thron bestieg; an Henri, der erst König von Polen, dann unter dem Namen Heinrich III. König von Frankreich wurde und mit dem endlich das Geschlecht der Valois erlosch.

Heinrich IV., der erste französische König aus dem Hause Bourbon, erhob ebenfalls seinen zweiten Sohn 1607 zum Herzog von O.; der aber ebenfalls schon in früher Jugend starb. Ihm folgte 1626 ein dritter Sohn Heinrich's IV., Jean Baptiste Gaston, Herzog von Orleans (s. d.), der am 2. Febr. 1660 ohne männliche Erben starb. — Der König Ludwig XIV. verlieh hierauf das Herzogthum O. seinem einzigen Bruder Philipp (s. d.), früher Herzog von Anjou, geb. am 21. Sept. 1640, dessen Nachkommen in gerader Linie in der Person König Ludwig Philipp's bis 1848 den Thron von Frankreich einnahmen. Philipp erhielt außerdem die Herzogthümer Valois und Chartres, die Herrschaft Montargis, 1672 das Herzogthum Nemours, 1693 durch den Tod seiner Tante, Anne Marie Louise, das Herzogthum Montpensier (s. d.), wodurch der Grund zu den unermeßlichen Reichthümern der Familie Orleans gelegt wurde. Philipp starb am 9. Juni 1701 zu Saint-Cloud am Schlagflusse. Mit seiner ersten Gemahlin zeugte er zwei Töchter, Marie Louise, Mademoiselle d'O., geb. 1662, verheirathet mit Karl II. von Spanien und gest. 1689 (vgl. den Roman von Sophie Gay, „Madame Louise d'O.", 2 Bde., Par. 1842), und Anne Marie, Mademoiselle de Valois, geb. 1669, verheirathet mit Victor Amadeus von Savoyen und gest. 1728. Aus zweiter Ehe gingen drei Kinder hervor, Alex. Louis, Herzog von Valois, geb. 1673, gest. 1676; Philipp, Herzog von O.; Elisabeth Charlotte, Mademoiselle de Chartres, geb. 1676, verheirathet mit dem

Herzog Karl Leopold von Lothringen und gest. 1744. — Philipp II., als des Vorigen Sohn und Erbe Herzog von Orleans (s. d.), geb. 1674, ausgezeichnet durch große Talente und Laster, übernahm während der Minderjährigkeit König Ludwig's XV. die Regentschaft und starb 1723. Aus seiner Ehe mit einer natürlichen, aber legitimirten Tochter Ludwig's XIV. und der Montespan, Françoise Marie de Bourbon, Mademoiselle de Blois, gest. 1749, entsprangen außer einer früh gestorbenen Tochter sieben Kinder, Marie Louise Elisabeth d'O., geb. 1695, vermählt mit dem Herzog von Berry, später insgeheim mit dem Oberst Riom, die Genossin der Ausschweifungen des Vaters, gest. 1719; Louise Adélaide, Mademoiselle de Chartres, geb. 1698, Aebtissin von Chelles und eifrige Jansenistin, gest. 1743; Charlotte Aglaë, Mademoiselle de Valois, geb. 1700, verheirathet mit dem Prinzen François Este von Modena, gest. 1761; Louis, Herzog von O.; Louise Elisabeth, Mademoiselle de Montpensier, geb. 1709, verheirathet mit dem Prinzen Ludwig von Asturien, spätern König von Spanien, gest. zu Paris 1742; Philippine Elisabeth, Mademoiselle de Beaujolais, geb. 1714, gest. 1734; Louise Diane, geb. 1716, verheirathet mit dem Prinzen Louis von Bourbon-Conti, gest. 1736. Außerdem zeugte der Herzog von O. mit der Gräfin von Argenton drei natürliche Kinder, von denen nur Jean Philippe als Chevalier d'O., geb. 1702, gest. als Großprior von Frankreich, anerkannt wurde. — Louis, Herzog von O., des Vorigen Sohn und Erbe, geb. am 4. Aug. 1703, zeigte sich von früher Jugend als beschränkter Frömmler. Als nach dem Tode seines Vaters der Herzog von Bourbon erster Minister wurde, suchten ihn dessen Feinde ohne Erfolg auf den politischen Schauplatz zu führen. Er verheirathete sich 1724 mit einer Prinzessin von Baden, und als dieselbe zwei Jahre später starb, zog er sich in die Abtei Sainte-Geneviève zurück, wo er am 4. Febr. 1752 starb. Zwei seiner Kinder starben in der Kindheit. — Louis Philipp, Herzog v. O., des Vorigen einziger Sohn und Erbe, geb. am 12. Mai 1725, widmete sich dem Kriegsdienste und wohnte den Feldzügen von 1742—57 bei. Hierauf erhielt er den Grad eines Generallieutenants und das Gouvernement in der Dauphiné. Er heirathete 1743 Louise Henriette von Bourbon-Conti, nach deren Tode, am 9. Febr. 1759, er sich auf sein Landhaus zu Bagnolet zurückzog, wo er seine Zeit im Umgange mit Weibern und dramatischen Arbeiten hinbrachte. Gegen Ende der Regierung Ludwig's XV. bewog man ihn, sich in den Parlamentshändeln an die Spitze des Adels zu stellen; allein der Hof brachte ihn leicht zur Ruhe und gab ihm dafür die Erlaubniß, eine Marquise von Montesson zu heirathen. Er starb am 18. Nov. 1785 und hinterließ aus erster Ehe, außer einem Sohne, die Tochter Louise Marie Thérèse Batilde, geb. 1750, die in der Ehe mit dem Herzog Bourbon-Condé den unglücklichen Herzog von Enghien (s. d.) zeugte und am 10. Jun. 1822 zu Paris während einer Procession starb. — Louis Phil. Joseph, Herzog von Orleans (s. d.), des Vorigen Sohn, geb. 1747, machte sich berüchtigt durch seine Theilnahme an der franz. Revolution und starb 1793 als Bürger Egalité unter der Guillotine. Auch seine ungeheuern Güter, auf die es besonders abgesehen, wurden nun gleich den Besitzthümern der übrigen Bourbons eingezogen. Er war seit dem 25. Apr. 1769 mit Louise Marie Adélaide von Bourbon, der tugendhaften Tochter des Herzogs von Penthièvre, verheirathet, die sich aber 1792 von ihm trennte. Dieselbe wurde 1794 ebenfalls ins Gefängniß gebracht, erlangte aber 1795 ihre Freiheit und zwei Jahre später den Genuß ihres Vermögens zurück. Nach dem 18. Fructidor (s. d.) mußte sie nach Spanien auswandern, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Francs verabfolgen ließ. Sie kehrte mit der Restauration nach Frankreich zurück und starb zu Paris am 23. Juni 1821. Aus ihrer Ehe entsprangen Ludwig Philipp, der nach des Vaters Tode in der Verbannung den Titel eines Herzogs von O. annahm; Antoine Philippe, Herzog von Montpensier, geb. 1775, gest. zu London 1807; Alphonse Léodgar, Graf von Beaujolais, geb. 1779, gest. zu Malta 1808; Marie Adélaide Eugénie, Mademoiselle d'O., geb. 1777, die sich in England heimlich mit dem General Baron Athalin vermählte und am 31. December 1847 starb. Mit der Restauration der Bourbons wurden auch

der Familie Orleans die Trümmer ihres Vermögens und zwar den veränderten staatsrechtlichen Verhältnissen nach nicht als Kronlehen, sondern als Privateigenthum restituirt. Als der Herzog Ludwig Philipp (s. d.) durch die Revolution von 1830 erblicher König der Franzosen wurde, erhob er durch eine Ordonnanz seinen ältesten Sohn und präsumtiven Nachfolger zum Herzog von Orleans (s. d.), welcher jedoch, sowie die Titel der übrigen Familienglieder, ein bloßer Ehrentitel ist. Vgl. „Précis historique de la maison d'O." (Par. 1830); Laurentie, „Histoire des ducs d'O." (3 Bde., Par. 1832—34) und Marchal, „Histoire de la maison d'O., depuis son origine jusqu'à nos jours" (Par. 1845).

Orleans, Gaston Jean Baptiste von Frankreich, Herzog von, war der dritte Sohn Heinrich's IV. und der Maria von Medicis, und geb. 1608. Nicht ohne Talente, Geist und Willen, aber ohne Charakterstärke, ohne Ruhm und Glück, hatte er das Unglück, sich in alle Parteikämpfe verwickelt zu sehen, welche unter Ludwig XIII. und während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Frankreich bewegten. Die reichen Besitzthümer, die ihm Marie von Bourbon, seine erste Gemahlin zubrachte, mehr noch aber die Geburt einer Tochter, wurden der Keim zu ewiger Fehde zwischen ihm und seinem Bruder Ludwig XIII., der, so lange seine Ehe mit Anna von Oesterreich kinderlos blieb, auf ihn als künftigen Thronerben mit neidischen Augen blicken mußte. Zwar starb Marie von Bourbon drei Tage nach der Geburt einer Prinzessin, der später als Schriftstellerin bekannten Herzogin von Montpensier, und Ludwig XIII. wandte alles an, um den Herzog von einer zweiten Vermählung abzuhalten, indem er durch bedeutende Geldvorschüsse ihm die Mittel an die Hand gab, seinen Neigungen zu Spiel, Kunstsammlungen, Maitressen rc. folgen zu können, als aber 1631 zwischen Richelieu und der Königin Mutter ein heftiger Zwist ausbrach, nahm O. die Partei der letztern, rüstete sich mit andern unzufriedenen Großen zur förmlichen Opposition gegen den Minister, und als des Königs Dazwischenkunft ihre Pläne vereitelte, floh O. mit seinem Anhange nach Lothringen, wo er den Krieg förmlich vorbereiten wollte, und sich mit der Schwester des Herzogs von Lothringen heimlich vermählte. Die Drohung Ludwig's XIII., mit einem Heere in Lothringen einzufallen, nöthigte O. sich mit seinen Truppen nach Brüssel zurück zu ziehen. Hier rüstete er, theilweise von Spanien unterstützt, ein Heer aus, fiel in Frankreich 1632 ein, wurde aber geschlagen und zum Frieden von Beziers gezwungen. Erbittert über die erfolgte Hinrichtung mehrerer Mitverschwornen, deren Schonung der König beim Abschlusse des Friedens versprochen hatte, floh O. zum zweiten Male aus Frankreich nach Brüssel, machte von hier aus seine Vermählung öffentlich bekannt, ging aber 1635 nach Frankreich zurück, um durch Demüthigung vor seinem Bruder und dem Cardinal Richelieu die Anerkennung derselben zu erlangen. Da seine Bemühungen vergeblich waren, so ließ er sich in mehrere Verschwörungen gegen den Cardinal ein; sie wurden aber entdeckt, und immer war es O., der ohne Kraft zur Ausdauer und Muth zum Widerstande schimpflich seine Genossen verrieth, und so fiel unter andern Montmorency, Bouillon und Cinq Mars als Opfer dieses Kleinmuths. Kurz vor Ludwig's XIII. Tode (1643) wurde seine Ehe anerkannt. Im J. 1644 befehligte O. eine Armee gegen Spanien in Flandern, eben so 1646 und 47, wo er mit abwechselndem Glücke focht. Während der Unruhen der Fronde (s. d.) wo er bald dieser, bald jener Partei zugethan, sich zuerst an den Prinzen Condé anschloß, 1650 aber dessen Verhaftung, so wie des Herzogs von Longueville und des Prinzen Conti zuließ, 1651 mit den Spaniern unterhandelte und die gefangenen Prinzen im Triumph nach Paris zurückführte, bald darauf mit dem Coadjutor Retz gemeinschaftliche Sache machte, 1652 aber wieder zur Partei Condé's übertrat, machte er sich durch diese schimpfliche Charakterlosigkeit allgemein verhaßt, und nach Ludwig's XIV. Rückkehr nach Paris erhielt er zwar wie alle Betheiligte Vergebung, wurde aber nach Blois verwiesen, wo er 1660 starb. Er hinterließ bei seinem Tode vier Töchter und mit ihm starb das Haus O. wieder aus. Vergl. „Mémoires du duc d'O." (Amst. 1683) u. „Mémoires d'un favori du duc d'O." (Leyd. 1667), erstere sollen von Algay de Martignac, letztere von Bois d'Annemets herrühren.

Orleans, Philipp I., Herzog von, geb. 1640, war Ludwig's XIV. einziger Bruder. Weibisch erzogen, „damit er einst wisse, was blinder Gehorsam sei", wie sich Mazarin ausdrückte, dem die Oberaufsicht über die beiden Brüder anvertraut war, zeigte er von früh auf für nichts Sinn, als für Putz, Gesellschaft, Maskeraden und prächtige Leichenbegängnisse, und seine Mutter, Anna von Oesterreich, ließ ihn nicht selten vor den Höflingen in Weiberkleidern erscheinen, während seinem Bruder frühzeitig die Königsrolle eingeübt wurde. Philipp vermählte sich 1661 mit der liebenswürdigen und geistreichen Henriette Anne v. England (s. d.). Die Ehe war nicht glücklich. Henriette starb plötzlich, wie man sagt an Gift und nicht ohne Vorwissen ihres eifersüchtigen Gemahls. Bald nach ihrem Tode begann der Krieg gegen die Niederländer, welchem Philipp beiwohnte, und der für ihn sehr glücklich endete, indem er zur Eroberung Hollands, welche mit dem ruhmvollen Uebergange über den Rhein begonnen und innerhalb drei Monate vollendet wurde, nicht wenig beitrug. Philipp nahm Zütphen (25. Juni 1672), Buchain (1676), und gewann gegen den Prinzen von Oranien die Bataille bei Castel (1677), und der sonst so weibische Herzog gab an der Seite seiner Marschälle Humieres und Luxembourg rühmliche Beweise von persönlicher Tapferkeit. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst glücklicherweise aber nur am Brustharnisch von einer Kugel getroffen, und die Chevaliers Lorraine und Nontouillet an seiner Seite verwundet. In demselben Jahre ergab sich ihm die Feste St. Omer, und nicht ohne Eifersucht sah sich selbst Ludwig XIV. von ihm verdunkelt. Nach dem Frieden sank indeß Philipp in seine frühere weichliche und träge Ruhe zurück, und starb zu St. Cloud 1701. Charlotte Elisabeth von der Pfalz, seine zweite Gemahlin, erwähnt in ihren Memoiren („Sur la cour de Louis XIV. et la régence etc." Paris 1822) einige interessante Züge von ihm. So zeigte er einen entschiedenen Widerwillen gegen Jagd und Pferde, und konnte sich nie entschließen ein Pferd zu besteigen, außer wenn es, wie bei Feldzügen, unumgänglich nöthig war. Die Soldaten pflegten von ihm zu sagen, er fürchte mehr, daß die Sonne ihn schwarz brennen möchte, als Flintenkugeln und Pulverstaub. Die liebste Musik war ihm Glockengeläute, und nie legte er sich ohne einen Rosenkranz mit Medaillen und Reliquien verziert zu Bette, am wenigsten ohne denselben zu seiner Gemahlin, die er für eine heimliche Hugenottin hielt, um sich damit gegen alle Anfechtung der Ketzerei sicher zu stellen.

Orleans, Philipp II., Herzog von, Regent von Frankreich, Sohn des Vorigen und der Charlotte Elisabeth von Bayern, geb. 1674, hatte, nachdem ihm fünf treffliche Erzieher gestorben, das Unglück, in die Hände eines Dubois (s. d.) zu fallen, der zwar die Talente des Prinzen sorgsam bildete, seine Moralität aber verdarb und aus ihm einen Wüstling machte, dem Tugend eine Thorheit, Religion ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit als Verdienst des Einfältigen, die Kunst zu lügen aber als die einzige Regierungskunst galt. Der Prinz wäre ein menschliches Ungeheuer geworden, hätten nicht Ausschweifungen aller Art bei Zeiten Geist und Körper abgestumpft. Im 17. Jahre 1692 machte er unter dem Marschall von Luxemburg seinen ersten Feldzug in den Niederlanden, und zeigte sich hier selbst persönlich sehr tapfer bei Mons, Steenkerken und Neerwinden. An der Campagne von 1694 nahm er nach Ludwig's XIV. Willen nicht Theil. Gebannt an einen üppigen Hof, wo der König selbst die Sittlichkeit nicht achtete und Dubois es nicht an Gelegenheit fehlen ließ, den Leidenschaften seines Zöglings zu fröhnen, überließ sich dieser bald allen Lastern, zumal als er sich wider Willen mit Ludwig's XIV. natürlicher Tochter, dem Fräulein de Blois, vermählen mußte. Die Ehe war nicht glücklich, der Herzog vernachlässigte bald seine unschöne und stolze Gemahlin, obwohl sie ihm sechs Töchter und einen Sohn gebar, und Dubois wurde ihm jetzt unentbehrlich. Mit ihm feierte er unter galanten Menschen ohne Grundsätze und Sitten, oder Roués, wie er sie selbst nannte, und Buhldirnen, täglich die ausschweifendsten Orgien, frechen Spott treibend mit Allem was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten der Sünde abgestorbenen Königs. Nur kurze Zeit rissen ihn der spanische Erbfolgekrieg aus diesem wüsten Treiben. Der König übertrug ihm 1706 ein Commando in Italien und bald darauf in Spanien, wo

er mehrere Plätze in Catalonien nahm und bis Madrid vordrang. Da er auf die Krone Spaniens als Schwager Karl's II. Ansprüche hatte, so hatte er sich auf den Fall, daß Philipp V. gestürzt würde, eine Partei gebildet, die seine Erhebung bewerkstelligen sollte. Allein der Plan wurde verrathen und hätte ihm können theuer zu stehen kommen, hätte ihn nicht der Herzog von Bourgogne vertheidigt. O. mußte in Folge dessen eine Acte unterzeichnen und für immer allen Ansprüchen auf den spanischen Thron entsagen. Seit dieser Zeit war er unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Denn als bald nach diesen Auftritten seine Gemahlin plötzlich erkrankte, so konnte er nur mit Mühe des Verdachts einer Giftmischung entgehen, wozu man als Grund angab, daß der Herzog sich sehr gern mit Chemie beschäftigte. Die Herzogin genas endlich und man schwieg. Als aber nach einiger Zeit binnen Jahresfrist die ganze Familie des Herzogs hinstarb, mit Ausnahme seines Schwiegersohnes, des Herzogs von Berry, und seines Sohnes, da nannte ihn das Volk laut einen Giftmischer und Mörder, und man konnte bei der Bestattung der fürstlichen Leichen den Pöbel nur mit Mühe von der Stürmung seines Palastes zurückhalten. Der Herzog von O. verlangte deshalb vom König eine förmliche Untersuchung über ihn und seinen Leibarzt Homberg (s. d.) anzustellen, allein der König schlug diese als die Ehre des königl. Stammes compromittirend, nieder; es wurden als Grund des schnellen Dahinsterbens der herzogl. Familie die Rötheln angegeben, und man beruhigte sich wieder. Drei Jahre nachher wurde O. zum Regenten ausgerufen, nachdem er das Testament Ludwig's XIV., nach welchem während Ludwig's XV. Unmündigkeit der Herzog von Maine die Regentschaft führen, er aber nur Präsident des Conseils sein sollte, im Parlament umgestoßen hatte. Man zitterte vor der Rache des nun mächtig gewordenen O.; dieser aber aus Schlaffheit zu Allem unfähig, hatte jede Beleidigung als Regent vergessen. Er begünstigte die Jansenisten, verjagte die Jesuiten, schloß die Bürgerlichen von obern Staatsämtern aus, erhob seinen Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftchen) nannte, mit der Bitte um ein Bischen mehr Rechtlichkeit zum Staatsrathe, verließ die Sache der Stuart's gänzlich, entließ 25,000 Mann Truppen, und machte überhaupt solche Einschränkungen, daß bis 1718 schon 400 Mill. Francs Schulden bezahlt waren. Ludwig's XIV. unsinnige Verschwendungssucht hatte aber Frankreichs Geldquellen so sehr erschöpft, daß ein Staatsbanquerott unvermeidlich schien, und der Regent sah sich gezwungen in den scheinbar vortheilhaften Finanzplan Law's (s. d.) einzugehen, welcher Tausende von angesehenen Familien an den Bettelstab brachte, Treue und Glauben aus Frankreich verschwinden machte, und nächst der allgemein eingerissenen Sittenverderbniß und Religionsverachtung den ersten Keim zur Revolution legte, in der Ludwig XVI. für die Sünden seiner Väter zum großen Theil unverschuldet büßen mußte. Das Parlament, welches die Einregistrirung der weitern Befehle zum Schuldenmachen durch ungeheures Vermehren des Papiergeldes verweigerte, wurde durch theilweise Entlassung, durch lits de justice und andere Zwangsmittel zum Gehorsam gebracht, die natürlichen Söhne Ludwig's XIV., der Herzog von Maine und Graf von Toulouse, vom Range der Prinzen von Geblüt zu Pairs herabgesetzt, und für eine deshalb gegen ihn angezettelte Verschwörung, an deren Spitze der spanische Gesandte Prinz Cellamare, der Cardinal Alberoni, Philipp V. von Spanien und die Gemahlin des Herzogs von Maine standen, die aber durch ein Freudenmädchen seinem Staatsrathe Dubois entdeckt wurde, und die Absetzung des Regenten bezwecken sollte, rächte sich der Herzog durch Hinrichtung mehrerer unbedeutender Mitverschwornen, handhabte indeß im Ganzen das Recht streng und parteilos. Mehrere gegen ihn von Seiten Spaniens anderweit unternommenen feindlichen Schritte nöthigten ihn zu einer Allianz mit England, Holland und Oesterreich (s. Quadrupelallianz) gegen Spanien; er zwang dieses zum Beitritt (1720), und nachdem er noch den Sturz des Law'schen Systems hatte sehen müssen, legte er endlich seine Regentschaft am 15. Febr. 1723 in die Hände des mündig gewordenen Ludwig's XV. nieder. In demselben Jahre (Aug.) starb auch Dubois; der Herzog, der ihn verachtete, aber nie die Kraft hatte, sich von ihm loszureißen, soll bei der Nachricht von seinem Tode geweint haben, und endete selbst wenige Mo-

nate nachher, nachdem er noch die Stelle eines Premierministers bekleidet hatte, im Dec. 1723 am Schlagflusse in den Armen einer neuen Maitresse, der Herzogin von Phalaris. Er hinterließ drei Töchter und einen Sohn. Ueber sein Leben vergl. „Vie du duc d'O. par M. L. M. D. M." (Lond. 1737); „Memoires de la régence" von Piossen (1749); „Mem." von Saint-Simon (Paris 1829); „Histoire de la régence" von Lemontez (2 Bde., Par. 1832).

Orleans, Louis Joseph Philipp, Herzog von, geboren 1747, hieß anfangs Herzog von Montpensier, und bis zum Tode seines Vaters, des Herzogs Louis Philipp von O., Herzog von Chartres. In seiner Jugend gefiel er durch sein angenehmes Aeußere, durch seine kräftige Gestalt, sein einnehmendes Betragen und Verstand, aber Ausschweifungen vernichteten in ihm körperliche und geistige Kraft, und als die Revolution seinen für das Alltägliche abgestumpften Nerven neuen Reiz gab, da sank der willenlose Schwächling vom gemeinen Wollüstling zum Werkzeug der niederträchtigsten Rache herab, und schwamm, getragen von der Woge der Revolution, gerade dem Strome nach, bis dieser ihn verschlang. Er verdiente es nicht, der Gatte der tugendhaften Prinzessin Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthièvre zu sein. Die treffliche Frau trug an der Seite ihres ausschweifenden Gemahls ihr Loos mit Geduld, und wandte ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne. Den ersten Grund zur Feindschaft zwischen dem Herzoge und dem Hofe legte unter andern der Umstand, daß ihm der König die Stelle eines Großadmirals abschlug. Aus Aerger darüber nahm der Prinz als Freiwilliger Dienste auf der französischen Flotte, die gegen den englischen Admiral Keppel kreuzte, und wohnte der Schlacht bei Ouessant bei (1778). Zurückgekehrt, wurde er zwar Generalobrist der Husaren, aber der Bruch zwischen ihm und dem Hofe war entschieden, und äußerte sich zuerst öffentlich dadurch, daß der Herzog sich 1788, wo der Hof mit dem Parlamente wegen Einregistrirung neuer Abgabenedikte in Streit gerieth, förmlich dem Könige widersetzte. Er wurde verwiesen, schloß sich aber bei seiner Rückkehr nach Paris entschieden an die Volkspartei an. Sein ungeheurer Reichthum bot ihm hinreichende Mittel an die Hand, die niedere Volksklasse an sich zu fesseln. In Kurzem hatte er sich eine Partei erkauft. Der Adel zu Crespy wählte ihn 1789 zum Deputirten bei der Versammlung der Generalstaaten, und hier sprach er auf der Seite des 3. Standes ganz revolutionaire Grundsätze aus. Die ihm angetragene Stelle eines Präsidenten der Nationalversammlung, zu der er erwählt war, nahm er nicht an, aus Mangel an Muth und Energie, dagegen wäre er gern Generallieutenant des Königreichs geworden, und die ersten revolutionären Bewegungen, am 12. Juli 1789 vom Palais royal ausgehend, waren vielleicht zu dem Zwecke durch sein Geld erkauft. Bald folgten die stürmischen Sitzungen vom 14. Juli und die Stürmung der Bastille. Es war dies vielleicht die günstigste Zeit nach der Krone zu greifen, allein der schwache Herzog hatte keinen eigenen Willen. Man rieth ihm als Vermittler sich dem bedrängten Könige anzubieten und von ihm die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs als Lohn zu verlangen. O. stand auch wirklich schon im Vorzimmer zum Cabinet des Königs; als man ihn aber hier mit den Worten abwies, der König wolle Niemand sprechen, ging er nach Hause, und beförderte Schmähschriften gegen die königliche Familie unter das Publikum, bat aber dennoch auf Lafayette's Beschuldigung, er habe den Zug der Pariser Weiber nach Versailles veranlaßt, ängstlich den König um die Erlaubniß, nach England gehen zu dürfen, von wo er erst nach acht Monaten mit Erlaubniß der Nationalversammlung zurückkehrte. Als er nach der mißlungenen Flucht des Königs öffentlich erklärte, daß er im Falle der Entthronung Ludwig's XVI. auf den Thron verzichte, verließen ihn die meisten seiner Anhänger, und die Minister des Königs glaubten diesen Moment zu einer Aussöhnung zwischen ihm und dem Hofe benutzen zu müssen. Man ernannte ihn zum Admiral, allein die gehoffte Aussöhnung schlug fehl. Der Herzog wurde bei seiner Ankunft im königlichen Palaste von den Hofleuten, die vom Aussöhnungsplane nichts wußten, mit Schmähungen empfangen, und rachedürstig warf er sich von diesem Augenblicke an der mächtigen Jacobinerpartei in die Arme, die ihn mit fortriß, weiter, als er vielleicht selbst wollte.

Er ward mit Marat, Danton und Robespierre 1792 zum Deputirten beim Nationalconvent ernannt, nahm den Namen Egalité an und erklärte in einer eigenen Druckschrift, daß er auf das Thronfolgerecht verzichte. Von jetzt an galt nur sein Geld, welches die wüthenden Jacobiner Danton und Marat zu ihrem Interesse benutzten. Allein als er in der Nationalversammlung mit für den Tod des Königs stimmte, da schauderten viele seiner bisherigen Freunde vor dieser menschlichen Unnatur zurück, man hielt seinen Umgang für entehrend, und als er endlich, vormals der reichste Privatmann in Europa, weder Geld noch Credit hatte, zogen sich auch Danton und Robespierre zurück. Seit der Hinrichtung des Königs hatte er nirgends Ruhe. Beständig fürchtete er ermordet zu werden. Seine unglückliche Gattin hatte sich zu ihrem Vater geflüchtet. Der Herzog selbst blieb zu Paris, zog sich in die innersten Gemächer seines Palastes zurück, schlief niemals zwei Nächte in demselben Bette, und ließ sein Leben stets von einer Rotte besoldeter und mit Dolchen und Pistolen bewaffneter Räuber bewachen. Im J. 1793 starb sein Vater, und als O. den Nachlaß in Besitz genommen hatte, fanden sich auch die alten Freunde Danton, Marat, Tallien &c. wieder ein, nahmen die mitgebrachten Kostbarkeiten an sich und versprachen ihm dagegen eine Verschwörung zu seinen Gunsten zu bilden, und ihn in der Nacht vom 9. zum 10. März zum Protektor der Republik auszurufen. O. gab hin, was er hatte. Seine Unterhändler gewannen den Pöbel durch Assignaten, und alle getroffenen Anstalten ließen das Gelingen des Planes erwarten, wenn O. nicht abermals Feigherzigkeit gehindert hätte, die letzte Stufe zu ersteigen. Der Bürgerrath war versammelt, Pache hatte den Vorsitz, Danton und Marat saßen neben ihm, Robespierre hatte sich seiner Gewohnheit nach versteckt, Alle warteten, aber O. kam nicht; er war in dem Augenblicke, als er den Palast verlassen und sich nach dem Rathhause begeben sollte, in Ohnmacht gefallen, und der Maire de Pache und die übrigen Mitverschwornen der Orleans'schen Partei im Pariser Bürgerrathe hielten es für nöthig, um allen Verdacht des Antheils an der Verschwörung von sich abzuwälzen, die Verschwörung beim Convente selbst anzugeben. Von jetzt an war er allen Parteien verhaßt und jeder fürchtete von der Feigheit dieses Mannes Verrath. Man sann darauf ihn zu stürzen und benutzte die Flucht seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, zu den Oesterreichern, um ihn, als darum wissend, verdächtig zu machen und seinen Sturz vorzubereiten. Zwar erklärte O. im Convent, das Gesicht nach Brutus Bildniß gewandt, er wolle den Sohn, wenn er schuldig sei, mit eigener Hand opfern, es trat aber Niemand als Vertheidiger für ihn auf, und er mußte nebst seinen beiden in Frankreich zurückgebliebenen Söhnen in die Gefängnisse nach Marseille wandern. Hier lebte er in solcher Völlerei, daß der Prinz von Conti, sein Mitgefangener, den Convent dringend bat, ihn lieber zu richten, als noch länger mit der Gesellschaft eines so nichtswürdigen Menschen zu martern. Endlich stellte man O. vor das Revolutionstribunal, klagte ihn an, er habe mehrere Reisen nach England gemacht, um den britischen Hof gegen Frankreich zu bewaffnet; er habe französisches Getreide aufgekauft und auf fremden Schiffen ausgeführt; er habe mit Mirabeau intriguirt um sich zum König von Frankreich ausrufen zu lassen, und ihm Millionen versprochen, wenn er die constituirende Versammlung bereden könnte, Ludwig XVI. zu verjagen und ihn an seiner Stelle auf den Thron zu setzen; er habe das Volk durch Geld bestochen, mit dem Bruder des Königs einen strafbaren Briefwechsel unterhalten; er habe überhaupt den Plan gehabt, die Constitution zu vernichten und den Thron wieder herzustellen; er habe mit Dumouriez einen Briefwechsel unterhalten, worin der Plan verabredet worden sei, die Magazine und Schätze Belgiens sammt dem Lande dem Feinde in die Hände zu spielen, und sich durch alle diese Schritte des Hochverraths schuldig gemacht. Zwei Tage nach der Hinrichtung der muthigen Girondisten, kam endlich auch an ihn die Reihe. Als angeblicher Girondist brachte man ihn aus seinem Gefängnisse zu Marseille nach Paris. Robespierre hatte auf der Tribune die Worte ausgesprochen: „Philipp von Orleans muß sterben", und Niemand wagte ein Wort für ihn zu sprechen. Vor das Revolutionstribunal gestellt, schien ihm an seiner Vertheidigung wenig gelegen zu sein, da er sie doch für unnöthig hielt. Er vernahm lächelnd sein Todesurtheil und bat

nur, die Vollziehung des Urtheils, nicht wie gebräuchlich, auf den andern Tag zu verschieben, sondern ihn sogleich zu richten. Es wurde ihm bewilligt. Er nahm seine letzte Mahlzeit noch sinnlich genug. Auf dem Wege nach dem Schaffot schien er ruhig, sogar heiter, seine Blicke hefteten sich einige Zeit auf das Palais royal; es schien, als erinnere er sich der daselbst genossenen Freuden. Mit derselben Gleichgültigkeit bestieg er das Schaffot, sein Gesicht schien nur Widerwillen gegen das Leben und die Menschheit auszudrücken. Er starb am 6. November 1793. Seine beiden Söhne wurden im Nov. 1796 nach Philadelphia gebracht. Seine Gemahlin war im Juli 1792 von ihm geschieden worden, doch hielt man sie bis zum Jahre 1795 in Gefangenschaft, gestattete ihr dann den Genuß der Freiheit und gab ihr 1797 einen Theil ihres Vermögens zurück. Sie begab sich nach Spanien, lebte hier von einem französischen Jahrgelde, kehrte 1814 nach Frankreich zurück, blieb hier auch, als Napoleon sich zum zweiten Male des Thrones bemächtigte, und starb 1821.

Orleans, Ferd. Phil. Charl. Henri, Herzog von, der älteste Sohn des entthronten Königs der Franzosen Ludwig Philipp, wurde geboren am 3. Sept. 1810 zu Palermo, wo sich der damalige Herzog von Orleans, der wie die übrigen Bourbons aus Frankreich verbannt war, aufhielt. Nach der Gewohnheit des Hauses Orleans erhielt der junge Prinz den Titel eines Herzogs von Chartres. Nach der Restauration kehrte er mit seinen Aeltern und Geschwistern nach Frankreich zurück und erhielt hier seine Bildung in öffentlichen Anstalten, zuerst im College Henri IV., in das er im Oct. 1819 eintrat, später in der polytechnischen Schule, wo er mit den übrigen Schülern Arbeiten, Strafen und Belohnungen theilte. Später vervollkommnete er sich in der Kenntniß der neuern Sprachen und erlernte die Anfangsgründe der Strategie. Am 30. Sept. 1824 wurde er zum Obersten des ersten Husarenregiments ernannt und setzte nun seine militärischen Studien praktisch und theoretisch mit Eifer und Neigung fort. Im J. 1829 machte er mit seinem Vater eine Reise nach England und Schottland, lag aber mit seinem Regimente in Joigny als die Julirevolution 1830 ausbrach. Er eilte sogleich mit demselben nach Paris, sah sich aber hier plötzlich durch die Thronbesteigung seines Vaters zum Herzoge von Orleans und Kronprinzen von Frankreich erhoben. Im folgenden Jahre begleitete er den Marschall Gérard (s. d.) bei dem Zuge nach Belgien, sowie im Mai die zur Unterdrückung der Emeute in Lyon abgesandten Truppen. Er benahm sich hier eben so klug als edel, indem er die Rolle eines Vermittlers übernahm und zur Linderung des Elends unter der Arbeiterbevölkerung nach Kräften beitrug. Ebenso menschen- und volksfreundlich zeigte er sich in Paris im folgenden Jahre, als daselbst die Cholera ausgebrochen war. Bei der zweiten Expedition nach Belgien im Winter 1832 übernahm er den Befehl über eine Division und bewies bei der Belagerung von Antwerpen viel Muth und Geschicklichkeit. Im Jahre 1835 reiste er nach Algier und wohnte der Einnahme von Maskara bei. Im J. 1836 unternahm er mit seinem Bruder, dem Herzog von Nemours (s. d.) eine Reise nach Wien und Berlin und verheirathete sich darauf am 30. Mai 1837 mit der Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Helene Luise Elisabeth, geb. am 24. Jan. 1814. Der Prinz von Natur schon ernst und streng gegen sich, eröffnete sich aus der Verbindung mit dieser durch Geist, Bildung und seltene Tugend ausgezeichneten Frau das glücklichste Familienleben. Gegen den Willen der Minister nahm er 1839 abermals Theil an einer kriegerischen Expedition in Algier, sowie er auch im folgenden Jahre mit seinem Bruder, dem Herzoge von Aumale bei der Einnahme von Medeah und bei mehreren andern Gelegenheiten eine Colonne befehligte. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich viel mit der Organisation und Musterung der Truppen, besonders erfuhren die sogenannten Jäger von Vincennes eine durchgreifende Umgestaltung und führten seitdem den Namen Chasseurs d'Orleans. Ein unglücklicher Zufall machte dem Leben des Prinzen, auf den die Nation große Hoffnungen setzte, ein plötzliches Ende. Der Prinz war im Begriff, zur Musterung mehrerer Regimenter nach St. Omer abzureisen und begab sich am 13. Juli 1842 in einem Cabriolet von Paris nach Neuilly, um von seiner Familie Abschied zu nehmen.

Unterwegs gingen die Pferde durch und der Prinz, entweder durch einen unglücklichen Sprung oder durch einen Stoß des Wagens, ward auf den Boden geschleudert und gab schon nach einigen bewußtlos durchlebten Stunden den Geist auf. Eine Kapelle bezeichnet gegenwärtig die Stelle, wo sich das Unglück zugetragen. Die Leiche wurde zu Dreux, dem Erbbegräbnisse der Familie Orleans, beigesetzt. Der Herzog hinterließ zwei Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, geb. am 24. April 1838, und Robert, Herzog von Chartres, geb. am 9. Nov. 1840, welche Beide in Folge der Februarrevolution von 1848 ins Ausland flüchteten und sich gegenwärtig mit ihrer Mutter in Eisenach aufhalten.

Orlow, Gregor, Graf von, Günstling der Kaiserin Katharina II., war der Sohn eines Strelitzen Obristlieutenants, Orloff, der unter Peter I. diente, und der dritte von fünf Brüdern, trat in russische Kriegsdienste, und wurde bald Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwallow. Aufträge von diesem führten ihn im 7jährigen Kriege nach Petersburg. Am Hofe sah ihn die damalige Großfürstin Katharina. O. gefiel durch sein schönes Aeußere und sein einnehmendes Betragen, es entspann sich zwischen der Fürstin und ihm ein geheimes Einverständniß, und beide faßten den Plan zur Thronrevolution von 1762. O. gewann die Garden, und die Revolution wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. O. von jetzt an erklärter Liebling der Kaiserin, wurde mit seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben, ihm eine Wohnung neben der Kaiserin im Winterpalaste angewiesen, die Kammerherrnwürde und der Alexander-Newskyorden ertheilt und er bald darauf zum Reichsgrafen und Ritter des Andreasordens ernannt. Nur der Kaisertitel fehlte ihm noch, und diesen würde er bestimmt mit Katharinens Hand erhalten haben, hätte er sich nicht durch sein zurückstoßendes Benehmen die Herzen der einflußreichsten Großen des Reichs, unter andern der Grafen Bestuschew, Woronzow, Rasummoffski, Panin und Anderer abgewendet, die eine eheliche Verbindung zwischen ihm und Katharina mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu hintertreiben suchten. Auch die Gunst der Kaiserin nahm bei O.'s Herrschsucht, Anmaßung, die nicht selten in Rohheit ausartete, täglich mehr ab, und vielleicht in der still genährten Hoffnung, er werde nicht wieder heimkehren, wurde er 1771 durch einen ausdrücklichen Befehl der Kaiserin nach Moskau gesandt, um daselbst zweckmäßige Vorkehrungen gegen die Pest zu treffen, die in kurzer Zeit hier über 150,000 Menschen hingerafft hatte. O. beendigte dieses Geschäft aber glücklich und kam wieder. Scheinbar wohlwollend und glänzend empfangen, wurde ihm zu Ehren ein marmorner Triumphbogen errichtet und eine Medaille geprägt, er selbst aber bald wieder vom Hofe entfernt und nach der Walachei geschickt, um wegen der Beendigung des Krieges mit der Pforte zu unterhandeln. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, und als O. nach Petersburg zurückkehren wollte, traf ihn unterwegs die Botschaft, er habe seine Günstlingsrolle ausgespielt und ein anderer sitze an seiner Stelle. Zugleich empfing er die Weisung, sich ohnfehlbar auf sein Schloß Gatschina zurück zu ziehen. Hier saß er drei Monate, unterhandelte und drohte, bis endlich die Kaiserin, die nicht ohne Besorgniß für ihre eigene Macht dem mächtigen Grafen sich feindlich gegenüber stehen sah, ihm den Reichsfürstentitel sandte und eines ihrer Lustschlösser zum Aufenthalte anbot. O. bezog Zarskoe-Selo, hielt sich im Winter in Petersburg auf, trat hier 1772 auf einige Zeit in seine früheren Verhältnisse zur Kaiserin zurück, erhielt unter andern von dieser den prächtigen Marmorpalast, verehrte ihr dagegen den großen Brillant, der seitdem in der russischen Krone prangt, und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Bald löste sich sein Verhältniß zur Kaiserin aufs neue, Potemkin kam ans Ruder, und O. machte, um sich zu zerstreuen, eine Reise nach Frankreich und Deutschland. Stete Unruhe trieb ihn bald hierhin, bald dorthin, endlich kam er nach Petersburg zurück, nahm hier bei Hofe seinen Abschied, vermählte sich 1782, verlor aber seine junge und liebenswürdige Gemahlin noch in demselben Jahre auf einer Reise nach der Schweiz, und starb selbst unter heftigen Anfällen von Wahnsinn zu Moskau 1783.

Orlow, Alexei, des Vorigen Bruder, nahm ebenfalls Theil an der Revolution

von 1762, bewies sich dabei am thätigsten und unternehmendsten, rief zuerst Katharina zur Kaiserin aus, und brachte ihr zuerst von Ropscha, wo der unglückliche Peter III. gefangen saß, die Nachricht vom Tode des Kaisers. Peter III. wurde, wie allgemein angenommen wird, gewaltsam ermordet, und nicht ohne Grund fällt auf O. der Verdacht, ihn mit eigener Hand erdrosselt zu haben. Dieser stieg jetzt schnell von Stufe zu Stufe, zum Generaladjutant der Kaiserin, Lieutenant der Chevaliergarde und Ritter der russischen Orden, und 1768 zum Generaladmiral der gesammten russischen Flotte, die aber im Archipelagus gegen die Türken kreuzte. Das Commando über ein Landheer konnte er nicht übernehmen, weil es ihm hierzu an Kenntnissen fehlte. Die Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesme war seine Hauptunternehmung während dieses Krieges. Er erhielt deshalb den Beinamen Tschesmenskij, der auch auf seinen unehlichen, aber adoptirten Sohn überging. Noch vor dem Friedensschlusse fiel sein Bruder Gregor in Ungnade, und da Katharina den unternehmenden Geist des Alexis kannte, so schickte sie auch diesem den Befehl zu, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß das mittelländische Meer zu verlassen. Dennoch ging er nach Italien und kehrte von hier nach einigen Jahren nach Petersburg zurück, wo ihn die Kaiserin höchst gnädig aufnahm und mit Ehren, Reichthümern und Würden überhäufte. Als Paul I. den Thron bestieg, beschied er den O. von Moskau, wo er seit 1791 sich aufhielt, nach Petersburg, veranstaltete hier ein feierliches Leichenbegängniß des ermordeten Kaisers Peter's III., und ließ ihn und Baratinsky, welche beide von den bei Peter's Ermordung schuldigen Personen noch am Leben waren, die kaiserliche Krone dem Sarge vortragen, verwies ihn dann aus Petersburg und später auch aus Moskau, wohin O. nach Pauls Tode zurückkehrte und 1809 starb.

Orlow, Gregor, Graf von, russischer Senator, Geheimrath und Kammerherr, als Schriftsteller bekannt durch mehrere für Geschichte, Staatskunde und Literatur wichtige Schriften, wurde 1777 zu Petersburg geboren, bekleidete mehrere hohe Staatswürden, stieg 1812 zum Senator des Reichs, und starb als solcher 1826 zu Petersburg. Seine Schriften zeigen von Geist, Freimüthigkeit, Schärfe der Beobachtung und erfahrnem, gesundem Urtheil. Unter ihnen sind zu erwähnen: „Mémoires historiques, politiques et litteraires sur le royaume de Naples etc." (2. Aufl., Paris 1825, 5 Bde.); „Histoire des arts en Italie" und „Essai sur l'histoire de la peinture en Italie"; „Voyage dans une partie de la France ou lettres etc." (Eb. 1824, 3 Bde.). Auch durch Unterstützung und Aufmunterung des Talents hat sich O. eben so wie seine 1824 zu Paris verstorbene Gemahlin, eine geborne Gräfin von Soltikoff, manches schöne Denkmal gesetzt. Namentlich verdankt man ihren Bemühungen die schöne Ausgabe der aus dem Russischen ins Italienische und Französische übersetzten Fabeln Krylow's (s. d.)

Orlowskij, Boris Iwanowitsch, kaiserlich russischer Professor der Sculptur an der Akademie der Künste zu Petersburg, einer der ausgezeichnetsten russischen Bildhauer, war 1793 geboren als Sohn eines russischen Bauern. Anfangs war er Lehrling in der Werkstätte des Bildhauers Trescorni in Petersburg, kam aber später in die Akademie der Künste und erregte hier durch seine bedeutenden Fortschritte bald so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit, daß der Kaiser ihn 1822 auf Kosten des Staats zu seiner weitern Ausbildung nach Italien reisen ließ. Hier bildete er sich hauptsächlich unter der Leitung Thorwaldsen's aus, welcher seinen Werken selbst vollen Beifall schenkte. Seine bekanntesten Arbeiten sind die Standbilder der Feldmarschälle, Fürsten Kutusow-Smolenskij und Barklay de Tolly vor der Kasanschen Kirche in Petersburg; die kolossale Marmorbüste des Kaisers Alexander I. im dirigirenden Senat; die Statue des Engels auf der Alexandersäule vor dem Winterpalais; die Gruppe des Fauns und der Bacchantin; die Statue des Fauns, der auf der Syrinx spielt, und die Skizze des Helden Iwan Ustimowitsch, wie er einen wüthenden Stier aufhält, über welcher Arbeit er in der Fülle seiner Kraft am 16. Dec. 1837 starb.

Ormenos, war der Sohn des Kerkaphos, ein Enkel des Aeolos, Vater des Amyntor und Erbauer von Ormenion in Magnesia in Thessalien.

Ormond, Jam. Butler, Herzog von, ein ausgezeichneter britischer Staatsmann und General unter König Karl I. und dessen Sohne, stammte aus der alten irländischen Familie Butler und wurde 1610 in Irland geboren. Sein Großvater beerbte den kinderlosen Grafen Thom. von Ormond, und als sein Vater 1619 gestorben, erhielt er den Titel eines Viscount Thurles. Da sein Großvater in die katholischen Umtriebe verwickelt war, wurden seine sämmtlichen Güter confiscirt, der junge Butler aber auf Befehl des Königs Jakob's I. dem Erzbischof Abbot von Canterbury übergeben, damit er im Protestantismus erzogen werde. Hier wurde der Knabe gänzlich vernachlässigt. Erst nach des Königs Tode, wo der alte Graf seine Güter und seinen Enkel zurück erhielt, konnte größere Sorgfalt auf seine Ausbildung gewendet werden. Der junge Butler verheirathete sich 1629 mit einer Verwandtin, Lady Elisabeth Preston, kaufte sich dann eine Reitercompagnie und lebte in England, kehrte aber 1632 nach Irland zurück, nachdem er von seinem Großvater die Güter und die Grafenwürde geerbt hatte. Hier lernte ihn der Vicekönig Thom. Wentworth, der spätere Graf Strafford, kennen, der ihn Karl I. als einen tüchtigen Charakter empfahl. Den Auftrag, in Irland ein Heer gegen die Schotten zu bilden, den er 1640 erhielt, konnte er zwar nicht ausführen, dafür übernahm er im folgenden Jahre, wo der Aufstand in Irland selbst losbrach, als Generallieutenant den Befehl über ein Corps von 3000 M., an dessen Spitze er den Insurgenten 1642 Drogheda wegnahm und dieselben bei Kilrush und Roß schlug. Der König erhob ihn zur Belohnung zum Marquis von O. und machte sein Commando vom Vicekönig und von den Lordrichtern unabhängig. Im J. 1643 besiegte er die weit überlegenen, von Lord Preston angeführten Insurgenten abermals. Weil er aber keine Unterstützung erhalten konnte, mußte er mit der irischen Nationalpartei einen Waffenstillstand schließen, der ihm von Seiten der Royalisten heftigen Tadel zuzog. Dessenungeachtet ernannte ihn der von seiner Treue überzeugte König 1644 zum Vicekönig von Irland. In dieser Stellung behauptete er sich sowohl gegen die irische Partei wie gegen das Parlament, bis er endlich letzterm 1647 Dublin nebst mehreren andern Plätzen vertragsmäßig ausliefern mußte. Er begab sich hierauf zu Karl I., der zu Hamptoncourt gefangen saß, fand es aber bald den Umständen angemessen, sich ins Ausland zu flüchten. Von Frankreich aus bereitete er nun eine Schilderhebung der Irländer zu Gunsten der königlichen Sache vor, landete 1648 zu Cork, brachte aber eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Royalisten erst nach der Hinrichtung des Königs zu Stande. Er rief jetzt den Prinzen von Wales als Karl II. zum Könige aus; als aber mehrere Angriffe auf Dublin mißglückten und Cromwell selbst mit bedeutender Streitmacht nach Irland kam, sah er sich 1650 genötbigt, den Schauplatz zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Während er nun für Karl II. durch diplomatische Verhandlungen thätig war, ließ ihn Cromwell zum Tode verurtheilen und seine Güter confisciren. Mit der Restauration der Stuarts erhielt O. zur Belohnung seiner treuen Dienste 1660 nebst seinen Gütern den Herzogstitel und die Würde eines Großmeisters des königlichen Hauses. Karl II. schickte ihn 1662 als Vicekönig nach Irland, das er nicht nur beruhigte, sondern dessen Wohlstand er zum ersten Mal durch Unterstützung von Handel und Gewerbe zu entwickeln versuchte. Dennoch wurde er 1669 durch die Intriguen des Herzogs von Buckingham (s. d.), der ihn beneidete, abgerufen. Nach seiner Rückkehr wäre er fast das Opfer eines vom Oberst Blood angestifteten Attentats geworden, dem auch wahrscheinlich Buckingham nicht fremd war. Weil der schwache König, statt den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, denselben begünstigte, zog sich O. vom Hofe zurück. Doch ließ er sich 1676 bewegen, nochmals die Verwaltung von Irland zu übernehmen, wo er mit Jubel empfangen wurde. Seiner freisinnigen Anordnungen wegen unterwarf man ihn 1682 einer strengen Untersuchung, die aber so günstig ausfiel, daß ihn der König zum englischen Peer ernannte. Mit der Thronbesteigung Jakob's II., dem besonders sein Gesuch um Berufung des irländischen Parlaments mißfiel, erhielt er seinen ärgsten Feind, Talbot, zum Amtsnachfolger. O. zog sich hierauf auf sein Schloß Kingstonhall in der Grafschaft Dorset zurück und starb daselbst am 21. Juli 1688. Ob-

schon er den Stuarts sein Talent und sein Vermögen geopfert, blieb er denselben doch verhaßt, weil er an Gesetz und Verfassung hielt. — Sein Sohn, **Thom. Butler, Graf von Ossory**, geb. 1634 zu Kilkenny, erregte durch seine großen Fähigkeiten die Eifersucht Cromwell's und mußte nach längerer Gefangenschaft im Tower nach Flandern entweichen. Nach der Restauration befehligte er in Irland als Generallieutenant. Nachdem er 1666 unter dem Titel eines Lord Butler zum englischen Peer ernannt worden, nahm er Dienste auf der Flotte und erwarb sich im Kriege gegen die Niederländer einen großen Namen, so daß er 1673 zum Contreadmiral, bald darauf zum Befehlshaber sämmtlicher Streitkräfte zur See erhoben wurde. Im J. 1677 befehligte Butler die englischen Truppen im Dienste des Prinzen von Oranien; er entschied den Sieg bei Mons und bewirkte den Rückzug des Marschalls Luxembourg. Butler starb noch vor seinem Vater am 30. Juni 1680. — **Jam. Butler**, als des Vorigen einziger Sohn, nach des Großvaters Tode zweiter Herzog von O., wurde zu Dublin am 29. April 1665 geboren. Er gehörte zwar der Torypartei an, unterstützte aber demungeachtet die Thronerhebung Wilhelm's III. von Oranien und zeichnete sich 1690 besonders bei der Unterwerfung Irlands aus. Später begleitete er den König nach Flandern, wurde aber 1693 bei Neerwinden verwundet und gefangen. Unter der Königin Anna, bei der er in Gunst stand, erhielt er 1702 auf der von Sir George Rooke befehligten Flotte das Commando der Landungstruppen. Nach einem mißglückten Versuch gegen Cadix wendete sich die Expedition nach Vigo, in dessen Hafen die westindische Silberflotte unter Bedeckung einer französischen, vom Grafen Château-Renaud befehligten Escadre soeben eingelaufen war. O. landete, bemächtigte sich eines Forts, das den versperrten Hafen beherrschte, und machte es möglich, daß der Viceadmiral Hopson mit der ganzen englischen Flotte eindringen konnte. Obschon der Feind den Schatz rettete, erlitten die Spanier und die Franzosen doch eine furchtbare Niederlage, die den Engländern den ganzen Krieg hindurch das Uebergewicht zur See sicherte. Die Königin ernannte O. zur Belohnung zum Vicekönig von Irland, welches Amt er aber nach zwei Jahren niederlegen mußte, weil seine Mäßigung gegen den Katholizismus den Argwohn des Parlaments und der herrschenden Whigpartei erregte. Als 1709 die Whigs bei Hofe in Ungnade fielen, erhielt er die Verwaltung Irlands wieder. Im J. 1712 ward ihm an **Marlborough's** (s. d.) Stelle der Oberbefehl in den Niederlanden übertragen, mit der geheimen Weisung, den Frieden mit Frankreich auf jede Art zu befördern. O. versagte darum dem Prinzen Eugen, der im Mai die Franzosen unter Villars mit Vortheil angreifen konnte, unter mancherlei Vorwänden die Unterstützung und blieb bei der Belagerung von Quesnoi ein bloßer Zuschauer. Als Eugen im Juli gegen Landrecy aufbrach, publicirte O. in seinem Lager einen zweimonatlichen Waffenstillstand, trennte sich völlig vom Heere der Verbündeten und verlangte auch ein Gleiches von den im engl.-holländ. Solde stehenden deutschen Truppen. In Folge einer gemeinen Uebereinkunft mit Frankreich wurde ihm am 19. Juli Dünkirchen ausgeliefert. Weil sich die Bundesgenossen entrüstet zeigten und drohten, besetzte er sogar die Städte Gent und Brügge. Diese treulose Politik, die O. als Werkzeug der Tories und **Jakobiten** (s. d.) erscheinen ließ, zog ihm nicht nur die Erbitterung der Whigs, sondern auch der englischen Patrioten überhaupt zu. Die Königin Anna dagegen nahm ihn in den Geh. Rath auf und schenkte ihm fortan ihr ganzes Vertrauen. Bei dem Tode der Königin drängten ihn die Jakobiten, sich zu Gunsten des letzten Stuarts (s. **Jakob III.**) der Staatsgewalt zu bemächtigen, was er jedoch unterließ. Als nach der Thronbesteigung Georg's I. das Parlament im April 1715 die beim Frieden zu Utrecht Betheiligten zu strenger Rechenschaft zog, wurde auch O. wegen seines Einverständnisses mit Frankreich des Hochverraths angeklagt und seine Güter eingezogen. Er selbst entkam nach Frankreich und trat in die Dienste des Prätendenten. Er begleitete denselben nach Spanien und zog sich dann unter päpstlichem Schutz nach Avignon zurück, wo er von allen Ereignissen fern, erst 1747 starb. Die Memoiren, die in franz. Sprache unter seinem Namen (2 Bde., Haag 1737) erschienen, sind unächt.

Ormuzd ist in dem Religionssystem des **Zoroaster** (s. d.) das Princip des

Guten und steht dem Arihman oder dem bösen Principe entgegen. In der Zendsprache lautet der Name dieses Wesens Ahura mazda, d. i. hochweiser Herrscher. Auf alten Bildwerken wird er einen Ring, das Symbol der Herrschaft, haltend dargestellt. (S. Persische Religion.)

Ornamente, s. Verzierungskunst.

Ornat (lat.) Amtskleidung, insbesondere der Geistlichen; dann jeder andere feierliche Putz, z. B. der Kanzel, des Altars, überhaupt der gesammte Kirchenornat, der in manchen Gegenden nach den verschiedenen Festen und Jahreszeiten von verschiedener Farbe ist. Der Ornat des röm. und griech.-katholischen Clerus ist nach den Graden verschieden; die Amtskleidung der protestantischen und reformirten Geistlichkeit ist einfacher und für alle Grade gleich.

Orneä, eine im frühesten Alterthume bedeutende griechische Stadt der Landschaft Argolis, an der Grenze von Sikyonia, mit einem Tempel des Priapus, erbaut von Orneus (s. d.), war der Hauptsitz des alten ionischen Stammes der Kynurier, wurde aber noch vor dem Ausbruche des peloponnesischen Kriegs nebst mehreren andern Städten von den Argivern zerstört, um die abhängigen achäischen Bürgerschaften derselben zu nöthigen, nach Argos zu ziehen und sich selbst auf diese Weise zu verstärken. Die Bewohner von O. nannte man Orneäten.

Orneus, der Sohn des Erechtheus, Vater des Peteos und Großvater des Menestheus, erbaute Orneä (s. d.) in Argolis.

Ornithologie, die Kenntniß der Naturgeschichte der Vögel (s. d.)

Orographie, die Gebirgsbeschreibung, nennt man denjenigen Theil der physikalischen Geographie, welcher die Darstellung der äußern Formen und Gruppirungen der Gebirge und Thäler gibt. Sie hängt mit der Hydrographie innig zusammen und bildet die Grundlage für geognostische und geologische Untersuchungen einer Gegend. Die Höhenbestimmungen der wichtigsten Berg- und Thalpunkte, die sogenannten hypsometrischen Bestimmungen sind wesentliche Bestandtheile der Orographie.

Orontes, ein Fluß in Syrien, jetzt Nahr el Asi, d. h. der Stürmische, genannt, entspringt auf dem Scheitelpunkt der Thalebene von Cölesyrien bei Baalbek, fließt dann in diesem Thale zwischen dem Libanon (s. d.) und Antilibanon nach Norden, wendet sich in die Gegend von Antakia nach Westen, durchbricht das syrische Küstengebirge in einem Querthal von 36° nördl. Br. und ergießt sich in das mittelländische Meer.

Oropus, eine im Alterthume nicht unbedeutende Grenzstadt zwischen Attika und Böotien, jetzt Oropo, lag am südlichen Ufer des Asopus, Eretria gegenüber, und war mit einem guten Hafen versehen. Ueber den Besitz dieser Stadt, als einer wichtigen Festung, stritten sich schon frühzeitig Athener und Böoter. Im Besitz der Athener war sie schon zur Zeit der Perserkriege, später gab sie Antigonus von Macedonien den Böotern zurück, zuletzt aber war sie wieder attisch. Oropia hieß das Gebiet der Stadt. In demselben befand sich ein Tempel des Amphiaraus (s. d.) mit einem berühmten Traumorakel. Vergl. Finlay, „Remarks on the topography of Oropia and Diacria" (Athen 1838; deutsch in Hoffmanns „Alten Geographen", Bd. 2, Lpz. 1842).

Orosius, Paulus, Geschichtsschreiber, aus der 1. Hälfte des 5. Jahrh., wahrscheinlich ein Spanier, verließ sein durch politische und kirchliche Streitigkeiten (s. Priscillianisten) hartbedrängtes Vaterland (415), ging nach Hippo in Afrika, lebte hier in enger Verbindung mit Augustinus, und schrieb auf dessen Veranlassung eine christlich-apologetische Weltgeschichte: „Historia adversus paganos" in 7 Büchern, um die Christen von dem Vorwurfe zu befreien, als hätten sie den Sturz des römischen Reichs und das allgemeine Elend des Zeitalters herbeigeführt. Er hat aus vorhandenen Geschichtswerken, vornehmlich aus Justinus, ohne Genauigkeit, mit sichtlicher Befangenheit und eigenthümlicher Leichtigkeit geschöpft. Ausgaben: ed pr. (Augsb. 1471); von F. Fabricius (Köln 1561); von Havercamp (Leyden 1738) u. a. m. Vgl. von Mörner „De Orosii vita ejusque historiarum libris VII, adversus paganos" (Berl. 1844).

Orpheus, einer der ältesten Barden Griechenlands, dem die Griechen in Hinsicht auf Cultur sehr viel verdanken. Der gewöhnlichen Sage nach war er ein Sohn der Muse Kalliope und des Apollo, oder des thrakischen Königs Oeagros. In seiner Jugend weit gereist, hatte er sich mit der asiatischen Cultur bekannt gemacht. Seine Lehren trug er nach Art der Barden in Volksliedern und Erzählungen vor, welche er mit der Leier begleitete, die ihm Apollo geschenkt hatte. Den bisherigen sieben Saiten dieses Instruments fügte er noch zwei hinzu, und sang und spielte so meisterhaft, daß er die reißendsten Thiere damit zähmte und Flüsse, Winde, Bäume und Felsen ihm nachzogen — eine bildliche Darstellung der Stärke seiner Beredtsamkeit, womit er die rohen Menschen seiner Zeit gesittet machte. Man bildet ihn gewöhnlich sitzend mit der Leier und um ihn wilde Thiere aller Art, die seinem Gesange aufmerksam zuhorchen. Seine Gemahlin war die Nymphe Euridike (s. d.). Noch im späten Alter nahm der Sänger am Argonautenzuge Theil. Gleich bei der Ausfahrt leistete er den Argonauten einen großen Dienst, indem er die Argo, ihr Schiff, welches man nicht ins Meer bringen konnte, durch sein Saitenspiel in Bewegung setzte, so daß es von selbst ins Meer glitt. Er war es auch, der die Argonauten aus Lemnos sang, wo sie die Liebe zu den dasigen Weibern festgebannt hatte. Die Symplejaden standen ebenfalls durch O's Gesang bezaubert still und ließen die Argonauten ziehen. Auch die Syrenen bezauberte das Spiel seiner Leier so, daß sie sich ins Meer stürzten. Ueber des Sängers Tod herrschen verschiedene Sagen. Nach Einigen erschlug ihn Zeus mit seinen Blitzen, weil er den Menschen die Geheimnisse der Götter offenbart hatte, nach Andern zerrissen ihn die thrakischen Weiber, deren Männer nur dem O. nachzogen, sie selbst aber darüber gänzlich vergessen wurden. Die Musen sammelten die Stücke seines Körpers und begruben sie zu Libethrä. Seine Leier wurde an den Himmel versetzt. Von den Werken des O. sprechen durchgängig die Alten, doch ist es wahrscheinlich, daß er sie nicht geschrieben, sondern daß seine Lehren und Fabeln in Gedichtsform nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt wurden. Orphische Gedichte waren sehr früh in Griechenland im Umlauf, und wenn sie auch untergeschoben und weit spätern Ursprungs sind — man nennt gewöhnlich Onomakrit, Hippias, Pythagoras u. A. als Verfasser der Orphika — so beweist es doch im Allgemeinen den alten Glauben an Orphische Gedichte. Wir besitzen unter des O.'s Namen außer Fragmenten, ein episches Gedicht vom Argonautenzuge (herausgeg. von J. G. Schneider, Jena 1803; deutsch von Voß, Heidelb. 1806); 86 religiöse Hymnen oder Feiergesänge (lat. von Joseph Scaliger, Leyden 1516; deutsch von Dietsch, Nürnb. 1820); ein poetisches Werk von den magischen Kräften der Steine, wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. (einzeln herausgeg. von Tyrwhitt, Lond. 1781). Die beste Ausgabe der sämmtlichen Orphischen Werke ist von Hermann (Lpz. 1805). Die Fragmente hat Lobeck in seinem „Aglaophamus" gesammelt. Ueber Orphische Poesie vergl. Bode's „Orpheus, poëtar. Graecor. antiquissimus" (Gött. 1838, 4).

Orrerium, s. Planetarium.

Orsini oder Ursini, in Frankreich Ursins genannt, eine schon seit dem 11. Jahrh. reiche und angesehene röm. Patricierfamilie, besaß auch vormals in Ungarn bedeutende Güter und behauptete ihr Ansehen in Italien unter dem Schutze mehrerer Päpste, die aus diesem Geschlechte stammten. Als Stammvater wird Joh. Cajetan genannt. Matthäus Rubens wurde durch seinen jüngsten Sohn, Napoleon O., der Stammvater der noch gegenwärtig blühenden Linie O.-Gravina. Franz O., ein Nachkomme von Napoleon O., wurde 1417 zum Grafen von Gravina, einer Stadt im Neapolitanischen, erhoben, und Jacob O., dessen Sohn, 1463 zum Herzog. Peter Franz, Herzog von O., trat 1667 das Herzogthum Gravina seinem Bruder Dominikus ab und wurde 1724 zum Papste erwählt. Nach ihm bestieg Vincentius Maria O. unter dem Namen Clemens XII. den päpstlichen Stuhl, welcher Beroald O. zum Fürsten des päpstlichen Stuhles erhob, nachdem Kaiser Karl VI. demselben 1724 die Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Von der Familie O. stammt auch das deutsche Fürstenhaus Orsini von Rosenberg in Niederösterreich, Steiermark und Kärnthen ab.

Unter den Gliedern der Familie O. haben geschichtliche Berühmtheit erlangt: **Niklas**, 1502 venetian. Feldherr gegen die Ligue von Cambray. Er eroberte Padua, vertheidigte es gegen Kaiser Maximilian I. und starb 1510 zu Lunigo. Ihm ist in der Kirche St. Johann und Paul zu Venedig eine Ehrensäule errichtet. Sein Vetter, **Lorenzo O.**, diente im venetian. Heere gegen die Ligue als Brigadier, und bildete zuerst das ital. Fußvolk, so daß es den Spaniern und Schweizern widerstehen konnte. 1515 trat er in Leo's X. Dienste und später in Franz's I. von Frankreich, von wo aus er ein Freicorps nach Italien führte. Später vertheidigte er Marseille gegen den Connetable von Bourbon, und starb 1536.

Orsowa, eine Festung im serb. Districte Passarowitz, liegt zum Theil auf einer Insel der Donau. Sie wurde 1716 von Oesterreich genommen, dem es die Türken im Frieden zu Passarowitz 1718 abtreten mußten, und von ihnen sehr verstärkt, namentlich durch das am rechten Ufer der Donau angelegte Fort Elisabeth. Im J. 1738 von den Türken wieder genommen, ist sie seitdem in deren Besitz geblieben.

Ort nennt man den Theil des Raumes, welchen ein Ding einnimmt oder einnehmen könnte. **Optischer Ort** ist in Bezug auf eine Fläche, hinter einem in das Auge gefaßten Gegenstande, der Ort auf jener Fläche, der dadurch verdeckt wird. S. **Parallaxe**.

Ort. In der Astronomie versteht man unter dem **heliocentrischen O.** eines Sternes denjenigen scheinbaren O., wo dieser Stern vom Mittelpunkte der Sonne aus gesehen, erscheinen würde. Dagegen bezieht sich der **geocentrische O.** auf den Mittelpunkt der Erde, der **jovicentrische** auf den des Jupiter u. s. w. — In der Geometrie versteht man unter einem **geometrischen O.** eine Linie oder Fläche, welche alle diejenigen Punkte enthält, die einer gewissen Bedingung Genüge leisten. Die alten Geometer theilten die Oerter der ersten Gattung, welche sämmtlich Linien sind, wieder in ebene, körperliche und linearische und beschäftigten sich schon viel mit ihnen; namentlich hat Apollonius ein Werk über die ebenen Oerter geschrieben, das zwar verloren gegangen, aber nach seinem von Pappus aufbewahrten Inhalte von Rob. Simson u. A. wiederhergestellt worden ist.

Ort bezeichnet nach der Kunstsprache des Mittelalters den vierten Theil, und daher auch in der Numismatik den vierten Theil einer Münze. Besonders galt dieser Ausdruck für die Viertelthaler oder die Sechsgroschenstücke. Beim Reichsthaler bezeichnet man den vierten Theil (halben Gulden) mit dem Namen **Reichsort**. Den halben O. nannte man **Oertchen**. Der Ort hatte das Gepräge des Gulden. **Viertelsorte** kamen in Lübeck und Bremen vor. Auch ging der Name O. in seiner ursprünglichen Bedeutung auf viele Münzen über; so der **Ortsgulden**, die **Ortskrone** in Dänemark u. s. w. In mehreren Ländern, z. B. in Holland, in Ostfriesland u. s. w., dehnte man die Bezeichung auf die Scheidemünzen aus, daher die Benennungen **Ortje**, **Ortgen**, **Oertl** u. s. w., welche insgesammt den vierten Theil einer andern Münze bezeichnen.

Orteles, Ortler, Ortlerspitze (Geogr.), ist der höchste Gipfel der rhätischen Alpen, der erste Berg Deutschlands, liegt in Tyrol, unfern der ital. Grenze, am sogenannten Ende der Welt, an den Drosni- und Suldnerthälern, wurde 1804 zuerst vom Jäger Jos. Pichler erstiegen, und ist 12,000 Fuß hoch.

Orthia, war der Beiname der Artemis bei den Lacedämoniern und Arkadiern, an deren Altar die Knaben gegeißelt wurden. Bis auf die Zeit Lykurg's opferten ihr die Lacedämonier Menschen. Sie hieß auch Iphigenia, Lygodesma und Phakelitis. Der Name wird gewöhnlich von dem Berge Orthosion oder Orthion in Arkadien abgeleitet, was aber nur insofern richtig ist, als ihr Dienst von Arkadien sich weiter verbreitete. Jedenfalls ist sie die taurische Göttin (s. **Diana**), welche ihren skythischen Cultus bei den Griechen nie ganz verlor.

Orthodox, **Orthodoxie**. Orthodox heißt derjenige, welcher sich in Hinsicht

auf seine Glaubensüberzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. In so fern in der protestant. Kirche die symbolischen Bücher als öffentliche Lehr- und Glaubensnorm gelten, würde daher der orthodox heißen, welcher alles das, was diese lehren, als wahre Christenlehre annimmt. Da indeß die Wahrheit eines Religionsbekenntnisses durchaus nicht von der öffentlichen Annahme desselben abhängt, wie denn sonst die Protestanten wahre Heterodoxen (s. d.) wären, so kann darin kein Merkmal der Orthodoxie bestehen, vielmehr würde diesen Namen nur der Glaube verdienen, welcher für seine Wahrheit die überzeugendsten Gründe hat. In der alten strengen Bedeutung hat die protestant. Kirche in neuerer Zeit dieses Wort nicht mehr gebraucht.

Orthoëpie ist derjenige Theil der Sprachlehre, welcher die gute und richtige Aussprache der Wörter behandelt. Die O. gründet sich auf Bekanntschaft der Sprachwerkzeuge und der Thätigkeit derselben beim Sprechen, und es ist ihr in neuerer Zeit mit dem besten Erfolge auch beim Lesenlehren der Kinder besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Scharfsinnig behandelt diesen Gegenstand: von Kempelen in seinem „Mechanismus der menschlichen Sprache" (Wien, 1791); Ferd. Olivier in seinem Orthoepographischen Elementarwerke" (Band 1.) unter d. T.: „Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache"; Ludw. Olivier, des Vorigen Sohn, in seiner S. „Die Urstoffe der menschlichen Sprache und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen" (Wien 1821). Man vergl. auch: Liscovius „Theorie der menschlichen Stimme"; Chladni „Akustik"; Bernhardi „Sprachlehre"; J. Fr. A. Krug „Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und schreiben zu lehren" (Lpz. 1805), und G. L. Schulze „Legographologie" (Lpz. 1830, 2. Aufl.).

Orthographie (griech.) oder Rechtschreibung heißt der Inbegriff der allgemeinen und besondern Regeln, durch welche die richtige Schreibung der einzelnen Wörter in einer Sprache bestimmt wird. Als erstes Gesetz gilt hierbei, daß man sich derjenigen Schriftzeichen oder Buchstaben bediene, welche wirklich den beim Sprechen gehörten Laut bezeichnen, eine Regel, die man gewöhnlich in dem allgemeinen Grundsatz ausdrückt: Schreibe, wie du sprichst. Vor Allem muß man deshalb wissen, wie ein Wort gesprochen und mit welchen Buchstaben der gehörte Laut dargestellt werde. (S. Orthoëpie.) Bei einer todten Sprache, wo uns der Laut selbst nicht mehr vernehmbar ist, sondern erst aus der Schreibung der Wörter erkannt werden muß, bleibt nichts übrig, als den überlieferten Schreibgebrauch zu befolgen, aus dem wir selbst erst wieder auf die Aussprache schließen können. Aber auch bei lebenden Sprachen ist häufig von einem allgemeinen und feststehenden Schreibgebrauche nicht die Rede, da die Aussprache der Laute so mannigfachen Veränderungen unterworfen ist, daß in der Schreibung der Wörter zu allen Zeiten und bei allen Schriftstellern eine große Verschiedenheit statt findet. Wenn daher verschiedene Schreibweisen derselben Wörter vorhanden sind, so muß man diejenige befolgen, welche entweder in der blühendsten Periode einer Sprache als die allgemeinere erscheint oder der richtigen Etymologie (s. d.) des Wortes und der Analogie (s. d.) anderer Wörter am meisten entspricht. Aber auch bei Anwendung dieser Regel bleibt noch Vieles der Meinung und Ueberzeugung des Einzelnen anheimgestellt. Zu hüten hat man sich jedenfalls vor allen gesuchten und unnützen Neuerungen, selbst wenn diese von anerkannten Classikern ausgehen sollten, wie wenn Klopstock, J. H. Voß u. A. die Schreibart „Filosofie" statt „Philosophie" u. s. w. einzuführen versuchten. Die speciellen Regeln und nähern Erörterungen gehören als besonderer Theil in die Grammatik, und es ist diese Lehre auch in Hinsicht der deutschen Sprache in den grammatischen Werken von Joh. Chr. A. Heyse (s. d.), Jak. Ludw. Grimm (s. d.), K. Ferd. Becker (s. d.) und E. G. Graff (s. d.) trefflich behandelt worden. Unter den vielen besondern Schriften über diesen Gegenstand erwähnen wir Adelungs „Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie" (2 Bde., Lpz. 1788; 3. Aufl. 1812); Oliviers „Kunst zu lesen und recht schreiben zu lernen" (Dessau 1801); Kruse's „Anweisung zur Orthogra-

phie der deutschen Sprache" (3. Aufl., Oldenb. 1807), und Roth's „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre und Orthographie" (Gieß. 1814).

Orthopädie ist die Lehre von den Verkrümmungen des menschlichen Körpers und deren Heilung. Die Verkrümmungen sind auffallende Abweichungen einzelner Theile des Körpers von ihrer natürlichen Richtung, welche entweder durch eine wirkliche Verbiegung der Knochen, oder durch Biegungen und Verdrehungen in ihren Gelenken bedingt werden. Sie sind entweder Fehler der ersten Bildung und angeboren, oder sie entstehen später, in welchem Falle sie sich immer langsam und gewöhnlich ohne Schmerz entwickeln. Die Knochen werden dabei nicht getrennt, wie bei den Knochenbrüchen, noch in ihren Gelenken völlig verrückt, wie bei den Verrenkungen. Nur bei solchem Grade der Verkrümmung, wenn die Gelenke dabei verdreht sind, entstehen allmälig Abweichungen in den Gelenkflächen der verdrehten Knochen; so wie bei langer Dauer des Uebels einzelne Knochen in ihrer Form auf verschiedene Weise verändert, durch Aufsaugung vermindert oder durch Beinschwiele verwachsen sein können. Die Ursachen der Verkrümmungen sind gestörter Antagonismus der Muskeln, oder Veränderungen in der Structur der Knochen, wodurch diese den gehörigen Grad ihrer Festigkeit verlieren. Der Antagonismus der Muskeln wird durch überwiegende Thätigkeit einer Partie derselben über die andere, oder durch zu große Schwäche derselben, so daß sie der habituellen Thätigkeit der andern keinen Widerstand zu bieten vermögen, bedingt. Dies kann bewirkt werden durch Lähmung, durch eine äußere Gewalt, durch einen Fall oder Schlag, durch üble Stellung beim Lesen, Schreiben, bei Handwerken, durch Druck auf die weichen Knochen des Kindes im Sitzen, Stehen oder Tragen, durch Tragen schwerer Lasten in den jüngern Jahren 2c., ferner durch Krankheit der Muskeln, wie Gicht, Rheumatismus, Geschwüre, Verknöcherungen 2c. Der natürliche Zusammenhang der Knochen kann durch Rhachitis, Knochenerweichung, Scropheln, venerische und andere kachektische Krankheiten, Entzündung, Vereiterung 2c. leiden. Die erweichten Knochen sind alsdann der Thätigkeit der Muskeln preisgegeben, und werden nach der Richtung der auf sie wirkenden Gewalt verzogen, oder schon das Gewicht des Körpers reicht hin, um eine Verkrümmung derselben zu Stande zu bringen. In Bezug auf ihren Sitz zerfallen die Verkrümmungen in die des Kopfes, der Wirbelsäule, des Brustknochens, des Bauches, des Beckens und der Gliedmaßen. Von diesen kommen der schiefe Hals, die Ausweichung der Wirbelsäule und der Seite, nach vorn und nach hinten, oder der Buckel, der Klumpfuß, der Plattfuß, der Pferdefuß und die krummen Kniee am häufigsten vor. Was die Möglichkeit der Heilung der Verkrümmungen betrifft, so kommt Alles darauf an, in welchem Grade und wie lange das Uebel besteht, und in wie fern die derselben zu Grunde liegenden Ursachen entfernt werden können. Je jünger das Subject, je geringer die Verkrümmung selbst ist, um so günstiger ist die Prognose. Bei älteren Personen und lange bestandenen Verkrümmungen ist die Behandlung immer langwierig und in vielen Fällen kann oft nur eine Verschlimmerung des Uebels verhütet werden. In den Fällen, wo in den Gelenken organische Veränderungen der Knochen, Zerstörungen, Verwachsungen u. s. w. zugegen sind, ist die Verkrümmung unheilbar. Die Cur der Verkrümmungen ist verschieden nach ihren verschiedenen Ursachen, und beruht im Allgemeinen auf der Bekämpfung der innern oder prädisponirenden Ursachen, und dann in der Wiederherstellung der Elasticität, Lebenskraft und natürlichen Richtung der verkrümmten Glieder. Zur Erfüllung dieser letzten Aufgabe hat man vorgeschlagen, jederzeit mechanische Mittel anzuwenden, welche geeignet sind, das verkrümmte Glied gerade zu richten und allmälig dessen Ausweichung verschwinden zu machen. Um dieses Resultat zu erhalten, empfiehlt man diese mechanischen Mittel anzuwenden, wenn das Subject noch jung und der Verknöcherungsproceß noch nicht beendet ist, d. h. vor dem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre. Die mechanischen Mittel, welche den Gegenstand der O. ausmachen, sind nach ihrer Form und Wirkungsweise verschieden. Im Allgemeinen wirken sie in entgegengesetzter Richtung, nach welcher die Verkrümmung selbst hervorgebracht wurde, und zwar bald durch Druck, bald durch Ausdehnung, bald auch durch Druck und Ausdehnung zugleich. Die

erste und nothwendigste Forderung, welche an alle zu diesem Zweck anzuwendenden Mittel gemacht werden muß, ist, daß sie durch Federkraft wirken und nur nach und nach die normale Richtung herzustellen streben. Starke Gewalt hilft nichts und würde das Uebel nur noch verschlimmern. Die Wirkung dieser Mittel kann man unterstützen, oder den Theil in den Fällen, wo eine regelwidrige Thätigkeit der Muskeln zugegen ist, zu ihrem Gebrauche vorbereiten, wenn man die schwächern Muskeln reizt und stärkt, z. B. durch flüchtige Einreibungen, Bähungen u. s. w., und die zusammengezogenen Muskeln durch erweichende Mittel zu erschlaffen sucht. Ist die Deformität die Folge einer rhachitischen Krankheit, dann ist der Gebrauch der mechanischen Mittel unnütz und kann auch schädlich und selbst gefährlich werden, weil ihre Wirkung nur vorübergehend ist, die Krümmungen, sobald die Kranken aus den Banden erlöst werden, bald wieder kehren, und die Kranken mithin in den Zustand, in welchem sie sich vor Anwendung der Maschinen befanden, wieder zurückkommen. In solchen Fällen muß ein sehr umsichtiger Arzt zu Rathe gezogen werden. Sehr zu empfehlen ist endlich der Aufenthalt in einer gut eingerichteten orthopädischen Anstalt, weil diese mehr leisten kann, als eine Behandlung des Kranken in seiner Wohnung in der Regel vermag. Vergl. Jörg „Ueber die Verkrümmungen des menschlichen Körpers" (Lpz. 1810); Bampfield „An essay on the distorsions and diseases of the spine and chest etc." (Lond. 1826; deutsch von Siebenhaar, Lpz. 1831); Delpech „De l'orthomorphie, par rapport à l'espèce humaine" (2 Bde., 1828, deutsch in der rc.: Chirurg. Handbibl., Weimar 1830), und Siebenhaar's popul. Schrift: „Die orthopädischen Gebrechen des menschlichen Körpers rc." (Dresd. 1833). Die älteste orthop. Heilanstalt ist in Lübeck unter Dr. Leithoff; ausgezeichnet ist das 1806 von J. G. Heine in Würzburg gegründete Carolineninstitut. Größtentheils nach dem Muster dieser Anstalt sind die orthop. Heilanstalten in Breslau, Berlin, Jena, Leipzig, Hamburg, Paris, Lyon, Montpellier, Marley bei Ligny, Turin, Holzminden, bei Scheveningen in der Nähe vom Haag, Leyden, Kopenhagen, Moskau, Petersburg rc. gestiftet worden.

Orthopteren, Gradflügler, sind Insekten mit zwei Paar Flügeln, von denen die oberen pergamentartig und aderig, die untern häutig und meist gefaltet sind. Hierher gehören die Heuschrecke, die Maulwurfsgrille, Hausgrille oder das Heimchen, die Schaben oder Kakerlaken, die Ohrwürmer oder Oehrlinge und andere.

Ortolan, Fettammer, als Delikatesse bekannte Ammergattung, ein schöngeschmückter Vogel, mit grüner Kehle, gelbrothem Unterleib, dunkelgeflecktem Rücken, lebt häufig in den wärmeren Gegenden Europas, besonders auf Cypern, ist im Herbste sehr fett und wird mit Gewürz und Essig eingemacht in Fäßchen, oder wie z. B. in Frankreich gerupft, mit Mehl und Hirse bestreut, in Schachteln versendet. Vornehmlich treibt die Insel Cypern damit starken Handel.

Ortsbestimmung, Bestimmung der geograph. Länge und Breite eines Ortes, s. Länge und Breite.

Ortus cosmicus, s. Aufgang.

Orvieto, eine Stadt von 700 E. im Kirchenstaate unweit Bolsena, liegt seitwärts der Straße von Florenz nach Rom, auf einem steilen Felsen, an der Paglia, ist Sitz eines Bischofs, und besonders wegen seines Weins und seiner Kathedrale berühmt. Die letztere ist eine der schönsten Kirchen Italiens aus dem Anfange des 14. Jahrh., reich an Mosaiken und mit einer originellen Façade geziert. Sie enthält herrliche Bildhauerarbeiten von Niccola Pisano und im Innern mehrere Gemälde großer Meister. Besonders merkwürdig ist die von Luca Signorelli gemalte Kapelle. Auch in dem bischöflichen Palast und in dem Palast Monti finden sich schöne Gemälde und im Palast Gualtieri ausgezeichnete Fresken.

Orville, Jacq. Phil. d', Philolog, zu Amsterdam am 28. Juli 1696 geboren, war zu Leyden Schüler von Burmann und Gronov, machte nach beendigten Studien eine wissenschaftliche Reise, wurde 1730 am Athenäum seiner Vaterstadt Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache, von welchem Posten er indeß, um sich ganz

literarischen Arbeiten widmen zu können, 1742 wieder abtrat, und 1751 am 14. Sept. zu Amsterdam starb. Seine Verdienste um Kritik und Geschichte stellen ihn unter die ersten Gelehrten seiner Zeit. Er hat an den meisten vorzüglichen Ausgaben der Classiker Antheil. Die vorzüglichsten seiner Arbeiten sind: die erste Ausgabe des griech. Erotikers Chariton (Amsterd. 1741, mit reichhaltigem philolog. Commentar); mit Burmann setzte er die von einigen engl. Gelehrten begonnene „Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores" fort, und gab seines Bruders, Peter d'O., Gedichte heraus. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, geschätzt wegen der darin enthaltenen Beschreibungen sicilischer Denkmäler, gab P. Burmann heraus unter d. T.: „Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur" (Amsterd. 1764, 2 Bde., Fol.). Durch seine berüchtigte „critica vannus in inanes Pavonis paleas" (Amst. 1737) gerieth er mit dem bekannten Pauw (s. d.) in eine sehr gemeine Zänkerei; der letztere nannte ihn spottweise Orbilius oder Orbiliolus.

Oryktognosie, Kenntniß der sichtlich nicht gemischten, als einfache Bestandtheile des Erdkörpers geltenden Mineralien (s. Mineralogie).

Oryktologie, die wissenschaftliche Behandlung der Gebirgsarten, daher ein Theil der Geognosie (s. Geologie).

Osagen, ein indianischer Volksstamm im nordamerikan. Staate Arkansas und Missuri, scheinen zum Volke der Nadowessier zu gehören, haben ziemlich volkreiche Dörfer, übertreffen die übrigen Indianerstämme an Bildung und viele sind bereits Christen. Die Vornehmern unter ihnen treiben Jagd und Krieg, die niedere Classe hauptsächlich Mais- und Bohnenbau. Mit den Mohakern sprechen sie eine Sprache. Ihre Regierungsform ist ein republikanisch-oligarchisches Gemisch.

Osann, Emil, ein bekannter medicinischer, namentlich balneologischer Schriftsteller, geb. am 25. Mai 1787 zu Weimar, besuchte das dasige Gymnasium und widmete sich nach dem Vorbilde seines großen Oheims, Hufeland, dem Studium der Heilkunde, zuerst in Jena, dann in Göttingen. Nachdem er in Jena 1809 die Doctorwürde erlangt, ging er als praktischer Arzt nach Berlin und wurde hier 1810 Assistenzarzt an dem poliklinischen Institute, 1814 außerordentlicher Professor an der Militärakademie, 1815 Privatdocent und 1818 außerordentlicher Professor der Medicin an der Universität, 1824 ordentlicher Professor an der Militärakademie und 1826 an der Universität, 1838 aber Geh. Medicinalrath. Durch seine Verheirathung mit Hufeland's Tochter war er mit diesem in eine noch engere Verbindung getreten. Er starb am 11. Jan. 1842. Außer den Jahresberichten über die Leistungen des poliklinischen Instituts lieferte er besonders werthvolle Schriften über Mineralquellen, von denen wir „die Mineralquellen zu Kaiser-Franzens-Bad" (2. Aufl., Berl. 1828) und die berühmte „Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas" (Bd. 1 und 2, 2. Aufl., Berlin 1839—41; Bd. 3, von Zarbel bearbeitet, 1842—43) als classische Werke anführen. Außerdem machte er sich um verschiedene Zeitschriften, wie z. B. Hufeland's „Bibliothek" und „Journal der praktischen Heilkunde" theils als Redacteur, theils als Mitarbeiter verdient.

Osann, Friedrich Gotthilf, Professor der alten Literatur und Director des philologischen Seminarium zu Gießen, einer der vielseitigsten und fleißigsten Philologen neuerer Zeit, ward am 22. August 1794 zu Weimar geboren, wo sein Vater Hofrath war, besuchte ein Jahr lang das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Jena und Berlin unter Eichstädt, Böckh und Wolf, deren herzliche Zuneigung er sich erwarb und erlangte 1816 die philosophische Doctorwürde und das Recht Vorlesungen zu halten durch die Vertheidigung seiner Abhandlung „Analecta critica in poesis romanae scenicae reliquias." Zum Studium der Archäologie begab er sich 1817 nach Dresden und machte dann eine zweijährige Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien, wo er kunstgeschichtliche Zwecke verfolgte und die Handschriftensammlungen benutzte, kehrte 1819 nach Berlin zurück, erhielt 1821 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philologie nach Gießen,

wo er nach dem Willen der Landesregierung, das bisher nur dem Namen nach bestehende philosophische Seminar neu begründete und schon nach drei Jahren die erfreulichsten Folgen seines Wirkens erntete. O. ist ein herzlicher, dienstfertiger Freund und ein warmer Beförderer alles Guten und Schönen. Seine zahlreichen Schriften zeichnen sich eben so sehr durch Sach- wie durch Sprachgelehrsamkeit aus; es ist nichts Abgeschlossenes, Pedantisches in ihnen, sie verbreiten sich fast über alle Theile der Alterthumswissenschaft und ihre Form ist ansprechend und gefällig. In Paris schrieb er für Millin's „Annales encyclopédiques," die „Observations sur une nouvelle traduction française, suivie du texte grec, du traité d'Hippocrate des airs, des eaux et des lieux" und für Wolf's Literarische Analecten" (Bd. 4) die Abhandlung „De nonnullis fabularum Euripidis deperditarum titulis," so wie von Rom aus „Ueber eine in Pompeji ausgegrabene Hermaphroditenstatue" für Böttiger's „Amelthea" (Bd. 1). Mit besonderer Liebe hat O. die Kunde griechischer und römischer Inschriften betrieben. Seine Resultate sind vorzugsweise in der „Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum" (Fasc. 1—10. Darmst. 1822—34. fol.) niedergelegt, welches Werk, die Frucht seiner gelehrten Reisen, erst als Theil des Böckhschen „Corpus inscriptionum" erscheinen sollte. Es ist nach den richtigsten Grundsätzen ausgearbeitet und enthält einen Schatz der verschiedenartigsten Gelehrsamkeit. Gegen die ungerechten Angriffe des Engländers Rose ward O. durch Böckh's ehrenvolles Zeugniß gerechtfertigt. Auch sein Werk „Midas" gehört zur Epigraphik. Für Lexikographie gab O. sein „Auctarium lexicorum graecorum" (Darmst. 1824) heraus, das in der Pariser Ausgabe des „Thesaurus" von Stephanus eine Stelle fand, und wandte der Müllerschen Ausgabe des Festus schätzbare Beiträge zu. Er gab die Grammatiker Philemon (Berl. 1821), Lykurgus „Oratio in Leocratem" (Jena 1821), und des Tacitus „Dialogus in oratoribus" (Gießen 1829) mit Anmerkungen heraus. Seine „Beiträge zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur" (2 Bde. Darmst. 1835—39) enthalten umfassende Untersuchungen über die griechische Elegie, über alte Grammatiker &c.; des Vitalis Blesensis „Amphitryon et Aulularia" (Darmst. 1836) treffliche Bemerkungen über die Literatur des Mittelalters. Seiner Uebersetzung von Stuart's und Revett's „Alterthümer von Athen" (Darmst. 1831) gab er schätzbare erläuternde Anmerkungen bei. Außer diesen Schriften befinden sich im „Rheinischen Museum", in der „Allgemeinen Schulzeitung", im „Kunstblatte", in der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft", in den „Annali" und „Memorie dell' instituto di corrispondenza archeologica" etc. viele Abhandlungen und Kritiken. O. ist ordentliches Mitglied des archäologischen Instituts und der im April 1839 zu Odessa gegründeten Gesellschaft für Alterthümer.

Oschatz, Amt im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, mit $4\frac{1}{2}$ QM. und gegen 30,000 Einw. Stadt und Amtssitz darin, Oschatz an der Döllnitz, zählt 5360 Einw., die sich hauptsächlich von Tuch-, Band- und Leinweberei, auch Färberei und Gerberei nähren. In der Nähe der 820 Fuß hohe Kulmberg und Trümmer der alten Burgen Burgstall und Osterland. Die Stadt liegt an der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, welche in der Nähe auf einem 734 Ellen langen, auf 26 Pfeilern ruhenden Viaduct über das Döllnitzthal führt. Im J. 1842 brannte die Stadt nebst der sehr ansehnlichen Kirche zum großen Theile ab, ist aber jetzt nebst der Kirche viel schöner und zweckmäßiger wieder hergestellt worden. Der Neubau der Kirche geschah unter Heideloff's aus Nürnberg Leitung.

Oscillation, Oscilliren, s. Schwingung.

Osiander, Andreas, eigentl. Hoßmann, geb. 1498 zu Gunzenhausen im Ansbachischen, war von 1520 an Lehrer der hebräischen Sprache, Theologie und Mathematik am Augustinerkloster und erster lutherischer Prediger zu Nürnberg, ein gesegnetes Werkzeug der Reformation sowohl bei dem wichtigen Religionsgespräch zu Nürnberg, als 1529 zu Schwabach wegen einer gemeinschaftlichen Kirchenvisitation. Eben so schrieb er eine Apologie der augsburg. Confession, arbeitete 1533 mit Brenz die markgräfl. und nürnberg. gemeinschaftl. Kirchenordnung aus (s. Masch „Beiträge zur Geschichte merkwürdiger

Bücher", Stck. 3, pag. 108 ff.), unterschrieb 1537 die schmalkald. Artikel, wohnte 1539 dem Convent zu Frankfurt bei, und übernahm 1542 die Einführung des evangel. Cultus in Pfalz-Neuburg. 1548 verließ er Nürnberg, und erhielt von seinem Gönner, dem Herzog Albrecht von Preußen, das Pastorat in der Altstadt zu Königsberg und eine theolog. Professur. Hier gab er, wie schon früher, durch Aufstellung und Vertheidigung mehrerer, der lutherischen Lehre widersprechenden Sätze: vom Glauben, dem Ebenbilde Gottes und der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, Anlaß zu einem allgemeinen Streit, welcher ihn und seine Anhänger, die Osiandristen, bedeutenden Anfeindungen aussetzte. Er starb 1552; der durch ihn erregte Streit dauerte aber bis 1566, wo alle Osiandristen abgesetzt wurden. Vergl. Wilken, „Andr. O.'s Leben Lehre und Schriften" (Abth. 1, Stralf. 1844). — Lucas O., der Sohn des Vorigen und Kanzler zu Tübingen, war ein heftiger Polemiker, wie aus seinem Kampfe mit den Gießner Theologen über die communicatio idiomatum und aus seinen „Bedenken gegen (Arnd's) wahres Christenthum" hervorgeht. Gegen das Ende seines Lebens widerrief er mehrere seiner heterodoxen Behauptungen.

Osiander, Johann, geb. 1657 zu Tübingen, war zuerst Professor der hebräischen und griechischen Sprache daselbst, zuletzt herzogl. würtemberg. Consistorialdirector und wirklicher geheimer Rath, und starb 1724. O. war hochgeachtet wegen seiner wissenschaftlichen Kenntniß, trat auch im Leben als Mann von Verstand, Patriotismus, Muth, Energie und Einsicht in Staatsangelegenheiten bei Gelegenheit der französischen Einfälle während des spanischen Erbfolgekrieges auf, und wurde dadurch nicht nur seinem Vaterlande, sondern auch den angrenzenden Fürstenthümern Beschützer. Deshalb wurden ihm auch in jener gefahrvollen Zeit mehrere wichtige Posten übertragen. So war er 1690 Oberkriegscommissär, 1693 Commandant von Tübingen und außerdem mehrmals mit wichtigen Sendungen an die Höfe von England und Schweden beauftragt.

Osiander, Friedrich Benjamin, hoch verdient um Vervollkommnung und systematische Bearbeitung der Entbindungskunst, war geb. am 9. Febr. 1759 zu Zell im Würtembergischen, studirte zu Tübingen und Straßburg Medicin, 1779 in Kassel unter dem berühmten Stein Geburtshülfe, und kam 1792 nach Göttingen als Professor der Geburtshülfe und als Director in die daselbst 1751 gegründete Entbindungsschule, die durch ihn ihre Vollendung erhielt. Mit großer Thätigkeit wirkte er in dieser Anstalt 30 Jahre, bildete über 3000 junge Männer heran, und seine während dieser Zeit gemachten Erfahrungen hat er in den unten erwähnten Schriften niedergelegt und überhaupt zur theoretischen wie praktischen Ausbildung seiner Kunst mannigfach beigetragen. Er verbesserte die Geburtszange, erfand ein Beckenmesser, eine Waage zur Wägung neugeborner Kinder, ein Geburtsgestell, trug eifrig zur Verbreitung der Schutzpockenimpfung bei, und sorgte auch für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Fache der Heilkunde unter dem größern Publikum. Er starb am 25. März 1822 als Professor und Hofrath zu Göttingen. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Handbuch der Entbindungskunst" (Tübing. 1818—21, 2 Thle. mit Abbildungen); „Ueber die Entwickelungskrankheiten in den Blüthejahren des weiblichen Geschlechts" (Ebend. 1822). Er war ein fleißiger Sammler anatomischer und pathologischer Merkwürdigkeiten, wie er denn auch durch seine Abhandlung „Ueber das vortheilhafteste Aufbewahren thierischer Körper in Weingeist" (Gött. 1793) und seine „Epigrammata in diversas res musei sui anatomici et pinacothecae" (2. Aufl., Gött. 1814) bewies. — Sein Sohn, Joh. Friedr. O., geb. am 2. Febr. 1787 zu Kirchheim unter Teck, ist gleichfalls ein ausgezeichneter Geburtshelfer. Er habilitirte sich 1817 in Göttingen und wurde hier erst außerordentlicher, 1832 aber ordentlicher Professor und Director der Entbindungsanstalt. Von seinen Schriften nennen wir die „Anzeigen zur Hülfe bei unregelmäßigen und schweren Geburten" (2. Aufl., Tüb. 1833); die „Volksarzneimittellehre" (3. Aufl. Tüb. 1838) und „das Hebammenbuch" (Tüb. 1839).

Osinski, Ludw., einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter und Redner Polens, geb. 1775 in Podlachien, ward in der von den Piaristen geleiteten Schule zu Lomza er-

zogen und war im Begriff, in den geistlichen Orden der Piaristen zu treten, als die Ereignisse im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ihn bewogen, diesen Entschluß aufzugeben und seiner ursprünglichen Neigung zu den schönen Wissenschaften zu folgen. Seine ersten poetischen Versuche, die er 1799 veröffentlichte, waren zum Theil sehr abenteuerlich, um so gelungener dürfen seine spätern Arbeiten genannt werden; z. B seine 1801—4 erschienene Uebersetzung von Corneille's Tragödien im Versmaße des Originals, die sich durch technische Vollendung des Versbaues, und einen bisher im Polnischen nicht gekannten Zauber der Diction auszeichnet und allgemeinen Beifall fand. In dieser Zeit knüpfte er auch einen Freundschaftsbund mit Franciszek Dmochowski (s. d.), dem Uebersetzer der „Ilias", der einen wohlthätigen Einfluß auf seine fernere Geistesrichtung übte. Bei Errichtung des Herzogthums Warschau wurde er in den Staatsdienst berufen, und erhielt den Posten eines Generalsecretärs in der Justizcommission, und später den eines Greffier im Cassationsgerichte. Ungeachtet seiner umfassenden Amtsgeschäfte bereicherte er in dieser Zeit die poln. Literatur durch Uebersetzungen aus dem Französischen und viele treffliche Gedichte, in denen die Sprache in den glänzendsten Farben spielt, z. B. durch seine an schwungvollen, erhabenen Ideen reiche Ode an Kopernikus, sowie durch die Herausgabe verschiedener Reden, namentlich seiner berühmten Vertheidigung des vor ein Kriegsgericht gestellten Obersten Siemianowski, deren gediegene, männliche Beredtsamkeit die Richter zur Freisprechung des auf den Tod Angeklagten bewog. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, des um die poln. Bühne verdienten Adalbert Boguslawsky (s. d.), übernahm er deren Verwaltung und suchte die Anstalt namentlich zu heben durch Vermehrung des Repertoirs mit Originalen und fremden dramatischen Dichterwerken, durch Heranbildung junger Talente und durch Verbesserung der äußern Verhältnisse der Schauspieler. Diese Bemühungen hatten denn auch zur Folge, daß er die Verwaltung eben so arm wieder niederlegte, als er dieselbe angetreten hatte. Nach der Errichtung der Universität zu Warschau hielt er Vorlesungen über vergleichende Literatur vor einem gewählten Kreise von Zuhörern beiderlei Geschlechts. Wenn auch in einem Standpunkte wurzelnd, der nicht der richtige war, da O. zu sehr in den leitenden Grundideen den Ansichten Laharpe's folgte, haben diese Vorträge doch nicht wenig beigetragen, den Keim lebendiger Bildung in jugendlichen Geistern zu entwickeln; denn bei aller Vorliebe für die sogenannte franz. Classicität, wußte er die großen Leistungen der Koryphäen deutscher und brit. Literatur gebührend zu würdigen. In den letzten Jahren seines Lebens bekleidete er noch das Amt eines Referendars im Staatsrath für die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts, und das eines Raths im Erziehungsconseil. Er starb am 27. Nov. 1838.

Osiris, einer der wichtigsten Götter der alten Aegypter, Symbol der Sonne, war nach der etwas dunkeln und verwickelten Sage über ihn ein Sohn des Kronos und der Rhea und Bruder des Typhon, der Nephthys und des Arveris. Er vermählte sich mit seiner Schwester Isis, beherrschte mit ihr Aegypten, und beglückte sein Volk, indem er ihm Wissenschaft und Kunst lehrte. Mit einem ungeheuren Heere durchzog er hierauf die Welt, um den Menschen den Wein- und Getreidebau zu lehren. Typhon, sein Bruder, allein war ihm feindselig gesinnt; dieser ermordete den O., um allein über Aegypten herrschen zu können. Allein Horus, des O. Sohn, rächt den Vater, verjagt den Typhon vom Throne und er ist der letzte der Götter, welche über Aegypten geherrscht haben. Der ganze Mythus des O., seine glückverbreitende Regierung, seine Züge durch die Welt, stellt das allerzeugende Naturleben dar, welches abhängig ist von Sonne und Mond, als sichtbaren Repräsentanten desselben. Da Aegyptens Fruchtbarkeit durch das periodische Steigen und Fallen des Nils bedingt war, so war O. auch Schutzgott des befruchtenden Nilwassers und Führer des Sonnenjahres, wo der Nil zu wachsen beginnt. Ein Grabmal des O. war auf der Insel Philä, an der Grenze Aegyptens gegen Nubien. Es wurde von den Aegyptern vorzüglich heilig gehalten. Als Jahresgott war die Stiergestalt sein Sinnbild, und als männliches Weltprincip erscheint er auch unter der Gestalt des Jupiter Ammon mit dem Widderkopf. Die noch vorhandenen Denkmäler dieses Mythenkreises zu Philä

und zu Karnak findet man genau beschrieben und abgebildet in der: „Description de l'Egypte“, Tom. I. pl. 23, n. 1. und Vol. II. Vergl. außerdem des Plutarch: „De Is. et Osir.“; Creuzer „Symbol.“ I, p. 258 flg.

Oskar, Joseph Franz, König von Schweden wurde am 4. Juli 1799 in Paris geboren. Als sein Vater, Prinz von Pontecorvo, 1810 zum schwedischen Thronfolger erwählt worden war, begleitete er ihn nach seinem neuen Vaterlande und erhielt den Titel eines Herzogs von Südermannland, den Karl XIII. bis zu seiner Thronbesteigung geführt hatte. Zu seinem Gouverneur ward Graf Cederström, zu seinem Lehrer der damalige Privatdocent an der Universität Lund, af Tannström ernannt. Unter solcher Leitung schritt seine Bildung schnell fort; unter Anleitung des Dichters Atterbom lernte er das Schwedische wie ein Eingeborner sprechen (1819—21); neben den wissenschaftlichen Studien wurde seine militärische Bildung nicht versäumt, er trieb namentlich Mathematik und Kriegswissenschaften mit Erfolg; und entwickelte für Musik ausgezeichnete Anlagen, indem er auch größere Compositionen z. B. eine Oper, neben Liedern, Walzern und Märschen lieferte. Im Jahre 1811 ward er zum Obristlieutenant in der Svea-Leibgarde ernannt, im Jahre 1818, bei der Thronbesteigung seines Vaters, erhielt er die Kanzlerwürde der der Universität zu Upsala, die er im nächsten Jahre selbst bezog und der er viel Beweise seines Wohlwollens gab. Unter andern schenkte er ihr in Gemeinschaft mit seinem Vater 300,000 Reichsthaler zur Vollendung eines prächtigen Bibliothekgebäudes und gewährte mehreren Studirenden, z. B. dem Dichter Vitalis, Unterstützungen. Später übernahm er auch das Kanzleramt der beiden andern Universitäten der vereinigten Reiche, wurde schwedischer und norwegischer Großadmiral, Generallieutenant und Chef der ersten Cavaleriebrigade, 1824 Vicekönig von Norwegen, führte 1828 während der Krankheit seines Vaters die Regentschaft, und ward 1833 Generalbefehlshaber im vierten Artilleriedistrict. In allen diesen Stellungen erwarb sich der Prinz die Liebe des Volks und erregte mit vorrückenden Jahren, jemehr er durch die zunehmende Schwäche seines königlichen Vaters Theil an den öffentlichen Geschäften nahm, die freudigste Hoffnung, daß er bei seinem Regierungsantritt theils aus Neigung, theils aus Politik manche zeitgemäße Reform in liberalem Sinne, obgleich mit gehöriger Vorsicht, werde eintreten lassen. Sein Regierungsantritt erfolgte im Jahre 1844 und sofort begann der neue König in diesem Sinne seine Wirksamkeit, doch mit mehr Vorsicht als man zuvor erwartete. O. vermählte sich im Jahre 1823 mit Josephine Maximiliane Auguste Eugenie, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg (s. d.), die sich durch ihre persönliche Anmuth, und die Einfachheit und Sanftmuth ihres Betragens bald die innige Liebe des schwedischen Volkes erwarb. Sie beschenkte ihren Gemahl am 3. Mai 1826 mit einem Erben, Karl Ludwig Eugen, Herzog von Schonen, dem später noch drei Prinzen, Gustav Franz Oskar, Herzog von Upland, geb. am 18. Juni 1827, Oskar Fredrik, Herzog von Ostgothland, geb. am 21. Jan. 1829, und Nicolaus August, geb. am 24. Aug. 1831, und eine Prinzessin, Charlotte Eugenie Auguste Amalie, geb. am 24. Aug. 1830, folgten. Von dem Prinzen rühren mehrere bei einzelnen Regimentern eingeführte Reglements her; auch schrieb er eine Abhandlung über die Volkserziehung, die 1839 in der schwedischen Staatszeitung abgedruckt wurde, und selbst bei der Opposition Beifall fand.

Osker oder Opiker, ein altital. Volk, dem auch die Ausoner (s. d.) angehörten, hatte seinen Sitz in Campanien. Hier herrschten eingewanderte Griechen, namentlich von Cumä (s. d.) aus, und vermuthlich auch Etrusker (s. Etrurien) lange Zeit über sie und übten Einfluß auf die Entwickelung ihrer Cultur. Im 5. Jahrh. v. Chr. drangen Samniter vom Gebirge herab, zerstörten diese Herrschaft und verschmolzen mit den stammverwandten Oskern zu einem Volke, das nachher den Name Campaner führte. Die oskische Sprache reichte weit über die Grenzen des eigentlich O. genannten Volks; sie war, neben der griech. in den griech. Colonien, die herrschende in ganz Unteritalien: in Lucanien, Bruttium, Apulien und Calabrien, und erstreckte sich, wenn man die Sprache der sabellischen Völker (s. Sabeller) zu ihr als eine Mundart rechnet, auf der östlichen

Seite des Apennin gegen Norden bis an das Umbrische, auf der westlichen bis an das Lateinische. Wie diese, ihr schwesterlich verwandten ital. Sprachen, darf sie als Zweig des indogerman. Sprachstammes betrachtet werden. In ihr waren die ursprünglichen Atellanen (s. d.), ein eigenthümliches Erzeugniß oskischer Literatur, gedichtet. Noch jetzt aber geben von ihr Zeugniß einige Zeitschriften, namentlich die des sogenannten cippus Abellanus, vermuthlich Fragmente eines Vertrags zwischen Abella und Nola, in eigentlich oskischer, nur in Campanien und Samnium verbreiteter Schrift, und die der Bantinischen Tafel, Reste, wie es scheint, der oskischen Uebertragung eines röm. für die apulische Stadt Bantia bestimmten Gesetzes, in lat. Schrift. Nach dem Bundesgenossenkriege wurde die oskische Sprache durch die lat. aus dem öffentlichen Gebrauch verdrängt und erhielt sich nur noch als Volkssprache. Vergl. Klenze, „Das oskische Gesetz auf der Bantinischen Tafel" und „Zur Geschichte der altital. Volksstämme" in dessen „Philologischen Abhandlungen" (Berl. 1839); J. Lepsius, „Inscriptiones umbricae et oscae" (Lpz. 1841) und Mommsen, „Oskische Studien" (Berl. 1845).

Oskische Spiele, s. Atellanen.

Osmanisches Reich, s. Türkei.

Osmazom, ein thierischer Extractivstoff, viel kohlensaures Ammonium und kohlensaures Natron enthaltend, wird aus Fleischgallerte gewonnen, gibt, in leicht gesalzenem Wasser aufgelöst, eine der Fleischbrühe an Geruch und Geschmack ähnliche Flüssigkeit, auch dem Braten einen lieblichen Geruch, sieht bräunlich gelb, kommt auch in mehreren Pilzen vor, und wurde von Thouvenel entdeckt und von Berzelius untersucht. Die von Cadet de Vaux erfundene O.-Chocolade ist sehr nahrhaft und gut und stärkt die Verdauungswerkzeuge.

Osmium, ein 1803 von Tennant als eigenes Metall entdeckter Stoff, findet sich als Staubkörnchen bei der Platina, von 10,7 spec. Gewicht, ist stets mit Iridium verbunden und stellt für sich ein blauschwarzes Pulver dar. Osmium-Iridium, einzige Erzart der Iridium-Gruppe der Metalle, scheint nicht streckbar, sieht stahlgrau, glänzt stark, übertrifft die Platina an Härte und gehört nach Oken in die zweite Klasse der Kalkmetalle.

Osnabrück, seit 1816 ein hannöversches Fürstenthum, liegt zwischen Oldenburg, Westfalen, Niederlande, Ostfriesland und Bentheim, in der Landdrostei gleiches Namens, welche 105 QM. mit 270,000 Bewohnern zählt, hat einen Flächenraum von 56 QM. und 158,500 Bewohner. Der Boden ist strichweise sehr fruchtbar, der größte Theil aber Geest-, Haide- und Moorland. Die Bewohner, der Mehrzahl nach Katholiken, nähren sich von Ackerbau, Viehzucht (besonders Schweine- und Gänse-, auch Bienenzucht); viele gehen nach Holland auf den Heringsfang, stechen Torf u. dergl. Auch Bergbau wird auf Salz und Steinkohlen getrieben. Der Hauptzweig der Industrie erstreckt sich auf Leinwandfabrikation, wozu jeder Bewohner sich den Flachs selbst baut. Die gröbere Leinwand, Löwentlinnen, wird über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien verführt. Der feinere osnabrücker Linnen, eine der gangbarsten Sorten deutscher Flachsleinen, ist wegen ihrer inneren Preiswürdigkeit ein bedeutender Handelsartikel auf den großen Marktplätzen Europas und Amerikas. Es sind größtentheils mittlere Gewebe, jedoch fest und gedrungen, die ohne weitere Appretur, als die Mangel, gebleicht und ungebleicht, ausgeführt werden. Für Güte der Leinwand sorgen die im Fürstenthum niedergesetzten Leggen oder Schauämter, welche jedes Stück Linnen je nach seiner Güte mit No. 1, 2, 3 oder 4 bezeichnen oder stempeln. Die schlechte erhält keinen Stempel. Die feinsten Sorten gehen meist nach Holland, wo sie gebleicht und für ächt holländische Leinwand wieder ausgeführt werden. Man rechnet den Werth der Ausfuhr an Linnen und Garn im Fürstenthume jährlich auf 1 Million Thaler. — Das Bisthum Osnabrück wurde als das erste in Westfalen gegen Ende des 8. Jahrh. von Karl dem Großen gestiftet und seit dem westf. Frieden abwechselnd mit einem katholischen und einem protestantischen Bischof besetzt, welchen letztern das Domcapitel stets

aus dem Hause Braunschweig wählen mußte. Der letzte Fürstbischof war der Herzog Friedrich von York, gest. 1827, welcher 1803 sein Land an Hanover abtrat. — Die Hauptstadt des Fürstenthums Osnabrück an der Hase, war einst Hauptsitz der alten Sachsen, ist jetzt Sitz eines Bischofs und Domcapitels, und nach alter Art befestigt und hat über 12,800 Einw. Sehenswerth ist der Dom und das Schloß. Auf dem dasigen Rathhause wurde am 24. Oct. 1648 der osnabrücker oder westfälische Friede geschlossen. Bei O. liegt das alte Kloster Gertrydenberg und Spuren deutscher Alterthümer. O. ist auch Geburtsort von Jerusalem und Justus Möser. Vergl. Möser's klassische „Geschichte von O." (Berlin, 3. Aufl., 1820, 2 Bde.; 3. Bd. fortgesetzt aus dessen Papieren von Herbert von Bar, Berlin 1824.).

Osona, Conde de, s. Moncada, Don Francisco de.

Osrhoenisches Reich, s. Edessa.

Ossa, altberühmtes hohes Gebirge, längs der thessalischen Küste, welches in SO. mit dem Pelion zusammenhing, im NW. aber durch den Peneus und das Thal Tempe vom Olympos getrennt war, und aus der altgriechischen Mythenlehre als Sitz der Centauren und Giganten bekannt. (Vergl. Titanen). Jetzt heißt die Bergkette Kissavo, liegt in Rumeli, im Paschalik Janina, an der Küste des Meerbusens von Salonichi.

Ossenbeek, Jan oder Josse, ein berühmter Maler, geb. 1627 zu Rotterdam, arbeitete lange in Deutschland, besonders in Wien, in der Manier von Peter de Laar u. A., und starb 1678 zu Regensburg. An seinen Landschaften und Jahrmarktsscenen rühmt man nächst der freien und leichten Ausführung das treffliche Colorit. Auch als Kupferätzer und Radirer zeichnete sich O. aus.

Osseten, ein in den Westgehängen des Kaukasus wohnendes Bergvolk, das gegen 40,000 Seelen zählt. Daß es sich früher zum Christenthum bekannte, zeigen noch viele zum Theil recht gut erhaltene Ueberreste von steinernen Kirchen, die sich durch den ganzen westlichen Theil des Kaukasus vorfinden. Gegenwärtig bekennen sich die O. zum Islam, haben aber noch manche Gebräuche, die an das Christenthum erinnern. Sie sind minder tapfer als die übrigen Bergvölker und meiden deshalb auch sehr sorgsam die Nähe der Lesghier, Tscherkessen und anderer durch ihre Wildheit bekannten Völkerschaften, bei denen sie sehr verachtet sind. Sie zerfallen in die beiden Hauptstämme Takaur und Ahmet. Die Männer sind wohlgebaut, behend, listig, zum Rauben und Stehlen geneigt, nachlässig im Arbeiten, Vielredner und große Zänker; die Weiber klein, unansehnlich und schmutzig. Die Blutrache ist bei ihnen sehr gewöhnlich. Die Häuser sind theils von Erde, theils von steinernen Mauern erbaut; das Innere derselben ist dunkel, kahl und unreinlich. Das Land bietet dagegen eine Fülle lieblicher und pittoresker Ansichten dar. Der Hauptort ist Dariel, eine Festung am Tarek, bei dem Dorfe Scheffesch befindet sich eine noch vollkommen erhaltene, dem heil. Georg geweihte steinerne Kirche. In den hier sehr zahlreich vorhandenen Grabhügeln hat man kufische und parthische Kupfermünzen in großer Menge gefunden und daraus geschlossen, daß die O., die auch Ossäi oder Ossi genannt werden, die Assäi des Plinius oder die Kossäi (Kossi, Ghossi) des Moses Chorenensis sind, deren Wohnsitze uns Plinius in derselben Gegend schildert, wo wir gegenwärtig die Osseten antreffen.

Ossian, der berühmteste aller Barden, lebte ums Jahr 300 nach Chr. und war der Sohn Fingal's. Wie viele Sänger des Alterthums, war auch O. blind, welches Leiden, so wie der Verlust seines im Kampfe gefallenen Sohnes Oskar er durch Gesang sich milderte. Bei den Bergschotten und Bewohnern der Hebriden steht sein Name noch in ehrenvollem Andenken. Giraldus Cambresis gedenkt seiner schon im 12. Jahrh. Doch wurde O.'s Name erst in der Mitte des vor. Jahrh. bekannter, als man in der von J. Macpherson (s. d.) 1760 unter dem Tit.: „Remains of ancient poetry, collected in the Highlands of Scotland and translated from the original Gaelic or Erse language" herausgegebenen Sammlung altschottischer Balladen und anderer Gesänge Nachklänge der Ossianischen Harfe zu erkennen glaubte. Macpherson bereiste hierauf Schott-

land, um an Ort und Stelle zu sammeln, und gab nach seiner Rückkehr 1762 das größere Gedicht „Fingal“ nebst mehreren kleinern und 1763 „Temora“ heraus. Eine vollständige Sammlung dieser Gedichte gab Macpherson 1764 in 2 Quartbänden heraus, die seit 1773 mehrmals aufgelegt wurde. Macpherson erklärte diese Gedichte für Uebersetzungen aus den gaelischen Liedern des O., die er theils aus dem Munde des Volkes genommen, theils aufgeschrieben gefunden habe. Indeß fanden sich bald Gelehrte, welche ihre Aechtheit bestritten und sie für Macpherson's eigene Arbeit erklärten, oder wenigstens als nach O.'s Zeit entstanden. Zu Macpherson's Gegnern gehörten vornehmlich Johnson, Shaw, Waller, Malcolm, Laing, und unter den Deutschen besonders Adelung in seiner „Geschichte der Deutschen“, S. 392 flg. Dagegen fand er Vertheidiger an Blair, Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Home, Clarke, Arthur Young u. A. Jene, die Bestreiter der Aechtheit, führten als Gründe dafür an: daß Gedichte von solcher Zartheit bei der geringen Cultur Westschottlands in jener Zeit nicht wohl hätten geschaffen werden können; daß dieselben ohnmöglich sich im Munde des Volks 14 Jahrh. lang hätten fortpflanzen können, und wenn dies auch möglich, sie doch nicht so verständlich sein würden. Ihnen entgegneten die Vertheidiger Macpherson's: daß diese Gedichte ganz in die alte Zeit, so wie zur Lebensweise der Hochländer passen; daß sie sich von den jüngern schottischen Liedern gar sehr unterscheiden; daß der Herausgeber derselben unmöglich in so kurzer Zeit so viele Gedichte habe hervorbringen, noch viel weniger sich gaelische Originale machen können; daß er bei dem poetischen Werthe der Gedichte, wenn er anders der Verfasser, sich gewiß als solcher genannt haben würde, und daß die Fortpflanzung im Munde des Volkes durch so viele Jahrhunderte bei der Vorliebe der Schotten für alles, was an ihre alte Heldenzeit erinnert, und bei der bekannten ihnen eigenen Stärke des Gedächtnisses wohl möglich sei. Im J. 1797 setzte die Edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur genauen Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Aus dem von H. Mackenzie herausgegebenen „Report of the Committee of the Highland“ (Edinb. 1805) ergab sich, daß in Irland Sagen von alten Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehrere Handschriften von alten Balladen. Man hielt diese für die Grundlage, auf welche Macpherson seine Ossianischen Poesien gebaut habe. Jetzt ruhte der Streit für einige Zeit bis die Irländer ihn wieder erhoben. Im Jahre 1829 setzte nämlich die irische Akademie in Dublin einen Preis auf die beste Untersuchung über die Echtheit des Macpherson'schen Ossian, worauf Oreilly und Drummond, zwei der gaelischen Sprache vollkommen kundige Männer, zwei Abhandlungen einsandten, in denen sie nachwiesen, daß Macpherson nichts weiter als ein Betrüger gewesen, der zwar einige Volkslieder seinen sogenannten Ossianischen Dichtungen zum Grunde gelegt, diese aber so umgeformt und modernisirt habe, daß man sie als sein Eigenthum ansehen müsse. Die angebliche gaelische Urschrift, welche Macpherson zu besitzen vorgegeben, die aber erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, erklärten diese Männer nur für eine Uebersetzung des englischen Ossian in gaelischer Sprache geschrieben und voller Fehler. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen theilte später Frau R o b i n s o n (s. d.) in ihrem Buche „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian insbesondere“ (Lpz. 1840) mit. Sie wurden bald nach ihrem Erscheinen in die meisten europ. Sprachen übersetzt; ins Franz. von Le Tourneur (Paris 1777), von Lombard (Berl. 1789), von Jangurs (Paris 1801); in das Span. von Ortin (Valladolid 1788); in das Ital. von Cesarotti (Padua 1773); in das Holländ. von Bilderdyk (1806); in das Pol. von Krasicky; am öftersten in das Deutsche (Hamb. 1764), von Denis (in unpassenden Herametern 1768), von Harold (1774), von Petersen (1782), von Rhode (Berl. 1800, 3 Bdchn., rythmisch, treu und elegant), von Schubart, vom Grafen F. L. zu Stolberg (Hamb. 1806, 3 Bde.), von F. W. Jung (Frankf. 1808). Einzelne unter Andern von Neumann (herausgegeben von Gurlitt, Hamb. 1803), in Goethe's „Werther“, in der „Iris“, im „Deutsch. Museum“ u. s. w. Im Jahre 1807 gab die hochländisch-schottische Gesellschaft die gaelischen Originale von 11 Ossian. Gedichten (Edinb. 1807, 3 Bde., n. Aufl. 1818; in wörtl. lat.

Uebersetz. im Metrum des Originals, in daktylischen, katalektischen Trimetern, von Ahlwardt, Lpz. 1811). Kupferstiche zu O.'s Gedichten hat der Bildhauer J. L. Ruhl geliefert (Penig 1805, 3. Lief., Fol., mit Erklärungen von Heinze).

Ossolinski, eine angesehene polnische Familie, deren Mitglieder häufig die höchsten Würden im Staate bekleideten. — Jerzy O., geb. 1595, der Sohn des Wojewoden Zbigniew O., erhielt seine Bildung in Grätz in Steiermark ging dann mehrere Jahre auf Reisen, wo er Holland, England, Frankreich und Italien besuchte und trat 1617 während des Kriegs mit Rußland ins polnische Heer. Nachher wurde er vom Könige Wladislaw IV. wegen seiner wissenschaftlichen Bildung und seiner ausgezeichneten Beredtsamkeit zu mehreren diplomatischen Sendungen nach England, Deutschland und Italien verwendet. Mehrere seiner feierlichen Reden erregten selbst in London und Rom allgemeine Bewunderung. Während seines Aufenthaltes in Wien wurde er von Ferdinand II. zum deutschen Reichsfürsten erhoben. Als Großkanzler des polnischen Reichs präsidirte er bei dem Religionsgespräche zu Thorn (s. d.), durch welches Wladislaw die Katholiken und Protestanten zu vereinigen suchte. Er starb 1650. — Jozef Maximilian O., Graf von Tenczyn, geb. 1748 in Wola Mielecka in der Wojewodschaft Sandomir, studirte in dem Warschauer Jesuitenconvicte, wo Naruszewicz (s. d.) sein Lehrer war, und wandte sich schon hier dem Studium der polnischen Literatur und Geschichte mit Vorliebe zu. Noch sehr jung ward er in den literarischen Kreis gezogen, den Stanislaw August in Warschau um sich versammelte. Als Mitglied der galizischen Ständedeputation kam er 1789 nach Wien und suchte an dem Hofe Leopold's II. auf das eifrigste für das Wohl seiner Landesgenossen zu wirken. Er wählte Wien zu seinem steten Aufenthaltsorte, widmete sich hier ganz der Literatur und sein Haus war ein Sammelplatz der slawischen Gelehrten. Von Kaiser Franz I. zum Wirklichen Geh. Rath und zum Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek ernannt, brachte er überaus reichhaltige und höchst wichtige Sammlungen slawischer Alterthümer, insbesondere Denkmäler altpolnischen Schriftwesens zusammen, die er Anfangs der Akademie zu Zamosc überlassen wollte, dann aber, durch den Umschwung der politischen Verhältnisse dazu veranlaßt, den galizischen Ständen vermachte und mit bedeutenden Einkünften versehen, in Lemberg aufstellen ließ. Er starb am 17. März 1826. O. gehörte zu den gründlichsten slawischen Literarhistorikern. Sein bedeutendstes Werk ist „Wiadomosci historyczno krytyczne do dziejów Literatury polskiéj" (3 Bde., Krak. 1819).

Ossuna (Ossone), Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von, Vicekönig von Neapel und Sicilien, wurde zu Valladolid 1579 geboren, studirte zu Salamanca und kam an den Hof Philipp's II., wo er eben so sehr seiner Talente und feinen Sitten wegen bewundert, wie von den Höflingen wegen seines unerschöpflichen und beißenden Witzes gehaßt wurde. Philipp selbst befahl ihm, Madrid zu meiden. Er hielt sich unterdeß in Frankreich und Portugal auf, und erschien wieder mit Philipp's Ableben in Madrid, vermählte sich mit der Tochter des Herzogs von Alcala und nahm nun den Titel eines Herzogs von Ossuna an, mußte aber, weil er der Alte geblieben war, und nicht selten die Majestät selbst zur Zielscheibe seines Witzes machte, zum zweiten Male Madrid verlassen und ging nach Flandern. Hier machte er an der Spitze eines auf eigene Kosten errichteten Regiments sechs Campagnen mit, zeigte dabei viel Einsicht und Muth, und wurde 1607 auf Verwenden seines Gönners, des Herzogs von Lerma, nach Madrid zurückgerufen. Philipp gab ihm jetzt Beweise seines Vertrauens, ernannte ihn zum Kammerherrn, zum Mitglied des großen Rathes und Ritter des goldenen Vließes. Die Anerkennung der Unabhängigkeit Hollands von Seiten des spanischen Ministeriums durch Vertrag von 1609 war größtentheils sein Werk; ebenso trat er gegen die Vertreibung der Moriscos (s. d.) aus Spanien in Reden und Denkschriften auf, wurde deshalb als Ketzer verdächtig gemacht, demungeachtet aber schon 1610 zum Vicekönig von Sicilien ernannt. O. machte sich hier während seiner 5jährigen Verwaltung um das Land durch möglichste Sorge für öffentliche Ordnung und Sicherheit verdient, hob Ackerbau und Handel, schlug zweimal die räuberischen Türken und ging 1615 als Vicekönig nach Neapel. Hier förderte er den allgemeinen

Wohlstand besonders dadurch, daß er das Volk vom Drucke des übermüthigen Adels befreite, der Habsucht der Geistlichen Grenzen setzte, und die Ansprüche der Republik Venedig auf die Alleinherrschaft über das adriatische Meer kräftig zurückwies. Ebenso widersetzte er sich den königlichen Befehlen, die Inquisition in Neapel einzuführen, erbitterte aber dadurch die zahlreiche und mächtige Geistlichkeit des Landes, die ihm beim Könige verhaßt zu machen suchte. O. beschloß um allem Uebel zuvorzukommen, sich der Herrschaft zu bemächtigen. In dieser Hinsicht knüpfte er Verbindungen mit Holland und der Türkei an und ließ sich in die Verschwörung des Marq. v. Bedmar, Gesandten Philipp's III. in Venedig, ein, sich der Stadt Venedig zu bemächtigen. Der Plan wurde aber verrathen, O. 1619 zurückberufen und nach Philipp's IV. Thronbesteigung in eine Untersuchung verwickelt und auf das Schloß Alamede gefangen gesetzt, wo er noch vor Beendigung des Processes, nach Einigen an Gift, das ihm seine Frau beigebracht haben soll, 1624 starb.

Ost, Osten, die Himmelsgegend nach Morgen zu: bestimmter der Punkt des Horizonts, wo die Sonne zur Zeit der Nachtgleiche aufgeht; dann s. v. a. Orient.

Ostade, Hadrian van, Maler und Kupferstecher, aus der niederländischen Schule, war 1610 zu Lübeck geboren und wetteiferte mit David Teniers in Darstellung von ländlichen Festen, wobei er gewöhnlich seine Personen (Bauerburschen und Bauermädchen) in Bauerhütten und Schänken, Höfe und Ställe versetzt, mit unnachahmlicher Wahrheit. Als Schüler von Hals und Rembrandt rechnet man ihn gewöhnlich zu der niederländischen Schule. Lange Zeit arbeitete O. zu Haarlem, schlug aber, als Ludwig XIV. die Niederlande bedrohte, seinen Sitz zu Amsterdam auf, wo er 1685 starb. Mehrere seiner gelungensten Stücke besitzt das königliche Museum zu Paris. Sein Pinsel ist frei, sein Colorit warm, mannichfach und durchsichtig, seine Zeichnung mit der Gattung, in welcher er arbeitete, ganz verträglich. Auch sein Bruder Isaak van O. zeichnete sich in demselben Genre aus; doch ist er weniger glänzend im Colorit, weshalb Adrian auch der gute O. genannt wird.

Ostende, stark befestigte Seestadt im gleichnamigen Bezirke der belgischen Provinz Westflandern, an der Nordsee, ist Haupthafen des Königreichs, in welchen aber größere Schiffe nur mit der Fluth einlaufen können, schön und regelmäßig gebaut, Sitz eines Friedens- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, hat 14,000 Einw. und unter den sehenswerthen Gebäuden das 1711 neuerbaute Stadthaus. Mit Brügge, Gent, Nieuport und Dünkirchen ist O. durch Kanäle verbunden. Hauptnahrungszweig der Einwohner ist Seefischerei und Handel mit Vieh, Butter, Farbehölzern und Getreide. Merkwürdig ist die Stadt durch die über 3 Jahre dauernde (1601—1604) Belagerung, welche damit endigte, daß sich die holländische Besatzung an die Spanier unter Spinola ergeben mußte. Die hier von Kaiser Karl VI. gegründete Handelsgesellschaft wurde auf Betrieb der Engländer und Holländer im Wiener Vertrage 1731 aufgehoben. Im Jahre 1745 mußte sich die Stadt an den französischen Marschall von Löwendahl ergeben und blieb bis zum Aachner Frieden 1748 in französischen Besitz. Maria Theresia unterhielt in O. 1757 ebenfalls französische Besatzung. Den Hafen von O. erklärte Joseph II. 1787 zum Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit sehr gehoben wurde, die ihren höchsten Flor im amerikanischen Kriege erreichte. Als aber die Franzosen die Niederlande besetzten und England den Hafen blockirte, sank sie schnell wieder, hat sich nie wieder erholen können, ist vielmehr nach der Trennung von Frankreich 1814 noch mehr gesunken und auch die Bewohnerzahl hat sich vermindert. Sehr besucht ist das gut eingerichtete Seebad.

Osteologie oder Knochenlehre ist derjenige beschreibende Theil der Anatomie, welcher die Knochen zu seinem Gegenstande hat, und insofern sich scharf von den übrigen anatomischen Doctrinen abgrenzt. Sie ist die Grundlage der gesammten Anatomie, wie die Knochen die Grundlage des ganzen Körpers, und wird nicht mit Unrecht von Mehreren als die Basis für die gesammte Medicin betrachtet. Unterabtheilungen der O. sind die **Chondrologie** oder Knorpellehre und Syndesmologie oder Bänderlehre (s.

Bänder). Eines der bedeutendsten Hülfsmittel beim Studium dieser Wissenschaft ist Albinus' „Tabulae sceleti et musculorum corporis humani" (Leyd. 1747, Fol.).

Osterland, d. i. nach Osten gelegenes Land, hieß im Mittelalter das Land ostwärts von der Saale, mit Einschluß von Brandenburg und der Lausitz. Später wurden die Grenzen verschieden bestimmt; als die Mark Meißen und das Pleißnerland als besondere Theile sich abgrenzten und zu den neuen Hochstiftern Merseburg und Naumburg-Zeitz, sowie zum Voigtlande andere Theile geschlagen wurden, erhielt in engerer Bedeutung die Ostmark den Namen O., und als diese Ostmark den Namen Sachsen erhielt, so ging der Name O. auf den Theil des früheren O.'s über, der jetzt als Pleißnerland eine besondere Herrschaft, mit dem Hauptorte Altenburg, gebildet hatte. Vergl. Limmer „Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte des Markgrafenthums Osterland" (2 Bde., Ronneb. 1834).

Ostermann, Heinr. Joh. Friedr., Graf, russ. Staatsminister, geb. am 30. Mai 1686 als Sohn eines protest. Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark, studirte zu Jena und trat 1704 in Dienste des russ. Viceadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen empfahl. Glück und Talent hoben O. schnell empor; alle Regenten Rußlands, denen er diente, setzten das größte Vertrauen in ihn, und als russ. Staatsminister war er eine Reihe von Jahren die Seele der russischen Politik. In Gemeinschaft mit Katharina I. rettete er den Czaar Peter am Pruth und leitete die Unterhandlungen des Nystädter Friedens 1721. Peter erhob ihn zum Geh. Rath und Freiherrn und gab ihm das Zeugniß, daß er in Erfüllung seiner Pflicht nie einen Fehltritt gethan. Unter Katharina I. stieg O. zum Reichsvicekanzler und wirklichen Geheimrath und wurde kurz vor ihrem Ableben von hier zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitglied der Regentschaft während dessen Minderjährigkeit ernannt. Im Jahre 1730 erhob ihn sein Zögling in den Grafenstand und die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister. Im Jahre 1740 stieg er unter der Regentin Anna zum Großadmiral. Die Thronbesteigung Elisabeths zu Ende des Jahres 1741 stürzte O., er wurde als Haupt der Partei, welche die Regentin Anna auf den Thron hatte heben wollen, zum Tode verurtheilt, und stand schon auf dem Blutgerüste, als ihm Verbannung nach Sibirien angekündigt wurde. Seine Gemahlin und Dienerschaft folgten ihm dahin, wo er 1747 zu Beresoff starb. Mit vielumfassendem Verstande, nie trügender Beurtheilungskraft und Menschenkunde, zeigte O. in seinem Thun stets ein feines Zartgefühl. Vom Verfolgen seiner Zwecke hielt ihn kein Hinderniß ab. Im Leben war er untadelhaft, unbestechlich und treu, ein Beschützer des Verdienstes und der Wissenschaft, und als Staatsmann vertraut wie Wenige mit den Verhältnissen der europäischen Höfe. Seine Söhne, welche kinderlos waren, adoptirten die Söhne ihrer an den General Tolstoy verheiratheten Schwester, die seitdem den Namen O.-Tolstoy führen. Unter ihnen ist im russisch-französischen Kriege der General Graf Alex. Iwanowitsch Ostermann-Tolstoy berühmt geworden. Er war 1775 geboren und hatte auch an den Feldzügen gegen die Türken und Polen Theil genommen. Im Jahre 1805 operirte er als Generallieutenant im Rücken der französischen Armee, landete an der hanöverschen Küste, mußte sich aber nach der Schlacht bei Austerlitz zurückziehen und wurde Gouverneur von Petersburg. Im Jahre 1812 am 25. Juli focht er wieder an der Spitze des 5. Armeecorps bei Ostrowna, wurde in der Schlacht bei Bautzen schwer verwundet und verlor am 29. Aug. 1813 bei Kulm, wo er sich mit 8000 Mann russischer Garden dem General Vendamme an der Spitze eines 35,000 Mann starken Corps entgegenstellte, den linken Arm. Mit Klenau erzwang er die Uebergabe Dresdens, war hier 1815 kurze Zeit Gesandter und starb daselbst im Dec. 1816. Ihm und den bei Kulm gefallenen Russen wurde 1835 an der Straße von Kulm nahe beim Dorfe Priesten, ein Obelisk als Denkmal errichtet, und dazu vom Kaiser Ferdinand von Oesterreich, dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen bei ihrer Zusammenkunft in Teplitz im Sept. 1835 der Grundstein gelegt.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat wahrscheinlich diesen Namen von dem

Feste der Eostra (Ostern), Göttin der Liebe und des Wiederauflebens der Natur, welches die nördlichen Deutschen ehedem um dieselbe Zeit, in welche das christliche Osterfest fällt, feierten. Mit dieser Erklärung läßt sich auch sehr wohl die Meinung Adelung's vereinigen, welcher O., von dem veralteten Worte: oster, östlich, ableitet, da man mit Osten stets den Begriff des Aufgehens und Auferstehens verbindet. Mit dem Cultus jener Göttin Eostra hängen auch die Namen der Osterwälder, Osterberge, die Osterfeuer, Ostereier u. s. w. zusammen. Das Osterfest gilt für eines der drei höchsten christlichen Feste, da die Lehre von der Auferstehung Jesu von jeher als die vornehmste Wahrheit des Christenthums betrachtet wurde. Es ist unbestimmt, ob das Osterfest schon von den Aposteln angeordnet wurde, indeß wird dies doch dadurch wahrscheinlich, weil sich bei dem Streite über dieses Fest, seit der Mitte des 2. Jahrhunderts zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche, jene auf Johannes und Philippus, diese auf Petrus und Paulus beriefen. Die orientalischen Christen feierten das Fest stets mit den Juden zugleich (s. Passah), während die occidentalischen darauf drangen, es ohne Passahmahl und nur an einem Sonntage, als dem Auferstehungstage Jesu an, zu begehen. Dieser Streit, Osterstreit, wurde auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (326) dahin entschieden, daß das Passah, d. h. die Osterlammsmahlzeit, und das Osterfest in der ganzen Christenheit immer an dem Sonntage, welcher unmittelbar auf den Frühlingsvollmond folgt, im Fall aber dieser Vollmond auf einen Sonntag fiele, am nächstfolgenden Sonntag, also acht Tage später, gefeiert werden sollte. Die Bestimmung des Osterfestes ist für die Festrechnung der Kirche wichtig, da sich alle andern beweglichen Festtage nach demselben richten. Unter dem Frühlingsvollmonde versteht man aber denjenigen Vollmond, welcher entweder am 21. März, auf welchen Tag man den Anfang des kirchlichen Frühlings setzt, oder zunächst nach demselben eintritt. Der zur Bestimmung des Osterfestes dienende Vollmond ist aber nicht der astronomische oder wahre, sondern der mittelst der Epacte berechnete oder mittlere Vollmond, der stets 14 Tage nach dem Neumonde, den Tag des Neumonds mitgezählt, gesetzt wird. Das Osterfest der Juden fällt stets auf den 15. des Monats Nisan, welcher Tag vom Neujahrstage abhängig ist. Wäre die Vorschrift des nicänischen Concils, wie man annimmt, deshalb gegeben worden, damit das christliche Osterfest nicht mit dem O. der Juden zusammenfalle, so hätte man dadurch den Zweck nicht erreicht, da es schon mehrmals, so 1805 am 14. April, 1825 am 3. April, 1828 am 30. März und 1832 am 15. April mit dem jüdischen auf denselben Tag fiel, und dies ebenfalls 1903 am 12. April, 1923 am 1. April und 1927 am 17. April der Fall sein wird. Das jüdische Osterfest fällt nie vor dem 26. März und nie nach dem 25. April, das christliche nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April Gregorianischen Styls. Auf den 23. März wird O. in den Jahren 1856 und 1913, und die spätesten O. in diesem und dem folgenden Jahrhundert werden 1859 am 24. April, 1886 am 25. April und 1943 am 25. April sein. — Die früheren Gebräuche bei Begehung des christlichen Osterfestes waren ursprünglich theils jüdische, theils aus heidnischen Ceremonien zusammengesetzt. In den ersten Zeiten unterschied man ein doppeltes O.: die Marterwoche, in welcher Christus das Osterlamm gegessen, und das Auferstehungsfest. Später pflegte man, wie Christus, an diesem Tage ein Osterlamm (s. Passah) zu essen, und die Christen in Armenien und Aegypten beobachten diese Sitte noch jetzt. Doch stimmen nicht alle wegen des Tages überein. Verschiedene Gemeinden in Kleinasien aßen das Osterlamm an demselben Tage mit den Juden; in Griechenland, Afrika u. s. w. geschah dies an einem andern Tage, weil man sich dadurch eben so wohl von den Juden unterscheiden, als die große Fastenwoche vor O. nicht unterbrechen wollte. Anfangs wurde das Osterfest 8 Tage lang, wie mehrere andere Feste, so gefeiert, daß man den Gottesdienst täglich besuchte, aber nachher wieder an seine Arbeit ging. Seit dem 11. Jahrhundert wurde die Feier auf drei Tage und in neuester Zeit in vielen Ländern auf zwei Tage reducirt. Die ältern Christen feierten das Osterfest mit besondern Solennitäten. Man brachte die Nacht zuvor mit Gebet und Administrirung des heiligen Abendmahls zu, zündete den Cereus paschalis

und viele andere Lichter an. Wenn man sich am Morgen des Festes begegnete, begrüßte man sich, wie noch jetzt in der griechischen Kirche, unter einem Kusse, mit dem Zuruf: Surrexit! worauf der Andere erwiderte: Vere surrexit! In den Kirchen wurden die Katechumenen getauft, und seit der lateranensischen Kirchenversammlung (1215) gesetzlich Abendmahl gehalten. Man zog in Procession umher, Gefangene wurden begnadigt und frei gelassen, die Bußzeit der Gefallenen endigte sich, man schickte sich gegenseitig, besonders an Geistliche, Geschenke, welche gewöhnlich, wahrscheinlich zur Andeutung der nun vollendeten Fastenzeit, in Eiern bestanden u. s. w. Auch ward mancher Unfug besonders mit dem Cereus paschalis, dem Osterwasser u. dgl. getrieben. Vieles wurde durch die Reformation und später abgeschafft.

Osterode, die wichtigste Fabrikstadt von ganz Hanover, zum Landdrosteibezirk Hildesheim gehörig, im Fürstenthum Grubenhagen, liegt am Fuße des Harzes, an der Söse und hat gegen 6000 Einw., ein altes Schloß, ein Gymnasium und ein großes Kornmagazin zur Versorgung der Bergleute. Mehr als 2000 Bewohner beschäftigen sich mit Spinnerei und Weberei von Wolle und Baumwolle. Auch findet man daselbst noch mehrere andere Fabriken und in der Nähe einen Kupferhammer, eine Bleiweiß-, Hagel- und Rollenbleifabrik, eine Papiermühle, mehrere Säge- und Oelmühlen, sowie Gypsbrüche; auch fertigt man viele Holzwaaren.

Ostfalen, das heutige Niedersachsen, doch mit Ausnahme von Holstein und Mecklenburg, im Gegensatz von Westfalen, als dem westlichen Theile des alten Sachsenlandes.

Ostflandern, s. Flandern.

Ostfranken, s. Franken.

Ostfriesland, gegenwärtig die hanöversche Landdrostei Aurich bildend, 54 QM. groß, mit 158,000 Bewohnern, meistens Lutheraner, grenzt an Oldenburg, die Niederlande und die Nordsee. Das Land ist eben und tief und muß durch Deiche gegen Einbrüche des Meeres geschützt werden, welches demungeachtet zuweilen noch große Verwüstungen anrichtet, wie am 3. und 4. Febr. 1825, wo es über 500,000 Morgen Marschland überschwemmte, und der Schaden über 1½ Mill. Thaler betrug. Ackerbau und Viehzucht sind blühend. Pferde, Rindvieh und fette Gänse werden weit ausgeführt. Die Bewohner nähren sich außerdem von Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabrikation, an den Küsten von Fischerei und Austernfang. Im Mittelalter war O. in kleine Herrschaften getheilt, die unter sogenannten Häuptlingen standen. Ulrich I., dessen Bruder Edzard sich den größten Theil von O. unterworfen hatte, wurde von Kaiser Friedrich III. 1454 in den Grafenstand und Enno IV. 1654 von Kaiser Ferdinand III. in den Fürstenstand erhoben. Im Jahre 1744 erlosch mit Eduard oder Edzard das fürstliche Haus und Preußen nahm zufolge der dem Kurhause Brandenburg vom Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft vom Lande Besitz. Nach dem Tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum dem Königreiche Holland zu, mit dem es 1810 Frankreich einverleibt wurde. Im Jahre 1813 kam Preußen wieder in den Besitz des Landes, und trat dasselbe auf dem Congresse zu Wien 1815 an Hanover ab. Die Hauptstadt des Landes ist Aurich. Vergl. den Art. Norderney und Emden, sowie F. Arend's „Ostfriesland und Jever in geograph., statist. und besonders landwirthschaftlicher Hinsicht" (Emd. 1820, 3 Bde.), und T. D. Wiarda's „Ostfrisische Gesch. bis 1813" (Brem., 10 Bde.).

Ostgothen, Ostergothen, s. Gothen.

Ostia hieß eine altitalische Stadt an der Tibermündung, war die erste Colonie Roms, vom vierten römischen Könige Ancus Marcius gegründet, zählte zur Zeit seiner höchsten Blüthe an 80,000 Einw., hatte einen natürlichen Hafen, wo noch bis zur Zeit der Republik gewöhnlich die römische Flotte vor Anker lag, und war der Ort, von wo aus Rom seine Bedürfnisse über das Meer bezog und wo nach Virgil Aeneas landete. Als der Hafen mit der Zeit versandete und Claudius und Trajan am rechten Tiberarme Porto erbauten, sank O.'s Blüthe. Im 6. Jahrh. wurde die Stadt durch die Saracenen zer-

stört. Papst Leo III. baute zwar $1/4$ Meile weiter landeinwärts das neue Ostia und Julius II. versah es mit tüchtigen Bollwerken gegen weitere Einfälle, allein das jetzige O. verdient kaum den Namen einer Stadt, ist ein schmutziges Nest, etwa von 250 Menschen bewohnt, die im Sommer noch größtentheils wegen ungesunder Luft, die durch benachbarte Salinen, halbverfallene Wasserleitungen und angrenzende Sümpfe vermehrt wird, ihre Mauern verlassen, Sitz des vornehmsten Bisthums, welches stets der Cardinaldekan bekleidet, und ringsum von den Trümmern des alten O. umgeben. Neuere Nachgrabungen haben hier eine schätzbare Ausbeute ergeben.

Ostiarii, Thürhüter, hießen bei den Katholiken früher Diejenigen, welche das Amt der untersten Kirchendiener verwalteten.

Ostindien, s. Indien und Indische Colonien.

Ostindienfahrer nennt man Handelsschiffe, welche von europäischen Handelscompagnien ausgerüstet, die Fahrt nach Ostindien machen. Sie sind von verschiedener Größe, oft größer als Fregatten von 40 Kanonen und stark bemannt, und führen bis 30, in Kriegszeiten bis 40 Stücke von 6—9 Pfund mit sich und an 16—28,000 Ctr. Last.

Ostindische Compagnien. Die erste dieser Handelsgesellschaften (s. d.) war die englisch-ostindische. Sie trat im Jahre 1600 zusammen, bald nachdem die Engländer in die Reihe der nach Ostindien handelnden Europäer getreten waren. Die Unsicherheit der Unternehmung, die großen Kosten der Ausrüstungen u. s. w. ließen diese Expeditionen nach Ostindien für den einzelnen Privatmann als etwas zu Gewagtes erscheinen. Der ostindische Handel ließ sich nur durch vereinte Kräfte heben. Dies erkannte sowohl die Regierung als der Kaufmann, und so bewilligte die Königin Elisabeth einer Gesellschaft Londoner Kaufleute am 31. Dec. 1600 ein Privilegium auf 15 Jahre für den Alleinhandel nach allen Ländern zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße. Jene traten sofort in eine Corporation, die englisch-ostindische Compagnie, zusammen, welche mit eigenen Rechten ausgestattet, den Namen Governors and company of merchants of London trading to the East-Indies annahm. Der zusammengeschossene Fonds der Compagnie betrug damals nur 72,000 Pfd. Sterl. Die Gesellschaft hatte anfangs mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihnen die mächtigen Portugiesen und Holländer entgegen standen. Bis 1613 war jeder Theilnehmer nur an allgemeine Vorschriften gebunden, verwaltete seinen Antheil auf eigene Rechnung und doch gaben die ersten 8 unternommenen Reisen einen Gewinn von 171 Procent. Die Capitale wurden jetzt vereinigt und die reichsten Actionärs übernahmen die Hauptverwaltung. Unter den Stuarts, welche sie seit ihrer Restauration mit ihren Gunstbezeugungen überschütteten, gestaltete sich die Lage der Compagnie immer besser. Ihre alten Privilegien wurden bestätigt, neue verliehen und ihr Bombay und St. Helena geschenkt. Auch in den Kämpfen gegen die Holländer und Portugiesen gediehen die Angelegenheiten fortdauernd glücklich, und die Factoreien erstreckten sich bereits über Java, Borneo, Sumatra, die Bandainseln, Celebes, Malakka', Siam, die Küsten Malabar und Koromandel und die Staaten des Mogul, den sie in ihr Interesse zu ziehen wußte. Eine neue Actienunterzeichnung brachte 1,629,040 Pfd. St. Allein mit dem Emporblühen der Compagnie vergrößerte sich in England auch die Zahl ihrer neidischen Feinde, welche mehrmals die Freigebung des Handels für alle englische Unterthanen im Parlament durchzusetzen suchten. Obwohl hierin ihren Zweck nicht erreichend, gelang es ihnen doch auf andere Weise der Compagnie zu schaden, indem 1689 von Seiten des Parlaments die Patentirung einer zweiten, neuen ostindischer Compagnie erfolgte, die ihren Freiheitsbrief mit einem zu 8 Proc. verzinsten Vorschuß von 2 Mill. an die Regierung erkaufte. Die Reibungen der beiden Compagnien waren aber zu vielfältig und schon 1708 erfolgte eine Vereinigung unter dem Namen United East-India company. Eine Actie von 500 Pfd. Strl. gab dem Inhaber ein Stimmrecht in den Generalversammlungen, und aus den Besitzern 4 solcher Actien wurden die 24 Directoren gewählt, in deren Händen die Führung und Regierung des ganzen Geschäfts lag. Die

hieraus entstandenen Eigenmächtigkeiten gaben zu manchen Beschwerden Anlaß, und die Compagnie konnte in Folge derselben 1732 nur mit großer Mühe die Erneuerung des Freiheitsbriefes erlangen, beschwichtigte jedoch alle Opposition durch ein Darlehn von 1 Mill. Pfd. Strl., womit sie 1744 der Geldverlegenheit der Regierung abhalf.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts traten Verhältnisse ein, welche die Compagnie nöthigten, neben dem Mercantilinteresse, welches sie bisher allein geleitet hatte, auch ein politisches in sich aufzunehmen, dessen Verfolgung sie zuletzt wider ihren eigenen Willen zur Erlangung einer wahren Territorialherrschaft in Ostindien führte. Die Franzosen hatten nämlich bis dahin ebenfalls einige Territorialbesitzungen in Ostindien erworben, als deren Hauptort Pondichery sich schon früh emporhob. Die alte Rivalität beider Nationen kam auch hier zur Erscheinung, und ihre Kriege in Europa pflanzten sich bis nach Ostindien fort. Der französische Gouverneur Dupleix kam zuerst auf den Gedanken, sich durch Theilnahme an den mannichfach wechselnden politischen Verhältnissen der ostindischen Staaten einen Einfluß auf diese zu verschaffen, und sich so nach und nach in den Stand zu setzen, den Handel der Engländer zu überflügeln, oder wenn es möglich, diese ganz aus Ostindien zu verdrängen. Die Engländer, um nicht ihren Nebenbuhlern weichen zu müssen, mußten nun ebenfalls auf einen solchen Einfluß denken, und nun entspann sich der lange Kampf zwischen beiden Nationen, der sich indeß zu Englands Vortheil endigte. Der gewandte Dupleix, welcher mit großer Beharrlichkeit seinen Plan verfolgte, wurde plötzlich abgerufen, seinen Nachfolgern gingen alle Kenntnisse in die ostindischen Angelegenheiten ab, und so im Frieden zu Paris 1763 für die Franzosen alle die Früchte wieder verloren, welche jener im Süden der Halbinsel zu erringen gewußt hatte. Zugleich hatten die Engländer auch in Bengalen, wo sich bisher die Nabobs allerhand Bedrückungen gegen sie erlaubt hatten, zu den Waffen gegriffen und durch mehrere entschiedene Siege ihre Herrschaft am untern Laufe des Ganges ansehnlich erweitert. Doch waren ihre Bemühungen, ein politisches Friedenssystem in Ostindien zu befolgen, vergeblich. Durch den Verfall des mongolischen Reichs hatten sich hier eine Menge kleiner Staaten gebildet, deren Fürsten kein anderes Interesse kannten, als auf Kosten aller übrigen ihre Herrschaft zu erweitern. Die Folge davon war ein allgemeiner Kriegszustand, der nothwendig auch den Engländern gefährlich werden mußte, zumal da die Franzosen ihren Plan, eine Herrschaft in Ostindien zu begründen, keineswegs aufgaben. Der Sultan von Mysore, Hyder Ali (s. d.), hatte seine Herrschaft durch französische Unterstützung gewonnen. Er kriegte schon 1767—69 mit den Engländern, und als der Kampf dieser mit den Franzosen in Folge der nordamerikanischen Revolution auch in Ostindien wieder ausbrach, beschloß derselbe den Umsturz der englischen Herrschaft daselbst. Der englische Gouverneur Warren Hastings (s. d.) rettete damals mit eben so viel Klugheit und Umsicht als Energie die Compagnie. Die Macht der Franzosen in Ostindien war damals unbedeutend, da die französische Regierung ihre Truppen nach Nordamerika geschickt hatte, und so gelang es Hastings, die einzelnen ostindischen Fürsten zum Gehorsam zu zwingen. Mit den Maratten schloß er einen Separatfrieden, und auch Hyder Ali's (dieser war während des Kampfes gestorben) Nachfolger, Tippo Saib (s. d.), welcher sich nach Abschluß des Pariser Friedens zwischen England und Frankreich von seinen Verbündeten verlassen sah, mußte 1784 zu Mangalore mit der Compagnie Frieden schließen. Diese Schritte der Compagnie machten die indische Regierung von dem Directorium in London fast ganz unabhängig. Da indeß bei diesen Kämpfen die Oekonomie der Compagnie sehr in Verfall gerieth, und 1772 eine Anleihe bei der Bank von 60,000 Pfd. und bei der Regierung von 1,400,000 Pfd. Sterl. eröffnet werden mußte, erhoben sich im Volke und im Parlamente Stimmen allgemeiner Mißbilligung, bei welcher Gelegenheit auch das unmoralische Verfahren gegen die tributbar gemachten ostindischen Fürsten und Stämme scharf gerügt wurde. Der Schwierigkeit einer verbesserten Verwaltung glaubte man dadurch zu begegnen, daß die Compagnie ihre Verwaltung mit dem Ministerium theile, daß britische Gesetze in allen ihren Anwendungen in Ostindien eingeführt und daß das Gelangen zu Directionsstellen erschwert würde.

Hierdurch entstand die Reform von 1773, deren Unwirksamkeit sich aber bald erwies, und die mancherlei Debatten vorzüglich in den Jahren von 1782—1784, wo Fox als Minister am 18. Nov. 1783 mit der berühmten East-India bill, nach welcher 7 vom Parlament ernannten Commissarien die höchste Gewalt und das Schutzrecht über Indien zu übergeben sei, hervortrat. William Pitt's Plan (1784), die Errichtung eines Bureaus der Oberaufsicht über die ostindischen Angelegenheiten (Board of controul), welches von der Krone abhängig dem Ministerium einverleibt wurde, drang indeß durch, und sämmtliche Geschäfte der Compagnie mußten nun durch dieses Collegium gehen. Die Besoldung des Generalgouverneurs, der Präsidenten und Räthe wurde vom König bestimmt. Eine geheime Comité, aus drei Directoren bestehend (secret comitee), verhandelt und beschließt mit dem Board ohne Mitwissen der übrigen. Die Actieninhaber, welche schon früher nicht mehr den ganzen Gewinn, sondern 8 Proc. Dividende erhielten, sind nunmehr machtlos, auch werden die Minister seitdem über diese Angelegenheiten zur Verantwortung gezogen und die ganze ostindische Verwaltung bleibt Ministerialgeheimniß. Die Acte von 1784 bildet demnach, durch eine neue Acte von 1786 noch verbessert, die Grundlage der heutigen englischen ostindischen Compagnieverfassung. Obschon indeß die erwähnte Bill auch erklärte, daß es dem Wunsche, der Ehre und der Politik der englischen Nation entgegen sei, Eroberungspläne in Ostindien zu verfolgen, so konnte an Ort und Stelle der Kampf doch nicht vermieden werden. Lord Cornwallis (s. d.), Hastings' Nachfolger, mußte gegen den eroberungssüchtigen Tippo Saib aufs neue die Waffen ergreifen. Ein 4jähriger Krieg (1789—92) kostete dem Sultan die Hälfte seiner Besitzungen. Lord Cornwallis Verwaltung war ausgezeichnet. Neben dem, daß er sich durch seine Energie gegen den Sultan bei allen ostindischen Fürsten Achtung verschaffte, unterdrückte er auch mancherlei Mißbräuche der Compagniebeamten und erleichterte die Lage der Eingebornen, sodaß diese Vertrauen zur englischen Behörde faßten. Sein Nachfolger Sir John Shore handelte im friedlichen Sinne seines Vorgängers. Glücklich vorbereitet war die ostindische Compagnie unter Marquis Wellesley's (s. d.) Generalgouvernement, als mit Napoleon's Feldzug nach Aegypten ein gewaltiger Sturm über sie hereinzubrechen drohte. Indeß alle Besorgnisse waren beseitigt, als die französische Expedition in Aegypten durch die Schlacht bei Abukir vereitelt war. Der von der Franzosen gewonnene Tippo Saib brach zu früh los und verlor bei der Erstürmung von Seringapatnam (4. Mai 1799) Thron und Leben und Englands Macht in Dekan wuchs hierdurch wieder bedeutend. Das politische System der Compagnie bildet sich immer fester aus. Einerseits bezweckte dieses die äußere und innere Sicherheit der verbündeten Fürsten, wußte aber andrerseits auch nicht weniger für die Zukunft jegliche Auflehnung derselben gegen das englische Interesse unmöglich zu machen. Verträge dieser Art wurden von Wellesley mit dem Fürsten von Mysore, dem Nizam und den Fürsten von Karnatik und Audh geschlossen. Sie nahmen insgesammt zu ihrer Beschützung englische Truppen in Sold und verpflichteten sich, aller Feindseligkeiten mit andern Staaten sich zu enthalten und ihre Streitigkeiten der Compagnie vorzulegen. Auch die noch drohend den Engländern gegenüberstehenden und mit den Franzosen einverstandenen Marattenfürsten mußten, in mehreren Treffen aufs Haupt geschlagen, im Dec. 1803 ähnliche Verträge mit der Compagnie eingehen und ihr bedeutende Ländereien abtreten. Der Einfluß der Franzosen war somit in Ostindien vernichtet. Spätere Empörungen einzelner Marattenfürsten wurden bis zum Jahre 1818 gänzlich erstickt und die Compagnie sah ihre Herrschaft in Centralindien fest begründet. Solchergestalt ist die englisch ostindische Compagnie aus einer Handelsgesellschaft durch die Entwickelung einmal gegebener Verhältnisse eine politische Macht geworden, welche jetzt aber ganz unter der Leitung der Krone steht.

Der Freibrief der ostindischen Compagnie wurde in der letzten Zeit gewöhnlich nur auf 20 Jahre ertheilt. Schon bei seiner letzten Erneuerung im Jahre 1813 wurde das Handelsmonopol bedeutend beschränkt, indem man der Compagnie nur den Alleinhandel mit China ließ und auch dieses Monopol verlor sie bei der Erneuerung des Freibriefs im

Jahre 1833. Die öffentliche Meinung erklärte sich laut gegen diese Beschränkung des Handels. Schon 5 Jahre vor Ablauf des Freibriefs begann der Sturm dagegen. Im Jahre 1829 übergab Lord Lansdowne eine Petition der Kaufleute von Manchester; ihr folgte eine Petition von Birmingham, durch Huskisson, dem Canning zu diesem Zwecke seinen Sitz im Unterhause für die Stadt überlassen hatte und Whitmore, ein anderer Gegner der Compagnie, trug auf Ernennung einer Commission an zur Untersuchung der Angelegenheit; sein Antrag aber wurde nach langen Debatten ohne Abstimmung verworfen. Gleich beim Beginn der Sitzung von 1830 erneuerte Lord Ellenborough im Oberhause, Peel im Unterhause die Einsetzung eines Untersuchungscomité, das endlich ernannt wurde, nachdem man lange gestritten hatte, ob, nach Peel's Antrag, drei Directoren der Compagnie mit im Comité sitzen sollten. Der im Juli abgestattete Bericht fiel, wie man sagt, durch ihre Einwirkung, günstig für die Compagnie. Die Regierung knüpfte jetzt durch den Herzog von Wellington Unterhandlungen mit den Directoren der Compagnie an, um sie zu freiwilligen Aufgeben des Chinahandels gegen angemessene Entschädigung zu bewegen; allein die Tories mußten jetzt das Staatsruder an die Whigs abtreten, doch vergaß Lord Grey über die große Frage der Parlamentsform die unwichtigere der Reform des ostindischen Privilegiums nicht. Charles Grant (jetzt Lord Glenelg) veranlaßte im Jahre 1831 von neuem die Ernennung eines Untersuchungscomité, das aber keine Resultate gab. Whitmore gab den Directoren der Compagnie die Schuld, keine genügende Auskunft gegeben, die Freunde derselben dagegen beschuldigten Whitmore durch ungeschickte Leitung der Untersuchung Alles verdorben zu haben. Im Jahre 1832 trat ein neues Comité zusammen, das sich auf Grant's Antrag, für die einzelnen Fragen in verschiedene Sectionen theilte und so einen Bericht erlangte, der, zwar überaus umfassend, sich nur auf die Darlegung der Thatsachen beschränkte und einigermaßen unparteiisch erschien. Doch währenddem war die Dauer des Parlaments verflossen und zum Discutiren und Beschlußfassen war es zu spät. Grant erneuerte jetzt mit den Directoren der Compagnie im Namen der Regierung die frühern Unterhandlungen, in einer allgemeinen Versammlung der Actionärs am 25. März 1833 wurden vier Briefe vorgelesen, die nicht weniger als fünf Stunden wegnahmen, ohne einen Beschluß herbeizuführen, da der Präsident und Vicepräsident gar nicht, die übrigen Directoren nur theilweise auf die Vorschläge des Ministers eingehen wollten. Die Unterhandlungen dauerten bis in die Mitte des Sommers. Endlich am 17. Juni beantragte Grant im Unterhause die drei Beschlüsse, welche über das fernere Schicksal der ostindischen Compagnie entscheiden sollten: doch das Unterhaus nahm so wenig Theil an dieser Angelegenheit, daß von den 655 Mitgliedern des Hauses nicht mehr als 42 gegenwärtig waren und von diesen nur 6 an der Discussion Theil nahmen.

Von den drei Resolutionen enthielt die erste die Ansicht, es sei zweckmäßig den Handel mit China allen Briten freizugeben; die zweite, die Compagnie solle alle ihre Activa der Krone übergeben und diese alle Passiva übernehmen; die dritte, man solle der Compagnie die Regierung des britischen Indiens unter den vom Parlamente zu stellenden Bedingungen noch auf 20 Jahre überlassen. Bald nach Annahme dieser Resolutionen vom Oberhause brachte Grant eine auf sie basirte Bill ins Unterhaus. Vergeblich ließen die Actionärs durch Cutlar Fergusson eine Petition dem Hause vorlegen, in welche sie gegen sieben nicht unwichtige Bestimmungen der Bill protestirten, sie wurden nicht gehört; auch die Vorsteher der Compagnie suchten sich gegen die Annahme der ihnen verderblichen Bill zu sträuben, die Directoren versammelten sich und beantragten einen Beschluß dahin, daß der Generalversammlung die Annahme der Bill nicht zu empfehlen sei. Dieser Antrag wurde durch das Amendement verdrängt, die Bestimmung der Bill zwar zu tadeln, aber die Genehmigung der Bill und das Aufgeben der Handelsprivilegien zu empfehlen, um nur das Regierungsrecht noch auf 20 Jahre zu retten. Das Amendement ging durch, wogegen die beiden Präsidenten einen ausführlich motivirten Protest zu Protokoll gaben, und die Actionäre schlossen sich der Meinung der Majorität der Directoren an. Noch an demselben Abende am 16. Aug. erhielt die Bill die dritte Lesung im Oberhause.

Der neue, nach so langen Kämpfen erlangte Freibrief der Compagnie, vom 28. Aug. 1833 datirt, führte den Titel: „Acte zur Herbeiführung eines Abfindens mit der ostindischen Compagnie und einer bessern Verwaltung der indischen Besitzungen Sr. Majestät, gültig bis zum 30. April 1854" und enthält 114 Artikel. Wir erwähnen hier nur die wichtigern Artikel, insofern sie Abänderungen des Freibriefs von 1813 enthalten. Die Compagnie behält demnach die Regierungsgewalt über alle in ihrem Besitze befindlichen Ländereien, mit Ausnahme der Insel St. Helena, auf weitere 20 Jahre; gibt aber dagegen alle ihr als einer Handelscompagnie zustehenden Rechte und Privilegien auf und tritt ihr ganzes Vermögen nebst allen Einnahme-Gefällen, ausstehenden Forderungen 2c. an die Krone ab. Als Entschädigung dafür sichert ihr die Krone Annuitäten zum Belauf von 630,000 Pfd. St. jährlich zu, d. i. den Betrag der höchsten Dividende, die jährlich unter die Actionärs vertheilt werden darf ($10^1/_2$ Proc. von dem 6 Mill. Pfd. St. betragenden Nominalcapitale), welche Summe von den Einkünften Ostindiens erhoben und durch ein Capital von 2 Mill. Pfd. St. garantirt werden soll. Nach Ablauf von 40 Jahren erhält das Parlament das Recht, die Annuitäten durch Auszahlung des Capitals und zwar von 100 Pfund für je 5 Pfd. 6 Sh. abzulösen; wird dagegen die Regierungsgewalt der Compagnie schon nach 20 Jahren abgenommen, so erhält diese dann das Recht, die Auszahlung des Capitals zu verlangen. Diese Gelder bleiben von den Finanzen des britischen Reichs gänzlich getrennt und alle Ausgaben werden von den Einkünften der indischen Besitzungen bestritten, alle Einnahmen auf keine andere als diese Besitzungen verwandt. Die Regierung übernimmt die gesammte öffentliche Schuld Indiens. Sie hatte schon einen Theil derselben angekauft und bei einer sicher zu erwartenden Vermehrung der Einkünfte wird die Zahlung der genannten Annuitäten oder des Capitals keine Vermehrung der Schuld herbeiführen, die nach offiziellen Berichten (bei Montgomery Martin in den „Statistics of the colonies of the british Empire" Lond. 1839) am 30. April 1835 33,984 654 Pfd. St., nach andern Angaben (in Murray's „Historical and descriptive account of British India" Lond. 1840) am 30. April des folgenden Jahres 29,832,299 Pfd. St. mit 1,426,326 Pfd. St. Zinsen betrug. Die Gesammteinnahme des Jahres 1837 betrug 16,272,209, die Gesammtausgabe 14,018,488 Pfd. St. Durch die neuen Einrichtungen der Charte von 1833 sind die regelmäßigen Jahresausgaben gegen die früheren um 82,990 Pfd. St. vermehrt worden, das Hauptübel des frühern Finanzsystems ist aber, wenigstens theilweise, nämlich in der Einrichtung der Landrente, geblieben. In Indien wird nämlich die Ernte des cultivirten Bodens zusammengeworfen und davon nimmt die Regierung ihren Antheil, den sie entweder in natura aufspeichert oder gegen Geld an die Bewohner wieder verkauft. Vor der muhamedanischen Herrschaft betrug dieser Antheil $10^1/_2$ Proc., die Muhamedaner erhöhten ihn auf 25, ja sogar auf $33^1/_3$ Proc., und die Engländer nahmen diese Einrichtung an, gingen aber auch von dem frühern Principe ab, das den Steuereinnehmern untersagte, statt der Naturalien Geld zu verlangen, wenn es die Bauern nicht anboten. Diese willkürliche Art der Besteuerung mußte nothwendig die Ausbreitung der Cultur unmöglich machen, da, so lange das Princip besteht, von den Feldfrüchten so viel für die Regierung zu nehmen, als der Bauer, ohne zu verhungern, entbehren kann, Niemand mehr baut, als er nothwendig braucht. Man hätte also vor Allem die Landrente auf einen bestimmten Betrag feststellen sollen, was bisher nur theilweise und nur sehr mangelhaft geschehen ist. Jedes Hindudorf bildet eine Republik für sich; jedes Mitglied der Gemeinde besitzt sein Land erb und eigen; von allen Landbesitzern (Ryots) wird oder wurde ein Oberhaupt und ebenso von mehreren Dörfern eines Bezirks zusammen ein Zemindar gewählt, der in allen Angelegenheiten, namentlich auch in Betreff der Steuer, der Vermittler zwischen der Gemeinde und der Regierung ist. In den meisten Gegenden ist diese Würde erblich und so konnte es leicht geschehen, daß die mit der Landessprache und den Sitten der Bewohner nicht vertrauten Engländer Anfangs diese Zemindars für Eigenthümer oder Herren des Landes und die übrigen Einsassen für ihre Vasallen oder Pächter hielten und die Zemindars fanden es nicht in ihrem Vortheil, diesen Irrthum aufzuklären.

Als im Jahre 1793 der Gouverneur von Calcutta Lord Cornwallis in den Provinzen Bengalen, Behar und Orissa die bis dahin unbestimmt gewesene Landrente ein für allemal und zwar für jede Provinz besonders zu fixiren beschloß, wandte er sich in dieser irrigen Voraussetzung, nicht an die Landbesitzer, sondern an die Zemindars, legte ihnen eine bestimmte Zahlung auf und überließ es ihnen, sie unter die Ryots zu vertheilen. Die Folge davon war eine Menge von Ungerechtigkeiten und Verwirrungen aller Art, doch äußerten sich auch manche sehr günstige Wirkungen auf die Production des Landes, besonders auf die Indigoproduction und selbst auf eine künftige Vermehrung der Zuckerplantagen in Bengalen. In den Nordwestprovinzen (Agra) stellte man im Jahre 1830 die Landrente, jedoch nur auf 30 Jahre, und wie Einige behaupten, zu hoch fest. In der neuern Zeit sind in einem Theile der Provinz Madras Versuche gemacht worden, die Landrente nach einem andern Systeme zu fixiren, doch ohne günstigen Erfolg, da man sie nicht nach Provinzen und Districten, sondern für jedes einzelne Feld besonders festsetzen wollte. Auch in der Präsidentschaft Bombay sind Versuche angestellt worden; jedoch wurde die Abgabe nur in einigen Districten und für jedes Dorf besonders bestimmt und so hoch, daß sie zu einer unverhältnißmäßig hohen Besteuerung der Baumwolle, des hauptsächlichsten Rohprodukts dieser Districte geführt hat (S. John Briggs „The cotton trade of India“ Lond. 1840). Die Landrente bildet den wichtigsten Theil der ostindischen Staatseinnahmen. Andere ergiebige Finanzquellen sind der Stempel auf gerichtliche Dokumente, das Salzmonopol in Madras und Bengalen, das die Salzpreise um 288 Procent steigert, das Opiummonopol in Bengalen, das Tabaksmonopol in Madras; sie wirken sehr drückend auf das Land; dazu kommen einige Zölle, Schifffahrts- und Marktabgaben und die Einkünfte des Münz- und Postwesens.

Die Regierung über Ostindien steht zweien einander coordinirten Collegien zu: dem von der Generalversammlung der Actionäre gewählten Collegium von 24 Directoren und dem von der Königin gewählten Controlcollegium. Jenes übt die Gewalt im Namen der Compagnie, dieses im Namen des Souveräns von Großbritannien. Das erstere übt die wirkliche Regierung, wenige der Generalversammlung reservirte Fälle ausgenommen, doch müssen seine Beschlüsse und Instructionen erst dem Controlcollegium vorgelegt und von diesem gutgeheißen worden sein, ehe sie nach Indien expedirt werden können; das letztere muß erst seine Befehle und Instructionen dem Directorium zur Berathung vorlegen, kann aber an den Beschlußnahmen des Directoriums Aenderungen machen, die jedoch von diesem verworfen werden können; werden die Anträge des Controllcollegiums dreimal vom Directorium verworfen, so hat es das Recht sie als Gesetze nach Indien zu senden. Um diesem schwankenden Zustande seiner Obermacht ein Ende zu machen, verlangte das Directorium bei der Erneuerung der Charte im Jahre 1833 die Befugniß, daß bei einer Spaltung der beiden obersten Gewalten das Parlament als Schiedsrichter eintrete und die oberste Controle übernehme; der Minister aber lehnte diesen Antrag ab, unter dem Vorwand, das Recht an das Parlament zu petitioniren stehe ja dem Directorium stets frei. Bei Verhandlungen, welche Geheimniß fordern, kann der Präsident des Controllcollegiums von dem Präsidenten des Directoriums verlangen, daß die Papiere nur einem „geheimen Comité“, bestehend aus dem Präsidenten, Vicepräsidenten und ältestem Director, vorgelegt werden. Beide Collegien verhandeln nur schriftlich mit einander. Zu diesen obersten Gewalten in London kommt eine dritte in Calcutta. Der Generalgouverneur ist, nach der neuen Charte, Inhaber der obersten Militär-, Civil- und Justizgewalt in Indien; er kann Krieg erklären und Frieden schließen, Verträge eingehen, Gesetze und Verordnungen erlassen, die aber den Parlamentsacten nicht widersprechen dürfen, und von dem Directorencollegium wieder aufgehoben werden können. Als Gesetzgeber darf der Generalgouverneur nur mit Hinzuziehung seines Regierungsrathes handeln, der aus drei seit längerer Zeit dienenden Beamten der Compagnie, einem Mitglied, das nicht Beamter ist, und dem Generalcommandanten der Truppen besteht. Kann der Generalgouverneur mit seinen fünf Räthen nach dreimaligen Verhandlungen nicht einig werden,

so handelt er ohne sie; ihr Protest wird aber nach London geschickt und nach Untersuchung der Angelegenheit wird von den dortigen beiden Collegien, wenn sie es nöthig finden, entweder der Gouverneur oder die dissentirenden Räthe abgesetzt. Durch den neuen Freibrief ist zugleich temporär, unter Vorsitz Macaulay's, eine Gesetzgebungscommission zur Revision der in Indien geltenden Gesetze niedergesetzt und von ihr bereits ein vollständiges Criminalgesetzbuch bekannt gemacht worden, welches 1836 dem Generalgouverneur und zwei Jahre später dem Hause der Gemeinen vorgelegt wurde, ohne daß es bis jetzt Gesetzeskraft erlangt hätte. Es erfuhr verschiedene Beurtheilungen, zeichnet sich aber besonders durch die jedem Gesetz beigefügten erläuternden Beispiele aus; die Todesstrafe ist darin nur für Mord und Hochverrath beibehalten.

In Bezug auf die innere Verwaltung theilte die neue Charte das englische Ostindien in vier Präsidentschaften, indem den bereits bestehenden Gouvernements Fort William (Bengalen), Fort St. George (Madras) und Bombay die von Agra hinzugefügt ward, die aus den neuerdings eroberten nordwestlichen Theilen Bengalens bestand; doch ist diese Präsidentschaft Agra in neuester Zeit wieder aufgehoben und in eine von Fort William abhängige Vicepräsidentschaft verwandelt worden, so daß der jedesmalige Generalgouverneur, zugleich Gouverneur von Bengalen und Agra ist. Die beiden andern Gouverneurs von Madras und Bombay, deren jeder einen Regierungsrath von drei Mitgliedern zur Seite hat, leiten nur die Civilverwaltung ihrer Provinz, stehen aber auch in dieser Beziehung unter dem Generalgouverneur, der in ihren Rathsversammlungen den Vorsitz übernehmen, sie zur Rechenschaft ziehen und absetzen kann. Die Ausdehnung der Gewalt des Generalgouverneurs wurde bei den Verhandlungen im Jahre 1833 sehr bekämpft. Weniger Anfechtungen erlitten die Veränderungen in der kirchlichen Verwaltung. Da das Bisthum von Calcutta, das die sämmtlichen englischen Besitzungen in Asien umfaßt, offenbar zu ausgedehnt war, wurden zwei neue Bisthümer in Madras und Bombay errichtet, beide Bischöfe aber als Suffragane dem Bischofe von Calcutta untergeordnet. Die Justizverwaltung blieb unverändert. Neben den eingebornen Richtern für Bagatell- und Polizeisachen in jedem Orte, bestehen in jedem Districte (Zillah) mit Europäern besetzte Gerichte erster Instanz für bedeutendere Criminal- und Civilsachen, welche zugleich die zweite Instanz der indischen Richter bilden; von ihnen geht der Instanzenzug an die Apellhöfe der Hauptstädte und von diesen nach London an die Königin und ihren geheimen Rath. Alle diese Gerichte sind aber in den verschiedenen Provinzen verschieden organisirt, und im Allgemeinen, namentlich bei den Untergerichten, soll die Justizpflege schlecht, kostspielig und langsam sein. Die eben erwähnte Gesetzcommission ist mit ihrer Reform beauftragt. Gegenwärtig wird in Criminalfällen noch nach dem muhamedanischen, indischen oder englischen Gesetze geurtheilt, je nach der Religion der Parteien. Die Europäer in dem „Mofussil“, d. h. in den zu einer der drei Hauptstädte nicht gehörigen Ländern, konnten sich früher, mit Umgehung der Gerichte ihres Wohnorts, an die der Hauptstädte wenden; doch dieses Recht wurde ihnen 1836 durch eine Verfügung des Generalgouverneurs entzogen, nach der Behauptung der Gesetzgebung, um die in der neuen Charte ausgesprochene Gleichstellung der Eingebornen mit den Europäern durchzuführen, nach der Meinung der Letztern aber, weil die Compagnie, die ihnen nach der Charte von 1833 den Aufenthalt im Mofussil nicht mehr verwehren könne, ihnen denselben so viel als möglich verleiden wolle. Im Jahre 1813 blieben nämlich der Compagnie nur noch zwei Monopole: der Chinahandel und das Recht, jedem britischen Unterthan den Aufenthalt in Indien und den Handel mit andern Orten als mit den drei Haupthäfen zu verwehren. Die Charte von 1833 hob auch diese Vorrechte auf; und jeder Europäer kann sich jetzt in allen Häfen, in denen ein Zollamt sich befindet und im Innern in allen Provinzen, die seit dem Jahre 1800 unter englischer Herrschaft stehen, niederlassen und daselbst Handel treiben; nur die später erworbenen sind noch der Compagnie reservirt. Diese Reform ist übrigens von geringem Belang, nur die Beschränkung, die Compagnie um Erlaubniß zu bitten, die selten oder nie verweigert ward, ist aufgehoben und die Europäer haben keine willkürliche Ausweisung zu

befürchten, die aber auch früher selten vorkam. Die Compagnie hatte keinen Grund, gegen diese Reform sich so laut zu beklagen, da nach dem Verlust des ausschließlichen Handels mit Indien auch der Handel mit dem Innern längst nicht mehr einträglich war. Wichtiger war der Kampf um das Monopol des chinesischen Handels. Der Minister unterstützte seinen Antrag zur Aufhebung des Monopols mit folgenden Gründen: die öffentliche Meinung sei entschieden gegen die Fortdauer solcher Alleinrechte und habe sich seit 10 bis 15 Jahren so bestimmt dagegen ausgesprochen, daß ein so umfassendes Vorrecht, wie der Chinahandel, nicht länger fortbestehen könne: auch sei dieser der Compagnie nicht mehr so vortheilhaft als früher, schon habe sie seit einigen Jahren den Handel mit Indien aufgegeben, da sie ihn ohne Verlust nicht habe fortsetzen können; derselbe Fall werde, auch ohne Einschreiten des Parlaments, mit dem chinesischen Handel eintreten; theile man die letzten 15 Jahre in drei gleiche Perioden, so betrage der Gewinn, den die Compagnie aus diesem Handel gezogen, am Ende der ersten Periode $1^1/_2$ Mill., am Schlusse der zweiten nur 830,000 Pfd., am Ende der dritten 730,000 Pfd. St.; auch scheine sich das Verhältniß zu China so zu gestalten, daß eine Compagnie, die selbst Unterthan sei und keine politische Gewalt über die andern Unterthanen habe, nicht mit dem eigensinnigen despotischen und anmaßenden Volke der Chinesen werde fertig werden können, und müsse sie sich einmal von China zurückziehen, so werde es den Engländern schwer werden, dort wieder Handelsverbindungen anzuknüpfen. Schon bestehe nach dem Beispiel der ostindischen Compagnie in China eine chinesische Handelsgesellschaft, die im Jahre 1713 gegründet, trotz des Widerstandes der englischen Compagnie, immer festeres Bestehen errungen habe und seit 1760 das ausschließliche Recht des chinesischen Handels mit dem Auslande besitze; es sei zu erwarten, daß mit dem Monopol der englischen Compagnie auch das der Hongkaufleute aufhören werde und das werde für den englischen Handel ein großer Gewinn sein. Uebrigens sei schon jetzt eine Anzahl Privatleute mit der Compagnie in Concurrenz getreten, denen die Compagnie seit der Charte von 1813 die Erlaubniß ertheilt habe, Handel zwischen Ostindien und China zu treiben. Dieser Handel habe 1814 nur 1000 Tons, im Jahre 1830 schon 6000 Tons Schiffsräume beschäftigt, wogegen sich der Handel der Compagnie im gleichen Maße verringert habe; denn 1813 habe die Ein- und Ausfuhr der Compagnie nach China $13^1/_2$, im Jahre 1830 aber nur $11^1/_2$ Mill. betragen. Die Compagnie werde also diese Concurrenz nicht lange aushalten können und gewiß auch bald diesen Handel aufgeben müssen, wenn ihr auch das Parlament das Monopol nicht nehme. Die Aufhebung des Letztern sei aber für alle Theile förderlich. Das läugneten die Vertheidiger der Compagnie. Sie behaupteten, die Existenz der Compagnie beruhe auf dem Handelsmonopol, ihr verdanke England den Handel mit Indien und China, ihr den schönsten Edelstein der britischen Krone — Ostindien. Undankbar sei es, ihr jetzt das Recht zu nehmen, auf dem sie beruhe und somit das Lebenselement zu entziehen. Die Verbindung des Handels mit der Regierung sei, was man auch dagegen sagen möge, für Ostindien eine Wohlthat; nur der Ertrag des chinesischen Handels habe den Ausfall in der Finanzverwaltung des Landes decken können, und diese werde ohne jenen ihrem Ruine entgegen gehen.

Dieser letztere Grund der Directoren war aber schon 1813 durch genaue Berechnung widerlegt und der Compagnie bewiesen worden, daß sie seit 1793 bei ihren Handelsunternehmungen im Ganzen Verlust erlitten und also nur durch die Territorialeinkünfte die jährliche Dividende habe decken können. Der Widerstand der Compagnie war also vergeblich; sie mußte ihren Alleinhandel aufgeben und sich nur mit der Herrschermacht begnügen. Ein Uebelstand war auf diese Weise gehoben; ein anderer ist geblieben. Die Verwaltung eines Landes unterscheidet sich von der Verwaltung eines Gutes darin, daß bei dieser der Verwaltende Gewinn bezweckt, bei jener vernünftigerweise nicht. Die Staatseinnahmen sollen eigentlich nur dazu dienen, die Verwaltungskosten zu decken; bei der ostindischen Compagnie müssen sie auch die regierende Macht bereichern, deren 3,579 Actionärs (so viele waren nach der letzten Berechnung) die Dividende von $10^1/_2$ Proc. sichern. Ein solches System muß der ganzen Verwaltung eines Landes einen unerfreulichen Anstrich geben, wie viel

Gutes auch sonst die Verwaltung haben mag. Die Ansichten sind darüber getheilt. Thornton behauptet, Ostindien sei das beste Geldland in der Welt, Montgomery Martin, es sei in dieser Beziehung das unglücklichste. Jener mag Recht haben, wenn er die jetzige Regierung mit der früheren unter den eingebornen Fürsten vergleicht; aber Martin hat auch Recht zu tadeln, wenn er berücksichtigt, was eine freisinnigere Verwaltung aus den ungeheueren Hülfsmitteln machen könnte. „Zweierlei, sagt er, in seiner „History of Eastern India" (Lond. 1839), fällt mir besonders auf, wenn ich die Zustände Indiens studire: 1) der außerordentliche Reichthum des Landes, 2) die außerordentliche Armuth des Volkes". Man irrt sich sehr, wenn man die ostindische Bevölkerung für reich und ihren Handel für bedeutend hält. Die Ausfuhr britischer Produkte nach Indien ist im Verhältniß zu der großen Bevölkerung unbedeutend. In den westindischen Colonien kommen an englischen Fabrikaten im Durchschnitt jährlich 4 Pfund auf jeden Einwohner; eben so viel auf St. Mauritius; im Cap der guten Hoffnung rechnet man 6 Pfd. auf den Kopf; in Neu-Süd-Wales 8; in Ostindien nur 6 Pence. Und doch ist die Einfuhr englischer Waaren ungehindert, der Einfuhrzoll sehr niedrig, Transitzölle, Canalzölle, Straßengelder bestehen gar nicht. Nimmt man nun an, daß fast alle in Ostindien ansäßige Briten, Beamte, Militärs und Kaufleute im größten Wohlstand leben, so ist leicht zu errathen, daß die unbedeutenden britischen Einfuhren von ihnen allein, von den Eingebornen gar nicht consumirt werden. Schon darin liegt ein Beweis für die Armuth der Indier; bei größerer Wohlhabenheit würden sie sich leicht an europäische Bedarfs- und Luxusartikel gewöhnen und das wäre für die englische Industrie ein ungeheurer Gewinn. Dann aber müßten den Ostindiern auch Mittel gelassen werden, den Reichthum ihres eigenen Landes zu benutzen. Das geschieht aber nicht; die Einfuhr aus Ostindien ist in England verhältnißmäßig ebenso unbedeutend wie die Ausfuhr dorthin. Von den $4^1/_2$ Mill. Centnern Zucker, die Großbritannien und Irland jährlich consumiren, kommen nicht 200,000 Centner aus Ostindien — weniger als aus der kleinen westindischen Insel St. Vincent; England verbraucht jährlich 500,000 Gallonen Rum, von denen Ostindien, mit Einschluß von Ceylon nur 40,000 liefert; von 40 Mill. Pfd. Kaffee kommen aus Ostindien und Ceylon nur 10 Mill.; von 400 Mill. Pfd. Baumwolle nur 50 Mill.; von 50 Mill. Pfd. Tabak nur 50,000 Pfd.; von 6 Mill. Pfd. Seide nur $1^1/_2$ Mill.; von 60 Mill. Pfd. Schafwolle nur 1 Mill.; von 2 Mill. Ctr. Flachs und Hanf nur 20,000; von 600,000 Pfd. Cochenille nur 200 Pfd.; von $3^1/_2$ Mill. Bushels Leinsaat nur 300,000, obgleich sie in Ostindien besser und wohlfeiler sein soll als in irgend einem andern Lande; von 41 Mill. Pfd. Thee kaum einige hundert Pfd., obgleich die Staude dort wild wächst und bei sorgsamer Pflege ganz England versorgen könnte. Diese Angaben sind dem „Colonial magazine" (Jan. 1840) entnommen; es sind freilich nur runde Summen, sie stimmen aber mit den amtlichen Angaben von 1836 überein und wären, wenn auch nur halb wahr, jedenfalls auffallend genug. Ein Hauptgrund zu dieser Erscheinung liegt in dem englischen Zollsystem, das weder Freund noch Feind verschont. Das Produkt der eigenen Colonien muß, aus Ostindien nach England gebracht, Eingangszölle von 30 bis 100 Proc. des Werthes entrichten und Ostindien muß das englische Produkt mit einem Zolle von kaum 3 Proc. aufnehmen. Sollte Ostindien und das vereinigte Königreich als verschiedener Herren Länder behandelt werden, so könnte nur eine angemessene Reciprocität des Zollsystems das beiderseitige Interesse befördern; ohne dem wird der Austausch der Produkte und somit der Handel gehemmt. Ostindiens Handel geht eher zurück als vorwärts. In den 10 Jahren von 1816 bis 1825 betrug die Einfuhr nach Ostindien 916,220,850 Rupien (10 Rupien 1 Pfd. St.); die Ausfuhr 1,909,412,208 Rupien. In dem folgenden Jahrzehend von 1826—35 betrug die Einfuhr 798,072,892, die Ausfuhr 1,099,227,994, der ganze Umsatz 1,897,300,886, also eine Verminderung von 12,111,382 Rupien, obgleich seitdem das Gebiet und die Bevölkerung sehr zugenommen hat. Von Calcutta, dem bedeutendsten der drei Einfuhrhäfen geht aus amtlichen Angaben bis zum Jahre 1837 hervor, daß die Gesammteinfuhr in den fünf Jahren 1832—37, im Vergleich zu den vorhergehenden fünf

Jahren sich nur um 318,464 Rupien, die Gesammtausfuhr um 490,440 Rupien vermehrt hat, was nur eine Folge der unsichern Grundlage des chinesischen Handels war; die Einfuhr aus England nach Calcutta erfuhr aber eine Verminderung von 2,812,496, die Ausfuhr von Calcutta nach England eine Verminderung von 6,508,410 Rupien. Jetzt hat die neue Charte von 1833 keine Veränderung im Handel zwischen England und Ostindien hervorgebracht. Nach Montgomery Martin schwankte der Werth der jährlichen Ausfuhr von Ostindien nach England während der Dauer der frühern Charte zwischen 30 bis 35 Mill. Rupien; seit 1833 ist sie nur ein Mal über 33 Mill. gestiegen; der einzige Unterschied ist, daß die Einfuhr, die bis gegen Ende 1830, und die Ausfuhr, die bis 1833 zur Hälfte in den Händen der Compagnie gewesen, jetzt ganz in die Hände von Privatpersonen übergeht. Bedeutenden Aufschwung erfuhr aber der Handel Ostindiens mit andern nicht zu England gehörenden Ländern, so daß die Gesammteinfuhr in Ostindien (die von England mit gerechnet), welche 1833 zwischen 26—31 Mill. schwankte, gleich darauf auf 60 und nach und nach bis auf 89 Mill. stieg; die Gesammtausfuhr, vor 1838 im Werth zwischen 35—50 Mill., stieg plötzlich auf 112 und bald auf 136 Mill., wovon jedoch ein großer Theil dem Opiumhandel zuzurechnen ist.

Eine bedeutende Veränderung brachte die neue Charte in dem Geldwesen Ostindiens hervor. Vor 1812 lag das ganze Banquiergeschäft fast ausschließend in den Händen von 6 großen Häusern (Palmer, Alexander, Mackintosh u. Comp., Ferguson u. Comp., Colvin u. Comp. u. Cruttenden u. Comp.), die, mit den Mitgliedern der Comp. in engster Verbindung stehend und von diesen auf jede Weise begünstigt, von den Beamten große Summen als Deposita erhielten, sie ihnen mit 10 Proc. verzinsten und das Geld selbst zu Vorschüssen und andern einträglichen Geschäften verwandten. Seit der Freigebung des Handels wurden ihnen diese Geschäfte durch die Concurrenz von andern Personen streitig gemacht; sie erhielten zwar nach wie vor bedeutende Deposita von den Compagniebeamten, mußten aber diese Gelder entweder in weniger sichern Geschäften, oder in Häusern und liegenden Gründen anlegen, wo sie bei plötzlicher Nachfrage nach Geld nicht immer gleich zu realisiren waren. Es erfolgten große Verluste und im Jahre 1830 stellte plötzlich das Haus Palmer u. Comp. mit einer Schuldenlast von ungefähr $2^1/_2$ Mill. Pfd. Sterl., seine Zahlungen ein; zwei Jahre darauf folgte das Falliffement von Alexander u. Comp. mit einer noch größern Schuldenlast und dann die der vier Andern. Die Passiva aller 6 Häuser sollen sich zusammen auf 15 Mill. Pfd. Sterl. belaufen haben, wovon die Gläubiger kaum den 4. Theil als Dividende zurückerhielten. Unmittelbar nach diesem ungeheuren Verluste folgte die Charte von 1833 und die ostindische Compagnie sah sich genöthigt, das bis dahin im ostindischen Handel angelegte Capital ebenfalls zurückzuziehen; und so entstand plötzlich ein Geldmangel, der allen Handel zu vernichten drohte. Doch jetzt trat die Speculation der Privaten helfend ein. Handelshäuser in London und Calcutta traten auf, die, als Commanditen oder Agenturen mit einander in engster Verbindung, sich sehr eifrig bemühten, Waaren in Consignation zu erhalten. Die Londoner Häuser ließen durch ihre Reisenden in den englischen Fabrikstädten Waaren zu etwas höheren Preisen, doch mit der Bedingung aufkaufen, daß die Zahlung erst nach dem Verkaufe in Ostindien geschehe; und gleichzeitig kauften ihre Agenten in Calcutta indische Produkte auf, wobei sie den Vortheil hatten, daß der Ertrag aus dem Verkauf der europäischen Waaren einige Zeit in ihren Händen gelassen und zu theilweisen Vorschüssen von ihnen verwendet werden durfte. Diese Commanditen in Calcutta sollen allmälig fast den ganzen Handel mit England an sich gebracht haben und nahe daran sein, sich factisch ein ähnliches Monopol zu schaffen, wie das gesetzliche der ostind. Comp. war. In neuerer Zeit sind auch wieder einige Banken entstanden. Die Unionbank, von vormaligen Theilhabern der 6 Häuser gebildet, hat ihr Capital von 75,000 auf 800,000 Pfd. Sterl. vermehrt; die Bank von Bengalen, bei welcher die Comp. zum 5. Theil betheiligt ist, gibt Noten aus, welche von der Regierung als Steuerbezahlung angenommen werden. In Agra haben die Beamten der Compagnie, in Madras die Regierung eine Bank errichtet; auch in Bombay besteht seit einigen Jahren eine Bank. Doch alle diese Einrichtungen fallen zu Gunsten Englands aus; Indien hat einen ansehn-

lichen Theil seiner Gold- und Silbervorräthe schon längst nach dem Mutterlande wandern sehen und alljährlich folgen neue Sendungen nach, ohne daß es ein Aequivalent dafür erhielte. Der reine Ueberschuß des seit 1811 von der Compagnie aus Indien nach England eingeführten baaren Geldes wird auf 7,976,819 Pfd. Sterl. angegeben; und das ist nur ein kleiner Theil des aus Indien gezogenen Gewinn; Privatpersonen haben viel größere Schätze mitgebracht. Dazu kommen Geldsendungen aus Indien nach Ceylon und andern Kroncolonien gegen Wechsel auf den Staatsschatz; dazu die aus dem Handel mit China gewonnenen Gelder, die nach Europa gehen, während statt des Geldes die Wechsel zur Bezahlung des der Compagnie gehörenden Opiums nach Ostindien kommen. Die regelmäßige Aussaugung Indiens läßt sich am deutlichsten in den Summen erkennen, die alljährlich von den Staats- und Territorialeinnahmen ausgezahlt werden. Im Jahre 1839 wurde dem Parlamente eine Uebersicht solcher Zahlungen vorgelegt, die vom 1. Mai 1838 bis dahin 1839 in England geleistet worden sind. Die Civilausgaben nämlich, außer der Dividende für die Actionärs, die Gehalte und Kosten des Directoriums, des Controllcollegiums, des East-India-House, einiger Lehranstalten u. s. w., ferner die Zinsen der irländischen Schuld, die Pensionen, zum Theil auch die Kosten der Gesandtschaft in Persien und der Agentschaft in China belaufen sich auf 1,643,980 Pfd. Sterl.; die militärischen, wozu außer Pensionen, Transportkosten, Ankauf von Kriegsmaterial u. s. w., auch die Anschaffung und Ausrüstung zweier Dampfschiffe gehören, auf 2 Mill. Pfd. Sterl., zusammen also mehr als $3^1/_2$ Millionen jährlich, welche allein in England von den Abgaben der Bewohner Indiens bezahlt werden; dazu kommen die colossalen Gehalte der englischen Beamten. Der Generalgouverneur erhält jährlich 240,000 Rupien, jeder Gouverneur 120,000, jedes Mitglied des Rathes von Indien 96,000, jedes Mitglied der Gouvernementsräthe 60,000, jeder Bischof 24,000, das Militär jährlich ungefähr 100 Mill. Rupien; Alles Ausgaben, die neben den wenigen indirecten Abgaben die oben beschriebene Landrente decken muß. Der geringe Anbau Ostindiens zeigt sich am besten in der häufig wiederkehrenden Hungersnoth. Eine der letztern, deren die Annalen Ostindiens erwähnen, war diejenige, die das unglückliche Land zu Ende des Jahres 1837 heimsuchte und ungefähr 5 Monate dauerte. Im ganzen Lande sollen in dieser Zeit viele Hunderttausende verhungert sein. In Agra wagten sich die Einwohner nicht mehr in die Vorstädte hinaus, weil die Luft von den in der Nähe liegenden Leichen verpestet war. Die Ursache der Hungernoth war Dürre und Mißwachs, die Folgen Cholera, Pocken und andere ansteckende Krankheiten. Solche Zustände können nur in einem Lande eintreten, wo die ganze Masse der Bevölkerung in tiefer Armuth lebt. Die Lage der indischen Bauern soll nach englischen Schriftstellern noch jammervoller sein als die des irländischen. Mit ländlicher Arbeit verdient er jährlich 50—70 Shilling, was freilich bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel ungefähr 4—6 Pf. Sterl. in England gleich kommen mag. Dem angesessenen Bauer (Ryot) wird von dem Ertrag seines kleinen Guts in der Regel mehr als ein Dritttheil (oft zwei Dritttheile) durch den Steuereinnehmer abgenommen; das Uebrige muß ausreichen zur täglichen Nahrung, welche in Reis besteht, zur Bekleidung, zur Instandsetzung seines Hauses, das in drei Tagen aus Lehm, Stroh und Blättern aufgebaut wird. Dabei ist der größere Theil der Ryot's mit Schulden überladen; der Wucherer nimmt für seine kleinen Vorschüsse monatlich 3 Proc.; er gibt das Geld zur Saatzeit und hält sich an die Ernte, die meistentheils auf diese Weise verpfändet ist. Die Landwirthschaft ist in dem kläglichsten Zustande, die Werkzeuge, die man Pflug und Egge nennt, verdienen kaum diesen Namen; gedüngt wird gar nicht, denn der Kuhmist ist heilig; nur für die Bewässerung wird große Sorge getragen und seit 20 Jahren hat die Regierung angefangen, dabei thätig mitzuwirken. Das Eintreten der regelmäßigen Regengüsse ist von der höchsten Wichtigkeit, da ihr Ausbleiben sogleich Hungersnoth herbeiführt; die abwechselnde Benutzung des Bodens kennt man nicht, man saugt den Boden aus so lange es geht; alljährlich im Mai wird Reis gesäet und im August geerntet, dann folgt, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, bis zum nächsten April noch eine zweite und oft eine dritte Ernte, zuweilen von Reis, meist aber von andern Getreidearten oder Baum-

wolle; an einigen Stellen ist Land und Klima so günstig, daß die Benutzung ununterbrochen fortgeht. Dennoch schlägt ein wohlunterrichteter Schriftsteller den Ertrag an Reis und andern Getreidearten in Indien jährlich nur auf 54 Millionen Quarters an, nicht viel mehr als die jährliche Consumtion an Getreide in Großbritannien und Irland. Mit derselben Quantität wie hier 25 Mill., müssen sich dort fast 110 Mill. Einwohner behelfen. Nächst diesem Getreide bringt Indien schätzbare Handelsartikel in Menge hervor, aber doch nicht soviel, als besserer Cultur möglich wäre. Der Zucker, der in dem Ganges-Delta ursprünglich einheimisch war, wird jetzt nur noch im obern Gangesthal und in Guzerat erbaut; der Tabak, erst von den Europäern eingeführt, gedeiht fast im ganzen Lande, wird aber größtentheils dort verbraucht; der Indigo, erst seit Freigebung des Handels von Europäern angebaut, ist vielleicht der werthvollste Ausfuhrartikel; Bengalen producirt über 9 Mill., Madras 400 000 Pfd. Von Schellack führt Bengalen für 480,000 Pfd. Sterl. aus, Salpeter ist gleichfalls Bengalen eigen. Pfeffer und andere Gewürze wachsen an den Küsten des indischen Meeres; am stärksten ist die Opiumproduction, besonders im mittlern Indien, obgleich sie wieder seit Beendigung des chinesischen Krieges ein wenig gesunken zu sein scheint. Thee und Baumwolle sind ebenfalls in Indien heimisch und seit den Zerwürfnissen mit China hat man ihrer Pflege besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Theeconsumtion in England ist seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bis ins Ungeheure gestiegen. Im Jahre 1708 brauchte man jährlich 60,000 Pfund, im Jahre 1800 nahe an 21 Mill. Pfd., gegenwärtig beläuft sie sich durchschnittlich im Jahre auf 40 Mill. Pfund. In den letzten 32 Jahren (von 1800 an) verkaufte die ostindische Compagnie in London 848,408 119 Pfd. Thee und der britische Staatsschatz nahm hiervon, ohne die Erhebungskosten, 104,836,858 Pfd. Sterl. ein. Diese ungeheuren Quantitäten kamen mit wenigen Ausnahmen aus China. Erst nach Aufhebung des Monopols gerieth die Compagnie auf den Gedanken, die Theepflanze in den Gegenden Indiens, wo sie heimisch ist, einer besondern Pflege zu unterwerfen, und im Jahre 1834 ernannte Lord William Bentink, der damalige Generalgouverneur, ein aus Europäern und Eingebornen zusammengesetztes Comité, um die Sache zu untersuchen und wo möglich die Cultur ins Große zu treiben. Der beste Thee in China wächst zwischen dem 27. und 31.° N. B., in bedeutender Entfernung von dem Meere, auf hügeligem und selbst gebirgigem Lande, wo im Winter das Thermometer bis auf Null sinkt und Schnee zwar fällt, aber nicht lange liegen bleibt, wo im März und April Regen vorherrscht, im Juli und August starke Regengüsse eintreten, der Boden leicht und sandig und aus verwittertem Sandstein und Granit besteht. Alle diese Eigenschaften finden sich in der ostindischen Provinz Assam und der dortige Regierungscommissär berichtete dem Generalgouverneur, daß die Theestaude sich daselbst auf einem Landstrich von einem Monat Weges innerhalb des Gebietes der Compagnie von Suddeza bis an die chinesische Grenzprovinz Yucan wildwachsend finde. Die ersten Theeproben aus Assam kamen 1836 nach England, waren aber von der wildwachsenden Pflanze ohne alle Cultur gewonnen. Später wurden chinesische Aufseher angestellt und in verschiedenen Theilen der Provinz Pflanzschulen angelegt. Proben von dem Product der letztern kamen 1838 in 12 Kisten nach London und fanden dort großen Beifall, obgleich sie in Calcutta durch eine falsche Art des Dörrens etwas verdorben waren. Von den 12 Kisten wurden im Januar 1839 8 zum Verkauf gebracht und gingen um den außerordentlich hohen Preis von 22—34 Shill. das Pfd. ab, der jedoch für ihren wahren Werth keinen Maßstab gibt. Die Production ist noch sehr schwach, denn die Bevölkerung in Assam ist gering, doch zweifelt man nicht, selbst bei niedrigem Arbeitslohn, Menschenhände genug herbeizuschaffen und dadurch diesen Zweig der Landescultur zu vergrößern. Auf jeden Fall hat die Theeproduction in Assam den großen Vorzug vor der chinesischen, daß sie durch das Stromgebiet des Buremputer in leichte Verbindung mit den Seehäfen treten kann. Auch die Baumwolle ist in Indien heimisch, namentlich in dessen westlichen Provinzen. Seit undenklichen Zeiten kleidet sich die ganze Bevölkerung in baumwollene Stoffe und bis vor etwa 50 Jahren führte die ostindische Compagnie große Quantitäten solcher Gewebe nach Europa. Ir

Jahre 1789 kam die rohe Baumwolle aus Asien über Dänemark und Flandern zuerst nach England und ungefähr 15 Jahre später gelang es der Compagnie, aus ihren damaligen Besitzungen rohe Baumwolle nach England hinüber zu schiffen. Im Jahre 1819 betrug die Ausfuhr roher Baumwolle aus Ostindien 40 Mill. Pfund; später schwankte sie zwischen 50 und 100 Mill., wovon jedoch der größere Theil nach China ging. Nimmt man hierzu das Quantum, das im Lande selbst verbraucht und von John Briggs (The cotton trade of India, London 1840) jährlich auf 750 Mill. Pfd. veranschlagt wird, so ergibt sich eine jährliche Production von mehr als 800 Mill. Pfund, und doch ist nach den genauen Nachweisungen des genannten Schriftstellers kaum die Hälfte des culturfähigen Bodens angebaut. Die westliche Hälfte Ostindiens vom 13. bis 27. Breitengrade, ungefähr 200,000 Meilen groß, ist zum Anbau der indischen Baumwolle geeignet und könnte den ganzen Bedarf Indiens und Europas liefern; an der Ostküste und in Bengalen gedeihen die amerikanischen Sorten vortrefflich; im Süden der Halbinsel die Baumwolle von der Insel Bourbon, an andern Stellen die ägyptische Baumwolle. Die Versuche, welche dies bewiesen haben, sind bisher meist nur zu wissenschaftlichen Zwecken, zur Erlangung von Prämien u. s. w., ohne Aufwand von Capitalien und ohne commercielle Speculation von Beamten angestellt worden; man kann aber nicht zweifeln, daß sie auch bei umfassendern Unternehmungen sich erfolgreich und gewinnbringend zeigen würden. Uebrigens könnte auch die einheimische Baumwolle durch sorgfältige Behandlung mit allen andern Sorten concurriren; sie hat zwar kürzere Fasern, zeichnet sich aber durch Stärke und Feinheit aus. Weil die Hindu auf das Spinnen große Sorgfalt verwenden, so sind sie beim Ernten der Baumwolle weniger vorsichtig und das rohe Product kommt nicht so rein von den Bäumen, wie es geschehen müßte, um es mit Erfolg nach England auszuführen; doch dieser Mangel ließe sich leicht beseitigen. Zwei andere Hindernisse sind dem größern Anbau der Baumwolle weit nachtheiliger, der Mangel an guten Communicationsmitteln und die mangelhafte Einrichtung der Landsteuer. In der Provinz Guzerat z. B., welche für die Baumwolle die wichtigste ist, beträgt die Einnahme der Producenten von der rohen Baumwolle nur 25—50, die der Regierung 50—75 Proc. Kann der Eigenthümer die Abgabe nicht gleich entrichten, so nehmen ihm die Beamten der Compagnie das rohe Product ab, legen es auf bloße Erde in Haufen und bedecken diese wieder mit Erde, wodurch natürlich die Waare feucht und schlecht und der Preis niedriger wird. Auch das Zollsystem und die Abschließung Ostindiens gegen alle europäischen Privatunternehmer, die bis 1813 dauerte, später aber durch ihre Aufhebung zu manchen unklugen Handelsunternehmungen führte, die nur Verluste und Fallissements nach sich zogen, hat auf eine ausgedehntere Baumwollencultur einen nachtheiligen Einfluß geübt.

In Bezug auf die Communicationsmittel ist Ostindien sehr stiefmütterlich bedacht. Erst in den neuesten Zeiten, erst vor wenig Jahren hat die ostindische Regierung einige gangbare Straßen eingerichtet. Von den bestehenden können nur wenige Wege mit Rädern befahren werden, in der Regenzeit gar keine. Die Waaren aus dem Innern werden von Ochsen herbeigetragen, ein eben so unbequemes als kostspieliges Transportmittel. Ein Ochse trägt 160 Pfund, geht nur etwa 7—8 Meilen täglich und muß am 7. rasten; eine Heerde von 100, oft 1000 Köpfen erfordert eine große Anzahl Treiber, muß täglich neu beladen und Abends ihrer Last entledigt werden und kann, wenn Regen eintritt, oft gar nicht weiter, theils weil die Wege bodenlos sind, theils weil manche Waaren, wie die Baumwolle, naß und zu schwer wird. Auf diese Weise treffen die Güter oft erst nach Eintritt der schlechten Jahreszeit in den Seehäfen ein und können nicht mehr verschifft werden. Die Landbewohner, die auf sofortige baare Bezahlung ihrer Producte sehen müssen, sind genöthigt, sie schon im nächsten Flecken zu verkaufen, und ehe die Waare auf dem großen Markt ankommt, ist sie schon durch die dritte, vierte Hand gegangen und also zur Ausfuhr zu theuer. Ostindien hat wenige schiffbare Flüsse, obgleich es reich an befruchtenden Gewässern ist und Lord William Bentink hat zwar auf dem Ganges einige Dampfschiffe einrichten lassen, die aber zum Transport der Truppen, ihres Proviants und Kriegsbedarfs kaum hinreichen. Erst seit Kurzem befahren Dampfschiffe den Dschumma, Ganges und Burem-

puter. Größere Aufmerksamkeit wird in der neuesten Zeit der Verbindung Indiens mit Europa gewidmet. Im Jahre 1830 setzte der Gouverneur von Bombay, Sir John Malcolm, ein Dampfschiff zwischen Bombay und Suez in Fahrt, von wo die Reisenden durch Aegypten nach Alexandrien und von dort weiter durch Dampfschiffe nach England befördert werden. Zwischen Malta und Alexandrien ist eine regelmäßige Dampfschiffahrt eingerichtet, an welche der Landtransport von Alexandrien nach Suez sich regelmäßig anschließt. Die ganze Reise von Bombay bis nach London dauert kaum anderthalb Monat, Briefe gehen oft nur 35 Tage, während die Fahrten um das Vorgebirge der guten Hoffnung ungefähr vier Monate dauern. Im Jahre 1838 wurde von Privatpersonen der Plan einer Dampfschifflinie von Suez direct nach Calcutta entworfen, welche Ceylon und Madras berühren und von den Maldiven aus eine Seitenlinie nach Bombay entsenden soll. Die Regierung ist noch nicht darauf eingegangen, ebenso wenig als eine Privatcompagnie, obgleich die Journale ihn immer wieder lobend besprechen. In der neuesten Zeit ward ein doppelter Plan sehr lebhaft debattirt, berechnet, die Fahrt über Alexandrien und Suez nach Bombay abzukürzen. Englische Privatpersonen gingen damit um, eine Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez zu errichten, während man in Frankreich den Plan entworfen hatte, die Landenge von Suez zu durchstechen und dadurch einen fortlaufenden Wasserweg bis nach Indien zu erhalten. In Bezug auf die Schnelligkeit verdient das letztere Projekt auf jeden Fall den Vorzug, wenn es überhaupt ausführbar ist. Inzwischen ist die Eisenbahn ausgeführt worden.

Die immer verwickelter und ausgedehnter werdenden politischen Verbindungen, die Nothwendigkeit der Compagnie, durch Unterdrückung ihrer Feinde in Ostindien und den benachbarten Ländern sich den gewonnenen Besitz zu sichern, machten allerdings einen schnellern Verkehr mit dem Mutterlande sehr wünschenswerth und höchst wichtig. Die englische Herrschaft, die sich nur allmälig ausbreiten konnte, stuft sich in ihrer Wirksamkeit vielfach ab. Die Fürsten wurden anfangs in Bündnisse verwickelt und traten dann Ländereien gegen Zusicherung militärischen Schutzes ab; Andere wurden mit Krieg überzogen und besiegt; noch Andere auf Anrufen mißhandelter Unterthanen gewaltsam abgesetzt und pensionirt, behielten aber fast alle ihre Titel, ihren Hofstaat und ihre Beamten bei. So starb im Jahre 1837 im 81. Lebensjahre ein solcher Fürst, der sich Großmogul und Herr von ganz Indien, wie seine Vorfahren, nannte, obgleich er keine Scholle besaß. Solcher pensionirte Fürstenfamilien werden in den neuesten Berichten 17 aufgezählt, die zusammen 4,089,144 Pfd. Sterl. an jährlichen Pensionen aus der Staatskasse beziehen. Dieses unmittelbar unterworfene Gebiet umfaßt ungefähr die Hälfte des Landes und im J. 1839 wurde die Bevölkerung der vier Präsidentschaften auf 111 Millionen angegeben. Zwischen den Gebieten der unterworfenen Fürsten liegen andere, die gleichfalls Englands Oberhoheit anerkennen, deren Abhängigkeit aber wiederum Abstufungen macht. Man nennt ihrer 10, obgleich einer von ihnen, der König von Oude, fast ganz von der britischen Regierung abhängig ist; der Radschah von Mysore, seiner schlechten Verwaltung wegen, neuerdings dem Gouverneur von Madras unmittelbar untergeordnet wurde. England ist verpflichtet, diesen Fürsten militärischen Schutz gegen innere und auswärtige Feinde zu gewähren, wogegen sie der ostindischen Compagnie außer einem Landstrich zu Unterhaltung der Truppen und außer einem eigenen militärischen Contingent, auch einen jährlichen Tribut, zusammen 4,339,994 Pfd. Sterl. entrichten und verpflichtet sind, ihre auswärtigen und zum Theil auch ihre inneren Angelegenheiten nach dem Willen der britischen Regierung zu führen. Eine dritte Classe in acht verschiedenen Unterabtheilungen bilden 50—60 andere Staaten, nebst den, unter 150 Sirdars stehenden Gebieten am linken Ufer des Sudledge, welche durch Tractate zu England in ein Schutzverhältniß getreten sind, aber keinen Tribut bezahlen. Gänzlich unabhängig sind bisher geblieben, der Sultan von Lahore, Beherrscher des Punjab, so wie der Radschah von Nepal*), die Emirs von Sinde an den Mündungen des Indus und der Radschah von Dolapur, Barri und Radschakera. Einige Englän-

*) Auch diese beiden Fürsten sind in der neuesten Zeit der engl. Herrschaft unterworfen worden. ...den.

der, z. B. Capitän Sutherland, theilen die einheimischen Staaten, nach ihren Verhältnissen zu England anders ein, in der Hauptsache stimmen sie aber mit der unsern überein. In den Verhältnissen zu den einheimischen Fürsten hat die neue Charte nichts geändert. Die Regierung setzt nach wie vor ihre allmälige Unterwerfung fort. So wurde im Jahre 1834 der Radschah von Kurg, der sich dem englischen Einfluß zu entziehen suchte, von vier Seiten zugleich angegriffen, seine Hauptstadt Mudakerry erobert und er selbst als Pensionär der Compagnie nach Bungalor verwiesen. Ein anderer Fürst Maun Sing, Radschah von Judpur, der dem Generalgouverneur im Jahre 1832 seine Huldigung nicht darbrachte und dann zwei Jahre lang die tractatenmäßigen Subsidien nicht bezahlte, erfuhr ein gleiches Schicksal. Dieselbe Armee, die ihn gezwungen hatte, züchtigte dann einige Häuptlinge der räuberischen Schekkassutis am Indus, schleifte ihre Festungen und behielt den Distrikt von Sambhur als Pfand für die Kriegskosten in Besitz. Im J. 1835 empörten sich die Einwohner von Scheipur und bald darauf in Delhi gegen die Engländer und ermordeten die englischen Commissarien; die Mörder wurden zwar bestraft, aber die Ehrenbezeugungen, die ihre Landsleute ihnen erwiesen, waren bedenkliche Zeichen der Volksstimmung. Im März 1836 trat der bisherige Generalgouverneur Lord William Bentink seiner geschwächten Gesundheit wegen ab und Lord Auckland an seine Stelle. Dieser unterwarf gleich Anfangs die kriegerischen Bergbewohner von Gumsur, und als im folgenden Jahre der König von Oude, einer der Subsidien zahlenden Schützlinge, starb und allerlei Intriguen die Thronfolge zweifelhaft machten, erklärte er sich für den achtzigjährigen Oheim des von der Wittwe des Verstorbenen unterstützten, von den Engländern aber für illegitim erklärten Erben. Anfangs war die einheimische Partei siegreich, der König vertrieb, von einem bewaffneten Volkshaufen unterstützt, den englischen Residenten und setzte den Knaben auf den Thron; bald aber errangen die Engländer einen vollständigen Sieg und der Greis wurde auf den Thron erhoben, nachdem er in einem eigenhändig unterschriebenen Document versprochen hatte, jeden neuen Tractat anzunehmen, den ihm der Generalgouverneur vorlegen würde. Gefährliche Kämpfe bereiteten sich an den nordöstlichen und nördlichen Grenzen Hindostans vor. Der Radschah von Nepal, den England durch lange Kriege nicht zu demüthigen vermocht hatte, benutzte jede neue Feindseligkeit, die von Hinterindien aus die Engländer in immer neue Kriege verwickelten. In Ava wurde im Jahre 1837 der König, ein achtzigjähriger geisteskranker Mann, der einer seiner Frauen die Regierung überließ, durch seinen Bruder Tharawaddi gewaltsam vom Throne gestoßen und gleich darauf erklärte der Usurpator, nachdem er mit Hülfe der Engländer seinen Zweck erreicht hatte, er wolle keine Spione in seinem Lande dulden und verwies den britischen Residenten aus seiner Hauptstadt. Von einer andern Seite hart bedroht, vermochte es England über sich, diesen Schimpf durch friedliche Unterhandlungen beizulegen. Der ganze Nordosten von Hindostan war nämlich durch Einflüsterungen der russischen Agenten in einen bedenklichen Zustand der Aufregung versetzt worden. Die Gebirgsvölker am Indus und in Afghanistan zeigten sich feindlich gegen die englische Herrschaft und obgleich ihre Emirs beim Beginne der Regierung des Lord Auckland den englischen Truppen einen freien Durchzug durch ihr Gebiet versprochen hatten, zeigten sich, nachdem die Engländer die Hauptstadt Kabul besetzt, sehr bedrohliche Zeichen der Unzufriedenheit unter den Bewohnern, nicht allein dieser Stadt, sondern auch rings im ganzen Lande. Der einflußreichste Emir, der sich bisher den Engländern am geneigtesten gezeigt, stellte sich plötzlich an die Spitze der Unzufriedenen. Der Befehlshaber der englischen Armee glaubte Anfangs durch Unterhandlungen die Sache beilegen zu können; plötzlich aber, im November d. J. 1841, brach der Aufstand aus; der englische Resident wurde ermordet und das englische Kriegsheer, nachdem es sich selbst seiner Vertheidigungsmittel beraubt, mehrere Tage lang in seinem verschanzten Lager eingeschlossen, ohne Nahrungsmittel gelassen und endlich zu einem Vertrag gezwungen, in dem es versprach, das Land zu räumen. Bei einer heftigen Kälte zog es, belastet von Gepäck und Frauen, von Kabul ab, während hart auf seinem Fuße ein feindliches Kriegsheer hinter ihm folgte. Des Landes unkundig, wurde es von dem Emir in

Gebirgspässe gelockt, die Frauen und eine große Anzahl der englischen Officiere gefangen fortgeführt und das Heer, 4000 M. stark, fast ganz erschlagen. Ein anderes Heer, das zum Entsatz des Occupationsheeres bestimmt war, erlitt ein gleiches Schicksal in den Khaibarpässen. Dieses Unglück erregte in England die höchste Indignation, Lord Auckland wurde sogleich abberufen und an seine Statt Lord Ellenborough zum Generalgouverneur ernannt. Dieser eilte sogleich, durch neue Siege das Unglück der Engländer vergessen zu machen. General Nott und Sir Henry Pottinger zogen von zwei verschiedenen Seiten gegen Afghanistan heran. Der erstere errang einen glänzenden Sieg über die Bergvölker der Khaibarpässe und als zu gleicher Zeit sich Zwistigkeiten unter den Emiren von Afghanistan zeigten, in Folge dessen die Flucht der englischen Gefangenen begünstigt worden war, als ein neuer Sieg in dem flachen Lande von Afghanistan die englischen Waffen krönte, unterwarfen sich die bestürzten Gebirgsvölker, wenigstens scheinbar der englischen Herrschaft. Die Engländer befleckten das Glück ihrer Waffen durch eine nutzlose Grausamkeit, indem sie die Einwohner Kabul's erwürgten und die Stadt verheerten, und der Generalgouverneur, der in einem vielleicht sehr verzeihlichen Irrthum die vor 700 Jahren durch die damaligen mohamedanischen Eroberungszüge vom Hindutempel zu Somnauth entführten Thore als Siegestrophäe wieder zurückbringen ließ, machte sich durch diese, auf ganz falschen Grundsätzen beruhende Protektion des Bramadienstes in Indien wie in Europa sehr lächerlich, weil Niemand die Thore haben wollte, die von den Afghanen durch den Gebrauch bei einem Grabmal entheiligt worden waren. Die Willkür des Gouverneurs, namentlich in Bezug auf die Befehle der Directoren der Compagnie, zog ihm das Mißfallen derselben zu und er wurde plötzlich, im Jahre 1845 sehr gegen den Willen der Regierung, von diesen zurückgerufen und Sir Henry Hardinge an seine Stelle ernannt. Auch dieser, obgleich mit den friedlichsten Instructionen abgeschickt, sah sich bald nach seiner Ankunft in Calcutta wider seinen Willen in einen Krieg mit den Sikhs verwickelt, die durch innere Anarchie und Haß gegen die Engländer getrieben, am 12. und 13. Dec. 1845 unter Anführung von Tedsch Sing über den Sutledsch gingen und die Engländer, die darauf gar nicht gefaßt waren, angriffen. Ein kurzer aber gefährlicher Krieg war die Folge davon, in welchem die ausgezeichnete Tapferkeit und Kriegsgeübtheit der Sikhs, wie die Mangelhaftigkeit und Zusammenhangslosigkeit der vom Generalgouverneur selbst und dem Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough geleiteten Operationen der Engländer den britischen Waffen fast eine Niederlage bereitet hätten, wenn die Sikhs verstanden hätten ihre Vortheile zu verfolgen. Die Schlachten bei Mudki am 18. und bei Firozschah am 21. und 22. December 1845 waren zweideutig genug, desto glänzender die Siege der Schlachten bei Alliwal am 26. Jan. und bei Sobraon am 19. Febr. 1846, in Folge deren die Macht der Sikhs völlig gebrochen wurde. In dem Frieden zu Lahore vom 9. März wurde das Reich Lahore getheilt und der nördliche Theil längs dem Himalaja, nebst Kaschmir und Hasara dem heimlichen Anhänger Gholab Sing unter die Oberhoheit der Compagnie gegeben, indem er zugleich den Titel Maharadscha erhielt, der südliche Theil verblieb dem Maharadscha Dhulip Sing, welcher aber den Engländern freien Durchzug durch sein Gebiet gestatten und überdies versprechen mußte, nur eine gewisse Anzahl von Truppen zu halten. Beide Fürsten gelobten überdies die Compagnie als Schiedsrichterin bei künftigen Streitigkeiten anzuerkennen und ohne Erlaubniß der Compagnie weder einen Amerikaner noch einen Europäer in ihre Dienste zu nehmen. Das Land zwischen Beas und Sutletsch wurde der Compagnie als unmittelbares Eigenthum abgetreten und ihr eine bedeutende Kriegssteuer gezahlt. Daß ein solcher Frieden nicht lange gehalten werden würde, konnte man leicht einsehen. Schon im October desselben Jahres brach im nördlichen Theile ein Aufstand gegen Gholab Sing aus, der von den Engländern unterdrückt wurde. Eine Untersuchung ergab, daß er von dem Vezir Lall Sing in Lahore angestiftet worden, der daher auch im December abgesetzt und an seine Stelle ein Rath von Sikhs an die Spitze der Geschäfte, aber unter engl. Leitung gestellt wurde. Da aber auch dadurch nur für kurze Zeit die Ruhe hergestellt ward, denn schon im April 1848 wurden zwei englische Officiere ermordet,

welche den designirten Nachfolger des bisherigen Statthalters Mulradsch nach Multan begleiteten. Lieutenant Edwards sammelte sofort ein Corps Pelanen und Beludschen und schlug damit die Armee des aufständischen Mulradsch, der sich zum Fürsten von Multan gemacht hatte; aber der Krieg war damit noch nicht beendigt, sondern entbrannte in dem ganzen südlichen Theile von Lahore und endigte erst im Juni 1849 mit der Einnahme von Multan und Gefangennahme des Divan Mulredsch, worauf Lahore in die unmittelbaren Besitzungen der Engländer aufgenommen wurde. Diesen entscheidenden Sieg und die Erweiterung ihres Gebiets verdankt übrigens die ostindische Compagnie dem Sir Charles Napier, dem sie im Frühjahr dieses Jahres den Oberbefehl über ihre Truppen in Ostindien anvertraute.

Die ostindischen Compagnien anderer Völker betreffend, so bildete sich bald nach der englischen die holländ.-ostindische Compagnie. Schon seit 1593 bestanden in den meisten holländischen Städten Privatgesellschaften, welche Schiffe nach Ostindien aussandten. Die erste dieser Gesellschaften gründete Cornelius Houtman (s. d.) am 2. Apr. 1595 zu Amsterdam. Der glückliche Erfolg ihrer Expeditionen reizte auch andere holländische Städte, diesem Beispiele zu folgen, und innerhalb 5 Jahren besuchten schon 40 holländische Schiffe Ostindien. Am 20. März 1602 traten diese kleinen Gesellschaften in eine allgemeine ostindische Compagnie zusammen, an welcher jeder Bürger der Republik Theil nehmen konnte. Der Fonds derselben betrug $6^1/_2$ Mill. holl. Gulden. Von der Regierung erhielt sie gegen einen Antheil von 25,000 Gulden Capital und 2 Proc. Ausfuhrabgabe, das Monopol des Handels jenseit des Vorgebirgs der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße, so wie das Recht, im Namen der Generalstaaten politische Niederlassungen zu gründen. Jeder Theilnehmer mußte ein Capital von 6000 Guld. erlegen. Die Verhältnisse der Compagnie gestalteten sich in Ostindien sehr schnell und glücklich. Sie entriß den Portugiesen die Molukken (1621), Malakka (1641), Ceylon (1653), Celebes (1660), und 1663 auch die wichtigsten Punkte auf der malabarischen Küste. Die Compagnie wählte aus ihrer Mitte einen Rath von 60 Gliedern, von denen 17 Directoren oder Bewindhebber die erste Behörde bildeten, und übertrug ihm die Gesammtleitung. Seit 1610 vereinigte ein Generalgouverneur in Indien die Civil- und Militärgewalt, dem der Rath von Indien zur Seite stand. Der Mittelpunkt ihrer Macht war Batavia. Sie erlangte nach Vertreibung der Portugiesen von Java den Alleinhandel nach Japan, eroberte 1638 Ceylon, und eine Niederlassung von 30,000 Chinesen auf Formosa, welche sich nach der tartarischen Revolution der neuen Herrschaft nicht unterwerfen wollten, ersetzte einigermaßen den directen Handel mit China. Die Compagnie hatte damals ihre höchste Blüthe erreicht und die Actien stiegen auf 30 Proc. Im 18. Jahrhundert sank aber der Glanz dieser Gesellschaft wieder, verdunkelt von der immer mächtiger werdenden englischen, bis endlich der Krieg mit England (1780) ihren Sturz herbeiführte so daß 1792 ihre auf 107 Mill. Guld. angewachsene Schuld und die Verwaltungskosten weit die Einnahme überstiegen. Im Jahre 1795 wurden ihre Besitzungen für Nationaleigenthum erklärt, die Schulden zu den Staatsschulden geschlagen und der Handel nach Ostindien frei gegeben. Seit 1815 besteht indeß wieder für den chinesischen Theehandel eine Handelsgesellschaft. — Die französisch ostindische Compagnie gründete, nachdem 1601, 1616 und 1622 mehrere Privatgesellschaften vergeblich versucht hatten, sich auf Madagascar festzusetzen, im Jahre 1664 Colbert, nach dem Muster der holländischen, mit einem Fonds von 50 Mill. Franken, wovon der König 3 Mill. übernahm, und einem Octroi von 50 Jahren. Anfangs versuchte die Compagnie, nachdem sie ihre Niederlassungen auf Madagascar als untauglich verlassen hatte, sich auf Ceylon und Surate festzusetzen, errichtete an letzterem Orte 1675 ein Comptoir und erwarb 4 Jahre darauf eine kleine Territorialbesitzung, woselbst Pondichery (s. d.) erbaut und zum Hauptort gewählt wurde. Im J. 1672 bestanden bereits Verbindungen mit China, Siam und eine Factorei in Bengalen, sogar auch eine Militärmacht, in welcher Hinsicht die Franzosen die Lehrmeister der Engländer waren. Allein im Kriege mit den Holländern, welche 1693 auch Pondichery eroberten

und erst 1697 im Ryswicker Frieden zurückgaben, gingen nach und nach diese Vortheile wieder verloren. Die Geschäfte stockten, so daß 1682 der Handel nach Ostindien 5 Jahre lang jedem Fremden freigegeben wurde, mit der Bedingung sich der Schiffe der Compagnie zu bedienen und 2 Proc. abzugeben, aber laut spätern Privilegien 15 Proc. von der Rückfracht zu erlegen. Im J. 1714 wurde das Octroi wieder aufgenommen, doch konnte sich die Comp. nur sehr langsam wieder erholen, da sie auch durch Law's Finanzspeculation große Verluste erlitten hatte. Unter Dupleix stieg die Blüthe der Comp. wieder bedeutend, als ihr England, um sich dieses Nebenbuhlers zu entledigen, den Krieg erklärte. Anfangs blieben die Franzosen im Vortheil, sie nahmen den Engländern 1744 Madras, vertrieben sie von Coromandel, als aber das franz. Ministerium sich in die innern Angelegenheiten der Comp. mischte, Dupleix zurückberief und Directoren und Commissarien nach Gutdünken ernannte, gewannen die Engländer schnell die Oberhand. Zu Land und See geschlagen, mußte die Comp. 1771 nach tapferer Vertheidigung Pondichery den Engländern übergeben. Der König von Frankreich übernahm nach Auflösung der Compagnie (13. Aug. 1769) die Besitzungen der Comp. für 30 Mill. Franken und gab den Handel frei. Seitdem sind spätere Versuche zu Wiederherstellung derselben erfolglos geblieben. — Die dänisch-ostind. Comp. wurde im Jahre 1616 mit einem Fonds von 250,000 Thaler in 250 Actien gegründet, machte anfangs gute Geschäfte, bis das Uebergewicht der Holländer in Ostindien und Mangel an Unterstützung vom Mutterlande sie nöthigte, 1634 ihre Besitzungen dem Mutterlande zu überlassen. Im J. 1670 erhob sie sich von neuem, ging aber 1730 wieder zurück. Endlich erstand sie 1732 wieder als dänisch-asiatische Comp., mit dem Monopol vom Cap der guten Hoffnung bis nach China. Ihr Handel war im vorigen Jahrh. nicht ohne Gewinn, doch ist er seitdem so sehr gesunken, daß 1826 nur eine Schiffsladung nach Tranquebar gegangen ist. Die Angelegenheiten der Gesellschaft leiten 7 Directoren. Die ergiebigste Periode dieser Comp. war 1783, wo in einem Jahre oft 17 Schiffe mit einem Ladungswerthe von 10 Mill. zurückkamen und die Actien auf 1800—1900 Thlr. stiegen, so daß ein Capitalwerth von beinahe 9 Mill. entstand. — Die schwedisch-ostind. Comp., 1731 gestiftet, erneuert 1766 und 1786, bestand unter wechselnder Einrichtung, doch größtentheils günstigen Geschäften hauptsächlich durch die Theilnahme vieler Ausländer, und lieferte in der günstigsten Zeit eine Dividende von 26 Proc. Seit 1806 neu fundirt, hat sie ihren Sitz zu Gothenburg und sendet jährlich ein paar Schiffe nach Ostindien und China.

Ostjaken ist der Name einer finnischen Völkerschaft, deren Wohnsitz besonders die sibirischen Gouvernements Tobolsk und Tomsk des asiatischen Rußlands, die Ufer der Flüsse Tom, Tschulim und Ket, sowie die Mündungsgegenden des Jenisei, Ob und Irtisch bei Surgut, Tobolsk und Beresow sind. Sie zerfällt eigentlich in drei durch Sitten und Sprache völlig von einander geschiedene Völker, die obischen, pumpokoischen und kondischen Ostjaken, und hat in der neuern Zeit an Zahl sehr abgenommen; denn 1784 zählte sie noch 35,262 steuerbare Männer; während ihre Gesammtzahl gegenwärtig kaum 100,000 Seelen betragen dürfte. Ihre Abkunft ist sehr ungewiß, vielleicht sind die Ostjaken in Sibirien am Jenisei, zwischen der obern und untern Tunguska, mongolischen Stammes, denn sie haben eine von der ostjakischen in allen Theilen durchaus abweichende Sprache und sich seit langer Zeit ganz den mongolischen Sitten bequemt.

Ostpreußen heißt der am östlichsten gelegene Theil der preußischen Monarchie, der in Verbindung mit Westpreußen (s. d.) die Provinz Preußen oder das eigentliche sogenannte Königreich Preußen bildet.. Begrenzt wird das Land vom russischen Lithauen, dem Königreiche Polen, Westpreußen und der Ostsee; es ist 706 QM. groß und hat 1,480,318 Einw., die aus eingewanderten Deutschen, Abkömmlingen der alten Lithauer und Masuren gemischt sind. Sie gehören größtentheils der evangelischen Confession an, denn Katholiken gibt es nur 181,553, griechische Christen 1400, Mennoniten 1100 und Juden gegen 7132. Die Landschaft bildet ihrer physischen Beschaffenheit nach

einen Theil des von Westen nach Osten sich ziehenden großen südbaltischen Küstenplateaus, ein Flachland, welches, von einzelnen Sandbergen und Anhöhen überragt und von zahlreichen größern und kleinern Seen bedeckt, neben vielen umfangreichen Flächen sterilen Sand- und Felsbodens auch große Strecken Weideland, Getreide- und Holzboden enthält. Die größten Landseen sind der Spirdingsee, der Warschausee, der Maransersee und besonders der Mauersee; die Hauptflüsse die Memel nebst der Jura, Minge und Dange, der Schleschuppe und dem Nemonin, die Passarge und der Pregel mit der Inster und Alle. Mehrere bedeutende Kanäle, wie der große und kleine Friedrichsgraben, die neue Gilge, die neue Dieme, der johannisburgische Kanal u. s. w. stellen die Verbindung der größern Seen unter einander her, wie denn z. B. der Kanal von Lötzen den Mauersee mit dem Löwentinersee verbindet. Die Bewohner beschäftigen sich weniger mit Fabrikindustrie als mit Production der Urstoffe des Pflanzen- und Thierreichs. Neben ergiebigem Flachs- und Getreide- namentlich Weizenbau, trägt das Land Hülsenfrüchte, etwas Taback und Obst, besonders aber in reichlicher Menge Holz und Torf, und außer der Fischerei ist vorzüglich die Gänse-, Bienen- und Rindviehzucht sehr bedeutend. Die Pferdezucht wird mit besonderer Vorliebe in dem lithauischen Theile von O. behandelt und dadurch das Hauptgestüt zu Trakehnen und die Marställe zu Insterburg und Gutwallen wesentlich gefördert. In der Nähe der Ostsee, besonders am Kurischen Haff, findet man Bernstein. Die Hauptfabrikationsgegenstände sind Leinengarn und Leinwand, welche letztere namentlich in den vier ermländischen Kreisen des Regierungsbezirks Königsberg gefertigt wird. Sie und das Holz bilden die für die Provinz wichtigsten Ausfuhrartikel. Der Handelsverkehr wird nach außen zu durch die Lage an der Ostsee und mehrere gute Häfen und Rheden, im Innern durch die schiffbaren Flüsse und Kanäle begünstigt. In politischer Hinsicht ist die Landschaft in die zwei Regierungsbezirke Königsberg mit 848,000 Einw. auf 408 □M. und Gumbinnen mit 632,000 Einw. auf 298 □M. getheilt. Für die katholische Kirche besteht das Bisthum Ermeland (s. d.), dessen Sprengel sich zugleich über Westpreußen erstreckt und dessen Bischof zu Frauenburg seinen Sitz hat. Die Provinzialstände, die im Verein mit den Ständen Westpreußens sich abwechselnd in Königsberg und Danzig versammelten, bestanden bis zum J. 1848 aus 30 Deputirten der Ritterschaft, 15 Deputirten der Städte, 15 Deputirten der kölmischen Güter. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt O. die Universität zu Königsberg, das akademische Lyceum Hosianum für katholische Theologen und das bischöfliche Seminar zu Braunsberg, die Gymnasien zu Königsberg und Gumbinnen, die Schullehrerseminare zu Königsberg, Angerburg, Eylau, Karalene und Braunsberg und die Hebammenlehrinstitute zu Königsberg und Gumbinnen. Die Hauptstadt von O. wie der ganzen Provinz Preußen ist **Königsberg** (s. d.); außerdem ist Pillau durch seinen Hafen, Eylau und Friedland durch die Schlachten am 6. und 7. Febr. und am 14. Juni 1807, und Tilsit durch den für Preußen unglücklichen Frieden merkwürdig (S. **Preußen**).

Ostracismus (Scherbengericht) hieß bei den Athenern das Gericht, nach welchem Staatsbürger, welche zu einflußreich geworden waren, durch Stimmenmehrheit auf 10 Jahre in die Verbannung geschickt wurden. Bei Verurtheilung zum O. schrieb jeder Bürger den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Ostrakon) und legte denselben auf den dazu bestimmten Platz auf dem Markte nieder. Die Mehrzahl der Stimmen entschied. Die Verbannung durch O. hatte nichts Entehrendes, und war nur eine heilsame Vorsichtsmaßregel, dergleichen einflußreichen Männern jede Gelegenheit zu nehmen, ihren Einfluß zu mißbrauchen. Oft war indeß bloßer Neid die Haupttriebfeder dazu und beschränkte durch den O. die freie Wirksamkeit großer Männer für ihr Vaterland. Nach Verlauf der 10 Jahre kehrte gewöhnlich der Verbannte zurück und gelangte wieder zum Genuß seiner Güter und Bürgerrechte. Gegen Verbrecher wurde der O. nicht in Anwendung gebracht. Der O. wurde zu Anfang des 6. Jahrh. unter **Klisthenes** (s. d.) zunächst in Athen eingeführt, von **Alcibiades** (s. d.) aber wieder gänzlich abgeschafft. Auch in andern Städten Griechenlands, wie in Argos, Megara, Syracus und Milet finden

wir die Anwendung dieses Gerichts. Vgl. Fr. Jacobs „Rede eines Ungenannten über den Ostracismus“ in den „Vermischten Schriften“ (Bd. 6, Lpz. 1837).

Ostrog, eine verfallene Stadt in Wolhynien, mit ungefähr 7000 Einw., worunter viele Juden, war früher die befestigte Residenz der mächtigen souveränen Fürsten von O. — Konstantin, Fürst von O., war ein berühmter Heerführer zu Anfange des 16. Jahrh. und besiegte die Tataren und Moskowiter in mehr als dreißig Schlachten. — Seine Enkelin war die unglückliche Helszka (Elisabeth), Fürstin von O. Obgleich ausgezeichnet durch Schönheit, sollte sie nach dem Willen ihrer Mutter unverheirathet bleiben. Doch im J. 1554 raubte sie der Fürst Sanguszko, dessen Gattin sie wurde. Nach seiner Ermordung verlobte sie der polnische König Sigismund August dem Grafen Gorka; allein auch diesmal konnte sie nur mit Gewalt den Händen der Mutter entrissen werden. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls ward sie wahnsinnig und starb in frühen Jahren. — Konstantin Basili von O., einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, fiel in dem Kampfe der Polen gegen die Russen in die Gefangenschaft des Zaren Iwan Wasiljewitsch, der ihn vergebens in seine Dienste zu locken suchte. Nachdem es ihm gelungen, zu entfliehen, ernannte ihn der polnische König Sigismund erst zum Großhetman von Lithauen, und dann, nachdem er 1511 über die Russen den glänzenden Sieg bei Orsza davon getragen hatte, zum Wojewoden von Wilna. Als eifriger Anhänger des griech.-christlichen Glaubens war er ein heftiger Gegner der Jesuiten und der Union der griechischen und römischen Kirche, bemühte sich aber auf der Synode zu Thorn eine Vereinigung mit den Reformirten in Polen herbeizuführen. In seiner Residenz O., die durch ihn sich sehr hob, legte er eine hohe Schule, in der hauptsächlich die griechische und lateinische Sprache getrieben wurde, und eine Druckerei an, aus welcher auf seine Veranstaltung 1581 die berühmte ostroger altslawische Bibelübersetzung hervorging. Er starb 1608, fast 100 Jahre alt. — Bald nach seinem Tode fanden die Jesuiten durch die Fürstin Anna Aloiza von O. Eingang in O. und gründeten hier 1629 ein sehr ansehnliches Collegium. — Die männliche Linie der Fürsten von O. erlosch 1673 mit dem Fürsten Alexander; die großen Güter gingen an die Fürsten Sanguszko über.

Oströmisches Kaiserthum, s. Byzantinisches Reich.

Ostrolenka, Bezirksstadt in der Wojewodschaft Plock in Polen, am Narew, mit 2000 Einw., ist bekannt durch die Schlachten am 16. Febr. 1807 zwischen den Preußen und Franzosen, und 26. Mai 1831 zwischen den Russen unter Diebitsch und den Polen, worin die letztern geschlagen wurden. In der Nähe ein großer Wald, die sogenannte ostrolenkasche Wildniß.

Ostrowski, Anton Johann, Graf, aus einer der ältesten polnischen Familien, der der Ravita's entsprossen, zählt unter seinen Vorfahren, den berühmten Christian O., der im J. 1410 die siegreichen Heere des Königs Jagello gegen die deutschen Ritter befehligte, und ward 1782 zu Warschau geboren. Sein Vater Thomas von Ostrow Ostrowski, geb. 1735, war abwechselnd Minister und Senator der Republik Polen, Wojewode, Präsident des Senats für das Herzogthum Warschau und nachher des Königreichs. In solcher Schule mußte der junge O. seinen Geist bald auf die öffentlichen Angelegenheiten gerichtet sehen. Sein Vater wünschte, daß er noch als Kind den wichtigen Verhandlungen jenes bekannten vierjährigen Reichstages beiwohnte, von dessen Arbeiten die freisinnige Constitution vom 3. Mai 1791 das Resultat war. Das erhebende Schauspiel einer gesetzgebenden Versammlung ergriff auf's Lebhafteste die jugendliche Einbildungskraft O.'s, und seitdem entstand bei ihm jener glühende Patriotismus, welcher die Triebfeder seines ganzen Lebens ward. O. studirte bis 1800 zu Leipzig, und unterstützte dann seinen Vater, einen kundigen Landwirth, in Verwaltung seiner ausgebreiteten Güter in der Ukraine. Als 1806 die Franzosen unter Murat in Warschau einzogen, trat er einer der Ersten unter jene Ehrengarde, welche der Stamm der später so berümten Lanciers ward. Nach Bildung der provisorischen Regierung und der Kammer für den König und die Civilverwaltung wurde O. Mitglied der Militärabtheilung, und nachdem Napoleon

eine Regierungscommission eingesetzt hatte, Regierungsrath. Während des Reichstages von 1809, auf welchem sein Vater als Marschall den Vorsitz führte, betrat O. als Landbote von Brzeziny seine legislative Laufbahn. Er bekämpfte auf der Bank der Opposition mit Standhaftigkeit alle Eingriffe der Gewalt, zu denen Napoleons Minister dem sächsischen Hofe riethen. Als 1809 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, wurde O. zu einem der Directoren der provisorischen Regierung erwählt und mit der Vertheidigung Warschau's beauftragt. Während des Reichstages von 1812 war er Mitglied des eingesetzten Conföderationsrathes. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzuges widersetzte er sich der Erklärung des Bundesrathes zu Gunsten Rußlands und folgte mit dem Grafen Stanislaus Potocki, damals Präsidenten des Ministerrathes, dem Corps Murats, wohnte der Niederlage bei Leipzig bei, war Zeuge von dem unglücklichen Ende Poniatowsky's, wurde gefangen, erhielt jedoch von Alexander die Erlaubniß zur Rückkehr nach Warschau. Nach der Entsagung des Königs von Sachsen auf Polen, war der Graf Anton O. Mitglied der Commission, welche Alexander im Namen des Senats des Herzogthums Warschau für die neue Verfassungsurkunde danken sollte. Er erhielt bei dieser Gelegenheit vom Kaiser den St. Annenorden, und bei seiner Rückkehr nach Polen den St. Stanislausorden erster Klasse. Damals hielt selbst der 70jährige Thomas O. die neue Regierung Polens für einen Gewinn, als er, auf dem Posten eines Staatspräsidenten bestätigt, in feierlicher Versammlung die polnische Verfassungsurkunde aus den Händen der kaiserlichen Commissarien empfing und ausrief: „Wehe dem, der es wagen sollte, sie anzutasten!“ — Constantin löschte indeß bald die Hoffnungen wieder aus, welche sein kaiserlicher Bruder entzündet hatte. Thomas O. war einer der Ersten, dem die Binde von den Augen fiel, und der Schlag traf ihn so hart, daß er ihm erlag. Er starb am 5. Febr. 1817. Anton O. wurde noch in demselben Jahre Senator-Kastellan. Er beharrte in der Senatorenkammer fest auf dem Wege der Opposition und trat den stolzen Launen des Großfürsten kühn entgegen, obwohl dessen Rache so groß und so kleinlich war, daß er von ihm nicht allein in allen politischen Unternehmungen, sondern selbst in den industriellen Verbesserungen seiner Güter gestört wurde. O. hatte gerade die Schweiz, Frankreich und Deutschland durchreist, um den gewerblichen Zustand dieser Länder kennen zu lernen, als ihn in Leipzig die Nachricht von der Revolution des 29. Nov. erreichte. Er folgte dem Rufe des Vaterlandes, konnte aber, von den preußischen Behörden in Breslau aufgehalten, erst am 24. December Warschau erreichen, wo er sogleich das Zaudern des Dictators laut billigte. In der merkwürdigen Sitzung vom 25. Jan. 1831, wo die Absetzung des Kaisers Nikolaus ausgesprochen wurde, legte er den größten Eifer für diesen nothwendig gewordenen Schritt an den Tag und erinnerte in einer Rede an die oben erwähnten Worte seines Vaters, als diesem die Verfassungsurkunde vom Kaiser übergeben wurde. Kurz vor diesem Schritte wurde er zum General und Befehlshaber der Nationalgarde und Sicherheitsgarde von Warschau ernannt. An der Spitze dieser Truppen wußte O. mitten unter den Meinungsverschiedenheiten, welche am Ende auch sich unter den hochherzigsten Patrioten zeigten, stets die musterhafte Ordnung zu erhalten, vertheidigte dabei als Mitglied des Reichstages die Freiheit der Presse gegen einige furchtsame Gemüther und bekannte sich mit Wärme für die revolutionäre Bewegung, in sofern sie dem Interesse des Vaterlandes dienen könne. Bei der Wahl neuer Wojewoden wurde ihm noch in demselben Jahre diese Würde verliehen. Als im Monat August 1831 der Reichstag eine Deputation nach Bolinow zu Skrzynecki sandte, um diesen zu einer Schlacht zu bewegen, befand sich Graf O. unter den hierzu auserlesenen Senatoren, und machte bei der Weigerung des Generalissimus den Bericht an den Reichstag, welcher Skrzynecki's Absetzung zur Folge hatte. Die Folgen der 15. Augustnacht konnte O. nicht verhindern, und als sich der schlaue General Krukowiecki, unterstützt von der Volkspartei, unter dem Titel eines Regierungspräsidenten eine fast dictatorische Gewalt hatte übertragen lassen, was sein Eifern vor dem Reichstage nicht hatte abwenden können, nahm O. am 23. August seine Entlassung als Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Als Paskiewitsch den Sturm von Warschau begann, kämpfte er als Freiwilliger auf

den Wällen, und eilte von hier, als der General Prondzynski der Reichstagsversammlung die Unmöglichkeit des längern Widerstandes vorstellte, in den Sitzungssaal, um für den Kampf auf Leben und Tod zu stimmen. Es war aber zu spät; der Präsident Krukowiecki hatte schon mit den Russen unterhandelt, und die polnischen Truppen zogen sich über die Pragaer Brücke zurück. O. unterzeichnete mit seinem Bruder, dem Reichstagsmarschall Wladislaus O., noch die Absetzungsacte Krukowiecki's und beide folgten hierauf der Armee. Als Vorsitzender bei dem Reichstage zu Zakroczyn bestand O. auf Fortsetzung des Krieges. Er eröffnete den Plan, über die Weichsel zu gehen und sich in die Wojewodschaft Krakau zu werfen, allein ein Gegenbefehl des Oberbefehlshabers Rybinski vereitelte diesen allgemein gebilligten Vorschlag, und eingeengt von den Russen diesseits und jenseits der Weichsel, mußte auch der entschlossenere Theil des Heeres, bei welchem sich O. befand, ein Asyl in Preußen suchen. Hier verfaßte O. noch im Namen des Heeres ein Manifest an die Könige und Völker Europa's, „im Namen des Völkerrechts die Freiheiten der polnischen Nation unter ihren Schutz zu nehmen, und Gerechtigkeit und Billigkeit in den Verfügungen herrschen zu lassen, welche in Rücksicht auf seine unglücklichen Brüder würden getroffen werden". Dieses Actenstück, das Testament der polnischen Revolution, wurde am 4. Oct. 1831 vom Obergenerale im Hauptquartiere von Swiedziebno unterzeichnet. O. wählte mit seiner Frau und 10 Kindern Frankreich zu seinem Asyl.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Ostseeprovinzen, heißen im weitern Sinne die fünf längs der Ostsee gelegenen russischen Gouvernements Kurland (s. d.), Livland (s. d.), Esthland (s. d.), Ingermannland oder Petersburg (s. d.) wie Finnland (s. d.); im engern Sinne versteht man nur die drei erstgenannten Provinzen darunter. Sie waren einst Besitzungen Schwedens, zum Theil seit dem Anfange des 18. Jahrh., zum Theil erst 1809 mit Rußland vereinigt. Das Großfürstenthum Finnland hat seine besondere Verfassung, und die Provinzen St. Petersburg, Esthland, Liefland und Kurland, in welchen zwar die gewöhnliche Gouvernementsregierung eingeführt ist, hatten, mit Ausnahme des Gouvernements Petersburg, einige Reste ihrer früheren Regierungsverwaltung, so wie gewisse Privilegien erhalten; auch ist in denselben die Leibeigenschaft aufgehoben. Der Flächeninhalt der gesammten Ostseeprovinzen beträgt 9000 □M. mit nur etwa 3,700,000 Bewohnern.

Osymandyas, einer der ältesten ägyptischen Könige, lebte nach Einigen um 2000 vor Chr., und erbaute das kolossale Memnonium bei Theben und andere Riesenwerke. Letronne hielt die Erzählung von O. und seinen Werken für eine bloße Erfindung ägyptischer Priester, Otfr. Müller dagegen glaubte, der Name O. sei eine appellativische Bezeichnung für Erbauer ungeheurer Bauwerke und Memnonien überhaupt, das in Rede stehende Grabdenkmal aber identisch mit dem bei andern Schriftstellern auf ähnliche Weise gepriesenen Memnonium oder dem Grabdenkmal des Amenophis II., so daß in Bezug auf dieses Bauwerk O. identisch mit diesem ägyptischen König wäre. Das ägyptische Museum zu Turin enthält eine der Riesenstatuen des O., die größte und schönste, welche bis jetzt aus Aegypten nach Europa kam, und 1818 unter den Trümmern des uralten Tempels von Karnak gefunden wurde. Die kolossale Bildsäule des O. zu Theben trug die Inschrift: Ich bin O., König der Könige; wer wissen will, wie groß ich war und wo ich ruhe, der zerstöre eines meiner Werke.

Otaheite oder Taiti, die größte der Gesellschaftsinseln, zur östlichen Gruppe gehörig, besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundene Inseln. Die größere, Groß-O., hat drei hohe Piks, um welche herum sich die übrigen Berge strahlenförmig gruppiren. Beide Inseln mögen ein Areal von 20½ □M. enthalten. Sie sind ringsum von Korallenriffen umgeben, haben aber gute Buchten und Häfen. Der berühmteste ist Matawaibai und der Hafen am Kap Venus, wo Cook auf seiner ersten Reise um die Welt den Durchgang der Venus durch die Sonne betrachtete. Thätige Vulkane hat man bis jetzt nicht bemerkt, aber überall Spuren vormaliger Erdrevolutionen gefunden. Das Urgebirge hebt sich bis 4000 Fuß hoch, und der Opureone, ein Trachitberg, auf 11,500 Fuß. Die

Gebirgseen enthalten unter andern köstlichen Fischen, auch treffliche Aale. Die Produkte sind die der übrigen Inseln des Gesellschaftsarchipels (s. d.). Die Bevölkerung der Insel gibt Forster auf 160,000 Menschen an, neuere Zählungen weit weniger, höchstens 16,000. Man schreibt die Abnahme auf Einführung des Christenthums, denn seit Einführung desselben ist die Bevölkerung nur im Abnehmen, besonders auch in Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen die Europäer die Bewohner beschenkten. Die Bewohner sind ein gutmüthiges, gastfreies und frohes Völkchen, weiß mit etwas blaugelben Anstriche, durch schöne Gesichtsbildung ausgezeichnet, und gehören zu den liebenswürdigsten und bis jetzt civilisirtesten Völkern Australiens. Die ärmere Classe treibt etwas Ackerbau; das Tätowiren ist abgeschafft; es werden schon die nöthigsten Handwerke von den Eingebornen getrieben, und in der Druckerei von O. erschien von Nott, der an der Spitze der Mission stand, ein otaheitisches Gesang- und Gebetbuch, eine Uebersetzung der Bibel und eine polynesische Grammatik. O. wird in 14 Distrikte getheilt. Die Verfassungsform ist repräsentativ, indem aus jedem Distrikte zwei Abgeordnete jährlich sich zu einem Parlamente vereinigen, welches dreijährig ist und Gesetze zu geben hat, die aber erst durch Bestätigung des Staatsoberhauptes Gesetzeskraft erhalten. Englische Missionäre fanden sich besonders seit 1797 auf O. ein und erhielten nach dem Tode Pomare's I. im J. 1803, der sich von einem Häuptlinge zum König der ganzen Insel aufgeworfen hatte, großen Einfluß. Der König Pomare II. erklärte sich 1812 öffentlich für das Christenthum und ließ sich 1819 förmlich taufen. Auch sein Sohn Pomare III., der 1821 zur Regierung kam, behielt das Christenthum bei, ordnete das Gemeinwesen durch eine Verfassung, so daß man seit 1824 O. als einen völlig civilisirten Staat betrachten konnte. Das methodistische Frömmlerwesen, das die englischen Missionäre eingeführt hatten, sagte zwar dem eigentlichen Volkscharakter der Bewohner nicht zu, doch unterwarfen sie sich mit ziemlicher Geduld dem Zwange ihrer zelotischen Prediger, bis 1829 der französische Consul Moerenhoul eine katholische Reaction herbeiführte, die für den Augenblick zwar unterdrückt, seit 1835 durch die Ankunft französischer Missionäre neue Nahrung erhielt und bald zu heftigen Auftritten zwischen Engländern und Franzosen einer- und den Eingebornen andererseits führte. Die letztern nämlich vertrieben 1836 die katholischen Missionäre und die Königin Pomare, die ihrem Bruder 1832 gefolgt war, hielt ebenso fest an dem Protestantismus. Eine französische Expedition erzwang zwar zwei Jahre darauf die Erlaubniß zur Erbauung von katholischen Kirchen und der Consul Moerenhoul wußte 1842 fünf Häuptlinge dahin zu bringen, sich in ziemlich zweideutigen Ausdrücken unter Frankreichs Schutz zu stellen; aber die Königin Pomare protestirte dagegen und ließ 1843 die französische Flagge abnehmen. Der französische Admiral Dupetit-Thouars, der das französische Protectorat ins Werk setzen sollte, erklärte sie daher der Regierung für verlustig, worauf sich England ihrer annahm, und wenn auch mit einigen Gewaltstreichen, doch die Absicht Frankreichs vereitelte, sich auf O. festzusetzen.

Otfried, s. Ottfried.

Otho, Marcus Salvius, römischer Kaiser, Galba's Nachfolger, stammte aus einer angesehenen hetrurischen Familie, war Nero's Günstling und Genosse seiner Schwelgereien und Gemahl der Poppäa Sabina, die er dem Kaiser abtrat und dafür die Statthalterschaft von Lusitanien erhielt, welchen Posten er 10 Jahre lang mit vielem Ruhme verwaltete. Als Galba sich gegen Nero empörte, trat er zu des erstern Partei (68 nach Chr.), und wurde nach dessen Thronbesteigung noch in demselben Jahre römischer Consul. Gedrückt von einer ungeheuren Schuldenlast hatte er darauf gerechnet, nach Galba den Kaiserthron zu besteigen. Galba ernannte indeß, vom Volke gezwungen, einen Andern zum Nachfolger, und O. sann jetzt darauf, mit Gewalt sich den Weg zum Throne zu bahnen und Galba zu stürzen. Mit Hülfe der Truppen gelang ihm der Anschlag; Galba wurde ermordet (69) und O. bestieg den Thron. Unterdeß hatten die deutschen Legionen den Vitellius zum Imperator ausgerufen. O. versuchte diesen umsonst zu einem Vergleiche zu bewegen und einen Krieg zu vermeiden; Vitellius rückte mit einem Heere alter erprobter Krieger

ihm entgegen. O. war in drei Schlachten glücklich, als er aber dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, es wagte, dem Gegner eine Hauptschlacht anzubieten, wurde er bei Bedriacum auf's Haupt geschlagen. Er tödtete sich selbst den 16. April 69, nach einer Regierung von 3 Monaten und 3 Tagen. Den Kaiserthron bestieg Vitellius (s. d.).

Otranto, Provinz des Festlandes des Königreichs beider Sicilien oder des Königreichs Neapel, begreift die südöstlichste Spitze Italiens, einen Theil des alten Apuliens, ist reich an Oelpflanzen und Weiden, von einer niedern Gebirgskette durchzogen, und zählt gegen 360,000 Bewohner. An der O.-Küste wohnen viele Albanesen. Hauptstadt der Provinz ist Lecce, drei Stunden vom adriatischen Meere, am Abhange der Apenninen, reizend gelegen in einer weiten schönen Ebene, eine der schönsten Städte Unteritaliens, mit 4 Vorstädten, Mauern, einem festen Schlosse, Bischofssitz, 12 Kirchen, 1 Gymnasium und 19,000 Einwohnern, welche bedeutenden Produktenhandel (Oel, Baumwolle, Taback) treiben. In der Nähe Ruinen des alten Rudiä, und am adriatischen Meere die alterthümliche elende Hafenstadt und verfallene Festung Otranto, das alte Hydruntum, mit 4000 Einw. und einem sehenswerthen alterthümlichen Dome. Hier Seeschlacht 811 zwischen den Venetianern und Arabern. O. wurde 1480 von Muhammed II. erstürmt und nach seinem Tode von Herzog Alfons von Calabrien wieder erobert.

Ottensen, großes Pfarrdorf bei Altona in Holstein, mit 2100 Einw., ist denkwürdig durch seinen Kirchhof, auf welchem die Gräber Klopstocks, seiner Meta und seiner 1821 verstorbenen Wittwe sich befinden, und wo bis 1814 auch die Gebeine des bei Auerstädt verwundeten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ruhten. Hier auch das Denkmal der von Davoust vertriebenen und in O. verstorbenen 1100 Hamburger.

Otter, eine Gattung aus der Familie der reißenden Thiere, Ordnung Fingerläufer, mit plattem, kleinem, stumpfem Kopf, breiten Backen, niedrig flachem, schleppendem Leib, etwas plattem an der Basis dickerem, dünn zulaufendem Schwanz und kurzen Pfoten mit Schwimmhäuten. Man unterscheidet folgende Arten: 1) der gemeine Fluß- oder Fischotter, ohne den 1 Fuß langen Schwanz etwa eine Elle lang. Ein bekanntes Thier von schön glänzendem kurzhaarigem Balg, das auf der ganzen nördlichen Erde an Flüssen lebt, an Sitten dem Wiesel ähnlich ist, aber ausschließlich Wasserthiere, Fische, zumal Forellen, dann Krebse, im Nothfall auch Wasserratten, Spitzmäuse, Wasservögel und Frösche verzehrt. Er raubt Nachts gern im Mondschein, mordet mehr Fische als er verzehren kann, und ist in cultivirten Ländern deshalb meistens ausgerottet. Sein Balg ist sehr geschätzt. Die nördlichen Länder Europa's liefern jetzt nur noch wenig Felle, die meisten kommen aus den vereinigten Staaten, den aleutischen Inseln und der Nordwestküste von Amerika, auch aus Kamtschatka, theils über England in den Handel, theils gehen sie direkt nach China, oder nach Rußland, wo sie wieder nach China ausgeführt werden. Die Russen wissen ihnen die Haarspitzen zu vergolden. Die besten Felle, Spiegelottern, kommen aus Canada. Die Haare der geringen Felle werden zu Pinseln und Hüten verarbeitet. Das Fleisch der Fischotter ist eßbar. Das Thier selbst läßt sich leicht zähmen, ja zu mancherlei Kunststücken abrichten. Es genießt alles, was der Tisch liefert, wird nach Bechstein ein friedliches Stubenthier und zutraulich wie ein Hund. 2) Der brasilianische Fischotter, dem vorigen ähnlich, aber größer, ausgewachsen 70—80 Pfd. schwer, der Schwanz an beiden Seiten scharfkantig, der Balg mehr rothgelb und von kurzem Haar, auch weit weniger geschätzt, wie der vorige. 3) Der Sumpfotter oder kleine Fischotter, auch Krebsotter genannt, von der Gestalt der Fischotter, aber beinahe um die Hälfte kleiner, etwa von der Größe eines Marders, mit glattem, glänzendem, mit dichten braunen oder schwärzlich braunen Haaren und braungrauer oder gelblicher Grundwolle besetztem Balge, weißem Maule, schwarzen Ohren und Schwimmhäuten. Sein Aufenthalt ist an Bach- und Teichufern, vornehmlich waldiger Gegenden; er kommt hier und da im nördl. Europa, doch nur sparsam vor. In Finnland heißt er Menk, in Nordamerika Mink, in Deutschland Steinhund, Wasserwiesel, Schuppotter, Kretotter. Das Fell desselben ist schöner, als das des Marders. Die nordamerikanischen Minkfelle sind

die besten dieser Art. Das in Neuholland lebende **Schnabelthier** hat viel Aehnlichkeit mit dem Fischotter, ein auf den Rücken glänzend schwarzbraunes, an den Seiten lichtbraunes und am Bauche silberweißes Fell und kurze mit Schwimmhäuten versehene fünfzehige Füße. 4) Der **Meerotter**, **Seeotter**, von den alten Russen auch **Seebiber** genannt, hat in Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem Fischotter, wird aber zwei Mal so groß als der gemeine, hat sehr kurze Hinterfüße und schwärzlichen Balg, von lebhaftem Sammetglanz und mit silbergrauem Grunde. Man findet ihn im nördl. stillen Ocean, an der Nordwestküste Amerika's, Neunorfolk, Neucornwallis, Neugeorgien, Neuhanover bis an die Küsten von Neualbion. Sein Fell wird jetzt für das kostbarste aller Pelzwerke gehalten, so daß ein schöner Balg oft mit 300 Dukaten bezahlt wird. Den schönsten Balg liefert der ausgewachsene Seeotter. Die meisten dieser Felle gehen ebenfalls nach China. Der Handel der Engländer, Nordamerikaner und Russen mit diesen Seeotterfellen nach China ist, obschon die große Concurrenz ein Sinken der Preise herbeigeführt hat, und die Ureinwohner Amerika's dieses Pelzwerk ebenfalls nicht mehr wie früher um Kleinigkeiten hergeben, doch noch von großer Bedeutung. — **Otter** auch s. v. a. **Natter**, s. **Schlangen**.

Ottfried, ein deutscher Mönch, im Benediktinerkloster zu Weißenburg in Elsaß, stand zu seiner Zeit (um 843—870) im Rufe eines großen Redners, Dichters und Gottesgelahrten. Wir haben von ihm eine Bearbeitung der evangelischen Geschichte aus den vier Evangelisten in zweireimigen Strophen, ein schätzbares Denkmal der althochdeutschen Sprache, welches bei unverkennbarer Richtung zum Bessern, dem Geschmacke der damaligen Zeit entsprechend und theilweise an die Stelle der profanen Volkslieder tretend, für Ausbildung der damals noch sehr mangelhaften deutschen Prosa viel beigetragen hat. Voran geht eine poetische Zuschrift an König Ludwig II. den Deutschen. Ausgaben dieses Werkes: Otfriedi Evangeliorum liber, veterum Germanorum Grammaticae, Poeseos, Theologicae praeclarum monumentum; Evangelien-Buch in altfränkischen Reimen von O. v. Weißenburg, Mönch zu St. Gallen vor 700 Jahren beschrieben (Basel 1571, 8.), und in Schilter's: „Thes. antiquit. Teuton. Tom. I.“ (Ulm 1727, Fol.). Die neueste kritische Ausgabe besorgte Graff unter dem Titel: „Krist“ (Königsb. 1831).

Ottmer, Karl Theodor, Braunschweigischer Hofbaurath, geboren am 19. Januar 1800 zu Braunschweig, wurde anfangs von seinem Vater zum Studium der Medicin bestimmt, wandte sich aber mit Vorliebe zur Baukunst. Von 1816—19 besuchte er das Carolinum in Braunschweig, ging dann 1822 nach Berlin, wo er Vorlesungen über Aesthetik, Archäologie, Mathematik, Chemie und Mineralogie hörte und die Vorträge in der Bau- und Kunstakademie benutzte. Sein Wunsch, selbst etwas zu schaffen, bewog ihn, Pläne für den Bau eines neuen Volkstheaters in Berlin bei den Unternehmern desselben einzureichen; sie fanden allgemeinen Beifall und bewirkten, daß ihm der Bau des Königstädtischen Theaters übertragen wurde. Im Juli 1823 wurde der Grundstein gelegt und schon am 3. August 1824 das neue Gebäude eingeweiht. Es fällt nicht sehr in die Augen, da es nicht frei steht, doch gereicht es mit seinen einfach schönen Verhältnissen dem Platze, auf welchem es erbaut ist, zur Zierde. Die Zweckmäßigkeit seiner innern Anlage aber läßt dieses Bauwerk als ein ehrenwerthes Probestück eines jungen Architekten erscheinen. Bald nach Vollendung des Theaters wurde ihm der Bau der Singakademie in Berlin übertragen, der im Frühjahr 1827 vollendet wurde. Sie bildet ein längliches Viereck und besteht aus zwei Stockwerken, deren Vorder- und Hinterseiten mit korinthischen Pilastern geschmückt sind, die das flache Dach tragen. Außer der Wohnung des Directors, den Bibliothekzimmern und Uebungssälen enthält das Gebäude noch einen großen, in akustischer Hinsicht vortrefflich gebauten Concertsaal von acht Fenstern Länge und fünf Fenstern Breite, mit Pilastern und Säulen korinthischer Ordnung. Während dieses Baues beschäftigten ihn noch mehrere Privatgebäude und die Umgestaltung des innern Leipziger Stadttheaters. Zu derselben Zeit erhielt er auch eine Einladung nach Hamburg und würde die Ausführung des neuen Theatergebäudes erhalten haben, wenn ihn nicht der Bau der Singaka-

demie an Berlin gefesselt hätte. Auch in Dresden zog man ihn wegen Umbaues des großen Opernhauses 1826 zu Rathe, doch hielt O. selbst einen Neubau für zweckmäßiger. Im Frühjahr 1827 trat er seine längst projektirte Reise nach Italien über Paris an, verweilte bis zum Herbst in Rom, ging im Frühjahr 1828 nach Neapel und machte nach seiner Rückkehr nach Rom Entwürfe zu Palästen, von denen einer jedes bekannte Gebäude an Größe und Pracht übertreffen sollte. Eine Einladung nach Dresden rief ihn 1829 aus Italien zurück, wo man ihm den Bau eines neuen Theaters übertragen wollte. Besondere Verhältnisse nöthigten ihn, den Bau wieder aufzuschieben, während dem hatte er im Auftrag des Herzogs zu Sachsen-Meiningen Pläne zu einem neuen Theater und Casinogebäude gefertigt, die soviel Beifall erhielten, daß ihre Ausführung bereits im August 1829 begann. Nach Braunschweig zurückgekehrt, ward er zum Hofbaumeister ernannt und gab als solcher die erste Abtheilung seiner „Architektonischen Mittheilungen" (Braunschw. 1836—38, 2 Abthlgn.) heraus. Als in Folge der Septemberunruhen 1830 das fürstliche Residenzschloß eingeäschert wurde, erhielt O. vom neuen Herzog Wilhelm den Auftrag, Pläne zu einem neuen Schloßbau vorzulegen, dessen Leitung ihm übertragen werden sollte. Zuvor übernahm O. noch eine Reise nach Italien und erst am 26. März 1833 legte der Herzog den Grundstein zu der neuen Residenz, welche den Namen Wilhelmsburg erhielt und bis zum J. 1836 beendet wurde. Das Ganze ruht auf vielen tausend eingerammten Baumstämmen und bildet ein langes Hauptgebäude mit zwei rückwärts springenden Flügeln, die einen mit Säulengängen umgebenen sehr großen Hof einschließen. Die Hauptfaçade, vor welcher der Schloßhof liegt, ist mit korinthischen Säulen und kreisförmig vortretenden Säulengängen, in der Mitte mit einem prächtigen Portalbau versehen, über welchem sich, 120 Fuß über dem Erdboden, die Platform, gekrönt mit der Quadriga des Helios, erhebt, während Statuen die Ballustrade des Gesimses schmücken. Die Seite nach dem offenen Schloßhof hin hat eine Kuppel, die ein von oben erleuchtetes Treppenhaus bedeckt. In diesem Gebäude ist vielleicht in Bezug auf Einfachheit des Princips und dessen consequente Durchführung Manches einzuwenden; O. wollte aber ein möglichst prachtvolles, mit allen Mitteln bildnerischer und malerischer Decorationen reichgeschmücktes fürstliches Gebäude herstellen, dessen innere Einrichtung durch hohe Eleganz und Bequemlichkeit durch sinnig verzierte Wohngemächer und verschwenderisch ausgestattete Prachträume für Hoffeste sich auszeichnen, Kuppeln, Säle, Rotunden, Galerien, ja selbst eine Kapelle im gothischen Style erhalten sollte. Dieser fast feenhaften, mannichfach abwechselnden Pracht der innern Einrichtung entspricht das imposante, reiche und stattliche Aeußere des Gebäudes vollkommen. Bei der Anlage der Gewölbe und freischwebenden Treppen hat O. viel ungewöhnliche und zum Theil kühne Constructionsarten in Anwendung gebracht, die er auf mehreren, während des Baues unternommenen Reisen nach England kennen gelernt hatte. Bald nach Beginn des Baues war er zum Hofbaurath ernannt worden. O. verbindet eine reiche und lebendige Phantasie mit vielem Geschmack für malerische Mannichfaltigkeit, Pracht und Anmuth des decorativen Elements. Seine Studien und Vorübungen haben ihn einem nationalzeitgemäßen Princip seiner Kunst entfremdet. Er hielt sich vorzugsweise zur griechischen Bauart, ohne jedoch die sinnreiche Benutzung der übrigen vorhandenen Stylgattungen zum Schmuck der Ausführung des Einzelnen zu verschmähen, auch kann man ihm bei dieser Benutzung einen lebendigen Sinn für architektonische Schönheit nicht absprechen. O. starb am 22. Aug. 1843.

Otto I. oder der Große, römisch-deutscher Kaiser von 936—73, geb. 912, war der Sohn Kaiser Heinrich's I. und 930 mit Editha, der Tochter König Eduard's I. von England vermählt. Er wurde schon bei seines Vaters Lebzeiten zum Nachfolger erklärt, damit seines Bruders Thankmar Ansprüche, dessen thronmäßige Geburt man bestritt, in Zeiten erfolglos würden, und 936 zu Aachen zum deutschen König gekrönt. Otto war als Krieger und Eroberer gewaltig, dabei aber stolz und eigennützig, seine Brüder so wie seine Mutter waren ihm nicht zugethan und Letztere hätte deshalb gern ihren Sohn Heinrich auf dem Kaiserthrone gesehen. O. trat die Regierung mit all den Vortheilen an, die gewöhn-

lich der Nachfolger eines großen Fürsten hat. Die innern Unruhen des Reichs waren gedämpft; in der Staatsverfassung herrschte Ordnung; die Feinde Deutschlands waren gedemüthigt; den Slaven, Normännern, Dalemínciern und andern Völkern war Heinrich's Andenken noch zu neu, als daß sie es so bald gewagt hätten, ihre Einfälle zu wiederholen. Dennoch ist die Regierung O.'s ein Gemälde von Schlachten, Verschwörungen und Aufruhr. Er saß kaum auf dem Throne seines Vaters, als er schon gezwungen war, die Würde der deutschen Krone mit dem Schwerte zu vertheidigen. Heinrich I. hatte die Böhmen bezwungen, aber schon im ersten Jahre (938) weigerte sich ihr Herzog Boleslaus O. den Gehorsam zu leisten. Es gelang O. erst nach einem 14jährigen Kriege (950) den böhmischen Herzog ganz zu demüthigen. Boleslaus mußte von O. Böhmen als Lehen empfangen und die christliche Religion annehmen. Bald darauf hatte O. mit Bayern zu kämpfen. Arnulf's ältester Sohn, verbunden mit dem fränkischen Herzog Eberhard, riß nach des Vaters Tode das Herzogthum Bayern an sich, als wenn ihn dazu ein unbezweifeltes Erbrecht berechtigte. O., um nicht durch Nachsicht mehrere unruhige Köpfe zu ähnlichen Eingriffen in seine Hoheitsrechte aufzumuntern, nahm ihm das Land und belehnte damit den bisherigen bayerischen Pfalzgrafen Berthold, den Bruder Arnulf's. Eberhard empörte sich darauf abermals mit O.'s Bruder Thankmar, beide bemächtigten sich der Feste Eresburg, allein O. zwang sie zur Uebergabe und Thankmar wurde innerhalb der schützenden Mauern der Kirche ermordet. Eberhard erneuerte indeß die Fehde wieder, im Bunde mit O.'s Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, O.'s Schwager, und unterstützt von König Ludwig von Frankreich. Anfangs glücklich, wurde er 939 bei Andernach am Rhein von Herzog Hermann von Schwaben geschlagen. Eberhard selbst fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rhein und König Ludwig schloß 940 Frieden und vermählte sich mit O.'s Schwester, der Wittwe Giselbert's. Auch mit seinem Bruder Heinrich söhnte sich O. aus und gab ihm 947 Bayern. Im Jahre 946 unternahm O. einen Zug nach Frankreich, um seinen Schwager, König Ludwig übers Meer, gegen Hugo den Großen, Grafen von Paris beizustehen; er entschied später den Streit dieser beiden Fürsten völlig auf der Synode zu Ingelheim 947. In demselben Jahre gab er seinem Sohne Ludolf das Herzogthum Schwaben. Unterdeß waren auch die Dänen in Deutschland eingefallen. O. trieb sie über die Eider zurück, und König Harald von Dänemark mußte den deutschen Kaiser als Lehnsherrn anerkennen. O. drang damals bis ans Meer, welches Dänemark von Norwegen scheidet, und noch heute nach ihm der Ottensund heißt. Im J. 950 unternahm O. einen Zug nach Italien gegen Berengar II., welcher nach Lothar's Tode (950) sich des longobardischen Thrones in Italien bemächtigte und hier ungescheut alle Laster verübte, sogar im Verdachte war, Lothar vergiftet zu haben und Lothar's Wittwe Adelheid auf das Grausamste mißhandelte, weil sie sich zu einer Verbindung mit seinem Sohne Adalbert nicht entschließen wollte. O. besiegte den Thronräuber, vermählte sich, seit 947 Wittwer, mit Adelheid, und belehnte den ersteren, um seine Feinde durch Großmuth zu besiegen, mit Italien, seinem Bruder Heinrich gab er aber die Mark Verona, damit ihm der Weg nach Italien immer offen stünde, und er selbst ließ sich 951 zu Pavia die lombardische Königskrone aufsetzen. Seine Vermählung mit Adelheid veranlaßte 952 die Empörung seines Sohnes Ludolf, der sich mit O.'s Eidam, Konrad dem Weisen von Lothringen verband. Die Fehde endigte mit völliger Unterwerfung der Empörer, die ihrer Herzogthümer entsetzt wurden. Das Herzogthum Lothringen erhielt O.'s Bruder Bruno, und Burkhard, ein Tochtermann Herzog Heinrich's von Bayern, bekam Schwaben. Kaum aber war im Innern des Reichs Friede, als die Ungarn, welche schon früher Sachsen, Bayern, Franken, Allemanien, Gallien, Burgund rc. heimgesucht hatten, 955 abermals in Deutschland einbrachen. O. schlug sie in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde (10. Aug.). Gleichzeitig hatten sich die wendischen Völker im Nordosten von Deutschland und Berengar wieder in Italien empört. Gegen die Wenden zog O. selbst und brachte sie nach mehreren Siegen zum Gehorsam zurück. Dem treulosen Berengar, unter dessen Despotismus ganz Italien seufzte, schickte O. seinen Sohn Ludolf entgegen. Als dieser mitten in seinen Triumphen

957 plötzlich starb, eilte er selbst nach Italien. Er stellte hier bald die Ordnung wieder her, und setzte zugleich auf einer Kirchenversammlung in Rom (963) den lasterhaften Pabst Johann XII. ab und bestätigte Leo VIII. in der päpstlichen Würde. Vorher hatte er sich von Johann XII. zum römischen Kaiser krönen lassen, wodurch er diese Würde für immer an das deutsche Haus brachte. Fortdauernde Empörungen machten seine Gegenwart in Italien bis 965 nothwendig. Kaum war er aber in Deutschland angelangt, so hatte man in Italien den neuen Papst Johann XIII., Leo's VIII. Nachfolger, vertrieben, eine Republik eingeführt, und ein neuer Papst suchte diesen chimärischen Freistaat durch seine Bannstrahlen zu schützen. O. eilte bald nach dem Reichstage zu Worms (966) dahin ab, und hielt diesmal strenges Gericht. Zwölf Volkstribunen wurden gehängt und der Statthalter öffentlich gegeißelt. Zugleich ließ O. seinen Sohn Otto II. als Mitregent zum römischen König krönen und zog dann gegen die Griechen in Unteritalien, weil der Hof von Konstantinopel O. als Kaiser nicht anerkennen wollte. O. war auch in diesem Kampfe Sieger, und der morgenländische Kaiser Johann Zimisces gab die griechische Prinzessin Theophania O.'s Sohne zur Gemahlin (972). Während O. in Italien war, wurde auch der Polenherzog Miecislaw (965) zinsbar gemacht. Jetzt war O. durch eine lange Reihe Großthaten zur höchsten Stufe der Macht emporgestiegen. Sein Ruhm erscholl bis in ferne Länder, und sogar Abderam, arabischer Emir in Spanien, schickte ihm Gesandte und Geschenke, wie vordem Harun al Raschid Karl dem Großen. Lange konnte indeß O. die durch so viele Kämpfe begründete Ruhe in seinen deutschen Gauen nicht genießen. Schon im Jahre 973 am 7. Mai ereilte ihn im Kloster Memleben, wohin er gegangen war, um das Pfingstfest zu feiern, der Tod. Er starb mit dem Ruhme Karl's des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben. Er besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit, strenge Gerechtigkeitsliebe bei seltener Großmuth gegen seine Feinde. Daß er nicht auch ein neuer Gesetzgeber seines Volkes war, daran liegt die Schuld in den kriegerischen und stürmischen Zeiten. Nur der Friede erzeugt weise Gesetzgeber, und in O.'s Hand ist das Schwert nie erkaltet. Dennoch wurde er ein Wohlthäter seines Volkes. Er schützte ihre Rechte, verschönerte viele deutsche Städte und Gegenden; daneben verdankt ihm die Geistlichkeit, die er als Gegengewicht gegen die weltlichen Vasallen erhob, in Deutschland ihre Macht. Er verlieh ihr Grafschaften und Herzogthümer mit fürstlicher Gewalt, und stiftete die Bisthümer Schleswig, Riepen, Aarhus, Posen (967), Zeitz (968), Merseburg und das Erzstift Magdeburg. Die Wissenschaften kannte er wenig; eine Schuld seiner frühern Erziehung, die so vernachlässigt worden war, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha erst lesen lernte. Indeß unterstützte er Wissenschaft und Kunst, wo er konnte, und liebte vornehmlich den Gesang und die Dichtkunst. Sein Lieblingsaufenthalt war Magdeburg, wo er den Dom erbaute, in welchem er auch begraben wurde. Unter O.'s Regierung nahm auch der Bergbau auf dem Harze seinen Anfang. Vergl. Vehse's „Leben und Zeiten Kaiser O.'s des Großen" (Dresd. 1829).

Otto II., Sohn Otto's I., und der schönen Adelheid, römisch-deutscher Kaiser von 973—83, wurde 956 geboren, und nahm, da seine Brüder vor dem Vater gestorben waren, schon bei Lebzeiten des Letztern an der Regierung Theil. Sein Vater hatte ihn in Italien zum römischen König krönen lassen, und O. II. ist demnach der erste römische König, den die deutsche Geschichte aufstellt. Heftig und unstet wie sein Vater, stets mit großen Entwürfen beschäftigt, dabei aber den Muth, die Größe und Stärke des Charakters und das Glück seines großen Vorgängers zur Ausführung derselben entbehrend, unterlag er schon im 29. Jahre der Uebermacht des über ihn hereinstürzenden Mißgeschicks, und es war ihm nicht vergönnt, die Welt mit den Fehltritten seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren führte seine Mutter die Zügel der Regierung. Der Abhängigkeit müde, entfernte sich O. vom Hofe, und bald brach, durch Adelheid's Partei angeregt, ein Bürgerkrieg aus, welchen sein Vetter, der junge Herzog Heinrich von Bayern, der Zänker beigenannt, angefacht hatte. O. war glücklich, konnte indeß erst 877 seinen Gegner völlig unterwerfen, da dieser von den Böhmen und Polen unterstützt wurde. Er nahm dem

Besiegten sein Herzogthum und gab es 978 seinem Neffen Otto von Schwaben. In demselben Jahre wurde er von König Lothar von Frankreich wegen Lothringen angegriffen. O. drang bis vor die Mauern von Paris, dessen Vorstädte er verbrannte, verheerte die Champagne, wurde zwar auf dem Rückzuge an der Aisne geschlagen, doch kam ein Vergleich zu Stande (980) und Lothringen blieb mit dem deutschen Reiche vereinigt. Um den Aufruhr der Römer zu dämpfen, die Papst Benedict VII. verjagt hatten, und zugleich die Griechen zu demüthigen und wo möglich aus dem untern Italien (Apulien und Calabrien) ganz zu verdrängen, unternahm er noch in demselben Jahre, von seiner Gemahlin begleitet, einen Zug nach Italien. Anfangs glücklich, erlitt er am 13. Juli 982 von den Griechen, welche die Araber aus Sicilien zu Hülfe gerufen hatten, bei Basentello in Calabrien eine furchtbare Niederlage, und nur durch seine Fertigkeit im Schwimmen, indem er sich von den Feinden verfolgt in's Meer stürzen mußte, entging er der Gefangenschaft. Seine Gesundheit hatte indeß durch fortwährende Kriegsstrapazen sehr gelitten, und eben, als er sich zu einem neuen Feldzuge gegen die Griechen und Araber rüstete, starb er zu Rom am 7. Dec. 983, nachdem er kurz zuvor noch seinen 3jährigen Sohn auf einem Reichstage zu Verona zum Nachfolger ernannt.

Otto III., deutscher Kaiser, einziger Sohn Otto's II., wurde als 3jähriges Kind 983 zu Aachen zum Kaiser gekrönt, führte das Reichsscepter unter Vormundschaft seiner Mutter Theophania und des Erzbischofs von Mainz, und hieß wegen seiner körperlichen wie geistigen Vorzüge und Anlagen allgemein das Wunderkind. Leider kam er nie zur selbständigen Regierung, er starb zu früh, und Deutschland war unter ihm und seinen Vormündern der Schauplatz ewiger Kämpfe. Zuerst versuchte der Herzog Heinrich von Bayern sich die Obervormundschaft über den jungen Kaiser zu verschaffen, mußte aber zuletzt dem Kaiser huldigen. 984 fiel Lothar von Frankreich in Lothringen ein, konnte aber seine Eroberungen nicht behaupten. Auch die Slaven und Wenden empörten sich; dänische Seeräuber plünderten an der Elbe, Aller und Leine, und vor allen sah es in Rom mißlich aus, wo ein Papst den andern von Peters Stuhle warf, und wo es Otto, erst nachdem er zwei Mal in eigener Person in Italien erschienen war, gelang, die Ruhe wieder herzustellen. Er erhob seinen alten Lehrer Gerbert als Sylvester II. nach Gregor's V. Tode zum Papst, ließ den widerspenstigen und mächtigen Senator Crescentius, der einen Gegenpapst erwählt hatte, sammt diesen zu Rom grausam hinrichten, machte dann eine Wallfahrt nach Polen zum Grabe des heiligen Adelbert, und ernannte bei dieser Gelegenheit den Herzog Boleslaw von Polen zum König. Im Jahre 1001 riefen ihn neue Unruhen nach Italien; Otto hatte beschlossen, diesmal die Empörer exemplarisch zu züchtigen, allein er starb plötzlich zu Paterno unweit Viterbo am 21. Jan. 1002 am Friesel, nach Andern durch ein paar vergiftete Handschuhe, welche er von Stephania, der Witwe des hingerichteten Crescentius, erhalten hatte, ohne Kinder. Seine Gemahlin, Maria von Aragonien, hatte er wegen Ehebruch und anderer unnatürlichen Verbrechen verbrennen lassen. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der sächsischen Kaiserhauses. Durch Wahl folgte ihm Heinrich II., Heinrich's I. Urenkel.

Otto IV., der Stolze, deutscher König und römischer Kaiser, Sohn Heinrich's des Löwen, Herzogs von Sachsen, geb. 1174, wurde 1197 nach Kaiser Heinrich's IV. Tode während der Minderjährigkeit des Sohnes desselben, Friedrich, zum König der Deutschen erwählt, während die größere Partei der Hohenstaufen dem Bruder Heinrich's, Philipp von Schwaben, huldigte. Beide Könige kämpften lange um den Alleinbesitz, bis endlich Philipp von Otto von Wittelsbach am 21. Juni 1208 in Bamberg ermordet wurde. O. sprach die Acht über den Mörder aus, ließ sich in Italien von Innocenz am 27. Sept. 1209 die deutsche Kaiserkrone aufsetzen, und trat diesem dafür die Mathildischen Güter, namentlich Ancona und Spoleto endlich ab. Bald nach der Krönung nahm O. aber diese Besitzungen wieder, und wurde deshalb vom Papste in den Bann gethan. O. drang zwar trotz dem in Apulien ein, mußte aber, da die furchtsamen deutschen Fürsten, um den Machtsprüchen des Papstes zu willfahren, an seiner Statt Friedrich II. zu Mainz zum deut-

schen König gekrönt hatten, nach Deutschland zurückeilen, wurde hier von Philipp August von Frankreich, Friedrich's Bundesgenossen, 1212 bei Bovines, einem Dorfe im Hennegau, geschlagen, und mußte sich, da die meisten seiner Anhänger in Deutschland, namentlich die Schwaben von ihm abfielen, mit seinen Erblanden, dem Herzogthume Braunschweig, begnügen. Er starb 1218 am 19. Mai auf der Harzburg, hinterließ aber, obgleich er zwei Mal vermählt war, keine männlichen Nachkommen.

Otto der Reiche, Markgraf von Meißen, war der Sohn Konrad's von Wettin, des ersten erblichen Markgrafen von Meißen, wurde 1116 geboren und kam 1156 zur Regierung. Seine Regierung ist besonders wichtig durch Entdeckung der freiberger Bergwerke, mit dessen Regal er vom Kaiser belehnt wurde, und dessen Ertrag damals so groß war, daß O. den Namen des Reichen erhielt. Großen Einfluß hatte diese Entdeckung zugleich auf Bevölkerung, Industrie und Handel des meißner Landes. Auch machte sich O. durch mancherlei nützliche Einrichtungen um dasselbe verdient. Er gründete das Cistercienserkloster Zelle (Altzelle), welches das Erbbegräbniß seines Hauses wurde, gab der Stadt Leipzig das Recht, zwei Jahrmärkte (die spätere Oster- und Michaelismesse) zu halten, brachte Weißenfels und andere Güter in Thüringen durch Kauf an sich, gerieth aber deshalb in eine Fehde mit dem Landgrafen Ludwig III., der ihn 1182 gefangen nahm und auf die Wartburg setzte, von wo ihn erst 1183 der Kaiser durch Vermittelung in Freiheit setzte. Seinen ältesten Sohn Albrecht hatte er auf den Fall seines Ablebens zum Nachfolger bestimmt, und seinen jüngern, Dietrich, andere Besitzungen ertheilt. Da er durch seine Gemahlin Hedwig, Tochter Albrecht's des Bären, überredet, diese Verfügung später wieder zurücknahm, empörte sich Albrecht gegen den Vater und nahm diesen 1189 gefangen. O. mußte auf dem Schlosse Döben oder Dewin, unweit Grimma, gefangen sitzen, wurde aber auf Befehl Kaiser Friedrich's I. wieder in Freiheit gesetzt. Er führte deshalb, unterstützt von den Böhmen, einen blutigen Krieg mit dem Sohne, in welchem das meißner Land sehr verwüstet wurde, bis endlich der röm. König Heinrich VI. Vater und Sohn im August 1189 auf einem Hoftage zu Würzburg versöhnte. O. starb bald darauf am 11. Febr. 1190. Sein ältester Sohn Albrecht, der Stolze, folgte ihm in der Markgrafschaft Meißen, und Dietrich der Bedrängte in der Grafschaft Weißenfels.

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, der vierte dieses Namens, der Mörder Philipps von Schwaben, war ein Brudersohn Otto's des Großen von Wittelsbach, des Stammvaters des noch jetzt regierenden bayer. Fürstenhauses. Ein treuer Anhänger Philipp's von Schwaben gegen Kaiser Otto IV., erhielt O. von Philipp das Versprechen, ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin zu geben. Vor O.'s Charakter gewarnt, nahm indeß Philipp sein Versprechen zurück. Als sich O. später mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp als Empfehlungsschreiben einen Brief mit, worin er den Polenherzog vor O. warnte und ihm rieth, sich seiner Person zu versichern. O. mißtrauisch, erbrach den Brief, eilte wüthend an Philipp's Hof nach Bamberg und versetzte diesem in seinem Gemache eine tödtliche Wunde an den Kopf, woran er bald darauf starb. O. entkam in der Verwirrung der Hofleute aus Philipps Schlosse, wurde aber von Kaiser Otto IV. auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. und bald darauf auch zu Augsburg für vogelfrei erklärt, auf der Flucht vom Marschall von Pappenheim 1209 an der Donau ermordet und sein Schloß Wittelsbach in Oberbayern zerstört. J. M. Babo (s. d.) hat diese Geschichte dramatisch bearbeitet.

Otto I., Friedrich Ludwig, König von Griechenland seit 1832, ist König Ludwig's von Bayern zweiter Sohn und am 1. Juni 1815 zu Salzburg geboren. Er erhielt unter Leitung des geistlichen Rathes von Oettl, jetzt Dechanten des Hochstifts zu Freisingen, eine gründliche Bildung, und machte dann Reisen in Deutschland und Italien. In Folge des zu London am 7. Mai 1832 durch die vermittelnden Mächte, Frankreich, Großbritannien und Rußland geschlossenen und vom Könige von Bayern am 27. Mai ratificirten Vertrages, wurde O. zum König von Griechenland erwählt, nahm, von der griech. Nationalversammlung am 8. Aug. 1832 anerkannt, am 5. Oct. die königl. Würde

an und bestieg den griech. Thron am 6. Febr. 1833. Zu Ende 1834 verlegte er den Sitz der Regierung von Nauplia, wo er von dem Regentschaftsmitgliede von Maurer besondern Unterricht in der Regierung und Gesetzgebungspolitik erhalten hatte, nach Athen, übernahm 1835 mittelst einer an das griechische Volk erlassenen Proclamation die Zügel der Regierung, löste das bisherige Ministerium auf, erhob den Grafen Armansperg zum Reichskanzler, setzte die wegen Verschwörung und Aufruhr verurtheilten Kolokotronis und Plaputas wieder in Freiheit, ratificirte den mit Oesterreich abgeschlossenen Handelsvertrag und erließ an die Palikaren ein Decret wegen Vertheilung der Ländereien. Im J. 1836 unternahm er eine Reise nach Deutschland, wo er sich (am 22. November) mit Marie Friederike Amalie (geboren 1818), der ältesten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, Paul Friedrich August, vermählte. Bei den Geldverlegenheiten, in die sich die Regierung durch eigene verkehrte Maßregeln, wie durch ein zu schnelles Handeln der drei Großmächte gestürzt sah, in der Zeit der heftigsten Regungen des nationalen griechischen Lebens gegen das aufgedrungene Bayern- und Deutschthum, so wie nach dem Ausbruche der Revolution im Sept. 1843 benahm sich der König unter sehr schwierigen Umständen mit großer Ruhe, Umsicht und Klugheit. Am 30. März 1844 beschwor er die neue Verfassung; doch war mit Erreichung dieses Ziels der Gährungsstoff der Unzufriedenheit noch lange nicht aufgezehrt. (S. Griechenland.)

Otto von Freisingen, Sohn Leopold's des Heiligen, Markgrafen von Oesterreich, und Agnes, der Tochter Kaiser Heinrich's IV., widmete sich nach des Vaters Willen dem geistlichen Stande, wurde noch sehr jung von seinem Vater zum Probst des von ihm gestifteten Klosters Neuburg ernannt, ging später seiner Studien wegen nach Paris, wo er sich durch vorzügliches Talent auszeichnete und einen ungemeinen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse sammelte, so daß er bei seiner edlen Geburt auf die ersten geistlichen Würden rechnen konnte. Indeß trat O., von allem Ehrgeize frei, auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cistercienserorden und ward in kurzer Zeit Abt dieses Klosters. Veranlaßt von seinem Stiefbruder Kaiser Konrad III. das Bisthum Freisingen anzunehmen, verließ er 1137 dieses Kloster wieder und verwaltete sein Bisthum 20 Jahr bis an seinen Tod am 22. Sept. 1158. Unter den deutschen Historikern des Mittelalters behauptet O. v. F. durch seine: Allgemeine Geschichte bis 1146, fortgesetzt bis 1209 von Otto de St.-Blasio, so wie durch eine Geschichte Kaiser Friedrich's I. einen ehrenvollen Rang. Bisweilen, in Hinsicht auf den Styl, gezwungen und gekünstelt, sind diese Werke doch als Geschichtsquellen wichtig, da dem Verfasser die besten Urkunden zugänglich waren. Auch verräth die ganze Behandlung des Stoffes einen mit dem Leben der großen Welt vertrauten Mann. Mit Unrecht hat man ihm Parteilichkeit vorgeworfen. Seine Ansicht der Geschichte als eines großen Trauerspiels, welche durch das ganze Werk hindurchgeht, war keineswegs mönchische Frömmelei, sondern geschöpft aus den Schicksalen seiner eigenen Familie und dem trüben Bilde, welches die damaligen Weltereignisse darboten. Der beste Abdruck seiner allgemeinen Geschichte findet sich in Urstisius „Germaniae historici illustres" im 2. Bde.; die beste Ausgabe seiner Geschichte Friedrich's I. (deutsch bearbeitet von Schiller in s. „Memoiren" II. 2.) besorgte Muratori in den „Scriptores" (Bd. 6.)

Otto, Friedr. Jul., Professor der Chemie in Braunschweig, geb. am 8. Jan. 1809 zu Großenhain in Sachsen, kam nach vollendetem Schulunterricht als Lehrling in die Apotheke seines Geburtsorts, und nährte hier, durch eine vortreffliche Bibliothek angeregt, seine Liebe zu den Naturwissenschaften, denen er sich bald mit dem größten Eifer widmete. Von 1829—30 studirte er in Jena, wo er als Assistent in Wackenroder's Pharmaceutischem Institute sich namentlich mit chemischen Untersuchungen beschäftigte. Im Jahre 1831 kam er als Hauslehrer und Chemiker nach Althaldensleben und 1833 als Chemiker für die zu errichtende landwirthschaftliche Lehranstalt nach Braunschweig. Im J. 1834 wurde er daselbst als außerordentlicher Assessor für die pharmaceutischen Angelegenheiten am Obersanitätscollegium angestellt, 1835 außerordentlicher Medicinalassessor und 1841 ordentlicher Assessor am Obersanitätscollegium, nachdem er 1838 einige Zeit in

Gießen unter Liebig's Leitung sich weiter ausgebildet hatte. Unter seinen selbständigen Schriften ist das „Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe" (2. Aufl., Braunschw. 1840) das bedeutendste; außerdem schrieb er noch ein „Lehrbuch der Essigfabrikation" (Braunschw. 1840) und zum Theil auf Grundlage von Graham's „Elements of chemistry" ein „Lehrbuch der Chemie" (Braunschw. 1840; 2. Aufl., 2 Bde., 1845—46).

Ottokar II., Primislav, König von Böhmen von 1253—1278, war ein talentvoller, kühner und unternehmender Fürst, der aber eine Menge von Gewaltthaten auf sein Haupt häufte. Im eigenen Hause nicht glücklich, — er hatte zur Gemahlin die unfruchtbare Witwe des unglücklichen Hohenstaufen Heinrich's VII., Margaretha, Schwester des gefallenen Babenbergers, Friedrich II. — wählte er den Krieg als Zerstreuungsmittel, und machte zuerst einen Feldzug gegen die heidnischen Preußen 1255. In 65 Tagen stürmte er von Prag bis ans Meer und gründete Königsberg. Bald nach der Rückkehr verwickelte er sich in eine Reihe Kriege mit den Nachbarn. Nachdem er 1260 den Ungarn in Folge der blutigen Schlacht bei Kressenbrunn Steiermark genommen hatte, ließ er Gertrud, die Mutter Friedrich's von Oesterreich, aus ihrer letzten Freistatt vertreiben. Von seiner unfruchtbaren Gemahlin ließ er sich scheiden und vermählte sich mit Kunigunde von Ungarn, welche ihm den Thronerben Wenzeslaw II. gebar. König Stephan V. von Ungarn, welcher Oesterreich verheerte, schlug er in der entscheidenden Schlacht bei Raab, entriß den Bayern Eger, nahm seinen widerspenstigen Großen die Schlösser und Burgen, ließ Benesch, so wie Otto von Meißen im Hungerthurme zu Eichhorn verbrennen und verübte überhaupt eine Menge Schandthaten, welche die freilich nicht immer verbürgte Geschichte ihm nacherzählte. Ohnerachtet er, wie berichtet wird, die Kaiserkrone zwei Mal ausschlug, so wurde er doch des neuen Kaisers Rudolph's I. von Habsburg Todfeind, verweigerte ihm die Anerkennung und Huldigung, und erklärte von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain weder Lehen zu nehmen, noch Rechnung ablegen zu wollen. Besiegt indeß von Kaiser Rudolph, verlor er seine säummtlichen neu erworbenen Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain (1276), mußte von Böhmen die Lehen nehmen, und dem Kaiser auf der Donauinsel Kamberg die Huldigung leisten. Diese Demüthigung vermochte indeß O., der überdies noch von seiner stolzen Gemahlin Kunigunde zu neuem Kriege gereizt wurde, nicht zu ertragen. Er zog Kaiser Rudolph mit einem Heere von 10,000 Eingebornen und 10,000 Söldlingen noch einmal entgegen, verlor aber 1278 die Schlacht bei Marchek dadurch, daß Milota von Diebicz oder Rosenberg ihn im entscheidenden Augenblick mit seinen tapfern Mähren verließ, und zugleich in derselben das Leben. O. war nicht ohne Fehler, sogar nicht ohne Laster, aber die einheimischen und parteilosen Geschichtsschreiber wissen wohl, wie er geschickte Fremde nach Böhmen zog, wie er Städte erbaute, Gesetze verbesserte, Sicherheit handhabte, Prag und Wien mit Schulen versah, mitten in seinen Kriegen ein Freund der Wissenschaft und Bildung war, und den gemeinen Mann gegen adelige Willkür schützte. Sein Fall war für Böhmen ein großes Unglück; es war dem Nachbarhasse der racheschnaubenden Deutschen, Ungarn, Oesterreicher, Steirer, Polen und Schlesier Preis gegeben. Dem unglücklichen Könige folgte in Böhmen und Mähren sein Sohn Wenzeslaw II., in welchem 1305 der Stamm Przemislav's erlosch. O.'s Schicksal hat Grillparzer in seinem Trauerspiele: „König Ottokar's Glück und Ende". (Wien 1825) bearbeitet.

Ottokar von Steiermark, s. Hornek, Ottokar von.

Ottomanische Pforte, s. Türkei.

Otus, s. Aloiden.

Otway, Thomas, dramatischer Dichter Englands, wurde 1651 zu Trotting in Sussex geboren, war Theaterdichter und Schauspieler zugleich, wiewohl er auf der Londoner Bühne glänzenden Beifall nicht erntete. Als Theaterdichter war er bei seltenen Anlagen glücklicher und es haben sich verschiedene seiner Stücke, wie: „Die Waise" (1680) „Das gerettete Venedig" (1682) u. s. w. auf der Bühne erhalten. Sein erstes Trauerspiel

„Alcibiades" wurde 1673 aufgeführt, und 1676 sein „Don Carlos" mit großem Beifall aufgenommen. In seinen gelungensten Arbeiten, den Trauerspielen, offenbart sich tiefes Gefühl, das Leben der Leidenschaft wird grell veranschaulicht, der rednerische Ausdruck erschüttert. Die Lustspiele, reich an Witz und Laune, verletzen häufig den gesellschaftlichen Zartsinn, wie denn überhaupt der Dichter selbst sich durch sein ausschweifendes Leben um die allgemeine Achtung brachte und im äußersten Elend 1685 starb. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke hat (Lond. 1812, 3 Bde.) Th. Thornton besorgt.

Oubliette (franz.), eine besonders unter Ludwig XI. in Gebrauch gekommene Art unterirdischer Kerker, in welche diejenigen gestoßen wurden, die zu lebenslänglicher Haft verurtheilt waren. Ihre Einrichtung war verschieden, unter andern auch so, daß der in den trichterförmigen Schlund heruntergestoßene Gefangene durch viele an der herumlaufenden Mauer angebrachte scharfe Klingen im Fallen schon tödtlich verwundet und deshalb für todt oder vergessen gehalten werden konnte; daher der Name.

Oude, s. Audh.

Oudenaarde, eine Stadt an der Schelde in der belg. Provinz Ostflandern gelegen, ist befestigt, besitzt ein schönes Rathhaus, und 6000 Einw. die nicht unbedeutende Leinen- und Baumwollenfabriken unterhalten. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch die am 11. Juli 1708 gelieferte Schlacht, in welcher Prinz Eugen und Marlborough die Franzosen unter dem Herzog von Burgund und dem Marschall Villars schlugen.

Oudenaerde, Robert van, zu Gent 1663 geboren, Maler aus der flandrischen Schule, bildete sich bei vaterländischen Meistern und zu Rom unter Maratti, unter dessen Augen er mehrere der vorzüglichsten Werke in Kupfer stach, zeichnete sich vorzüglich als Historien- und Portraitmaler aus, und galt auch für einen der besten lat. Dichter seiner Zeit. Er starb 1743 zu Gent.

Oudendorp, Franz von, ein kritisch scharfsinniger und vorsichtiger Philolog, geb. zu Leyden am 31. Juli 1696, daselbst gest. 1761, war 1724 Rector zu Nimwegen, 1726 zu Harlem, welche Schule sich unter ihm sehr hob, und 1740 Prof. der Beredtsamkeit und Geschichte zu Leyden. Seine Ausgaben: „Julius Obsequens de prodigiis etc." (Leyden 1720); „Lucani Pharsalia" (Ebd. 1728); „S. Frontini libri IV." (Eb. 1731 u. 1779), besonders seine: „C. Jul. Caesar., de bello Gallico et civili Pompejano etc. commentarii" (Ebd. 1737) und „C. Sueton. Tranquillus" (Ebd. 1751) haben bleibenden Werth. Außerdem hat man von ihm: „De usu et necessitate publ. scholar." (Nimwegen 1724); „Orat. de veter. inscriptionum et monumentor. usu legatoq. Papebroeckiano" (Leyden 1745); „Brevis veter. monumentor. — descriptio etc." (Ebd. 1746); „Notae in Thom. Magistrum" (herausgegeben von Steph. Bernhard 1757); „Apulejus cum not. varior." nach seinem Tode herausgegeben (Ebd. 1786) u. a. m.

Oudinot, Karl Nikolaus, Herzog von Reggio, Marschall und Pair von Frankreich, wurde am 26. April 1767 zu Bar-le-Duc geboren. Sein Vater war Kaufmann und der junge O. sollte dieselbe Laufbahn wählen, diesen trieb aber Neigung zum Soldatendienst. O. diente von seinem 16. Jahre an, nahm zuerst 1783 Dienste im Regimente Medoc, welches er zwar 1787 wieder verließ, bei Ausbruch der Revolution aber von Neuem eintrat. Er war ein eifriger Anhänger der Revolution, wurde 1791 Bataillonschef der Freiwilligen an der Maas, und machte sich zuerst bekannt durch die tapfere Vertheidigung des Schlosses Bitsch gegen die Preußen (Sept. 1792). Er stieg in Folge dessen zum Oberst, hielt mit seinem Regiment am 2. Jun. 1794 bei Lautern den Angriff von 10 000 Mann größtentheils Cavallerie auf und wurde Brigadegeneral. Bei Neckarau (October) wurde er durch fünf Säbelhiebe verwundet und gefangen. Wieder ausgewechselt nach fünf Monaten wurde er bei Ingolstadt unter Moreau von Neuem blessirt, diente aber fort und zeichnete sich unter andern durch die Wegnahme von Constanz, Mannheim und Feldkirch aus. Im April 1799 zum Divisionsgeneral ernannt, wohnte er der Schlacht bei Zürich bei und kam dann als Chef des Generalstabes zu Massena, dem

er während der Belagerung von Genua wichtige Dienste leistete. Im Jahre 1805 befehligte er das neugebildete 10,000 Mann starke Grenadiercorps der Armee, focht tapfer mit ihnen bei Wertingen, Amstetten, Runkersdorf, wo er leicht blessirt wurde, und bemächtigte sich bei der Einnahme von Wien der Taborbrücke, indem er dem österreich. Kanonier die brennende Lunte aus der Hand riß. Hierauf wohnte er der Schlacht von Austerlitz bei, nahm 1807 Neufchatel in Besitz, siegte am 7. Febr. 1807 bei Ostrolenta, stieß dann zum Belagerungscorps von Danzig und widerstand am 14. Juni der russischen Armee bei Friedland so lange, bis Napoleon ankam, um den Sieg zu vollenden. Im J. 1807 wurde er von Napoleon in den Grafenstand erhoben. Im J. 1808 war er Gouverneur von Erfurt, entschied 1809 das Gefecht bei Pfaffenhofen, hatte großen Theil an den Siegen bei Aspern und Wagram, und ward Marschall und Herzog von Reggio. Von 1810—1812 führte er in Holland den Oberbefehl. In Rußland befehligte er das 12. Corps, ward aber zu Potolsk schwer blessirt, begab sich nach Wilna, übernahm, bald genesen, das Commando wieder, focht tapfer bei Borisow und an der Beresina, wurde hier wieder schwer verwundet und entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Mit seinem Corps trug er 1813 viel zum Gewinn der Schlacht bei Bautzen bei, ging nach dem Waffenstillstand auf Berlin los, ward aber bei Groß-Beeren geschlagen. Von Neuem drang er mit Ney gegen Berlin, nahm dann an der Schlacht bei Leipzig und an den meisten Schlachten im Jahre 1814 Theil, namentlich an den von Champaubert, Brienne, Bar sur Aube und la Ferté. Nach der Schlacht von Paris schickte er seine Unterwerfung ein und wurde von Ludwig XVIII. zum Generalobersten der Grenadiere und königl. Jäger angestellt. Nach Napoleon's Rückkehr suchte er umsonst seine Truppen dem König zu erhalten und zog sich nach Montmorency zurück. Nach der zweiten Restauration ward er Commandant en Chef der pariser Nationalgarde — eine Stelle, die bei Auflösung der Garde 1827 einging — Generalmajor der Garde, Pair und Staatsminister. Im Jahre 1823 befehligte er ein Corps in Spanien und wurde Gouverneur von Madrid. Später kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er seit dieser Zeit ziemlich zurückgezogen lebte. Als Anhänger der Julirevolution erhob ihn Ludwig Philipp 1839 zum Großkanzler der Ehrenlegion und ernannte ihn am 22. Oct. 1842 an Moncey's Stelle zum Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb am 13. Sept. 1847. — Sein ältester Sohn, der Marquis **Nicolas Charl. Victor O.**, geb. am 3. Nov. 1791 zu Bar-le-Duc, wohnte seit 1809 den Feldzügen Napoleon's bei, der ihm noch nach der Abdankung zu Fontainebleau das Patent als Oberst ausfertigte, welches von den Bourbons bestätigt wurde. Da er sich während der Hundert Tage vom Kaiser fern gehalten, wurde er nach der zweiten Restauration zum Maréchal de Camp erhoben. In dieser Eigenschaft befehligte er ein Garderegiment und organisirte später die Militärschule zu Saumur. Um den Tod seines Bruders zu rächen, der als Oberst eines Cavaleriereginents bei Mouley-Ismael am 28. Juli 1835 gefallen war, ging er nach Algier und erwarb sich in diesem Feldzuge den Rang eines Generallieutenants. Im J. 1842 ward er vom Departement Maine und Loire zum Deputirten gewählt. Nach der Februarrevolution von 1848 blieb er im activen Dienst, erhielt 1849 den Oberbefehl über das Expeditionscorps, das in Rom die Ordnung wiederherstellen sollte und zwang auch die Stadt zur Uebergabe, am 2. Juni 1849. Da er dem Willen des Präsidenten der franz. Republik nicht streng genug nachkam, ward er im Aug. abgerufen.

Ourcq-Kanal, heißt der Kanal, welcher Paris mit dem nöthigen Trinkwasser versorgt, und es, da er zugleich schiffbar ist, mit den nördlichen Departements in Verbindung setzt. Er ist eine der großen Schöpfungen Napoleon's. Er führt das Wasser der Ourcq, eines sehr klaren Flusses, der im Departement der Aisne entspringt und im Departement der Seine und Marne bei Lisy in die Marne fällt, nach Paris in das Bassin de la Vilette. Nach Napoleon's Plan hatte dieses Werk noch einen weit größeren Umfang bekommen sollen.

Ouverture (franz.), heißt ursprünglich das einem größern musikalischen Ganzen,

z. B. einer Oper, einem Oratorium, einer Cantate ꝛc. als Einleitung vorhergehende größere Instrumentaltonstück. Der Zweck der O. ist, das Gemüth des Zuhörers in einen Zustand zu versetzen, der ihn für das Eingeleitete empfänglich macht und in ihrer höchsten Bedeutung zugleich den Charakter des folgenden Ganzen in seiner Gesammtheit anzudeuten, wodurch sie sich von der eigentlichen Introduction unterscheidet, wie man in der ital. Oper das erste Gesangstück und in neuester Zeit ein minder ausgeführtes an die Stelle der O. tretendes Instrumentalstück nennt. In gewöhnlichen Concerten steht die O. mit dem Folgenden in geringem Zusammenhange. Bei Opern, überhaupt bei einem musikalischen, aus mehreren Tonstücken bestehenden Ganzen muß die einleitende O. ein den Charakter dieses Ganzen im Allgemeinen aussprechendes Instrumentaltonstück sein, und also auch in Bezug auf seinen Styl mit diesem übereinstimmen, sie muß diesen Charakter durch Verbindung und Zusammenfassung aussprechen, nicht aber — welche Forderung zuerst die Franzosen gemacht und auch deutsche Operncomponisten anerkannt haben — eine künstliche Zusammensetzung der hauptsächlichsten musikalischen Gedanken, welche in der Oper vorkommen, sein. Ueberhaupt ist aber wohl die O. zur Oper nicht wesentlich nothwendig, sondern es kann diese mit einem kurzen Instrumentaltonstücke (Instrumentalintroduction) anfangen, oder mit der eigentlichen Introduction (Vokalintroduction), d. h. dem ersten Gesangstücke, wie z. B. einige Opern Rossini's. Im letztern Falle fällt indeß auf das erste Tonstück verhältnißmäßig ein zu großes Gewicht, ohne daß die Zuhörer gehörig vorbereitet sind, es in seiner wahren Bedeutung aufzufassen. Die O. wird also ihre Bestimmung am besten erfüllen, wenn sie sowohl eine Einleitung zum Ganzen ist, als auch sich zugleich an das nachfolgende Tonstück anschließt. Was die äußere Form der O. anlangt, so besteht sie aus einem großen Musikstücke, in welchem jedoch mehrere in ununterbrochener Folge verbundene Musikstücke enthalten sein können. Sie unterscheidet sich dadurch von der Symphonie (s. d.). Die ältesten O.'n hatten eine Fuge zum Hauptsatz, welcher ein Grave im Viervierteltakte voranzugehen pflegte, das in der Dominante schloß, und bisweilen auch nach der Fuge wiederholt wurde. Die meisten O.'n zu Händel's Oratorien haben noch die ältere Form. Später verband man in den O.'n drei Musiksätze von verschiedenem Takte; der erste war gewöhnlich ein Allegro, der zweite ein Andante, der dritte wieder ein Allegro oder Presto. Diese Form hat z. B. Mozart in seiner „Entführung aus dem Serail" beobachtet. Die jetzt gewöhnlichste O.'n-Form, wozu Gluck's O. zur „Iphigenia in Aulis" das Vorbild lieferte, ist ein glänzendes, lebhaftes Allegro, dem ein kurzer sich langsam und feierlich bewegender Satz vorhergeht. Diese letztere Form ist auch am geeignetsten, den Zuhörer vorzubereiten und zu gewinnen, ohne ihn zu ermüden.

Oval (vom lat. ovum, das Ei), heißt eiförmig, auch von Flächenformen; die Ovale, Eilinie, heißt jede länglichrunde Figur, d. h. deren Umgrenzungslinie in sich selbst zurückläuft. Jede Ellipse (s. d.) ist eine eiförmige Linie; man kann eine Ovale aber auch herstellen, wenn man zwei gerade Linien sich rechtwinkelig durchschneiden läßt, so daß ihre Mittelpunkte zusammenfallen (die Linien selbst brauchen nicht gleich zu sein), hierauf Kreise mit beliebigen Halbmessern um die Endpunkte der einen Linie und um die beiden Endpunkte der andern Linie Bogen beschreibt, mit der möglichst größten Cirkelausspannung, bei der jene ersten Kreise noch getroffen (berührt) werden.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck, Friedr., einer der in Rom lebenden deutschen Maler, geb. zu Lübeck am 3. Juli 1789, bildete sich seit 1806 in Wien für seine Kunst und verrieth schon damals in seinen Studien die spätere Richtung seines Geistes. In Begleitung des zu früh verstorbenen talentvollen Franz Pforr aus Frankfurt am Main ging er 1810 nach Rom, das er seitdem nicht wieder verlassen hat. Eine Madonna, die er 1811 ausstellte, verschaffte ihm allgemeine Anerkennung. Eins seiner Bilder aus dieser früheren Zeit ist die Anbetung der Könige (im Besitze der verwitweten Königin von Bayern). In dieser Zeit entwickelte sich in Rom unter dem Einflusse der literarischen Romantik und des nationalen

Aufschwunges die Bildung der romantischen Malerschule. O., der von jeher der Einfachheit der früheren ital. und deutschen Malerei am entschiedensten gehuldigt hatte, war einer der vorzüglichsten Gründer jener Schule im Verein mit den damals in Rom lebenden deutschen Malern Cornelius, Koch, K. Vogel, Joh. und Phil. Veit, Schadow, Eggers, denen sich später Schnorr u. A. anschlossen. Das erste bedeutendere Werk, wodurch sich diese Schule bemerklich machte, waren die Fresken aus der Geschichte Joseph's, womit der preuß. Generalconsul Bartholdy seine Villa auf Trinita de Monti ausschmücken ließ; O. malte daselbst 1816 den Verkauf Joseph's und die sieben magern Jahre. In den folgenden Jahren machte die Schule noch weit größeres Aufsehen durch die Fresken, welche Marchese Massimi in seiner Villa fertigen ließ; O. lieferte dazu fünf größere Compositionen, für die er den Stoff aus Tasso's „Befreitem Jerusalem" entnahm und mit denen er den außerordentlichsten Beifall erntete. Als sein vorzüglichstes Freskobild gilt jedoch das Rosenwunder des heil. Franz in der Engelkirche bei Assisi. Von seinen Oelgemälden, die nicht sehr zahlreich sind, da er nicht rasch arbeitet, ist in Deutschland am bekanntesten geworden der Einzug Christi in Jerusalem (in der Marienkirche zu Lübeck), ein Gemälde, das er schon in Wien anfing, in Rom aber erst vollendete und 1824 ausstellte. Außerdem sind zu nennen ein Christus auf dem Oelberge (in Hamburg), eine Vermählung der Maria (beim Grafen Raczynski), mehrere heilige Familien, der Tod des heiligen Joseph, endlich das große Bild im Städel'schen Institut zu Frankfurt, den Einfluß der Religion auf die Künste darstellend. Ebenso sind seine Zeichnungen: Jesus segnet die Kinder, Johannes, der Prediger in der Wüste, die Auferweckung des Jünglings zu Nain, das Mannalesen u. s. w., vollgültige Zeugnisse seines Künstlerberufs. Stiche nach seinen Bildern gaben F. Ruschewehh und Schäfer, die gelungensten Lithographien J. K. Koch in München. O. ist der Einzige von den Stiftern der romantischen Schule, welcher der anfänglichen Richtung derselben ganz treu blieb und diese bis zu völliger Einseitigkeit ausbildete, womit auch sein Verbleiben in Rom und sein Uebertritt zum Katholicismus zusammenhängt. Sein Hauptprincip, daß nämlich die Kunst nicht um ihrer selbst und um der Schönheit willen, sondern nur zum Dienste der Religion vorhanden sei, umfaßt zugleich das Beste und das Bedenklichste, was sich über O. sagen läßt. Tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, Mäßigung und Harmonie in der Composition, Einfachheit der Formen und rührende Schönheit des Ausdrucks kann man ihm nicht absprechen. Allein daneben zeigt sich eine befremdliche Gleichgültigkeit gegen das ganze große Gebiet derjenigen Formen, welche nicht unmittelbar dem religiösen Ausdruck dienen, z. B. eine Verachtung des Nackten und zugleich der antiken Sculptur, welche sich an dem Maler selbst durch Unrichtigkeit und Leblosigkeit der Zeichnung oft gar deutlich gerächt hat. O. verläugnet und bekämpft nicht nur das classische Alterthum, sondern auch alle diejenigen Maler, welche demselben gehuldigt haben, z. B. sogar den spätern Rafael, und will somit von der ganzen technischen Errungenschaft der letzten drei Jahrhunderte nichts wissen. Wie eingeschränkt demnach der Kreis seiner Vorbilder ist, denn ihm gilt eigentlich nur die Schule des Pietro Perugino als Muster, so beengt ist auch der Kreis seiner Darstellungen, wo ein energisches, leidenschaftliches Handeln geschildert werden soll, mangelt ihm gewöhnlich die Kraft und Lebenswahrheit; auch wiederholt er etwas zu oft sich selbst und erlaubt sich Reminiscenzen in Masse, besonders aus Rafael. Seine Stellung inmitten der gegenwärtigen Kunst wird inzwischen immer einsamer, da die Genossen seiner Richtung theils gestorben, theils zu einem ungleich freiern Standpunkte fortgeschritten sind, wie z. B. Cornelius. Von seinen Nachfolgern ist wohl E. Steinle der bedeutendste.

Ovidius, Publius, mit dem Beinamen Naso, aus Sulmo, im pelingnischen Gebiete, röm. Ritter, geb. am 20. März 43 vor Chr., bildete sich auf Reisen durch Griechenland und Asien, war eine Zeit lang zu Rom Sachwalter, wurde durch Tibullus und Flaccus den Musen zugewendet und der rhetorisirende, wortreiche, vieles umschreibende und wiederholende, auch im Spiele mit Bildern und blendenden Einfällen sich gefallende Dichter Roms. Im 50. Jahre verbannte ihn Augustus nach dem unwirthbaren Tomi,

einer Stadt am schwarzen Meere, in der Nähe des Ausflusses der Donau, vielleicht weil er zwischen Augustus und der Julia einen strafbaren Liebeshandel entdeckt hatte, wo er 17 nach Chr., 60 Jahr alt, starb. O. gehört ohne Zweifel zu den ersten röm. Dichtern; Fülle an Kenntnissen, glücklichen Witz, anmuthige Leichtigkeit im Versbau und Fluß der Sprache, dabei etwas Flüchtigkeit, wird ihm niemand absprechen, und in Fruchtbarkeit der Erzeugnisse ist er allen röm. Dichtern überlegen. Seine Lehrgedichte empfehlen sich durch musterhafte Einfachheit der Anlage, lichtvolle Entwickelung und gehaltvollen Stoff. Von zweien derselben: „Von den Mitteln zur Erhaltung der Schönheit" und „Vom Fischfang" sind nur Fragmente übrig. Die „Fasti" in 6 Büchern, eine Darstellung des Ursprungs und der Feier der röm. Feste in ihrer jährlichen Aufeinanderfolge nach dem Auf- und Untergang der Gestirne, doch nur zur Hälfte vollendet, sind wichtig zur Kenntniß religiöser Einrichtungen, alterthümlicher Feierlichkeiten und Sagen (Ausgaben von C. Ch. Taubner, Lpz. 1749; von Gierig, Ebd. 1812; von Conrad Ebd. 1839). Die „Liebesgemälde" (Amores, 3 Bücher), die gelungensten seiner elegischen Gedichte, zeigen ein eigenthümliches Gepräge gesellschaftlicher Verdorbenheit und vornehmer Lüsternheit. Die „Trauergesänge" (Tristia, 5 B.), und „Briefe" aus seiner Verbannung (Epistolae ex Ponto) ermüden bei allem Wechsel der Bilder und aller Mannichfaltigkeit des Ausdrucks durch einseitige Weichlichkeit und Entmuthigung des von unreinem, wenigstens nicht geistigem Freudengenusse einer sittlich ausgearteten großen Stadt knechtisch abhängigen Menschen. (Ausgab. von Oberlin, Straßb. 1778). Kälter als die Amoren, aber nicht ohne Laune, ist sein: „Mittel gegen die Liebe" (Remedia amoris, deutsch von J. C. von Strombeck, Braunschweig 1796). Der Kunstgestalt nach gilt als eins der vollendetsten Gedichte und schließt einen Schatz feiner Beobachtungen des menschlichen Herzens und der in gleichen Verhältnissen unverändert gebliebenen Sitten ein, seine: „Kunst zu Lieben" (deutsch von J. C. v. Strombeck, Götting. 1795). O.'s Hauptwerk sind ohnstreitig die „Verwandlungen" (Metamorphoseon, 15 Bücher). Sie gehören zur erzählend-beschreibenden Dichtart, zeichnen sich durch reiche mythologische Gelehrsamkeit, kunstreiche Deutung und Uebergänge aus, und enthalten die bedeutsamsten Mythen der frühern Zeit, nach griechischen, besonders alexandrinischen Vorarbeiten zusammengestellt. Ausgab. von Gierig (Lpz. 1807 u. 1823); von Jahn (3. Aufl. 1823, 2 Bde.); von Baumgarten-Crusius (Lpz. 1834); deutsch von Rode (Berlin 1791); von J. H. Voß (Ebend. 1708; Braunschweig 1829); franz., Paris 1767, 4., mit Kupfern; ital. von Cl. Bondi (Parma 1806). Noch haben wir von O. eine ganz eigene von ihm, wenn auch nicht erfundene, doch sehr vervollkommnete, dem Römer nur eigenthümliche Gattung von Gedichten, die 21 „Heroiden" oder erotischen Gesänge; einige derselben hält man für unächt. Es sind briefliche Ergießungen, oder Monologe mythischer Personen in entscheidenden Lagen ihres Lebens, in rhetorisirendem Pathos gehalten. Ausgaben der sämmtlichen Werke: zuerst Bologna 1471; Venedig 1474; von Aldus (Venedig 1502); von Nic. Heinsius (Amsterd. 1658—61, 3 Bde.); von Pet. Burmann (Amsterd. 1727, 4 Bde.); von J. F. Fischer (Lpz. 1758, 2 Bde.); von Mitscherlich (Gött. 1798, 2 Bde.); von Baumgarten-Crusius (Lpz. 1825); von J. Ch. Jahn (Ebend. 1828, 2 Bde.). Eine Uebersetzung in franz. Versen hat St. Ange besorgt (neueste Aufl. Paris 1824, 4 Bde.).

Oviedo, eine von den 48 Provinzen Spaniens, nach der neuen Eintheilung Spaniens in J. 1833; mit der gleichnamigen Hauptstadt, umfaßt den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Asturien (s. d.).

Owaihi, (Hawaii, Owyhee), die größte der Sandwichinseln (s. d.), von Cook 1778 entdeckt, hat die Gestalt eines gleichschenklichen Dreiecks, einen Flächenraum von 190 QM., mit vormals 150,000 Bewohnern, die jedoch seitdem bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen sind, gemäßigtes Klima und trefflichen Boden. Die Insel, sowie überhaupt der ganze Archipel, gehört einer Vulkanreihe an, und die beiden höchsten Piks auf O., der Kea im Norden (16,000 F.) und der Roa südlicher (14,000 F.) sind die

höchsten noch thätigen Vulkane. Die Fruchtbarkeit der Insel ist bei ihrem vulkanischen Charakter und ihrer Lage unter dem schönsten Tropenhimmel mit keinem andern Lande der Erde zu vergleichen. Das Thermometer steigt nie über 48° Reaum. und fällt nie unter 12°. Der hier eingeführte Weinstock, die Pomeranzen, Mandeln, Melonen und Küchengewächse, Reis, Mais und Zuckerrohr erreichen eine nie geahnte Größe, und reiche Pflanzungen schmücken allenthalben das Land. In eben dem Maße gedeihen die eingeführten europäischen Hausthiere. Die Bewohner, unstreitig der schönste Menschenschlag der Erde, sind wohlgebildet und fleißig. Durch den von König Tameamea I. (starb am 18. Mai 1819) mit England und Nordamerika geschlossenen Handelsvertrag ist die Civilisation sehr vorgeschritten, Kunstfleiß und Schiffbau durch englische Matrosen, die der König in seine Dienste nahm, eingeführt und seit 1820 durch nordamerikanische Missionäre auch das Christenthum verbreitet worden.

Owen, John, lat. Audoenus, einer der besten neuern lat. Dichter, war zu Armon in Wales geboren, studirte zu Oxford die Rechte, war dann Schullehrer 1591 zu Trylegh und 1594 zu Warwick, und starb 1622 in sehr dürftigen Umständen. Wir haben von ihm eine Sammlung lat. Epigramme, die sich durch treffenden, scharfen, nur bisweilen in Gemeinheiten ausartenden Witz, höchst correcte Sprache und tiefe Menschenkenntniß auszeichnen. Beste Elzevirsche Ausgabe 1647. Unter den neuern Ausgaben zeichnet sich aus die von A. A. Renouard (Paris 1794). Jördens gab O.'s „Epigrammata selecta" (Lpz. 1813, mit den vorhandenen deutschen Uebersetzungen verschiedener Verfasser), und Ebert „Libellus epigrammatum ad Fr. Ulr." (Lpz. 1825) heraus.

Owen, Robert, ein als Socialreformer berühmter Engländer, wurde 1771 zu Newton in der Grafschaft Montgomery von armen Aeltern geboren. Er widmete sich der Handlung, half durch beharrlichen Fleiß und Selbststudium seiner mangelhaften Jugendbildung nach und erwarb sich durch Thätigkeit und Rechtschaffenheit die Achtung seines Principals. Im Alter von 30 Jahren heirathete er die Tochter des reichen Manufacturisten Dale zu Manchester, der ihn als Associé an die Spitze einer großen Baumwollenspinnerei zu Newlanark in Schottland stellte. Um die Wasserkraft zu benutzen, hatte Dale 1784 dieses Manufacturdorf gegründet, obschon die übrigen Localverhältnisse dem Unternehmen nicht günstig waren. Sein Schwiegersohn fand weder ein glückliches Dorf, noch eine blühende Manufactur. Die geringe Bevölkerung, der Abschaum der drei Reiche, litt Mangel und war in Faulheit, Unwissenheit, Völlerei und religiöse Streitigkeiten versunken. O. beschloß zuvörderst die Arbeiter aus ihrer elenden Lage heraus zu reißen. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Mensch von Natur weder gut noch schlecht, daß er das Eine oder Andere erst durch die umgebenden Verhältnisse werde, verwarf er jeden Zwang, die Strafe wie die Belohnung, und suchte blos durch gutes Beispiel, gegenseitige Aufmunterung, freundliche geregelte Umgebung, besonders durch ein unerschöpfliches persönliches Wohlwollen zu wirken. Bald zeigten sich die Früchte dieser praktischen Erziehung. Unter den Arbeitern schwanden Sittenlosigkeit, Armuth, Zank, und auch das Geschäft hob sich und brachte den Unternehmern bald ungewöhnlichen Gewinn. Wiewohl die Arbeiter nur den üblichen Lohn und sonst keinen Antheil erhielten, trat doch unter ihnen eine Art Wohlstand ein, zumal O. durch Vorschüsse den Einkauf der Bedürfnisse und die Wirthschaft im Großen begünstigte. Außer der Spinnerei wurden nun auch große Werkstätten für eine Menge technischer Gewerbe angelegt. Desgleichen gründete O. aus eigenen Mitteln eine Schule für 600 Kinder, wo das nämliche Verfahren noch überraschendere Resultate lieferte. Die Kinder lernten die Elemente der praktischen Wissenschaften, bildeten ihren Geschmack durch Tanz und Gesang und erlangten körperliche Tüchtigkeit durch gymnastische Uebungen. Dieselben erfuhren dabei weder Strafe noch Belohnung, erhielten auch keinen Unterricht in der kirchlichen Dogmatik und waren doch Muster des Fleißes und guter Sitte. Schon nach vier Jahren zeichnete sich die Colonie durch Wohlhabenheit und sittliche wie intellectuelle Bildung beispiellos aus. Tausende von Reisenden besuchten jährlich das glückliche Dorf und bewunderten die Schöpfung und

deren Urheber. Durch solchen Erfolg ermuntert, gerieth O. auf die Idee, als theoretischer und praktischer Reformator des gesellschaftlichen Elends überhaupt aufzutreten. Zuvörderst veröffentlichte er seit 1812 seine Ansichten in der Gestalt eines Systems durch die Flugschrift „New views of society, or essays upon the formation of human character.“ Um Elend und Entartung auszurotten, soll nach dieser Schrift, eine gänzliche Veränderung der äußern Verhältnisse des Menschen, oder deutlicher ausgedrückt, eine neue systematische Erziehung des Einzelnen vorgenommen werden. Das Princip, welches dieser Reform zu Grunde liegt, ist die Unzurechnungsfähigkeit, d. h. die völlige moralische Nichtverantwortlichkeit des Individuums rücksichtlich seiner Lage wie seiner Handlungen. Demzufolge müssen nicht nur Lob und Tadel, Strafe und Belohnung wegfallen und das Wohlwollen an deren Stelle treten, sondern auch eine absolute Gleichheit in allen Rechten und Pflichten eingeführt, jede Superiorität aber, selbst die des Capitals und der Intelligenz, abgeschafft werden. Diese Ideen fanden große Theilnahme besonders deshalb, weil man den Erfolg zu Newlanark vor Augen hatte. Von einem Vermögen von mehr als einer halben Million Pfd. Sterl. unterstützt, streute O. im Interesse seiner Lehre zahllose Traktätchen aus, hielt allenthalben große Volksversammlungen und betheiligte sich mit Aufopferung an jedem Unternehmen, das die Hebung der leidenden, vernachlässigten Volksclassen bezweckte. Bald zählte er unter allen Ständen, im Parlamente und in der Regierung, selbst bei Hofe enthusiastische Anhänger, und unter seinem Vortritt wurde endlich eine Subscription zur Gründung einer Versuchscolonie in Schottland eröffnet. Seit 1816—18 zog ihn das Parlament bei der Gesetzgebung über die in den Fabriken arbeitenden Kinder zu Rathe. Zu gleicher Zeit führte er in England die Kleinkinderschulen ein, deren Fortbildung sich jedoch Andere bemächtigten. Mit großen Summen unterstützte er die Versuche Bell's wie Lancaster's; er bewog die niederländ. Regierung zur Gründung von Armencolonien und überschickte auch dem König von Preußen einen Entwurf zur Nationalerziehung, der ihm dafür eigenhändig dankte. Endlich richtete O. an den Fürstencongreß zu Aachen im Jahre 1818 eine höchst wichtige Denkschrift über die Fortschritte des Pauperismus in England seit Vermehrung der Productionskräfte durch die Maschinen. Um dem der Gesellschaft drohenden Ruin vorzubeugen, empfahl er die Auflösung der großen Manufacturcentra und die Errichtung von zerstreuten Industriedörfern, in denen jeder Arbeiter in den Stand gesetzt werden soll, sich durch Anbau eines Stück Landes die dringendsten Bedürfnisse zu sichern. Dieser Vorschlag fand zwar in England eine enthusiastische Aufnahme; doch ihn selbst, den Apostel der Liebe und Barmherzigkeit, trafen die härtesten Anfeindungen. Gegen die Lehre von der Unzurechnungsfähigkeit trat allmälig die gesammte Priesterschaft in den Kampf, besonders als O., endlich gereizt, alle bestehenden Religionen der Ohnmacht, der Verletzung der Naturgesetze, subversiver Tendenzen beschuldigte und seine Behauptung durch Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart zu rechtfertigen suchte. Noch ärger gestaltete sich der Scandal, als er auch den Radicalismus angriff, dem er Willen und Fähigkeit absprach, die Noth des Volks zu lindern.

Mit Schmähung und Verdächtigung überhäuft, denen er würdige Belehrung entgegensetzte, überdies seines Beschützers, des Herzogs von Kent, durch den Tod beraubt, wendete sich O. im J. 1823 nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo er, ungehindert von Vorurtheilen, nach seinen Grundsätzen und auf seine Kosten eine absolute, d. h. communistische Gemeinde errichten wollte. Er kaufte von dem Würtemberger Rapp (s. Harmoniten) die Colonie Newharmony an den Ufern des Wabasch, im Staate Indiana, mit 30,000 Acker Landes und Wohnung für 2000 Menschen und foderte Talent, Capital und kräftige Arbeiterfamilien zum Eintritt auf. Allein der Communismus hielt die Capitalisten ab, und von den Gebildeten überhaupt erschienen nur wenige enthusiastische Geister. Dagegen drängten sich die Armen, alle geächteten Subjecte Nordamerika's, selbst die Abenteurer der Wälder in die Colonie. Beim Anblick dieser Elemente erklärte O. verlegen, daß er vor der Hand nur eine vorbereitende Gemeinde beabsichtigte. Seine Anhänger dagegen stifteten um die Muttercolonie cooperative Gemeinden, die mehr oder

weniger den Communismus annahmen, und bald erstanden in allen Staaten der Union ähnliche Anstalten, deren Zahl sich etwa auf 30 belief. Trotz der unüberwindlichen Faulheit der ältern Colonisten stellte sich zugleich zu Newharmony in den rohen Lebensmitteln Ueberfluß ein; aber um so größer waren die Opfer, zu denen sich O. zur Unterhaltung seiner Civilisationsmittel fortgesetzt entschließen mußte. Die Colonisten wohnten in trefflichen Zimmern, trugen antike Gewänder, hielten Bälle, Concerte, Soiréen und begannen auch unter diesen Genüssen einer höhern Bildung ihre ursprüngliche Wildheit abzulegen. Allein schon 1826 trat bei dem Mangel an baarem Capital ein unaustilgbares Deficit ein, das erst Mißvergnügen, dann Unordnung, bald die völlige Auflösung aller Bande nach sich zog. O. sah sich endlich genöthigt, seinen sogenannten Kindern das ganze Besitzthum preiszugeben und trat mit der Regierung von Mexico um die Colonisirung von Texas in Unterhandlung. Sein Plan wurde nicht angenommen, der Präsident Victoria bot ihm nur den Landstrich zwischen dem Stillen Ocean und dem Mexicanischen Meerbusen zur Colonisation an, worauf O. nicht einging, weil man die absolute Freiheit in Hinsicht der Religion verweigerte. Gegen 1827 kehrte er nach England zurück, um sich jetzt einzig der Vorbereitung der Gemüther zur künftigen Gründung der absoluten Gemeinde zu widmen. Er fand auf verschiedenen Punkten der drei Reiche von seinen Schülern gegründete Cooperativgemeinden, sodaß der Weg für seine Bestrebungen hinlänglich geebnet war. Seinem fähigsten Schüler Abraham Combe, war es mittels eines modificirten Communismus sogar gelungen, zu Orbisten bei Edinburg eine blühende Colonie ins Leben zu rufen, die aber noch 1827 mit dem Tode des Stifters, dessen Persönlichkeit das Ganze hielt, ebenfalls zu Grunde ging. Nachdem O. die Trümmer seines Vermögens bis auf Weniges seinen leiblichen Kindern abgetreten, begann er mit unglaublicher Ausdauer und Anstrengung sein lehrendes und streitendes Leben. Abgesehen von den Wochenversammlungen zu London, hielt er von 1827—37 mehr als tausend öffentliche Reden, entwarf gegen 500 Adressen an alle Volksclassen, schrieb 2000 Journalartikel und unternahm 2—300 Reisen, darunter zwei nach Frankreich. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er in der Form von Traktätchen ausstreute, gewähren am meisten Einsicht in seine Ideen die „Lectures on a new state of society", „Essays on the formation of human character", „Outline of the rational system" und sein Hauptwerk „The book of the new moral world", in welchem er sich als Erfinder und Begründer eines vernunftgemäßen Religions- und Gesellschaftssystems bezeichnet. Neben diesen theoretischen Bestrebungen fand er jedoch auch Zeit für eine mehr praktische Thätigkeit, die ihn wiederholt in die gefährlichsten Conflicte trieb und neue Verfolgungen bereitete. Mit seinen Schülern, den sogenannten Oweniten, wurde er seit 1827 schon die Seele der zahlreichen Arbeitervereine, aus denen der Chartismus (s. d.) emporstieg. Besonders aber compromittirte er sich bei einem Unternehmen, das unter dem Namen National labour equitable exchange die Auswechslung industrieller Bedürfnisse gegen Arbeitsstunden, mithin die Abschaffung des Geldes bezweckte. Man gründete einen großen Bazar und eine Bank, deren Zettel den Werth von Arbeitsstunden hatten, die sich aber nach einigen Monaten, im J. 1832, banquerott erklären mußte. Als 1834 die Arbeitervereine durch Einstellung der Arbeit einen höhern Lohn erzwingen wollten, übernahm zwar O. nothgedrungen die Rolle des Patrons, machte sich aber durch sein Vermittleramt sowohl seinen Committenten wie der Regierung verdächtig. Er verlegte nach diesen harten Schlägen seinen Aufenthalt von London nach Manchester, wo er an die Spitze des Mutuellistenvereins Community friendly society trat; der unter ihm den Namen Association of all Classes, or all nations erhielt und einen außerordentlichen Aufschwung nahm. Unter O.'s Leitung hielt dieser an Geldmitteln reiche Verein im Mai seine Jahresversammlung und gedachte sich mit der Zeit in eine communistische Gemeinde zu verwandeln. Im Jan. 1840 erhielt O. durch Lord Melbourne bei der Königin Victoria eine Audienz, worüber der Klerus im Oberhause, namentlich der Bischof Henry Phillpotts von Exeter, in fast rohe Schmähungen ausbrach. O. antwortete mit Würde durch ein Manifest, in welchem er die Grund-

züge seines Systems nebst seinen wichtigsten Lebensereignissen mittheilt. Von den vielen Zeitschriften, die zur Verbreitung seiner Ansichten gestiftet wurden, erscheint nur noch der „Star of the East“.

Oxenstierna, Axel, Graf v., schwedischer Staatsmann, wurde 1583 zu Fanö in Upland geboren, studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena Theologie, und obschon er später sich den Staatsgeschäften widmete, so blieb doch die Neigung zur Theologie bei ihm vorherrschend, sowie sein warmer Eifer, die Ausbreitung der evangelischen Lehre zu unterstützen. Nachdem er seine Studien beendigt und mehrere deutsche Höfe besucht hatte, erhielt er 1606 die Gesandtschaftsstelle am mecklenburgischen Hofe. Die Kenntnisse, welche er auf diesem Posten entwickelte, bewogen Karl IX., ihn 1608 in den Senat aufzunehmen, worin in ununterbrochener Reihe 13 Vorfahren O.'s gesessen hatten. Die Gewandtheit und Klugheit, welche O. bei der ihm aufgetragenen Schlichtung der Streitigkeiten zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval an den Tag legte, bewogen den damals schon altersschwachen König, ihm die Aufsicht über die königl. Familie zu übertragen, und ihn an die Spitze der Regentschaft zu stellen. Gustav Adolph ernannte ihn bald nach seiner Thronbesteigung (1612) zum Kanzler. O. schloß als solcher 1613 mit Dänemark Frieden, begleitete im folgenden Jahre den König auf einer Reise nach Deutschland und beendigte die Feindseligkeiten mit Rußland durch den Frieden zu Stolbowa, in welchem Schweden einen Theil der Küste des baltischen Meeres gewann. Am polnischen Kriege nahm er den thätigsten Antheil. Nachdem Gustav Adolph Preußen einen Theil Polens abgenommen hatte, ernannte er O. zum Statthalter daselbst. Als die Kaiserlichen die Osthäfen bedrohten, unterhandelte O. mit dem Herzog von Pommern wegen Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen und wirkte hierzu die Genehmigung des Königs von Dänemark aus. Durch Frankreichs und Englands Vermittlung gelang es O., auch mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand zu schließen, wodurch Gustav Adolph in den Stand gesetzt wurde, ungehindert in Deutschland zu agiren. Als der Krieg in das Herz von Deutschland vorgedrungen war, rief Gustav Adolph O. als Rathgeber zu sich und übertrug ihm die unumschränkte Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine. O. nahm sein Hauptquartier zu Mainz, während Gustav Adolph in Franken und Bayern vordrang. Eben war O. mit Truppen aufgebrochen, um zu ihm zu stoßen, als ihn die Nachricht von des Königs Tode (1632) erreichte. O. verlor den Muth nicht; er sammelte ein bedeutendes Heer, um die Sache Schwedens und seiner Bundesgenossen zu sichern, und eilte nach Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen Fortsetzung des Krieges zu verabreden. Der schwedische Reichsrath gab ihm unbedingte Vollmacht, das, was ihm am zweckdienlichsten für des Landes Wohlfahrt scheine, anzuordnen. Demgemäß trat O. mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlung, versammelte die evangelischen Stände in Heilbronn und ward hier als Director des evangelischen Bundes anerkannt. Die ihm angebotene Würde eines Kurfürsten von Mainz nahm O. nicht an. O. reiste nun nach Frankreich und Holland, um die dortigen Höfe zum Beitritt zu bewegen. Zurückgekehrt fand er aber die deutschen evangelischen Fürsten durch die Niederlage bei Nördlingen entmuthigt, das schwedische Heer in größter Unordnung, den Kurfürsten von Sachsen aber der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen stets reicher Geist wußte auch bald diese kritische Lage vortheilhafter zu gestalten. Schnell sammelte er die zerstreuten schwedischen Schaaren wieder, ließ neue Truppen aus Schweden kommen und es gelang ihm bald, die Sache der Verbündeten vom nahen Untergang zu retten. Als er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von wo er 10 Jahre abwesend gewesen, legte dem Reichsrath Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und nahm seinen Sitz im Senate des Reichs, und als einer der fünf Vormünder der Königin Christine ein. Kräftig trat er hier auf, und er war es eigentlich, der bis zu Christinens Volljährigkeit das Staatsruder leitete und Schwedens Handel hob. Um den Krieg in Deutschland glücklich zu beendigen, sandte er seinen Sohn Johann als Bevollmächtigten dahin ab. Er erklärte Dänemark den Krieg und schloß mit ihm den für Schweden vortheilhaften Frieden zu Bröm-

sebro (1645). In Folge dessen erhob ihn Christine in den Grafenstand. Mit großem Eifer verwaltete O. auch das ihm zu derselben Zeit übertragene Amt eines Kanzlers der Universität Upsala. Um nicht Schweden die Früchte des Krieges rauben zu lassen, widersetzte er sich kräftig der zu schleunigen Abschließung des westfälischen Friedens, eben so dem Entschlusse Christinens, einen Nachfolger zu ernennen. Als die Abdankung der Königin dennoch erfolgte, schützte er, um an den weitern Verhandlungen in dieser wichtigen Sache, aus welcher er für Schweden traurige Folgen voraussah, nicht Antheil nehmen zu dürfen, eine Krankheit vor. Seitdem fand O. keine Freude mehr an den Staatsgeschäften. Die einbrechenden Finanzverlegenheiten Schwedens, vor denen selbst die bedeutende Gebietsvergrößerung und die durch O.'s weise Maßregeln sehr vermehrten Einkünfte das Land nicht schützen konnten, vermehrten seinen Kummer. Alt und lebensmüde starb er nach einem wohlangewandten langen Leben am 28 Aug. 1654. O. gehört unter die großen Männer, die auf der Weltbühne eine ausgezeichnete Rolle spielten und von ihrem hohen Standpunkte aus sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit verewigt haben. Er war ein Mann von hohem, stattlichen Aeußern, von großen, nur dem Großen und Edlen zugewendeten Geistesanlagen. Als Staatsmann erregte er durch politischen Scharfblick eben so sehr Bewunderung als Achtung, und die von ihm auf höheren Befehl entworfene und von den schwedischen Ständen 1635 angenommene Regierungsform galt für ein Musterstück der Staatskunst. Seine Rechtschaffenheit war unerschütterlich. Stürme und Unfälle fanden an ihm einen festen, klugen und hochherzigen Mann. Sein großer Plan ging dahin, des Vaterlandes Wohlstand im Innern und seine Unabhängigkeit nach Außen zu begründen.

Oxford, die erste von den sieben mittlern Grafschaften Englands, zwischen Warwick, Northampton, Bucks und Glocester gelegen, $31^1/_2$ QM. groß, mit 162,000 Einw., bildet eine wellenförmige, mit Hügeln, einigen Waldungen und Fruchtäckern abwechselnde Ebene, die zum Theil lehmigen und fruchtbaren, zum Theil sandigen oder steinigen Boden hat, mit feuchtem, meist kaltem Klima und wird von der Isis und dem Charwell und der aus ihrer Vereinigung entstandenen Themse, sowie von einigen Kanälen, unter denen der Oxfordkanal der wichtigste ist, durchschnitten. Die Hauptprodukte sind Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs und Pfeifenthon; die Hauptnahrungszweige Viehzucht, Fischerei und Fabrikate in Wolle und Leder. Bemerkenswerthe Orte, außer der gleichnamigen Hauptstadt, sind Woodstock, eine in englischen Dichtungen und Geschichtswerken oft erwähnte Stadt und das Schloß Blenheimhouse, das dem Herzog von Marlborough zum Danke für seinen Sieg bei Blenheim (s. d.) im Jahre 1704 von der Nation geschenkt wurde. — Die Hauptstadt Oxford, auf einer Anhöhe an der aus dem Zusammenflusse des Charwell und der Isis hier entstehenden Themse, über welche die 500 Fuß lange steinerne Magdalenenbrücke führt, ist vorzüglich der Universität wegen berühmt und hat 25,000 Einw., die zum großen Theil von dieser leben. Die breite und lange Hauptstraße ist zu beiden Seiten mit zahlreichen schönen Gebäuden im Stile des Mittelalters besetzt. Die Universität, dem Range nach die erste in Großbritannien, mit 23 Collegien und Hallen, besteht aus 32 Lehrern, 537 Fellows oder Collegiaten und 223 Vorstehern und Beamten, die zusammen ein jährliches Einkommen von 312,000 Pfd. St. haben. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf 4—5000. Das Christ-Church-Collegium, mit einem überaus freundlichen Bibliotheksaale ist das größte und besuchteste; das All-Souls (Aller-Seelen-) Collegium und das Queens-Collegium aber sind die schönsten. Die Universitäts- oder Bodleyanische Bibliothek besteht aus 500,000 Bänden gedruckter Bücher und 30,000 Handschriften und wurde in neuerer Zeit durch die aus 20,000 Bänden bestehende Bibliothek des englischen Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, sowie durch den Ankauf der Oppenheimer'schen Sammlung hebräischer Bücher, darunter 1000 Handschriften, bereichert. Das Bibliothekgebäude enthält auch eine Gemäldegallerie, eine Sammlung antiker Statuen und die Arundelsche Inschriftensammlung. (S. Marmorchronik.) Eine zweite Bibliothek, die Radcliffe'sche,

aus der Erbschaft des im vorigen Jahrhundert verstorbenen Dr. Radcliffe, in einem schönen Gebäude, welches eine Rotunde bildet, mit einer 60 F. hohen Kuppel, enthält fast ausschließlich Bücher aus dem Gebiete der Arzneikunde und Naturwissenschaft. Merkwürdig sind ferner das Seldon'sche Theater, welches sich durch seine halbcirkelrunde Fronte auszeichnet; das Aſhmole'sche Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunsterzeugnissen enthält; die Universitätsdruckerei oder das Clarendon-printinghouse, ein schönes, in Form eines Tempels erbautes Gebäude; die Sternwarte mit den herrlichsten Instrumenten und der botanische Garten, der jedoch dem von Cambridge nachsteht. In das Parlament senden die Universität und die Stadt zusammen vier Abgeordnete. Vgl. „History of the university of O., its colleges, halls and public buildings“ (2 Bde., Lond. bei Ackermann, 4., mit 82 Kupfern).

Oxford, Rob. Harley, Graf von, britischer Staatsmann, geb. 1661 zu London, Sohn Edward Harley's, aus einer presbyterischen Familie, trat beim Eintritt ins öffentliche Leben zur Torypartei und wurde Anhänger der bischöflichen Kirche. Unter Wilhelm III. stand er mit Bolingbroke (s. d.) an der Spitze der Tories, war 1702 Sprecher im Unterhause, bald nachher Staatssecretär, 1710 Kanzler der Schatzkammer und wurde im folgenden Jahre in den Grafenstand erhoben. Als nach dem Utrechter Frieden sich die Tories in zwei Parteien spalteten, stand O. an der Spitze der einen und Bolingbroke an der der andern. Beide Männer folgten verschiedenen Richtungen und wurden aus Freunden sowohl politische als persönliche Feinde. Kurz vor der Königin Anna Tode, deren Ungnade er sich zugezogen hatte, trat O. aus dem Ministerium. Des Antheils an den Bemühungen der Tories, die Stuarts wieder auf den englischen Thron zu setzen, verdächtig, wurde er bald nach Georg's I. Thronbesteigung des Hochverraths angeklagt und bis 1717 eingekerkert, wo ihn nach öffentlicher Untersuchung seiner Sache das Oberhaus wieder freisprach. Er starb am 21. Mai 1724 und hinterließ große literarische Schätze, auf deren Ansammlung er einen großen Theil seiner Reichthümer verwendet hatte. Er stand mit Swift, Pope und andern großen Gelehrten Englands in freundschaftlicher Verbindung, und an den erstern ist auch sein Schriftchen über Berichtigung und Verbesserung der englischen Sprache gerichtet. Außerdem gab er mehrere politische Schriften, wie: „Vindication of the rights of commons of England“ heraus. Seine kostbare Bibliothek, welche durch seinen Sohn Eduard noch ansehnlichen Zuwachs erhielt, und von welcher Will. Oldys und Sam. Johnson einen Catalog (Lond. 1743, 4 Bde.) herausgegeben haben, wurde nach des Letztern Tode verkauft. Die Handschriften kamen in das brit. Museum, wo sie die Biblioth. Harleiana bilden.

Oxhoft (Meßk.), ein Weinmaß, hält gewöhnlich $1^1/_2$ Ohm, oder 6 Anker, oder 60 Stübchen; in Amsterdam 4 Eimer 16 Wiener Maß; in Preußen 3 Eimer 22 Maß; in Braunschweig 3 Eimer 32 Maß; in Dresden 3 Eimer 2 Maß; in Leipzig 3 Eimer 19 Maß; in Rostock 3 Eimer 20 Maß; in Schweden 4 Eimer 2 Maß; in Stralsund 3 Eimer 22 Maß; in Polen 4 Eimer $5^1/_2$ Wiener Maß.

Oxyd, sonst auch Metallkalk, heißt jede chemische Verbindung eines Metalls mit Sauerstoff. Die Metalle gehen mit dem Sauerstoff sehr leicht Verbindungen ein (mit Ausnahme der edlen Metalle) und zwar in verschiedenen Verhältnissen welche die verschiedenen Oxydationsstufen der Metalle geben. Man unterscheidet im Allgemeinen die niedrigste mit dem geringsten Antheil von Sauerstoff: Suboxyd, die mittlere Oxyd, und die höchste mit dem größten Antheil Sauerstoff: Superoxyd. Die Art des Zusammentretens eines Metalles mit Sauerstoff heißt Oxydation, Oxydirung, sonst Calcination, Calcinirung. Da man sonst das Chlorgas für eine Verbindung von Salzsäure mit Sauerstoff hielt, so nannte man es oxydirt salzsaures Gas. Man bedient sich des Ausdruckes Oxydiren zuweilen im Allgemeinen für: Verbindung mit Sauerstoff (s. d.).

Oxylos, der Sohn des Hämon und Gemahl der Pieria, ein Aetolier, floh eines Mordes angeklagt nach Elis, kehrte aber nach Verlauf eines Jahres nach Aetolien zurück.

Hierbei begegnete er den Herakliden auf ihrem Zuge in den Peloponnes. Da diese einem Orakel zufolge einen dreiäugigen Führer suchten, O. aber ein Auge verloren, und mit dem Maulesel, auf dem er ritt, zusammen nur drei Augen hatte, so wählten sie ihn zu ihrem Führer und gaben ihm hernach Elis als Antheil.

Oxynios, der Sohn des Hektor, wurde mit seinem Bruder Skamandrios von Priamos während der Belagerung von Troja nach Lydien geschickt und nahm nach dem Abzuge der Hellenen die väterliche Herrschaft wieder in Besitz.

Oybin, ein 1700 Fuß hoher Bergfelsen beim Dorfe Oybin in der sächsischen Oberlausitz, unweit Zittau. Er bildet eine ungeheure, aus riesigen Sandsteinmassen zusammengethürmte Felsenpyramide, und wird sowohl wegen der entzückenden Aussicht, die man von ihm genießt, als auch der auf ihn liegenden Trümmern des ältesten (von 1384 bis ins 16. Jahrh. bestandenen) Cölestinerklosters in Deutschland, und eines 1349 von Karl IV. zerstörten Raubschlosses von Reisenden häufig besucht. Nicht weniger überrascht der auf ihm befindliche Gottesacker des am Fuße liegenden Dörfchens. Vgl. D. Peschek's „Der Oybin bei Zittau, Raubschloß, Kloster und Naturwunder“ (Zittau 1804) und Dessen „Geschichte der Cölestiner des Oybins“ (Zittau 1840).

P.

P ist in den abendländischen Sprachen der 15. Buchstabe, als Zeichen der Rubrik = 15; im Buchhandel P = 15 Rthlr. und p = 15 Sgr.; als Zahlzeichen im Lateinischen P mit einem darüber geschriebenen horizontalen Striche = 400,000 und ohne diesen Strich = 4000, wie im Griechischen π' = 80 und $,\pi$ = 80,000. Die gangbarsten Abbreviaturen sind P oder P = Pastor, Papst, Paar, Papier, Professor, Pandekten u. A. Hierin ist die lateinische Sprache vor allen reichhaltig, wie die dem Gelehrten zugängigen Werke über Inschriften und sonstige paläographische Sammlungen genügend beweisen. So ist P. oder p. = Publius, Pontifex, proconsul, populus, pater, pars, partes, pagina. Im Französischen ist p = père (Vater); in Wechselsachen = protestiren; in der Musik = poco oder = piano, wie pp. = pianissimo. Die Abkürzung p. c. hat bei den Neuern viele Bedeutungen, die aus dem Zusammenhange und aus den Umständen, bei denen sie gebraucht wird, erkannt werden; es ist nämlich p. c. = per cento, pour cent oder Procent; dann so viel als par couvert (durch Einschluß) oder par complaisance (durch Gefälligkeit); p. f. v. = pour faire visite auf Visitenkarten s. v. a. um Visite zu machen; p. m. heißt manu propria d. h. eigenhändig; p. occ. = par occasion d. h. durch Gelegenheit; p. p. ist aus praemissis praemittendis entstanden und bedeutet: mit Auslassung der vorauszuschickenden Titel. In der Musik ist pf. so viel als pianoforte d. h. weder zu stark noch zu schwach.

Päan oder Päon, d. i. der Heilende, heißt bei Homer der Arzt der olympischen Götter, der dieselben, wenn sie verwundet sind, heilt. Nach Homer und Hesiod wird der Name als Beiname gebraucht und bezeichnet erstlich den Heilgott, den Asklepios, dann im weitern Sinne den Befreier von jedem Ungemach, so den Apollon und den Thanatos.

Päan hieß eine im Alterthume, zunächst bei den Griechen, weit verbreitete lyrische Dichtart, die ursprünglich mit dem Cultus des Apollon (s. d.) auf das engste zusammenhing. Die ältesten Päanen, wie wir sie bereits bei Homer erwähnt finden, waren nämlich feierliche, vielstimmige Gesänge, welche sich theils auf die Versöhnung des Apollon bezogen, um ihn zur Abwendung einer von ihm verhängten Seuche zu bewegen, theils nach überstandenem Unglück in frohlockenden Lobgesängen auf diesen Gott bestanden. Doch trat der Päan schon frühzeitig aus dieser Verbindung mit dem Dienste des Apollon heraus und

wurde auf die Verherrlichung anderer Gottheiten ausgedehnt oder auch bei wichtigen Ereignissen angewendet. So stimmte man zu Ehren des Poseidon oder Neptun einen Päan an nach dem Aufhören eines Erdbebens und bald ward derselbe vorzugsweise der Siegesgesang der Hellenen vor der Schlacht, oder auch ein festliches Danklied nach derselben oder nach Eroberung einer Stadt. Letztere Auszeichnung wurde sogar einigen römischen Feldherrn zu Theil, wie dem Aemilius Paulus nach Besiegung des Perseus und dem Marcellus beim Triumphe über die Galater und Kelten, deren Thaten von dem römischen Heere in Päanen gepriesen wurden. So entstand zuletzt der allgemeine Jubelpäan, den man bei allen fröhlichen Begebenheiten, besonders bei Gelagen und Gastmählern, zu singen pflegte, in gleicher Weise wurde aber auch der früher nur zur Versöhnung des Apollon bestimmte Päan nach und nach zur allgemeinen Todtenklage und für die Sühnung des Hades überhaupt angewendet. Dasselbe gilt auch von dem Ausrufe: „Jo Päan"! der bei den Griechen und Römern bis in die spätesten Zeiten üblich war. Man bediente sich desselben zwar gemeinschaftlich bei der frohen Ueberraschung wie bei der Bestürzung, bei der Freude, wie bei der Trauer, doch blieb der Begriff der Freude und Rettung vorherrschend. Unter den zahlreichen Dichtern von Päanen, von denen wir zum Theil noch größere Bruchstücke besitzen, zeichnete sich Terpander (s. d.), Archilogus (s. d.) und Pindar (s. d.) aus. Auch rechnet man hierher den schon von den Alten vielgepriesenen, trefflichen Lobgesang des Aristoteles an die Tugend, welcher uns erhalten ist.

Päanius, ein griechischer Sophist aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., war aus Rhodus gebürtig, hielt sich aber längere Zeit zu Konstantinopel auf, wo er Unterricht in der Philosophie und Rhetorik ertheilte. Bekannt ist er besonders durch eine griechische Uebersetzung oder „Metaphrase" des Geschichtsbuches des Eutropius (s. d.) die zuerst in Sylburg's „Historiae rom. scriptores minores" (Bd. 3, Frankf. 1590, Fol.) abgedruckt erschien, später am besten von Kaltwasser (Gotha 1780) herausgegeben wurde.

Paar, ein fürstliches und gräfliches Haus in Oesterreich, stammt ursprünglich aus Italien. — Peter, Freiherr von P. und Jos. Bapt., Freiherr von P. machten sich besonders um Einführung des Postwesens verdient und erhielten deshalb von Könige Ludwig II. von Ungarn mehrere Privilegien, die ihnen auch Kaiser Ferdinand I. 1559 bestätigte. Der genannte Jos. Bapt., gest. 1592, kaufte die Herrschaft Hartberg in Steiermark und wurde 1570 Erblandpostmeister der innerösterreichischen Lande. — Sein Sohn, Hans Christoph Freiherr von P., erkaufte 1623 das Obersthofpostmeisteramt und wurde 1624 mit dem Hofpostmeisteramte in Ungarn, Oesterreich und Böhmen beliehen; 1629 wurde er innerösterreich. Obersthof- und Erblandpostmeister, ward in den Grafenstand erhoben und erhielt 1630 für sein Geschlecht vom Kaiser das Recht daß sich der jedesmalige Aelteste Erblandpostmeister nannte, während die jüngern Söhne den Titel Erbpostmeister führten. Langwierige Streitigkeiten des Hauses P. wegen des Postwesens mit Taxis endeten damit, daß man, seitdem die Kaiserwürde von dem Hause Oesterreich abgekommen, das Privilegium dieses Haus für erloschen erachtete und ihm nur den Titel ließ. Graf Joh. Wenzel von P. wurde 1769 für sich und den jedesmaligen Aeltesten seines Geschlechts in den Fürstenstand erhoben. Er begleitete die Erzherzogin Marie Antoinette 1770 nach Frankreich und starb 1792. — An der Spitze der Hauses steht gegenwärtig Fürst Karl von P., geb. 1808, der 1819 seinem Vater folgte und mit der Prinzessin Ida von Liechtenstein vermählt ist.

Pabst, Heinr. Wilh., Director der land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim, geb. 1798 im Würtembergischen, erlernte die Oekonomie auf den Gütern des Freiherrn von Riedesel im Hessischen und Weimarischen, gab aber 1821 seinen bisherigen Wirkungskreis auf und unternahm zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Deutschland und Belgien. Später kam er nach Hohenheim, wo damals das landwirthschaftliche Institut erst gegründet worden war und wurde 1823 als Lehrer und Buchhalter an dem Institute angestellt. Im Jahre 1824 ernannte ihn der König von Würtemberg zum Oekonomierath und 1829 erhielt er, nach Schwerz's Abgange von Hohenheim, den größten

Theil der Landwirthschaftslehre. In dieser Zeit gab er seine „Beiträge zur höhern Schafzucht“ (Stuttg. 1826) und seine „Anleitung zur Rindviehzucht“ (Stuttg. 1829) heraus. Mißverhältnisse mit dem Director von Ellrichshausen bewogen ihn, 1831 dem Rufe als Oekonomierath und beständiger Secretär der landwirthschaftlichen Vereine im Großherzogthum Hessen zu folgen. Seiner Thätigkeit gelang es bald, mit Hülfe der von ihm redigirten landwirthschaftlichen Zeitschrift die Vereine sehr fruchtbringend zu machen. Zu gleicher Zeit stiftete er, ohne Unterstützung des Staats, eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Darmstadt, wozu er, um den Studirenden Gelegenheit zu geben, sich auch in der Praxis auszubilden, das großherzogliche Chatoullengut Kranichstein pachtete. Außerdem standen auch mehrere Gutswirthschaften unter seiner Leitung, die er, namentlich in Betreff der Schafzucht, sehr verbesserte. Im Jahre 1839 folgte er dem Rufe als Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, die unter seiner Leitung sich großer Frequenz erfreute. In Folge von Streitigkeiten mit Akademikern, ging er 1842 als Geh. Finanzrath nach Berlin. Im Jahre 1845 folgte er dem Rufe als Director des Instituts zu Hohenheim. Von seinen Schriften nennen wir noch das „Lehrbuch der Landwirthschaft“ (2 Bde., Darmst. 1837; 2. Aufl., 1840) und die „Anleitung zum Kartoffelbau“ (Stuttg. 1845); auch gab er Schwerz's „Literarischen Nachlaß“ (Stuttg. 1845) heraus.

Pac, Ludwig Michael, General der polnischen Armee während der Insurrection von 1830, gestorben auf der Reise zu Smyrna, am 31. Aug. 1835, der letzte Sproß desjenigen Zweiges des florentinischen Geschlechts der Pazzi, der im 15 Jahrh. nach Lithauen auswanderte, ward am 19. Mai 1780 in Straßburg geboren, vollendete seine Studien in Frankreich und ging 1808 nach Spanien, wo er im Generalstabe des Marschalls Bessières als Freiwilliger angestellt wurde, an den Schlachten dieses und des darauf folgenden Winterfeldzugs den ehrenvollsten Antheil nahm und sich das Kreuz der Ehrenlegion und die Stelle eines Escadronchefs der leichten Gardereiter erkämpfte. Im Jahre 1809 machte er den Feldzug gegen Oesterreich mit und erwarb sich in der Schlacht bei Wagram das Officierkreuz der Ehrenlegion; nahm dann Theil an der Vertreibung der Engländer von der Insel Walcheren und begab sich dann in das Herzogthum Warschau, wo er 1810 als Oberst in die Armee eintrat. Im Jahre 1812 machte er den russischen Feldzug mit, an der Spitze eines polnischen Lancierregiments, wurde aber bald von Napoleon als Brigadegeneral seinem Militärhofstaate beigefügt, zeichnete sich bei Witebsk, Smolensk und Malo Jaroslawetz, wo er den Kaiser durch seine umsichtige Entschlossenheit vor den andringenden Kosaken schützte und den Marschall Bessières aus ihren Händen rettete, durch glänzende Kriegsthaten aus. In der Schlacht bei Lützen erwarb er sich großes Verdienst durch die glücklich von ihm bewerkstelligte Zusammenberufung des Corps von Macdonald und des Vicekönigs von Italien, worauf ihm der König von Sachsen das Großkreuz des polnischen Stanislausordens verlieh. Nach der Schlacht bei Leipzig erhielt er das Comthurkreuz der Ehrenlegion und sollte den Oberbefehl über das polnische Corps übernehmen, was er aber bescheiden ablehnte. Das Jahr darauf erhielt er den Befehl über die Reiterdivision, die aus den Napoleon treu gebliebenen Polen gebildet wurde. Ehe ihre Organisation vollkommen beendigt war, führte er die wenigen Schwadronen gegen den Feind, befreite Vitry-le-François und trug viel zur Deckung des französischen Heeres bei dem Rückzuge auf Troyes nach der Schlacht von Brienne bei. Endlich war eine Brigade seiner Division beritten; er führte sie bei Berry-au-Bac Napoleon zu und lieferte am 5. März den Verbündeten ein glänzendes Gefecht, wobei er ihnen zwei Geschütze und mehrere Hundert Gefangene und Pferde abnahm. In dem Gefecht am folgenden Tage führte er, in Abwesenheit der schwer verwundeten französischen Generale, die ganze Reiterei der alten Garde und gab durch Behauptung der Hochebene, die der Schlüssel der ganzen Stellung war, Napoleon Zeit, Hülfe herbeizuführen, wodurch das Gefecht entschieden wurde. Bei Laon am 8. März wurde ihm, während er ein russisches Viereck siegreich sprengte, die Hand zerschmettert und Napoleon ließ ihn nach Paris gehen. Hier führte er den Tag vor dem Eintritt der Verbündeten in die Hauptstadt einige Nationalgardisten und leichte Reiter auf die Höhe von Villette, die bis zum letzten

Augenblicke hielt. Nach der Einnahme von Paris zog er sich mit seiner Division nach Mans zurück und knüpfte mit Talleyrand Unterhandlungen an, um den Polen, die zuletzt unter Napoleon's Fahnen gefochten, freie Rückkehr in ihr Vaterland mit kriegerischen Ehren auszuwirken. Er selbst, der weder in russischen Dienst treten, noch den Bourbons dienen mochte, übergab den Oberbefehl über die polnischen Truppen dem General Klicki und nahm seinen Abschied; bereiste England und Schottland, brachte viele geschickte Arbeiter auf seine Güter mit und gründete mit deren Hülfe auf seiner Herrschaft Dospuby mehrere Colonien und eine Musterwirthschaft. Die Prinzessin Anna Sapieha, die einen Heirathsantrag von Seiten P.'s angenommen, später sich aber mit dem Fürsten Czartoryski, verlobt hatte, wurde im Jahre 1816 die Veranlassung zu einem Duell zwischen den beiden Nebenbuhlern, in welchem der Fürst einen Schuß in den Schenkel erhielt. P. verheirathete sich bald darauf mit der Gräfin Caroline Malachowska, unternahm dann eine Reise nach Italien und brachte von dort geschickte Künstler und Kunstwerke mit, mit denen er sein Haus in Warschau, wie seinen Palast in Dospuby ausschmückte. Im Jahre 1825 zum Senator-Castellan erwählt, hatte er über die Mitglieder der des Hochverraths angeklagten geheimen Gesellschaft zu entscheiden, wobei er seine gewohnte Unabhängigkeit bethätigte. Nach dem Ausbruch der Revolution am 29. Nov. 1830 wurde P. in den Verwaltungsrath berufen und erhielt den Oberbefehl über die bewaffnete Macht; er entwickelte dabei große Thätigkeit. Während der Dictatur Chlopickis war er nach einander Mitglied der provisorischen Regierung und des Ausschusses, der über die Interessen des Vaterlandes wachen sollte, wurde später zum Präsidenten der Nationalregierung vorgeschlagen; als ihm jedoch Fürst Czartoryski vorgezogen wurde, widmete er sich wieder den Waffen, gab 100,000 Gulden für die Bedürfnisse der Insurrection her, schlug die Würde eines Oberbefehlshabers aus, übernahm aber beim Herannahen des Feindes den Befehl über die Reserve, mit der er an allen Gefechten bis zur Schlacht bei Grochow persönlichen Antheil nahm. Nach dieser Schlacht rieth er ernstlich zur Erhebung der Generale Dwernicki oder Skrzynecki zum Oberbefehlshaber und übernahm nach Ernennung des Letztern von Neuem den Befehl über die Reserve. Wenige Tage vor der Schlacht bei Ostrolenka ward er zum Senator-Paladin ernannt, in dieser Schlacht aber durch zwei Schüsse verwundet und fand nach seiner Genesung seine frühere Stellung bei der Reserve schon besetzt. Der Reichstag trug ihm bald darauf die Oberbefehlshaberstelle an, die er aber ausschlug, weil er keine Aussicht auf Erfolg mehr sah. Er nahm noch Theil an dem Kampf unter Warschaus Mauern, zog sich dann mit dem Heere zurück und nahm den Tag vor dem Uebertritt auf preußisches Gebiet seinen Abschied, um sich nach Frankreich zu begeben. Hier erhielt er den Auftrag von seinen Landsleuten, dem polnischen Heere eine Freistätte in Frankreich auszuwirken. Er unterstützte die polnischen Ausgewanderten vielfach mit seinen Geldmitteln und obgleich er seiner einzigen Tochter nur die Summen hinterlassen konnte, die er im Auslande angelegt hatte, so vermachte er doch zwei Fünftheile derselben seinen unglücklichen Landsleuten und vergaß auch seinen alten Diener und Die nicht, welche ihm in der Heimath ihr mäßiges Vermögen anvertraut hatten. Er starb auf der Reise am 31. Aug. 1835 zu Smyrna.

Pacca, Bartolomeo, geboren zu Benevent den 16. (25.) Dec. 1756, wurde durch den Papst Pius VII. zum Finanzminister des schlecht regierten und noch schlechter verwalteten Kirchenstaats, sowie zum Staatssecretär und 1801 zum Cardinal erhoben. Das Bisthum von Frascati erhielt er 1820. Man macht ihm allgemein den Vorwurf, daß er seinen aus großer Anhänglichkeit an die alte papistische Herrlichkeit entsprungenen Einfluß beim Papst benutzt habe, den weicheren Pius VII. zu intoleranten Maßregeln zu verleiten. Als in den verhängnißvollen Tagen der französischen Allgewalt das Papstthum seinem Untergange nahe war, hielt P. fest an Pius VII. und setzte dem französischen General Miollis, der sich Eingriffe in die weltlichen Regierungsrechte des Papstes erlaubte, kühne Entschlossenheit entgegen, 1808. Aber Napoleon achtete den Widerstand eines Priesters für ohnmächtig und erließ, als Pius VII. in das päpstliche Zeughaus ging und den alten rostigen Donnerkeil Gregors VII. hervorholte, sein Decret, das den Papst und den Camer-

lengo desselben aller Rechte auf weltliche Besitzungen beraubte, 1809. Bewaffnete drangen in die stillen Gemächer des Vaticans, Pius trat ihnen entgegen in vollem Ornat, in der einen Hand sein Brevier, an der andern den Cardinal P. und sagte zu diesem und den Umstehenden: „andiamo"! (laßt uns gehen), und so gingen Beide mit einander in die Verbannung nach Frankreich, 6. Juli 1809. Unterwegs wurden sie in Grenoble getrennt und P. kam drittehalb Jahr auf die Festung St. Carlo bei Fenestrelles, bis er nach Napoleons Sturze, als das Papstthum und sogar der Orden der Jesuiten wieder kam, alle seine Würden und Aemter wieder erhielt, doch abermals beim Durchzug der neapolitanischen Truppen Murats 1815 mit dem Papste nach Florenz und Genua flüchten mußte. Nach Murats Niederlage in Oberitalien zurückgekehrt nahm er Theil an der Verwaltung der Missionsangelegenheiten in China, entwarf den Lehrplan für die Universitäten des Kirchenstaats und wurde, nachdem ihm 1816 das Protectorat der Akademie der Alterthumsforscher übertragen war, Gouverneur von Rom 1817 und Studienpräfect 1822. Inzwischen arbeitete er die Denkwürdigkeiten seines vielbewegten Lebens aus und gab die „Memorie istoriche del ministerio di due viaggi in Francia e della cività nel castro di S. Carlo in Fenestrelles" in drei Bänden in Druck, wovon in Rom 1830 die 2. Auflage und eine deutsche Uebersetzung in 2. Aufl., 1835 zu Augsburg erschien; später folgten noch zwei Bände Denkwürdigkeiten des päpstlichen Hofes (Orbieto 1831 — 33, deutsche Augsb. 1834). Nach dem Tode Pius VII. legte er die Würde eines Camerlengo (Finanzministers) nieder, 1824; sein Nachfolger war der Cardinal Galeffi. Nach dem Tode Pius VIII. 1830 stand P. an der Spitze der 6 vorhandenen Cardinalbischöfe, die mit den Cardinalpriestern und Diaconen, 55 an der Zahl, den Papst Gregor XVI. wählten. Er starb zu Rom am 19. April 1844. Im Ganzen gehörte er zu den Prälaten, die am kräftigsten Reformen zu Gunsten der Unterthanen des heiligen Stuhles verlangten.

Pacho, Jean Raimond, ein ausgezeichneter Reisender, dessen Anstrengungen es endlich gelang, von den bis dahin fast gänzlich unbekannt gewesenen Lande Cyrenaika genauere Kenntniß zu erlangen. Denn was Della Cella, Bruce, Minutoli, Granger, Lucas, der Pater Pacifique geliefert, war höchst unvollständig, fragmentarisch, oberflächlich oder völlig unbrauchbar. (S. Cyrene.) P. ist am 23. Jan. 1794 zu Nizza geboren, studirte, auf dem Collegium zu Tournon gebildet, die Rechtswissenschaft, ging aber von dieser nach dem Tode seines Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns ab, lebte 1814 in Italien und seit 1817 als Maler in Paris, reiste dann zu seinem Bruder, einem Kaufmann in Alexandria, kam bald wieder zurück, eilte nochmals nach Aegypten 1822 und bereiste das Delta, unterstützt von Jumel und nach dessen Tode 1823 von dem Schweizer Cölestin Guyenet, dem Director einer Manufaktur des Vicekönigs und Nachfolger Jumels. P. besuchte die 5 Oasen, und durch die Generalconsuln Englands, Frankreichs wie der Barbareskenstaaten empfohlen unternahm er die höchst schwierige Reise in die cyrenaische Pentapolis. Ueberall in Derne, auf den Ruinen alter Städte und unter steten Gefahren des Lebens beobachtete und zeichnete er fleißig, fand die Oase Audschelah noch in demselben Zustande, wie sie von Herodot beschrieben ist, und kam über die Ammonsoase nach Kahira 17. Juli 1825 wieder zurück, ging nach Paris und legte seine Sammlungen und Beobachtungen der geographischen Gesellschaft vor, die ihm den für seine Arbeit ausgesetzten Preis zuerkannte. Darnach gab er seine Reisebeobachtungen in Druck: „Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique" (Paris 1829, 4 Bde., 4. und einem Atlas in Folio). Guyenet, sein Freund, unterstützte ihn bei der Herausgabe mit Geld. Als diese aber die eignen wie zum Theil auch seines Freundes Mittel erschöpft hatte, ohne daß die Regierung etwas für ihn that, versank P. in darbende Armuth und Melancholie, in der er sich am 29. Jan. 1829 das Leben nahm. Er hinterließ ein Manuscript „Tableau des tribus nomades anciennes et modernes", ein „Journal d'un voyage dans les Oases" und Zeichnungen aus der libyschen Wüste. Die Pariser geographische Gesellschaft ehrte sein Andenken durch Errichtung eines Denkmals.

Pachomius, Schüler des heiligen Antonius (s. d.), war der Erste, der statt

des freien Einsiedlerlebens das regelmäßige Zusammenwohnen der Mönche in **Klöstern** (s. d.) einführte, in dem er ein solches um das Jahr 340 auf der Nilinsel Tabenna gründete, dem er auch eine, obschon keineswegs sehr strenge Regel gab. Auch wurde er der Stifter des ersten Nonnenklosters und wirkte überhaupt mit so großem Erfolge, daß er bei seinem Tode im Jahre 348 über 7000 Mönche und Nonnen unter seiner Aufsicht hatte.

Pacht, s. Miethvertrag.

Pactum ist eine Art des Contractes oder Vertrags, im alten römischen Rechte vom contractus nicht verschieden. Ueber die mancherlei Arten der Pacte s. Vertrag.

Pacuvius, Marcus, nach der Angabe des Plinius, Schwestersohn des römischen Dichters Ennius zu Brundisium gegen 230 v. Chr. Geb. geboren, starb 90 Jahre alt zu Tarent als geachteter römischer Tragödiendichter und Maler. Von seinen, griechischen Mustern nachgebildeten und noch im Ciceronischen und Augusteischen Zeitalter nicht verachteten Dramen sind nur dürftige Fragmente übrig und zuerst von Stephanus gesammelt in „Fragmentt. vett. poet. latt." (Paris 1564), dann von M. A. Delrio in dem „Syntagma trag. lat." (Paris 1619). Vgl. „Collect. vett. tragg. P. Scriverii c. not. G. J. Vossii." (Leyden 1620); Maittaire „Corp. poet. latt. I. II." p. 1479; Bothe in seinen „Fragm. poet. Lat. scenic." p. 150; Sagittarius über das Leben des P. in der „Vita Andronici" (Altenb. 1672); Leo „Memorab. de P. antiq. p. trag." (Neap. 1763) und Stieglitz „De Pacuvii Dulor." (Lpz. 1826) nebst Wieland's Bemerkungen zu den Briefen des Horatius (Thl. 2, S. 85).

Pädagog, d. i. Kinderführer, hieß bei den Griechen und Römern der Sclav oder Diener, dem die specielle Aufsicht über die Knaben übertragen war, indem er dieselben nicht blos in das Gymnasium oder die Schule bringen und von dorther wieder abholen, sondern auch bis zum Ephebenalter (s. Epheben) überall hinbegleiten mußte. Der Einfluß eines solchen Pädagogen, die man meist aus den gebildeten Sclaven wählte, auf die wissenschaftliche und sittliche Entwickelung der anvertrauten Knaben, war in der Regel sehr bedeutend, weshalb man später mit diesem Begriffe auch den eines vollständigen Erziehers verband und den Inbegriff der ganzen Erziehungslehre Pädagogik (s. Erziehung) nannte.

Paderborn, ehemals ein reichsunmittelbares Hochstift im westfälischen Kreise, von ungefähr 44 QM. mit 93,000 Einw., grenzte gegen Osten an Hessen, das Stift Corvey und das Fürstenthum Kalenberg, von welchem es durch die Weser geschieden war, gegen Süden an die Grafschaft Lippe, gegen Westen an die Grafschaften Rietberg und Lippe und das Herzogthum Westfalen, gegen Norden an letzteres und an die Grafschaft Waldeck und war durch die Egge, einen Theil des Teutoburgerwaldes (s. d.), in zwei Hauptdistricte, den unterwaldischen und den oberwaldischen, getheilt. Das Ländchen war im Ganzen sehr fruchtbar, besonders im sogenannten Sendvelt, auch reich an Eisen, Steinkohlen, Salz und Waldungen, die Einwohner trieben mit Erfolg Schweine- und Schafzucht. Das Bisthum war eins der ersten, die Karl der Große stiftete; seinen ersten Bischof erhielt es im Jahre 795. Der ausgezeichnetste Bischof und gleichsam der zweite Begründer des Bisthums war Meinwerk, gest. 1035, der die Stadt Paderborn vergrößerte, den neuen Dom und einen bischöflichen Palast baute, Handel, Gewerbe und Künste belebte, die Schule zu hohem Glanze hob, die Finanzen des Stifts in blühenden Zustand brachte und die Grenzen desselben bedeutend erweiterte. Schon seit dem 13. Jahrh. finden sich in dem Stifte Spuren regelmäßig abgehaltener Landtage, auf denen das Domcapitel, die Ritterschaft und die Bürgermeister der 23 Städte Sitz und Stimme hatten und Alles zur Verhandlung kam, was die allgemeinen Landesangelegenheiten betraf. Der letzte Bischof war Franz Egon, Freiherr von Fürstenberg, erwählt 1789. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde das Hochstift aufgehoben und das Land als Erbfürstenthum an Preußen gegeben, das bereits schon vorher davon Besitz ergriffen hatte und nun sofort die landständische Verfassung aufhob. Im Jahre 1806 kam P. an das neue Königreich West-

falen, fiel aber 1813 an Preußen zurück und bildet jetzt einen Kreis des zur Provinz Westfalen gehörigen Regierungsbezirks Minden. — Die jetzige Kreisstadt und ehemalige bischöfliche Residenz Paderborn, der Sitz eines Oberlandesgerichts und eines katholischen Bischofs, hat enge, finstere Straßen, alte Gebäude und etwa 9000 Einw., deren Hauptnahrungszweige Brauerei, Brennerei, Ackerbau und Viehzucht sind. Das ausgezeichnetste Gebäude ist der Dom, in welchem sich außer andern Kostbarkeiten auch die goldenen Bildnisse der zwölf Apostel und der silberne Sarg des heiligen Liborius befanden, welche der Herzog Christian von Braunschweig 1622 wegnahm und aus welchem letztern er die Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind" schlagen ließ. Der erste von Karl dem Großen erbaute Dom brannte im Jahre 1000 ab, und von dem Dom, den der Bischof Meinwerk aufführte, steht nur noch die Bartholomäuskapelle. Der gegenwärtige Dom stammt aus dem 14. Jahrhundert und wurde zuletzt im 17. Jahrhundert erneuert. Vgl. Brand „Historisch-artistische Darstellung des Doms zu P." (Lemgo 1827). Unter dem Dom entspringt aus drei Quellen die Pader in einer solchen Stärke, daß sie sogleich Kähne trägt und Mühlen treibt. Die Stadt hat ein katholisches Gymnasium und ein Predigerseminar. Auch besteht daselbst ein Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Das 1592 von dem Bischof Theodor von Fürstenberg gestiftete Jesuitencollegium wurde 1614 in eine Universität umgewandelt, mit einer theologischen und philosophischen Facultät, 1819 wurde dieselbe aufgehoben; 1843 aber eine theologische Lehranstalt (Seminarium Theodorianum) gegründet, die aus einem philosophischen und theologischen Lehrcursus besteht.

Pädiatrik (griech.), bedeutet den Theil der Medicin, welcher die Krankheiten der Kinder verhüten, behandeln und heilen lehrt. Die gänzliche Verschiedenheit des kindlichen Organismus von dem des Erwachsenen, sowie die naturgemäßen Veränderungen die derselbe in den einzelnen Perioden der Kindheit erleidet und die zum Theil ziemlich schnell auf einander folgen, setzt ein genaues Studium aller im Kindesalter sich darstellenden physiologischen Vorgänge als Basis dieser Wissenschaft voraus, deren Ausübung zwar durch die Unfähigkeit des Kindes, seine Gefühle mit Worten gehörig auszudrücken, erschwert, durch denselben Umstand aber, indem der Arzt durch subjective Ansichten des Kranken weniger getäuscht werden und sich mehr auf objective Anschauung stützen kann, erleichtert wird. (S. Entwickelung, Erziehung und Kind.)

Padilla, Don Juan de, war ein wohlgesinnter Spanier, der letzte Ritter von Castilien und im Kampfe gegen die Neuerungen Karl's V. der letzte Vertheidiger der alten castilischen Freiheiten. Als der junge Karl über die Pyrenäen ging, um die Erbschaft seiner noch lebenden, aber wahnsinnig gewordenen Mutter Johanna in Besitz zu nehmen, stürzte sich ein Schwarm Flamänder mit ihm über die Halbinsel her und nahmen alle Aemter in Beschlag. Der spanische Nationalstolz empörte sich um so mehr, als Don Carlos, damals noch nicht Kaiser Karl V., eine hochmüthige Verachtung für die alten constitutionellen Formen der Monarchie zeigte, sie grob verletzte, ungesetzliche Cortes berief und sie durch Drohungen wie durch Gewalt zu Zugeständnissen zwang. Gegen dieses unrechtmäßige Verfahren erhob sich P. mit edlem Muthe und großer Selbstverleugnung. Er war aus einer der glorreichsten Familien Toledos und ganz Castiliens, seine Vorfahren waren Würdenträger und Großmeister des Ordens Calatrava gewesen, und sein Vater Pedro Lopez glänzte mehrmals unter den Deputirten bei den Cortes des Königreichs. Kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes schloß der edle Greis seinen Sohn in die Arme und sagte: „Juan, du hast gehandelt wie ein Edelmann, der eines Geschlechts wie das unsrige würdig ist; nur fürchte ich, daß der König unser Herr dir übel lohnen wird"! Inzwischen reiste Karl nach Deutschland, um dort die Kaiserkrone zu empfangen. In seiner Abwesenheit schlugen die Flammen des Aufstandes aus allen Städten Castiliens und anderer Provinzen auf, und der Stellvertreter des Königs, der Cardinal Adrian von Utrecht, war eingeschlossen in den Mauern Valladolids in einer ähnlichen Lage, wie in neuerer Zeit Christine den Juntas gegenüber. Die Städte, Toledo an der Spitze, schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß

und P. ward Generalcapitän der Communidad. Dieser rief die Königin Johanna wieder auf den Thron, während die Städte eine Junta bildeten und nach P.'s Rath ein Manifest an den König Karl erließen, worin sie Entfernung der Flamänder, Abschaffung aller nicht von den Cortes bewilligten Abgaben, Organisation und Unabhängigkeit der Nationalversammlungen in den drei Ständen der Bürgerschaft, des Adels und der Geistlichkeit, Vernichtung alles und jeden Ablasses, der ohne die Cortes publicirt werde und Unbestechlichkeit der Procuratoren verlangten. Karl, der damals in Brüssel war, wies die Forderungen nicht unbedingt zurück, aber mit der Schlauheit, die seine Regierung größtentheils bezeichnet, verstand er den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen die Glieder der Junta zu streuen. Uneinigkeit und Verrath vereitelten alle Unternehmungen, aber P. verließ die Freiheit nicht; am 23. April 1521 stieß er bei Villalar auf die königliche Armee und diesen Augenblick für entscheidend haltend wagte er mit seinen Getreuen ein Gefecht. Kaum war der Kampf begonnen, als von den Seinen ein Haufen um den andern ihn feig verließ. Nichts desto weniger kämpfte P. unter dem Rufe: „Santiago! Libertad"! muthig fort, bis er verwundet sich ergeben mußte. Ohne gehört zu sein, wurde er und sein Freund, der Capitän von Segovia, Don Juan Bravo, zum Tode verurtheilt. Mit stoischer Ruhe und im Bewußtsein, die herkömmliche Verfassung zum Wohle seiner Mitglieder vertheidigt zu haben, betrat er sein Golgatha und schrieb unter den Schmerzen einer tiefen Wunde, beim Anblick des Henkerbeils, das der Scharfrichter für ihn schliff, an seine Frau und an seine Vaterstadt Toledo zwei rührende Briefe voll Heldenmuth und ächter Vaterlandsliebe. Diese Briefe sind noch erhalten. Als er eben vom Leben zum Tode gebracht werden sollte, übergab er einem Freunde ein Reliquienkästchen und einen Rosenkranz, „überbringt dies meiner Frau" — sagte er — „und empfehlt ihr, daß sie mehr für meine Seele sorge, als für meinen Körper". Alsdann flog das Haupt des letzten Castilianers in den Sand und die Partei der Communeros war im Blute des Märtyrers ertränkt. Die Wittwe P.'s Donna Maria Pacheca, als sie das tragische Geschick ihres Gemahls bei Villalar erfuhr, legte Trauerkleider an, durchzog die Straßen Toledos und rief, P.'s verwaisten Knaben auf den Armen, zur Rache und zur Freiheit. Krank vergaß sie die Schwäche ihres Geschlechts und ihre Jugend und beseelte die Bürgerschaft zu männlicher Tapferkeit. Aber sie mußte nach heldenmüthiger Vertheidigung der Uebermacht weichen und nur unter Verkleidung gelang es ihr, mit ihrem Kinde aus der Stadt zu entkommen. Sie ging mit ihrem Sohne nach Portugal zu dem Bischof von Braga, ihrem Verwandten und folgte ihrem geliebten Gatten bald in den Tod, als auch der letzte Sprößling der einst blühenden P.'s kurz vorher ins Grab gesunken war. Alle Freunde des spanischen Helden, die nicht geflohen, starben auf dem Schaffot und P.'s Haus in Toledo wurde niedergerissen und eine auf den Ruinen eingegrabene Inschrift weihte sie als ehrlos der Verwünschung der Nachwelt. „Dieser Fluch" — sagt ein neuerer Berichterstatter — „wirkte 3 Jahrhunderte fort, und nur seit Kurzem ist er erst gehoben; obwohl aber die entehrende Inschrift verschwunden ist, wurden die Ruinen doch nicht wieder hergestellt, noch sind sie den Profanationen einer unwissenden Menge preisgegeben und am Ufer des Tajo zerstreut, noch am Thore von San Martin dienen sie den Maulthiertreibern als Zufluchtsort und den Saumthieren als Stall".

Padischah, türkisches Wort, das Beschützer der Fürsten bedeutet, zusammengesetzt aus Pad, Schützer, und Schah, Fürst, ist ein Ehrenname, den sich seit langer Zeit der türkische Sultan in Schreiben an seine Unterthanen und an auswärtige Fürsten gibt und der von demselben sonst auch den Königen von Frankreich gegeben wurde.

Padua, eine alte berühmte Stadt in Oberitalien am Bachiglione, über den eine Kettenbrücke führt. In der ältern Zeit hieß sie Patavium, deren Stifter im venetischen Gebiet Antenor gewesen sein soll. Sie zeichnete sich durch Handel und Industrie aus und war an Mitteln und Bevölkerung so reich, daß sie im Besitz eines ansehnlichen Gebietes ein Heer von 20,000 Mann gegen die Angriffe des abenteuerlichen Spartaners Kleonymos aufstellen konnte. Nach dem Siege der Römer über die Gallier in Oberitalien wurde sie

ein römisches Municipium und blieb lange Zeit eine der reichsten Städte des römischen Reichs, aus der sogar einstmals 500 Bürger zu römischen Rittern gewählt wurden. Als sie in den Stürmen der Völkerwanderungen und namentlich durch Attila viel gelitten, wurde sie von dem Longobarden Agilulf von Grund aus zerstört. Wieder aufgebaut, von Consuln und Senat regiert, später durch Karl den Großen zum deutschen Reich gekommen, gab sie Friedrich II. 1236 seinem Anhänger und Haupte der Gibellinen in Italien, dem Ezzelino, nach dessen Tode 1259 herrschten die Papafava und die Visconti, bis Padua 1406 zum venetianischen Staate kam und von da ab gleiches Schicksal mit Venedig hatte. Sie ist jetzt Hauptstadt der Delegation Padua und hat an 52,000 Einwohner. Sie hat eine vom Kaiser Heinrich II. gestiftete ehemals von 2—3000 jetzt von etwa 300 Studirenden besuchte Universität, mit zugehöriger Bibliothek von 70,000 Bänden, ein von Ezzelino gebautes Castell, viele Prachtgebäude: Theater, Stadthaus, Universitätsgebäude (palazzo degli studi), Palast des Podesta, eine Kathedrale, 96 Kirchen und Kapellen, mehrere Klöster, die Benedictinerabtei mit einer 55,000 Bänden starken Bibliothek, Sternwarte, 16 Hospitäler, Triumphbogen und schöne freie Plätze; außerdem einen botanischen Garten, chirurgisch-klinisches Institut, chemisch-pharmaceutisches Laboratorium, pathologisches Cabinet, Sammlung chirurgischer Instrumente, anatomisches Theater und mehrere gelehrte Gesellschaften. Der Handel besteht in Landesprodukten; die Fabriken verarbeiten meist Seide, Baumwolle und seit den ältesten Zeiten Wolle. Die Schifffahrt ist nicht beträchtlich. Die Delegation P. hat an 40 □M. und 300,000 Einw. Das meist ebene Land hat im W. die euganeischen Berge, einen angenehmen Himmel und wird von den Flüssen Bachiglione, Brenta, Etsch, Musone und mehreren Kanälen getränkt. Erzeugnisse: Wein, Seide, Getreide, Südfrüchte, Gartenfrüchte; Vieh: Schafe, vorzügliches Federvieh, wie das Paduanerhuhn, das doppelt so groß ist als das gemeine Huhn und 8—10 Pfd. wiegt. Das in dieser Gegend vorhandene Warmbad sind die ehemaligen aquae Palavinae, heiße Schwefelquellen bei dem heutigen Flecken Abano, eine geographische Meile südwestlich von Patavium; sonst auch fons Aponus, in ältester Zeit mit einem Orakel. Vgl. Gennari: „Annali della città di P." (3 Bde., Bassano 1804).

Padua, Herzog von, s. Arrighi.

Paduaner nennt man jetzt ziemlich allgemein die falschen antiken Münzen, namentlich römische Kaisermünzen in Bronze erster Größe. Der Ursprung dieser Bezeichnung beruht auf dem Umstande, daß in Padua viele derselben gefertigt wurden. Als nämlich im 16 Jahrhundert der Geschmack und die Liebhaberei an antiken Münzen mehr und mehr sich verbreiteten, die Wünsche Aller aber nicht befriedigt werden konnten, fing man an, dieselben durch neue Fabrikate zu vervielfältigen. Namentlich war es Cavinus oder Cavenus, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu solchen Fabrikaten die Stempel fertigte. Sein Beginnen war von so gutem Erfolge begleitet, daß bald mehrere Künstler den gleichen Plan verfolgten, so namentlich Laurent. Carteron, Valer. Bellus Vincentinus und Laurent Parmesanus, nach denen auch diese Fabrikate Carteroniani, Vincentini und Parmesani genannt werden. Die Hauptfabrik bestand in Padua. Begünstigt wurde diese Speculation durch den Mangel an Kenntniß der antiken Münzen und das außerordentlich gute Gelingen der Fabrikate selbst. Die Arbeiten des Cavinus, der sie keineswegs verläugnete, waren äußerst täuschend, und sie wurden von keinem seiner Nachfolger erreicht, die vielmehr genöthigt waren, allerlei Kunstgriffe anzuwenden, um dieselben abzusetzen. Die Arbeit selbst geschah auf verschiedene Weise, man machte entweder ganz neue Stempel und prägte die Stücke, oder goß sie in Formen und arbeitete sie dann aus. Alte, beschädigte oder durch die Zeit abgenutzte, stumpf gewordene Münzen wurden mit dem Grabstichel aufgearbeitet, andere, die noch auf einer Seite scharfes Gepräge hatten, schliff man ab und löthete zwei solcher Stücke, den Avers und den Revers, zusammen, so daß daraus eine einzige, gut erhaltene Münze entstand. Oft auch entstand aus diesem letztern Verfahren eine ganz neue Münze, indem Avers und Revers von ganz verschiedenen Münzen zusammengefügt wurden. Durch das Aufarbeiten mit dem Grabstichel wurden Theile der Münze

nicht selten verändert, z. B. die Inschrift, der Kopf u. s. w., um seltene und daher kostbare Stücke hervorzubringen. Später fertigte man neue Münzen. Um die Täuschung vollkommen zu machen, bestrebten sich die Künstler, den eigenthümlichen Rost der antiken Bronzemünzen nachzuahmen, was ihnen aber nicht vollkommen gelang.

Padus, s. Po.

Paelinck, Jos., ein berühmter belgischer Maler, geb. 1781 zu Oostakker bei Gent, besuchte die Akademie in Gent und ging dann nach Paris, wo er David zum Lehrer hatte. Sein Gemälde, das „Urtheil des Paris" erhielt von der Akademie zu Gent den ersten Preis. Nach seiner Rückkehr war er einige Zeit Professor an der Zeichenakademie in Gent, ging dann nach Italien und verweilte in Rom 8 Jahre. Hier arbeitete er die beiden großen Bilder, Rom unter Augustus für den Quirinal und die Auffindung des Kreuzes für die St. Michaelskirche in Gent. Der König Wilhelm I. von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Hofmaler. Unter seinen spätern Gemälden zeichnet sich besonders aus das überaus zarte Stück, die Toilette der Psyche. Auch malte er viele Porträts, namentlich der königl. Familie. Er starb zu Brüssel am 19. Juni 1839.

Paer, Fernando, Operncomponist, geb. zu Parma 1774, gest. zu Paris 1839 ein Schüler des Neapolitaners Ghiretti, componirte schon in seinem 10. J. die Oper „Circe", welche bei ihrem ersten Aufführen zu Venedig mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. Nachdem er Italien bereist hatte, ward er Musikdirector des Herzogs von Parma und ging in den Kriegsunruhen 1795 nach Wien, wo er 1798 als Kapellmeister des Nationaltheaters, seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper engagirt wurde. Der Ruf von seiner Kunstfertigkeit durchflog, als er 1799 die Oper Camilla herausgab, den größten Theil Deutschlands und bereitete ihm in Dresden eine neue günstige Anstellung 1802. Auch hier schrieb er mehrere Opern, ging dann 1806 mit Napoleon nach Posen und Warschau und trat nach dem Frieden von Tilsit mit seiner Gattin ganz in dessen Dienste. Er dirigirte häufig zu Paris die italienische Oper und war Mitglied mehrerer Akademien. Seine Compositionen sind melodisch, gesangreich und mit vielem Effect instrumentirt, aber auch ohne sonderlichen Zusammenhang und Ausdruck. Die besten derselben sind: „Sargino", „Achille", „Griselda", „Lenora" „Idomeneo", „Cinna", "Dido", „Der lustige Schuster" u. s. w., sowie mehrere Romanzen, Canzonen und Duetts mit Pianofortebegleitung.

Pästum und **Posidonia**, jetzt Pesto, eine von Sybaris angelegte, durch Handel sowie durch die Einwanderung der reicheren und angesehenern Bürger ihrer ehemaligen Mutterstadt nach deren Zerstörung durch die Crotoniaten ausgezeichnete, reiche Stadt in der alten Landschaft Lucanien in Unteritalien von deren ehemaliger Herrlichkeit die großartigsten Ueberreste unter allen in Europa gefundenen vorhanden sind. Die prächtigsten Gebäude waren alle in dorischem Stile erbaut und machen es wahrscheinlich, daß die früheren Bewohner, wie Aristoteles angibt, dorische Trözenier waren. Durch Gewaltthätigkeiten der Umwohner und verheerende Kriege verlor die Stadt ihren Wohlstand, ihre Freiheiten, Sitten, sogar ihre griechische Sprache, so daß nach der Unterwerfung Lucaniens unter die Herrschaft der Römer die 480 u. c. nach Pästum gesandte Ansiedelung die frühere Blüthe nicht wieder hervorrufen konnte. Das nicht unbedeutende Gebiet der Stadt umschloß den Berg Alburnus. Die prächtigen Ueberreste der Kunst sind umfassender Untersuchung unterworfen worden, werth angeführt und nachgelesen zu werden: Paul Merula „Itiner. special. P. II, 1, 4. Sufflot „Suite de Plans, Coupes, Profils, Elévations geom. et persp. des trois temp. ant. etc." (Paris 1760, Fol.); Mazochii „Origines Pestanae" und Pasch. Magnonius „De veris Posidoniae et Paesti originibus"; Croße „Commentat. brev. qua in Paesti origg. et vicissitt. inquiritur." (Magdeb. 1766); Th. Mayer „The Ruins of Paestum." (Lond. 1768, Fol.); P. A. Paoli „Rovine della città di Pesto" (Rom 1784); De la Gardette „Les Ruines de Pestum" (Paris 1799); Ramonti „Antichità Pestane" (Neapel 1819).

Paez, José Antonio, der gefürchtete und gefährliche Feind der Spanier in dem Freiheitskampfe Venezuelas gegen die spanische Herrschaft. Geboren 1780 in Aragua,

einem Flecken der Ebene Nueva Barcelona, lebte er wie seine Aeltern der Viehzucht, bändigte wilde Pferde und war wie alle Llaneros, seine Landesgenossen, ein tüchtiger Reiter. Im 18. Lebensjahre reiste er nach Varinas in Erbschaftsangelegenheiten seiner Mutter und erschlug unterwegs einen von zwei Räubern, die ihn angefallen hatten. Aus Furcht vor übeln Folgen des Mordes trat er in die Dienste eines angesehenen Spaniers und lebte wieder der Viehzucht, bis 1811 Caracas revolutionirte. P. organisirte ein kleines Geschwader wohlberittener Llaneros, mit denen er den Feind unaufhörlich beunruhigte, ohne daß ihm etwas geschehen konnte, da die Llaneros, d. h. Bewohner der Ebenen, gleich den Kosaken nie in geschlossenen Reihen kämpfen, sondern zerstreut blitzschnell angreifen und wieder verschwinden. Als nach dem Verlust von Varinas an die Spanier diese eine Amnestie versprachen, kehrte P. mit vielen seiner Landesgenossen unter die alte Herrschaft zurück, wurde aber durch Hinterlist gefangen genommen. Sein Muth gab ihm Mittel die Ketten zu zerbrechen, seine Mitgefangenen zu befreien und die spanische Besatzung aus Varinas zu verjagen. Die Llaneros riefen ihn hierauf zum General aus, und er bewährte sich als solcher von dem Jahre 1813 an in jeglicher Lage zum Nutzen der Independenten. Verbunden mit dem Guerillachef Piar focht er gegen die spanischen Anführer Boves, Cagigal, Cevallos, Morales, Morillo, Yanes muthvoll und glücklich, nur zweimal wurde er 1816 von Duran geschlagen, und 1818 bei Ortiz, als Bolivar das Obercommando führte. Eine 1820 ausgebrochene Meuterei unter englischen Soldaten unterdrückte er durch seinen persönlichen Muth. Seit 1822, wo er den Spanier Morales auf den Höhen von Virgiramo geschlagen, hatte er sein Hauptquartier in Valencia und bei Caracas einen Landsitz, wo er die Zwischenzeiten in friedlicher Ruhe die Viehzucht pflegend hinbrachte. Bolivar's herrschsüchtige Pläne vereitelte P., so daß sich Venezuela von der Herrschaft Bolivar's und der Regierung in Columbia 1829 lossagte und den General P. an die Spitze der Regierung stellte. Er zog am 12. Dec. 1829 nach Caracas, organisirte, von den alten Generalen Arismendi, Carabona, Masero, Marino, Infante, Gomez, Valero u. A. unterstützt, die Armee, setzte Venezuela, Maturin, Zulia und Orinoco in Vertheidigungszustand, versammelte am 6. Mai 1830 in Valencia einen Congreß, gab eine neue, zeitgemäße Verfassung, unterdrückte den durch Monegas erhobenen Aufstand gegen die Congreßbeschlüsse 1831, und schloß als erwählter Präsident 1831 mit Neugranada und Quito einen Unionsvertrag, in dem die Selbständigkeit Venezuelas garantirt ist. Außerdem lebte der gefeierte Held, der nicht schreiben noch lesen kann, auf seinem Landsitze der landwirthschaftlichen Beschäftigung, völlig anspruchslos, ohne Prunk und ohne Ehrgeiz, blos mit dem Bewußtsein, seinem Vaterlande genützt zu haben. Er reitet seine Pferde selbst zu, steht Nachbarn als Veterinär bei, vergnügt sich an wilder Stierjagd und versieht selbst seine landwirthschaftlichen Tagewerke; nur bisweilen liegt er in seiner Hängematte, raucht und plaudert mit seinen Waffengefährten von den überstandenen Mühen. Als seine 4jährige Präsidentschaft 1835 geendet hatte, legte er sie nieder und Vargas wurde erwählt. Eine unzufriedene Partei nöthigte diesen zur Flucht auf die dänische Insel St. Thomas, aber P. trieb die Widerspenstigen zu Paaren, stellte die Ruhe wieder her und führte den Präsidenten in sein Amt zurück. Im Jahre 1839 wurde er von neuem zum Präsidenten von Venezuela erwählt. Später von der Gegenpartei wieder vertrieben, ward er in dem daraus entstehenden Kampfe 1849 gefangen.

Pagajen heißen die Ruder oder vielmehr die Riemen der afrikanischen Neger und einiger Indianer, mit denen sie die Karamoren und P i r o g u e n (s. d.) fortbewegen. Diese Ruder haben das Eigenthümliche, daß sie mit beiden Armen gehandhabt werden, statt wie bei andern Booten auf dem Borde aufzuliegen.

Paganini, Nicolo, kaiserl. österreich. Kammervirtuos, königl. preuß. Musikmeister, seit 1827 päpstlicher Ritter vom goldenen Sporn, der größte Geigenspieler der Vergangenheit, geboren 1784 zu Genua, wo sein Vater ein unbemittelter, des Geigenspiels kundiger Handelsmann war, zeigte schon sehr früh musikalische Anlagen und gab seinem habsüchtigen Vater Gelegenheit ihn als Mittel zu künftigem Gelderwerb zu betrach-

ten und mit aller Strenge, durch Hunger und Schläge, zum Geigenspielen anzuhalten. Was der junge P. Anfangs aus Zwang that, that er bald aus glühendem Eifer für die Musik. Er, der nie die Spiele der Kindheit kennen gelernt hatte, empfand keine Sehnsucht nach ihnen und lebte ganz in der Tonkunst und für seine Geige, die ihm Ernst und Scherz, Arbeit und Vergnügen gewährte, so daß später alles Andere nicht für ihn da war oder aufhörte für ihn da zu sein. Im Ernst spielte er die schwersten vorhandenen Tonstücke durch, im Scherz und zu seiner Erholung suchte er nach den seltsamsten Griffen. Je häufiger er solche fand, desto mehr wuchs seine Freude und sein Ehrgeiz, desto mehr verdoppelte sich sein Eifer. Auch der Scherz und die Erholung verwandelten sich bald in Ernst und Arbeit. Bald war er über das Gewöhnliche der Kunst hinausgeschritten und wandelte auf neuen Bahnen, wo er begierig nach Lob haschte und es sehr schmerzlich empfand, daß Mozart schon in seinem 6. Jahre ein Clavierconcert für alle Instrumente gesetzt hatte, welches wegen Schwierigkeit nicht aufgeführt werden konnte. P. war schon 8 Jahre alt und hatte erst eine Sonate geschrieben, ein Gedanke, der ihn nicht niederbeugte, sondern zu höherer Kraftanstrengung spornte. Oeffentlich trat er zuerst in Kirchenconcerten auf und erregte großes Erstaunen, spielte, 9 Jahre alt, zum ersten Male auf dem großen Theater zu Genua Variationen von seiner eigenen Composition über die damals beliebte Carmagnola mit rauschendem Beifall und empfing gründlichen Unterricht durch einen geschickten Spieler Costa. Schon nach 6 Monaten war er diesem gleich, und sein Vater brachte ihn nun nach Parma zu dem Tonsetzer Rolla, der ihm, nach Anhörung seines Spiels, nichts mehr lehren zu können erklärte und ihn an den berühmten Paer sandte. Paer sandte ihn an den neapolitanischen Ghiretti und ließ ihn ein halbes Jahr lang den Contrapunkt einüben. Nach dieser Zeit machte er unter Aufsicht seines Vaters, der er sich später entzog, als ihm das Verhältniß zu demselben gar zu drückend wurde, eine Kunstreise durch Italien, wo sich sein Ruhm so sehr verbreitete, daß er schon 1813 für den größten Geigenspieler daselbst galt. Doch wußte man von ihm noch nichts jenseits der Alpen. Erst im Jahre 1828 verließ er die Dienste der Herzogin Marie Louise von Parma, nachdem er früher an dem Hofe Hofe der Fürstin Borghese, der Schwester Napoleons, zu Lucca als erster Geiger angestellt gewesen war, und ging über Wien und Prag nach Deutschland. Nun erschallte sein Lob durch ganz Europa. Er besuchte hierauf England und Frankreich. — Die Staunen erregende Kunstfertigkeit P.'s, die auf gewöhnlichem Wege nicht erlangt zu sein schien, gab Anlaß zu Gerüchten, die er selbst in einem kurzen Abriß seines Lebens in der Leipziger musikalischen Zeitung 1830 widerlegt hat. Es hieß bald, daß er wegen Ermordung seiner Geliebten aus Eifersucht, bald wegen Staatsverbrechen Jahre lang im Gefängnisse gesessen habe, wo die Geige seine einzige Unterhaltung gewesen sei, wo er wegen des Verlustes von drei Saiten und wegen der Unmöglichkeit ihres Ersatzes auf der übrig gebliebenen G-Saite ein lange Zeit gespielt und auf dieser seine später bewunderte Kunstfertigkeit erlangt habe. Sein Spiel, das unglaubliche Fertigkeit in der Bogenführung, Reinheit und Sicherheit auch in dem höchst schwierigen Flageoletspiele umfaßte und durch eine äußerst frappante Persönlichkeit noch mehr gehoben wurde, fand eine Beurtheilung durch Guhr in der Cäcilia 1830, und übte einen mächtigen Zauber nicht allein auf die Zuhörer, sondern auch auf ihn selbst aus, indem es ihn aus einer scheinbaren Hinfälligkeit, in der er bei seinem Auftreten erschien, in einen Menschen verwandelte, der mit nie gesehener Schnelligkeit, Kraft und Zartheit den Bogen handhabte. Ueber seine Denkungsart und Handlungsweise sind die Stimmen verschieden, indem ihn einige anmaßend, geizig und geheimthuerisch, Andere bescheiden, freigebig und offen schildern. Wir glauben, daß alle 6 Eigenschaftswörter seinen Charakter bezeichnen, je nachdem ihm seine Künstlerlaune und geringe Kenntniß der Menschen auf die eine oder die andere Weise zu handeln geboten. Lebensbeschreibungen von ihm gaben Professor Schottky (werthlos) (Prag 1826) und Professor Schütz (Ilmenau 1831) heraus. Er kehrte um 1835 nach Italien zurück und starb 1840 zu Nizza mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,700,000 Franken.

Pagen sind junge Edelleute von 12—18 Jahren, die zum Aufwarten bei der

Tafel und überhaupt zu kleinen Bedienungen der regierenden Fürsten gebraucht wurden. Die regierenden Herren haben diese Bedienung seit dem 16. Jahrhundert um sich gehabt; in dieser Zeit nahm zuerst der spanische Hof Pagen an und bestimmte zugleich, daß sie vom Adel sein müßten, weil man nach dem damalige Vorurtheile den König für entweiht hielt, wenn er sich von Bürgerlichen bedienen ließ. Die Edelleute wurden damals als Mittelsperson zwischen Fürst und Volk überall angesehen. Die Pagen standen unter einem Pagenmeister und gehörten meistens zum Departement des Hofmarschalls. Sie wurden in mancherlei gymnastischen Künsten, mehr als in geistigen unterrichtet. Es gab verschiedene Abtheilungen, wie Leibpagen, Jagdpagen u. A. Wenig beschäftigt erzeugte Müssiggang, Wohlleben, das Beispiel der Hofbedienung, wie das gesellschaftliche Beisammensein lustiger Gesellen in den jungen Seelen oftmals den Hang zu losen Streichen, die in dem Ausdruck der Pagenstreiche zum Sprichworte geworden sind. Aus diesem Grunde und weil die Erziehung der P. sehr kostspielig war und doch leicht durch andere zeitgemäßere Einrichtungen ersetzt werden konnten, hat man jetzt meistentheils die P. abgeschafft und durch Lakaien ersetzt. Kommen erlauchte Fremde, so nimmt man junge Edelleute aus den Militärschulen und Kadettenhäusern, denen man auf die Zeit des Besuches das Pagenamt überträgt.

Pagès, Jean Pierre, französischer Publicist zu Leiz im Arriègedepartement am 9. Sept. 1784 geboren, studirte zu Toulouse, wurde daselbst Advocat, als eifriger Anhänger Napoleon's 1811 Procurator, aber nach der Rückkehr der Bourbonen entlassen. Im J. 1815, als Napoleon von Elba zurückkam, führte er den Vorsitz bei einer politischen Volksversammlung der Fédération pyrénéenne und bekam seine Stelle wieder. Von den Bourbonen nach deren 2. Rückkehr eingezogen, wurde er bald wieder frei. Bei den Unruhen zu Grenoble abermals eingezogen und abermals frei ging er 1816 nach Paris, verband sich daselbst mit bonapartischgesinnten Schriftstellern zur Herausgabe der gegenbourbonischen Zeitschrift „Minerve“ schrieb für die Tagesblätter „Renommée“, „Courier français“ und „Constitutionell“ und trat nach der Julirevolution in Frankreichs Dienste. Er ist der Verfasser der „Histoire de l'assemblée constituante“ (Paris 1822) und mehrerer politischer Flugschriften, als der „Principes généraux de droit politique“ (Paris 1817); „Des élections de 1821“, „De la censure“ (3. Aufl., 1827) u. s. w., als Deputirter von Saint-Giron in die Kammer. Anfangs huldigte er der Idee der Julirevolution, bald aber fand er das System derselben zu beschränkt und ungenügend und griff es zum Theil sehr heftig an. Er starb am 7. Oct. 1836 zu Toulouse.

Pagliajo, ital. Pagliaccio und daraus Pajazzo oder Bajazzo (eigentlich Häckerling), der Spaßmacher in allen Volkspossen der Neapolitaner, der von da auch nach Deutschland gekommen ist.

Pagoden heißen die freistehenden Tempel der Hindus und anderer südasiatischen Völker, im Gegensatze zu den Grottentempeln. (S. Indische Kunst.) Der Name entstand aus dem indischen Bhagavati d. i. heiliges Haus. Die Pagoden gehören sämmtlich den jüngern Epochen, zum Theil selbst der neuern Zeit an, sind mit ungeheurer Pracht ausgestattet, sehr groß und hoch und aus Steinen und Holz gebaut; auch stehen sie meist auf freien, mit Obelisken, Säulen rc. geschmückten Plätzen. Gewöhnlich haben sie die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, und ein hohes thurmähnliches Dach mit mehreren Absätzen. Die merkwürdigsten Pagoden findet man in Benares, Siam, Pegu und zu Dschagernat in der vorderindischen Provinz Orissa. — Pagoden heißen auch die in solchen Tempeln befindlichen Statuen der Götter, die meist von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet, reich vergoldet und nicht selten riesig groß sind. Nach diesen Götzenbildern hat man auch jene kleinen, ungestalteten Figuren mit beweglichen Kopfe und Händen Pagoden genannt, mit denen man in den Zeiten des Rococogeschmacks Schränke, Kamine rc. verzierte.

Pahl, Johann Gottfried von, königlich würtembergischer Generalsuperintendent und Prälat, einer der ausgezeichnetsten deutschen Politiker neuester Zeit, geb. 1768 in der schwäbischen damals freien Reichsstadt Aalen, studirte 1784 zu Altorf Theologie, ward

1790 Prediger zu Neubronn bei Aalen, lebte daselbst mit dem nahwohnenden Salat in wissenschaftlichem Umgange und empfing seine Weltbildung durch das Verhältniß zu seinem Gutsherrn, dem Feldmarschall-Lieutenant von Werneck, der ihm nebst dem Erzieheramte seine ganze weitläufige Correspondenz übertragen hatte. Hierdurch kam er nicht allein in nahe Verbindung mit dessen angesehner Familie, sondern auch mit dem benachbarten Adel und dem geistvollen, liebenswürdigen Fürsten von Ligne und hatte vielfache Gelegenheit zu reisen und sich Kenntnisse in der Politik und Staatswissenschaft zu erwerben. Aus diesen angenehmen Verhältnissen riß ihn der Tod des Feldmarschall-Lieutenants. Er übernahm 1808 die Pfarre zu Affalterbach bei Marbach und 1814 die zu Bichberg, mit welcher 1827 das Decanat Heildorf verbunden wurde, sah sich mit großer Stimmenmehrheit 1831 von den Wählern zu Göppingen zum Abgeordneten, bald nachher zum Prälaten und Generalsuperintendenten des Sprengels Hall ernannt und trat als solcher in die zweite Kammer, in der er sich höchst edel und freisinnig erwiesen hat. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann mit einigen schönwissenschaftlichen Versuchen, dann schrieb er einige Flugschriften über den würtembergischen Landtag 1797, eine „Geschichte des französischen Revolutionskrieges" (3 Bde., Stuttgart 1799—1801); „Geschichte der parthenopäischen Republik" (Frankfurt a. M. 1801); „zwei Schriften über die Feldzüge in Schwaben 1796, 1797 u. 1800; den „Patriotischen Appell an die Reichsversammlung in Regensburg" (1801), worin er auf Gründung größerer Staaten in Deutschland durch Mediatisirung der kleinern antrug; 1800 die „Nationalchronik der Deutschen"; „Ueber das Freiheitsprincip im System des deutschen Bundes" (Nördlingen 1808), und als ihm 1809 durch König Friedrich die politische Schriftstellerei untersagt worden war, die „Lectionen aus der Vorschule des Lebens" (Stuttg. 1811); „Eduard's Wiedergeburt" (2 Bde., Münch. 1811); das „Erbauungsbuch christlicher Familien", (Gmünd 1814); „Herda" (4 Bde., Freiburg 1811—15); später die „Politischen Lectionen für die Deutschen des 19. Jahrhunderts" (München 1820); die „neue Nationalchronik der Deutschen" (1820—24); „Ueber Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht" (Tübingen 1826); „Oeffentliches Recht der evangelischen Kirche in Deutschland" (Tüb. 1827); „Geschichte von Würtemberg" (6 Bde., Stuttg. 1827—31).

Pairie, Pairs, Pairskammer. Die Pairie ist in Frankreich und Großbritannien eine adelige Würde, deren Ursprung im Schooße ferner Jahrhunderte liegt, die aber bis in unsere Tage herein, mehr in England als in Frankreich von bedeutendem Einfluß auf Ausbildung der Staatsverfassung und Volksherrlichkeit gewesen ist. Die Pairie war eine Folge, ja ein nothwendiger Theil der mittelalterlichen Verfassung. Die Pairs in Frankreich waren anfänglich Lehnsträger der Krone mit ganz gleichen Vorrechten in ihren Lehnsgebieten, wie sie ihr Lehnsherr, der König, in seinen Stammlanden ausübte. Daher mag auch der Name Pares curiae oder regni, d. h. Pairs oder Peers entnommen sein. Als der Kapetinger, Hugo, Herzog von Francien und französischer Pair, den Königsthron bestieg, gab es sechs Kronvasallen als Pairs, die drei Herzöge von Aquitanien (Guienne), Burgund, Normandie und die drei Grafen von Champagne, Flandern und Toulouse, zu denen in der Folge eben so viel geistliche Pairs, aber mit weltlichen Titeln, als Herzöge von Langres, Laon, Rheims und als Grafen von Beauvais, Chalons und Noyon kamen. Als die sechs weltlichen Lehen mit der Krone vereinigt wurden, ging auch die darauf ruhende Pairswürde ein. In der Folge schuf aber der König neue Pairien und ertheilte ihnen Besitzungen. Nach und nach kam die ursprüngliche Bedeutung der Würde in Vergessenheit, und die Krone schuf eine nicht geringe Anzahl Pairien zur Versorgung apanagirter Prinzen und königlicher Seitenverwandten, zuletzt zur Belohnung angesehener Familien und dienstfertiger Günstlinge des Monarchen. Der König Ludwig XIV., der sich auch sonst wenig an das gesetzliche Herkommen band, war mit dieser Gunst am freigebigsten. In den ältesten Zeiten bis unter Ludwig XI. hatten die Pairs das Recht der Theilnahme am königlichen Kabinetsrath; später waren ihre Privilegien auf bloße Ehrenrechte beschränkt; indem sie in Criminalfällen nur von den Pairs und in an-

dern, ihre Würde wie ihre Rechte betreffende Angelegenheiten blos vom Parlamente gerichtet werden konnten. Auf ihren Pairsgütern hatten sie hohe Gerichtsbarkeit, sowie sie die lehnsherrlichen, auf ihren Besitzungen ruhenden Rechte ausübten. Sie mußten katholisch sein und hatten ausschließend Sitz und Stimme im Parlament. Als die erste französische Revolution damit umging, alle Reste des altgewordenen und ausgelebten Mittelalters wegzuschaffen, machte sie auch die Pairie zur historischen Antiquität am 4. Aug. 1789 und 19. Juli 1790. Allein mit den Bourbons kam auch die Pairie wieder nach Frankreich, als Ludwig XVIII. nach dem Muster der englischen Verfassung in der Charte constitutionelle am 4. Juni 1814 das Zweikammersystem aufnahm und eine Pairskammer von 154 Mitgliedern creirte. Das damalige Gesetz verordnete, die Kammer der Pairs sei ein wesentlicher Theil der Gesetzgebung, und ihre Berathungen sollten geheim sein. Die Sitzungen der Pairs begannen und endeten zu gleicher Zeit mit den Sitzungen der zweiten oder Deputirtenkammer. Die Ernennung der Pairs stand dem Könige zu, ihre Zahl war unbeschränkt, der König konnte nach Willkür ihre Würden wechseln, sie auf Lebenszeit ernennen oder erblich machen. Die Glieder der königlichen Familie und die Prinzen von Geblüt waren geborene Pairs, sie hatten ihren Sitz unmittelbar nach dem Präsidenten und mit dem 25. Jahre eine deliberative Stimme, während die Pairs den Zutritt zur Kammer erst mit dem 25. und eine deliberative Stimme mit dem 30. Jahre erhielten. Der Kanzler von Frankreich war Präsident und in seiner Abwesenheit ein vom König ernannter Pair. Die Pairskammer erkannte über die Verbrechen des Hochverraths und der Gefährdung der Staatssicherheit, aber nur nach den Bestimmungen des Gesetzes. Die gesetzgebende Gewalt ruhte auf dem Könige und den beiden Kammern, doch so, daß der König das Gesetz entweder in der Pairs- oder in der Deputirtenkammer vorschlug. Als Napoleon in den bekannten hundert Tagen die Herrschaft über Frankreich von neuem an sich gerissen hatte, bestätigte er mit wenigen Personalveränderungen die erste oder Pairskammer, fügte aber hinzu, daß ihre Würden erblich sein sollten. Nach der zweiten Restauration der Bourbons erlitt die Pairie bedeutende Veränderungen, indem Ludwig XVIII. freigebiger mit dieser Würde war und meist auch die Erblichkeit verlieh. Man verfuhr damals nach dem verderblichen Grundsatze, die Aristokratie des Vermögens zu erheben. Karl X. änderte noch mehr die politische Stellung der Pairskammer, als er, um seinem Ministerium die Majorität zu verschaffen, auf einmal 76 neue Pairs ernannte. Im Jahre 1830 gab es 359 weltliche und 20 geistliche Pairs, die meist dem ministeriellen Interesse ergeben, doch nicht entschlossen genug waren, das alte Königthum offen zu vertheidigen. Nach der Julirevolution fuhr die Pairskammer fort, im Geheimen für die Bourbonen zu wirken, und war der eigentliche Heerd der Intriguen, welche gegen die Volksfreunde und gegen die neue Ordnung angezettelt wurden. Deswegen wandte sich gegen sie der ganze Haß der Nation, und es würde zu blutigen Auftritten gekommen sein, wenn nicht der Minister-Präsident Perier den Gesetzesentwurf vor die Kammern gebracht hätte, die Ernennung der Mitglieder der Pairswürde solle dem Könige zustehen, die Zahl der Pairs unbestimmt, die Würde lebenslänglich und ohne Erbrecht sein (27. Aug. 1331). Nach langen Discussionen, ob die Deputirtenkammer oder der König die neuen Pairs ernennen sollte, entschied man für den Letztern und bestimmte, wer künftig zur Pairie fähig sei, und daß mit ihr keine Dotation, keine Pfründen und keine Pensionen verbunden sein sollten. Nur Männer von Talenten, von redlichem Charakter und von hohen Verdiensten um das Staats- und Volkswohl darf der König in die Pairskammer rufen, ist aber dabei verpflichtet, bei Ertheilung der Würde die Verdienste des Creirten namentlich anzugeben. Hält eine Regierung diesen Grundsatz fest, so kann die Pairskammer das nützlichste Institut des Staates werden. Schon am 20. Nov. 1831 erhob Ludwig Philipp auf einmal 36 u. 1832 wieder 62 zur Pairswürde, und seitdem hatte er die Zahl fortwährend vermehrt, ohne jedesmal die Verdienste des Einzelnen genauer anzugeben. Präsident der Pairskammer war seit 1830 Pasquier (s. d.). Mit der Revolution von 1848 verschwand auch die Pairskammer.

Wie die beiden Kammern der Pairs und Deputirten in Frankreich, so entstanden in

England fast gleichzeitig das Ober- und Unterhaus, die nach der repräsentativen Verfassung Großbritanniens und Irlands das Parlament, den Vertreter des Volkes in seiner Gesammtheit bilden. Diese parlamentarische Volksvertretung war auch in England aus den bereits unter den angelsächsischen Königen üblichen Volksversammlungen, besonders seit der Magna Charta (1255) hervorgegangen. Im J. 1297 erhielt die Charte den wichtigen Zusatz, daß ohne die Einwilligung der städtischen Repräsentanten, die zur Berathung gezogen wurden, keine Steuern erhoben werden dürften. Von dieser Zeit wirkten besonders die Kriege, die Eduard III. in Schottland und in Frankreich führte, und die Geldbedürfnisse, welche aus dem Kriege erzeugt wurden, bedeutend auf die weitere Ausbildung der englischen Verfassung. Während seiner 50jährigen Regierung geschah es, daß sich das 1343 versammelte Parlament in das Ober- und Unterhaus theilte; in jenem saß die hohe Geistlichkeit und der hohe Reichsadel, in diesem der niedre Landadel und die Abgeordneten der Städte. Bereits in dem sächsischen und dänischen Zeitraume der englischen Geschichte ist, wie bei allen germanischen Völkerschaften, zufolge der Lehnsverfassung der Adel vom Volke unterschieden. Wilhelm der Eroberer erhielt das eroberte Land als ein Baronenlehen, die Besitzer dieser Kronlehen waren die Barones, die Pairs des Reiches. Später wurden unter diesem hohen britischen Adel die erblichen Titel der Grafen, der Herzoge (seit 1335), der Marquis (seit 1385) und der Viscounts (seit 1454) gewöhnlich. Diese zusammen bilden als Reichsbarone den hohen Adel. Der niedere Adel besteht aus den Knights bannerets, Baronets, knights Batchelours und Esquires. Bei den Corporationen wurden die größern Städte (cities), die kleinern (towns), und die Flecken (boroughs) unterschieden. Früher war derjenige ohne Weiteres Peer (spr. Pihr), d. h. Pair, den der König einmal in das Haus der Lords, d. h. in das Oberhaus zur Berathung gerufen hatte; später verlieh ein königliches Patent die Pairie; denn der König hat das Recht, die Peerschaft zu ertheilen, doch so, daß mit dem Eintritte einer neuen Familie dieselbe dieses Rechtes nicht wieder beraubt werden kann. Dadurch gewinnt der König die Stimmenmehrheit im Oberhause. Die Würde, mag sie auf Gütern oder Geschlechtern beruhen, ertheilt dem Inhaber Sitz und Stimme im Oberhause, das allein über ihn competent ist, und gibt nur dem Familienhaupte nach dem Rechte der Primogenitur das Erbrecht. Der Eintritt ins Haus der Lords beginnt mit dem 21. Jahre als dem Termin der Volljährigkeit. Jeder Pair ist königlicher Geheimerath, kann sich zu jeder Zeit Audienz beim Könige ausbitten, darf nicht verhaftet werden außer in Fällen des Hochverrathes und kann sein bloßes Ehrenwort statt des Eides geben. Uebrigens darf der hohe Reichsadel Großbritanniens nicht auf sein hohes Alterthum stolz sein, denn es sind jetzt nur sehr wenige Pairien aus dem Zeitalter der Plantagenet's und Tudor's übrig; die ältesten sind die Clinton's aus dem 13. Jahrhundert. Mit Jakob I. hebt die eigentliche Fabrik der Pairswürde an, als sein Günstling Buckingham die Pairien zu Dutzenden für Geld verkaufte. Alle Titel der Spencer's, Fane's, Arundel's u. a. sind gekauft; und Karl II. stellte einen wahrhaften Tarif auf, für welche Summen die verschiedenen Stufen der Pairschaft feil seien. Die holländischen Favoriten Wilhelms III. trieben damit einen einträglichen Handel, indem sie die für geringere Preise erstandene Würde an Engländer für weit größere Summen wieder verkauften. Die Königin Anna schuf auf einmal 12 Peers, um ihren Ministern im Oberhause das Uebergewicht zu verschaffen und unter Georg I. und II. fiel der Handel sogar in die Hände der Maitressen. Daneben entstand eine nicht geringe Anzahl Peers aus unehelicher Abkunft von Königen und königlichen Prinzen, welche Letztere geborene Peers sind. Dahin gehören die Herzoge von Richmond, Grafton, St. Alban, Buccleugh; die Wurzeln anderer Geschlechter liegen in plebejischem Blute, und Kriegsruhm, Hofgunst, Bestechung oder Reichthum haben den Weg zu den hohen Staatsehren geöffnet. Die britische Pairie darf daher am wenigsten von allem Adel in Europa auf das Alter ihrer Herkunft und ihrer Ahnen stolz sein, sie ist wesentlich plebejischen Abkommens, wie jeder andere Adel, bei dem man die Anfänge nur nicht nachweisen kann. Aus der Hand der Natur kommt Niemand mit einem Diplom, als wer hohe Geistesgaben und den guten

Willen, sie zum allgemeinen Wohle zu verwenden, empfing. Solcher Adel bedarf kein Patent, sein Ursprung ist nicht plebejisch, nicht adelig, sondern göttlich. Der plebejischen Abkunft ungeachtet bleiben die meisten der englischen Peers bei ihrem vorgeblich historischen Rechte wie eingemauert stehen und bilden eine Erb- und Amtsaristokratie, die allen wohlthätigen Reformen, sobald diese den Eigennutz der Lords zu gefährden scheinen, in geschlossenen Reihen entgegen kämpfen. Als Besitzer von unermeßlichem Grundeigenthum und als Inhaber oft unglaublich hoher Pensionen und Sinecuren sind diese Erbaristokraten im Stande gewesen, ihren Eigenwillen oftmals zum Nachtheil des Volks- und Staatswohls durchzusetzen. Mit ihrem Ansehen und durch die Bestechlichkeit eines großen Theiles des Volkes brachten sie es dahin, daß ihre Brüder und Verwandten die einträglichsten Aemter erhielten und zu Mitgliedern des Unterhauses erwählt wurden, damit das Interesse der Pairie (der Nobility) auch dort seine Stimmführer habe. Aber die denkwürdige Parlamentsreform, die nach harten Stürmen 1832 durchgesetzt wurde (s. Großbritannien), hat auch diesen Mißbräuchen einen Damm entgegengesetzt, der das Unterhaus wenigstens vor Einschwärzung aristokratischer Umtriebe schützt. Die Zukunft wird enthüllen, in wie weit die Pairschaft zu den allgemeinen Fortschritten der Menschheit paßt, vielleicht werden alsdann Vorurtheile und Mißbräuche, die jetzt mit vieler Heftigkeit vertheidigt werden, aufgegeben und die Pairschaft wird dann im Interesse des Vaterlandes einen andern Charakter annehmen. Im Jahre 1833 zählte das Haus der Lords 430 Mitglieder, die Prinzen nicht mitgerechnet. Gegenwärtig besteht das Haus der Lords aus 3 Prinzen des königlichen Hauses, 20 Herzogen; aus 20 Marquis, 117 Grafen (Earls), 22 Vicegrafen oder Viscounts, 199 Baronen, 16 Repräsentativ-Pairs von Schottland und aus 28 Repräsentativ-Pairs Irlands; sodann aus 2 englischen Erzbischöfen, 24 englischen Bischöfen und aus 4 irisch-anglikanischen Bischöfen.

Paisiello, Giovanni, Capellmeister und beliebter Tonsetzer für die italienische Oper, geb. am 9. Mai 1741 zu Tarent, gestorben am 5. Januar 1816 zu Neapel, war der Sohn eines Thierarztes, wurde vom 5. bis zum 13. Jahre im Jesuitenkollegium unterrichtet, dann nach Neapel gebracht, wo er im Conservatorio San Onofrio unter dem berühmten Durante die Tonkunst studirte und dessen erster Schüler wurde. Er schrieb bald allerlei gefällige Werke, Motetten und Messen, Oratorien und Psalmen, bis er 1765 in Bologna den ersten allgemeinen Beifall für einige in Musik gesetzte Sachen von Goldoni, „la Pupilla“ und „il mondo a revescio“, erntete, die ihn in ganz Italien empfahlen. Er lebte von da an abwechselnd in Modena, Parma, Venedig und Rom, ging aber 1776 als Musikmeister des kaiserlichen Theaters nach St. Petersburg. Hier setzte er unter anderem „il Barbiere di Seviglia“, „la Finta amante“, „la Serva Padrona“. Nach einem Aufenthalte von 3 Jahren ging er über Wien, wo er die Oper „il rè Theodoro“ setzte, nach Italien zurück und wurde 1785 vom König von Neapel zum Capellmeister ernannt, nachdem er die Anerbietungen der Könige von Preußen und Frankreich und die spätern von Seiten Rußlands ausgeschlagen hatte. Von seinem Fleiße in dieser Zeit zeugen seine Werke: „la Molinara“, „la Grotti di Trofonio“, „Nina“ oder „Pazza d'amore“, „J Zingari in fiera“, „la Modesta raggiratrice“ und viele andere. Zu Ehren des Generals Hoche setzte er eine Sterbesymphonie, für die ihm Bonaparte den Preis bezahlte, wurde nach der Errichtung des parthenopäischen Freistaats 1799 für eine Hymne an die Freiheit zum Musikmeister des Volkes ernannt, aber dafür vom zurückgekehrten König 2 Jahre der Freiheit beraubt und darauf befreit von Napoleon beauftragt, das „Te Deum“ zur Freiheitsfeier 1802 in Musik zu setzen. In demselben Jahre ging er nach Paris, wurde Direktor der kaiserlichen Capelle und bekam außer einer Belohnung von 18,000 Franken noch einen Jahrgehalt von 12,000 Franken, Wohnung und einen Staatswagen. Nach zwei Jahren kehrte er wieder nach Italien zurück und wurde 1806 von Joseph Bonaparte, dem Könige von Neapel, zum Capellmeister und Direktor der Musik mit einem Gehalt von 1800 Ducaten ernannt. Für die Verbindung Napoleons mit Maria Luise von Oesterreich dichtete er ein neues Musikstück 1810 und erhielt dafür ein Geschenk von

4000 Franken. Ausgezeichnet durch Titel und Orden behielt er unter Murat, dem Nachfolger Josephs, alle seine Würden und Aemter, verlor die letztern aber nach Ferdinands Rückkehr und starb in dürftigen Umständen im 75. Jahre. Seine Opern, deren er 148 geschrieben haben soll, und denen man Gedankenfülle, Feuer und tiefe Wahrheiten nachrühmt, sind allgemein bekannt.

Paixhans, Henri Joseph, französischer Ingenieur, geb. zu Metz am 22. Jan. 1783, erhielt seine Bildung auf der polytechnischen Schule, trat dann zur Marineartillerie über, und ist gegenwärtig General. Als Schriftsteller ist er bekannt durch die „Considérations sur l'artillerie etc." (Paris 1815), „Nouvelle force maritime" (Paris 1821) und „Force et faiblesse de la France" (Paris 1830). Sein scharfer, richtiger Blick ließ ihn mancherlei Verbesserungen erkennen, welche in der Einrichtung der Seeartillerie getroffen werden können. Namentlich drang er darauf, Rohrgeschütze von möglichst großem Kaliber einzuführen, welche gegenwärtig theils nach seinem Namen (canons à la Paixhans), theils Bombenkanonen genannt, nicht allein auf der Marine, sondern auch zur Küstenvertheidigung und theilweise sogar zum Belagerungskriege bestimmt, schon vielfach eingeführt worden sind. Diese größern und schwerern Geschütze zeichnen sich besonders dadurch aus, daß das Treffen bei ihnen sicherer und die Zerstörungen, die ein solches in den Schiffswänden anrichtet, von gewaltiger Wirkung sind; und da es dem Erfinder zugleich gelungen ist, ihnen durch verständige Einrichtung des Rohrs und der Laffete die nöthige Beweglichkeit zu geben, so ist ihr Nutzen sehr erhöht worden.

Pajazzo, s. Paglizo.

Pajol, Claude Pierre, französischer General und Pair, wurde am 3. Febr. 1772 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvokat war. Er kam 1789 nach Paris, um die Rechte zu studiren, warf sich aber in den Strudel der Revolution und ging mit einem Freiwilligenbataillon an die Grenze. Bei Valmy wurde er Lieutenant und in den folgenden Feldzügen am Rhein stieg er von Stufe zu Stufe, bis ihn 1799 Masséna in der Schweiz zum Oberst beförderte. Als solcher zeichnete er sich in Italien, besonders aber unter Moreau bei Hohenlinden aus. Napoleon erhob ihn 1805 nach der Schlacht bei Ulm zum Brigadier, in welcher Eigenschaft er den Feldzügen von 1806 und 1807 beiwohnte. Im J. 1809 kämpfte er tapfer bei Regensburg, bei Eßling und namentlich half er den Sieg bei Wagram entscheiden. Im russischen Feldzuge von 1812 befehligte er die Avantgarde des Davoust'schen Corps, überschritt zuerst den Niemen, am 24. Juni, bemächtigte sich mehrerer wichtiger Plätze und nahm bei Mohilew den Artilleriepark des Fürsten Bagration weg, wofür ihn der Kaiser zum Divisionsgeneral ernannte. Großen Muth bewies er auch bei Erstürmung der russischen Redoute an der Moskwa. Wiewohl auf dem Rückzuge schwer verwundet, nahm er doch an den Ereignissen von 1813 thätigen Antheil, mußte aber in Folge einer neuen Verwundung, die er bei Wachau erhielt, die Armee verlassen. Im Feldzuge von 1814, in welchem er den Befehl über das Observationscorps an der Seine und Yonne übernahm, erwarb er sich großen Ruhm durch die Vertheidigung der Brücke zu Montereau. Während der ersten Restauration reorganisirte er die vier von ihm früher geführten Regimenter. Bei der Rückkehr Napoleon's erhielt er die Pairswürde und übernahm den Befehl über das erste Cavaleriecorps. An der Spitze desselben half er am 16. Juni 1815 den Sieg bei Ligny erringen, nahm am 18. Namur und wendete sich hierauf zur Herstellung der Verbindung nach der Dyle. Als er aber die Niederlage bei Waterloo erfuhr, zog er sich kämpfend über Namur auf Paris zurück und folgte dann der Armee hinter der Loire. Die Bourbons stießen ihn nunmehr aus, suchten ihn indessen später vergebens zum Rücktritt in den Dienst zu bewegen. Auf die Nachricht von dem Ausbruche der Julirevolution eilte P. nach Paris, stellte sich, nach Einnahme der Tuilerien, am 29. Juli, an die Spitze der Bewegung und übernahm am 30. unter Gérard das Amt eines zweiten Befehlshabers. Als solcher erhielt er am 3. August von der provisorischen Regierung den Auftrag zur Vertreibung Karl's X. aus der Nähe der Hauptstadt. An der Spitze von 1500 Bewaffneten, welche zur Beschleunigung der Expe-

dition in 1600 Fiakern Platz nahmen, außerdem gefolgt von 10,000 Andern, eilte P. gegen Rambouillet und fand sich um Mitternacht den treugebliebenen Truppen gegenüber. Schon beim ersten Flintenschuß zog sich der König nach Rambouillet zurück, wo am Morgen P. einrückte und die Unterwerfung der Truppen empfing. Die neue Regierung belohnte seine Dienste mit dem Commando der ersten Militärdivision und der Pairswürde. In dieser Stellung hielt er die Julidynastie in den Emeuten und Verschwörungen der Hauptstadt mit großer Energie aufrecht, wurde aber dessenungeachtet plötzlich durch eine Ordonnanz vom 29. Oct. 1842 zur Disponibilität gestellt, unter dem Vorwande seines hohen Alters. Zwar bot man ihm das Gouvernement des Louvre und eine Adjutantenstelle beim Könige an, allein er schlug dies aus, zog sich zurück und starb 1844. P. war mit einer Tochter des Marschalls Oudinot verheirathet, die ihm zwei Söhne gebar.

Paketboot nennt man ein Schiff, welches bestimmt ist, den Postdienst für Passagiere, Güter und Briefe über See zu versehen und in regelmäßiger Fahrt zwischen den ihm angewiesenen Häfen erhalten wird. Man wählt zu diesem Ende schnellsegelnde Schiffe, die auch häufig armirt sind. In der Ostsee sind die Paketboote von Lübeck nach Kopenhagen nur kleine, gewöhnlich einmastige Fahrzeuge unter dem Namen Beurtfahrer; ungemein groß aber und elegant eingerichtet sind die Schiffe der Engländer, Franzosen und Amerikaner, die den transatlantischen Dienst versehen. Gegenwärtig werden die Paketboote ziemlich häufig durch Dampfschiffe verdrängt.

Palacky, Franz, Historiograph des Königreichs Böhmen, ein ausgezeichneter Sprach- und Geschichtsforscher, wurde am 14. Juni 1798 zu Hasdlawic in Mähren geboren und erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Preßburg und Wien. So gering auch die Hülfsmittel waren, die ihm diese beiden Orte boten, so reichten sie doch hin, daß er schon 1818 seinen ersten literarischen Versuch herausgeben konnte, die mit Schafarik in böhmischer Sprache begonnenen „Elemente der böhmischen Dichtkunst." Sie sowohl, als seine „Theorie des Schönen" (1821), „Die allgemeine Geschichte der Aesthetik" (1822) zeugten von gediegener Auffassung. Zum gründlichern Studium der böhmischen Sprache und Geschichte besuchte er im Jahre 1823 Prag, wo er seitdem, auf Veranlassung des Grafen Sternberg, geblieben ist und sowohl für die Geschichte, als für die Sprache und Literatur des böhmischen Volkes eifrig wirkt. Aus den Bibliotheken und Archiven der vornehmen Familien, aus den öffentlichen Archiven, aus der Wiener Staatskanzlei, aus dem Archiv zu München und den Handschriften im Vatikan bereicherte er seine Sammlungen von Documenten zur böhmischen Geschichte. Im Jahre 1817 übernahm er die Redaction der deutschen wie der böhmischen Zeitschrift des Nationalmuseums, er stattete Beide mit vielen interessanten Aufsätzen seiner eignen Feder aus. Die deutsche Zeitschrift ging bald ein, die böhmische aber setzte er fort bis zum Jahre 1838, wo er sie an Schafarik übergab. Im Jahre 1829 wurde P. von den böhmischen Ständen zum Historiographen des Reichs mit lebenslänglichem Gehalte erwählt, erhielt aber erst unter der Regierung des Nachfolgers des Kaiser Franz die Bestätigung dieses Amtes. Die Stände hatten ihn Pubitschka's chronologische Geschichte Böhmens zur Fortsetzung aufgetragen, genehmigten aber seinen Plan zur bessern Aufnahme der Gesammtgeschichte Böhmens und beschlossen die Herausgabe auf Kosten der Stände, wovon schon mehrere Bände in deutscher Sprache erschienen sind. P. ist vielfach wegen seiner Bestrebungen, die böhmische Sprache in größere Aufnahme zu bringen, wegen seiner Neologie in der Rechtschreibung derselben angefeindet und verketzert worden; man hat es ihm sogar verdacht, daß er überhaupt zur Wiederbelebung einer fast verschollenen Sprache solchen Eifer anwendet. Die Ansichten über die Wiedererweckung der böhmischen Landessprache können verschieden sein nach dem Standpunkt der verschiedenen Beurtheiler eines solchen Strebens; immer wird man Achtung fühlen müssen gegen einen Mann, der einer einmal gefaßten Idee beharrlich sein ganzes Leben widmet; die Böhmen aber sollten ihm höchst dankbar sein, daß er ihrer Sprache eine Sorgfalt widmet, die als Vorbedingung der Wiederbelebnng derselben angesehen werden muß. Was in P.'s Neuerungen unhaltbar ist, geht von selbst schon unter,

Seit 1840 gibt P. unter dem Titel „Archiv cesky“ eine Sammlung von Urkunden zur böhmischen Geschichte heraus; ferner erwähnen wir seine Monographien „Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber“ (Prag 1830), eine Preisschrift; „Synchronistische Uebersicht der höchsten Würdenträger, Landes- und Hofbeamten in Böhmen“ (Prag 1832); „Dobrowsky's Leben und gelehrtes Wirken“ (Prag 1833); „Literarische Reise nach Italien im J. 1837 zur Aufsuchung der Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte“ (Prag 1838); „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache“ (mit Schafarik, Prag 1840) und „Ueber Formelbücher, zunächst in Bezug auf böhmische Geschichte“ (Prag 1842). Auch gab er 1829 den dritten Band der „Scriptores rerum bohem.“ heraus. Im J. 1848 nahm er wesentlichen Antheil an den politischen Ereignissen und ward zum Reichstagsmitgliede nach Wien gewählt. Nach der Auflösung des Reichstags scheint er sich wieder ausschließlich seinen literarischen Arbeiten zugewendet zu haben.

Paladin, vom mittellat. palatinus, bedeutet eigentlich einen zur Umgebung des Fürsten gehörenden und an dessen Hofstatt (palatium) sich aufhaltenden Edlen. In den französischen Ritterromanen des Mittelalters bezeichnet das Wort aber vorzugsweise die Helden von der Tafelrunde des Königs Artus und die Karl's des Großen; später versteht man unter Paladinen abenteuernde Ritter überhaupt, besonders solche, die sich dem Dienst und der Beschützung einer geliebten Schönen leidenschaftlich ergeben haben.

Palämon hieß der Sohn des Hephästos oder Aetolos oder Lernos, der den Argonautenzug mitmachte, ein anderer P. war der Sohn des Herakles und der Autonoe oder Iphinoe, ein dritter ist gleichbedeutend mit **Melikertes** (s. d.).

Paläographie, ein dem Griechischen entlehntes Wort, bezeichnet denjenigen Theil der historischen Wissenschaften, welcher sich mit der Kenntniß der Schriftarten, Schriftzeichen und des ganzen Schreibmaterials der Alten beschäftigt. Die Lehre, welche das Verfahren in diesem Theile der Alterthumskunde nachweist wird Paläographik genannt. Sie ist für die Schriftwerke aus den Zeitaltern vor Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst von nicht geringem Werthe, indem sie die Authenticität und das Alter der Handschriften aus deren Aeußerem, aus der Form, aus dem Schreibmaterial und aus den Schriftzügen bestimmt. Bekanntlich war die Form der Handschriften, die bald aus Rollen, bald aus platt übereinander lose oder geheftet zusammengelegten Blättern bestand, eben so verschieden als in Ansehung des Schreibmaterials und der nach Schriftweise (Buchstaben und Silbenschrift, Pfeil-, Hieroglyphen-, Symbolische-, Knoten- und andere Schriften), nach Völkern, Sprachen, Zeitaltern, Schulen und Individuen verschiedenen Schriftzüge. S. Schrift und Schreibmaterial. Daraus bilden sich besondere Theile der Paläographie, nämlich die Handschriftenkunde und die Epigraphik (s. d.), welche letztere die Inschriften der Denkmäler, Münzen und Bildwerke behandelt. Als man inzwischen bei weiterer Ausbildung des historischen Studiums, vorzüglich in Hinsicht der Völker- und Staatenverhältnisse sowie der historischen Rechte ganzer Nationen zu einander, fand, daß auch die Schriften und Urkunden des Mittelalters eine eigene Kunst erforderten, wenn sie richtig gelesen, beurtheilt und als wesentliches Mittel für die Geschichte gelten sollten, so ging daraus eine neue Wissenschaft hervor, die man Diplomatik benannte. Nachdem man diese als einen besondern Theil der historischen Wissenschaften, dessen Bestimmung es ist, die geschichtlichen Urkunden lesen, verstehen, so wie die Echtheit derselben beurtheilen zu lehren, anerkannt hatte, ward die Paläographie mit Einschluß der Epigraphik auf die gesammten Schriftwerke der alten untergegangenen Völker, insofern diese Schätze in Handschriften und Inscriptionen vorhanden sind, bebeschränkt. Ein umfassendes Werk ist die „Palaeographia graeca“ (Par. 1708, Fol.) von dem Benediktiner Bernard de Montfaucon aus Languedoc, und die „Tachygraphia veterum exposita et illustrata“ (Mannh. 1817, 2 Bde. 4.) von U. F. Kopp mit desselben „Palaeographia critica“ (1829), mit Kupfern, Bildern und Schriften der Vorzeit; ferner Champollion-Figeac „Chartes et manuscrits sur papyrus de la bibliothèque royale ou collection de facsimiles, accompagnés de notices historiques et paléographiques“

(Par. 1842, Fol.) und J. B. Silvestre „Paléographie universelle ou collection de facsimiles d'écriture de tous les peuples et de tous les temps" (2 Bde., Par. 1839—1841, Fol. mit Kpfrt).

Paläopolis, s. Neapolis.

Paläotypen, s. Incunabeln.

Paläphatos, ein griechischer Schriftsteller, dessen Geburtsort und Zeitalter unbekannt ist; nach einigen war er älter als Homer, andere machen ihn zu einem Zeitgenossen des Xenophon oder Thukydides; noch andere setzen ihn in die Zeit des Antoninus Liberalis. Sein Vaterland soll bald Athen, bald Aegypten, bald Paros, bald Priene gewesen sein. Er schrieb ein mythologisches Werk „Ueber das Unglaubliche" in fünf Büchern, von denen nur ein Buch, überdies eine Ueberarbeitung und Interpolation irgend eines Grammatikers oder sonst eines müßigen Kopfes übrig geblieben ist. Die Mythen werden darin allegorisch oder etymologisch erklärt. Hauptausgabe, Venedig bei Aldus (1505 Fol.); (Basel 1535, Fol.); Von C. Toll, (Amsterd. 1649); In Th. Gall Opusc. mythologica 1671.; J. F. Fischer) Lpz. 1761, 6. Ausg., 1789); Ernesti (Lpz. 1816) und Westermann in der „Mythographi graeci" (Braunschw. 1843); ins Deutsche übersetzte sie Büchling (2. von Grosse verbess. Aufl., Halle 1821).

Palästina ist ein Landstrich in Südasien. Der Name bezeichnete ursprünglich den den jetzt noch Falesthin genannten Landstrich im Südwesten des späteren größeren Palästina's, wo die fünf Städte Aschdod, Aschkalon, Gaza, Gath, Ekron lagen, und wo die Philister, d. h. Wandervolk, wohnten. Die Juden selbst nannten bis zu Christus Zeit ihr Land nicht Palästina, sondern nach dem vor der Einwanderung der Hebräer schon so benannten westlichen Theile, der sich vom mittelländischen Meere an bis zum Jordan erstreckte, Kanaan, d. h. erobertes Land. Daneben wurde es auch das gelobte und heilige Land, Land der Hebräer, Israel, Juda, geheißen. Der Flächenraum betrug ungefähr 450 QM. mit einer Bevölkerung von etwa 5 Mill. Menschen in den Zeiten der höchsten Blüthe. Grenzen: nördlich der Ursprung des Jordan, östlich die arabische Wüste, südlich das todte, westlich das mittelländische Meer; unter David und Salomo nordöstlich bis zum Euphrat; und zur Zeit der Geburt Christi waren die Grenzen nördlich Phönizien, oder Syrien und der Libanus, östlich das Gebirge Gilead, und die wüste Arabia, südlich das steinigte Arabien, Idumäa, Aegypten, westlich das Mittelmeer. Die Länge von Norden nach Süden betrug 30, die Breite 6, 10, 15 bis 18 geographische Meilen. In der Bibel wie in andern alten Schriften wird die Fruchtbarkeit des Bodens gepriesen; auf den Ebenen wie auf Bergen waren große, feste und schöne Städte, und vor dem Eindrang des Volkes Gottes gedieh sogar auf den Bergen der schönste Weinbau und fetter Ackerbau. Seit Vernichtung der jüdischen Selbstständigkeit ist das Land, wo, wie die alten Urkunden sich ausdrücken, Milch und Honig fleußt, zu einer traurigen Oede geworden. Flüsse sind: Jordan, von 36 Wegstunden Länge; am Ausflusse hat er 30 Ellen Breite und 3 Ellen Tiefe, dann Hieromax, Jaboch, Crith, Crocodilon, Sihor. Seen: der See Merom, von Genezareth (galiläische Meer, oder Meer von Tiberias) der Salzsee oder das todte Meer, das eine große Menge Asphalt oder Erdharz und Schwefel auswirft. Gebirge: der Libanus, Antilibanus, Hermon, Gilead, Basan, Abarim, Karmel, mit mehr als 2000 der schönsten Felsenhöhlen und dem Berge Tabor, wo die Verklärung Christi vorfiel und die Bergpredigt gehalten worden sei. Das Gebirge Ephraim, wo Saul fiel; Garizim mit einem Tempel des Jehovah; der Versuchungsberg Quarantania, der Oelberg u. a. Auf mehrere mythische Völker folgten die Kananäer, die in sieben Völkerschaften das Land bewohnten, bis Josua die Hebräer oder Israeliten einführte und diese in 12 Stämme mit gesonderten Wohnsitzen theilte: Juda, Simeon, Benjamin, Dan, Ephraim, Manasse, Isaschar, Ascher, Naphthali, Sebulon, die zweite Hälfte Manasse, Gad, Ruben. Innerer Zwiespalt trennte die Stämme in die zwei Theile Juda und Israel, die beide von Assyriern und Babyloniern unterjocht und in Gefangenschaft geführt wurden. S. Juden und Israeliten. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde das Land in die drei

Theile, die noch zur Zeit Christi bestanden, zerlegt: 1) Judäa mit sieben, nach Plinius mit zehn, und nach Josephus mit 14 kleinern Provinzen oder Distrikten. 2) Samaria. 3) Galiläa. Dazu kam noch der östliche Theil Peräa mit sechs Distrikten. Der Staat erhielt seine Selbständigkeit in wechselndem Glücke, bis aus der Gunst, die der Kaiser Claudius dem Herodes gewährte, eine Obervormundschaft der Römer entstand, die Procuratoren einsetzte, gegen deren Bedrückungen sich die Juden empörten, schon unter Nero, bis 70 nach Christus mit der Zerstörung von Jerusalem die Nation als solche aufhörte und zum Theil als Sklaven verkauft in alle Länder zerstreut wurden, wenn gleich ein Theil in Palästina blieb und sogar eine lächerliche Empörung unter Hadrian versuchte. Von da an blieb, wiewohl bei Lebensstrafe kein Jude in Palästina bleiben durfte, der Name Judäa bis etwa ins vierte Jahrhundert, wo unter Konstantin die Eintheilung Palaestina prima, secunda, tertia, oder salutaris auffam. Bei der Ausbreitung des Islam und im Kampfe desselben gegen das Christenthum unterlag auch Palästina, das nur auf kurze Zeit von Christen in den Kreuzzügen mit vielem Blute gewonnen und besessen wurde. In der neuesten Zeit hat die ägyptische Expedition der Franzosen und der Kampf zwischen der Pforte und Aegypten die Aufmerksamkeit auch auf Palästina gewendet. Und es dürfte für die Menschheit Gewinn sein, wenn das fruchtbare und fette Land in die Hände fleißiger Ackerbauer käme. Außer den unter dem Artikel Jerusalem (s. d.) genannten lesenswerthen Büchern ist zu vergleichen K. von Raumer, „Palästina". (Lpz. 1838, nebst Nachtrag, Lpz. 1843) und Robinson „P. und die angränzenden Länder" (3 Bde., Halle 1841).

Palästra, s. Gymnasium.

Palafox y Melzi, Don Jose, Herzog von Saragossa, stammt aus einer alten angesehenen Familie des Königreichs Aragonien, und wurde 1780 geboren. Er trat in eine Militärschule und kam zur Garde, war im Jahr 1808 General und begleitete den König Ferdinand VII. nach Bayonne. Als Napoleon den König zur Entsagung zwang und gefangen nahm, floh Palafox nach Südspanien und stellte sich an die Spitze eines großen Theiles derer, die gegen Frankreich die Waffen ergriffen. Die von ihm geleitete zweimalige Vertheidigung der nur mit einer Mauer umzogenen Stadt Saragossa grenzt an das Unglaubliche. Am 25. Mai 1808 ernannte ihn der Aufstand in jener Stadt zum Generalkapitän, und in der ersten Belagerung vom 15. Juni bis 14. August 1808 schlug er die schon in die Stadt eingedrungenen Franzosen unter dem General Lefebre-Desnouettes zurück, in der zweiten von einer großen Uebermacht bestürmt hielt er sich mit beispielloser Tapferkeit vom 27. Nov. 1808 bis zum 21. Febr. 1809. Haus um Haus mußte der Feind mit Sturm nehmen. Palafox, den die verbreitete Seuche ergriff, wurde krank in die Gefangenschaft nach Frankreich abgeführt, aus der er erst durch den Vertrag Spaniens mit Frankreich den 11. Dec. 1813 befreit wurde. König Ferdinand sandte ihn voraus, die Ankunft der königlichen Familie zu verkünden, und 1814 ernannte er ihn zum Statthalter von Aragonien. Der absoluten Königsherrschaft zugethan erklärte er sich in der Revolution 1820, nachdem er 1815 zum Oberbefehlshaber der Armee erhoben war, für eine konstitutionelle Regierung. Daher wurde er, als der König am 13. November 1823 nach Madrid zurückgekehrt, gegen sein Versprechen einer Amnestie, aller seiner Aemter und Würden entsetzt und lebte unangefochten in Madrid, bis er sich in den spätern Stürmen Spaniens für Isabella II. erklärte, desungeachtet des Absolutismus verdächtig eingezogen, aber bald wieder befreit wurde. Er verließ Madrid 1835 und ging nach Saragossa. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Königin zum Herzog von Saragossa; 1837 wurde er Mitglied des immerwährenden Ausschusses der Granden und Generalkapitän der Garden, legte aber 1841 die letztere Würde nieder und starb am 15. Jan. 1847.

Palais royal in Paris, an der Rue St.-Honoré, mit seinem Garten, seinen Höfen, Galerien und Arcaden so ziemlich der Mittelpunkt der Stadt und bis 1848 der Vereinigungspunkt aller Lebensgenüsse, wurde 1629 vom Cardinal Richelieu nach dem Plane des berühmten Lemercier begonnen und 1636 zu Ende geführt; die äußere Deco-

ration besorgte Oppenord. Das Gebäude hatte anfangs den Namen Palais Cardinal. Richelieu schenkte 1639 diesen Palast Ludwig XIII., der ihn auch einige Zeit bewohnt haben soll. Nach seinem Tode bezog ihn 1642 die Königin Anna von Oesterreich nebst dem minderjährigen Ludwig XIV., worauf er nun den Namen Palais royal erhielt. Ludwig XIV. räumte ihn 1692 seinem Bruder Philipp ein, worauf ihn die Familie Orleans bis 1791 und von 1816 an bis nach der Julirevolution bewohnte. Während der Revolutionszeit erhielt das Gebäude den Namen Palais Egalité, und im J. 1794 wurden seine Räume in Ballsäle, Cafés und andere öffentliche Lokale umgewandelt, nachdem es bereits seit dem J. 1788 ein Herd aller politischen Unruhen und Bewegungen gewesen war. Erst im J. 1796 erhielt es wieder eine würdigere Bestimmung, indem es einer Militärcommission für ihre Zusammenkünfte angewiesen wurde. Später hatte das Tribunat hier seinen Sitz, für welches Beaumont darin einen prächtigen Saal anlegte. Daher wurde es auch einige Zeit Palais du Tribunat genannt. Während der hundert Tage bewohnte es Lucian Bonaparte. Die alte Bildergalerie, welche vom Regenten begonnen war, ist nicht mehr vorhanden; sie wurde 1789 verkauft; dagegen hat Ludwig Philipp eine neue angelegt, die sich besonders durch Werke neuerer Künstler auszeichnet, aber durch die Plünderung des Palastes am 24. Febr. 1848 fast ganz vernichtet worden ist. Vgl. das Prachtwerk „Galerie du Palais royal", bei dessen Herausgabe der König Ludwig Ph. selbst thätig gewesen sein soll. Schon Ludwig Philipp's Vater ließ seit 1782 das ungeheure an den Palast stoßende viereckige Gebäude, mit dem Garten in der Mitte, in Kaufläden umwandeln, woraus er bedeutenden Gewinn zog. Seitdem ist dieses Viereck, wovon die Orleans'sche Familie nur noch einen Theil besitzt, während der andere Privateigenthum ist, ein wahres Waarenlager geworden. Den Palast und auch eine Seite des Vierecks, welche lange unvollendet geblieben waren, ließ Ludwig Philipp durch den Baumeister Fontaines beendigen. Der Haupteingang ist auf der Straße St.-Honoré. Von dem Château d'eau aus, einem 1848 fast ganz zerstörten Gebäude, welches der Herzog von Orleans 1719 vom Architekten Robert de Cotte aufführen ließ, und wo einige Zeit hindurch die Wasserhälter für die Tuilerien und das Palais royal angelegt waren, sah man die Vorderseite des Palastes vor sich. Zwei Pavillons mit ionischen und dorischen Säulen, deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, sind durch Bogen mit Eisengittern, zwischen Säulen verbunden. Tritt man in den ersten Hof, so hat man den eigentlichen Palast vor sich, der in der Mitte ebenfalls mit ionischen und dorischen Pilastern verziert ist. Die Façade davon wurde 1763 von Moreau ausgebaut. Durch große Eingangsbogen gelangt man in den zweiten Hof (Cour royale). Hohe Säulengänge mit Eisengittern führen auf beiden Seiten in die prächtige, mit einem Glasgewölbe bedeckte und ganz aus Stein und Eisen gebaute Galerie d'Orléans, wo alle Thüren und Fensterrahmen der Kaufläden aus Messing gefertigt sind. Aus dieser Galerie gelangt man in den von Arkaden umschlossenen öffentlichen Garten, in welchem der Herzog von Orleans 1788 einen unterirdischen Circus anbringen ließ, der 1799 in Folge einer Feuersbrunst zerstört wurde. Von hier aus ist die Wirkung der Bogenhallen und Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Gasbeleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Klaftern, und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Klaftern hin; alle drei sind gleichförmig hoch. Cannelirte Pilaster von zusammengesetzter Ordnung herrschen rings umher und unterstützen ein Geländer mit Vasen, das den ganzen Umfang krönt. Zu ebener Erde läuft eine von 190 Bogen unterstützte Galerie, die auf beiden Seiten in zwei auf Säulen ruhenden Vorhallen endigt. Ueber dem Bogen erhebt sich das erste Geschoß mit hohen, palastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigen Fenstern, und über diesem Mansarden, vor deren Fenster das Geländer hinläuft. Im Palais royal findet man Befriedigung für alle künstliche und erkünstelte, edle und unedle Lebensgenüsse. Es gibt hier zwei Theater, das Théâtre français (jetzt Théâtre de la Republique) und das kleine Théâtre Montansier. Man hat hier Lesekabinette, Buchhandlungen, Kaffeehäuser, Kunstläden und Bazare aller Art, in denen sich die Pracht, der Geschmack und die Kunstfertigkeit von Paris

auf das glänzendste entfalten. Alles glänzt und flimmert und gewährt einen fast feenartigen Anblick, von dem fortwährend neugierige und kauflustige Schaaren angezogen werden. Früher warf auch das Laster hier offen seine Netze aus. Jetzt sind die Hazardspiele, die hier ganz besonders betrieben wurden, in Frankreich überhaupt aufgehoben und die Prostitution, die sich im Palais royal ganz vorzüglich zu Tage stellte, ist aus demselben entfernt. Vgl. das Prachtwerk von Vatout, „Histoire du palais royal" (Par. 1835, Fol.). Diese Schilderung des Palais royal paßt freilich nicht mehr auf die jetzige Zeit, denn seit der Februarrevolution wurden die fürstlich ausgeschmückten Gemächer des ersten Stockwerks geplündert und verwüstet und dienen dem Generalstabe der Nationalgarde zum Aufenthalte, während die untern Räume zum großen Theil öde und leer stehen, zum Theil in Wachtlocale umgewandelt sind.

Palamedes, Sohn des euböischen Nauplios und der Klymene. Virgil nennt ihn den Beliden, wegen einer Verwechselung dieses Nauplios mit einem andern, dem Sohne des Poseidon. Er kommt bei dem Verfasser der kyprischen Gedichte wegen seiner Verwandtschaft mit den Atriden, (denn Aerope, der Atriden Mutter, war seine Schwester), unter den troischen Helden vor und zeichnete sich unter diesen durch Einsicht und Tapferkeit aus. Odysseus war sein Feind und suchte ihn zu verderben; er vergrub in dieser Absicht in das Zelt des Palamedes eine Summe Geld, schrieb an ihn einen Brief und überschickte ihm denselben, gleich als ob er von Priamus käme, worin dieser sich bedankt für gewisse Nachrichten aus dem griechischen Heere und von jenem Gelde als Belohnung dafür spricht; der Brief wird aufgefangen, Palamedes vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Standhaft ging diesem Palamedes entgegen und sprach im Gefühl seiner Unschuld nichts als die Worte: „Freue dich Wahrheit, du bist noch vor mir gestorben"! Nach Andern brachte ihn Odysseus heimlich um; nach Dares tödtete ihn ein Pfeil des Paris (s. Heyne Exc. IV. zu Aen. 2.). P. ist auch als Erfinder und Künstler berühmt; so wird ihm das Würfelspiel, die Rechnenkunst, das Maß und Gewicht und 4 Buchstaben des Alphabets zugeschrieben Θ, Ξ, Φ, Χ. Euripides nennt ihn auch einen Dichter, den aus Neid Homer nicht genannt, und Agamemnons Nachkommen seine Gedichte vernichtet haben. Daß er oder sein Schüler Korinnos aber schon vor Homers Ilias geschrieben und diesem erst den Stoff zu jenem Gedicht gegeben haben soll, ist unwahrscheinlich. Vgl. Otto Jahn „Palamedes" (Hamb. 1836).

Palankin sind in Indien Tragsessel für 2—3 Personen eingerichtet, die von vier Männern (Kulies) aus der letzten Klasse, auf den Schultern getragen werden. Der Palankin ist ganz bequem eingerichtet, hat eine gewölbte Decke aus Bambusröhren, ein hohes Geländer, ist inwendig mit guten Stoffen ausgefüttert und mit Kissen zum Ruhen versehen.

Palaprat, Jean, Seigneur de Bigot, war ein in seiner Zeit guter Lustspieldichter; geb. zu Toulouse 1650, gest. 1721; er war in seiner Vaterstadt Capitular und Consistorial-Präsident und kam später nach Paris, wo er sich mit dem ihm geistig überlegenen Dav. Augustin Brueys aus Aix zu gemeinschaftlichen literarischen Arbeiten verband. Sie sind die Erneuerer des alten Patelin und Bearbeiter des terenzischen Eunuchus. In dem gemeinschaftlich verfaßten Grondeus trafen sie den echten komischen Ton. Von Beiden ist außerdem noch: „Le concert ridicule", „Le secrét révélé", „Le sot toujours sot", „Le muet". Von Palaprat allein ist: „Le ballet extravagant", „Hercule Omphale", „La prude des temps", „Les sifflets". Werke (Paris 1756, 5 Bde.).

Palatinischer Berg, s. Palatium.

Palatinus, Palatinus comes hieß im Mittelalter der kaiserliche Pfalzgraf. Daher der Palatinusbrief, durch welchen die unehelichen Kinder mit ehelichen gleiche Rechte erhielten. Der Gebrauch der Benennung schreibt sich wahrscheinlich von Konstantin dem Großen her, welcher Alle, die am kaiserlichen Hofe Aemter bekleideten und den verschiedenen Comites untergeordnet waren, Palatini nannte. Im Mittelalter hieß das Gebiet eines Palatinus, oder kaiserlichen Pfalzgrafen, Palatinatus und wurde sogar erblich,

da es früher bloße Besitzungen waren, die zu gewissen nicht erblichen Aemtern, wie zum Oberrichteramt seit der Herrschaft der Karolinger, gehörten. Solcher erblich gewordenen Palatinate gab es mehrere, wie Palatinatus ad Rhenum, superior, inferior, neoburgicus, Saxoniae, Sueviae u. a. Sie sind alle verschwunden, nur in Ungarn ist der Name des Palatin bis 1848 geblieben, wo der damalige P., Erzherzog Stephan aus Ungarn flüchtete. Ob diese Würde wieder erneuert werden wird, davon verlautet noch nichts. Der P. in Ungarn war der vornehmste Magnat, den die Stände aus vier vom König vorgeschlagenen wählten, und der nur dem Erzbischof von Gran im Range nachstand. Er war der Vermittler zwischen dem Könige und der Nation und präsidirte als palatinus curiae an der Septemviraltafel in Pesth.

Palatium, das, ist eine von den sieben Anhöhen, auf denen das alte Rom lag. Das Palatium oder der mons Palatinus war der erste Hügel, den Romulus mit Hütten, nach damaliger Art auf Bergen zu bauen und zu befestigen, besetzte. Er hatte die Stadt in der Form angelegt, wie man Lager schlug, im Viereck; daher das alte Rom urbs quadrata genannt wird. In der Zeit des Augustus, wo das weit ausgedehnte Rom in Regionen getheilt wurde, bildete das Palatium die elfte Region. Hier waren folgende Merkwürdigkeiten: Die Höhle Lupercal, in der Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden; der ruminalische Feigenbaum; die Hütte des Romulus, die er selbst erbaut; der Kornelbaum des Romulus, welcher aus der Lanze erwuchs, die Romulus nach gehaltenen Auspicien, wer König der neuen Stadt sein sollte, nach dem Berge schleuderte, und die hier senkrecht in die Erde fiel, Wurzel schlug und zu einem ansehnlichen Baume emporwuchs. Dann die curia velus, sacrarium und mansiones Saliorum, vicus curiarum, der Tempel des Jupiter Stator und die Wohnung des Tarquinius Priscus an dem alten Thor Romanula, das am Fuße der zum Palatium gehörigen Velia lag; Tempel der Ceres, Victoria, Kybele, Juno Sospita, Fides, des Orcus und an dessen Stelle der Tempel des Heliogabalus, u. a. Dabei viele große Paläste, des Catulus, Cicero, Catilina, Crassus, Antonius; des Konstantinus Triumphbogen. Vor allen ausgezeichnet war das Palatium des Augustus, der kaiserliche Palast. Augustus baute auf den ehemaligen Besitzungen des Hortensius und Catilina und erhob den Palast zum Staatsgebäude. Im Bezirke desselben lag der Tempel der Vesta und des Apollo, von daher Palatinus genannt, den Augustus zum Staatstempel erheben wollte. Die Wände des Tempels waren von weißen afrikanischen Marmor, die Thüren von Elfenbein; auf der Zinne stand ein mit vier Pferden bespannter Wagen der Sonne aus Marmor und vergoldet. Des Gottes Bildsäule war von dem berühmten Scopas. Nahe am Tempel war ein prachtvoller Porticus und die Bibliothek, die Augustus mit lateinischen und griechischen Schriftstellern reichlich ausstatten ließ. Alle spätern Imperatoren nannten ihre Paläste nach dem des Augustus, so daß palatium zuletzt zum Appelativbegriff wurde. Neben dem Palast des Augustus besaß Tiber einen andern, und als beide abbrannten, ließ Nero einen so prächtigen und weitläufigen aufbauen, daß dem Glanze desselben kein anderer in der Welt damals gleichkam. Durch die Verschwendung der Pracht und durch die eigene Masse wurde indeß der Untergang des Palastes desto eher herbeigeführt. Die folgenden Kaiser änderten und ließen Einzelnes abtragen, bis unter Commodus ein Theil abbrannte. Unter Theodorich drohte er schon dem Einsturz. Jetzt sind nur einige Mauern und Gewölbe übrig. Auf dem Platze steht jetzt der Farnesische Palast, der Garten und die Villa Spada.

Palembang, ein ehemaliges Königreich in dem südlichen Theile der Nordostseite von Sumatra (s. d.), war früher einer der mächtigsten unter den unabhängigen Staaten dieser Insel. Im J. 1821 aber wurde der Sultan in Folge von Streitigkeiten, in die er mit den Holländern gerieth, von diesen besiegt und abgesetzt. Seine Staaten wurden zu einer holländischen Residenzschaft erklärt und dem Gouvernement Sumatra untergeordnet. Sie umfassen einen Flächenraum von etwa 520 □M. Der interessante Gebirgsdistrict von Passumah, der von Menschen mit athletischem Körperbau bewohnt wird, und das Land der Redschangs stehen unter mehreren Häuptlingen, die früher die Oberherrschaft des Sul-

tans von P. anerkannten, jetzt aber Vasallen der Holländer sind. Hauptstadt des Landes ist Palembang am Flusse Musi oder Palembang, der unterhalb derselben, nachdem er das Land durchströmt, in das Chinesische Meer mündet. Sie ist auf Pfählen gebaut, hat ungefähr 25,000 Einw. und treibt beträchtlichen Handel. Die merkwürdigsten Gebäude sind der Dalan oder Palast des ehemaligen Sultans und die steinerne Hauptmoschee.

Palencia, die Hauptstadt der zum Königreich Leon gehörigen Provinz gleiches Namens in Spanien, liegt am Carrion, der unweit der Stadt mit dem großen castiliani-Kanal verbunden ist, hat 10,000 Einw. und ist der Sitz der Provinzialbehörden und eines Bischofs.

Palermo, Hauptstadt der gleichnamigen am tyrrhenischen Meere gelegenen und aus Theilen des Val di Mazzara wie Demona bestehenden Intendantur; zugleich auch Hauptstadt der Insel Sicilien, Panormos der Alten, das seinen Namen von dem dabei liegenden Hafen erhielt und von Phöniziern gegründet war. Panormos, an der Mündung des Flusses Orethus, war eine der größten und wichtigsten Städte der Karthager in Sicilien und wurde in den punischen Kriegen von den Römern erobert. Sie war schon damals ansehnlich befestigt. Jetzt hat Palermo zwei Citadellen und zwei Häfen. Sie ist schön gebaut, mit weiten Straßen und geräumigen Plätzen wie angenehmen Boulevards. Unter den Palästen sind ausgezeichnet der des Parlaments, Senats, die saracenischen, des Erzbischofs, der königliche mit der normannischen Capelle Rogers, der nebst Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. in der prächtigen Kathedrale der heiligen Rosalie in porphyrnen Särgen, die 1781 mit unversehrten Leichnamen aufgefunden wurden, begraben liegt. Außerdem sind in Palermo 10 Pfarrkirchen und 31 Filiale, darunter eine Kirche mit einer 60 Fuß hohen Marmorsäule des heiligen Joseph, 8 Abteien, 71 Klöster, 3 Waisenhäuser, 3 Hospitäler, 19 Oratorien; eine Universität (1394 gestiftet) mit einer Bibliothek von 40,000 Bänden, eine Münzsammlung, Museum, Sternwarte, mehrere Kollegien und Akademien; eine Regierung, höchster Gerichtshof für Sicilien, Appellationsgerichte und Sitz eines Erzbischofs und des Vicekönigs. Der Handel, unterstützt durch eine Bank, die Christinenmesse und durch ein Handelsgericht, ist nicht unbedeutend mit Getreide, Oel, Hülsenfrüchten, Seide, dort verfertigter Leinwand, Gold- und Silberwaaren, sowie mit Thunfischen und Sardellen. Zahl der Einwohner früher über 200,000 jetzt nicht 160,000. In der Nähe sind Alterthümer in reichen Massen. Palermo hat mit der Insel gleiches Schicksal gehabt. Von Normannen, Saracenen, Deutschen, Spaniern und Franzosen eingenommen litt es in den mancherlei Stürmen vieles Ungemach, und 1676 ward sogar eine Schlacht bei Palermo geliefert, in der die Franzosen die holländisch-spanische Flotte schlugen. Zweimal, 1693 und 1726, durch Erdbeben beschädigt wurde es 1718 von Spaniern, 1720 von Kaiserlichen und 1734 abermals von Spaniern erobert; 1713 ließ sich dort der Herzog von Savoyen zum König von Sicilien, und 1734 der Infant Don Carlos zum König beider Sicilien krönen. Beim Ausbruch der Revolution in Neapel 1820 erklärte sich Palermo für den Aufstand und für eine neue Constitution, verlangte aber eine von Neapel getrennte Regierung mit einem Nationalparlement. Durch den Widerstand des neapolitanischen Generals Church entstand in Palermo am 16. Juli ein Aufstand, in welchem 6000 Neapolitaner gefangen, viele ermordet, Archive erbrochen und verbrannt, kurz Ausschweifungen begangen wurden, wie sie nur mit Revolutionen verbunden sein mögen. An die Spitze hatte sich ein Franziskanermönch, Joachim de Vaglica, gestellt. Messina und Catanea erklärten sich gegen Palermo und für Neapel, es kam zu einem Bürgerkriege, in welchem Palermo unterlag und die entwaffneten Einwohner 300,000 Thaler Kriegssteuern bezahlen mußten. Während und nach der Zeit stieg das allgemeine Elend so sehr, daß jedes Gesetz verachtet wurde und Räuberbanden an allen Ecken und Enden entstanden. Die Ruhe herzustellen, sandte Oesterreich in Folge des Laibacher Congresses den General Walmoden mit einer Division nach Sicilien 1. Juni 1821, von der ein Theil in Palermo bis zum 9. April 1826 lag. An dem Aufstande Siciliens im Jahre 1848 hat sich P. weniger betheiligt. (S. Sicilien).

Pales, eine Feldgöttin der lateinischen Völker, Beschützerin der Triften und der Heerden. Ihr Bildniß war eine alte Matrone mit aschgrauem Haare; ihr Cult, die Palilien genannt, fiel alljährlich auf den 21. April und wurde mit Milchopfern in einfacher ländlicher Art gefeiert. Einige alte Grammatiker machten sie zu einem männlichen Gotte oder Sohne Jupiter's und rechneten ihn zu den Penaten.

Palestrina, Giovanni Pierluigi da, Capellmeister zu St. Peter in Rom und Stifter eines neuen Kirchenmusikstyls, geb. 1524 zu Palestrina, dem alten Präneste, woher auch sein Name Prenestino, gest. 1594 zu Rom, bildete sich wahrscheinlich unter Gaudimel, einem Meister der damals berühmten, niederländischen Musikschule, in der Musik und war die Ursache, daß die Kirchenmusik, die der damalige Papst Marcellus II. abschaffen wollte, bei Ehren und in den Kirchen blieb, indem er diesem die unter dem Namen Missa Papae Marcelli bekannte Kirchenmusik überreichte. Vom Jahre 1562 Capellmeister an der Kirche Santa Maria maggiore, kam er als solcher 1571 an die zu St. Peter, blieb bis an seinen Tod daselbst und wurde in ihr prachtvoll begraben. Die Erhabenheit, Reinheit und Lieblichkeit seiner Tonstücke machen, daß sie noch jetzt bewundert und im Archive der Peterskirche sorgfältig verwahrt nur an hohen Festen aufgeführt werden. Vergl. Baini, „Memorie storiche della vita e delle opere di P. da P. (2 Bde., Rom 1828), Deutsch von Kandler, herausgegeb. v. Kiesewetter (Lpz. 1834).

Palette ist eine ovale dünne Scheibe, auf der die Maler, vorzüglich wenn sie an der Staffelei malen, die Farben mischen. Es entstand daher die Redensart, ein Gemälde sehe nach der Palette aus, was weiter nichts bedeutet, als daß der Maler die Farben nicht geschickt genug gemischt oder gewählt hat. Die Palette ist meist von Horn, Elfenbein oder Krystallglas; seltner von Holz oder Schildkrötenschale. Der Maler nimmt sie auf die linke Hand, und damit er sie desto sicherer halte, ist auf dem einen Rande eine Oeffnung, in die er den Daumen steckt. Am andern Rande sind oft kleine Löcherchen, in welche die Pinsel gesteckt werden.

Pàli ist der Name der heiligen Sprache der Buddhisten, und bedeutet soviel als Maßstab, maßgebende Sprache. Das Pali ist mit dem Sanskrit in grammatischen Bildungen und Wortvorrath am nächsten verwandt, nur viel weicher und markloser; es verhält sich zu diesem, wie Niederdeutsch zu Hochdeutsch. Die ursprüngliche Heimath dieser Sprache ist die Provinz Magatha im nördlichen Indien, wo der Sage nach Buddha geboren wurde. Frühzeitig wurde das Pali als Schriftsprache gebraucht, und die ältesten bis jetzt bekannten Inschriften aus Indien sind in Pali abgefaßt; durch die buddhistischen Missionare wurde sie weit nach dem westlichen Asien hin verbreitet, daher wir sie auch auf den indo-baktrischen Münzen und verwandten Denkmälern der griechischen Herrschaft im Innern Asiens finden. Durch die gewaltsame Vernichtung des Buddhismus in Indien erlosch das Pali als lebende Sprache. Die zahlreich in ihr abgefaßten Bücher wurden von den fliehenden Priestern nach Ceylon, Birma und Siam gerettet, wo seitdem durch Jahrhunderte die Kenntniß dieser Sprache traditionell erhalten wurde. Vgl. Lassen und Burnouf, „Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au-delà du Gange" (Par. 1826) und Clough, „A compendious Pali grammar with a copious vocabulary" (Colombo 1824). Die Paliliteratur umfaßt alle Zweige des indischen Wissens; hauptsächlich aber sind in ihr Arbeiten über die Religion und Philosophie des Buddhismus, sowie über das Leben der buddhistischen Heiligen niedergelegt. Der sehr voluminöse Kanon der heiligen Schriften zerfällt in drei Theile (pittaka), von denen der erste die Werke über Liturgie, religiösen Cultus u. s. w., der zweite die Werke über Moral, Dogmatik, Gesetzkunde u. s. w., der dritte vermischte Abhandlungen über Metaphysik, heilige Legenden u. s. w. umfaßt. Eine vollständige Uebersicht der einzelnen Werke und ihres Inhalts gibt Burnouf in dem zweiten Theile seiner „Histoire du Buddhisme" (Paris 1845). Im Ganzen ist davon bis jetzt wenig herausgegeben worden; dahin gehören „Kammavákya, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum" (herausgegeben von Spiegel, Bonn 1841) und „Anecdota palica" (ebenfalls von Spiegel, Lpz. 1845), einzelne Legen-

den und eine kleine metaphysische Abhandlung enthaltend. Außerdem besitzt die Palilitteratur einige historische Schriften von nicht unbedeutendem Werthe. Die wichtigste derselben ist der „Mahâvansa" von Mahânâma thera eine Chronik von Ceylon von den frühesten Zeiten bis zur Zeit des Verfassers (432 n. Chr.) herab; von verschiedenen Verfassern ist dann das Werk fortgesetzt worden bis zum J. 1756. Die Herausgabe desselben mit engl. Uebersetzung begann Turnour (Bd. 1, Candy 1837, 4.) Die reichsten Sammlungen von Palihandschriften finden sich in London, Paris und Kopenhagen. Vgl. Spiegel und Westergaard, „Catalogus codicum manuscript. palicorum biblioth. havn." (Kopenh. 1846, 4.).

Palikaren heißen in der Türkei die griechischen und albanesischen Söldlinge, die unter eigne Kapitanys (s. d.) bald den türkischen Paschas dienten, bald auf eigne Faust ein räuberisches Kriegerleben führten. Der Name ist gleichbedeutend mit Armatolen. Sie führten eine lange türkische Flinte, Pistolen und kurzes Schwert und gingen in albanes. Tracht. Jetzt nennt man die unregelmäßigen Truppen im Königreiche Griechenlande so, welche dieselbe Tracht und Ausrüstung beibehalten haben.

Paliken oder Palici waren sicilische Dämonen, Zwillingssöhne des Zeus und der Thaleia, der Tochter des Hephästos, oder auch des Hephästos und der Aetna, der Tochter des Okeanos, welche in der frühesten Zeit in der Gegend des Aetna, bei Palike, durch Menschenopfer verehrt wurden. Ihr Heiligthum war für geflüchtete Sclaven ein Asyl. In der Nähe desselben befanden sich zwei Schwefelquellen, deren eine zu Gottesurtheln gebraucht wurde. Man schrieb nämlich den Reinigungseid auf ein Täfelchen und warf dieses in die sogenannte Palikenquelle. Schwamm es oben, so war der Eid bestätigt; sank es aber unter, so war der Betheiligte des Meineids schuldig und wurde mit Blendung oder Tod bestraft.

Palillögie, (griech.) heißt in der Rhetorik die nachdrucksvolle Wiederholung eines Wortes zu Anfang des Satzes. (S. Epizeuxis.)

Palimpsest, codex rescriptus, ist eine Handschrift oder ein Coder, in welchem die alte erste Schrift mit Bimstein oder einer andern Materie verwischt ist, um das Pergament zu einer andern Schrift zu benutzen. Die Mönche des Mittelalters suchten in diesem Verfahren eine Art Ersparniß; bisweilen wurden die kostbarsten Reste des klassischen Alterthums, die freilich eine Zeit lang in den Augen eines fanatischen Katholiken als Werke des nach dem römischen Katholicismus verdammenswürdigen Heidenthums erschienen, auf diese Weise der Nachwelt entzogen. Die neuere Zeit hat dagegen Mittel gefunden, die alte ausgelöschte Schrift wieder hervorzurufen. Seitdem sind die mühevollsten Versuche von glücklichem Erfolg gewesen. Meistens stehen Gebete und Missalien über der alten Schrift. Die wichtigsten auf diesem Wege gefundenen Handschriften sind die für verloren erachteten Institutionen des Gaius, die Niebuhr auf seiner Reise als preußischer Gesandter nach Rom mit Hilfe Savigny's 1816 in Rom fand. Ueber die alte Schrift waren die Briefe des heiligen Hieronymus geschrieben. Daraus entstand die erste vom Philologen Imman. Bekker, und Juristen Göschen besorgte Ausgabe des Gaius 1820. Dann entdeckte Angelo Mai einen großen Theil der verlornen Schriften Cicero's de republica. Derselbe fand in der vatikanischen Bibliothek seit 1819 mehrere Fragmente von Cicero's Reden, Reden des Cor. Fronto, Briefe des Marc Aurel und L. Varus, Reden des Aur. Symmachus, Bruchstücke aus Dionysius v. Halikarnassos, Isäos, Themistius u. a. Die Abschreiber des Mittelalters umbrachen oftmals das ursprünglich große Pergament, weshalb die andere Schrift zuweilen quer über die alte hinwegläuft, oder daß die alte Schrift auf den Kopf gestellt erscheint. Uebrigens findet sich der Gebrauch auf schon einmal beschriebenes Pergament zu schreiben, nicht blos im Mittelalter, auch die Alten waren aus demselben Grunde, Mangel an Schreibmaterial, darauf gekommen. Schon zu Augustus Zeiten war der auswischende Schwamm nicht unbekannt und ein eigenes Schabemesser (rasorium), um das Pergament abzukratzen, gehörte zu dem Apparate der Schreiber. Die meisten Palimpsesten finden sich in Italien; in Deutschland sind sie

weit seltner. Die ersten Drucker benutzten ebenfalls ehemals beschriebenes und gereinigtes Papier zuweilen, um darauf zu drucken. Ein solcher Palimpsestendruck ist die Jenson'sche Ausgabe der „Constitutiones Clementinae" vom Jahre 1476 in der Wolfenbüttelschen Bibliothek.

Palindromon, im spätern Latein versus cancrinus, heißt ein Vers, der vorwärts und rückwärts gelesen, dieselben Worte und daher auch denselben Sinn enthält, wie der bekannte, dem Teufel zugeschriebene Herameter: Signa te, signa, temere me tangis et angis, d. h. kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens. Palindrom dagegen heißt ein Räthsel über ein Wort, das vor- und rückwärts gelesen eine verschiedene Bedeutung hat, wie „Regen" und „Neger," „Gras" und „Sarg".

Palingenesie, aus dem Griechischen entlehnt, bedeutet in Theologie, Naturwissenschaften, im Staate und ehemals in der Alchymie die Wiedergeburt aus dem Alten.

Palinodie, (lat. palinodia) nannten die Alten den Widerruf eines Gesanges oder Gedichtes, in welchem man gegen Jemanden Schimpfliches und Entehrendes geäußert hatte. Berühmt war die „Palinodie auf die Helena" des griechischen Dichters Stesichorus (s. d.), der, nachdem er wegen seiner Schmähungen gegen die Helena in einem frühern Gedichte mit Erblindung gestraft worden war, durch diesen Widerruf, der Sage nach, sein Augenlicht wiedererhielt. In späterer Zeit gebrauchte man, selbst in der Rechtssprache, den Ausdruck Palinodie überhaupt für den Widerruf von Beleidigungen und Kränkungen, die man gegen Jemanden gesprochen oder geschrieben hatte, und „eine Palinodie singen" heißt daher scherzweise so viel als „widerrufen".

Palinurus, Sohn des Jasius und Steuermann des Aeneas auf der Irrfahrt nach Italien. Unfern der Küsten des verheißenen Landes senkte sich der Gott des Schlafes hernieder und nahm den Steurer unter seine Flügel. Palinurus in süßen Schlaf gesunken fiel in das Meer, erwachte und trieb mit dem losgerissenen Steuerruder drei Tage lang auf der Meerfluth umher, bis er das Gestade der Lucaner erreichte, aber von diesen erschlagen und ins Meer geworfen wurde. Als Aeneas in die Unterwelt stieg, begegnete ihm der Schatten seines Gefährten und bat ihn um ein Grab auf der Erde, damit er der Ruhe der Seligen theilhaftig werde. Bald darauf sandten die himmlischen Mächte in ihrem Zorne die Pest unter die Lucaner, von der sie sich nach der Stimme des Orakels nur durch Ehrfurcht vor dem erschlagenen P. befreien konnten. Das wilde Volk eilte, auf dem Vorgebirge ein Ehrenbegräbniß zu errichten und dem Felsen den Namen Palinurum beizulegen, jetzt Capo di Palemido mit dem Hafen porto di Palinuro.

Palisot de Beauvais, Ambroise Marie Franç. Joseph, ein ausgezeichneter Naturforscher, wurde zu Arras am 27. Juli 1752 geboren, war früher Rechtsgelehrter und begleitete auch bis 1777 als solcher einen öffentlichen Posten, der aber eingezogen wurde. Von dieser Zeit widmete er sich ganz allein den Naturwissenschaften und vor allem der Botanik; dieses sein nun ergriffenes Studium ungestört und mit allem Fleiße zu betreiben, begünstigte ihn besonders ein sehr ansehnliches Vermögen. Zum Freund und Lehrer in der Botanik hatte er den Dr. Lastiboudois. Er wurde 1781 zum correspondirenden Mitglied der Pariser Akademie ernannt, trat 1786 seine erste Reise an, indem er der Expedition folgte, die den Sohn des afrikanischen Königs von Owara von Paris in seine Heimath begleiten und mit dessen Vater für Frankreich Handelsverbindungen anknüpfen sollte. In Owara angelangt hatte er auf seinen dasigen botanischen Wanderungen mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wurde aber durch mehrere interessante botanische Entdeckungen dafür entschädigt. Er faßte hier den bedeutenden Entschluß, ganz Afrika von Westen nach Osten quer zu durchreisen, seine Begleitung aber durch die vielen Beschwerden ermüdet und aufgebracht zwang ihn auf der Hälfte der Reise zur Umkehr. Er verließ Afrika und schiffte sich nach St. Domingo ein, kam aber zu der schrecklichen Zeit der Unruhen hier an und entrann mit Mühe den gegen alle Weißen begonnenen Verfolgungen. Er rettete sich in die Vereinigten Staaten, wo er, da ihm alle Subsistenzmittel abgingen, sogar gezwungen war im Orchester zu Philadelphia zu spielen, um sich nur seinen Unterhalt zu

erwerben. Doch fand er bald Beschützer, so daß er sich von neuem seinen naturwissenschaftlichen Forschungen überlassen konnte. Er bereiste die Apalachen-Gebirge, drang in das Innere von Kentucki u. s. w. und kehrte mit einer großen botanischen Ausbeute zurück; mußte aber bei dieser seiner Rückkehr zugleich die traurige Nachricht erfahren, daß der größte Theil seiner an den Küsten von Owara zurückgelassenen Sammlungen durch die Zerstörung der dortigen französischen Colonie verloren gegangen wäre. Während dieser Zeit hatte Bonaparte als damaliger erster Consul die Ausstreichung seines Namens aus den Listen der Emigrirten bewirkt, und er konnte nach Frankreich zurückkehren. Aus Dankbarkeit nannte er eine seltene aus Owara mitgebrachte Pflanze „Napoleon Bonaparte", die aber später ihm zu Ehren „Belvisia caerulea" umgetauft wurde. Er starb zu Paris den 21. Januar 1820. Von seinen Schriften nennen wir besonders die „Flora d'Oware et de Benin" (Par. 1804, Fol.) und seine geschichtliche Monographie über die Gräser, „Essai d'une nouvelle agrostographie etc." (Par. 1812, 4).

Palissaden heißen behauene oder unbehauene, 8—12 Zoll starke Baumstämme, welche einige Fuß tief in die Erde eingegraben werden und wenigstens 6—8 Fuß über dem Boden hervorragen. Man sucht durch diese, dem angreifenden Feinde in Feldverschanzungen und Festungen ein Hinderniß entgegenzusetzen; denn die Zerstörung der P. erfordert Zeit, da sie nicht selten das unmittelbare Einhauen durch angestellte Pioniere erfordern, die dann meist dem nahen Flintenfeuer ausgesetzt sind. Die P. werden zunächst zum Schlusse solcher Feldwerke angewendet, die in der Kehle (im hintern Theil) offen sind. In diesem Falle sind sie in ihren Zwischenräumen mit Schießscharten für das kleine Gewehr, auch mit einem Thore versehen, um den Ein- und Ausgang der Besatzung möglich zu machen. Sodann stellt man sie entweder hinter die Brustwehr des Glacis, oder auch in den Graben, und selbst auf die Berme der Festungswerke, um einen Sturm beim gewaltsamen Angriff zu verhindern. Oft dienen sie auch, um Abschnitte auf dem bedeckten Wege, im Graben u. s. w. zu bilden, damit der Angreifende sich nicht, ohne Widerstand zu finden, ausbreiten könne. Ist die Stellung der Pallisaden von der Art, daß sie nebenliegende Fronten von der Seite vertheidigen können, so nennt man sie einen Tambour. P., welche nicht senkrecht, sondern in schräger Richtung auf der Berme oder überhaupt am Fuße der Brustwehr eingegraben werden, heißen Sturmpfähle.

Palissot de Montenoy, Charl., geboren zu Nancy 3. Jan. 1730, zeigte frühzeitig viel Beweglichkeit des Geistes. Um sich den Wissenschaften ausschließlich zu widmen, trat er in das Oratorium, verließ es aber bald wieder, weil er darin die gewünschte Unabhängigkeit nicht fand. Seine Neigung trieb ihn zum Dramatischen; er schrieb zuerst zwei Tragödien, die erste im 18. Jahre, die andere, deren Titel bekannt geworden ist, zwei Jahre später; sie wurde dreimal aufgeführt und kam mit Recht in Vergessenheit. Ihr Name ist les Zarès. Vorliebe für Satire, zu der er mehr Anlage hatte, brachte ihn zum komischen und satirischen Drama. Die ersten Versuche mißglückten, bis ihm das Lustspiel Le cercle, das im Theater zu Nancy in Gegenwart des polnischen Königs Stanislaus mit vielem Beifall aufgeführt wurde, einen Namen gab, 26. November 1755. Hierin griff er vor allen die Philosophen, namentlich die Grundsätze, die Rousseau im Emil niedergelegt hatte, mit Muthwillen und Derbheit an und suchte die Ungereimtheit jener Erziehungslehre oft nur durch bloße Witzworte zu enthüllen. Daraus entstand ein Federkrieg, in welchem P. 1756 einen neuen Angriff versuchte in „Les petites lettres sur les grands philosophes" und in dem 1760 erschienenen Lustspiel „Les philosophes", das einige scharf gezeichnete Charaktere und treffliche Scenen enthält. Selbst Voltaire blieb nicht unangetastet, obschon dieser ihn mit Schonung behandelte, indem er an ihn schrieb, er, P., verdiene Freund der Philosophen zu sein, keineswegs aber solle er feindselig gegen sie verfahren. Er stellte indeß seine Polemik gegen die Philosophie und die französischen Encyklopädisten nicht ein, wie dies die 1764 erschienene Dunciade beweis't. Kurz vorher gab er les nouveaux Menéchmes, le satirique, und les Courtisanes heraus. Im Jahr 1775 erschien sein Werk über die Literatur, in dem er einseitig die Erscheinungen in der

Kunstgeschichte beurtheilte und seinen gehässigen Eifer gegen Zeitgenossen durch die Theorie zu bemänteln suchte. Die jetzigen Franzosen nennen seine Kritik eine scham- und gewissenlose. In der Revolution verlor er sein Vermögen und erhielt eine Stelle an der mazarinischen Bibliothek. Er starb am 15. Juni 1814 in Paris. Seine Werke erschienen in Paris 1779, in 7 Bänden; Letzte Ausgabe, 1809, 6 Bände. In der letzten ist vieles ausgelassen.

Palissy, Bernard de, einer der vielseitigsten Künstler des 16. Jahrhunderts, war zu Anfang desselben in Saintonge oder in Agen als Sohn eines Landmanns geboren und lernte das Töpferhandwerk. Nachdem er sich schöne mechanische und chemische Kenntnisse erworben hatte, trat er als einer der vorzüglichsten Thonbildner und Glasmaler auf. Nach zwanzigjährigen Anstrengungen erhielt er endlich den Titel eines fabricateur des rustiques figulines du roi et de la reine mère. Als standhafter Hugenotte erlitt er später schwere Verfolgungen und soll auch 1589 im Gefängnisse gestorben sein. Seine berühmtesten Glasgemälde (früher im Schlosse Ecouen bei Paris) enthalten die Fabel der Psyche nach Rafael; seine kleinen Thonarbeiten stehen außer allem Preise. Die Ornamente und Arabesken an allen seinen Werken gehören zu den zierlichsten, was die Renaissance geschaffen hat. Seine wenigen Schriften beziehen sich auf Quellen- und Brunnengrabung.

Palitzsch, Joh. Georg, ein durch seine astronomischen Kenntnisse berühmter Bauer wurde am 11. Juni 1732 zu Prohlitz bei Dresden geboren. In seinen Nebenstunden beschäftigte er sich als Autodidakt erfolgreich mit den Naturwissenschaften, namentlich mit Astronomie, Physik und Botanik, blieb aber dabei ein schlichter Landmann. Bekannt wurde er dadurch, daß er am 25. Dec. 1758 den erwarteten Halley'schen Kometen zuerst und fast einen Monat früher als irgend einer der ängstlich wartenden Astronomen gesehen hatte. Seitdem erhielt er häufig Besuche von fremden Gelehrten und hohen Personen. Auch bemerkte er, um 1782, gleichzeitig mit Goodrick, die periodische Veränderlichkeit des Sternes Algol im Perseus. Er starb 1786.

Palla hieß bei den Römern das gewöhnlich wollene, in der spätern Zeit wohl auch seidene, weiße, bisweilen gestickte, bei Leichentrauer schwarze, weite Obergewand der Frauen, das beim Ausgehen über die untere Tunica (s. d.) und Stola (s. d.) geworfen wurde. Die P. war für die Männer die Toga (s. d.), und wurde in ähnlicher Weise wie diese umgeworfen, bald kürzer, bald länger herabhängend, doch so, daß sie nicht schleppte. Mit dem von P. abgeleiteten Worte Pallium (s. d.) bezeichneten die Römer jeden weiten Umwurf, namentlich auch die griech. Chläna, und da die Schauspieler in Stücken, die aus dem Griechischen entlehnt waren, solche trugen, entstand für derartige Stücke, zu denen die des Plautus und Terenz gehören, der Name fabula oder comoedia palliata, im Gegensatz derer von echt röm. Inhalt, der fabula togata.

Palladio, Andrea, gehört zu den größten Baukünstlern aller Zeiten. Er war am 30. Nov. 1518 zu Vicenza geboren und hatte den ältern Johann Fontana und den Trissino zu Lehrmeistern in der Kunst. Er eilte frühzeitig nach Rom, wo er das Studium der Baukunst mit den Lehrwerken Vitruvs und Alberti's sowie mit der Betrachtung und Untersuchung der antiken Bauwerke der Römer begann. Noch nicht dreißig Jahre alt kehrte er nach Vicenza zurück und begeisterte durch sein unübertreffliches Künstlergenie die edlen Vizentiner so sehr, daß eine unwiderstehliche Baulust in sie fuhr; man sagt, viele hätten sich bankerott gebaut. Zu den ersten Werken P.'s werden das dortige Gerichtshaus, der Palast zu Tiane, das Stadthaus zu Udine, der Palast Foscati bei der Malcontenta und das Stadthaus zu Feltre gezählt. Die Bauten eben so edel und prachtvoll, als natürlich und einfach, begründeten P.'s Ruhm, der sich von einem Ende Italiens bis zum andern verbreitete und den Künstler unter die Zahl der größten Meister aufnahm. Von nun an flogen die Kunstfreunde Italiens zu ihm und überschütteten ihn mit Aufträgen. Er baute das Refektorium von St. Giorgio Maggiore zu Venedig und die durch das schöne Ebenmaß aller ihrer Theile zum Ganzen und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht so berühmte Kirche dieses Namens, den prächtigen Palast Barbaro zu Mestre in

der Mark Treviso, den Palast der Grafen Valmara und die Palais Barbarano, Caldogno, Pioveni und Scio zu Vicenza, dann vieles in und um Padua, besonders die Villa Capra, eine Meile von Padua, in der die Bildnisse der vier großen Baumeister, Scamozzi, della Valle, Sansovino und P., das Portrait des letztern von Tizian, aufbewahrt werden. Bologna rief ihn zu sich 1572, Venedig übertrug ihm 1574 die Ausführung großer Prachtgebäude, und Vicenza forderte ihn wieder auf, die Stadt mit den Erzeugnissen seines Genies zu verherrlichen. Sein größtes Meisterstück ist das olympische Theater zu Vicenza, die Frauenkirche St. Luzia und die Hauskapelle Barbaro, in Gestalt eines kleinen Pantheons. Als er eben die letztere kostbare Juwele seiner Kunst vollendet hatte, riß ihn, den Rafael unter den Baukünstlern, die Pest in das Grab am 19. Aug. 1580. In allen seinen Werken weht der Geist der edelsten Einfachheit, wie er in den antiken Kunstdenkmälern niedergelegt ist. Ueberall wußte er Leben und Bewegung in die Massen zu gießen und durch richtige Vertheilung des Lichtes das Tode zu heben und glänzen zu lassen. Die Tiefe seiner Theorie bezeugen seine wissenschaftlichen Schriften über die Baukunst, die in vier Foliobänden mit Holzschnitten zuerst in Venedig 1572 erschienen, zuletzt vollständig mit Kupfern und Anmerkungen in zwanzig Lieferungen, Paris 1827. Sein Leben hat Tommaso Remanza 1762 beschrieben.

Palladium heißt ein 1803 von Wollaston im Platinsande entdecktes, seitdem aber auch in Südamerika unabhängig vom Platin und in Verbindung mit Gold aufgefundenes, in seinen Eigenschaften zwischen Silber und Platin stehendes Metall. In neuerer Zeit hat man angefangen, dasselbe mit Vortheil für einzelne Theile an Uhren u. s. w., auch in Legirungen mit Gold, Silber und Platin für verschiedene Zwecke zu verwenden.

Palladium, nach der Fabellehre ein Bild der Pallas oder Minerva, woher auch der Name kommt, das aus Holz bestand und nach Apollodor III. 12. 3. in der Nacht darauf, als Ilus den Jupiter um ein Zeichen gebeten hatte, ob die von ihm erbaute Stadt Ilium Jupiter angenehm wäre, vom Himmel fiel, wurde von den Trojanern in der Stadt Ilium aufbewahrt und sehr werth gehalten, weil sie glaubten, daß sie im Besitz desselben nicht unterjocht werden könnten. Um dasselbe nicht durch Raub zu verlieren, machten die Trojaner noch mehre ähnliche Bilder und stellten das echte unter dieselben. Doch half ihnen diese Vorsicht nichts, denn bei der Belagerung ihrer Stadt durch die Griechen drangen Diomedes und Ulysses, durch den Helenus von dem Werthe des Bildes unterrichtet, mit List in die Stadt und bemächtigten sich unerkannt des echten Bildes. Folge dieses Verlustes war, daß die belagerte Stadt erobert ward. Diomedes gab später das P. dem Trojaner Nantes, einem Gefährten des Aeneas, weil ihm geweissagt worden war, daß es ihm Unglück bringe, wenn er es nicht den Trojanern zurückgebe. Auf diese Weise kam es mit dem Aeneas nach Italien und, wie die Römer behaupten, nach Rom, wo es im Tempel der Vesta aufbewahrt wurde. Die übrigen falschen Palladien wurden nach der Eroberung Iliums von den Griechen erbeutet und gelangten in verschiedene Städte, von denen später jede behauptete, das echte zu haben. So gab es ein P. in Athen, Lavinium, Luferia, Heraklea u. a.

Palladius, Rutilius Taurus Aemilianus, ein späterer römischer Schriftsteller, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und Theodosius. Er schrieb ein Werk „De re rustica" oder „Ueber den Landbau" in 14 Büchern, wovon das letzte Buch in Distichen verfaßt ist. Dasselbe hat zwar in sprachlicher Hinsicht manche Mängel, war aber seines Inhalts wegen, da es einen ziemlich vollständigen Wirthschaftskalender enthält, für seine Zeit sehr brauchbar und wurde daher noch im Mittelalter häufig gelesen und vielfach benutzt. Die beste Bearbeitung lieferte J. G. Schneider in den „Scriptores rei rusticae veteres lat." (Bd. 3., Lpz. 1795). — Andere Schriftsteller desselben Namens die der spätern griech. Literaturgeschichte angehören, sind **Palladius**, Bischof von Helenopolis in Bithynien, ein Freund des Chrysostomus, geb. 367 n. Chr. in Galatien, gest. um 430 n. Chr. Er schrieb eine Geschichte der Einsiedler, unter dem

Titel „Historia Lausiaca" weil sie auf Befehl des Lausus, Statthalters von Kappadocien, von ihm verfaßt wurde, herausgegeben von Meursius (Leyd. 1616, 4.); und Palladius, ein berühmter Lehrer der Arzneikunde zu Antiochia, wahrscheinlich im 7. Jahrh. n. Chr., welcher außer einem Commentar zu den Werken des Hippokrates eine Schrift „De febribus" oder „Ueber die Fieber" verfaßt hat, die von Bernard am besten bearbeitet worden ist (Leyd. 1745).

Pallas, mit dem Genitiv Palladis, ist der griechische Name der Minerva (s. d.); ferner hieß so die Tochter des Triton. (S. Palladium.) — Pallas, mit dem Genitiv Pallantis, war der Sohn des Krios und der Eurybia, der Bruder des Asträos und Perses, der Gemahl der Styx und von dieser Vater des Zelos, Kratos, der Bia und Nyke. — Pallas hieß auch ein Gigant, der im Kampfe mit den Göttern von der Athene getödtet und seiner Haut, welche sie zum Schilde gebrauchte, beraubt wurde. — Pallas, der Sohn des Lykaon und Großvater des Evander, war der Erbauer von Pallantion in Arkadien. — Pallas, der Vater des Pallas Athene, wurde von seiner Tochter getödtet, als er ihr Gewalt anthun wollte. — Pallas, der Sohn des Herakles und der Dyna, der Tochter des Evander, soll dem Palatinischen Berge den Namen gegeben haben. — Pallas hieß auch der Sohn des Evander und der Bundesgenosse des Aeneas, der von Turnus erlegt wurde.

Pallas, Peter Simon, ein berühmter Naturforscher und Reisender, geb. zu Berlin 22. Sept. 1741, war der Sohn eines Arztes, der ihn sorgfältig erzog und besonders für die Naturwissenschaften begeisterte. Er studirte auf mehreren deutschen Universitäten Medicin und Naturwissenschaften und promovirte in Leyden durch eine berühmt gewordene Disputation über die Entozoen „Dissertatio de insectis viventibus intra viventia" (Leyden 1760), durch welche der noch nicht 20jährige Jüngling Licht und Ordnung in einen bis dahin noch dunklen Theil der Zoologie brachte. Er machte gleich darauf eine Reise nach England, welche seinen Entschluß, sich gänzlich den Naturwissenschaften zu weihen, entschied und befestigte. Von mehreren Seiten ehrenvoll eingeladen folgte er dem Rufe der russ. Kaiserin Katharina II., die ihn in Petersburg (1768) ehrenvoll anstellte. Mit einer Gesellschaft Astronomen machte er eine Reise nach Sibirien, zunächst um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Aber der regsame Alles in der Natur erforschende Jüngling gab in den Resultaten seiner „Reise durch verschiedene Provinzen Rußlands von 1768—73" (Petersburg 1771—76. 3 Bde. 4.) einen schönen Beweis, wie er, hinausgehend über die gewöhnliche Methode der Naturforscher, die bei den Erfahrungen, als solchen, stehen bleiben, aus dem einzelnen Vorhandenen dialektisch fortschritt zu allgemeinen Ideen. So brachten ihn die Elephanten-, Rhinozeros- und Mammuthknochen in Sibirien auf die Idee von einer südlichen nach dem Norden hinaufgedrungenen Fluth, womit er die alte Hypothese in Verbindung brachte, vom Versinken der Berge da, wo jetzt der Bosporus und die Dardanellen den Archipelagus mit dem schwarzen Meere verbinden, wodurch die Gegenden am kasp. Meere und Aralsee aus dem Meere heraufgedrängt seien (seine eigenen Untersuchungen dieser Gegenden ergaben, daß es ehemaliger Meeresboden gewesen). Ausführlicher hierüber in seinen „Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe". (Petersb. 1777.) Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der Gesellschaft, die zur Ausarbeitung einer vollständigen Topographie des Russ. Reiches das ganze Land ausmessen sollte, 1782 Collegienrath. Nicht Bequemlichkeit und die Hofgunst konnten seinen Forschungseifer hemmen. Er machte in dem ungeheuren Kaiserreiche botanische Excursionen, und seine „Flora Rossica" cet. (Petersb. 1785) schloß uns die russische Pflanzenwelt auf. Wildenow hat ihn in der Botanik verewigt; er nannte eine doldentragende Pflanzenart nach ihm Pallasia corymbifera. Kein Theil der Natur- und Menschenkunde blieb von ihm unbeachtet und unbereichert, was besonders seine lichtvoll ausgearbeiteten „Icones insectorum praesertim Rossiae Sibiriaeque peculiarium" (Erlangen 1781 u. 82.) und seine linguistischen Beiträge zu dem leider unvollendet gebliebenen Glossarium aller russischen Dialekte und

Sprachen „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (Petersb. 1787—89) beweisen. Seinem Wunsche, in dem von ihm untersuchten und ausgemessenen Taurien zu leben, kam die Kaiserin freundlich entgegen, denn sie schenkte ihm 2 der Krone anheimgefallene Güter zu Achmetschet und Sympheropel, wo er seit 1796 mit einem reichlichen Gehalte lebte. Die Beschreibung seiner letzten Reise, die er mit Geisler von Leipzig machte, und die Forschungen gab er heraus unter dem Titel: „Observations recueillies pendant un voyage fait en 1793 et 94 dans les provinces meridionales de l'empire Russe". (Lpz. 1798—1801), wodurch er uns die Krim, womit sich der 2. Theil ausschließlich beschäftigt, erst geographisch, ethnographisch und physikalisch eröffnete. Der Aufenthalt in Taurien wurde ihm endlich durch die Barbarei, Gesetzlosigkeit und Anfeindungen der Tartaren verleidet, und nach dem Tode seiner Frau reis'te er mit seiner Tochter nach Berlin zurück, wo er nach 14 Monaten den 8. Sept. 1811 die Augen schloß, die für die Welt so viel gesehen und erforscht hatten. Außer den erwähnten Schriften: „Elenchus Zoophytorum, generum adumbrationes, specierum descriptiones cum selectis Synonymis" (Haag 1766). „Specilegia Zoologica". (Berlin 1767—80 in 14 Fascikeln); „Recueil de documents historiques sur les peuples Mongoles" (Petersb. 1776—1801); „Novae species Quadrupedum et glirium ordine cet." (Erlang. 1778 u. 79). „Nouveaux Essais sur le Nord pour servir à la géographie physique, à l'ethnographie, à l'histoire naturelle et à l'économie domestique" (Petersb. 1781—96). „Tableau physique et topographique de la Tauride" (Petersb. 1798. etwas idealisirt.) „Species astragalorum descriptae et iconibus instructae" (Lpz. 1800—2); Illustrationes plantarum imperfecte vel nomine cognitarum" (Lpz. 1804—7). Außerdem viele schöne Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. P. wird in der Geschichte der Naturwissenschaften unsterblich bleiben, wenn auch, wie schon bereits geschehen, über ihn hinausgegangen wird; denn die Revolution, die er besonders in der Geologie hervorrief, und wodurch er vielen Köpfen und Federn zu schaffen machte, um die uralten Räthsel von der Entstehung und Bildung der Erde zu lösen, wird nicht vergessen werden.

Pallen heißen die eisernen, nur noch selten hölzernen Sperrkegel, welche in einen Zahnring eingreifend, den Rücklauf des Spills oder der Ankerwinde (s. Anker) verhindern. Gegenwärtig werden Ring und Pallen gewöhnlich aus Gußeisen gefertigt.

Palliativ nennt man in der Medicin jedes Mittel und Verfahren, wodurch eine Krankheit nicht für immer oder von Grund aus, sondern bloß für den Augenblick gehoben oder unterdrückt wird. Das Uebel wird gleichsam verschleiert und bemäntelt, daher der barbarische Ausdruck vom lateinischen Wort Pallium (der Mantel). Die Palliativcur steht der Radicalcur entgegen, welche letztere ein Uebel bei der Wurzel faßt und hebt, während die Palliativcur bloß augenblickliche Linderung zu bewirken sucht und sich damit begnügt. Mancher Arzt erwirbt sich bei Unwissenden durch die Anwendung der Palliativen Ansehen, besonders in schwierigen Krankheiten, deren Radicalcur langwierig ist. Dagegen bricht aber das unterdrückte Uebel nach längerer oder kürzerer Zeit mit verdoppelter Kraft aus.

Pallium hat doppelte Bedeutung, einmal bezeichnet es einen griechischen Mantel aus weißer Wolle, rund mit vier Quästchen; dann aber auch vorzugsweise den wollenen Mantel, den die Bischöfe im Oriente seit dem 4. Jahrh. bei ihrer Weihe empfingen. Seit dem 6. Jahrh. fingen auch die Päpste an, es den abendländ. Bischöfen zu ertheilen, um die Verbindung derselben mit dem röm. Stuhle zu versinnbilden. Das Papstrecht befahl, jeder Erzbischof sei ohne Weiteres als abgesetzt anzusehen, der nicht binnen drei Monaten sein P. hole. Nonnen verfertigten es aus Wolle, die über den Gräbern der Apostel geweiht war, zu vierfinger breiten Binden mit rothem Kreuz, die über Brust und Rücken heruntergingen und schwere Summen Geldes kosteten. Dieses P. trugen in der Regel nur Erzbischöfe, in Deutschland auch die Bischöfe von Passau, Würzburg und Bamberg. Die Inhaber dieses Kirchenschmucks nahmen ihn mit ins Grab, weil er auf den Nachfolger nicht vererbt werden durfte. Er war ungeheuer theuer und brachte den Papst, ungewöhnlich

hohe Summen ein. Erzbischof Marculf von Mainz verkaufte das linke Bein eines goldenen Christus, um sein P. zu lösen. Luther sagt: „das Mainzer Bisthum hat bei Menschendenken fast sieben Mäntel aus Rom gekauft, jeden zu 30,000 Gulden — also will man uns deutschen Narren die Nase schneuzen und sagen, es sei göttliche Ordnung."

Palm, Johann Philipp, Buchhändler zu Nürnberg, geb. 1766 zu Schorndorf im Würtembergischen, lernte bei seinem Oheim, Joh. Jakob Palm zu Erlangen, den Buchhandel, war dann mehrere Jahre Diener der Andreä'schen Buchhandlung zu Frankfurt und der Vandenhöck'schen zu Göttingen, kehrte hierauf nach Erlangen zurück und ward später durch Heirath Inhaber der Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg, die im Jahre 1806 die Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" versandte, worin Deutschland aufgefordert wurde, das französische Joch abzuwerfen. Durch die Stage'sche Buchhandlung zu Augsburg, welche jenes Pamphlet zugesendet erhalten hatte, kam sie auch in die Hände eines Geistlichen, dessen Einquartirung (mehrere franz. Officiere), der deutschen Sprache mächtig, jenes lasen und über dessen Inhalt erbittert wurden. Bald hatte die geheime franz. Polizei erfahren, daß diese Flugschrift von der Stein'schen Buchhandlung gekommen sei, und nur deshalb ward P. wohl nicht schon in München verhaftet, wo er sich zu jener Zeit aufhielt, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Handlung übereinstimmte. Doch kaum war er, für seine Angehörigen besorgt, nach Nürnberg zurückgekehrt, als er mit Hilfe eines Knaben, der P. in seiner Wohnung um ein Almosen ansprach und so dessen Gegenwart in Nürnberg, wo er sich seither verborgen gehalten hatte, auskundschaftete, von 2 französischen Gendarmen verhaftet und an den commandirenden General abgeliefert ward. Von hier führte man ihn unter strenger Bewachung nach Anspach und am 22. Aug. nach Braunau. Dort ward ein außerordentliches Kriegsgericht niedergesetzt, P. mehrmals verhört und am 26. Aug. zum Tode verurtheilt. Alle Vorstellungen und Verwendungen waren vergeblich: um 2 Uhr Nachmittags desselben Tages ward das Urtheil an ihm vollzogen. Die glaubhaftesten Zeugnisse haben bewiesen, daß Napoleon selbst wenig oder keinen Antheil an diesem gewaltsamen Verfahren hatte, vielmehr nennt man Berthier als alleinigen Urheber desselben. Beiträge und Unterstützungen von England und Rußland und vielen Städten Deutschlands gaben der Familie des Unglücklichen die lebhaftesten Beweise inniger Theilnahme. Ein Sohn des unglücklichen P. focht im Kriege von 1813 als Freiwilliger gegen Frankreich. Eine Schrift vom Gr. von Soden ist zu merken: „Joh. Palm, Buchhändler zu Nürnberg, erschossen auf Befehl Napoleons". (Nürnb. 1814).

Palm, Johann Heinrich van der, Prediger und Professor der orientalischen Sprachen, der Poesie und Beredtsamkeit zu Leyden, Ritter des belgischen Löwen Ordens, geb. 1763 zu Rotterdam, einer der gelehrtesten Classiker Hollands. In Folge der stürmischen Ereignisse des J. 1789 flüchtete er sich von Zeeland, wo er Landprediger war, zu einem reichen Gutsbesitzer auf der Insel Walchern, der sich seiner auf jede Weise annahm. Von hier aus ward er 1795 nach Leyden berufen und vom Könige Ludwig von Holland zum Mitgliede des Instituts, zum Ritter und Mitgliede des Unions-Ordens ernannt, und hielt bei der Stiftung dieses Ordens eine Rede, die den Stempel der Meisterschaft an sich trägt. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: „Historisches Denkmal der Restauration Hollands im J. 1813" (ein Werk, das in Bezug auf Charakteristik ganz in der Manier Sallust's geschrieben ist und den Preis erhielt, den der Viceadmiral von Kingsberger für dieses Genie ausgesetzt hatte); „eine neue Uebersetzung des Propheten Jesaias mit Commentar" (3. Bde., Amsterd. 1805); „eine neue holländische Uebersetzung der Bibel mit Anmerkungen", 1822—25 in 5 Quartbänden.

Palma, Giacomo, il vecchio (der Aeltere) genannt, geb. um 1510 zu Serinalto bei Bergamo, war ein Schüler Tizian's und einer der berühmtesten Maler der italienischen Schule im 16. Jahrh. Er ahmte mit vielem Glücke das zarte Colorit seines Lehrers nach. Zu Venedig, wo er noch 1560 starb, sowie in Dresden und Wien, finden sich seine schönsten Werke, z. B. die heilige Barbara. — Jakob der Jüngere, Palmetta genannt, ein

Neffe des Vorigen, geb. 1544 zu Venedig, studirte zu Rom mit glücklichem Eifer nach Rafael und Mich. Angelo, und zeichnete sich besonders durch geschmackvolle Composition und vortreffliche Zeichnung der Gewänder aus. Im Scrutinium zu Venedig befindet sich sein Weltgericht. Er starb 1628. Auch haben wir von ihm eine große Anzahl Kupferstiche sowie mehrere radirte Blätter, welche aber blos Skizzen sind. Er galt als Chorführer der Kunstentartung in Venedig. — Violanta P., die Tochter des Erstgenannten, war eine ausgezeichnete Schönheit und wurde von ihrem Vater und andern Häuptern der venet. Schule häufig porträtirt und als Modell benutzt.

Palmarum, s. Palmsonntag.

Palmbaum (Palmae), bilden eine eigene Familie des Gewächsreichs; sie enthält die größten Bäume und die für den Menschen, besonders die Bewohner der Tropenländer nützlichsten Früchte. Die Palmen sind Baum- oder strauchartige Gewächse mit aufrechtem, walzenförmigem Strunk, der meist ungetheilt und aus Längefasern gebildet ist. Ihre großen gefiederten und fächerförmig gestalteten Blätter sitzen zu einem Büschel zusammengedrängt an der Spitze des Stammes, welcher hier den Namen Strunk führt. Der Kelch der Blüthe ist doppelt, stehenbleibend, sechstheilig; die drei äußern Abtheilungen viel kleiner. Sechs Staubfäden, selten mehr oder weniger. Die Pistillen stehen über dem Kelch und sind frei. Zwei davon schlagen häufig fehl, so daß sich nur eine einzige Frucht bildet. Diese ist bei den verschiedenen Gattungen sehr verschieden, so bei der Dattelpalme eine Steinfrucht, bei der Kokospalme eine Nuß u. s. w. Die Palmen sind in den heißen Ländern des neuen und alten Kontinents einheimisch. Nur Chamaerops humilis, die Fächerpalme, macht eine Ausnahme: sie ist an den europäischen Küsten des mittell. Meeres einheimisch. Bei Linné kommt die schöne Familie der Palmen abgesondert in einem Anhange vor. Die damals noch unvollkommene Kenntniß der Blüthentheile dieser ausgezeichneten Gewächse ließ ihn ungewiß über die ihnen gebührenden Stellen im System. Seitdem haben wir sie besser kennen gelernt; wissen nun, daß sie meist diklinisch sind und demzufolge in die 21. und 22. Klasse, einige aber in die 6. Klasse gehören, wohin sie dann auch nach dem künstlichen Systeme untergebracht sind. Nach dem natürlichen Jussieuschen Systeme gehören sie in die 3. Klasse, 8. Ordnung, und bilden die 11. Pflanzenfamilie. Die Zahl der Palmen ist sehr bedeutend, täglich werden neue, zuvor nicht gekannte, entdeckt, und man kann wohl annehmen, daß sich ihre Zahl auf 1000 verschiedene Arten belaufen mag. Die bemerkungswerthesten sind: die Kokospalme (Cocos nucifera) ist einer der schönsten Bäume der andern Welttheile. Sein majestätischer Stamm erreicht die Höhe von 100 Fuß, ist schlank, bis zum Gipfel nackt, oft in der Mitte etwas dünner, als am Gipfel, mit halbzirkelförmigen wulstigen Narben, welche von den Ansätzen der alten Blätter entstehen. Die riesenmäßig großen Blätter kommen alle neben einander aus dem Gipfel des Stammes, auf dicken an der Basis sehr breiten Stielen, sind 12—15 Fuß lang, 3—4 Fuß breit gefiedert. Die Blumen erheben sich aus der Mitte der Blätter in länglich runden zugespitzten Kolben, welche von einer gemeinschaftlichen Blumenhülle umgeben sind. Die Früchte haben die Größe eines Mannskopfs, hängen zahlreich neben einander traubenförmig herab, sind länglich rund, mit 3 abgerundeten Längenkanten und an der Spitze mit einer leichten Vertiefung versehen. Unter einer sehr fasrigen Oberfläche befindet sich eine harte Nuß, deren Inneres eine weiße, saftige, Mandelkern ähnliche Substanz enthält, welche in ihrer Mitte eine weiße, süßliche, angenehm riechende, kühlende Flüssigkeit einschließt. Das Mark der Kokosnuß dient als Speise und der Saft als Getränk. Die Dattelpalme (Phoenix dactilifera) wächst vorzüglich in solchen Gegenden, die an Allem, was zum nothwendigen Lebensbedürfniß gehört, vorzüglich an Wasser Mangel leiden, sie wächst in den heißesten Erdstrichen, Aegypten und Indien wild, allein man baut sie in allen heißen Ländern der Erde und sie erreicht ein Alter von einigen Jahrhunderten. Die Dattelpalme ist ein großer und schöner Baum, dessen einfacher, walzenförmiger, bisweilen nach der Mitte verdickter Stamm sich ohne Aeste bis zu einer Höhe von 50—60 Fuß erhebt. Die sehr großen, an der Basis scheidenartigen, gefiederten

Blätter sind straußförmig an der Spitze des Strunks vereinigt. Männliche und weibliche Blüthen stehen auf verschiedenen Stämmen und bilden in den Achseln der Blätter lange, ästige Scheidenrispen. Die länglich eiförmigen Früchte erreichen ungefähr die Länge eines Daumens, sie sind fleischig und zuckerhaltig und führen den Namen Datteln. Die Datteln ernähren eine Menge Völkerschaften; der gemeine Mann in Arabien lebt bloß von Datteln und gesalzenen Fischen. Mit unreifen Datteln füttert man die Kameele und anderes Vieh. Den Dattelwein bereitet man aus dem abgezapften Safte alter unfruchtbarer Bäume. Die jungen herben Blätter verspeist man als Salat, das Mark der jungen Schößlinge als Breigemüse, den Kern der Früchte benutzt man geröstet als Kaffee, dem er täuschend ähnelt. Die Sagopalmen, (Sagus farinifera, Phoenix farinifera, Borassus gomutus, Cycas circinalis, Elate sylvestris, Zamia cycadifolia u. m. a.) sind in Ostindien einheimisch, ihr Stamm ist 30—60 Fuß hoch und öfters nicht zu umklaftern. Sie sind sehr reich an Mark, aus dem man den Sago auf folgende Weise bereitet. Man hauet den Stamm um, zerschneidet ihn der Quere nach in 5—6 Fuß lange Stücke, spaltet diese der Länge nach, kratzt das weiße saftige Mark heraus, schüttelt es in die ausgehöhlte Stammhälfte zurück, versieht das eine Ende derselben mit einer siebartigen Vorrichtung, legt sie dann auf fließendes Wasser und begießt sie nun fortwährend mit Wasser, während in dieser Zeit die Masse mit den Händen geknetet und gegen das Sieb gedrückt wird; ein untergestelltes Gefäß fängt das Salzmehl haltige Wasser auf. Nachdem ersteres sich gesetzt hat, nimmt man es heraus und treibt es halbtrocken durch einen Durchschlag, dessen Oeffnungen ihm die rundliche Körnergestalt ertheilen. Jeder einzelne Stamm liefert gegen 400—500 Pfd. Sago. Die Oelpalme (Elais guineensis), deren Früchte das Palmöl liefert. Den Indianern dient es als Zuthat zu Speisen, als inneres und äußeres Heilmittel, als Brennmaterial und zu andern ökonomischen Zwecken. Es ist pomeranzengelb, von mildem Geschmack und Veilchengeruch. Die Kohlpalme (Areca oleracea) liefert den sogenannten Palmkohl, es sind die noch unentwickelten obersten Triebe derselben, sie sind ein eben so zuträgliches als im Ueberflusse vorhandenes Nahrungsmittel. Man genießt den Palmkohl gewöhnlich roh; sein Geschmack gleicht beinahe dem der Artischocken. Er wird auch eingemacht und so nach Europa versendet. Die Wachspalme (Ceroxylon andicola), welche im südlichen Amerika wächst, wird außerordentlich hoch, sie liefert ein Harz, Cera de Palma genannt. Areca Catechu liefert die Terra Catechu, welche durch Auskochen der Früchte erhalten wird. Calamus Draco und Calamus Rotang erreichen oft eine Höhe von 500 Fuß; ihre Früchte liefern das Drachenblut, dieselben werden von den Indianern nicht sowohl genossen, als mit Betelblättern umwickelt gekaut. Von Caryota urens, welche übrigens einen vortrefflichen Sago sowohl, als Palmk. liefert, besitzen die Beeren ein brennende Schärfe und sollen wahrhaft giftige Eigenschaften zeigen; die einzige Palmart, welche schädliche Eigenschaften zeigt. Die Weinpalme (Raphis vinifera) liefert einen Saft, welcher durch Gährung einen köstlichen Wein giebt, sie wächst an den Ufern der Flüsse im Innern Afrika's. Sowohl der Prinz Max von Neuwied als auch der Hofrath von Martius haben Monographien der Palmen geliefert und dadurch zur Kenntniß dieser Pflanzenfamilie Vieles beigetragen.

Palmblad, Wilhelm Frederik, ordentlicher Professor der griechischen Literatur an der Universität Upsala, einer der bessern unter den schwedischen Schriftstellern, ward am 16. Dec. 1788 unweit Söderköping in Ostgothland geboren, bezog 1806 die Universität Upsala und studirte hier vorzugsweise die neue deutsche Literatur, für deren Ausbreitung sich schon 1804 ein literarischer Verein auf dieser Universität gebildet hatte, später unter den Namen „Aurorabund“ bekannt. P. kaufte 1810 die akademische Buchdruckerei und gab seine poetisch-kritische Zeitschrift „Phosphorus“ heraus, die bis 1813 fortgesetzt wurde. Im Jahre 1812 verlegte er den „Poetisk-Kalender,“ der bis 1822 dauerte, und seit 1813 die „schwedische Literaturzeitung“ die 1824 einging. Alle diese Schriften machten ihrer Ideen, Ansichten und Sprache wegen großes Aufsehen und bewirkten in der schwedischen Literatur eine vollständige Umwälzung. P. gab besonders in dieser Zeit

seine „Metrik“ und „Uebersetzungen des gefesselten Prometheus“ und „Elektra“ des Sophokles heraus, auch schrieb er für den poetischen Kalender Novellen, die, vielfach verfehlt in der Anlage, doch durch ihren lebendigen Vortrag gefielen und von denen zwei „Amala“ und „die Insel im See Dall“ dauernden Beifall erwarben. Auch die schwedische Literaturzeitung, an welcher außer P., Hammarsköld und Atterbom vorzüglich mitarbeiteten, erhielt einen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der nationalen Literatur. Im Jahre 1822 trat er als Lehrer der vaterländischen Geschichte auf und erhielt 1827 die Professur der Geschichte und der Statistik. Im Jahre 1830 ward er zum Vicepräses des schwedischen Literaturvereines gewählt, der unter dem Schutz des Kronprinzen und mit der Theilnahme der achtbarsten Literaten auf Actien gegründet wurde. Im Jahre 1835 erhielt er die ordentliche Professur der griechischen Literatur, nahm 1838 durch die Broschüre „Dagens händelser“ an den öffentlichen Angelegenheiten Theil und hat sich in der neuern Zeit als entschiedener Gegner der neuern Richtung gezeigt, welche die schwedische Literatur durch Almquist und andere talentvolle Dichter gewonnen hat. Von seinen Schriften nennen wir seine Doctorpromotion „Supplementa in lexica graeca“ (1815), sein „Lehrbuch der Geographie“, ein kürzerer Auszug seines größeren Werkes, das er hauptsächlich nach Ritters Erdkunde bearbeitete; auch nahm er an den Zeitschriften des Literaturvereins „Swenska-Literatur Föreningens-Tidning“ (1833—38); „Skandia“ (10 Bde. 1833 bis 37) und „Mimer“ (1839—42) Theil. Gegen Almquist schrieb er 1840 die Gegenschrift „Protokoller i Herr Hugos Academie“. Seit 1835 ist er Hauptredacteur des „Biographischen Lexikons denkwürdiger Schweden“.

Palmella, Dom Pedro de Sousa-Holstein, Herzog von, portug. Minister, wurde 1786 zu Turin geboren. Wenn die Consequenz, mit welcher der Mensch einmal gewonnene Erkenntniß für geprüfte und richtige Wahrheit hält und nicht davon abweicht, ein Maßstab für Charakterfestigkeit, für Seelenstärke und eine Art Geistesgröße gelten darf, so hatte P. die gerechtesten Ansprüche auf die Eigenschaften. Dem für die Regierung der Staaten wichtigen Grundsatz der constitutionellen Verfassung ist er vom Augenblick, als er auf die Bühne des öffentlichen Lebens trat, treu geblieben. Dem Despotismus war er so sehr entgegen, daß er im Jahre 1808 dem damals allmächtigen Kaiser Napoleon auf die Frage, ob die Portugiesen Spanier und Unterthanen des bonapartischen Hauses werden wollten, die unverzagte Antwort gab: „Nein, Sire!“ P. stand damals auf Seiten der Engländer. Nach dem Sturze des bonapartischen Hauses vertheidigte P. als Bevollmächtigter das Interesse Portugals 1814 beim Wiener und 1815 beim Pariser Congresse, sowie er die Aechtungsurkunde gegen Napoleon den 13. März 1815 unterzeichnete. Noch in demselben Jahre wurde er portugiesischer Gesandter in London und 1816 Staatssekretär des Auswärtigen in Brasilien, sowie nach Vernichtung der Constitution 1823 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Minister-Conseils. Der König Johann VI., dem es nicht an gutem Willen aber an Energie gebrach, dem zerfallenden Reiche die constitutionelle Repräsentativ-Verfassung gegen den Absolutismus zu erhalten, forderte den Ministerpräsidenten auf, eine neue Verfassung zu entwerfen, die aber nicht bloß vom gemäßigten Könige, sondern noch weit mehr vom Infanten Dom Miguel (s. d.), von der Königin, von Papisten und Absolutisten so sehr gemißbilligt wurde, daß sie sogleich zurückgelegt und ihr Verfasser beinahe als Rebell von den Anti-Constitutionellen verfolgt wurde. In der bald darauf ausgesprochenen Verschwörung gegen Johann VI., an deren Spitze Dom Miguel, stand, ward Palmella am 30. April 1824 verhaftet, aber durch den obsiegenden König wieder befreit und in seine Aemter eingesetzt, mit Ausnahme des Vorsitzes im Ministerium, den der Kriegsminister, Graf von Subserra, einnahm. Nach erfolgter Auflösung des Ministeriums ging Palmella als Gesandter seines Hofes nach London 1825 und erhielt nach dem 1826 erfolgten Tode Johann's VI. das Ministerium des Auswärtigen 1827, das er aber nicht antrat, da Dom Miguel die Regentschaft an sich riß, ja er legte alle Aemter nieder, als der portugiesische Usurpator Pedro's Constitution vernichtete, und ging 1828 zu der Militärjunta in Oporto über, mit der er, der usurpatorischen

Gewalt weichend, nach England flüchtete, wo er als Gesandter der Donna Maria thätig war. Obwohl Dom Miguel darüber ergrimmte und den Feind des blutgierigen Despotismus für einen Hochverräther erklären ließ 1829, so stellte ihn doch Dom Pedro, sobald dieser kategorisch erklärt hatte, er, der Kaiser, wolle nur als Vertheidiger und Beschützer seiner als legitimen Königin ausgerufenen Tochter Donna Maria auftreten, an die Spitze einer Regentschaft, die, aus den drei Gliedern, dem Grafen Villaflor, dem Staatsrath Jose Antonio Guerreiro und dem Marquis Palmella bestehend, auf der von Dom Miguel unabhängigen Insel Terceira ihren Sitz hatte, 16. März 1830. Im nächsten Jahre war P. unaufhörlich für die constitutionelle Regierung Donna Maria's thätig, bis ihn Dom Pedro, als dieser selbst die Regierung im Namen seiner unmündigen Tochter übernahm, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte und ihn mit einer dringenden Mission nach London sandte, die Unternehmungen bei Oporto zu unterstützen, 1832. Palmella hatte jetzt in England leichteres Spiel, weil nach dem Sturze des Wellington'schen Toryministeriums die gemäßigten Wighs unter Grey die Zügel der Verwaltung in den Händen hatten. Mißverhältnisse, die unterdessen zwischen Palmella und dem nicht immer wohlberathenen Pedro aufkamen, hatten die Entlassung des Ministers zur Folge, 12. Jan. 1833. Allein bald überzeugte sich Dom Pedro von der ungeheuren Verwirrung in den Staatsgeschäften, die aus dieser übereilten Verabschiedung entsprungen war; Palmella erhielt seine Aemter wieder. Sogleich flog er von London herbei, ging mit dem Admiral Napier nach Algarvien, übernahm dort die Leitung der Regentschaft, zog nach dem Siege am Cap. St. Vincent mit Villaflor triumphirend in Lissabon ein, 24. Juli 1833, legte aber seine Aemter nieder als Dom Pedro die vormundschaftliche Regierung übernahm, 30. Juli; wurde Herzog und saß als Pair in der Cortesversammlung 1834. Nach dem Tode Dom Pedro's schuf er ein Ministerium, dessen Präsident er bis zum 27. Mai 1835 war. Eine heftige Opposition, deren Führer der Herzog Saldanha war, streute Verläumdungen aus, die von Spanien nach Portugal verpflanzte Geburt der Eris, die Camarilla, trug das Ihre dazu bei, und das Mißvergnügen des Volkes, dem man zuflüsterte, Palmella trage die Schuld des zu frühen Todes des jungen Königs, nahm mehr zu als ab, so daß Palmella sein Portefeuille seinem Nachfolger dem Marschall Saldanha, aushändigte und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. In Folge der Revolution vom 4. Nov. 1836 mußte er nach England flüchten, doch kehrte er bald in das Vaterland zurück. Nach dem Sturze des Ministeriums Jose Cabral im Mai 1846 trat P. abermals an die Spitze des Ministeriums und übernahm das Portefeuille der Finanzen, während der Marquis da Saldanha das Ministerium der auswärtigen Angelenheiten erhielt. Durch die Intriguen der Gegenpartei wurde er aber im Jahre 1849 abermals von seiner öffentlichen Wirksamkeit verdrängt.

Palmen-Orden, s. fruchtbringende Gesellschaft.

Palmerston, Henry John Temple, Viscount, bekannt als britischer Staatsminister, wurde am 20. Oct. 1784 geboren. Er ist ein Nachkomme des berühmten Sir William Temple (s. d.), dessen Familie von den Buckinghams stammt und sich im 17. Jahrh. in Irland niederließ. P. besuchte die Schule zu Harrow und dann die Universitäten zu Edinburg und Cambridge. Im Jahre 1805 trat er ins Unterhaus, wo er sich durch seine Geistesgewandtheit und sein Geschäftstalent bemerkbar machte. Ungeachtet seiner Jugend und Lebenslust ernannte ihn der Minister Portland zum Lord der Admiralität und als Perceval im Oct. 1809 sein Ministerium bildete, wurde P. Staatssecretär des Kriegsdepartements und behielt dieses Amt unter den folgenden Ministerien Castlereagh, Liverpool und Canning. Allgemein galt er für einen Tory; auch zeigte er erst seit dem Jahre 1828, nachdem Wellington die Verwaltung übernommen, freiere Ansichten. Im Mai desselben Jahres trat er mit Huskisson und Grant, dem spätern Lord Glenelg, aus dem Cabinet und gesellte sich der Partei Canning's zu. In den Verhandlungen über die Katholikenemancipation erklärte er sich zwar für dieselbe, verwarf aber die weitern Reformbestrebungen der Whigs und erregte durch diesen Mittelweg den Haß beider Parteien, so daß er seinen Parlamentssitz für die Universität zu Cambridge, die er seit 1811 vertrat, aufgeben

mußte. Indessen gelang es ihm sehr bald seinen Wiedereintritt durchzusetzen und er bewies sich von jetzt an mit großem Erfolg in den portugiesischen und griechischen Angelegenheiten als entschiedener Whig. Als im Jahre 1830 die Whigs ans Staatsruder gelangten, übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und entfaltete in allen großen innern und äußern Fragen der Regierungsepoche jener Partei eine eifrige, oft kühne, oft schwankende Thätigkeit. (S. Großbritannien.) Er erhielt den Frieden, den Wellington nicht für möglich hielt, führte die verwickelten belgischen Angelegenheiten mit dem größten Geschick, schloß am 22. April 1834 im Interesse der constitutionellen Regierungen der pyren. Halbinsel die Quadrupleallianz (s. d.) zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal und verlieh der britischen Politik auch mächtigen Schwung in den überseeischen Ländern. Seit 1838 wirkte er dem russischen Uebergewicht entgegen und schloß deshalb einen wichtigen Vertrag mit Oesterreich und der Pforte. Trotz seiner bisherigen Politik und der Quadrupleallianz widersetzte er sich aber auch dem Einfluß Frankreichs in Aegypten und Syrien. Im Juli 1840 brachte er mit den übrigen Großmächten den Vertrag zu Stande, durch welchen Frankreich in den orientalischen Angelegenheiten ausgeschlossen wurde und setzte damit den Frieden der Welt aufs Spiel. Er erfuhr deshalb bittern Tadel nicht nur von seinen Gegnern, auch seine Freunde beschuldigten ihn der Uebereilung, des Leichtsinns und der Wankelmüthigkeit. Gleichen Tadel erfuhr er, wenigstens von seinen politischen Feinden, in den canadischen Angelegenheiten und dem Kriege mit Afghanistan und China. Noch ehe diese Kriege geendet, mußte er im Aug. 1841 mit seinen Collegen das Staatsruder den Tories überlassen. Seitdem bekämpfte er mit gewohntem Geschick im Unterhause die Politik des Ministeriums Peel. Nach der Cabinetskrisis im Dec. 1845, deren Ausgang ihm und seiner Partei die Hoffnung zur Rückkehr in die Verwaltung raubte, unternahm er eine Reise nach Frankreich, um, wie es schien, die üblen Eindrücke seiner frühern Politik zu tilgen, die ihm möglicherweise bei einer künftigen Ministerialveränderung hinderlich sein konnten. Diese Veränderung trat schon im folgenden Jahre ein, indem Peel sein Portefeuille niederlegte und Lord John Russel mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt wurde. P. übernahm wieder das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und hat sich namentlich in den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 durch die Klugheit und die Festigkeit, womit er den Einfluß Englands auf dem erschütterten Festlande zu sichern wußte, ausgezeichnet. Im letztern Jahre war er es namentlich, der Rußland in der magyarischen Flüchtlingsfrage ernst entgegentrat. Er heirathete 1840 die reiche Lady Cowper, die Schwester des Lord Melbourne, im Dec. 1842 erhielt er die irländ. Pairswürde.

Palmsonntag, Palmfest, Dominica palmarum, auch Blumensonntag und der blaue Ostertag genannt, ist der letzte Sonntag in den Fasten, der Sonntag vor Ostern, benannt von dem Einzuge Jesu in Jerusalem, wobei Palmen auf den Weg gestreut wurden. Man feierte ihn als Fest in der griechischen Kirche seit dem 4. Jahrh., und an diesem Tage wurde im Mittelalter in manchen katholischen Ländern der Einzug Christi dargestellt, indem ein hölzerner Esel (Palmesel) mit einem Christusbilde auf einem kleinen Wagen mit Pomp durch die Straßen geführt wurde. Er gilt in dem katholischen Ceremoniel noch als Festtag, an welchem in der Kirche Palmen (gewöhnlich Weiden-Palmen) geweihet und ausgetheilt werden (Palmenweihe).

Palmyra, ehemal. Hauptst. des nach ihr benannten Königr. Palmyrene in Syrien. In der Bibel und bei den jetzigen Arabern heißt sie Thadmor oder Tadmor, wovon Palmyra, d. h. Palmenstadt, die griechische Uebersetzung ist. Sie bekam ihren Namen von der außerordentlichen Fruchtbarkeit an Palmen in der ganzen Umgegend. Südöstlich von Haleb, drei Tagereisen vom Euphrat unter 34° 54′ und in der Nähe des persischen Meerbusens gelegen, wurde schon in ältester Zeit Palmyra ein für den asiatischen Handel wichtiger Platz, so daß schon Salomo sie eroberte, um sie als Schutzwehr des israelitischen Reichs gegen den Andrang der Feinde vom Osten her zu befestigen und den Handel in diesen Gegenden zu beherrschen. Demselben Salomo wird die Gründung Palmyras zugeschrieben; es ist aber

nur eine großartige Erweiterung zu verstehen. Erst in der spätern Zeit von 250 n. Chr. erhielt Palmyra seine Größe und Pracht durch Odenatus und seine Gemahlin Zenobia, die Beide Palmyra zur Hauptstadt eines Reiches machten in einem glücklichen Kampfe gegen den übermüthigen und über die Römer unter Valerian triumphirenden syrischen König Sapor. Das von Odenat gestiftete Reich Palmyrene lag in einer förmlichen Steppe, in der nur hier und da einzelne Oasen gefunden wurden. Aber durch den Fleiß der Bewohner wurde sie schon in früher Zeit in eine fruchtbare Gegend umgeschaffen, bis Odenat ein selbständiges Reich gründete, das seine Wittwe Zenobia über Mesopotamien und Aegypten ausdehnte. Beide hatten die Residenzstadt so sehr verschönert, daß sie zu den prächtigsten der Welt gerechnet wurde. Ihr Glanz verging bei der Zerstörung 275 durch Aurelian und durch die so entsetzliche Verwüstung 744 der Sarazenen, daß man bis 1691 nicht mehr wußte, wo die ehemals prächtige Stadt gestanden habe. Die wieder aufgefundenen Ruinen, welche aus unzähligen theils noch aufrecht stehenden herrlichen meist ionischen und korinthischen Marmorsäulen bestehen, bedecken eine unabsehbare Fläche und zeigen nur Ruinen vieler Tempel, Triumphbogen, Gräber, Hauen u. A., unter denen sich besonders der prachtvolle Sonnentempel und ein 3500 Fuß langer Porticus auszeichnet. Von den Privatwohnungen ist dagegen jede Spur verschwunden. In der Masse durcheinander gestürzter Säulen- und Tempelruinen stehen 30 bis 40 elende Lehmhütten fauler Araber, die hier etwas Getreide und Oliven ziehen. Die ehemalige Fruchtbarkeit ist mit dem Kunstfleiß der alten Bewohner gleichsam ausgetilgt. Die Engländer fanden auf den Ruinen hie und da Inschriften mit unbekannter Schrift, wovon zuerst Janus Gruter die sogenannten marmora Palmyrena in seinem Corp. inscripp. herausgab, bis Wood 1753 13 andere Inschriften lieferte, nach denen 1754 die palmyrenische Schrift von Barthelemy in Paris und Swinton unabhängig von einander und völlig übereinstimmend entziffert wurde. Vergl. Wood „The Ruins of Palmyra“ (Lond. 1753), St. Martin „Histoire de P.“ (Par. 1823) und Irby und Mangle „Travels in Egypt, Nubia, Syria and Asia minor“ (Lond. 1823).

Palomino de Velasco, Don Antonio, einer der ausgezeichnetsten Maler Spaniens, wurde 1653 zu Bajalanca, unweit Cordova, geboren. Er sollte studiren und bezog auch die Universität zu Cordova; seine Vorliebe zur Kunst bewog ihn aber, bei Valdes Unterricht zu nehmen und sich zum Maler auszubilden. Im J. 1678 wurde er in Madrid durch den berühmten Maler Coello dem Könige Philipp IV. vorgestellt, der ihn mit der Ausführung der Fresken in der Hirschgalerie im Prado beauftragte. P. wählte zu seinen Darstellungen die Fabel der Psyche und gewann sich damit die vollkommene Zufriedenheit des Königs, der ihn bald nachher zu seinem Hofmaler ernannte und 1690 einen ansehnlichen Jahresgehalt gab. Mit seinem Rufe stieg die Zahl der ihm übertragenen Arbeiten; namentlich hatte er für Valencia, Salamanca, Granada und Cordova viele Aufträge. Nach dem Tode seiner Frau trat er in den geistlichen Stand und starb zu Madrid am 13. April 1726. Er ist ausgezeichnet in der Perspective, sowie im Colorit, dagegen hat man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er die Figuren, selbst in seinen großartigsten Werken, häufig mit zu großer Treue aus der gemeinen Wirklichkeit entlehnt habe. Sein Werk „El museo pictorico y escala optica etc.“ (3 Bde., Madr. 1715 bis 24, Fol.), das eine Anleitung zur Malerei und die Lebensbeschreibungen der berühmtesten span. Künstler enthält, wurde von Quilliet, trotz mancher darin sich vorfindenden Unrichtigkeit als Grundlage zu seinem „Dictionnaire des peintres espagnols“ (Par. 1816) benutzt. Auch P.'s Sohn widmete sich der Malerkunst und unterstützte den Vater häufig bei seinen Arbeiten.

Pampas, höchst merkwürdige von den Gauchos in einzelnen Hütten bewohnte ungeheure Grasebenen Südamerikas, sind die südliche Hälfte der auf der Ostseite des Gebirges Cordilleras de los Andes sich ausbreitenden Ebenen, von denen die nördliche Hälfte Llanos heißt. Auf den Pampas ist es schwer sich zurecht zu finden, denn nur im Winter ist das Gras niedrig, in den übrigen Jahreszeiten aber 4 Fuß hoch, und soweit das Auge

reicht, sieht man nichts, als eine endlos scheinende, mit Gras bedeckte Ebene, auf der kein Baum, noch sonst ein Gegenstand, nach welchem man sich richten könnte, hervorragt. Der Erdboden ist so merkwürdig wagerecht, daß sich nur an einigen Stellen etwas Gefälle für die Flüsse findet, woher es denn kommt, daß viele das Meer nicht erreichen, sondern in der Ebene stehen bleiben und gleich Steppenflüssen verschwinden. Da, wo einiger Fall ist, welcher aber plötzlich aufhört, drängt während der Regenzeit eine große Wassermenge hin, und es bilden sich Seen von außerordentlichem Umfange, die jedoch wegen ihrer Seichtigkeit und dem Mangel an Zufluß in der trocknen Jahreszeit ganz verdunsten. Die Heerden, welche auf den P. verbreitet leben, lehrte der Instinkt die Bäche und Seen dieses Gebietes auffinden. Trocknen zur Sommerzeit die kleineren Gewässer ein, so sieht man große Heerden Hornvieh und Pferde, unter der Leitung der Muthigsten aus ihrer Mitte, dem Wasser nachziehen. Oft ereignet es sich, daß mehrere Heerden auf einer Stelle zusammentreffen. Das Ufer verwandelt sich dann in einen Kampfplatz, die Führer der Heerden greifen sich wüthend an, und viele Hirten, die diesem Gefechte als Augenzeugen beiwohnten, versicherten, daß die Partei des Besiegten, nach beendigtem Kampfe, zurückweiche und geduldig abwarte, bis die Reihe, ihren Durst zu löschen, an sie kommt. Manchmal begegnete man auch Heerden, die bereits mehrere Tage auf der Wanderung waren, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Die armen Thiere schleppten sich dann nur höchst mühsam fort, den Kopf niedergebeugt, die Zunge weit aus dem Halse hängend. Näherten sie sich endlich dem seichten Bette eines beinahe vertrockneten Flusses, so stürzten sie alle auf einmal auf die geringen Spuren von Wasser, und unvermögend ihren Durst zu löschen, sanken sie zu Tausenden, neben und übereinander verschmachtend nieder. Spätere Reisende fanden dann an solchen Stellen unzählige Gerippe aufgethürmt und konnten, wenn das Flußbett sich nicht gerade mit Wasser gefüllt hatte, die Ursache, warum so viele Thiere hier ihren Tod fanden, nicht erklären. Vgl. Hoffmann „Die Erde und ihre Bewohner" und Haigh „Sketches of Buenos Ayres and Chile" (Lond. 1829).

Pamphylien, eine von vielerlei Völkerstämmen bewohnte Landschaft in Kleinasien, die sehr fruchtbar und von sanften Hügelketten durchzogen war. Grenzen: im Osten Lycien und Kleinphrygien, im Süden Kappadocien und Galatien, im Westen Cilicien. Anfänglich ein kleiner Landstrich wurde er von den syrischen Königen erweitert und nach der Besiegung des Antiochus römische Provinz. Vorgebirge: Leucolla und die ersten Stufen des Taurus. Flüsse: Melas, Eurymedon, Cestrus oder Caystrus, Katarrhaktes mit Wasserfällen. Städte: Side (jetzt Eski), Seleucia, Aspendus (Minugat), Perge (Karaissar) mit einem berühmten Tempel der Artemis, die Bergstadt Syllion, Attalia (jetzt die noch bedeutende Satalia) u. A.

Pan, war ein Feld- und Hirtengott der Griechen, die wohl seinen Geburtsort, den Berg Mänalus in Arkadien, aber nicht seine Abkunft anzugeben wußten. Bald wird Zeus und Kallisto, bald Mercur, der in Bocksgestalt der Penelope sich genähert habe, als Vater angegeben. Bei seiner Geburt erschrak die Amme so sehr vor seiner böckischen Gestalt daß sie davon lief, und Mercur sich des kleinen Schalks annehmen mußte; er trug ihn in einem Ziegenfelle auf den Olymp in den Saal der unsterblichen Götter, die über die Possirlichkeit des Ziegengötzen ein schallendes Gelächter erhoben. Der schäkernde Hirtengott eilte durch Wälder auf die höchsten Felsen, jagte Wild und schirmte die Heerden. Ermüdet vom wilden Herumtummeln legte er sich in eine Höhle und blies die Flöte, die er sich erfunden hate, so reizend, daß die Gemsen und Steinböcke still lauschten und Wald-, Wasser- und Quellnymphen in lieblichen Gesängen sein Spiel begleiteten und die Lämmerchen um ihn herum schäkerten. Pan war offenbar ein musikalischer Gott. Aber er war auch störrisch und jähzornig, wie seine Schützlinge, die Böcke und die Bauern, die zur Mittagszeit keine Flöte, keine Syringe anrührten und vor seinen heiligen Wäldern leichten Fußes geräuschlos und schweigsam vorbeieilten, um den Gott in der Mittagsruhe nicht zu stören und seinen Zorn zu reizen. Stieg ihm die schwarze Galle zu Häupten, so schnaufte er mit den aufgesperrten Nüstern, wie ein Affe, dem er an Gestalt, an Liebenswürdigkeit

und an Verliebtheit sehr ähnlich war, und machte einen so entsetzlichen Lärm, daß alles in Zittern und Zagen weit weg floh. Milch und Honig machten ihn wieder versöhnlich. Den Göttern des Olymps soll er treffliche Dienste im Kampfe mit den Titanen erwiesen haben. Er war in den ältesten Zeiten so klug, daß er sogar Orakel ertheilte, rieth, die Himmlischen könnten sich vor den Riesen nicht anders retten, als wenn sie mit ihrer ganzen Göttlichkeit in Thiergestalten schlüpften. Sie thaten es und entgingen in den Thierbälgen ihren Feinden. Dabei hatte Pan — andere erzählen die flüchtige Sage etwas anders — Meermuscheln zu Blasinstrumenten zusammengesetzt und sie vertheilt, er begann auf einem solchen Instrumente zu blasen und brachte einen dermaßen erschrecklichen Ton heraus, daß sich die Feinde, nicht wie die Amerikaner beim Donner der Kanonen anbetungsvoll niederwarfen, sondern vom Schreck gejagt wie auf Flügeln des Windes davon machten. Daher kommt auch in unserer Sprache der Ausdruck „panischer Schrecken". Dem Pan war die Fichte heilig, daher er oft mit Fichtenzweigen bekränzt erscheint. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Inuus, dem zu Ehren auf dem Palatinischen Berge die Lupercalien gefeiert wurden, zum Theil auch mit dem Faunus. Ueber die Pane in der Mehrzahl und die Panisken s. Satyr. Erst in späterer Zeit wurde der alte Weidegott durch unverständige Erklärung in einen Alldämon verwandelt. Auf Münzen und Vasengemälden der besten Zeit erscheint P. in ganz menschlicher Gestalt mit Hirtenpfeife, Hirtenstab, gesträubtem Haar und etwa auch mit keimenden Hörnchen; später blieb die Praxitelische Darstellung herrschend, wonach er ziegenfüßig, gehörnt und krummnasig, als possirlicher Lustigmacher im Kreise des Dionysos und als ungestümer Liebhaber der Nymphen erscheint.

Pan, Panni und Panna heißt im Polnischen Herr, Frau und Fräulein; in den südslawischen Sprachen entspricht es dem Namen Ban (s. d.).

Panacea (Panakeia), eine Tochter des Asklepios und spätere Bildung der Dichter und Künstler. Ihr war zu Oropus mit Athene, Päonia und Jaso ein Tempel errichtet, und man erwähnt die ihr zu Ehren gefeierten Feste Panakeia. Bei ihr und der Hygieia schworen spätere griechische Aerzte den Amtseid. Unsere Zeitgenossen, die gern mit fremden Wörtern spielen, nennen in der Medicin ein Universalmittel Panacee.

Panama, 1) Provinz des Freistaates Colombia im Departement Isthmo, zum Staate Neu-Granada gehörig, umfaßt 1640 QM. und 70,000 Bewohner, begreift die Landenge von Panama oder Darien, die Süd- und Nordamerika mit einander verbindet und an ihrer schmalsten Stelle 7 Meilen breit ist, und war sonst eine spanische Intendanz in dem Generalcapitanat Guatimala. Sie grenzt an das Departement Cauca, die Provinz Veragua und an dem Meerbusen von Panama, wird von den schiffbaren Flüssen Mandingo und Rio Chepo bewässert, von einem niedrigen Theile der Cordilleras de los Andes durchzogen, und würde sich durch Handel sehr heben, wenn seine Landenge durchbrochen und das stille mit dem caraibischen Meere verbunden werden könnte. In neuer und neuester Zeit sind für eine solche Durchbrechung mehrere Pläne entworfen worden. Der Boden besteht aus Kalkstein, die Oberfläche ist wellenförmig, die höchsten Hügelketten messen nie über 1100 engl. F. über dem Meere und die von ihnen nach beiden Meeren herabströmenden Flüsse sind weit hinauf für größere Schiffe fahrbar und würden sich leicht breiter und tiefer machen lassen, wobei die Herstellung eines Kanals quer durch die Landenge nicht völlig unmöglich scheint. Schon 1829 entwarf der englische Ingenieur Lloyd hierzu einen Plan, der später von englischen und amerikanischen Commissionen geprüft und gebilligt wurde. Demungeachtet ist man bis jetzt nicht zur Verwirklichung derselben geschritten, ja in der neuesten Zeit scheint man seine Ausführbarkeit mehr und mehr bezweifelt zu haben, da man sich mehr dem Project zugewendet hat, durch eine Eisenbahn beide Meere mit einander zu verbinden, zu deren Herstellung in unsern Tagen (1849) bedeutende Capitalien in Newyork gezeichnet wurden. Die geographische Entdeckung des Isthmus geschah durch Nunez de Balboa der am 25. Sept. 1513 zuerst das stille Meer sah. 2) Hauptstadt der Provinz P. und des Departements Isthmo, gegründet 1518, liegt in einer ungesunden Gegend am gleichnamigen Meerbusen, ist befestigt, der Sitz eines Bischofs und der obern Behörde, von

schlechter Bauart und von 18,000 Menschen bewohnt. Bemerkenswerth sind ein schönes Jesuitencollegium, bischöflicher Dom, mehrere Klöster und der sich immer mehr vergrößernde Handel, obgleich Letzterer noch nicht die Höhe wieder erreicht hat, die er vor der Plünderung und Verbrennung der Stadt durch den Seeräuber John Morgan hatte. Hier Congreß der südamerikanischen Freistaaten.

Panard, Charles François, ist der Name eines unverwüstlichen Volksdichters der Franzosen, der seine Zeit- und Landesgenossen mit Versen voll attischen Salzes, voll Laune und peinigender Schärfe, mit Schilderungen voll unvergleichlicher Wahrheit und mit ausnehmender Leichtigkeit der Sprache ergötzte. Seine bewegliche Phantasie durchflog mit lebendiger Auffassungskraft die Hauptrichtungen des damaligen Volkslebens und zauberte kecke, eingreifende Züge des menschlichen Herzens zu wunderbaren Bildern zusammen, bei denen das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen verweilte. Die Mitwelt hat seine Fertigkeiten anerkannt und, ohne Rücksicht auf die jeweiligen Versehen in der poetischen Sprache, ihn mit Lob überschüttet, wie es nur den größten Dichtern gespendet werden konnte. Die Achtung vor seiner zauberischen Volkspoesie glaubte ihn nicht besser zu ehren, als wenn man ihn mit dem unübertroffenen Fabulisten und Erzähler Jean de la Fontaine verglich und ihn als den la Fontaine des Vaudeville begrüßte. Er fesselte die Aufmerksamkeit und erfreute den Leser in leichter und angenehmer Unterhaltung, mochte er Gesänge, Lustspiele, Fabeln, Allegorien, Sinngedichte oder komische Opern — denn an allen diesen Dichtungsgattungen hatte seine schäkernde Muse reichen Ueberfluß — bieten. Seine Werke erschienen gesammelt zuerst 1763 in 4 Duodezbänden. Er ist geboren 1690 bei Chartres und starb 1765 in Paris, dem Sammelplatz der Schöngeister.

Panathenäen hießen die Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Pallas Athene zu Ehren gefeiert wurden. Anfangs Athenäa genannt und der Sage nach von Orpheus oder Erichthonius gestiftet, erhielten sie von Theseus eine Erneuerung und Erweiterung, indem er sie zu einem Gesammtfeste des von ihm zuerst um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinten attischen Volkes machte und eben zum Andenken an diese Zusammengesellung P. nannte. Es waren zweierlei P., die großen und die kleinen, jene wurden alle fünf, diese alle Jahre gefeiert. Die Feierlichkeiten waren die bei den griechischen Festen gewöhnlichen, sie bestanden in dreierlei Arten von Wettspielen. Am ersten Tage war des Abends im Ceramikus Wettrennen mit Fackeln (Fackellauf), zuerst zu Fuß, später zu Wagen. Am zweiten Tage war Wettkampf im Ringen und andern gymnastischen Uebungen im Panathenaikon am Ufer des Ilyssus. Am dritten Tage fanden musikalische und poetische Wettkämpfe im Odeon statt; sie waren erst seit Perikles hinzugefügt, doch hatte schon Hipparch, der Sohn des Pisistratus, den Vortrag homerischer Gesänge durch Rhapsodisten angeordnet. Die Gegenstände der Gesänge waren vorgeschrieben, bei den P. Preisgesänge auf Harmodius und Aristogiton. Außerdem waren Wettstreite zur Cither und Flöte und in dramatischen Spielen. Bei allen diesen Wettkämpfen waren zehn, aus den verschiedenen zehn Stämmen Attikas, auf 4 Jahre gewählte Athlotheten die Vorsitzer und theilten die Preise aus, welche immer in einem Olivenzweige von den der Minerva heiligen Oliven und in einem Salbgefäß mit Oel bestanden. Den Beschluß machte ein prächtiges Opfer und Gastmahl. Die großen P., eigentlich dieselben mit den kleinen, unterscheiden sich nur durch die alle fünf Jahre wiederkehrende größere Feierlichkeit. An diesem nämlich war noch ein feierlicher Aufzug athenischer Bürger aus allen Klassen und zur Repräsentation jedes Alters ausgewählt, unter Begleitung von Musikern, Rhapsoden und Tänzern. Der Zweck dieses Aufzuges war, den heiligen Peplos (Gewand der Minerva), auf welchem die Thaten der Götter, besonders der Titanenkampf in zierlicher Stickerei dargestellt waren, auf einem durch künstliche Maschinerie über den Boden hingleitenden Schiffe auf die Akropolis zu tragen, wo die Statue der Göttin damit bekleidet wurde. Unter den Namen Panathenaikos besitzen wir noch von Isokrates (s. d.) eine schon im Alterthume vielgepriesene Lobrede auf Athene. Eine Schilderung des Festes geben K. Hoffmann in seiner

Schrift „Panathenaikos“ (Kassel 1835) und H. A. Müller in den „Panathenaica“ (Bonn 1837).

Panckoucke, André Jos., der Stammvater einer berühmten und gelehrten französischen Buchhändlerfamilie, wurde zu Lille 1700 geboren und starb daselbst am 17. Juli 1753. Neben seinen Geschäften als Buchhändler war er auch als Schriftsteller thätig. Da er zu frei schrieb, machte ihm sein Beichtvater namentlich wegen seiner Schrift „Usage de la raison“ (Lille 1753) ein christliches Begräbniß streitig. — Sein Sohn Charl. Jos. P., geb. zu Lille am 26. Nov. 1736, ein lebhafter, geistreicher Kopf, verließ seine Vaterstadt, die ihm für seine großen Entwürfe nicht Raum genug zu geben schien und ging in seinem 28. Jahre nach Paris, wo er in seinem Hause die ausgezeichnetsten Schriftsteller versammelte. Er schrieb Einiges und erhielt dann den Verlag des „Mercure de France“, der sich durch seine Bemühungen sowie dadurch, daß er mehrere Zeitschriften nach und nach darin aufnahm, in dem Grade hob, daß er an 15,000 Abonnenten zählte. In seinem Verlage erschienen Buffons Werke, die große Sammlung von Reisen und das große französische „Vocabulaire“; auch unternahm er, nachdem er die Herausgabe von Voltaires Werken Beaumarchais überlassen, 1782 die Fortsetzung der noch nicht beendigten „Encyclopédie méthodique“, eines Riesenwerks, das die Diderot'sche Encyklopädie ersetzen sollte und woran die ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller arbeiteten. Er schrieb die „Grammaire raisonnée“ (Par. 1795) und faßte auch die erste Idee zum „Moniteur“, dessen Verlag noch gegenwärtig Eigenthum seiner Familie ist. Er starb am 19. Dec. 1799. — Sein Sohn Charl. Louis Fleury P., geb. zu Paris am 26. Dec. 1780, war gleichfalls Schriftsteller und Verleger mehrerer großartiger Werke, unter denen wir nur das „Dictionnaire des sciences médicales“, die „Victoires et conquêtes des armées franç.“, die „Description de l'Egypte“ und die „Bibliothèque franç.-lat.“ nennen, eine Sammlung römischer Classiker mit französischer Uebersetzung, die aber bei aller ihrer Kostbarkeit kein günstiges Zeichen für den Zustand der französischen Philologie ablegt. Von seinen eigenen Schriften erwähnen wir den „Essai sur l'exposition, la prison et la peine de mort“, eine beredte Schrift gegen die Ausstellungen am Pranger und die Todesstrafe; die Uebersetzung der Werke des Tacitus für seine „Bibliothèque“ und die „Voyage pittoresque aux îles Hébrides etc.“ (mit 25 von ihm selbst gezeichneten Kupfern.). — Er starb zu Paris am 11. Juli 1844. — Sein Sohn Ernest P. hat die Horazischen Werke für die „Bibliothèque“ übersetzt und seine Gattin übersetzte mehrere Gedichte Goethe's (1825).

Pancratius war ein Märtyrer, der zur Zeit Diocletians oder Galliens um 294 hingerichtet wurde. Der ihm heilige Tag ist der 12. Mai, der noch im Munde des Volks lebt, weil man annimmt, daß nach diesem Tag die Nachtfröste ausbleiben. Bekannt ist die Anekdote von Friedrich d. Gr., der seinem Gärtner in Sanssouci einst befohlen hatte, die Orangerie vor dem 12. Mai aus den Gewächshäusern ins Freie zu bringen und dort übernachten zu lassen. Der Gärtner widersprach, weil noch nicht Pancratius und Servatius gewesen sei; mußte aber gehorchen, und in der Nacht des Pancratius erfror ein großer Theil. Friedrich soll darauf zum Gärtner gesagt haben: Ei, ei, sein Pancratius ist ein strenger Regent.

Pandämonium (griech.) nannte man in späterer Zeit sowohl den allgemeinen Tempel für die Halbgötter oder Dämonen (s. d.), als auch den Inbegriff aller übermenschlichen Wesen, besonders der bösen Geister und vorzugsweise das Reich des Satan.

Pandaros, des Lykaon Sohn, aus Lykien, zog als trefflicher Bogenschütze, dem Apollo, der Fernhintreffende, selbst Pfeil und Bogen gegeben, an der Spitze der Einwohner aus Zelea am Fuße des Ida nach Troja gegen die Griechen. Aus Furcht vor Mangel an Futter kam er ohne Streitwagen und Rosse. Die Troer und Griechen hatten einen Vertrag zur friedlichen Ausgleichung geschlossen, als P. getrieben von Pallas Athene, die die Gestalt des ihm bekannten Laodokos angenommen hatte, den Menelaos durch einen Pfeil verwundete und dadurch den Krieg von Neuem entzündete. Er hatte den Muth, sogar gegen

den mächtigen Kämpfer Diomedes aufzutreten und verwundete ihn in die Schulter. Vereint mit dem Aeneas wollte er denselben erlegen, wurde aber von Diomedes getödtet. Ein anderer P., Sohn des Alkanor und Bruder des Bitias, begleitete den Aeneas nach Italien und wurde von dem Rutulerfürsten Turnus im troischen Lager erlegt.

Pandekten oder Digesten ist der Titel einer von Justinian veranstalteten Compilation aus den ältern Werken römischer juristischer Schriftsteller, welche den wichtigsten Theil der gesetzgebenden Reform jenes Kaisers ausmacht. Es sollte aus diesen ältern Schriftstellern alles Brauchbare ausgezogen, in eine gewisse Ordnung gebracht, dabei jede abweichende Meinung entfernt und nun keine andere Autorität als die in dieser Sammlung enthaltene mehr in den Gerichten anerkannt werden. Zu dieser großen Arbeit hatte Justinian 17 Männer auserlesen, unter denen Tribonianus (s. d.) den Vorsitz führte. Ihr Werk wurde am 16. Dec. 533 mit gesetzlicher Autorität bekannt gemacht; sie hatten 39 verschiedene Schriftsteller benutzt, wovon der älteste noch in das Zeitalter Cicero's fällt, die meisten andern vor Alexander Severus gelebt hatten. Die Zahl der Bücher, welche sie durchlesen, wird auf nahe an 2000, die Zahl der Sätze (Paragraphen) auf 310,000 angegeben. Das ganze ist in 50 Bücher (7 Theile), diese sind in Titel und die Titel in Excerpte (Gesetze oder Fragmente) geordnet.

Pandemos, griechischer, dem lateinischen Vulgivaga entsprechender Beiname der gemeinen, sinnlichen Venus, im Gegensatz der Venus Urania. Auch hieß so die volkvereinende Aphrodite, deren Verehrung zugleich mit der Peitho, Theseus in Athen eingeführt haben soll, als er die verschiedenen Flecken der Landschaft zu einem städtischen Ganzen verband. Auch in Theben und Megalopolis in Arkadien wurde die Pandemos verehrt.

Pandora, die Allbegabte, welcher bei der allgemeinen Theilung der Welt von den sämmtlichen Olympiern eigene Gaben verliehen waren, alle heilbringend für die Sterblichen. Sie verband mit allen Reizen körperlicher Schönheit, wie Homer sich ausdrückt, dreiste Gesinnung und bethörende Schönheit. Zu diesen Eigenschaften erhielt sie noch vom Zeus ein Faß, worin aller Jammer und Trübsal für die Menschen eingeschlossen war. So ausgerüstet führte sie Hermes, auf Befehl des Zeus, dem Epimetheus (Symbol menschlicher Thorheit) als Gemahlin zu; obgleich dieser von seinem jüngern Bruder Prometheus (Symbol besonnener Klugheit) gewarnt wurde, nie ein Geschenk von Zeus anzunehmen, so vermochte er den Reizen der Holden doch nicht zu widerstehen, er heirathete die P. und Zeus erreichte seine Absicht; denn P. öffnete jetzt den Deckel des Fasses und Jammer und Trübsal ohn' Ende strömte aus demselben auf die Menschen herab; nur allein die Hoffnung blieb in demselben. P. war von Epimetheus Mutter der Pyrrha, des Deukalion Gemahlin.

Pandroseum hieß das Heiligthum der Pandrosos (s. d.), welches auf der Akropolis von Athen um 410 v. Chr. errichtet wurde und zum Bereiche des Erechtheums oder Erechtheustempels gehörte. Dasselbe enthielt den heiligen Oelbaum der Athene und das älteste Holzbild derselben, daher sich die Erinnerung an die frühesten und gefeiertsten Mythen oder Mysterien daran knüpft.

Pandrosos, die Tochter des Kekrops und der Aglauros, eine Schwester des Erysichthon, der Herse und Aglauros, wurde zu Athen verehrt und ihr hier das Pandroseum (s. d.) errichtet.

Panduren, kriegswissenschaftlich eine Art leichter Fußsoldaten des österreichischen Heeres, die ihren Namen von Pandur führen, einem Dorfe Niederungarns, Herrschaft Pakracz, slavonisches Provinzial, dessen nachbarliche Gebirge sie einst bewohnten, mit Mänteln, ungarischen Beinkleidern, Mützen bekleidet und mit langen Flinten, ungarischen Säbeln, zwei türkischen Messern und zwei Pistolen im Gürtel bewaffnet sind. Sie waren früher unregelmäßige Krieger, erschienen zuerst als solche in Deutschland, im spanischen, später im österreichischen Erbfolge- und im 7jährigen Kriege und hinterließen überall häßliche Spuren von Grausamkeit und Raubsucht. Ihr Hauptmann, Harun Pascha genannt,

war 1741 der Oberst von Trenk, damals Besitzer der Herrschaft Pakracz. Jetzt bilden sie regelmäßige Krieger und mit den Kroaten unter einem Namen verschmolzen die Granitzen, die Grenzsoldaten gegen die Türkei.

Panegyrikus ist eine Lobschrift, welche, selbst mit Aufopferung der Wahrheit, eine Person oder Thatsache in einem recht glänzenden Lichte zeigen soll; daher ist panegyrisch lobrednerisch und Panegyrist Lobredner. Aus dem Alterthum sind berühmt der P. des Isokrates und der des jüngern Plinius, eigentlich eine Dankschrift an den Trajan für Ertheilung der consularischen Würde. Etwas Aehnliches haben die Franzosen in ihren Eloges (s. d.).

Panegyris ist eine Opfer- und Festgemeinschaft. Das griechische Volk war schon im heroischen Zeitalter in eine Menge einzelner Bestandtheile, in kleine Districte und von einander unabhängige Genossenschaften auseinander getreten, daß dadurch an eine Gesammtheit griechischer Stämme und Städte nicht zu denken gewesen wäre, wenn nicht zu der natürlichen Vereinzelung der hellenischen Landschaften der Trieb zu freundschaftlicher Geselligkeit gekommen wäre. Das sind die Opfer- und Festgemeinschaften, Panegyreis, zu denen sich eigentlich nur die zur Verwandtschaft Gehörigen versammelten. Dazu gesellte sich frühzeitig das Religiöse. Zu solchen uralten Festvereinen gehören die zu Onchestos, von Kalauria und die Panegyris auf dem Isthmos. Solche Vereine wurden in der Folge vermehrt und auf die ganze Nation ausgedehnt. In denselben war Lust und Religion nach griechischer Weise auf das Innigste verbunden. Allgemein gehörte den Hellenen, sagt Wachsmuth, das ungemein fruchtbare und wahrhaft aus himmlischer Gabe sprossende Talent, mit Sang, Tanz und Spiel das Leben zu erquicken, und so wie daher die hellenischen Symposien die würzigsten der Welt gewesen sind, so in größerem und edlerem Kreise jenes Volkes Feste die belebtesten und heitersten, und gleich groß dabei die Neigung, durch wogende Masse der Theilnehmer die Lust zu steigern, als durch geistige Aufregung ihr Kern und Gehalt zu geben. Hiermit war verknüpft die Geistesanlage, in der Richtung auf das Schöne gegenseitig einander anzuerkennen und zu ehren, der Sinn, darin vorzugsweise das Volksverwandte zu suchen und darin einen Werth und Vorzug des Hellenischen geltend zu machen. Beides vereint herrschte im Cultus vor; das religiöse Gefühl äußerte sich am liebsten froh und in schönen Darstellungen und dies führte wiederum auf Bildung von Festkreisen zum Genuß und zur Schau. Damit war mancherlei politischer Verkehr, Markt, Ehegenossenschaften und Gemeinschaft des Bürgerthums verbunden. Solcher Art Panegyreis waren die Amarynthia auf Euböa, die Delia für die kykladischen Inseln, die Apaturia der Jonier in Asien, die Triopia der sechs dorischen Städte Halikarnassos, Knidos, Kos, Jalysos, Kameiros, Lindos; ferner die Panegyreis der ozolischen Lokrer bei Rhion, der Mantineer und Orchomenier beim Tempel der Artemis Limnatis, der triphylischen Minyer bei dem Samikon, der Italioten beim Tempel der Here Lakinia; dann die Panathenäen, Eleusinien, Herakleia, die Gerästia, die Delia und eine Menge andere, die nicht angeführt werden können. Unter allen sind aber die vorzüglichsten und feierlichsten die bekannten olympischen Spiele, an denen alle Hellenen Theil nahmen, und die mehrere Tage dauernd dem Hellenen Gelegenheit gaben, Jeder seine Kunst vor dem versammelten Volke zu zeigen. Ihnen nachstehend, aber von gleicher Ausdehnung waren die nemeischen und isthmischen Spiele, und die vom delphischen Gott ausgegangenen pythischen, an denen außer den Hellenen auch Aegypter, Lyder und Etrusker Theil nehmen durften; sonst waren die Barbaren überall ausgeschlossen. Für Jeden dieser Festgemeinschaft galt das Gesetz, daß durch Blutschuld und grobe Verbrechen Befleckte und Gebrandmarkte ausgeschlossen seien. Während des Festes hörte jede Feindseligkeit auf, selbst der Ort war befriedet, ja Elis wurde jederzeit für ein heiliges Land angesehen, auf dem ein ewiger Landfrieden weile, damit des hellenischen Gottes Zeus Ruhe nicht durch Blut oder sonstigen Frevel gestört und seine Heiligkeit entweiht werde. Mit den Fest- und Opfergemeinschaften sind Gaugenossenschaften, die unter einem Bundesrath standen, Amphiktyonien und gastliche Befreundungen verwandt und von ähnlichem Erfolg für die Vereinigung der aus einander getretenen griechischen Staaten. Aehn-

liche Verbindungen kommen bei den italischen Völkerschaften und den Germanen in ältester Zeit vor.

Panharmonikon, ein durch den kaiserlich österreichischen Hofkammermaschinist Mälzl in Wien erfundenes Tonwerkzeug, das innerlich, wie die Spieluhren aus Walzen bestehend, durch Gewichte in Bewegung gesetzt wird, mehrere Blasinstrumente spielt und durch sein ausdrucksvolles Forte und Piano, durch seine Bestimmtheit in den Tönen und seinen mannigfaltigen Zungenschlag gerechte Bewunderung verdient.

Panier, s. Banner.

Panin, Nikita Iwanowitsch, Graf von, kaiserlich russischer Staatsminister, ein berühmter Staatsmann, wurde 1718 zu Petersburg geboren, sehr jung Soldat der Garde, dann Kammerherr, 1747 bevollmächtigter Minister und als solcher nach Kopenhagen und 1749 nach Stockholm gesandt. Nach seiner Rückkehr zum Gouverneur des Großfürsten, nachherigen Kaisers, Paul Petrowitsch, ernannt, erhob ihn Katharina II. bei ihrer Thronbesteigung 1762 zur Staatsministerwürde, welche er bis zu seinem Tode 1783 trotz vieler Versuche ihn zu stürzen behauptete. Er war ein Mann von sanftem Gemüth, großer Thätigkeit, Urtheilskraft, Menschenkenntniß und Ueberredungskunst, von gründlichen Kenntnissen im Staatssache und hatte als Staatsmann den edlen Grundsatz: der Staat müsse stets seine Würde ohne Schadenzufügung Anderer, ohne List und Verstellung, die unwürdige Waffen eines mächtigen Reiches wären, zu behaupten wissen. Seine rühmlichsten Thaten sind: mächtige Einwirkung auf die glückliche Führung des durch die polnischen Unruhen veranlaßten Türkenkrieges; der Tausch des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu Gunsten der jüngern Linie Holstein-Gottorp 1773; der 1774 zu Kutschuk Kainardgé mit der Türkei abgeschlossene Friede, in welchem Rußland außer andern Vortheilen das Land zwischen dem Dnepr und Bog mit Asow gewann; die Beschleunigung des Teschner Friedens im Interesse Preußens 1779; die bewaffnete nordische Neutralität, 1780 gegen Englands Streben nach der Herrschaft auf den Meeren gestiftet.

Panisbrief, Brodbrief, hieß ehemals ein von den deutschen Kaisern ausgestelltes Schreiben, welches diese einer alten, oder verdienstvollen, oder hülfsbedürftigen Person, der sie wohlwollten, übergaben und worin sie dieselbe an ein Kloster oder Stift, bei denen die Kaiser dieses Recht besaßen, zur lebenslänglichen Versorgung wiesen. Nachdem dieses Recht mehrere Jahrhunderte nicht geübt worden war, kam es wieder unter Kaiser Joseph II. in Ausübung.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Pannartz, Arnold, einer der Gehülfen Faust's und Schöffer's, welche bei der Erstürmung von Mainz durch Adolf von Nassau in der Nacht vom 27. zum 28. Oct. 1462 sich nach allen Himmelsgegenden hin zerstreuten und die Buchdruckerei, die bisher als ein Geheimniß behandelt worden war, in andere Länder und Städte verbreiteten. Pannartz ging mit Konr. Sweynheym nach Italien und sie errichteten in dem nahe bei Rom gelegenen Kloster Subiaco unter dem Schutze des Papstes Paul's II. gemeinschaftlich die erste Druckerei in Italien, welche von 1764—67 bestand. Sie druckten den Donat (ohne Ort und Jahr), von dem aber kein Blatt auf unsere Zeit gekommen ist, den Lactantius von 1465, und in demselben Jahre Cicero's Schrift „De officiis", in der sich zuerst griechische Schrift findet, sowie 1466 des Augustinus Schrift „De civitate Dei". Noch in demselben Jahre wurden sie von den Marchesen Pietro und Francesco de Maximis nach Rom berufen, wo ihnen diese Beschützer der neuen und bewunderten Kunst in ihrem eigenen Hause ein Asyl eröffneten. Der Ruhm die ersten Drucker in Rom gewesen zu sein, ward aber nicht den beiden Genannten, sondern dem Ulrich Han, aus Wien oder Ingolstadt gebürtig. Mit diesem wetteiferten nun P. und Sweynheym und aus ihren Pressen gingen für jene Zeit schön gedruckt, Cicero's „Epistolae" (1467), sowie nach und nach die Werke von Livius, Cäsar, Virgil, Strabo, Quinctilian, Apulejus u. s. w. hervor, überhaupt lieferten aber sie in einem Zeitraume von 7 Jahren 12,460 Bände. Nichtsdestoweniger

scheinen Beide doch in Armuth verfallen zu sein, wie aus einem noch erhaltenen Briefe hervorgeht, in welchem sie den Papst Sixtus IV. um Unterstützung ersuchen. Sweynheym trennte sich um 1473 von P., vielleicht um sich der Kupferstecher- und Gravirkunst ausschließlich zu widmen. Er wurde der Erste, der Landkarten typographisch druckte, wie die erst nach seinem Tode erschienene erste Ausgabe des Ptolomäus zeigt. P. druckte bis 1476 allein fort.

Pannonien war nach der Angabe der alten Geographen und Historiker des Land der Päoner, der Bewohner des nördlichen Macedoniens, vom thracischen Hämus an bis zu den julischen Alpen. Nach und nach verbreiteten sich die Päoner in dem großen Winkel des Landes, den die cettischen Gebirge mit dem Danubius bilden. Die Grenzen sind erst sicher bestimmt, als P. zur römischen Provinz geworden war. Unter dem Kaiser Claudius umfaßte es das heutige Oberösterreich, den Unterwienerwald, Steiermark, ganz Niederungarn, Slavonien, Theile von Krain, Bosnien und Kroatien und wurde im Norden und Osten von der Donau und Obermösien, im Süden von Illyrien und im Westen von Noricum begrenzt. Die gewöhnliche Eintheilung war in Pannonia superior und inferior, oder occidentalis und orientalis, oder prima und secunda. Auch hieß das Uferland des Savus Savia oder Ripensis und der zwischen dem Dravus und Savus liegende Strich Interamnia; und im 4. Jahrhundert wurde ein Theil von Nieder-Pannonien vom Kaiser Galerius provincia Valeria genannt. Die Oberfläche des Landes ist wasserreich und höchst gebirgig. Seen: Peiso lacus (Balaton oder Plattensee) mit der deserta Boiorum; Ulcaea lacus. Flüsse: der Danubius (Donau), Arrabo (Raab), Muhrus (Muhls), Dravus und Savus (Drau und Sau) u. A. Gebirge: Ceti i montes (Kahlenberg), mons Albius ein Theil der julischen Alpen, mons Ocra zwischen Görtz und Laibach u. A. Neben dem allgemeinen Namen der von Päonern abstammenden Pannonier, die an die Stelle der vertriebenen oder unterjochten Taurisker und anderer bojischen Völkerschaften traten, nennen die alten Geographen noch eine Menge anderer Namen kleiner Völker, die in P. saßen. In dem Sturme barbarischer Völker gegen das demoralisirte Reich der Römer wurde auch P. von verschiedenen Volksstämmen abwechselnd eingenommen oder durchzogen. Die mächtigsten unter ihnen waren die Gepiden und Avaren. Den Letztern führte Karl der Große, der sein Reich bis an die Raab ausgedehnt hatte, das Christenthum zu, 806. Einige 80 Jahre später ergoß sich aber in P. ein neuer Völkerstrom, die Magyaren, die von finnischer oder kalmückischer Herkunft aus Asien unter ihrem Heerfürsten Arpad gegen 894 in P. eindrangen und dem Lande wahrscheinlich den jetzigen Namen Ungarn gaben. Das Uebrige s. unter Ungarn. Von einigen unter den römischen Imperatoren sehr wichtigen und blühenden Städten sind noch sehenswerthe Ruinen übrig, von Carnuntum zwischen Petronel und Deutsch-Altenburg bei Hainburg, dort hat auch die Legio XIV. gemina gelegen; römische Schanzen bei Chertobalus, dem jetzigen Karburg; Ruinen von Bassiana bei Dobrinezc; von Variana bei Kraljeva Velika; von Bregetio bei Szöny; dort war auch die 5. Cohorte oder Legio I. adiutrix zur Besatzung; von Cirpe bei dem Schlosse Vissegrad; von Crumerum bei Vadacz; von ad Vicesimum bei Nemes Vita, von Aeniminoum nahe bei Salankemen u. A.

Panofka, Theodor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wurde am 25. Febr. 1801 zu Breslau geboren, legte auf dem Friedrichsgymnasium daselbst unter Schaub den ersten Grund zu seinen Alterthumsstudien, die er seit Ostern 1819 auf der Universität Berlin fortsetzte; unternahm im Jahre 1822 seine erste italienische Reise über Wien nach Rom, wo er auf dem Capitol von einem Vereine von Alterthumsforschern eine Reihe Vorträge über die Dramen des Sophokles hielt, welche später die Veranlassung zur Gründung des archäologischen Instituts wurden; machte im Herbst 1824 eine Reise durch Sicilien mit dem Baron von Stackelberg und dem Legationsrath Kästner, ging dann nach Paris und habilitirte sich 1827 bei der Universität zu Berlin. Der Herzog von Blacas rief ihn zur Herausgabe seines Museums wieder nach Paris zurück; mit ihm besuchte er 1828 wieder Neapel, wo er in dem folgenden Winter die Ausgrabungen zu Nola leitete,

deren Resultat er im Kunstblatt mittheilte. Die Stellung P.'s zu dem Herzog von Blacas löste sich aber durch die Julirevolution 1830 wieder auf, indem der Herzog Frankreich freiwillig verließ. P. verweilte zwar noch in Paris und rettete namentlich durch seine bedeutenden Geldvorschüsse das daselbst von ihm gegründete archäologische Institut. Eine Brustkrankheit veranlaßte ihn 1834 das Bad Ems zu besuchen, worauf er nach Berlin zurückkehrte und 1836 zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und zum Directorial-Assistent der Sculpturengalerie des königl. Museums ernannt wurde. Im Jahre 1822 schrieb er die Inaugural-Dissertation „De rebus Samiorum", nach seiner Rückkehr aus Sicilien die „Lettera a. S. E. il duca di Serradifalco etc. sopra una inscrizione del teatro Siracusano" (Fiesole 1825); 1828 „Neapels Antiken" (Stuttgart); 1826 die Vasi de premio" (Heft 1, Florenz, mit 6 Kupfertafeln) und das „Museo Bartoldiano" (Berlin 1827); 1829 erschienen seine „Recherches sur les noms des vases grecs" und 1830 die beiden ersten Lieferungen des „Musée Blacas". P. hat besondern Antheil an dem von Ed. Gerhard herausgegebenen „Hyperboreisch-römischen Studien für Archäologie" (Bd. 1, Berl. 1833); sein Hauptwerk ist „Cabinet du comte de Pourtalis" (Paris 1834, Fol.). In den „Abhandlungen der königl. Akademie" wurden seine akademischen Vorlesungen abgedruckt: „Zeus und Aegina" (1836), „Argos Panoptes" (1837), „Von einer Anzahl alter Weihgeschenke und den Beziehungen ihrer Geber zu dem Orte ihrer Bestimmung" (1838) und „Ueber verlegene Mythen in Bezug auf die Antiken des königl. Museums" (1839).

Panopeus, der Sohn des Phokos und der Asteropeia und der Bruder des Krisos oder Klissos, begleitete den Amphitryon bei dem Zuge gegen die Teleboer und schwur, nichts von der Beute heimlich wegzunehmen. Aber er brach den Schwur und zur Strafe dafür wurde sein Sohn Epeios unkriegerisch. Er wird auch zu den kalydonischen Jägern gezählt und als Erbauer der Phokischen Stadt Panopeus genannt.

Panorama ist ein im Zirkelbogen aufgestelltes Gemälde, auf das von oben herab das Tageslicht fällt, und so naturgetreu erscheint, daß man glaubt, die Gegenstände in ihrer Wirklichkeit zu sehen. Da der Beschauer vom richtigen Standpunkte aus alle Gegenstände auf den im Zirkelbogen aufgestellten Gemälde nach allen Seiten hin übersieht, so hat man den Ausdruck P. mit Rundgemälde wiedergegeben. Den Wänden, worauf die Zeichnung aufgetragen wird, gibt man am besten die cylindrische Form; dieser Cylinder darf, um keinen zu eng bestimmten Standpunkt des Auges zu fordern und um die Illusion zu befördern, von nicht zu kleinem Durchmesser sein. Die Regeln, nach denen die Zeichnungen ausgeführt werden, sind leicht zu übersehen, wenn man nur weiß, wie verticale, horizontale und schiefe Linien darzustellen sind. Nach Vieth im zweiten Theile seines Lehrbuchs der physisch angewandten Mathematik hat ein irländischer Maler, Robert Barker, 1793 in London zuerst ein P. aufgestellt, welches die Gegend von Portsmuth und der Insel Wight darstellte. In Paris wurde es durch einen Amerikaner, Robert Fulton, bekannt, wurde hier von Einigen verbessert und später in allen großen Städten Europas nachgeahmt, auch auf Messen u. s. w. zur Ansicht dargeboten. Das erste P., das in Deutschland gezeigt wurde, ist das P. von London im Jahre 1800 gewesen. Das P. ist die täuschendste Art der perspectivischen Darstellung in Farbe und Licht. Eine andere Weise, eine möglichst naturgetreue Ansicht bei Gemälden zu erreichen, erfanden in Paris Bouton und Daguerre, indem sie ein Flachgemälde mit einer bestimmten Ansicht perspectivisch mit passender Beleuchtung so darstellten, daß der Beschauer die Gegenstände der Ansicht natürlich zu schauen vermeinte. Man nennt diese Art von gemalter Ansicht Diorama. — Wenn ein Gemälde das Innere eines Gebäudes, durch verschiedene Gruppen und durch Beleuchtung belebt, darstellt und dabei der Zuschauer im Innern dieser ganzen Ansicht seinen Standpunkt hat, so nennt man dies ein Neorama. Ein solches, die Peterskirche in Rom, wurde zuerst 1827 im Paris gezeigt. — Wenn sich beim Anschauen eines Gemäldes die Gruppirungen der Landschaft u. s. w. verändern, sobald der Zuschauer seinen Standpunkt ändert, so hat man ein Pleorama, wie es 1831 von Langhans in Breslau erfunden ist; bei seinem Pleorama ist der

Beschauer in einer beweglichen Barke. — Eine hohle Kugel, die eine Globuscharte sphärisch darstellt, heißt man ein Georama. Unter Kosmorama wird ein in Paris aufgestellter Schausaal verstanden, welcher mehrere 100 der merkwürdigsten Scenen enthält, welche durch besondere Vergrößerungsglastafeln die natürlichen Größenverhältnisse erhalten.

Panslawismus, d. i. das gemeinsame Bestreben aller slaw. Völkerschaften nach einem Ziele, nennt man gegenwärtig gewöhnlich das in der politischen Literatur, wie man sagt, durch russ. Einfluß hervorgerufene Bestreben, alle slaw. Völkerschaften unter russ. Oberhoheit zu vereinigen. Die berüchtigte „Pentarchie" machte in dieser Hinsicht die meiste Sensation. Auch zeigte man überall auf das Vorhandensein russ. Spione, russ. Emissare in Deutschland und in Frankreich, besonders aber in den von Slawen bewohnten Ländern hin und rechnete sogar die literarischen Verbindungen einzelner slaw. Gelehrten mit russ. Gelehrten dahin. Dann aber versteht man unter P. auch das Bestreben der slaw. Völkerschaften, einen einzigen Staat zu bilden, ob eine conföderirte Republik oder Monarchie, oder was sonst, läßt sich nicht ahnen, weil der ganze Plan, wenn er vorhanden wäre, bei der historischen, religiösen, socialen, politischen und industriellen Verschiedenheit der einzelnen slaw. Völkerschaften geradezu unausführbar wäre, wie dies sich besonders im Sommer des Jahres 1848 bei dem slawischen Congreß in Prag deutlich zeigte. Demungeachtet kann man die Idee nicht für den Popanz einiger exaltirten Phantasten anerkennen, wie man zuweilen vorgegeben hat. Unter den österr. Slawen bemühte man sich längere Zeit, dem P. nur die Bedeutung einer geistigen Vereinigung, eines literarischen Zusammenwirkens der verschiedenen slawischen Völkerschaften untereinander zu geben, damit auf diese Weise die in der Natur liegende und für die Zukunft unabweisliche Idee der Einheit aller Slawenvölker ebenso in das Bewußtsein derselben gebracht werde, wie dies bei den übrigen europäischen Völkern stattfindet. Da indeß diese Bedeutung sich nicht halten ließ, so hat man das so heftig angegriffene Wort fallen lassen und beginnt statt dessen den allgemein verständlichen Ausdruck „slaw. Idee" anzuwenden.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantalons ist der franz. Ausdruck für die im Gegensatze zu den weiten Pluderhosen, eng an das Bein sich anschließenden und bis auf die Füße herabgehenden Beinkleider, wie sie der Pantaleone in den ital. Masken (s. d.) trägt.

Pantheismus ist diejenige philosophische Lehre, welche von der an sich nichtigen Annahme, daß Gott Alles durchdringe und Alles in Gott sei, ausgehend das ganze Universum für eine Gottheit selbst hält. Diese Lehre ist, seit scharfsinnige Köpfe nach den letzten Principien des Weltlebens, nach den Ursachen der Weltschöpfung sowie dem Verhältniß zum Weltschöpfer geforscht haben, schon in den ältesten Zeiten mannichfach gestaltet und ausgebildet worden. Einige gingen von einer Art Dualismus aus und, indem sie eine doppelte aber getrennt nie vorhandene Wesenkette, ein leibliches und Seelensein zu sehen glaubten, schlossen daraus, die Welt sei Gottes Leib, Gott selbst sei die Seele. Diese Vorstellungsart ist eine anthropomorphistische, weil man die Begriffe vom Menschen auf die Wesenheit Gottes überträgt; und der P. heißt ein psychologischer. Andere dagegen lehrten, die ganze Welt zerfalle ihren innersten Eigenschaften und ihrem ganzen Wesen nach in zwei Theile, von denen der eine alles Wechselnde und somit Endliche, der andere das Immanente und unendliche Sein umfasse. Jenes nannte man Accidenz und dieses Substanz. Indem man ferner die Substanz als dasjenige definirte, was nur durch sich selbst und ohne des Begriffs von einem andern Dinge zu bedürfen, begriffen werden könne, kam man auf die Annahme einer Substanz, deren Sein ein unendliches und deren Eigenschaften unendliche Ausdehnung und unendliches Denken ist. Diese eine Substanz ist Gott, dem die Welt als zu ihm gehöriges Accidenz beigegeben wird. Diese Lehre wird ontologischer P. genannt und ist vorzüglich im Spinozismus ausgebildet. Aber auch dieser P., welcher ganz vortrefflich lehrt, Gott sei die Quelle alles Geschaffenen und in der Erkenntniß Gottes beruhe die Seligkeit des Erkennenden, hält in so fern keine Probe, als er sein Prinzip, das durch sich selbst sein der Substanz nicht erweist und also an der petitio principii leidet. Andere, die vor

dem Gedanken, die Beziehungen zwischen Gott und Welt zu erforschen, sich gleichsam entsetzten, schwemmten ihre ganze Vernunft durch einen Strom von Gefühlen und phantastischen Bildern aus, indem sie ohne alle Angabe von Gründen das Wesen Gottes als ein unmittelbares Sein in jedem Gegenstande zu haben meinten und deshalb den nämlichen Gegenstand an Gottes Stelle setzten und verehrten. Diese Lehre steht mit dem theologischen Mysticismus in engster Verbindung und kann, ungeachtet sie mit dem Polytheismus in den wesentlichsten Punkten übereinkommt, doch der mystische Pantheismus genannt werden. Alle Arten des Pantheismus nehmen eine Identität der Gottheit mit der Welt an. Es müßte also auch das Absolute dem Relativen gleich sein. Aber die Schöpfung oder das in sich selbst Wirkliche ist nur ein Ausfluß des Urwirklichen, des Absoluten, der Gottheit. So wenig wie Ursache und Wirkung einerlei sind, eben so wenig ist Werk und Werkmeister einerlei. Es folgt ferner aus der Identität der Gottheit mit der Welt, daß Gott denselben Gesetzen, denen die in die Erscheinung getretene Welt und die Materie mit ihren Kräften folgt, unterworfen ist; es wird die Gottheit eine anthropomorphistische, die Freude und Schmerz empfindet, und in der Veränderung der Körperwelt, im Entstehen und Vergehen der Weltkörper Glieder seines innersten Wesens verliert und reproducirt. Die Immanenz und Absolutität des göttlichen Wesens wird vernichtet, und ein Element des Polytheismus, nach dessen Vorstellung die Götterwelt den Gesetzen der Sinnenwelt anheim fällt, wird im Pantheismus ausgebildet. Wäre Gott und Welt, Relatives und Absolutes, Schöpfer und Geschaffenes identisch, so gäbe es kein moralisches Selbstbewußtsein, weil es keinen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen gäbe, insofern alles, was geschieht, als unmittelbarer Ausfluß der Gottheit zu betrachten wäre; selbst was die Willkür und Laune ausführt, wäre göttliche That und eine göttliche Selbstbestimmung, oder eine fatalistische Nothwendigkeit, wie sie in den polytheistischen Systemen kaum gefunden wird. Die neueste Zeit hat eine Seite dieses fatalistischen Pantheismus weiter ausgebildet oder anders modificirt und verhüllt. Was ist, das ist als solches vernünftig. So lehrt man, und hat Recht, wenn man Vernünftigkeit in dem Sinne einer nothwendigen Causalität nimmt. Wenn man aber jede Ursächlichkeit auf die Gottheit zurückbezieht, mithin das Einzelne als Ausfluß Gottes betrachtet, so wird man jenen Satz auch ausdrücken müssen: Alles was ist, ist als solches an und für sich göttlich. Dadurch wird nicht blos alle Freiheit aufgehoben, indem ja nur die Gottheit agirt, sondern es verschwindet auch das moralische Bewußtsein und der Unterschied zwischen Gutem und Bösem. Die neueste Philosophie von Schelling, Schlegel, Hegel u. a. ist in diesem Sinne spinozistisch und pantheistisch.

Pantheon war ein Tempel für alle Götter, ein Heiligthum Allergötter, das Wort nach dem deutschen Ausdruck Allerheiligen gebildet. Unter den vielen Tempeln dieser Art stand einer in Rom, von Agrippa erbaut und allen Göttern als Pantheon geweiht. Dieser war rund und das Licht fiel von der gewölbten Decke durch eine große Oeffnung herein. Unter den meisterhaft schönen Statuen, die Konstantin meistens nach Konstantinopel führte, soll auch ein Venus gewesen sein, welche die Hälfte der Perle zum Ohrschmuck hatte, deren andere Hälfte in Essig aufgelöst die lüsterne Kleopatra getrunken hatte. Der Porticus enthält 16 Säulen aus morgenländischem Granit, jede 15 Fuß im Umfange. Der Giebel ruht auf 8 korinthischen Säulen. Das Innere des Tempels mißt 137 Fuß Weite, die halbkugliche Lichtöffnung in der Decke 27 Fuß im Durchmesser. Die Mauern sind von gebrannten Steinen, die Balken waren aus Metall, das Dach theils aus Metall, theils aus Silber, das aber schon Konstantin abnahm und damit seine Wohnstadt schmückte. Der Papst Bonifacius IV. bat sich von Phokas das erhabene Gebäude, den schönsten Ueberrest altrömischer Herrlichkeit, 607 aus, warf alle noch übrigen Kunstwerke der Alten heraus, fegte das Heidenthum gehörig mit Weihwasser, sorgte für Altäre und Reliquien und widmete das Pantheon der Madonna, als der Mutter aller Heiligen. So hat man doch wenigstens eine Uebersetzung und ein analoges Bild von dem Pantheon, das nach der christlichen Metamorphose S. Maria Rotonda heißt.

Panther ist der Name verschiedener, theils im Rauchwaarenhandel, theils von unwissenschaftlichen Reisenden verwechselter Arten großer Katzen. Der Panther der Zoologen, gleichbedeutend mit Ozelot (Felis pardalis), mißt ohne den 15 Zoll langen Schwanz 3 Fuß und ist ein schönes Thier, welches vom nördlichen Brasilien an durch Mittelamerika bis Luisiana und Arkansas lebt. Sein röthlichgelb gefärbtes Fell ist mit Längsreihen großer, gesonderter, schwarzer Flecken gezeichnet, hat am Kopf und Nacken schwarze Längsstreifen und unterscheidet sich daher vom Tiger, mit dem er zuweilen verwechselt wird, äußerlich sehr wesentlich. Eine ähnliche, aber in Sammlungen überaus seltene Art, der Parder (Felis Pardus), lebt auf Java und Sumatra. In Nordamerika nennen Jäger den Cuguar (amerik. Löwen, Puma oder Felis concolor) ebenfalls Panther.

Pantomime ist ein griechischer aber wahrscheinlich in Italien zuerst gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung gewisser dramatischen Darstellungen, in denen der Akteur den Charakter, den er zu spielen übernommen hat, nicht durch Sprache und Gesang, sondern lediglich durch Gestikulation, Stellung, Tanz und künstlerische Gliederungen des Körpers darstellt. In dieser Hinsicht heißt Pantomime ein Stück, in welchem ein pantomimischer Künstler auftritt und einen Charakter darstellt ohne die Rede und den Gesang zu Hilfe zu nehmen; oder der Künstler selbst trägt diesen Namen; oder man versteht darunter das Stück und den Akteur zugleich, völlig eben so, wie es bei den Mimen ist, die bald das Stück, bald den Akteur, bald beides zugleich bezeichnen. Es ist aber zwischen Mimen und Pantomimen ein wesentlicher Unterschied. Der Mimus trat im Theater und außerhalb desselben auf, er bezweckte in seinen Monodramen hauptsächlich burleske Darstellung niedrig komischer Charaktere und Leidenschaften. Dabei wurde gesprochen. Es sind hier und da noch einige Bruchstücke mimischer Dramen, wie des Decimus Laberius bei Macrobius, 2, 7 erwähnte. Dagegen entäußerte sich der Pantomim der Sprache und des bei den Alten mit dem Drama innig verbundenen Gesanges ganz und gar, weil er den Charakter blos durch körperlichen Ausdruck darzustellen suchte. Während der Mimus ungeachtet würdigerer Versuche einzelner Dichter in Rom eine bloße Possenreißerei war, bei der es auf Erschütterung des Zwerchfelles der Zuhörer abgesehen war, erhob sich bald der Pantomim zu einem Theile der schönen Kunst. Anfänglich gab man nur Scenen, dann ganze Akte aus Stücken, deren Stoff aus der Götter- und Heroengeschichte oder aus der vaterländischen Historie entlehnt war. Es kam auch vor, daß der Akteur den Zuschauern vorher ankündigte, was er spielen würde. Im Augusteischen Zeitalter hatten sich einige Künstler so sehr ausgebildet, daß sie ganze Stücke pantomimisch darstellten und dadurch die Römer bis zum Enthusiasmus hinrissen. Cicero rühmt die Kunst seines Freundes Roscius, Andere erzählen, durch Hylas, Pylades und Bathyllus sei diese Kunst in das Reich des wahrhaft Schönen gehoben worden. Wenn glaubhafte Schriftsteller berichten, die ungemein große Liebe der Römer zu den Pantomimen habe zu Faktionen und staatsgefährlichen Unruhen Anlaß gegeben, so erlaubt diese Notiz wohl einen Rückschluß auf den Inhalt der Stücke. Von den früherhin gewöhnlichen Süjets, die man aus der ältesten Geschichte und aus der Mythe entlehnte, ging man ab und stellte wahrscheinlich, mehr oder weniger verhüllt, Charaktere aus der Gegenwart dar. Selbst der Mimus hatte sich, wie aus dem Fragment des erwähnten Laberius ersichtlich ist, schon die Freiheit genommen, politische Seitenblicke zu thun und selbst die Mächtigsten, wie den Julius Cäsar nicht unangetastet zu lassen. Was sogar in dem Minus wegen des darin gebrauchten Wortes, von dem sich kein Jota rauben läßt, weniger häufig geschehen konnte, das konnte der Pantomim mit mehr Freiheit anwenden, weil er blos durch die Bewegungen und Stellungen seines Körpers sprach, die an sich mehrdeutig sind, als ein Wort, aber doch von dem Römer, in welchem damals die Liebe für die alte Republik noch nicht gänzlich erloschen war, vollständig verstanden wurde. Von dieser politischen Bedeutsamkeit der Pantomimen mag der Enthusiasmus der Römer für Darstellungen dieser Art weit geschickter und natürlicher abzuleiten sein, als von der angeblichen Vollkommenheit der Kunst. Bekanntlich gebrauchten die Römer bei dem Pantomim, wie die Griechen beim Ballismos, die Masken, die als nothwendiger Theil zum Costüm

des alten Drama gehörten. Waren nun auch die Masken des Pantomimen nicht so häßlich und unnatürlich wie die der Histrionen, da der Mund der Maske natürlich geformt war und des Schallloches nicht bedurfte, so war doch das Gesicht des Akteurs über und über bedeckt, so daß das in der schönen Kunstmimik unerläßliche Mienenspiel, der geistige und Seelenausdruck auf dem Antlitz des Spielers durchaus verloren ging. In den fast maßlosen Theatern der Alten mochte der Zuschauer, der auf den hintersten Bänken saß, das Mienenspiel des Akteurs wenig oder gar nicht vermissen, weil er zu entfernt war, als daß er es hätte deutlich sehen können, aber ein guter Theil und zwar, nach der damaligen Abtheilung des Raumes, die Angesehensten des Staates saßen der Bühne so nahe, daß sie auch den Ausdruck der Mienen nicht undeutlich bemerken konnten. Wenn also dieses Mangels in der Mimik und Pantomimik der Alten ungeachtet die Vollendung und Kunst derselben gepriesen wird, so sollte man dies nur im Verhältniß zur damaligen Zeit, aber nicht im Vergleich zu der Kunst der Neuern glauben, bei denen das Geberdenspiel bis zur Kunst ausgebildet ist. Dagegen überragen uns die Alten durch die in ihren gymnastischen Uebungen errungene Meisterschaft der Beweglichkeit, schönen Gliederung und Schwungkraft des Körpers, auf dessen Ausbildung zunächst alle Sorgfalt von Seiten der Religion und religiösen mit Tanz verbundenen Gebräuche des Staates und des häuslichen Lebens gerichtet war. Schönheit des Körpers war die Blume des menschlichen Wesens: im schönen Körper, sagten die Alten, wohne eine schöne Seele. Das Ideale erschien in sinnlicher Hülle und wurde verkörpert; die Seele erschien um des Körpers willen. Die moderne Weltanschauung verfährt umgekehrt und sucht, damit Alles zur Idee und zur Geistigkeit erhoben und durchläutert werde, sich des Körperlichen zu entäußern, und der Körper erscheint um der Seele willen, um sie zu offenbaren und ihre Träger zu sein: Von dieser Anschauung ausgegangen, konnten die Alten bei dem aus dem Mark des Lebens, aus der materiellen Religion aufgewachsenen Drama, sogar bei der Pantomimik jenes Spiels, worin sich die Seele und die ganze Strahlenkraft des Geistes wie des Ideellen überhaupt am deutlichsten offenbart, das Mienenspiel aufgeben und die Verhüllung des Antlitzes unter Masken, die nach unserer Vorstellung und nach dem Standpunkte der jetzigen Kunst nicht anders als höchst häßlich und für die Illusion störend sein müssen, wohl dulden. Ja, abgesehen von dem Mangel des Geberden- und Mienenspiels haben sie im Uebrigen eine weit höhere Vollendung errungen, als zum Theil die Neuern. Durch diese Fertigkeit der Alten, durch ihre vielfach gegliederte, rasche und schöne Bewegung des Körpers und vor Allem durch den ausnehmend künstlerischen Gebrauch der Hände in den Gesten (χειρονομία) so wie durch den wahrscheinlich politisch bedeutsamen Inhalt der Darstellung konnte der Pantomim im Zuschauer jene leidenschaftliche Liebe erwecken, von der die Schriftsteller einzelne Berichte gegeben haben. Der Enthusiasmus sei so weit gegangen, daß der Imperator Tiberius durch den Senat ein Edikt bekannt machen ließ, es solle kein Ritter mit einem Pantomim auf der Straße sprechen oder gehen, und kein Senator solle die pantomimischen Darstellungen besuchen. Caligula hob aus persönlicher, bis zur Ausschweifung gesteigerter Liebe zum Pantomimiker M. Lepidus Muester das Verbot wieder auf, andere Kaiser verjagten sie dagegen oder riefen sie, um sich beim Volke beliebt zu machen, wieder zurück. Es mag wohl sein, daß in der beispiellosen und allgemeinen Sittenlosigkeit der Römer auch der Pantomim an der Entartung und Ausschweifung in so fern Theil nahm, als er bis in die niedrigsten Obscönitäten herabstieg und der entnervten Wollust der Zuschauer neuen Reiz gewährte. Vergl. Nicol. Calliachius „Syntagma de mimis et pantomimis" (Padua 1713); Octav. Ferrarius „Dissert. de pantomimis" (Wolfenb. 1715); Engel's „Mimik"; Ziegler „De mimis Romanorum" (Gött. 1788); A de Forio „La mimica degli antichi investigata nel gestire Neapolitano" (Neap. 1832). Nach dem römischen Pantomimenspiel, wie es in Possen ausgeartet war, entstanden bei den Italienern die improvisirten pantomimischen Possenspiele, die auch in andern Ländern namentlich in Frankreich nachgeahmt wurden. Wie es bei den alten Römern Sitte gewesen war, daß Flötenspiel (tibiae dactylicae) den Pantomim begleitete und die Lebhaftigkeit wie Deutlich-

keit der verschiedenen in dieser Darstellung gewöhnlichen Tänze, wie den Tanz des Saturn, Jupiter, der Kyklopen, Nymphen u. s. w. verstärkte, so war auch in den italienischen Possenspiel musikalische Begleitung, die für das mit dem Geberden- und Mienenspiel im Pantomim abwechselnde Ballet nothwendig war. Es ist das die pantomimische Musik, deren Zweck ist, in einem Pantomim, Ballet und Melodrama die stummen Handlungen der Akteurs und deren Empfindungen zu verdeutlichen und auszudrücken. Der Erste, welcher dem Pantomim in der neuern Zeit höhere Vollendung gab, war der in Paris hernach als Balletmeister angestellte Johann Georg Noverre, der Voltaire's Semiramis als Pantomim aufs Theater brachte, und sein Schüler Galeotti zu Kopenhagen, der sogar den Macbeth und Romeo und Julie von Shakespeare pantomimisch darstellte. In dieser Pantomimik ward der Charakterzustand einer Person durch eine große Handlung hindurch dargestellt; Alles, was auf das Gemüth, auf das Empfindungs-, Anschauungs-, Betrachtungs- und Bestrebungsvermögen der darzustellenden Individualität Einfluß ausübt, muß wahr, deutlich, bestimmt und in möglichst ästhetischer Vollendung versinnlicht werden. Auf einen Theil der Pantomimik, auf Darstellung der Attitüden, verwandte die Engländerin Lady Hamilton, geborne Emma Lyon oder Harte, alle ihre geistige Kraft; sie beschränkte sich auf Vorstellungen antiker Statuen; gerühmt werden ihre Mnemosyne, Kleopatra, Agrippina, Nymphe, Bacchantin, die Niobe in fünf Vorstellungen. Die von den Engländern mit dem Namen der Imitation bezeichnete Kunst der Hamilton übertraf die deutsche Künstlerin Hendel-Schütz, welche einen ganzen von ihr selbst erfundenen Cyklus von Situationen und fortschreitenden Handlungen im Charakter des ägyptischen und griechischen Styls der Skulptur und der italienischen, niederländischen und altdeutschen Malerei durchführte und den man gleichsam eine Geschichte der antiken und modernen bildenden Kunst in lebenden Bildern nennen konnte. Ihre keineswegs glücklichen Nachahmer waren Seckendorf, Elise Bürger und Sophie Schröder.

Panvini, (Onofrio), lateinisch gewöhnlich Onuphrius Panvinius genannt, ein italienischer Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 1529 zu Verona, trat in den geistlichen Stand und erhielt 1554 eine Professur der Theologie zu Florenz. Nach einiger Zeit gab er seine öffentliche Thätigkeit auf, lebte zu Palermo den Wissenschaften und starb daselbst am 25. März 1568. Seine Schriften standen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit früher in großem Ansehn; wir nennen von ihnen die „Fasti et triumphi Romanorum" (Ven. 1588, Fol.); das „Chronicon ecclesiasticum" (Köln 1568, Fol., und Pad. 1681, Fol.); die „Pontificum rom. elogia et imagines" (Antw. 1572, Fol., und Köln 1624, 4.); das Werk „De ritu sepeliendi mortuos apud veteres christianos" (Rom 1581); ferner „De antiquitate et viris illustribus Veron." (Pad. 1648, Fol.) und „De comitiis imperatoriis" (Straßb. 1613), worin das Entstehen der Kurfürstenwürde in das Zeitalter des Kaisers Friedrich's II. versetzt wird. Außerdem finden sich von ihm viele Abhandlungen über römische Alterthümer im „Thesaurus antiquitatum rom." von Grävius.

Panyasis oder Panyassis, ein berühmter griechischer Dichter aus Halikarnassus, lebte um 464 v. Chr., war ein Zeitgenosse des Herodot, Aeschylus und Pindar und verfaßte unter dem Titel „Heraklea" ein großes episches Gedicht in 14 Gesängen, welches die Sage vom Herakles ihrem ganzen Umfange nach behandelte und sich in sprachlicher und metrischer Hinsicht ebenso wie durch seine Darstellung auszeichnete. Auch wird ihm ein anderes Gedicht im elegischen Versmaße, „Jonika" genannt, zugeschrieben. Nur von dem erstern sind noch mehrere Bruchstücke vorhanden, welche Tzschirner in „Panyasidis fragmenta" (Bresl. 1842, 4.) gesammelt hat. Vgl. Funcke „De Panyasidis vita ac poësi" (Bonn 1837).

Panzer, s. Harnisch.

Panzer Georg Wolfgang, einer der ersten deutschen Bibliographen, geb. am 16. März 1729 zu Sulzbach, wurde 1751 Landprediger zu Etzelwang, 1760 Diakonus an der Sebaldkirche und 1772 Schaffer oder Hauptpastor in Nürnberg, auch war er Auf-

seher der Stadtbibliothek und von 1789 an Vorsteher des Pegnitzer Blumenordens. Anfangs beschäftigte er sich nur mit der Geschichte der Bibelausgaben, zu welchem Behufe er auch eine ausgezeichnete Bibelsammlung zusammenbrachte, die er 1780 dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg überließ. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist der „Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Luther's von 1517—81" (Nürnb. 1783; mit neuem Titel und Zusätzen 1791). Daneben sammelte er Porträts berühmter Personen, von denen er auch ein Verzeichniß herausgab (Nürnb. 1790 und Supplemente von 1801). Endlich kam er auf eine Idee, durch deren gelungene Ausführung er der Pfleger eines der wichtigsten Zweige der Bibliographie geworden ist. Da nämlich Maittaire in seinen „Typographischen Annalen" die ältesten deutschen Drucke so gut wie ganz übergangen hatte, so veranlaßte dies P. zu den „Annalen der ältern deutschen Literatur" (Nürnb. 1788, 4), denen er Zusätze (Lpz. 1802, 4.) und einen zweiten Band (Nürnb. 1805, 4.) folgen ließ. Endlich versuchte er auch eine allgemeine Registratur aller bekannten Drucke seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1536 anzulegen, woraus die „Annales typographici" (11 Bde., 1793—1803, 4.) entstanden. Hier verzeichnete er die alten Drucke aller Länder und Sprachen chronologisch, zum großen Theil nach eigener Ansicht, in alphabetischer Folge der Druckorte, gab eine kurze aber genaue Charakteristik hinzu, nebst Angaben der Bibliotheken, in denen sie verwahrt, und der Werke, in denen sie beschrieben werden. Reiche Hülfsmittel für seine Arbeiten lieferten ihm theils die zahlreichen Bibliotheken seines Wohnorts, theils seine eigne kostbare und an Seltenheiten aller Art reiche, wie an Zahl starke Privatbibliothek. In seinem Amte machte er sich durch verständige Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes und durch Einführung der allgemeinen Beichte und eines neuen Gesangbuchs verdient. Er starb am 9. Juli 1804. — P. hatte zwei Söhne, Georg Wolfg. Franz P. und Joh. Friedr. Heinr. P. Der Erste, geb. 1755 zu Etzlwang, gest. als Landgerichtsphysikus zu Hersbruck 1829, war auf dem Gebiete der Insektenkunde und Botanik literarisch thätig. Der Zweite, geb. am 25. März 1764, gest. am 15. Nov. 1815 als Pfarrer zu Eltersdorf und Tennenlohe, besaß eine vielseitige gelehrte Bildung und lieferte gute Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeschichte.

Paoli, Pascal, bekannt als Kämpfer für die Freiheit seines Vaterlandes Corsica, wurde daselbst zu Poisino 1726 geboren. Von seinem Vater, Hyacinth P., der als General lange gegen Genua's Druck kämpfte, wurde er wie Hannibal von dem seinigen im Hasse gegen Rom, in dem gegen Genua erzogen und im 13. Jahre 1739 nach Neapel auf die Kriegsschule gebracht, um sich den Kriegswissenschaften zu widmen. Beim fortwährenden Kampfe seines Vaterlandes um Freiheit ging er 1755 nach Corsica, wo er als Generalcapitän an die Spitze des Heeres und der Regierung gestellt wurde, durch Klugheit und weise Gesetzgebung die innere Zerrüttung heilte und ein regelmäßiges Heer errichtete, mit dem er die Genueser aus dem Flachlande der Insel vertrieb und sie in die Seestädte sich zu werfen zwang. Nachdem er sich hierauf 1763 mit 600 Freiwilligen der befestigten Insel Caprara bemächtigt hatte, schuf er eine dem Handel Genua's bald sehr verderblich werdende Seemacht, weshalb sich dieses genöthigt sah, die Franzosen um Hilfe zu bitten. Frankreich erfüllte nur zu gern Genua's Wunsch und sandte 1764 6000 Krieger nach der Insel, die sich daselbst der festen Plätze bemächtigten und die Genueser auf das Flachland beschränkten, wo sie Paoli fortwährend schlug und so bedrängte, daß sie 1768 Corsica gänzlich verließen und an Frankreich abtraten. Paoli, welcher fühlte, daß es noch schimpflicher sei, einem Volke unterthänig zu sein, das mit dem seinigen durch Sitte und Sprache geschieden, munterte seine Corsen zum lebhaftesten Widerstande gegen die Franzosen auf, mußte aber, nachdem er sein Vaterland gegen 20,000 Franzosen vertheidigt hatte, der Uebermacht erliegen und 1769 als Flüchtling die Insel verlassen. In London fand er einen Zufluchtsort und weilte daselbst, bis ihn nach 20 Jahren die französische Nationalversammlung zur Rückkehr einlud und der König ihn 1790 zum Commandanten von Bastia, zum Departementspräfecten und Chef der Nationalgarde ernannte. Doch bald in

den Verdacht verfallen, die Befreiung seines Vaterlandes von Frankreich bewirken zu wollen und Verantwortung fürchtend, berief P. 1793 einen ihn zum Feldherrn des Heeres und zum Haupt der Regierung ernennenden Nationalrath, worauf ihn der französische Nationalconvent für einen Hochverräther und für vogelfrei erklärte. Als nun P. 1794 die Engländer um Hilfe bat, so erging es ihm mit diesen, wie Genua mit den Franzosen. Die Engländer vertrieben zwar die Franzosen, machten sich aber zu Herren der Insel und entzogen ihm fast allen Einfluß auf die Regierung. Schmerzlich getäuscht und auch bei seinen Corsen im Ansehen gesunken, begab er sich 1797 alles Antheils an den öffentlichen Geschäften und ging wieder nach England, wo er mit 2000 Pfd. Sterl. Jahrgehalt bis zu seinem Tode 1807 verweilte.

Paŏlo, von den Deutschen gewöhnlich Paul oder Pauliner genannt, ist eine von den Päpsten eingeführte italienische Silbermünze. Das ursprüngliche Gepräge zeigte im Avers das päpstliche Wappen. Der Werth des Paolo ist 10 Bajocchi; 95 Paoli gingen auf die feine Mark. Der Paoli ist noch gegenwärtig in den päpstlichen Staaten allgemein verbreitet. Viele tragen auch die Zahl 10 als Werthzeichen im Gepräge.

Päon ist zunächst gleichbedeutend mit Päan (s. d.); auch heißt so der Sohn des Poseidon und der Helle; und der Sohn des Endymion, ein Bruder des Epeios und Aetolos, der, nachdem er von diesen in einem Wettlauf um die Oberherrschaft besiegt worden war, nach Macedonien ging, wo ein Landstrich am Axios nach ihm Päonien genannt wurde.

Papa, das griechische pappas, d. i. Vater, war in der griechischen Kirche die Bezeichnung für alle, namentlich höhere Geistliche, und in solcher Weise wurde es auch bereits im 2. Jahrh. in der abendländischen Kirche gebraucht. Gegen Ende des 5. Jahrh. fing die letztere an, dem Bischof von Rom vorzugsweise den Titel papa beizulegen; indeß blieb derselbe noch bis ins 10. Jahrh. ein allgemeiner Ehrenname jedes Bischofs. Erst Gregor VII. machte 1075 papa zum ausschließenden Titel des römischen Bischofs. (S. Papst.)

Papagai, auch Papagay, Papagoy, Psittig, Sittich (Psittacus, franz. Perroquet genannt). Die Schnäbel dieser Vögel sind groß, hart, der Oberschnabel hakenförmig über den untern gebogen, an der Basis mit einer Haut umgeben, durch welche die Nasenlöcher gehen. Die Zunge ist dick, rund und fleischig, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, menschliche, auch thierische Stimmen oft täuschend nachzuahmen. Der Oberschnabel ist beweglich. Ihre Nahrung besteht in Früchten aller Art. Nach Linné bildeten sie die Ordnung der Leichtschnäbler (Levirostres), nach Cuvier gehören sie zur dritten Ordnung: Klettervögel (Scansores). Sie klettern gut, wobei sie Schnäbel und Füße geschickt brauchen. Ihrer Füße bedienen sie sich, wie die Affen der Hände. Es sind überhaupt possirliche Thiere, die unter den Vögeln das sind, was die Affen unter den Säugethieren. Man findet sie fast nur allein in der heißen Zone von Amerika, Asien und Afrika, auch in Neuholland gibt es einige. Von Natur haben sie eine unangenehme schneidende Stimme, sind aber fast alle mit sehr lebhaften Farben geschmückt. Einige haben ein sehr eingeschränktes Vaterland, indem sie nur auf einzelnen Inseln zu finden sind, denn ihre kurzen Flügel erlauben ihnen nicht, große Meeresstrecken zu überfliegen. Man findet sie von der Größe eines Sperlings, bis zu der eines Fasans; so mißt z. B. der Aras (Psit. Macao) von der Schwanz- bis zur Schnabelspitze 3 Fuß. Man kennt an 150 Arten, die nach der Gestalt der Schwänze und einigen andern Charakteren in den Lehrbüchern unter mehrere Abtheilungen gebracht worden sind. Die Einwohner ihrer Heimathländer benutzen ihre Federn zum Putz; essen ihr Fleisch, bereiten auch eine Arzenei von ihnen, die gegen die fallende Sucht gebraucht werden soll. — Sonst hält man sie auch zum Vergnügen in Bauern von Messing- oder Eisendraht, da sie die hölzernen gar bald ruiniren. Das schöne Gefieder, ihre Possirlichkeit und Gelehrigkeit, indem sie sich abrichten lassen, sprechen und pfeifen lernen, macht sie zu nicht unangenehmen Stubenvögeln. Nähere Anleitung gibt folgende Schrift: „Gründliche Anweisung für die Liebhaber der Papageyen, enthaltend

eine Beschreibung aller Arten derselben und andrer seltner ausländischer Vögel, nach der Heimath, Gestalt, Farbe, Sprachfertigkeit, Nahrung, Krankheiten“ (ohne Druckort und Jahreszahl).

Papebroek, Dan., einer der Hauptarbeiter unter den Bollandisten (s. d.), geb. zu Antwerpen am 17. März 1628, studirte in Douai und trat im 18. Jahre in den Jesuitenorden, wo er mit der Zeit für das großartige Unternehmen der Herausgabe der Acta sanctorum (s. d.) gewonnen wurde. Im J. 1660 unternahm er zur Sammlung des nöthigen Materials eine Reise nach Italien, wo er einige Jahre verweilte. Nach Bolland's Tode nahm er Theil an der Redaction des Werks und starb erblindet am 28. Juni 1714. In einen sehr ergötzlichen Streit sah er sich mit dem Karmeliterorden deshalb verwickelt, weil er dessen Entstehung erst ins 12. Jahrh. setzte. Die Karmeliter rächten sich an ihm, daß sie in den Acta sanctorum 2000 Ketzereien nachwiesen. In Rom begnügte man sich, die Chronologie der Päpste zu verurtheilen, während die spanische Inquisition die erschienenen 14 Bände der „Acta“ verdammte und P. zu einer gelehrten Vertheidigung zwang (3 Bde., 1696). Innocenz XII. legte bei Strafe des Banns beiden Parteien Stillschweigen auf; P. aber war im Vortheile, weil er die Karmeliter lächerlich zu machen gewußt hatte.

Papenburg, Marktflecken im königlich hanöverischen Fürstenthume Osnabrück, an schiffbaren mit der Ems verbundenen Kanälen gelegen, hat einen Hafen, das droster Syhl genannt, 2 katholische Kirchen, 400 Häuser und 5200 Einw., die bedeutenden Schiffbau (jährlich sollen an 60 Schiffe gebaut werden) Segeltuchwebereien, Sägemühlen, Torfgräbereien und starke Schifffahrt und Handlung treiben. P. ist eine Fenenansiedlung und ein in der Landesculturgeschichte Deutschlands höchst merkwürdiger Ort, indem er vor 60 bis 80 Jahren der Erdbeschreibung noch völlig fremd war. Jetzt weht seine Flagge in der Nord- und Ostsee, und Papenburger Schiffer ist zuweilen der allgemeine Name für die Schiffer Frieslands bis zur Wesermündung. Im Jahre 1797 segelten unter der Flagge von P. 261 Schiffe durch den Sund, und 1847 hatte P. für eigne Rechnung 150 Schiffe.

Paphlagonien, nach mythischer Angabe von Paphlagos benannt, war eine kleine, 30 geogr. Meilen lange und 20 breite Landschaft in Kleinasien, begrenzt im Osten vom Halys, im Süden von Phrygien, später Galatia, im Westen von Bithynien, im Norden vom Pontus Euxinus. Auf den Gebirgen waren gute Wälder und in den Ebenen vorzüglich am Parthenius (Dolap, neugriech. Batin) um die vordem blühende Stadt Amastris große Fruchtbarkeit, Oelbäume und sogar Zinnober. Die durch Handel und Wohlstand wichtigste Stadt Paphlagoniens ist Sinope (s. d.), die Vaterstadt des Diogenes, Stifters der cynischen Philosophie.

Paphos, Name zweier griechischer Städte auf der Insel Cypern, Alt- und Neu-Paphos. Jenes war berühmt durch den Cultus der Venus, die die Mythe hier dem Meer entstiegen ließ und die hier ihren berühmtesten Tempel und ihre eifrigste Verehrung hatte, ja selbst den Namen der paphischen Göttin (Paphia) daher erhielt. Der Stifter dieses Tempels und Cultus soll Cinyras, Sohn des Apollo, oder Paphus, dessen Sohn, gewesen sein. Ins hohe Alterthum wenigstens gehört die Stadt, schon Homer kennt sie als den Lieblingsaufenthalt der Aphrodite; doch wahrscheinlich waren Phönizier ihre ersten Gründer, wie überhaupt die ersten Anbauer der Insel. Aeußerst glänzend war der hiesige Cultus der Venus und die oberpriesterliche Würde so angesehn, daß sie die nächste nach der Königswürde war. — Wichtiger als Stadt war Neu-Paphos, an der See gelegen, mit einem guten Hafen, der Hauptort eines eignen Königreichs und unter den Römern die bedeutendste Stadt an der ganzen Westseite der Insel, mit vielen schönen Tempeln, jetzt Baffa. Erdbeben störten die Einwohner häufig und vernichteten unter Augustus die ganze Stadt. Augustus ließ sie wiederherstellen und ihr seinen Namen beilegen. Doch blieb der alte Name überwiegend. Vgl. Engels „Kypros“ (2 Bde., Berlin 1841).

Papier, ist eine aus verschiedenen Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, die vorzüglich zum Schreiben, Zeichnen, Drucken, Einpacken u. s. w. gebraucht wird, was demnach zur Verfertigung verschiedener Sorten Veranlassung gab. Die älteste bekannte Art ist: das ägyptische Papier, aus der ägyptischen Papierstaude (Cyperus Papyrus) bereitet. Diese Pflanze gehört zu den Gräsern. Sie wächst nach Plinius, L. 13. Cap. 11. am Nil und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Man bereitete das Papier dadurch, daß man die Häute vom Halme des Papierschilfes in ganz feinen Schichten ablöste, sie auf eine befeuchtete Tafel ausbreitete, diese mit heißem klebrigen Wasser bestrich, darauf wurde eine zweite Lage gelegt, dann zusammengepreßt an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter dieser Erfindung ist ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, sie hatten ihre Glutinatores, Malleatores u. s. w. und bereiteten schon mehrere Sorten. Im 8. Jahrh. fing es an durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden. Nach dem ägyptischen Papier finden sich auch noch Reste von Baumbastpapier, was aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu sein scheint. Das Baumwollenpapier lernten die Araber in der Bucharei kennen, so daß sie es selbst bereiteten. Im 11. Jahrh. kam es nach Spanien, und da man hier schon die Mühle kannte, entstanden auch die ersten Papiermühlen. Etwa um das Jahr 1300 kam es nach Italien, Frankreich und Deutschland. Eigentlich leinenes Papier findet sich vor dem Jahre 1318 schwerlich. Von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuren Urkunden auf leinenem Papier aufzuweisen. Man verfertigt jetzt das Papier in Papiermühlen. Die Holländer sind in dieser Kunst Meister. Sie haben für jede Sorte besondere Mühlen. Das erste Geschäft ist das Auslesen der Hadern, denn nur Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollene, baumwollene und seidene Hadern müssen ausgesondert werden und können nur zu geringen Sorten als Zusatz verwendet werden. Nun erfolgt die Sortirung nach Feinheit, Güte und Farbe. Je sorgfältiger dies geschieht, desto feiner wird die Waare. Darauf geschieht die Reinigung durch Ausschütten, Klopfen und Waschen, und die Lumpen werden dann durch den Lumpenschneider zerkleinert und entweder im Geschirre zu Halbzeug zerstampft oder im Holländer (eine Maschine in Holland erfunden) gemahlen. Nach dieser Arbeit wird die Masse herausgenommen und durch freiwillige Erhitzung in Gährung gebracht, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerstört wird. Eine rohere Behandlung ist die Fäulniß der nur grob zerstückten Hadern. Nun wird der Halbzeug zu Ganzzeug zerkleinert. Bisweilen wird auch der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Alsdann wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet erhitzt, auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Hieraus schöpft der Buttengeselle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er findet, läßt das Wasser ablaufen und ordnet durch Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Dieses ist ein nach Beschaffenheit des zu bereitenden Papieres eng oder weit geflochtenes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist als der zu verfertigende Bogen, worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geselle den Rahmen weg und schiebt die Form auf einem schrägen Brete seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt und fortfährt Papier und Filz in einem Pauscht aufzuschichten. Darauf wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filze abgesondert und nochmals für sich gepreßt. Mit feinem Papier geschieht dies noch öfters. Nun folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben und ohne Luftzug, nach diesem das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz in einer kupfernen Schüssel. Es wird hierauf wieder getrocknet, die schadhaften Bogen ausgelesen und die tauglichen in Bücher beim Schreibpapier zu 24 Bogen zusammengesetzt, dann in Lagen von 20 Buch oder einem Ries, deren 10 Stück einen Ballen ausmachen, verpackt.

In unserer Zeit wird sehr viel geschrieben und gedruckt; das Papier spielt daher eine wichtige Rolle und auf seine Quantität und Qualität, sowie auf die leichtere und wohlfeilere Fabrikation kommt sehr viel an, besonders, wenn man bedenkt, daß allein in Deutschland jährlich ungefähr 8000 Bände gedruckt werden, was, den Band durchschnittlich zu 20 Bogen und jede Auflage zu 1000 Exemplaren angenommen, 160 Millionen Bogen, oder 330,000 Ries Druckpapier beträgt, daß ferner in den preußischen Staaten allein jährlich durch die Postanstalten 35 Millionen Briefe befördert werden. Diese ungeheuer gestiegene Papierconsumtion macht die Erzeugung desselben zu einem nicht unwichtigen Gegenstand der Industrie. Die neuere Zeit will sich nicht mehr mit den schlechten Papiersorten, die man früher kannte, begnügen, man verlangt in Deutschland bei dem Bücherdruck z. B. die Eleganz der englischen Drucke, an welchen die Feinheit des Papiers keinen geringen Antheil hat; der immer gesteigerte Verbrauch des Papiers macht größere Wohlfeilheit des Materials wünschenswerth; und so ist man in der neuern Zeit darauf gekommen, Versuche anzustellen, andere Stoffe als Lumpen zu brauchbaren und billigen Papieren zu verwenden und durch Anwendung der Maschine die Papierfabrikation zu verbessern und zu vergrößern. Man fühlt nämlich einen großen Mangel an Lumpen, der besonders dadurch herbeigeführt wird, daß die untern Klassen der Menschen weit weniger Leinen verbrauchen wie sonst. Die leinenen und die ganz feinen hänfenen Lumpen, höchstens noch sehr feine baumwollene können aber bekanntlich allein zu Schreibpapieren und Druckpapieren verarbeitet werden, während gewöhnlich baumwollene nur zu gewöhnlichen Druck- und Fließpapieren, wollene nur zu sogenannten Lösch- und Packpapieren tauglich sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Publikum eifriger darauf bedacht wäre, diese feineren Lumpen, und besonders auch gebrauchte Schreibpapiere, die sich mit großem Vortheil wieder umarbeiten und bleichen lassen, mit größerer Achtsamkeit als bisher sammelte und zur Papierfabrikation hergäbe. Genauere Beobachtung zeigt, daß die Lumpen nichts anderes sind als vegetabilische Fasern. Diese Bemerkung hat auf den Gedanken geführt, daß alle fasrige Pflanzensubstanzen, sobald sie sich mit Leichtigkeit in den für die Papiermasse nöthigen Zustand zur Sonderung und Erweichung versetzen und bleichen lassen, ein brauchbares Papier geben müssen. Der Papyrus, das sogenannte Reispapier, das Papier der Chinesen sind praktische Belege dieser Annahme. Man hat daher in Europa mehrfache Versuche mit Rinden, Holz, den Stengeln verschiedener Grasarten, Fasertorf, Brennnessel und Hanfstengel und vorzüglich mit dem Stroh der Getreidearten und Hülsenfrüchte gemacht und gefunden, daß sich durch längere Erweichung in Wasser und Kalkmilch oder Pottasche und durch Bleichung mit Chlor aus Allen ein ziemlich gutes Papier machen läßt; doch sind diese Massen zum Theil zu stark gefärbt, um etwas Anderes als Packpapier daraus zu gewinnen, oder bei der nöthigen Reinigung geht zu viel Material verloren, wie z. B. beim Torf, als daß ein wohlfeiles Papier erzielt werden könnte. Von allen diesen Surrogaten hat sich das Stroh am meisten der Bearbeitung fähig gezeigt. Schon 1765 machte Schäffer in Nürnberg Versuche damit; ihm folgten Nesbitt und Coop in England, Eßler in Deutschland, Schinz in der Schweiz und einige Franzosen. Heinch zu Okaniew in Polen fertigte zuerst im Großen Packpapier aus Stroh; L. Piette in Dillingen hat aber zuerst im Großen gezeigt, daß sich auf sehr einfache Weise aus den verschiedenen Stroharten, mit und ohne Lumpenzusatz, vorzügliche und auch feine Papiere erzeugen lassen, die bei Anwendung der weißen Strohsorten auch ohne Bleiche sich als Schreibpapier eignen. Ungebleichtes Strohpapier hat den Vorzug natürlich geleimt, d. h. auch ohne Leimung nicht dringend zu sein. Vergl. s. Schrift: „Die Papierfabrikation aus Stroh und vielen andern Substanzen im Großen" (Köln 1838). Auch anderwärts, z. B. in Bautzen hat man mit Glück Strohpapier im Großen gemacht. Durch diese Versuche scheint die Befürchtung einstigen Mangels an Material beseitigt zu sein; die Erfindung geeigneter Maschinen hat für gehörige Schnelligkeit, Gleichförmigkeit und Billigkeit der Erzeugung gesorgt. Schon früher wandte man zur Papierbereitung Maschinen an, z. B. die zum Zerschneiden der Lumpen und zur Verwandlung derselben in Brei nöthigen Apparate (Stampfwerke, Holländer); sie sind auch

noch jetzt dieselben geblieben. Die neuern Maschinen schöpfen die Papiermassen nicht mittelst flacher Drathformen von Bogengröße mit der Hand aus der Bütte und bilden sie so zu einzelnen Bogen; sie verwandeln dieses Geschäft in ein continuirliches und erzeugen dadurch Papierblätter, deren Länge nur in der Dauer des Fortgangs der Arbeit, oder der vorhandenen Papiermasse ihre Grenzen findet. Die flache Drahtform wird auf einen Cylinder übertragen und die Maschinenpapierfabrikation unterscheidet sich von der gewöhnlichen, wie der Druck mit der Cylinderdruckpresse von dem gewöhnlichen Buchdruck. Das Maschinenpapier hat den Vorzug, daß es allen Anforderungen in Bezug auf Breite und Länge genügt, daß es gleichmäßig ausfällt und bei genügender Haltbarkeit sehr dünn und leicht gemacht werden kann. Mit dieser Erfindung hängen noch einige andere zusammen, wie z. B. die Maschinen, das endlose Papier sogleich in Bogen zu zerschneiden, das Leimen in der Bütte, während früher das Schreibpapier nur nach einzelner Bildung der Bogen wasserdicht gemacht wurde u. s. w. Ein Franzose, Robert zu Essonne hatte 1799 die erste Idee zu Bereitung von Maschinenpapier; ihm folgten 1806 Léger Didot; 1808 Desétables; 1814 Leistenschneider; später Fourdrinier und neuerdings Chappelle mit verbesserter Maschine. In England folgte 1808 Bramah Didot's Idee, in der neuern Zeit haben Dickinson, Denison, Harris, Crompton u. A. Maschinen construirt. Unabhängig von den französischen scheinen Illig 1802 und Keferstein 1816 in Deutschland ähnliche Versuche gemacht zu haben; in der neuern Zeit gebraucht man englische und französische Maschinen, sowie die von den Deutschen König und Bauer construirten. Die erste große deutsche Maschinenpapierfabrik richtete Corty 1819 mit Bauer'schen Maschinen in Berlin ein, welche noch besteht. Jetzt gibt es in England gegen 300, in Frankreich 100 Maschinenpapierfabriken; für Deutschland fehlen die statistischen Nachweise, doch verbreiten sie sich immer mehr.

Papiergeld ist der vom Staate ausgestellte, unter Versicherung seines Besitzthums gewährte, auf einen bestimmten Betrag lautende und statt klingender Münze ausgegebene giltige Schein. Dabei muß man aber zwischen Staatspapieren (s. d.) oder Staatsschuldscheinen und zwischen den Kassenbillets oder Kassenscheinen, welche letztern im gemeinen Leben Papiergeld heißen, unterscheiden, da sie, ungeachtet ihrer unverkennbaren Wechselwirkung, doch durch Zweck, Maßstab und Märkte wesentlich von einander abweichen. Die Staatsschuldscheine, deren die europäischen Staaten zusammen an zehntausend Millionen Thaler ausgestellt haben, sind meist verzinslich und gehören dem Welthandel; die Kassenbillets dagegen oder das gemeinhin sogenannte Papiergeld circulirt im Inlande und gehen selten über die Grenzen, gewöhnlich dann erst, wenn der Staat, der es creirte, guten Credit hat und in Verträgen mit dem Nachbarlande steht, wie es bei Preußen der Fall ist. Man hat längst die Bemerkung gemacht, das gesammte Papiergeld, welches die Chinesen schon 807 n. Chr., die Mongolen im 13. Jahrh. gehabt und der Spanier Graf Tendilla zuerst in Europa 1484 erfunden haben soll, sei eine Art Nothgeld, schlechter als die schlechteste Münze, weil ihm der Charakter des Pfandes und die innere Bedingung der Geltung mangeln. Deshalb beruht, wie Lotz und Pölitz beobachtet haben, die Geltung des Papiergeldes einzig auf dem Credit, d. h. auf dem Vertrauen, die Regierung, welche das Papiergeld ausgiebt, werde den guten Willen und die Kraft haben, alle die Gütermassen zu gewähren, auf welche der Empfänger eine Anweisung erhält. Das Papiergeld wird sich mithin so lange im öffentlichen Credit behaupten, als die Regierung dasselbe für den bestimmten Preis wieder annimmt und nach dem Nennwerth gegen Metallmünze realisirt. Daraus folgt, daß der Staat nie mehr Kassenbillets ausgeben darf, als er selbst gegen geprägtes Geld umzusetzen im Stande ist; gibt er mehr aus, so kann eine Zahlungsunfähigkeit der Regierung eintreten, wenn der mögliche Fall vorkäme, daß die Papiergelder mit einem Male zu den Staatskassen gebracht würden. Man gibt an, daß die Masse der Kassenanweisungen (s. d.), Tresorscheine u. dgl. nie höher sein dürfe, als die Hälfte der jährlichen Gesammteinnahmen des Staats nach den Berechnungen des Budgets. Unleugbar gewährt das Papiergeld viele Vortheile, es erleichtert den Verkehr und dient dem

Staate zum unschädlichen Ersparungsmittel, indem dadurch Anleihen, die sonst verzinst werden müßten, unnöthig werden. Aber es sind auch wesentliche Nachtheile damit verbunden, die den Ruin des Privatvermögens herbeiführen, wenn der Credit des Staates durch innere Unruhen, durch Krieg und sonstige dem öffentlichen Leben wie dem Wohlstande des Volkes gefährliche Ereignisse geschwächt wird. Ein wesentlicher Punkt ist der, daß der Staat keine Kassenbillets in den Zeiten der Noth creire, sie für den Nennwerth ausgebe, aber hernach entweder für einen niedern Preis oder gar nicht in den Kassen annehme, welches Letztere vorzüglich geschieht, wenn die Regierung, wie in Oesterreich von 1800 bis 1809 und noch in der neuesten Zeit geschehen ist, eine im Verhältniß zu der im Verkehr befindlichen Masse metallischen Geldes und in Absicht auf das baare jährliche Staatseinkommen zu große Menge Papier creirt hat.

Papier mâché nennt man die plastische Masse aus grobem Papierzeug, Gyps, Kreide u. s. w., welche in Formen gepreßt, zu Dosen, Figuren, Ornamenten, Reliefs u. s. w., neuerdings besonders zu geographischen und naturhistorischen Lehrmitteln verwendet wird, und auf die sich alle Arten Malerei und Lackirung anbringen lassen.

Papin, Denys, geb. zu Blois in der Mitte des 17. Jahrh., später seit 1687 Professor zu Marburg, ist bekannt als Erfinder mehrerer Maschinen, besonders des sogenannten Digestor's oder des papinianischen (besser papinischen) Topfes. Dieser, von Kupfer, inwendig verzinnt, ist stets so eingerichtet, daß die Dämpfe nicht verfliegen können, wenn das Wasser siedet, sondern ihre den Siedepunkt übersteigende Hitze sich nach und nach der Flüssigkeit mittheilen, und so binnen wenigen Minuten feste Massen, wie Knochen, Elfenbein u. s. w. auflösen, welche dann zum Gebrauche der Kranken als Gallerte angewendet werden. Sehr verbessert hat diese Maschine Wilke. Der Erfinder selbst schrieb darüber: „A new digestor or engine for sostening bones“ und „continuation of the new digestor of bones“. Auch eine Maschine, vermöge deren sich eine Feuerflamme unterm Wasser erhalten läßt, verdankt ihm 1691 ihren Ursprung. Er starb 1710 zu Marburg.

Papineau, Louis Joseph, einer der einflußreichsten und bedeutendsten Führer der Volkspartei in Unter-Canada gegen die britische Oberherrschaft, wurde 1787 geboren und erhielt in Quebeck seine wissenschaftliche Bildung. Seine Familie wanderte ungefähr vor 150 Jahren aus Frankreich nach Canada aus und sein Vater war früher Notar, wurde zum Mitglied des ersten Versammlungshauses gewählt im Jahre 1791 und blieb es bis zu seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben im J. 1814, wo sein Sohn, erst 27 Jahr alt, an seine Stelle trat. Die Talente des jungen P. wiesen ihm bald eine bedeutende Stellung im Versammlungshause an, schon im Jahre 1815 wurde er zum Sprecher des Hauses erwählt und behielt dieses Amt bis zum Ausbruch des Aufstandes, obgleich der Gouverneur wiederholt seiner Wahl sich widersetzte und ihr die Bestätigung verweigerte. Die Standhaftigkeit des Hauses zwang ihn jedes Mal zum Nachgeben. Dadurch erhielt P. eine solche Bedeutung, daß die Geschichte Canada's während der letzten zwanzig Jahre vor dem Aufstand zur Geschichte seines öffentlichen Lebens wird. Die Regierungspartei machte ihn zum alleinigen Urheber der Unzufriedenheit der Canadier, indem sie dabei die eigentlichen Ursachen derselben übersah. Denn die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft und die Opposition gegen die Bedrückungen der Regierung hat P. eigentlich nicht geschaffen, wenn er auch den Widerstand nährte und zu einer Höhe trieb, auf welcher ein Bruch beinahe unvermeidlich war. Er ertheilte dem parlamentarischen Kampfe Unter-Canada's die große Consequenz und Beharrlichkeit, an der die Kräfte eines englischen Gouverneurs nach dem andern zersplitterten, und diesen Einfluß gewann er hauptsächlich durch seine außerordentlichen Rednergaben, mit denen er eine genaue Kenntniß der englischen Verfassung und eine durchdringende Bekanntschaft mit den Verhältnissen und der Taktik der englischen Parteien verband. Diese Kenntniß verdankte er wahrscheinlich seinem anderthalbjährigen Aufenthalt in England von 1822—24, wohin er geschickt wurde, um die mit 60,000 Unterschriften versehene Petition gegen die damals im Unter-

hause beantragte Union der beiden Canada's zu überreichen. Im J. 1791 war die englische Verfassung auf Canada übertragen worden und hier vereinigte sie mit der Zähigkeit des englischen Parteikampfs die Beweglichkeit des französischen Geistes. Sobald die Opposition in Aufruhr überging, war P. verschwunden, nachdem er alles Mögliche gethan hatte, um die Masse des Volks gegen die Regierung in Bewegung zu setzen. Wahrscheinlich beabsichtigte auch er, gleich den andern Häuptern des Aufstands, eine völlige Losreißung Canada's von England, sein Operationsplan war aber ein anderer, oder er konnte sich mit den übrigen Führern englischen Ursprungs nicht vereinigen. Nach einem Briefe, den er kurz vor dem Aufstande an Nelson schrieb und der später zur öffentlichen Kunde gelangte, wollte er den passiven Widerstand noch fortgesetzt wissen. Vor dem Aufstande war Unter-Canada wie mit dem Interdict belegt. Das Versammlungshaus hatte seine Funktionen eingestellt, in den öffentlichen Kassen war kein Geld, alle Verwaltungsgeschäfte standen still. Dahin hatte es P. gebracht und auf diesem Wege sollte man, seiner Ansicht nach, beharren. Er wollte die Verwaltung der Colonie ganz unmöglich machen und die Regierung zu Gewaltmaßregeln zwingen. Nach unterdrücktem Aufstand setzte die Regierung einen Preis von tausend Pfund Sterling auf die Einlieferung P.'s. Dieser hatte sich schon in die Vereinigten Staaten geflüchtet und begab sich von dort nach Frankreich, wo er in Paris mit den einflußreichsten Gliedern der liberalen Opposition verkehrte. Später kehrte er nach Canada zurück und soll an den neuesten Bewegungen nicht unthätig gewesen sein.

Papinianus, Aemilius, ein berühmter römischer Rechtslehrer, geb. um 140 n. Chr., Schüler Scävolas, dessen Aeltern und Alter auf einem aber gewiß als unecht anzusehenden Grabstein angegeben sind, und den man aus Phönizien stammen läßt, ohne allen Beweis, bekleidete die höchsten Staatsämter unter dem Kaiser Severus, der ihm so gewogen war, daß er ihm sterbend seine beiden Söhne Bassianus und Geta empfahl. Als aber der Erste, Caracalla, durch Ermordung seines Bruders Geta Alleinherrscher ward, ließ er auch Papinian, es sei nun darum, weil er Geta's Andenken nicht verdammen oder den Brudermord nicht entschuldigen wollte, sammt seinem Sohne, der bereits Quästor war, hinrichten, 212 n. Chr. Von den römischen Juristen hat nicht leicht einer in größerem Ansehen gestanden. Valentinian III. verordnete, daß P. in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, den Ausschlag geben solle.

Papirius, oder wie in der frühern Zeit gesprochen wurde, Papisius ist der Name eines römischen Geschlechts, das den Patriziern wie den Plebejern angehörte. Zu den erstern gehörten die Familien, bezeichnet durch die Zunamen Crassus, Cursor, Maso und Mugillanus, die besonders im 4. und 5. Jahrh. der Stadt blühten; zu den letztern die Familien der Carbo und Turdus, die erst in der spätern Zeit hervortraten. — Einem Papirius, dessen Vorname verschieden angegeben wird, wurde eine Sammlung königlicher Gesetze (leges regiae), wahrscheinlich nur der Sacralgesetze des Numa, zugeschrieben, die er zu Anfang der Republik als Pontifex Maximus zu öffentlichem Gebrauch abgefaßt. Einen Commentar über dieses als erste Gesetzsammlung betrachtete Gesetzbuch, bekannt unter dem Namen „jus Papirianum", schrieb zu Ende der Republik Granius Flaccus. — In den Fasti der Magistrate erscheint aus dem Geschlechte der P. zuerst Lucius Papirius Mugillanus, der in den J. 444 und 427 v. Chr. Consul war und im J. 443 mit Lucius Sempronius Atratinus die Censur zum ersten Male als ein vom Consulat abgesondertes Amt verwaltete. — Den größten kriegerischen Ruhm erwarb sich Lucius Papirius Cursor, einer der Helden, die im samnitischen Kriege Stützen des Staats waren. Als einen Beweis seines strengen Sinnes erzählt man, daß er im Jahre 324 seinen Magister Equitum Quintus Fabius Rullianus wegen des Ungehorsams, mit dem dieser sich gegen sein Gebot in eine Schlacht eingelassen, zum Tode verurtheilt habe und kaum durch die vereinten Bitten des Senats und Volks abgehalten werden konnte, sein Urtheil vollstrecken zu lassen. Er war fünfmal Consul, zweimal Dictator und dreimal feierte er Triumphe nach seinen Siegen über die Samniter; zuerst im J. 324 als Dictator, dann im J. 320, nachdem er als Consul mit Quintus Publilius Philo das Unglück, das

die Römer in den Caudinischen Pässen (s. d.) das Jahr zuvor erlitten hatten, gerächt hatte und endlich im Jahre 309 abermals als Dictator nach seinem Siege bei Longula. — Auch sein Sohn, Lucius Papirius Cursor, zeichnete sich in den beiden Consulaten, die er mit Spurius Carvilius Maximus im J. 293 und 272 bekleidete, als Feldherr aus, nach dem ersten triumphirte er über die Samniten wegen des Siegs bei Aquilonia, nach dem zweiten über Tarent, das er eingenommen, und über Samniten, Lucaner und Bruttier, deren letzte Anstrengung für ihre Unabhängigkeit er mit seinem Amtsgenossen gebrochen hatte. — Cajus Papirius Carbo, ein Freund des Tiberius Gracchus, durch Beredtsamkeit ausgezeichnet, setzte im Dienste der Volkspartei als Volkstribun im J. 131 ein Gesetz (lex tabellaria) durch, welches für alle Beschlüsse des Volks, namentlich auch für Gesetzgebung, die schriftliche Abstimmung anordnete, ein anderer Vorschlag, daß ein Volkstribun für das nächste Jahr wieder wählbar sein solle, wurde durch den Widerspruch des Cajus Lälius und des jüngern Publius Cornelius Scipio Africanus hintertrieben. Als der Letztere im J. 121 plötzlich starb, fiel auch auf Carbo der Verdacht, Schuld an seinem Tode gehabt zu haben. Als Consul im J. 120 vertheidigte er den Opimius (s. d.), obwohl ein Widersacher seiner Partei. Als er selbst im J. 119 von Lucius Licinius Crassus angeklagt wurde, entzog er sich dem Urtheil durch freiwilligen Tod. — Sein Sohn, Cajus Papirius Carbo Arvina, Anhänger der optimatischen Partei, brachte mit Marcus Plautius Silvanus, seinem Mitgenossen im Volkstribunat, im J. 89 das Gesetz (lex Plautia Papiria) ein, wonach den Bundesgenossen, welche die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht ertheilt wurde. Auf Befehl des jüngern Marius wurde er mit Quintus Mucius Scävola (s. d.), dem Pontifex, im J. 82 durch den Prätor Damasippus in der Curie getödtet. — Cnejus Papirius Carbo, ein Anhänger des Marius, war mit Cinna (s. d.) im J. 85 und 84, mit dem jüngern Marius im J. 82 Consul und Haupt der Partei. Von Quintus Cäcilius Metellus (s. d.) und Pompejus geschlagen, entfloh er nach Afrika und ging dann nach Sicilien; auf der Insel Cosyra wurde er von Pompejus ergriffen und getödtet.

Papismus nennt man die Lehre von dem Papste als dem Statthalter Christi auf Erden und von dessen Infallibilität oder Untrüglichkeit in Sachen der Religion und Kirche, und Papisten Diejenigen, welche sich unbedingt zu dieser Lehre bekennen. In der neuern Zeit gebraucht man für Papismus häufig das Wort Romanismus. Cäsareopapismus nennt man dagegen die Theorie, welche dem Landesherrn eine unbegrenzte Machtvollkommenheit in kirchlichen Dingen beilegt.

Pappe wird aus ähnlichem Material wie das Papier bereitet, ist aber weit fester und dicker. Sonst bereitete man sie aus zusammengeklebten Papierbogen, jetzt wird sie auf ähnliche Art, aber aus schlechten Lumpen, Papierabgängen, Makulatur u. s. w. verfertigt. Man läßt diese Materialien in einem großen Troge, der Faulbutte, weichen, wirft sie dann auf einen großen Haufen, wo das überflüssige Wasser abläuft und die feuchte Masse in Erhitzung geräth. Diese so erweichte Masse kommt in den Zertheilungskübel, wo sie mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den Stein, wo sie durch eine Welle, an der etwas bewegliche Messer stehen, durch Bewegung vollends zu Teig zermalmt wird. Dann kommt die Masse, wie die von Papier in die Butte, wo sie mittels der Formen, die sich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterscheiden, ausgeschöpft und zwischen Fries gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch Sförmige Haken in luftigen Böden getrocknet. Man unterscheidet geleimte und geformte. Es wird auch Steinpappe gemacht, die man vor mehreren Jahren in Schweden verfertigte. Sie besteht aus 2 Theilen Kalk oder eisenhaltigen Sand, einem Theil Firniß-Oels und 2 Theilen gewöhnlicher Pappenmasse. Sie soll durch Nässe nicht erweicht und vom Feuer nur langsam zum Verkohlen gebracht werden. Man hielt sie anfänglich sehr geschickt zum Dachdecken; allein Erfahrung hat ihren angepriesenen Nutzen nicht bestätigt. Sonst pflegte man die Kunst in Pappe zu arbeiten nur als bloßen Zeitvertreib, zur Ausfüllung müssiger Nebenstunden zu betrachten; jetzt hat man sie indessen durch

schriftliche Darstellungen und Bearbeitung zu einem bessern Range erhoben und gezeigt, wie weit sie sich vervollkommnen läßt und was sie in dieser vollkommnen Gestalt bei zweckmäßiger Anwendung sein und leisten kann. Diese Kunst ist allen verständigen Aeltern und Erziehern als eine nicht nur angenehme, sondern auch in vielfacher Hinsicht nützliche Beschäftigung in den Nebenstunden für die Jugend aus allerlei Ständen zu empfehlen. Große Verdienste hat sich in dieser Hinsicht Blasche durch seinen Papparbeiter oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet, erworben. Wir haben die 3. Auflage vor uns. Die erste Abtheilung enthält die Papparbeiten nach ihren Hauptformen. Die 2. die feinern Papparbeiten in Verbindung mit der Kunst zu lackiren und zu vergolden. Angehängt ist: „Sammlung neuer Muster von Papparbeiten, dargestellt in Abbildungen derselben und ihrer Netze u. s. w." mit 3 Kupfertafeln. (Schnepfenthal 1809.) — Wem es nun hier um Belehrung zu thun ist, wird sie daselbst finden. Im Jahre 1811 ist eine 4. Auflage erschienen.

Pappeln bilden mit den Weiden die Familie der weidenartigen Gewächse. Das Holz derselben ist weich, zum Theil spröde und wird zu feinen Arbeiten verwendet. Die Zitterpappel, Espe oder Aspe (Populus tremula) wird als Forstbaum wenig geschätzt, doch in sumpfigen Wäldern angepflanzt. Sie hat weiches, zum Brennen wenig taugliches Holz, das aber zu leichten Bretern und Schnitzwerk verwendet wird. Die italienische Pappel (P. dilatata) stammt aus dem Orient, kam von da nach Italien, und wurde erst im Anfange des 18. Jahrh. nach Deutschland verpflanzt, jedoch nur in männlichen Individuen, daher sie keinen Samen trägt und sich nur durch Steckreiser vermehrt. Sie wird gewöhnlich an Chausseen und in Gartenanlagen angepflanzt, weil sie neben ihrer schönen Pyramidenform auch durch schnelles Wachsthum sich auszeichnet. Sie erreicht im 25—30 Jahren eine Höhe von 70—100 F. Als Köpfholz kann sie aller 5—6 Jahre ihrer Aeste beraubt werden. Die Balsampappel (P. balsamifera) verbreitet bei warmem Wetter einen starken Geruch, der sich im Frühlinge besonders an ihren klebrigen Zweigknospen bemerken läßt. Auch die Weiß- und Silberpappel (P. canescens und P. alba) erreichen in Zeit von 30—50 Jahren eine Höhe von 80—100 F. und haben einen prächtigen ausgebreiteten Wipfel.

Pappenheim, ein reichsritterschaftliches Geschlecht in Schwaben, welches über 600 Jahre bis zur Auflösung des Deutschen Reichs das Reichsmarschallamt bekleidete, das unter den Reichsämtern das erste war. Das Geschlecht der P. besaß und besitzt noch gegenwärtig die Herrschaft Pappenheim an der Altmühl von $3^1/_3$ QM. mit jetzt 9300 E. und hatte Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Bei Auflösung des deutschen Reichs kam diese Herrschaft unter bayr. Hoheit, und verblieb auch dabei im Jahre 1815; der König von Bayern bewilligte aber im Jahre 1807 der Famie P. in Betracht ihrer frühern wichtigen Stellung und ihres Alters die Reichsstandschaft in Bayern. Für den Verlust des Reichsmarschallamts sollte sie zufolge Beschlusses des Wiener Congresses durch einen Landbezirk mit 9000 E. im ehemaligen Saardepartement unter preußischer Hoheit entschädigt werden; der König von Preußen übernahm im pariser Frieden von 1815 diese Entschädigung, verwandelte sie aber nachher in eine Summe Geldes. Der König von Bayern bewilligte 1818 dem jedesmaligen Senior der Familie als erblichem Reichsrathe Sitz und Stimme in der Versammung der Reichsräthe, und 1825 erfolgte die königliche Erklärung daß die Familie zum hohen Adel gehöre. Der gegenwärtige Standesherr ist der Graf Theod. Friedr. Karl, geb. am 17. März 1771, Reichsrath, Generaladjutant des Königs von Bayern und Feldzeugmeister. Er ist ohne männliche Nachkommen, während sein Bruder Friedr. Albert, geb. am 8. Juli 1777, sich einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreut.

Pappenheim, Gottfried Heinrich, Graf von, hat sich im 30jährigen Kriege durch seinen wilden Muth und überspannten Glaubenseifer als kaiserlicher Feldherr berühmt gemacht. Er war geb. am 29. Mai 1594 und bildete sich auf den Hochschulen zu Altorf und Tübingen. Seine Neigung, oder wohl die Aussicht, den Protestanten Verderben

bringen zu können, trieb ihn nach beendigten Studien und mehreren Reisen zum Waffendienst. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag, wo er seine Kriegsbahn eröffnete, hätte ihm beinahe den Tod gebracht. Denn da er als Oberst, mit wenigen Truppen, blos geleitet von seinem Ungestüm, ein feindliches Regiment angegriffen hatte, war er so heftig verwundet worden, daß man ihn unter die Todten rechnete. Die Plünderungssucht der Seinen ließ ihn endlich unter seinem Pferde entdecken, nachdem er diese Last schon mehrere Stunden getragen. Im Jahre 1626 war er in 3 Schlachten so siegreich, daß er die Rebellen in Ober-Oesterreich mit wenigen Truppen überwand. Nach mehreren Siegen im nördlichen Deutschland vereinigte er sich mit dem ligistischen General Tilly im Jahr 1630, um das unglückliche Magdeburg zu erobern. Hier errichtete er sich, mit seinem Korps, durch unmenschliche Grausamkeit die Schandsäule seines Herzens. Pappenheims Rath war es, dem die Kaiserlichen die Eroberung Magdeburgs verdankten. Er gab die List an, die Belagerten durch verstellte Abzüge zu täuschen und mit Anbruch des Tages, wenn es die Feinde am wenigsten vermutheten, von Neuem zu stürmen. Im Angriff stand Pappenheim einer der Ersten auf dem Walle an der Hohenpforte und drang von da in die überraschte Stadt. Hierauf zog er mit Tilly nach Leipzig, gegen die vereinigten Schweden, Brandenburger und Sachsen zu kämpfen. Tilly behauptete, daß durch seine ungestüme Hitze die Schlacht verloren worden sei, denn diese machte ihn zum Anführer ganz untüchtig; und ob er auch muthig focht zum höchsten Erstaunen, so konnten doch diese einzelnen Thaten nicht die Fehler eines schlechten Anführers entschädigen. Seine Entschlossenheit sammelte aber einen Theil der Fliehenden. Die Soldaten nannten ihn sehr bezeichnend „Schmarrhans", weil in seinem Antlitz Narbe bei Narbe saß. Nachdem er hierauf das von Banner belagerte Magdeburg entsetzt und nicht unglücklich gegen die Schweden in Nieder-Sachsen gekämpft hatte, ward er in Halle abgerufen von seinen Streifzügen, um Wallenstein in der Schlacht bei Lützen zu unterstützen. Er kam eben auf dem Schlachtfelde mit seiner Reiterei an, als Wallenstein die Schale des Sieges kaum noch erhalten konnte, und darum gewährte die Ankunft der Pappenheimer den Wallensteinischen großen Trost und Muth. Pappenheim kannte keine größere Freude, als seinen edlen Gegner persönlich zu treffen. Unaufhaltsam stürzte er darum in den Kampf, aber zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und nur mit Gewalt konnten ihn seine Getreuen aus dem Schlachtgewühl hinwegbringen. Seine gefährlichen Wunden brachten ihm am Tage nach der Schlacht den Tod, und sein einziger Trost war nur der, daß der unversöhnliche Feind seines Glaubens, der herrliche Schwedenkönig, an Einem Tage mit ihm gefallen sei. Solch edlen Helden betrauerte seine berüchtigte Schaar. — Die Natur soll ihn mit zwei rothen Striemen, Schwertern gleich, auf der Stirn gezeichnet haben, welche eine aufwallende Leidenschaft jedesmal wieder sichtbar machte.

Papst. In dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als sich die neue Lehre des Evangeliums unter den Heiden ausbreitete, siedelte sich eine kleine Gemeinde auch in der allmächtigen Weltstadt Rom an. Man sagt, kann es aber durchaus nicht beweissen, daß der Apostel Petrus Stifter der ersten römischen Gemeinde gewesen sei. Die Römer, denen wie dem ganzen Heidenthum der alten Welt Religions-Verfolgungen unbekannt waren, duldeten die neue Lehre wie jede andere Meinung über das, was wir wissen und nicht wissen können. Erst als die Christengläubigen mit mehr Muth gegen das Heidenthum auftraten und ihren Widersachern mit Gottes Strafgerichten, mit dem ewigen Tode, mit dem Teufel und dem Ende der Welt drohten, griff der Römer zu den Waffen blutiger Verfolgungen. Deßungeachtet wuchs das Christenthum auf dem blutgetränkten Boden fruchtbar auf, und die imperatorische Schlachtstimme der Römer verstummte in dem Maße als das christliche Gebet siegte, und schlug kräftige Wurzeln in die Tiefe und in die Breite. Mit dem Wachsthum der neuen Lehre mehrte sich auch das Ansehn der Gemeinde und ihrer Vorsteher, der Episkopi (oder Bischöfe), nicht blos in Rom, auch an allen größeren Orten, wo christliche Kommunen zusammen getreten waren. Wie die Gemeinden in der Zeit der Gefahr mit Rath und That einander unterstützten, so verbanden sich auch

die Vorsteher der Kommunen in verschiedenen Ländern miteinander, ohne daß einer vor dem andern den Vorrang gehabt hätte. Das Ansehen der kirchengemeinheitlichen Inspektoren — das ist der lateinische Name für Episkopos oder Bischof — war anfänglich unbedeutend, wuchs aber unter glücklichen Umständen zu großer Macht, bis nach 1000 Jahren daraus ein Riese — der Papst — ward. Das Amt eines Kirchenvorstehers war wie das der Geistlichen anfänglich ein Ehrenamt, und die Inhaber desselben lebten von freiwilligen Beiträgen der Gemeinden, oft nur von Naturallieferungen. Bald aber, als die Lehre Raum gewann, nicht mit leerer Hand vor Gott zu erscheinen, gab es Gold, Erbschaften und liegende Gründe, Armengut, das man unter anderem Namen zum Kirchengut machte. Die Vorsteher wurden dadurch Verwalter großen Gemeindevermögens und, als solche reiche und große Herren, Bischöfe, welche, noch ehe das Christenthum auf den kaiserlichen Thron gestiegen war, schon mit einander über den Vorrang in ihren Versammlungen haderten. Unter Konstantin feierte die christliche Lehre ihren ersten vollständigen Triumph, als sie der Kaiser zur Staatsreligion erhob und das Gesetz erließ, das die Grundbesitzungen der Kirche als solche anerkannte (337). Die Einheit der Kirche durch diesen Akt wie durch Synoden hervorgebracht führte bald zu der Idee eines gemeinschaftlichen Oberhauptes, wozu der Bischof Roms allerdings der geeignetste schien, zumal die schlau verbreitete Meinung Beifall fand, die christliche Lehre könne nur da ganz rein und ungetrübt sein, wo die Apostel Peter und Paul gelebt, gewirkt und gelitten hätten. Man machte in dieser Zeit schon den Anfang, dem Apostel Petrus mehr Ansehn einzuräumen, als allen übrigen. Die zufällige Anspielung Christi auf den Namen Petri: „auf diesen Felsen (Petros heißt im Griechischen der Fels) will ich meine Gemeinde bauen", wurde die erste Grundlage der päpstlichen Allmacht. Der Aberglaube kam auch hinzu. Die Mutter Konstantins, Helena, wanderte nach Jerusalem und brachte das Kreuz Christi und die heilige Treppe nach Rom, auf der Christus zum Pontius Pilatus hinaufgegangen sei. Der Handel mit den Reliquien öffnete dem römischen Kirchenschatze alle Quellen. Die alte Kaiserdame Helena schaffte auch vier lange Nägel vom Kreuze Christi nach Rom — Mittel, den Petrusstuhl zu befestigen. Die höhere Geistlichkeit machte jetzt Versuche, sich von der Welt loszureißen. Der Bischof zu Rom Siricius (von 384 bis 398) gab die erste Dekretale (385) und eiferte gegen die Befleckung der Priester. „Die im Fleisch beten, können Gott nicht gefallen" — spricht Paulus; und diese Worte versuchte Siricius auf die Aeltesten unter den Kirchenhäuptern überzutragen und ihnen das Gelübde der Keuschheit aufzulegen. Wenn auch die Apostel beweibt gewesen waren, so hatte doch Christus ehelos gelebt, und dieser Umstand und die Ehelosigkeit der Mönche und die schwärmerischen Lobreden der Kirchenväter auf Jungfrauschaft wirkten zusammen mehr als Befehle. Ehelosigkeit schien, wie bei den Hierophanten Aegyptens, bei den Priestern der Cybele und bei den Vestalinnen, der Klerisei einen Nimbus von Heiligkeit zu geben. Aber auf der andern Seite erlaubte das geistliche Gesetz, Jungfrauen ins Haus zu nehmen, die man sehr naiv Büßerinnen oder Liebesschwestern (Agapetae) nannte. Anastasius der Erste (398 bis 402) wetterte schon gegen den todten Origines, aber mit Innocentius (402 bis 417), mit Leo dem Großen (440 bis 461) und mit Gregor dem Großen (590 bis 604), einem Römer von Geburt, aus dem gordianischen Geschlecht, begannen recht eigentlich die Suprematsversuche.

Liebe zum asketischen Leben hatte den Letztern vermocht, das Amt eines römischen Stadtpräfekten niederzulegen und sich in eine Mönchskutte zu kleiden. Als man ihn auf den Bischofsstuhl des heiligen Petrus rief, floh er verkleidet in die Wälder und Höhlen, es wurde getrauert, gefastet und gebetet, bis der Himmel eine schneeweiße Taube sandte, die den Suchenden den Schlupfwinkel des heiligen Mannes entdeckte. Ein Geschichtschreiber aus unserer Zeit bemerkt: Gregor erscheint als ein Mischmasch von Einfalt und Pfiffigkeit, von Demuth und Stolz, von Verstand und Aberglauben, und so paßte er ganz zu seiner Zeit und in seine Stelle. Sein wahrer Ruhm bleibt: er war Trost der Bedrängten und Stütze der Bewohner Roms in der Noth der Zeiten, und dieser Ruhm um-

strahlet mehrere Bischöfe Roms der ältern einfachen Zeit, ehe Ehrsucht, Geldgeiz und Herrschaft der Welt ihren ehrwürdigen Stuhl besudelten. Daneben schrieb er auch gelehrte heilige Werke, die ihm, wie er sagte, der heilige Geist selbst in die Feder dictirte und fabelte von Wundern und himmlischen Erscheinungen. Zugleich verbot er die heidnischen Schriftsteller, und verfolgte die Schriften des Livius wie den Teufel. Gregor folgte darin dem Beispiele Caligula's, despotischen Andenkens, der auch gegen die Schriften der Alten wüthete, nur mit dem Unterschiede, daß der feige Tyrann Caligula die Menschheit in das Sclavenjoch werfen, Gregor bloß Finsterniß haben wollte, um so die Sterblichen auf Umwegen aber doch sicher in den Himmel zu bringen. Gregor der Große verstand das Kunststück, alle geistigen Lichter auszublasen, damit die kärgliche Gelehrtheit der Klerisei desto mehr strahle. Der Ruhm, den die Neuern dem Papstthum ertheilt haben, ist ein ganz sonderbarer Ruhm: man sagt, der Klerus sei der Hüter der Wissenschaften gewesen, und bedenkt nicht, daß eben dieser Klerus es war, welcher vorher mit musterhafter Emsigkeit alle Mittel der Bildung zerschlug, überall nur Finsterniß verbreitete und hinterher aus langer Weile Handschriften kopirte und mit unerquicklichen Brosamen dürftiger Wissenschaft zu prunken trachtete. Die römischen Pfaffen vernichteten anfänglich die alten Klassiker, und wenn ein Mönch später die armseligen Reste zum Zeitvertreib abschrieb, so ist das doch wahrlich kein Verdienst. — Weiter legte Gregor seine heiligen Hände an heidnische Götzen, aus dem alten Jupiter machte er einen heiligen Peter und zündete in dem Köhlerglauben seiner Zeit die Flammen des Fegfeuers an, von dem bald Funken auf mörderische Scheiterhaufen niederfielen. Das Fegfeuer ist, wie die Meinung von der Ehelosigkeit der Geistlichkeit, eine Mißgeburt der vorchristlichen Welt, man dachte sich einen großen Feuerstrom, der die Seelen wie Eisen vom Rost reinige und zugleich erweiche, damit man aus ihnen machen könne, was man wolle. (Vergl. Fegefeuer.) Dieses Dogma, ein kirchliches Feuerwerk im Himmel, erfüllte die Menschen mit Furcht, die Dummköpfe öffneten ihre Herzen, Hände und Kisten, und es flogen Opfer, Schenkungen, Vermächtnisse und Erbschaften in den Schooß der Kirche und ihrer Oberhäupter. Erasmus erzählt, welche Kunstgriffe die pfäffische Schlauheit anwandte, das Volk zu gewinnen und zugleich von dem Dasein des Fegfeuers zu überzeugen: man ließ lebendige Krebse mit aufgeklebten brennenden Wachslichterchen Nachts über die Gräber kriechen; die Bauern liefen zusammen, sie glaubten, die Seelen der Ihrigen mit einem Stückchen Fegefeuer auf dem Rücken zu sehen und im Zittern und Zagen opferten sie für die Erlösung der Krebse. Gregor der Große hat nicht bloß das Fegefeuer in Ordnung gebracht, er war auch ein Vater der Mönche. Unter seiner Vorsorge vermehrten sich die Benediktiner wie Sand am Meere und zerstreuten sich in alle Welt, über Frankreich, England und über deutsche Gaue. Die Mönche von Monte Cassino reuteten Einöden aus, schrieben Bücher und statt zu faullenzen legten sie Schulen an und übten sich geistig und körperlich (s. Benediktiner.) Die reine Herzens-Religion, wie sie Jesus gelehrt hat, zerging unter dem Drucke des Pompes, den Gregor einführte. Da gab es schon Gnadenmittel, Bilder, Pfaffenbücher, Glocken, Lichter, Weihwasser, Oel, Salz, Wallfahrten, heilige Knochenvorräthe, Schwerter, Windeln, Asche, Palmen, Kreuze, Fahnen, Holzsplitter, Kleiderlappen, Pater noster, Ave Maria's, Möncherei, Seelenmessen, Weihrauch, Büßungen, gute Werke, Geißelhiebe, Stiftungen, Seufzer, Stoßgebete, Feiertage in Unzahl, Esels- und Narrenfeste — lauter Dinge, von denen Paulus nichts schreibt. Mit der Einführung des Gelübdes der Keuschheit unter den Geistlichen wollte es nicht glücken. Die Priester waren noch zu weltlich gesinnt und genossen zu viel Fische — Fastenspeise — die nicht auf Enthaltsamkeit wirkt. Wenn es auch nicht gewiß ist, daß Gregor auch den Ablaß erfunden habe, so ist doch das Eine ausgemacht, daß er die übrigen Kirchengroßen, besonders den Patriarchen von Konstantinopel, kräftig darnieder hielt, und daß mit ihm eine von der Bibel verschiedene und systematisch ausgebildete Kirchenlehre anhebt, die man füglich die römische Hoftheologie oder Papstthum nennen kann.

Gregors nächste Nachfolger verließen die einmal betretene Bahn nicht, sie benutzten

die Umstände mit Schlauheit, hielten den menschlichen Geist wacker darnieder und verbreiteten mit aller Emsigkeit Aberglauben. Bonifacius III. empfing 607 vom griechischen Kaiser Phokas den Titel „allgemeiner Bischof" papa oder episcopus universalis), Theodorus nannte sich schon den höchsten Oberpriester (summus pontifex), und Stephan III. (nach And. der Zweite, 752—757) empfing vom fränkischen Könige, Pipin dem Kleinen, das Exarchat und die Pentapolis, das heißt die heutige Romagna und die Mark Ancona. Der Sturz des longobardischen Reichs in Italien durch die Franken und die Schenkung Pipins bilden die zweite Stufe zum päpstlichen Throne. Roms Bischöfe waren nun Länderbesitzer und Fürstbischöfe mit entschiedenem Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Italiens und im Besitze einer Weltmacht, wie sie kein Geistlicher damals besaß. Karl der Große bestätigte die väterlichen Schenkungen und vermehrte sie mit neuen, da er bei seinen ausgedehnten Entwürfen auf Weltherrschaft des Einflusses bedurfte, den die Kirche damals gewähren konnte. Er dehnte das Ansehen der Kirche und des heiligen Alten von Rom so weit aus, als seine bluttriefenden Waffen reichten; seine Monarchie ernährte schon 21 Erzbischöfe, viele Bischöfe und zahllose Klöster. So viele Siege Karl erfocht, sie waren alle nur Siege der Kirche, der Fürstbischof von Rom erntete die Trophäen. Leo's Nachfolger verwirklichten den Gedanken vom Supremat, als sie schon unter Karls schwachen Nachkommen aus dem Akt der Krönung ein Krönungsrecht, ja ein Recht, die Krone nach Gefallen vergeben zu können, machten. Karl hatte in seinem ganzen Reiche den Zehnten, die Quelle so großen Unglücks, eingeführt; von Allem, wo der Pflug hingeht, sollte der zehnte Theil an die Geistlichen geliefert werden. Die Pfaffen waren in der Folge damit nicht zufrieden, sie thaten den Noval-, Blut-, Eier- und Geflügelzehnten dazu und nahmen Tribut von Mühlen, Fischereien, vom Handel und von Kriegsbeute, sogar von Bettler-Almosen. Schweiß und Blut der Völker flossen von nun an in sichtbaren und unsichtbaren Kanälen in die grundlosen Schatzkammern des geistlichen Herren von Rom, und allenthalben stiegen Besitzungen der Kirche, von Steuern und Staatsleistungen frei, aus dem Boden, das Volk verarmte, da es zwei Herrn, der eine so vielköpfig und so unersättlich wie der andere, zu erhalten hatte, und dabei ein Fruchtfeld um das andere an die Kirche verlor. Die Concilien (s. d.) oder Synoden, deren über zweitausend gehalten worden sind, ohne die im 16. und 17. Jahrhundert gehaltenen Religionsgespräche, befestigten die Macht des Fürstbischofs von Rom, der als Oberhaupt der abendländischen Kirche anerkannt bereits ein halber Papst war, vorzüglich als er durch die Fortschritte des Muhamedanismus seine Gegner, die Bischöfe von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien los wurde. Der Oberpriester von Rom trug den allgemein anerkannten Kirchentitel „Papst" (papa, papas) und galt, wenn er auch nicht die volle Papstgewalt besaß, als das Haupt der (christlichen?) Kirche. Nikolaus I. (858—868) ließ sich in Gegenwart Ludwigs II. in Rom krönen, behauptete mit musterhafter Dreistigkeit, der Großschlüsselbewahrer des Himmels und der Großschatzmeister der göttlichen Gnade zu sein, und schleuderte in seinem Zorn den Bann auf den griechischen Kaiser wie auf den Patriarchen von Konstantinopel. „Die Priester" — schrieb er dem Kaiser von Konstantinopel — „sind Götter, die nicht durch Menschen gerichtet werden." Das ist die Idee eines Gregor des Siebenten und Andeutung genug, wohin die Fäden der päpstlichen Politik liefen. Der Klerus sollte unabhängig von der weltlichen Macht werden. Wie Nikolaus die eine Hand an den Thron des Orients legte, so gewaltig griff er mit der andern nach der abendländischen Kaiserkrone. Er mischte sich in die Ehescheidung des Kaisers Lothar und drohte mit Excommunication. Nachdem er die Lug- und Trugsammlung des falschen Isidor, die bekannten Dekretalen (s. d.), gleichsam die sibyllinischen Bücher der päpstlichen Gotteslehre, für echt erklärt und dadurch einen neuen Stein in das römisch-priesterliche Herrschaftsgebäude eingefügt hatte, erklärte er sich zum alleinigen Schiedsrichter in der ganzen Kirche und sprach es laut aus, daß der Unterthan den Königen, die den Willen Gottes (des Papstes) nicht thäten, keinen Gehorsam schuldig wäre. Hadrian II. (868—872) erlebte schon einige Demüthigungen von französischen Ständen

und von Hinkmar (s. d.), aber Johannes VIII. (872—882), dem Stolz, Grausamkeit, Habsucht, Meineid und Irreligiosität vorgeworfen werden, erhob die Tiara stolz und gab seinen Nachfolgern ein erbauliches Beispiel, indem er das Meßgewand mit dem Waffenrocke vertauschte und, gleich den martialischen Bischöfen Deutschlands, die päpstliche Soldateska, die geistlichen Schlüsseltrabanten, in eigner Person gegen die Normannen führte.

Das zehnte Jahrhundert ist das eiserne Zeitalter des Papstthums, auf dem Stuhle Petri saßen Ungeheuer, die nach Willkür mit den Bischofsstühlen schalteten und in Verbrechen versunken Canones, Dekrete und Gewohnheiten mit Füßen traten. Die Päpste dieser Zeit machten es so toll, daß ihr eifriger Vertheidiger, Cäsar Baronius, der Vater der geistlichen Annalen, seinen Aerger nicht unterdrücken konnte. Von den papistischen Fabeln, die der Aberglaube in diesen Zeiten verbreitete, ist die wichtigste der verwirrte Begriff vom tausendjährigen Reiche. Die christlichen Völker, unter der zuchtlosen Geistlichkeit in undenkbarer Unwissenheit verwildert, meinten, und die Klerisei bestärkte die Meinung durch Wort wie durch That, daß das Ende der Welt nahe. Es konnte auch nicht anders scheinen, als wollte die Welt aus ihren Fugen weichen. Auf den weltlichen Thronen saßen meist Schwachköpfe; die Bischöfe schwelgten und verpraßten das Gut der Unterthanen; in den Klöstern wohnte Unzucht, an den Altären jammerte die Unschuld. Im Süden Italiens stiegen ergrimmte Türken aus dem Meere, wilde Mongolenhorden überstürzten die christlichen Länder, Ungarn sandte seine verheerenden Magyaren, und im Innern der einzelnen christlichen Reiche kämpften und haderten große und kleine Parteien. Die Länder wurden, wie überhaupt im Mittelalter, nicht regiert, nur bald von dem, bald von einem andern gebrandschatzt; Gesetze, Ordnung, Zucht waren wie aus dem Leben geflohen, und alle Gräuel barbarischer Verwilderung lagerten auf dem christlichen Boden. Das waren zum Theil die preiswürdigen Früchte, mit denen Neu-Rom die Menschheit erfreut hatte. In dieser thränenvollen Trübsal besetzten Weiber den päpstlichen Stuhl mit Werkzeugen ihrer Unzucht, zuerst Theodora, dann ihre Tochter Marozia (s. d.), welche Mutter, Großmutter und Urgroßmutter von drei Päpsten wurde, ihren eignen Stiefsohn ehelichte und zuletzt im Gefängnisse endete. In der nämlichen Zeit blühten die goldenen Tage der Heiligenverehrung; denn die Päpste bevölkerten Himmel und Erde mit einer Unzahl Heiliger, vor denen Tag und Nacht Lämpchen brannten, die es ungewiß ließen, ob sie dem Angebeteten oder dem oft unwissenden Anbeter leuchten sollten. Es wurde beinahe jede Mönchskutte canonisirt, sobald man irgend ein Wunder auffand, das der Mönch gehabt haben könnte. Da half der heilige Benedikt gegen Gicht, die heilige Agatha gegen böse Brüste, Apollonia gegen Zahnweh, der heilige Blasius war ein Chirurg, der dicke Hälse kurirte, wenn man ihn mit vollen Händen anrief. Die heilige Barbara tröstete in der Todesstunde und half nebenbei in der Artillerie, und St. Ulrich vertrieb Ratten und Mäuse u. dergl. mehr. Der Reliquien der Heiligen sind so viele, daß sie nicht aufgezählt werden können. Jeder Stand hatte seinen himmlischen Ritter und seinen überirdischen Schirmvogt, der Wunder verrichtete und sich mit Oellämpchen oder Talglichterchen hienieden beleuchten ließ. Der Schutzherr der Theologen war wunderlich gewählt, er hieß wie der bekannte ungläubige Thomas. Die christliche Religion war eine päpstliche Mythologie geworden, die nur in den Namen von der heidnischen Götterlehre abwich. Um keinen Heiligen vor den Kopf zu stoßen, wurde, da aus Mangel an Zeit nicht jeder ein besonderes Fest haben konnte, das Fest aller Heiligen — das heidnische Pantheon — eingesetzt. Diese Seligkeits-Theorie war eine Lieblingsbeschäftigung der Päpste im eisernen Zeitalter. Die deutschen Kaiser von Otto I. an bemühten sich zwar, das Kirchenthum zur Ordnung zu bringen, Einzelnes gelang ihnen auch, aber sie gaben die Waffen wieder aus den Händen, als sie dem gedemüthigten Papste, nach einem falschen Kalkul, weltliche Macht ertheilten. Schon Gregor V. (955—998), ein Deutscher von Geburt und Enkel Kaiser Otto's III., zeigte, welche furchtbaren Waffen er in den Händen führte. Er schleuderte in seinem Zorn die Strahlen des Interdikts (s. d.) auf ganz Frankreich, weil er die Ehe des Königs Robert für blutschänderisch hielt. Unter Gregors, zum Theil unzüchtigen Nachfolgern,

Silvester II. (998—1003), Johann XVII. (gest. 1004), Johann XVIII. (1004—9), Sergius IV. (1009—1012), Benedikt VIII. (1012—1024), Johann XIX. (1024—1033), Benedikt IX. und Leo IX. bis 1054, Victor (bis 1056), Stephanus (bis 1058), Benedikt X. (abgesetzt 1059) ist der Nikolaus II. (1059—1061), der wichtigste, weil er unterstützt von einem Untergeistlichen, die Papstwahl der Klerisei und dem römischen Volke entzog und das kaiserliche Recht, die Wahl zu bestätigen, in die Pflicht des Schutzes verwandelte; die vornehmsten Geistlichen Roms, die Cardinäle, (s. d.) anfangs nur sieben, wählten nun den Kirchenkaiser, und ihr Kollegium wurde von hoher Wichtigkeit für Erhaltung und weitere Ausbildung des Papstthums. Die Cardinäle waren päpstliche Räthe, die Minister der geistlichen Tiara, Träger und Säulen der Pfaffenthrones. Von nun an kam ein fester Plan in das Papstthum, wie ihn der Diacon Hildebrand auch unter Alexander II. (1061—1073) mit Schlauheit vorbereitet hatte.

Der hundertundsechsundfünfzigste Bischof von Rom war das Kirchengenie Hildebrand, der als Papst Gregor VII. genannt (s. d.) alle Entwürfe der Vorgänger ausführte und den Gipfel der festesten Theokratie erstieg. Der stolze Vatikan brachte die falschen Urkunden, die eingedrungenen Redensarten und von allen Bibelauslegungen immer die unsinnigsten in ein System grauenvoller, höllischer Consequenz. Gregor VII., der kleine schwarzgelbe Sohn eines Grobschmieds, saß auf dem heiligen Stuhle, nicht wie es einem Nachfolger des armen Fischers und Apostels Petrus geziemt, wie ein Kaiser der Kirche, wie ein Nachfolger Christi, gleichsam ein Vice-Gott. Was er wollte und wonach seine Seele dürstete, als er den Priesterthron bestieg, hat er deutlich erklärt, wenn er an den Bischof von Metz schreibt: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden". Unter den Päpsten ein Cromwell griff er nach dem weltlichen Scepter, trennte die Unterthanen von ihrer Obrigkeit, die Völker von ihren angestammten Fürsten und fesselte Könige an die Stufen seines Pfaffenthrones. Im Namen der Religion forderte er, daß die gesammte Christenheit seinen Geboten gehorsame, seine Herrschaft wollte er von den Eisfeldern Norwegens bis zu den Säulen des Herkules, von Dublin bis in die nackten Ebenen Polens, über Ungarn bis hinunter an den Fuß des alten Aetna ausdehnen. Mit dem Stolze eines Genies, das in seinem Ehrgeize kein Maß kennt, citirte er den Kaiser Heinrich IV. vor seinen Richterstuhl, und als dieser nicht erschien, rollten die Donner des Bannes auf das Kaiserhaupt herab. „Ihr Fürsten und Apostel" — schrieb der Kirchen-Jupiter an die deutschen Bischöfe — „die ihr im Himmel löset und bindet und über Engel richtet, könnt ihr nicht über Kaiser und Könige mit mehr Recht gebieten? Mögen sie lernen, wie groß eure Macht ist! Mögen sie sich fürchten, die Befehle eurer Kirche zu verachten! Vollzieht jetzt euer Urtheil über Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern nur durch eure Macht gefallen sei." Es ist bekannt, wie Heinrich IV., (s. d.) ein römischer Kaiser und deutscher König, im Hofe zu Canossa drei Tage und drei Nächte im härnen Gewande und barfuß mitten im Winter unter offenem Himmel Buße that. Der Kampf des Kaisers mit dem Papst war entschieden, der Fürstenthron lag unter dem Altare. Wie Weltenstürmer von Größe und die Welt beglückenden Planen träumen, aber ganze Völker und das Lebensglück ganzer Generationen in den Staub treten, so kümmerte den Statthalter Christi kein Familien- und kein Staatenglück: Gregor VII. focht für die Unabhängigkeit des Papstthums und für die Freiheit der Kirche, die man damals für Religion hielt. Der Riesenschritt, den der Kirchendespot that, war, den Fürsten das Recht der Investitur abzuzwingen und die ganze Geistlichkeit auf die Folter der Ehelosigkeit (s. Cölibat) zu spannen. Dadurch bildete Gregors eherner Kopf die Geistlichkeit zu einem Staate im Staate, zu einem abgeschlossenen Ganzen, das für ein Standesinteresse lebend durch Lehnsverband und Lehnseid an den Schemel des Priesterthums in der Siebenhügel-Stadt gebunden war. Unerschütterlich stand der Koloß des Papstthums in der abergläubischen Meinung der Menge; der Statthalter Christi war unumschränkter Gewalthaber, der nur befehlen durfte, und ein unermeßliches Heer von Mönchen trabte hastig durch die Welt mit seinem Gebot; der Vicegott winkte und die emsige Kuttenschaar stand ihm bereit,

in blindem Gehorsam und Eifer seine Befehle nach allen Richtungen hin zu tragen und auszuführen. Das Christenthum war so gut wie verschwunden, und an seiner Stelle hatte die Menschheit das Papstthum oder die römische Hoftheologie, die ohne Rücksicht auf die Lehren der Bibel aus päpstlichen Befehlen und geistlichen Kabinetsordren, wie sie dem politischen Interesse des Petersstuhles entsprechend schienen, bestand. Daher war das Papstthum nie Christenthum, sowie Katholicismus noch lange kein Papismus ist. Die Hoftheologie war das Ultra des Katholicismus, eine Despotie der Kirche, die alle Lehren der heiligen Schrift entweder verachtete oder verdrehte. Das Volk verlor die Bibel, die einzige Quelle besserer religiöser Erkenntniß, und Hohe wie Niedere waren verblendet genug, sich in Glaubenssachen von einem Oberpriester durch Kabinetsbefehle gängeln zu lassen.

Gregors Geist lebte in seinen Nachfolgern fort, einzelne gingen noch weiter als ihr Vorbild. Regte auch hin und wieder ein freier Geist seine Schwingen, der Kirchendespotismus verstand es, ihn zu unterdrücken. Es hieß wohl sogar, das Volk sei noch nicht reif zur Aufklärung. Der Obscurantismus kann keine unüberlegtere Ausflucht vorschützen als diese ist. Wenn ein Volk nicht reif ist, so mache man es reif und es wird immer Zeit sein, den finstern Verstand aufzuklären, wenn man anders kein Tartuffe sein will. Die Feinde der Aufklärung sehen nicht, daß sie wie die Schlangen Kreisbewegungen machen, um die Finsterniß in den Köpfen zu erhalten. Bessere Erkenntniß des Volkes und Reife desselben sind gleiche Begriffe in Absicht auf Aufklärung. Wer behauptet, eine Nation sei noch nicht fähig diese oder jene Vernunftlehre zu ertragen, es müsse zuvor tüchtig gemacht und gleichsam zugestutzt werden, dreht sich eben im Kreise, da ja die Vorbereitung und das Reifmachen des Volksverstandes sich mit nichts Anderem als mit Niederkämpfung verjährter Irrthümer und Vorurtheile befaßt. Aber gerade dieses wollen die Feinde der Aufklärung verhindern. Das Papstthum bewegte sich auf dieser Kreislinie und mußte deswegen auf den Anfangspunkt zurückkommen, es mußte werden, was es anfangs gewesen war. Jahrhunderte vergingen, ehe der alte römische Riese niederstürzte, und die Christenheit mußte noch blutige Erfahrungen machen, ehe sie ein reineres Christenthum errang. Unter Victors III. (1086—1087) Nachfolger Urban II. (1088—1099) griff die fromme Raserei der **Kreuzzüge** (s. d.) um sich, die Europa entvölkerten, die Güter der Klerisei vermehrten, aber auch den Fall Neu-Roms vorbereiteten. Denn die Schwärmerei der Kreuzzüge, die das Vermögen der weltlichen Vasallen in eitlen Kriegen erschöpften und den maßlosen Adelshaufen verdünnten, machte die Könige stark, erhob die Städte und bildete einen dritten Stand. Das Geld rang von dem an mit dem Landbesitz und verwandelte Grundrechte in Menschenrechte. Das Volk, bisher Sklave des Ritters und der Pfaffen, ermannte sich, die finstern Köpfe des Abendlandes stießen mit den helleren Köpfen des Morgenlandes zusammen, es gab Funken, und mit der Helle verträgt sich das Papstthum nicht. Alle, welche die Montur Gottes und der Kirche oder das wollene rothe Kreuz trugen, um ihrer Schulden diesseits und jenseits willen, kamen denkender zurück, wenn sie anders zurückkamen; Europa ging auf Reisen, das Volk hörte allmälig auf, die Parias der Braminen und Nabobs zu sein, und ein gewisser Freiheitsgeist und Freiheitsstolz erwachte. Fürs Erste hatte das Papstthum indessen nichts zu fürchten; Paschal II. (1099 bis 1118), Gelasius II. (gest. 1119), Calixtus (gest. 1124), Honorius II. (gest. 1130), Innocenz II. (gest. 1143), mit dem Gegenpapst Anaklet (1130—1138), Cölestin II. (1143—1144), Lucius II. (gest. 1145), Eugen III. (gest. 1153), Anastasius IV. (gest. 1154), Hadrian IV. (gest. 1159) setzten die Welt in Bewegung nach dem heiligen Grabe, und Alexander III. (1160—1181), der mit drei Gegenpäpsten zu kämpfen hatte, so gewaltig wie Gregor, widerstand dem Ungestüm des ersten Friedrich von Hohenstaufen wie ein Fels den brausenden Fluthen des Meeres. Es regnete Bannbullen und vom Vatikan her zuckten die Blitze des Kirchen-Jupiter kreuz und quer durch den dunkeln christlichen Himmel. Zugleich wucherte ein anderer Polyp auf, das **kanonische oder Papstrecht**, das die Lehrsätze des Irrthums in ein konsequentes System mit dem Scheine des Rechts

brachte. Nun saß die Meinung des Papstes als **untrügliche** auf dem Throne, mit dem Ansehen eines juristischen Dogma. Es wurde in klaren Worten gelehrt, und die Paragraphen-Gelahrtheit der Universitäten hielt ordentlich Vorlesungen darüber, daß Christi Reich ein irdisches, Christi Schwert weltliche Macht, alle Reiche der Welt päpstliche Lehen, und daß der Papst der Felsen der Kirche sei; nicht die Lehre des Evangeliums, nicht lebendiger Glaube wäre der Schatz der Kirche, sondern Zins, Zehnten, Gold, Silber, Juwelen, liegende Güter. Die nächsten Päpste, Lucius III. (1181—1185), Urban III. (gest. 1187), Gregor VIII. (gest. 1187) und Clemens III. (1188—91), zehrten von dem Ruhme ihrer Vorgänger, bis **Innocenz** III. (s. d.) das Kirchengebäude Gregors und Alexanders III. vollendeten. Er warf mit Donnerkeilen um sich herum, verschenkte die weltlichen Kronen, verhandelte Königreiche und Bisthümer und stiftete die **Inquisition** (s. d.) und den Orden der **Bettelmönche** (s. d.), die **Dominikaner** (s. d.), **Franziskaner** (s. d.), Carmeliter, Augustiner, Capuziner u. a. Mehr als eine Million solcher Mönche, die weder Beutel, noch Taschen, noch Schuhe tragen, flogen als die Spione des Papstes unter den Völkern herum und verbreiteten sich wie Heuschreckenschwärme in allen Gegenden der Welt. Honorius III. (1216—27) rief den Kaiser Friedrich II. zum Kreuzzuge und ließ Preußen durch die deutschen Ritter bekehren, ohne eben Großes gegen den großen Kaiser auszurichten. Aber Gregor IX. (1227—1241) holte die kirchlichen Waffen wieder hervor, er donnerte und blitzte so lange, bis ihm der ernste Kaiser das Schwert zeigte. So ruhig sich Cölestin IV. (1241—43) verhielt, so gewaltig tobte Innocenz IV. (1243—54), und der große, mächtige, talentvolle Friedrich II. der letzte Kaiser, der dem römischen Riesen mit Allgewalt entgegentrat, erlag der Pfaffenpolitik und dem Aberglauben seines Jahrhunderts. Der Haß der Päpste gegen das Haus der Hohenstaufen, die dem geistlichen Hirtenstabe mit dem blanken Schwerte trotzten, war unauslöschlich und konnte nur mit dem Blute des letzten Sprößlings, Konradins, auf dem Schaffot gestillt werden.

Das war aber auch der letzte Triumph der römischen Curie. **Bonifacius** VIII. (s. d. 1294—1303) versuchte noch einmal die Rolle eines Erdengottes zu spielen, er ließ sich nach seiner Wahl von den Königen von Ungarn und Neapel nach dem Lateran führen und von ihnen bei der Tafel bedienen; er verschenkte zwei Kaiserthümer in weniger als zwei Jahren und warf so meisterhaft wie Innocenz die Blitze seines Vatikans auf nicht mehr als acht Könige; aber Philipp der Schöne von Frankreich verachtete Bullen und Bannflüche des anmaßlichen Papstes und sandte seinen Minister Nogaret nach Anagni, den Papst als einen Ketzer und Erzfeind der Ruhe gefangen zu nehmen. Aus Schreck über die Kühnheit des Königs verlor Bonifaz die Besinnung, sogar den Verstand und starb dreißig Tage nach dem Attentat auf seine Freiheit. Die größte That, die das Andenken an ihn verewigt, war die Einführung des **Jubeljahres** 1300, nichts weiter als eine Nachahmung des heidnischen Säcularfestes und eine der gelungensten Finanzspeculationen. Man versichert, daß mehr als 200,000 Menschen, getrieben vom Aberglauben, das ganze Jahr über in Rom zubrachten und durch Opfer die Schätze des Papstes bereicherten. Ohne Gold und Silber der Reichen mitzurechnen zählte man auf den Altären der heiligen Apostel an **Kupfermünze** über 50,000 Goldgulden an Werth, die als ein Opfer der Aberglaube dort niedergelegt hatte. Die Einnahme verbunden mit dem **Jubelablaß** war so willkommen, daß die nachfolgenden Päpste die hundert Jahre zuerst auf 70, dann auf 33, zuletzt nur auf 25 Jährchen herabsetzten. Man hat nach dem niedrigsten Satze berechnet, daß die Jubeljahre des Papstthums bis 1826 nicht weniger als hundert und fünfzig Millionen Thaler nach Rom führten. Dort wurden die den armen Ländern abgepreßten Summen verpraßt. Nun nehme man noch die Anstalten der Indulgenzen, Abläſſe, Dispensationen, Schenkungen und Erbschleichereien hinzu, die alle eine zehnfach größere Summe den Völkern kosteten, man nehme die stehenden Abgaben an die Geistlichkeit, die schweißbedeckten Zehnten und die ins Unglaubliche gehenden tausendfachen Betteleien der Mönche aller Arten und Klassen, und man wird ein Bild von der

Glückseligkeit haben, die vom Papstthum verbreitet wurde. In den Jahren von 1500 bis 1780 sind 67 Millionen aus dem katholischen Deutschland für Annaten, Pallien und Dispensationen und 54 Millionen Gulden für Ehe- und Ordensgelübde, für Censurnachlaß und Erlaubniß verbotene Bücher zu lesen, nach Rom geflossen. Die Summen, welche für diese und andere entbehrliche Dinge vor 1500 nach Rom gingen, können nur nach Milliarden berechnet werden. Binnen 40 Jahren zog Rom allein aus Oesterreich 110 Millionen Scudi. Dabei vergesse man nicht, daß die schönsten Pfründen geistliche waren, daß das Volk in seinen Grundrechten auf seinem Boden von der Habsucht der Pfaffen, von den unzähligen Klöstern und Stiftern beeinträchtigt, auch vom Adel gebrandschatzt wurde, und daß der sogenannte arme Mann den wilden Junkern preisgegeben war. Aber das Papstthum schritt seinem Untergange entgegen.

Kaiser Friedrich II. hatte in seinem Kampfe mit Innocenz auf Dinge aufmerksam gemacht, die das Nachdenken Vieler erregten; das Jubeljahr hatte große Haufen Menschen nach Rom, dem Sitze der Freigeisterei und der Unzucht, geführt, und man brachte bedenkliche Begriffe von Seiner Heiligkeit mit in die Heimath; endlich hatte Philipp von Frankreich das Beispiel gegeben, wie man die abgenutzten Waffen des Papstes verlachen könne. Nun kam noch ein anderes Ereigniß hinzu, welches dem Aberglauben und der Dummheit die Augen öffnete: Philipp von Frankreich zwang die Päpste, in Avignon zu wohnen von 1305—1378. Hatte schon die schamlose Oeffentlichkeit der Laster am päpstlichen Hofe das Widerstreben derer gereizt, welche in ihren Vortheilen dadurch verletzt oder durch redlichen Sinn dagegen getrieben wurden, so geschah dies noch weit mehr, als die Cardinäle in Rom und Avignon zu gleicher Zeit zwei Päpste wählten, die sich durch die schändlichsten Ränke zu behaupten suchten, einander verfluchten und so die Kirche und die Reiche, den Glauben wie die Herzen der Frommen spalteten. Die Parteien versöhnten sich auch nicht, sondern die doppelten Papstwahlen dauerten über dreißig Jahre hindurch. Die durch große Reichthümer, Ansehen und verhältnißmäßig geringe Anstrengung des Geistes und Körpers ohnehin auf sinnliche Genüsse hingewiesene übrige Geistlichkeit überließ sich dem Wohlleben und der Ueppigkeit, oft mit Verletzung alles Anstandes, und die Mönche, besonders die von dem Bettelorden, trugen das Gift der Unzucht bis in die Hefe des Volkes. Die besten und talentvollsten Männer erhoben sich nach und nach gegen den Stolz, Uebermuth, die Herrschsucht, Habgier und das Sittenverderben der entarteten Klerisei, die aber alle Erfahrungen, so laut sie den nahen Fall verkündeten, unbeachtet an sich vorübergehen ließ. Die Gelehrten auf den neu gegründeten zahlreichen Universitäten tasteten an dem römischen Pfaffenrechte herum und sprachen von Menschenrechten, die ihnen das lasterhafte Papstthum zu Rom entziehe. Auch die Fürsten kamen zur Besinnung, Philipp der Schöne that wie Friedrich II. und legte dem Papst in Briefen den Titel: „Eure Einfältigkeit" (Fatuitas) statt der „Erzheiligkeit" (sanctitas) bei, verwies ihn in seine Kirchenpflicht und behandelte ihn wie einen Priester. Die Deutschen erklärten den Kaiserthron für unabhängig von der päpstlichen Tiara und bildeten einen Curverein, der den gewählten Kaiser gegen die Anmaßungen des Vicegottes zu schirmen versprach. Aber der Vatikan auf Meinungen und Vorurtheile eines anderen Jahrhunderts gebaut sprach wie gewöhnlich von dem, was er nicht hatte, vom heiligen Geist, der in seinen Mauern leibhaftig wohne, und verachtete den Zeitgeist, seine Veränderungen und Fortschritte. Die Kluft zwischen der Menschheit und dem Papstthum that sich immer weiter auf, und die Mißbräuche in der Kirche wurden mit jedem Tage deutlicher und schreiender. Eine Synode zu Pisa 1409 sollte die Wunden heilen, doch alle Versuche zur Ausgleichung des unheilvollen Schisma's (s. d.) endeten damit, daß die Kirche drei Päpste statt der zwei erhielt, einer verächtlicher als der andere.

Man rief jetzt den Kaiser, den Schirmvogt der Kirche, um Beistand auf, und durch ihn kam die Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande 1414. Die alten Gebrechen der Klerisei blieben, da die versammelten Väter hätten Thoren sein müssen, wenn sie sich selbst hätten verdammen wollen, aber die Rechte der menschlichen Vernunft wurden verrathen,

als man den wackern Prager Professor der Theologie, Johann Huß (s. d.) und seinen Freund Hieronymus (s. d.) verbrannte 1415, während die Versammlung einen der ruchlosesten Menschen, den Balthasar von Cossa, als Papst Johann XXIII., der nach der öffentlichen Beweisführung des Concils den schmählichsten Tod verdient hatte, der päpstlichen Würde wegen Meuchelmords, Nothzüchtigung und Blutschande blos entsetzte und ihn nachher noch zum Erzbischof von Florenz machte. Der unverantwortliche Kirchenmord an Johann Huß war die Blutsaat des fürchterlichen Hussitenkrieges (s. d.), die Flammen der Kostnitzer Scheiterhaufen loderten um die päpstliche Tiara und durchwühlten den Boden, auf welchem der Petersstuhl Jahrhunderte sicher gestanden hatte. Obwohl ein neuer Morgen an den Pforten Europa's lag und die Meinungen sich unverholen gegen den Statthalter Christi erklärten, so erhoben sich die Päpste doch nicht aus dem bequemen Bette der Sinnlichkeit, sie gingen sorglos die Bahn der Lasterhaftigkeit weiter und brandschatzten die Völker mit Palliengeldern, Indulgenzgeldern, Zehnten, Lehenssteuern, Annaten, Confirmations- und Dispensationsgeldern. Der scheußlichste, verrufenste und sittenloseste Papst war Alexander VI. (1492—1503), der, ein Jakobiner unter den Päpsten, die Papstwürde kaufte und Italien zum Schauplatz seines herostratischen Ruhmes machte. Er übertraf an Unzucht, Grausamkeit, Treulosigkeit und Blutschande alle seine Vorgänger. „Jede Religion" — sagte er — „ist gut, aber die dümmste ist die beste"! Den Weltfürsten predigte er vor: „Der Papst stehe so hoch über dem Könige, als der Mensch über dem Vieh". Daneben vervielfältigte er die Herenprozesse, bestrafte Buchdrucker, weil er den Verstand nicht leiden konnte, gab barbarische Preßgesetze, tummelte sich im Waffenrocke herum, zeugte ein Heer unehelicher Kinder und verschaffte seinen Bastarden Fürstenthümer. Julius II. (1503—13) dachte an nichts weniger, als an seine päpstliche Würde oder an Religion und Kirche; seine einzige Freude bestand im Kriegsgetümmel und im Schlachtengewühl; wie ein Romulus führte er die Waffen und suchte seinen Ruhm auf den Feldern, wo Menschenblut floß. Er war mehr Politiker als Geistlicher, er besaß den eigentlichen Intriguengeist, der Staatsverträge schließt und sie wieder zu vernichten weiß, wenn es das Staatsinteresse fordert. Seine Hauptabsicht war, Italien unter einen Hut, unter die päpstliche Krone zu bringen, damit er als weltlicher Landesherr auch etwas zu sagen habe. Vielleicht mahnte ihn schon der Gedanke, daß es mit den Vorurtheilen, auf die der Papststuhl gesetzt sei, vorbei wäre, und daß die Zeit näher rücke, die den Vorhang vor dem neu-römischen Idole wegnehme. Wirklich war es auch der letzte allgemeine Papst, nun bildete sich ein Staatensystem, in welchem vom Papste nicht mehr die Rede sein konnte. Des Julius Nachfolger war der prachtliebende und verschwenderische Leo X. (s. d.), der mit den Freigeistern seiner Zeit witzelte, die Freuden der Tafel, Schauspiele, Karten, treulose Politik liebte und nebenbei in kurzer Zeit 14 Mill. Thaler durchbrachte und doch noch eine ansehnliche Schuldenlast zurückließ. Der Papstfreund Bellarmin berichtet, wie es um diese Zeit mit der Kirchenzucht gestanden: „einige Jahre" — schreibt er — „ehe die lutherische und calvinische Ketzerei aufkam, war aus den geistlichen Gerichten aller Ernst, aus den Sitten alle Zucht gewichen, das Studium der heiligen Schrift lag darnieder, alle Achtung vor dem Göttlichen war dahin, und es gab so gut als keine Religion mehr."

Längst belebte das Verlangen alle Köpfe und Herzen der Völker, daß dem Strome der Sittenverderbniß unter den Geistlichen und dem finstern Aberglauben ein Damm entgegengeworfen werden möchte; man forderte eine Reform der veralteten und starren Kirchengebräuche und strengere Zucht unter den Dienern Gottes; aber die reichen geistlichen Herren wollten sich nicht selbst reformiren. Da ereignete es sich, daß das Truggebäude des Papstthums auf einmal in die Luft flog, als der derbkräftige Augustinermönch Martin Luther (s. d.) mit der Thür ins Haus fiel. Der kühne Reformator erhob seine Stentorstimme, und die edelsten Männer traten zu ihm über, während der Papst den entstandenen Kampf noch für ein Mönchsgezänk hielt. Leo verkannte sein Jahrhundert ganz und gar; er übersah, wie durch große Erfindungen, durch den Bücherdruck und die Posten, durch Entdeckung Amerika's und durch den wieder erweckten Geist des klassischen Alter-

thums das Zeitalter ein ganz anderes geworden war. Und als der Statthalter Christi aus seinem Sinnentaumel erwachte, als er hörte, wie der feurige Mönch auf Abschaffung der „Gelübde, der Klöster, der Orden und Bettelsäcke“ drang und dem Papst an die Krone und den Mönchen an die fetten Besitzthümer faßte — da war es zu spät, den allgemeinen Brand zu löschen und das vernichtete Ansehen des Papstthums wieder herzustellen. Leo's Donnerbulle warf Luther ins Feuer und verbrannte mit ihr das Ansehen des römischen Erdengottes. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich die Gestalt der Welt. Bischöfe legen ihre Herrschaft nieder und dienen prunklos dem ewigen Gott wie ihre Geistlichen; Mönche und Nonnen verlassen ihre Klöster, treten als Gatten und nützliche Bürger in das Leben und übernehmen dessen Mühen und Sorgen. Der Kirchen glänzender Schmuck, die unzähligen Altäre, Bilder und Reliquien verschwinden, und die Gemeinde hört erbaut den in verständlicher Sprache zu ihr redenden Geistlichen. Der Bürger folgt der neu gewonnenen Einsicht und Ueberzeugung, der Bauer dem neuen Glauben, der ihm doch eine Freiheit läßt oder gestattet, und hofft auf die andere. Noch war es die Religion oder vielmehr die Kirche und der heilige Alte in der Siebenhügel-Stadt, wodurch das Jahrhundert bewegt wurde, aber wie anders! Von dem Throne der öffentlichen Meinung, den es allmächtig eine lange Reihe von Jahrhunderten besessen hatte, sieht sich Rom genöthigt, herab zu steigen und das Band, das die Staaten umwunden hatte, in die Hände der Politik auszuliefern, die es von nun an übernahm, Europa zu einer ungeheuren Familie mit verschiedenen Häuptern umzubilden. Die folgenden Päpste trachteten das Verlorne wieder einzubringen, aber ihren Händen entfiel ein Hebel um den andern. Hadrian VI., ein Deutscher und der letzte Ausländer, starb schon 1522, und sein Nachfolger Clemens VII. (1522—1534) mischte sich in die Politik, bewirkte einen Bund gegen den Kaiser Karl V. und excommunicirte den König Heinrich VIII. von England, mußte aber dafür dulden, daß der Kaiser Italien eroberte und verwüstete, und daß England aufhörte, den Petersgroschen (s. d.) zu bezahlen. Der päpstliche Schatz verlor dadurch eine bedeutende Einnahme, denn rechnet man nur eine Million Häuser, so betrug die Abgabe vom Jahr 740 bis 1534 nicht weniger als 40 Millionen fl. Inzwischen beschenkte Luther die Welt mit der schönsten Trophäe, die er dem Vatikan entreißen konnte, mit der herrlichen deutschen Bibel, und die Reformation verbreitete sich in alle Länder.

Der römische Hof empfand den neuen Stoß sehr tief, und, um sich zu rächen und dem breiten, daherrauschenden Strome der Kirchenverbesserung einen Damm entgegen zu werfen, stiftete Pius III. (1534—1550) in Rom ein besonderes Inquisitionsgericht und 1540 den Orden der Jesuiten, deren ganzes Wesen ein Franzose in den einfachen Worten charakterisirt als: l' art de chicaner avec le bon dieu. Welche Mittel man ersann, wie sehr man die Scheiterhaufen vermehrte und die Schaffote mit Menschenblute färbte, wie arbeitsam auch das Concil zu Trident (1545—63) war, obgleich Pius V. (1565—1572) den kalten Bannfluch auf die britische Semiramis warf, Sixtus V. (1585—90) das gesunkene Ansehen in Rom wieder herstellte, und Paul V. (1605—21) in der Vergessenheit Venedig mit dem Interdikt belegte, kein Kunstgriff konnte den alten Glanz wieder bringen, der römische Koloß war niedergeworfen und sein Toben glich dem Ungestüm eines komischen Helden unter lachenden Zuschauern. Der König Philipp II. von Spanien schlachtete tausend und abertausend Opfer auf der pyrenäischen Insel und in den Niederlanden, der Mönchskaiser Ferdinand II., ein gelehriger Schüler des schwarzen Ordens, wie der General der Kirche Tilly vergossen im dreißigjährigen Kriege Ströme Menschenbluts: aber die Niederlande wurden frei, und der westphälische Friede gab den Protestanten die Glaubens- und Religionsfreiheit. Innocenz X. (1644—55) verweigerte im Namen Gottes die Bestätigung des Friedens um 10 säcularisirter Stifter willen. Kaiser Ferdinand III. gab dem päpstlichen Nuntius, wie er auf Fortsetzung des Krieges drang, die Antwort: „der Papst hat gut reden, im Reiche geht es bunt, während er sich von Olympia krabbeln läßt“. Diese Olympia war auch die Geliebte des nachfolgenden Papstes Alexander VII. (1655—67), der anfangs so frugal wie ein Mönch lebte und sich so fromm stellte, daß er

vom **Nepotismus** (s. d.) und päpstlicher Schlemmerei nichts wissen wollte, aber kaum auf dem Kirchenthrone warm geworden war, als er in die Arme der Olympia flog und die Kirchengüter an seine Verwandten verschleuderte. Rom beleidigte den französischen Gesandten und Ludwig XIV., ein Herrscher, der bei seinem despotischen Wahlspruche „L'état c'est moi" nicht mit sich spaßen ließ, verkündete nicht blos, der Papst habe sich durchaus nicht ins Weltliche zu mischen, er sei nicht untrüglich, sei stets einem Concil unterworfen und dürfe unter keiner Bedingung die Unterthanen vom Eid der Treue entbinden, sondern er zwang auch den Papst, schimpfliche Abbitte zu thun. Das Papstthum blutete langsam fort an den empfangenen Wunden, bis Clemens XIV. (1769—74), der Freund Winkelmanns, ein vortrefflicher Mensch und der beste Statthalter Christi, den gefährlichen Orden der Jesuiten aufhob 1773 und dadurch der katholischen Kirche den besten Dienst erwies. In seiner Bulle schreibt der Menschenfreund: „Der Friede und die Ruhe der Welt ist durch die Jesuiten gestört, Klagen über die Habsucht liegen vor, wollen wir Frieden in der Kirche, müssen wir den Orden aufheben". Bald darauf starb Clemens an Kirchengift. Die Wahl eines neuen Papstes dauerte ungewöhnlich lange, bis der Geist des Conclave die Stimmen der Cardinäle auf Pius VI. lenkte. So ruhig die Umstände schienen, so große Gefahren erhoben sich gegen das Pontificat. Der muthige und aufgeklärte Kaiser **Joseph II.** (s. d.) trachtete den kirchlichen Zustand umzubilden, indem er das Laufen nach Rom um Dispensationen verbot, Stifter und Klöster einzog, alle Bisthümer und Beneficien seiner Staaten zu vergeben verlangte, keine auswärtige Diöcesangewalt duldete, den Protestanten Religionsfreiheit und das Recht, Staatsämter zu bekleiden, ertheilte, Wallfahrten, Processionen und Sporteln aufhob und keine Bulle ohne die kaiserliche Bestätigung duldete. Pius erschrak über die Neuerung und entschloß sich, um nur Einiges zu retten, zu einer Reise nach Wien 1782. Joseph ließ sich auf nichts ein, und der heilige Vater, so pomphaft er auch empfangen wurde, mußte unverrichteter Sache, sogar ohne Pantoffel-, ja selbst ohne Handkuß wieder abgehen. Auch in Toscana und Neapel fing man an, das kirchliche Herkommen oder wie man sich ausdrückte „die Kuttenzucht" zu reformiren und Güter einzuziehen, ohne den Papst zu fragen. Venedig berechnete, daß jährlich 2 Mill. Scudi für entbehrliche Dinge nach Rom flössen, und begann wie Modena und die Schweiz Reformen, die sogar die allerkatholischeste pyrenäische Halbinsel verlangte. Während Pius die pontinischen Sümpfe auszutrocknen unternahm, traten die deutschen Bischöfe zum **Emser Congreß** (s. d.) zusammen und beabsichtigten den Schatz des Papstes dadurch auszutrocknen, daß sie sich von der römischen Curie und den Mißbräuchen der Nuntiatur abhängig zu machen suchten. Den großartigen und höchst zweckmäßigen Entwurf vereitelte eben so die List des Papstes als die Uneinigkeit der deutschen Bischöfe 1785.

Das Gewitter aus Deutschland war noch nicht vorüber, als eine furchtbare Donnerwolke von Frankreich her sich über dem Haupte des heiligen Vaters aufthürmte. Die Revolution schrie über die unmäßigen Einnahmen des Klerus, und die Nationalversammlung erließ 1789 das Decret: „Kirchengut, am Werth zu 3000 Millionen veranschlagt, ist Nationalgut, Klöster und Zehnten der Klerisei sind aufgehoben und alle Geistlichen sollen dem Staate Treue schwören". Der päpstliche Stuhl bebte, und die Ohnmacht des alten Weltherrn lag klar am Tage. Frankreich handelte wie es sprach, Avignon und Venaissin wurden ohne Weiteres weggenommen und wer von den Geistlichen den Bürgereid nicht schwor, mußte fliehen oder kam in die Bastille. Pius gestattete nichts, protestirte gegen alle Beschlüsse der Nationalversammlung, nannte die ihre Rechte fordernde Nation Rebellen und erwartete von dem Kreuzzuge des deutschen Reichs Hülfe. Aber die deutschen Heere schlecht geführt flohen barfuß aus der Champagne, Bonaparte eilte in Italien von Siegen zu Siegen, überzog die Romagna, plünderte Loretto und zwang den heiligen Vater zum Frieden von Tolentino 1797, kraft dessen Pius die schönen Legationen Ferrara, Bologna und Romagna nächst Avignon abtreten, Ancona und andere Seestädte besetzen, 15 Millionen Livres zahlen (21 Millionen hatte bereits der Waffenstillstand von Bologna gekostet) und die schönsten Kunstwerke nebst 500 Handschriften abführen lassen mußte. Am Ende dessel-

ben Jahres, als Joseph Bonaparte französischer Gesandter war, tobte ein Volksaufruhr durch die Straßen der alten Weltstadt und rief eine Republik aus, die päpstlichen Schlüsselsoldaten wollten Ruhe stiften und erschossen den französischen General Duphot. Sogleich rückte der General Berthier mit einem französischen Heere ein und verkündete vom Capitol herab die römische Republik 1798. Pius ward aufgehoben, nach Siena, nach Florenz und Valence an der Rhone geführt. Das Papstthum hatte aufgehört. Schon ging das Directorium damit um, den greisen heiligen Vater nach Dijon zu exiliren, als ihn am 29. Aug. 1799 der Tod erlöste. Es konnte nicht mißlicher um die Papstwürde und den ganzen Papismus stehen, als nach dem Tode des eitlen, genußsüchtigen, prachtliebenden und im Unglück mehr eigensinnigen als starken Pius VI. Auf den Lippen Erfahrner lag die Frage, was aus dem alten Papstthum werden solle, sowie die Antwort, daß es ein Oberpriesterthum werden müsse, beschränkt auf seinen Zweck, Ordnung und Einheit in der Kirche zu erhalten und daß die Cardinäle von einzelnen Staaten repräsentirt und erhalten den Kirchenrath des Oberpriesters ausmachen müßten, wenn man anders eine dauernde Verfassung des Zustandes beasichtigte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, wenigstens muß es Gottes Wille gewesen sein, daß das alte 1000jährige Priesterreich, das die Revolution von der Erde weggestrichen hatte, mit seinen Bullen und Mönchen und mit noch schlimmern Dingen mitten unter den härtesten Schlägen des Schicksals wieder kam. Die Cardinäle fanden sich nach und nach in Venedig ein und Pius VII. (s. d.) wurde Papst, krönte den französischen Attila zum Kaiser und versank in den altrömischen Obscurantismus, nachdem Napoleon den Kirchenstaat zum Theil wiederhergestellt und mit dem gefürsteten Priester ein Concordat geschlossen hatte. Aber die Einigkeit mit Frankreich dauerte nicht lange, Napoleon gab Benevento und Pontecorvo seinen Getreuen, Bernadotte und Talleyrand 1806, und verlangte vom Papste den Beitritt zum Continentalsystem. Pius verweigerte den Anschluß und ging in das päpstliche Zeughaus, dort den rostigen Donnerkeil des Vatikans zu suchen, als unerwartet wie aus blauem Himmel ein Blitzschlag auf das Haupt des heiligen Vaters herniederfuhr. Napoleon's Decret vereinigte das Patrimonium Petri mit dem französischen Reiche 1809. Zum zweitenmal hatte das Papstreich ein Ende und zum zweitenmale mußte der heilige Vater ins Exil nach Savona und Fontainebleau. Aber auf den Trümmern des Bonapartischen Kriegsruhms ist das Papstthum 1814 wieder erstanden — ein Schatten der alten Priesterwirthschaft. Es verdankt seine Wiederherstellung nur der Verbindung der weltlichen Großmächte, nicht seinen geistlichen Waffen. Demungeachtet erneuerte der Papst die Inquisition, sowie den Jesuiten- und andere geistliche Orden und trat mit Forderungen und Grundsätzen auf, die der Zeit, in der er lebte, ganz widersprechend schienen. Durch den Cardinal Consalvi (s. d.) protestirte Pius VII. am 14. Juni 1815 gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses, welche Avignon, Ferrara und die säcularisirten Besitzungen der katholischen Kirche in Deutschland betrafen; und seine ganze Regierungsweise sprach die Absicht ziemlich deutlich aus, den Geist des 11. und 12. Jahrh. zurückzurufen. Die Hauptmaxime des römischen Hofes war jetzt wie immer, von Behauptungen und Ansprüchen nicht das Mindeste aufzugeben, sondern nur die gelegene Zeit abzuwarten. In gleichem Geiste regierten seine Nachfolger Leo XII., 1823—29, Pius VIII., 1829—30, und besonders Gregor XVI. (s. d.), 1830—46. Ja selbst Pius IX., der als weltlicher Fürst Italiens Wiedergeburt unternahm, gibt als geistliches Oberhaupt der Kirche seinen Vorgängern wenig nach und gerieth zum Theil dadurch in die üble Lage, daß er seinen Italienern nicht liberal genug erschien und von Rom verjagt wurde. Fremde Waffen haben seine Autorität daselbst wiederhergestellt und das alte Regime, Censurzwang, Inquisition und Verfolgungssucht sind wieder zurückgekehrt, während der Papst selbst noch im Exil in Neapel verweilt. Vgl. Spittler „Geschichte des Papstthums“, herausgegeben nach dessen Vorlesungen, mit Anmerkungen von Gurlitt, vervollständigt von Paulus (Heidelb. 1826) und Rank „Die röm. Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrh.“ (3 Bde., 2. Aufl., Berl. 1837—39).

Papuas oder **Papus**, auch **Negritos** und **Australneger** nennt man den

Menschenstamm, welcher ein Mittelglied zwischen der malaiischen und der Negerrace bildet und hauptsächlich das Festland von Australien (s. d.) und die ganze Reihe der westaustralischen Inseln von Neuguinea bis Neucaledonien bewohnt. Auf den Inseln Südasiens, sowie in einigen Gegenden Vorder- und Hinterindiens, besonders auf den Andamaneninseln, in Malakka, den siamesischen Malaienlanden und vielen Inseln des hinterindischen Archipels findet man sie ebenfalls und hier sind sie wohl als die Urbevölkerung anzusehen, die nach und nach von andern höher stehenden Stämmen vertilgt oder in unzugängliche Gegenden zurückgedrängt wurden, denn sie leben hier zerstreut und im Innern der Gebirge; doch mögen sie sich wohl auch zum Theil mit ihnen vermischt haben. Die Schädelbildung unterscheidet zwar die Papuas von den eigentlichen Negern; doch sind sie ihnen wieder hinsichtlich der Hautfarbe und zum Theil auch hinsichtlich des wolligen Haars ähnlich, woher wohl auch der Name P. kommen mag, der im Malaischen Kraushaarige bedeutet. Die Stufe der Bildung auf der die P. sich befinden, kann als eine der niedrigsten angesehen werden; doch finden sich auch unter ihnen in körperlicher wie geistiger Beziehung manche Abschattungen, indem manche ihrer Völkerschaften oder Horden den andern körperlich und geistig überlegen sind. Die meisten von ihnen leben aber zur Zeit in einem Zustande der Roheit und Wildheit, der noch keine gesellschaftliche oder politische Verbrüderung ahnen läßt. Sie sind weder Ackerbauer noch Hirten, kaum eigentliche Jäger und Fischer und erhalten sich meist nur von Dem, was ihnen der Zufall bietet. Sie leben in einzelnen Familien oder Horden ganz außer aller Gemeinschaft und Verbindung unter sich und mit andern Stämmen, weshalb auch ihre Sprache in die verschiedenartigsten Mundarten gespalten ist. Kleidungsstücke haben sie nur wenig; bis auf einen Gürtel, der ihnen selten fehlt, gehen sie meist nackt; Mäntel von Thierfellen oder ein Schurz von Baumrinde gehören bei vielen von ihnen zu den Luxusgegenständen. Nur jene groteske Körpermalerei mit der sie sich zu schmücken glauben, obschon sie durch sie nur noch abschreckender werden, als sie schon von Natur sind, wird selten bei ihnen vermißt. Kriege, oder vielmehr einzelne Kämpfe, sind häufig unter ihnen. Wie alle Wilde lieben sie Gesang und Tanz. Sie sind nicht ganz ohne religiöse Vorstellungen, namentlich haben mehrere der vorgeschrittenern Horden unter ihnen auf einigen der west-australischen Inseln ausgebildetere religiöse Ansichten, mit bestimmten religiösen Gebräuchen und Uebungen, welche, wie einige andere Erscheinungen in ihrem Leben, mit ihrem jetzigen Culturzustande ganz unvereinbar erscheinen, wenn man darin nicht die Spuren einer frühern höhern Bildung erkennen will. Die Vielweiberei ist bei den meisten ihrer Horden erlaubt, jedoch ihrer Armuth wegen nur bei Einzelnen im Gebrauch.

Papyrographie nennt man die Kunst, welche statt der Lithographirsteine zum Steindrucke sich eines mit einer künstlichen Masse überzogenen Papiers bedient. Sennefelder erfand diese Kunst im Jahre 1817, indem er starkes Papier mit einer Mischung von Kreide, Leinenöl, Metalloxyden und Thon überzog. Diese künstlichen Platten leisteten dieselben Dienste wie die natürlichen Steine; doch sind sie noch nicht in allgemeinen Gebrauch gekommen, obschon sie manche Vortheile darbieten. Denselben Namen gab auch Manne in Frankreich im J. 1841 seiner Erfindung gravirte Metallplatten und Holzschnitte durch Papierplatten zu ersetzen.

Papyrus, s. Papier.

Para, eine Präsidentschaft Brasiliens, dessen nördlichen Theil sie größtentheils einnimmt, hat 50,800 QM. Oberfläche, und umfaßt in dem Marañon (s. d.) das größte Stromgebiet der Welt. Der Boden ist eben und nur an den äußersten Grenzen etwas hügelig; Sandstein ist fast die einzige geognostische Bildung. Die Fruchtbarkeit der stellenweise 20 F. dicken Humusschicht ist unglaublich groß, aber nur an wenigen Orten von Menschen erprobt worden; denn wenige natürliche Grasflächen abgerechnet, deckt ein ungeheurer Urwald das ganze Land. Die zahllosen Flüsse, unter welchen sehr viele schiffbar sind, bilden die einzigen Verbindungswege der dünn verstreuten Bevölkerung und werden dereinst die Begründung mächtiger Staaten vermitteln. Das Klima ist durchschnittlich ge-

sund, der Reichthum an natürlichen Produkten sehr groß, die Zukunft dieses Wunderlandes überhaupt eine vielversprechende. Dennoch eignet es sich nicht zur Colonisirung durch Nordeuropäer. Die Stadt P., ein lebhafter Handelsplatz, der 1615 gegründet wurde, zählte 1833 gegen 24,000 Einw. Seit jenem Jahre hat die Stadt aber durch fortwährende Aufstände sehr gelitten. Alle andern Orte der bis an die peruan. Grenze reichenden Provinz sind nur unbedeutende Dörfer.

Para, eine türkische Silbermünze in der Größe eines Sechspfennigstückes, im Werthe von 3 Asper, oder etwa $5^1/_2$ Pfennig, hat auf beiden Seiten türkische Schrift. Auch gibt es Zweiparastücke und 40 P. gehen auf den Piaster. Selten sind die kupfernen Para, die von den Russen nach der Eroberung von Jassy geprägt wurden und die Jahreszahlen 1772 und 1773 mit der Werthangabe 2 P. oder 3 Kopeken tragen.

Parabase, ist ein Theil der dramatischen vornehmlich komischen Poesie der Griechen, den in der neuesten Zeit der Graf Platen Hallermünde in die dramatische Kunst der Deutschen einzuführen versuchte. Es hatte P. bei den Griechen eine dreifache Bedeutung: 1) das Vortreten des 24 Personen starken Chors, der nach dem Kommation einen Paradeaufzug vorstellt und dann gegen das Volk Fronte macht. Bei diesem Vortreten gliedert sich der Chor in vier, bisweilen in sechs gleiche Gruppen. 2) Es wird damit der ganze Vortrag des Chors oder das von der eigentlichen Handlung des Dramas ganz unabhängige Schauspiel, welches der Chor als eine Art religiöser Festübung aufführt und worin in ältester Zeit der Zweck der Erscheinung des Chors überhaupt lag, bezeichnet. Dieser Vortrag umfaßt folgende 7 Theile: Kommation, P. im engern Sinne, Ode oder Strophe, Epirrhema, Antistrophe oder Antode, Antepirrhema, Schluß der P. 3) P. im engern Sinne bezeichnet den ersten Abschnitt des Vortrages des Chors, in welchem der Dichter selbst spricht als Anführer des Chors oder von sich sprechen läßt. Dieser Theil wird, weil er in Anapästen verfaßt ist, auch Anapästos genannt. Er ist zugleich eine Lection an die Zuschauer, wodurch der Dichter ihre Empfindungen nach seiner Absicht und zu seinem Vortheil zu stimmen sucht. Daran schließt sich als letzte Ermunterung und gleichsam als das Amen der Parabase ein kurzes Liedchen, in einem Odem zu singen. Der Inhalt der Parabase hat übrigens mit der Hauptaction der Schauspieler keinen innern Zusammenhang.

Parabel nennt man in den recitirenden Künsten eine durch mehrere Gleichnisse entstandene Versinnlichung einer Idee. Das Gleichniß selbst ist eine fortgesetzte ausgemalte Vergleichung, diese entsteht, wenn eine geistige, minder anschauliche Vorstellung mit einer sinnlichern und anschaulichern zusammengestellt wird. Beide Dinge, die verglichen werden, müssen etwas unter sich gemein haben, welches das tertium comparationis heißt. Da in der P., als aus Gleichnissen entstanden, immer die Idee (das Verglichene) neben dem Material, worin die Idee erscheint, hergeht, so ist sie nur in den recitirenden Künsten möglich. Zudem hat die Parabel immer einen didaktischen Zweck, d. h. sie dient blos dazu, um eine allgemeine moralische Lehre in einem besondern Falle zu zeigen und um so wirksamer zu machen. Und so finden wir auch in dem größten didaktischen Werke — der Bibel — die besten Parabeln, und die größten Wahrheiten, die Christus lehrte, erscheinen fast alle in Parabeln. Unter den Neuern zeichnen sich als Parabeldichter besonders aus: Herder (s. d.) und Krummacher (s. d.).

Parabel, in der Mathematik, heißt eine der drei krummen Linien, welche Kegelschnitte (s. d.) genannt werden und zwar diejenige, welche entsteht, wenn man einen Kegel mit einer Ebene durchschneidet, die einer Seitenlinie desselben parallel ist; oder auch diejenige ebene krumme Linie, welche die Eigenschaft hat, daß jeder ihrer Punkte von einem gewissen festen Punkte (dem Brennpunkt) eben so weit entfernt ist, als von einer festen geraden Linie (der Directrix). Eine durch den Brennpunkt gehende, auf der Directrix senkrecht stehende Gerade heißt die Achse; sie theilt die P. in zwei einander völlig gleiche, sich ins Unendliche erstreckende Zweige oder Schenkel, welche sich allmälig immer mehr einer mit der Achse parallelen Richtung nähern. Derjenige Punkt der P., in welchem sie die

Achse schneidet, heißt Scheitel; er liegt in der Mitte der Directrix und dem Brennpunkte. Die Gestalt und Größe der P. hängt von dem Parameter (s. d.) ab. Die Benennung des Brennpunktes hat ihren Grund in der wichtigen physikalischen Eigenschaft der P., daß bei einem parabolisch gekrümmten Spiegel, dessen Durchschnitt mit einer Ebene eine Parabel gibt, alle der Achse parallelen Lichtstrahlen (z. B. Sonnenstrahlen) an den Wänden des Spiegels in den Brennpunkt zurückgeworfen werden, wodurch in denselben nicht nur große Helligkeit, sondern auch große Hitze erzeugt wird, welche leicht anbrennliche Gegenstände zu entzünden vermag. (S. Brennspiegel.) Für die Physik ist die P. noch deshalb wichtig, weil sie die Wurflinie, d. h. diejenige krumme Linie ist, welche jeder in schräger Richtung geworfene oder geschlossene Körper beschreibt oder beschreiben würde, wenn er sich im luftleeren Raume bewegte und keinen Widerstand der Luft zu erleiden hätte. In diesem Falle würde der höchste von dem Körper erreichte Punkt der Scheitel der P. sein; bei einem horizontalen Wurfe oder Schusse fällt derselbe mit dem Anfangspunkte zusammen. Die größte Wurfweite oder Entfernung des herabfallenden Körpers von seinem Ausgangspunkte würde dann stattfinden, wenn die Richtung des Wurfes oder Schusses mit dem Horizont einen Winkel von 45 Graden machte. Der Widerstand der Luft erschwert und verwickelt die außerdem leichte Bestimmung des von dem geworfenen Körper zu beschreibenden Wegs sehr bedeutend. — Die bisher besprochene Parabel heißt zum Unterschiede von andern ähnlichen parabolischen Linien, in denen allen eine gewisse Potenz der Ordinate einer niedrigen Potenz der Abscisse proportional ist, wie bei der gewöhnlichen das Quadrat der Ordinate der (ersten Potenz) der Abscisse, die Apollonische Parabel. Unter den Parabeln höherer Art, welche durch eine höhere Gleichung als eine des zweiten Grades dargestellt werden, ist die einfachste und zugleich merkwürdigste die Semicubische oder Neil'sche, in welcher die dritte Potenz der Ordinate dem Quadrat der Abscisse proportional ist. Sie ist diejenige krumme Linie, die unter allen zuerst von mehreren Mathematikern gleichzeitig rectificirt, d. h. ihrer Länge nach zwischen gewissen Grenzen bestimmt wurde, zugleich aber auch diejenige, auf welcher ein schwerer beweglicher Punkt in gleichem Zeitraume gleich tief fällt, so daß der zurückgelegte Raum immer der Zeit selbst und nicht wie beim freien Fall, ihrem Quadrate proportional ist. — Von anderer Art als die im Vorigen erklärten höhern Parabeln sind die Cartesische Parabel und die divergirenden Parabeln, beide von Newton so genannt.

Parabolischer Spiegel, s. Brennglas.

Paraboloid oder Parabolisches Konoid heißt ein Körper, der durch die Umdrehung einer Parabel um ihre Achse entsteht. (S. Konoide.)

Parabrahma, s. Brahma.

Paracelsus de Hohenheim, Philippus Aureolus Theophrastus, genannt Bombastus, zu Einsiedeln im Canton Schwyz geb. 1493, Sohn eines praktischen Arztes, von dem er den ersten Unterricht erhielt, wurde später von den berühmten Physikern (Alchymisten) Trithemius und Fugger gebildet. Dann trieb ihn der Wissenstrieb viele Jahre in ganz Europa, Theilen von Asien und Afrika herum, in Dorfschenken, unter Barbieren, Quacksalbern, alten Weibern und unter Gelehrten. Diese originelle Art zu studiren, seine prahlerische, bald geheimnißvoll wortkarge, bald religiös rührende Sprache, seine vielen Kuren und neuen glücklichen Heilmethoden, sein beißender Witz, sowie das Gerücht, daß er den Stein der Weisen besitze und ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen habe, das Alles hatte ihn durch ganz Europa berühmt und berüchtigt gemacht. Er wurde, 28 Jahr alt, Professor der Medicin in Basel, wo er 3 Jahre lang in barbarischem Latein, bald in seinem originellen Deutsch docirte. Ein Streit vertrieb ihn von da, und nun lebte er bis zu seinem Tode im Elsaß und im südlichen Deutschland oft ganze Nächte hindurch in gemeinen Schenken zechend. Er starb 1541 den 23. Sept. in einem Gasthause zu Salzburg. Als den Ursprung aller Dinge nahm P. etwas Wässriges (Iliaster) an, das sich wieder in 3 Principien der materiellen Dinge absondert, in sal, sulphur und mercurius, wovon Salz, Schwefel und Quecksilber nur unreine Bilder sind, denn das reine Wesen des sal,

sulphur und mercurius selbst ist unsichtbar und ein Fluidum, wovon das Wasser wieder nur ein Bild ist. Seine ganze Lehre ist eine mystisch theosophische, mit astrologischen Träumereien durchwebt. P. gehört zu den problematischen, kometarischen Erscheinungen, die an Nichts haften und in Nichts Befriedigung finden, sondern scheinbar willkürlich durch den bisherigen Gang der Dinge hindurchfahren, Alles aufrütteln und erschüttern, ohne eigentlich etwas Positives zu geben. So erschütterte er den geheimnißvollen, todten Dogmatismus der Alchymie und rüttelte die Naturwissenschaft aus ihrem mittelalterlichen Schlafe auf, betrachtete zuerst die Natur als einen vernünftig gottbeseelten Organismus, so daß er als Wendepunkt der ältern und neuern Naturwissenschaft seinen historischen Werth hat. Erstaunlich ist übrigens seine Produktivität, obgleich er ein Castrat war und zeitlebens unstät sich herum trieb; denn er ist (nach Valentius) Verfasser von 230 philosophischen, 46 medicinischen, 12 staatswissenschaftlichen, 7 mathematischen und 66 Schriften der Nekromantie. Unter seinen Schülern ist der bekannteste Agrippa von Nettesheim. Die vollständigsten Ausgaben seiner Schriften erschienen zu Basel (10 Bde., 1589, 4), Straßburg (3 Bde., 1616—18, Fol.) und Genf (2 Bde., 1658, Fol.). Vgl. M. B. Lessing „Paracelsus. Sein Leben und sein Wirken" (Berl. 1839).

Paracentese, eigentlich Anstechen, nennt man in der Chirurgie die kunstgemäße Eröffnung einer der natürlichen, von Weichtheilen umgebenen Höhlen des Körpers, um daselbst eingeschlossene Flüssigkeit oder Luft zu entleeren, welche besonders an der Unterleibshöhle, der Brusthöhle, dem Augapfel, der Gallenblase und Urinblase angewendet wird.

Paradies, ein aus dem Persischen in das Griechische übergegangenes Wort, das, wie das hebräische E d e n, eigentlich einen schönen großen Garten bedeutet, wird in doppelter Beziehung gebraucht. Einmal bezeichnet man die Gegend, in welchem die ersten Menschen wohnten bis zu dem Sündenfalle, auch das i r d i s c h e P. genannt. Ueber die Lage desselben sind die verschiedensten Meinungen aufgestellt. Die Meisten haben es in das vordere Asien gesetzt (vergl. E d e n). Da man sich diesen Ort als den anmuthigsten auf der ganzen Erde dachte, voller Wohlgenüsse, wo die ersten Menschen frei von Schmerz und Kummer in reichem Ueberflusse lebten, und weil man glaubte, daß die Frommen nach dem Tode in einen solchen Zustand übergehen würden, so nannte man den Ort und den Zustand der Seligen ebenfalls P., das h i m m l i s c h e P a r a d i e s. Auch über dieses sind die verschiedensten Vorstellungen verbreitet, die nach den Eigenthümlichkeiten eines jeden Volkes unter mancherlei Gestalten hervorgetreten sind, und nur das mit einander gemein haben, daß sie mit den glänzendsten Farben und bei rohen Völkern mit den sinnlichsten Bildern ausgeschmückt sind. — Vergl. Johann S c h u l t h e ß „Das Paradies" (2. Ausgabe, Lpz. 1821).

Paradiesapfel, s. A d a m s a p f e l.

Paradiesvogel (Paradisea) ist der Name einer Gattung Vögel, welche der Gruppe der Rabenartigen angehört. Sonst hat man viel darüber gefabelt, daß sie ganz ohne Beine zur Welt kämen, von Thau und Luft lebten, nie die unheilige Erde berührten u. s. w. Die Einwohner jener Länder wo diese Vögel leben, pflegten ihnen die Beine und gröbern Theile der Flügel abzuschneiden und so den Balg mit seinem prachtvollen Gefieder als Zierrath auf Turbanen zu tragen. Nach und nach verbreitete sich diese Mode auch außerhalb Indien, in China, Japan, Persien, ja sie kamen auch als Handelsartikel nach Europa. Neuguinea ist ihr wahrscheinliches Vaterland. Es gibt jetzt etwa 12 Arten, die ein eingeschränktes Vaterland haben. Sie haben einen geraden, zusammengedrückten starken Schnabel und bedeckte Nasenlöcher wie die Raben, diese Bedeckung erscheint sammetartig, ja oft mit Metallglanz. Sie sollen von gewürzhaften Früchten leben. Viele haben lange Straußfedern, die weit über den Schwanz hinausreichen und erst an der der Spitze mit Fasern versehen sind.

Paradigma (griech.), d. i. Beispiel oder Vorbild, heißt in der Grammatik ein zur Veranschaulichung und Einübung beim Erlernen einer Sprache beispielsweise declinirtes oder conjugirtes Wort, wie mensa, amo u. s. w. in der lat. Grammatik.

Paradox (nach der Ableitung „was gegen die Meinung ist") heißt: was gegen diejenige Meinung ist, welche als wahr von den Meisten angenommen ist. Diese Meinung kann aber auch falsch sein. Das Paradoxe mag also wohl auffallend und seltsam sein — weshalb man dies auch oft so nennt — darum ist es aber keineswegs verwerflich. Es muß erst nach seinem wahren Gehalte geprüft werden. Indessen halten Menschen die Paradoxie für eine Probe der Genialität; in dem Falle ist sie aber, als ein Ausfluß des Dünkels, tadelnswerth. Wo sie sich ungesucht darbietet, braucht man die Paradoxie nicht zu scheuen; aber darnach haschen, ist lächerlich. Unter den Alten liebten besonders die Stoiker das Paradoxe und wurden deshalb vielfach verspottet, aber meist mit Unrecht.

Paragium, s. Apanage.

Paragoge (griech.) heißt in der Grammatik die Verlängerung eines Wortes durch Anhängung eines oder mehrerer Buchstaben an das Ende desselben z. B. „dorten" statt „dort", „dahero" statt „daher" (S. Prosthesis.)

Paragraph, auch die Paragraphe (griech.), eigentlich jedes Daneben- oder Beigeschriebene, hieß bei den Alten ein Zeichen, dessen sich die Grammatiker und Kritiker zur Interpunktion oder auch zur Andeutung unächter Worte und Stellen in den Schriften der Classiker bedienten. Auch nannte man so in den griechischen Tragödien und Comödien den mit einem Punkte versehenen Strich am Rande, um die sich entsprechenden Theile des Chors bemerklich zu machen. Später bezeichnete man damit, wie noch gegenwärtig geschieht, die in den Gesetzeswerken, z. B. in den Pandekten und überhaupt in wissenschaftlichen Schriften der bequemern Uebersicht und der leichtern Auffindung wegen gemachten, meist kleinern Abschnitte, denen man das mit fortlaufenden Ziffern numerirte Paragraphenzeichen (§) vorsetzte. Aus demselben Grunde hat man daher auch in neuester Zeit viele Werke der Werke der alten Schriftsteller, z. B. des Demosthenes, Cicero u. s. w., auf diese Weise abgetheilt, ohne jedoch das Paragraphenzeichen selbst der fortlaufenden Zahl beizusetzen.

Paraguay, ist einer der neuen südamerikanischen Freistaaten von etwa 3600 □M. mit höchstens 200,000 Einw. und liegt zwischen dem in der brasilischen Provinz Matto grosso entspringenden, 185 Meilen langen und hoch hinauf schiffbaren Flusse P. im Westen und dem Parana in Osten, und grenzt an Bolivia, la Plata, Brasilien und Chili. Das Gebiet von starken Strömen bewässert und regelmäßig überschwemmt bildet große Ebenen, selbst Theile der großen Pampas-Flächen, hat fruchtbare von zahlreichen Schaf- und wilden Rindvieharten beweidete Wiesengründe, ist reich an südamerikanischen Thieren und Landeserzeugnissen, wie Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, vor allen aber an Paraguay-Thee, sonst auch Jesuiterthee oder Maté genannt, der aus den von einem dem Pomeranzenbaume ähnlichen Gewächs (Ilex paraguariensis) entnommenen, dann gerösteten und zerstoßenen Blättern besteht. Jetzt ist das Getränk nicht allein in Paraguay, sondern fast in ganz Südamerika zum allgemeinen Bedürfniß geworden. Der Großsteuermann von Castilien, Don Diaz de Solis, fand zuerst das Land 1516; einzelne angelegte Colonien gingen bei dem kriegerischen Geiste der wilden Indianerstämme bald wieder unter, bis es zu einem Theil des Vicekönigreichs Rio de la Plata erhoben wurde, 1767. Vorher wirkten aber die eingedrungenen Jesuiten höchst wohlthätig auf Landescultur und Bildung der Einwohner ein. Sie legten viele Missionen an und unterrichteten die Indianer im Christenthume, lehrten sie den Ackerbau und förderten den Handel nicht unbedeutend. Der ganze Staat erhielt die Gestalt einer Familie, in der die Jesuiten die Familienhäupter waren. Was jeder Einzelne erwarb, gehörte nicht ihm, sondern der Anstalt, und die Jesuiten theilten davon Unterhalt, Kleidung und Waffen aus. Jedem Europäer war der Zutritt in das Gebiet eifersüchtig verwehrt. Dadurch, wie durch Einführung einer fast peinlichen Ordnung und Leitung des Ganzen, kamen die Jesuiten in den Verdacht, als wollten sie sich ein unabhängiges Reich schaffen. Nach mehrfachen von Außen kommenden Unruhen wurden die Jesuiten 1767 aufgehoben und vertrieben, und die sich widersetzenden Indianer überwunden. Von der Zeit an blieb P. eine spanische Provinz, bis in dem allgemeinen Auf-

stande der spanischen Amerikaner auch P. unter der Anführung des frühern Advocaten Dr. Francia (s. d.) 1811 seine Unabhängigkeit erklärte, und denselben Anführer 1812 zum 3jährigen, aber 1817 zum lebenslänglichen Dictator ernannt. Das Land steht unter der uneingeschränkten Gewalt desselben und soll, nach der Vertreibung der Jesuiten in Verfall gerathen, durch gute Einrichtungen für Schulen, Justiz, Militär und Ackerbau Vieles wieder gewonnen haben. Er befolgt zum Theil das System der vertriebenen Jesuiten und läßt keine Fremden in dem Staate zu, sogar fremde Gelehrte hat er ohne weitere Veranlassung Jahre lang eingesperrt. Er wohnte in der Hauptstadt des Landes Assuncion (Assumcion, Assumption), die er fast ganz neu gebaut hat. Auch nach seinem 1840 erfolgten Tode hat das Land seine Absperrung beibehalten, nur wenige Verbindungen mit den Nachbarstaaten eröffnet und hineinander die Annäherung von Brasilien, Buenos Ayres und selbst von England zurückgewiesen. Sein Handel ist daher unbedeutend. Als Gobernatore wurde 1840 Vibra und 1844 Carlos Antonio Lopez gewählt. Vgl. Rengger „Reise in P." (Aarau 1837).

Paraklet, s. Heiliger Geist.

Paralipomena, eigentlich Uebergangenes oder Ausgelassenes, wurden von den Siebenzig Dolmetschern vorzugsweise die Bücher der Chronik in der Bibel genannt. In späterer Zeit bezeichnete man mit diesem Namen überhaupt Nachträge oder Ergänzungsschriften zu frühern Werken gleichen oder ähnlichen Inhalts. Bekannt sind aus der jüngsten Zeit z. B. Lobeck's „Paralipomena grammaticae graec."

Paralipsis (griech.), lat. praeteritio, d. i. Uebergehung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die darin besteht, daß man unter dem Scheine, Etwas übergehen zu wollen, dasselbe gerade erwähnt oder auch nur kurz angedeutet. Hiedurch wird die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf das scheinbar Unbedeutendere hingelenkt, damit das darauf Folgende in seiner ganzen Stärke hervortreten kann, z. B. „Unerwähnt will ich lassen, wie dieser Fürst nie durch entscheidende Tapferkeit im offenen Kampfe, sondern durch Treulosigkeit und List sich den Sieg verschaffte, aber das möge in den Annalen für die Nachwelt niedergeschrieben stehen, daß er die kostbaren Stunden seines Lebens durch träge Wollust und Schwelgerei vergeudete".

Parallaxe heißt in optischer Rücksicht der Unterschied oder Abstand zweier optischen Orte eines Gegenstandes, der aus zwei verschiedenen Standpunkten gesehen wird. Das griechische Wort παράλλαξις bedeutet nämlich ein Verändern oder Verrücken. In der Astronomie wird dieser Begriff auf folgende Weise angewandt. Ein Gestirn kann an unzählig andern Orten betrachtet und von jedem aus an einer andern Stelle der Himmelskugel gesehen werden. Für jede zwei Beobachtungsorte gebe es demnach einen Unterschied, eine P. Der Astronom aber versetzt den einen Beobachter in den Mittelpunkt der Erde, stellt sich den Ort, wo dieser das Gestirn wahrnimmt, als den wahren Ort desselben, und den, wo es ein Beobachter auf der Erdoberfläche sieht, als den scheinbaren Ort vor, und nennt den Unterschied zwischen beiden die P. Die Horizontalparallaxe aber ist gleich dem scheinbaren Erdhalbmesser, aus dem Gestirn, wenn dieses im Horizonte steht, betrachtet, und die Höhenparallaxe, welche stets kleiner als die vorige ist, wenn das Gestirn beliebig hoch steht, ebenfalls dem aus demselben betrachteten Erdhalbmesser. Steht das Gestirn im Zenith, so gibt es keine P. mehr. Man bemerkt blos bei Sonne, Mond, Planeten, Kometen u. s. w. eine P., nicht aber bei den Fixsternen. Denn wäre sie bei diesen vorhanden, so müßten Fixsterne, die im Aequator stehen, länger unter als über dem Horizonte sein. Dann müßten sich auch die Lagen der Fixsterne gegen einander selbst ändern, wenn man sie aus verschiedenen Standpunkten der Erdoberberfläche oder der Erdbahn betrachtete. Aber alles dieses findet, den Beobachtungen und Rechnungen hierüber zufolge, durchaus nicht statt; woraus man denn mit Sicherheit schließen kann, daß die Entfernungen der Fixsterne von uns unermeßlich seien. Noch ist die Parallaxe der Erdbahn oder die jährliche Parallaxe zu erwähnen, nämlich der Unterschied der optischen Orte eines

Gestirns, wenn es aus zwei verschiedenen Stellen der Erdbahn, oder wie man bei den Planeten annimmt, aus der Sonne und einer Stelle der Erdbahn betrachtet wird.

Parallele, Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die bei jeglicher Verlängerung gleichweit von einander entfernt bleiben. Parallel- oder Breitenkreise sind die dem Erdäquator parallel gezogenen Kreise auf Landkarten und Globen. In der Fortification nennt man die Gräben Parallelen, welche die nach einer Festung führenden Laufgräben verbinden, und welche mit dem Umrisse der Festung gewöhnlich gleichlaufen. Sie sind zur Vereinigung der gegen eine Festung zu richtenden Kräfte bestimmt. Bis zum Breschschießen sind gewöhnlich drei Parallelen erforderlich, deren erste, die entfernteste von der Festung, 600—900 Schritt weit vom bedeckten Wege der Festung, die letzte aber, welche die Breschebatterien aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt wird. — Parallelen oder Parallelstellen sind Sätze aus Schriften, die mit einander verglichen werden zu ihrer gegenseitigen Erklärung. In der orientalischen Dichtkunst versteht man unter Parallelismus die Symmetrie zweier Redeglieder in Absicht auf die einander correspondirenden Bilder und Töne.

Parallelepipedum heißt ein Körper, der von sechs Parallelogrammen eingeschlossen ist, die einander paarweise parallel und gleich sind; oder ein vierseitiges Prisma, dessen Grundfläche ein Parallelogramm ist. Rechtwinklig heißt ein P. wenn sämmtliche einschließende Parallelogramme, Grundflächen, wie Seitenflächen, Rechtecke sind; ein Würfel oder Kubus dagegen, wenn alle Rechtecke Quadrate sind.

Parallellineal heißt ein zum Ziehen von Parallellinien dienendes Werkzeug. Es besteht aus zwei Linealen, welche durch zwei gleiche, lange und parallele Schenkel, die sich frei um Stifte bewegen können, verbunden sind.

Parallelogramm heißt ein Viereck, dessen gegenüberstehende Seiten paarweise parallel sind, wodurch dann auch die Gleichheit der gegenüberliegenden Seiten sowohl als Winkel bedingt ist. Je zwei nebeneinanderliegende Winkel des Parallelogramms machen zusammen 180° oder zwei rechte Winkel aus; ist daher ein Winkel ein rechter, so sind alle Winkel rechte; das Viereck heißt dann ein Rechteck oder Rectangel, kann aber wieder ein Quadrat oder ein Oblongum sein, je nachdem alle Seiten desselben gleich oder zwei Seiten länger als die andern beiden sind. Sind die Winkel keine rechten, so müssen zwei davon spitze und zwei stumpfe Winkel sein, das P. heißt dann ein Rhombus oder ein Rhomboid, je nachdem alle Seiten desselben gleich sind oder nicht. In der Mechanik ist das Parallelogramm der Kräfte wichtig. Es bestimmt die Richtung und Geschwindigkeit eines beweglichen Körpers, auf welchen zu gleicher Zeit zwei Kräfte unter verschiedenen Richtungen, die jedoch einander nicht direct entgegengesetzt sind, einwirken. Stellt man nämlich die Kräfte ihrer Richtung und Größe nach durch zwei gerade Linien vor, die in einem Punkt zusammentreffen und construirt aus denselben durch Hinzufügung der beiden andern parallelen Seiten ein Parallelogramm, so stellt diejenige Diagonale desselben, welche vom Vereinigungspunkte der die Kräfte darstellenden beiden Linien ausgeht, die Richtung dar, in welcher der Körper sich in Folge der vereinigten Wirkung beider Kräfte bewegen muß und zugleich die Geschwindigkeit dieser Bewegung, mit andern Worten, Richtung und Größe einer Kraft, welche allein wirkend ganz dieselbe Wirkung hervorbringen würde, als jene beiden Kräfte durch ihre vereinte Wirkung. Dieser wichtige Satz heißt der Satz vom Parallelogramm der Kräfte.

Paralogismus, s. Trugschluß.

Paralysis, s. Lähmung.

Paramaribo, s. Surinam.

Parameter heißt in jeder der drei Kegelschnittslinien die beständige, d. i. unveränderliche gerade Linie, die sich auf einen Durchmesser des Kegelschnitts bezieht. Doch nennt man den zu den Achsen der Kegelschnitte gehörigen P. auch schlechthin den Parameter des Kegelschnitts und dann ist er diejenige senkrechte Ordinate, die in dem

Brennpunkte der Curve errichtet werden kann. Im Allgemeinen nennt man P. die Constante, die in der Gleichung der krummen Linie vorkommt.

Paramythie (griechisches Wort), eine zur didaktischen Poesie gehörende Dichtung oder auf Erheiterung oder Belehrung des Lesers abzweckende kleine Erzählung, deren Stoff aus der Mythologie entlehnt ist. Dergleichen hat besonders Herder geliefert.

Parana, ist einer der größten Ströme Südamerikas; er hat seine Quellen in Brasilien und vereinigt sich nach einem Laufe von 282 M. mit dem Paraguay und an seiner Mündung mit dem Uruguay, wo sie zu einem Meerbusen erweitert den Namen **Rio de la Plata** führen. Seine Ueberschwemmungen sind regelmäßig im Juni und December. Seine sonst gute Schiffbarkeit wird durch einen Wasserfall von 32 Fuß und dadurch gestört, daß er bei der verwüsteten Stadt la Guyara seine Wassermasse von 2100 Toisen auf nur 30 zusammenpreßt.

Paränese, d. i. Ermahnung oder Ermunterung heißt im Allgemeinen die sogenannte Nutzanwendung, welche am Schluß einer Rede oder Predigt sich befindet. Außerdem nennt man auch eine selbständige Gattung von Reden ermahnenden und ermunternden Inhalts Paränesen. Berühmt sind Friedemann's „Paränesen für studirende Jünglinge" (6 Bde., Braunschw. 1827—41; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., 1837—45). **Paränetisch** heißt daher ermunternd oder ermahnend.

Paranymphios, auch **Parochos**, hieß bei den Griechen der Brautführer, welcher nach einer schon im heroischen Zeitalter üblichen Sitte im Verein mit dem Bräutigam selbst die Braut am Abend nach dem im Vaterhause gefeierten Hochzeitfeste zum Hause des Mannes führte. Beide nahmen die Braut in ihre Mitte und der feierliche Zug fand zu Wagen oder zu Fuße unter dem Vorantritte geschmückter Dienerinnen statt, welche Fackeln trugen.

Paraos werden in China und den angrenzenden Ländern die kleinen, den Junken ähnlichen Fahrzeuge genannt, die man armirt und häufig bei Einziehung des Tributs auf den Inseln benutzt.

Paraphernalgüter, sind in der Rechtswissenschaft alles nicht dotale Vermögen der Frau, welches die Römer aus Mangel an einem geeigneten Ausdruck durch res quas extra dotem mulier habet oder durch res extra dotem constitutae u. A. umschrieben, die Gallier peculium im nicht technischen Sinne, die Griechen aber insofern parapherna nannten, als dieses außerhalb der Dos stehende und der Frau gleichsam als eine Art des Peculium zugehörige Vermögen dem Manne zur Verwahrung eingehändigt wurde. Der Frau als einzige Eigenthümerin und Besitzerin steht das unumschränkte Recht zu, über das Paraphernalvermögen, welches, wie Zimmern darthut, nur bei Ehen ohne Manus vorkommen konnte, ohne Unterschied der Sachen zu verfügen, so lange sie nicht das Andern von ihr selbst eingeräumte Recht verletzte. Der Mann mußte, wenn ihm das Paraphernalgut übergeben war, Rechnung über Administration ablegen, den Empfang durch ein von ihm unterschriebenes Verzeichniß bescheinigen und sonstigen aus und während seiner Verwaltung des ihm Anvertrauten entstandenen Schaden und Verlust ersetzen. Bei Verweigerung der Rückgabe übertragener Paraphernen stand der Frau als Rechtsmittel die Vindication, die actio depositi, in besondern Fällen auch die condictio zu.

Paraphrase, ist die Umschreibung einer Schrift, eines Spruches u. s. w., um den Sinn deutlicher herauszustellen, während die Uebersetzung auch die Farbe des Originals wieder zu geben strebt.

Parasit, eigentlich **Parasitos**, d. h. Mitesser oder in verächtlichem Sinne Tellerlecker, hieß bei den Griechen und später bei den Römern eine besondere Classe von Schmarotzern, die sich bei den Reichen und Vornehmen, meist ungeladen, zur Tischzeit einstellten und für den Genuß einer freien Mahlzeit von dem Gastgeber ebenso wie von dessen Gästen die erniedrigendste Behandlung und gemeinsten Späße gefallen ließen. Die Parasiten wurden daher ein stehendes Charakterbild der neuern griech. Komödie und sind

von Lucian in einem eigenen Dialog unter dem Titel „Der Parasit“ treffend geschildert worden.

Paravey, Charl. Hippolyte de, Mitglied des königlichen Corps der Brücken- und Straßenbauten in Frankreich und einer der Stifter der asiatischen Gesellschaft zu Paris, wurde am 25. Sept. 1787 zu Fumay im ehemaligen Kurfürstenthum Trier geboren und machte auf der Centralschule zu Charleville besonders in der Mathematik so große Fortschritte, daß er schon im 16. Lebensjahre in die polytechnische Schule aufgenommen werden konnte. In den Jahren 1810 und 11 erregte er in Paris großes Aufsehen durch die Vertheidigung seines Oheims gegen den der Staatsminister Graf von Cessac einen Proceß vor dem kaiserlichen Gerichtshof anhängig gemacht hatte. P. trug den Sieg über den Minister davon, verlor aber auch seine Hoffnung, bei dem Brücken- und Straßenbau angestellt zu werden. Doch 1812 wurde er als Ingenieur nach Belgien geschickt. Nach der Restauration fiel er Anfangs in Ungnade, erhielt aber später doch wieder eine Anstellung als Ingenieur in der Auvergne, wo er sich in seinen Mußestunden mit Geologie beschäftigte, später ward er als Unterinspector bei der polytechnischen Schule angestellt und wandte sich jetzt den Forschungen über die Astronomie des Alterthums, besonders der Aegypter, zu. Er entdeckte die Identität der ägyptischen Constellationen mit den chinesischen und legte die Resultate seiner Forschungen 1820 der Akademie der Wissenschaften vor, die sie ohne weitere Prüfung beinahe verworfen hätte, wenn nicht Cuvier sie davon abgebracht hätte. Dieser Erfolg regte gegen P. vielfache Feindschaften auf, er verlor seine Stelle als Inspector an der polytechnischen Schule und wurde im Ingenieurcorps in die Reserve versetzt. Er lebte jetzt, Forschungen über die Urgeschichte hingegeben, in der größten Eingezogenheit in Paris. Sein Hauptwerk ist das „Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des lettres et des chiffres de tous les peuples“ (Paris 1826, mit Atlas); später erschienen seine „Documents hiéroglyphiques emportés d'Assyrie et conservés en Chine et en Amérique sur le deluge de Noé“ (Paris 1828); ferner „Memoires sur l'origine japonaise, arabes et basque de la civilisation des peuples du plateau de Bogota“ und einer „Dissertation sur le nom antique de la Judée“ in den „Annales de la philosophie chrétienne“. Er kommt auf durchaus verschiedenem Wege fast zu denselben Resultaten über die Völker der Urgeschichte, wie der berühmte Geograph Ritter.

Parcellen, s. Enclaven.

Parcelliren nennt man das Zerschlagen der Grundstücke und die Vertheilung derselben unter Viele. (S. Dismembration.)

Parchim, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, die Vorstadt des Kreises Schwerin, d. h. diejenige, welche auf den ehemaligen Landtagen das Directorium des zweiten Standes oder der Landschaft dieses Kreises führte. Sie liegt an der Elde, die sich hier in zwei, die Stadt nach verschiedenen Seiten durchfließende Arme theilt, ist der Sitz des für beide Herzogthümer gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts und hat ein Gymnasium und 6500 Einw., die vorzugsweise Ackerbau, daneben aber auch Wollenweberei treiben und Tabak, Strohhüte und Cichorien fabriciren.

Pardessus, Jean Marie, französischer Rechtsgelehrter, geb. zu Blois den 11. Aug. 1772, wurde 1795 Advocat, 1805 Maire in seiner Vaterstadt, 1806 Mitglied des gesetzgebenden Corps und 1810 Professor des Handelsrechts in Paris. Nach der zweiten Restauration vom Departement der Loire und Cher zum Deputirten erwählt, zeichnete er sich in der Kammer durch seinen Eifer für Despotismus aus. Als im April 1816 einige Mitglieder sich gegen die ungerechte Verurtheilung des Generals Travot erhoben, rief P. mit Heftigkeit, vermessen sei jeder Zweifel an der Gerechtigkeit einer Verurtheilung, welche der König gerecht geheißen, da er die Strafe gemildert habe. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1816 zum Commissär bei der Amortisationscasse, 1820 zum Rath am Cassationshofe. Nach der Julirevolution legte er seine Stellen nieder, weil er Ludwig Philipp den Eid der Treue nicht leisten wollte und lebt seitdem von Schriftstellerei und Advocatengeschäften. Sein Hauptwerk, das er mit Unterstützung der Regierung schrieb, ist die „Collection des

lois maritimes antérieures au 18. siècle" (8 Bde., Paris 1820 erschienen) eine Sammlung aller alten Seegesetze in der Ursprache, zu welcher ihm die französischen Consuln im Auslande Beiträge senden mußten, und auch auswärtige Gelehrte mithalfen. Außerdem schrieb er noch: „Traité des Servitudes suivant les principes du code civil" (1806); „Traité du contrat et des lettres de change" (1809); „Elémens de jurisprudence commerciale" (Paris 1811) und „Cours du droit commercial" (4 Bde., Paris 1814 bis 16; 6. Aufl., 5 Bde.. 1840); ferner gab er die „Collection des ordonnances des rois de France" wozu ihn die Akademie der Inschriften beauftragte, und die Schriften von D'Aguesseau (13 Bde., Paris 1819) heraus.

Pardoe, Miß Julia, eine bekannte englische Schriftstellerin, wurde zu Beverley in Yorkshire geboren und zeigte schon früh Vorliebe für Poesie. Ihre Erziehung erhielt sie in dem Kloster der Ursulinerinnen in St. Omer, wo sie häufig gestraft wurde, da sie Verse machte, statt in ihrer Klasse gegenwärtig zu sein. Schon mit 13 Jahren schrieb sie ein Pamphlet an die englischen Armen, um einem religiösen Fanatiker, John Hail, entgegen zu wirken, später gab sie einen Band Gedichte heraus, unter dem Titel „The nun". Im J. 1826 reiste sie, ihrer Gesundheit wegen, mit ihren Aeltern nach Portugal und hielt sich daselbst 15 Monate lang auf. Nach England zurückgekehrt, schrieb sie für mehrere belletristische Zeitschriften und widmete der Prinzessin Auguste auf deren Verlangen ihr Werk „Traits and traditions of Portugal". Im Jahre 1833 verfaßte sie zwei Predigten, von denen die eine, während die Cholera wüthete, in der protestantischen Kirche in Sanderstreed in Surrey, die andere als Dankpredigt nach dem Verschwinden der Cholera, in London gehalten wurde. Die Bekanntschaft des türkischen Ministers Namik Pascha und anderer mit dem Orient in Verbindung stehender bedeutender Personen im Sommer 1834 veranlaßte sie zu einer Reise nach der Türkei, die sie 1835 in Begleitung ihres Vaters antrat. Im Jahre 1839 besuchte sie Oesterreich und Ungarn, wo sie sich des schmeichelhaftesten Empfanges von Seiten des kaiserlichen Hofes und der gelehrten Welt zu erfreuen hatte. Miß P. hat mehrere historische Novellen geschrieben. Die erste gab sie 1829 heraus; 1834 übersetzte sie ein italienisches Heldengedicht von Guido Sorelli aus Florenz, um dem Verfasser, der sich in London aufhielt, aus pecuniärer Verlegenheit zu reißen. Im Jahre 1835 erschienen die beiden Novellen „The Mardens" und „The Daventries"; 1837 gab sie „The city of the sultans, and domestic manners of the Turks" heraus; 1838 „River and desert", eine Frucht ihres Aufenthalts im südlichen Frankreich; 1839 „The romance of the Harem" (3 Bde.), sowie eine Beschreibung Konstantinopels und seiner Umgebungen mit 82 der schönsten Ansichten. Das Resultat ihrer ungarischen Reise war „The city of the Magyar or Hungary and its institutions in 1839 and 40". In allen ihren Dichtungen zeigt Miß P. viel Gefühl, große Phantasie und Klarheit der Darstellung und muß daher mit Recht unter die bessern Schriftsteller Englands gestellt werden. Ihre Sprache ist durchaus graziös und gedankenvoll. Vielleicht ist es eben diesen Vorzügen zuzuschreiben, daß sie sich einer so geringen Anerkennung zu erfreuen hat.

Pardon ist der Ruf des im Gefecht Ueberwundenen um Schonung des Lebens.

Pardunen oder Backstagen heißen die starken Taue, die vom Top (s. d.) der Stengen und Bramstengen (s. Mast) nach beiden Seiten der Schiffe hinter den Wandten auf dieselbe Art wie diese ausgespannt werden, um der obern Bemastung Festigkeit zu geben.

Paré, Ambroise, gewöhnlich Ambros. Paraeus genannt, war einer von jenen Männern, die die Chirurgie, welche lange Zeit auf einzelne Fälle und auf technische Fertigkeit beschränkt war, mit ausnehmendem Scharfsinn und Glück erweiterten und in Frankreich besonders durch eigenthümliche Methoden sogar Facultätsrechte erlangten. Paré war 1509 zu Laval im Herzogthum Mayenne geboren, wurde Militärchirurg, erster Wundarzt der Könige Franz II., Karl IX. und Heinrich III., und wirkte 50 Jahre lang als Lehrer in Paris mit Kenntniß, Beobachtungsgeist und seltenen Eifer für die zumeist von ihm zuerst begonnene wissenschaftliche Ausbildung der Chirurgie. Ihm eiferte sein Schüler

Guillemeau und Andere nach. Er war anspruchslos und nannte sich scherzweise nur den königlichen Barbier. Er war ein Hugenotte und konnte bei dem Ausbruche der sogenannten Bluthochzeit am 22. Aug. 1572 nur durch den König gerettet werden, der ihn in seinem Wohnzimmer selbst verbarg. Wie er in Lehre und mündlichem Vortrag selbst wirkte, mit eben so ausgezeichnetem Erfolg trat er als Schriftsteller auf. Seine „Oeuvres complètes" (Par. 1561) sind an 20 Mal aufgelegt worden; eine lat. Uebersetzung besorgte sein Schüler Jacq. Guillemeau (Par. 1562, Fol.; Frankf. a. M. 1594; deutsch daselbst 1604 und 1631; engl., Lond. 1678 u. 1684). Er starb 1590.

Parentel und **Parentelordnung**, s. Erbfolge.

Parere nennt man ein schriftlich abgefaßtes Gutachten von Handelsgerichten oder Handelskammern, oder auch von Unparteiischen und unterrichteten Kaufleuten über eine streitige Handelssache.

Parfüm ist ein Räucherwerk von meist flüssiger Form, das Wohlgerüche verbreitet und in die Kleider gegossen oder auf die Haut gestrichen wird, beiden einen einladenden und üppigen Wohlduft zu verschaffen. In seltenen Fällen werden die Parfüms als Gesundheitsmittel angewendet, durch sie in asthenischen Fiebern und in andern Krankheiten die gesunkene Lebenskraft zu beleben und vornehmlich die Nerven zu stärken. Weit häufiger dienen die Parfüms und Odeurs dem Luxus und der Schwelgerei; Damen und delicate Herren legen eine wohlduftende Atmosphäre um sich herum, und die Wollust und Lasterhaftigkeit, welche den natürlichen Geruch des Körpers durch Ausschweifungen verloren, verbergen den üblen Geruch ihrer matten und abgeschwächten Haut hinter Parfümerien und Riechbüchsen, statt dessen man mit Vermeidung aller künstlichen Mittel und äußerer Stimulanzen sich einer frugalen und reinlichen Lebensart hingeben sollte. In den Zeiten und an den Orten, wo die Sitten durch Ueppigkeit, Unzucht und Unmäßigkeit verderbt sind, waren auch die Parfüms in besonderer Aufnahme und weit verbreitet. Wie es in den Zeiten der römischen Imperatoren und Cäsaren gewesen ist, kann man theilweis recht gut in Böttigers „Sabina" lesen. In der neuern Zeit hat sich die feine Welt der Franzosen den ersten Platz neben jenen entarteten Römern erworben. Den Deutschen macht es Ehre, von ihren Vorfahren keinen Ausdruck für diese Sache erhalten und auch jetzt, wo diese schädlichen Wohlgerüche in die feinsten Gesellschaften der größten Städte eingedrungen sind, noch keinen entsprechenden gefunden zu haben. Frankreich hat sogar besondere Innungen von Parfümeurs, welche die Parfümirkunst betreiben.

Parga, eine feste Stadt mit einem doppelten Hafen, liegt an der Küste Albaniens, der südlichen Spitze Korfus gegenüber, am Fanar, dem Acheron der Alten. Die Lage der Stadt auf einem Felsen, der an drei Seiten vom Meere umspült ist und im Rücken sich an eine steile Klippe lehnt, an deren Spitze eine fast unbezwingliche Citadelle sich befindet, macht sie sehr fest. Sie wurde zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs gegründet und stand seit 1401 bis zum Untergange der Republik Venedig im Jahre 1797 mit dieser im Bündnisse. Vergeblich suchte sie Ali Pascha von Janina zu bezwingen, da sie der sichere Zufluchtsort aller von diesem Tyrannen Verfolgten war. Lange behauptete die Stadt, die im Vertrage zwischen Rußland und der Pforte im Jahre 1800 an letztere überlassen worden war, ihre Unabhängigkeit. Der Pascha gab aber seinen Plan, P. endlich doch auch zu erhalten, nicht auf. Als Napoleon im Tilsiter Frieden darauf nicht einging, ihm P. und die jonischen Inseln zu überlassen, befreundete er sich mit den Engländern, die nun das unter französischen Schutz gestellte P. der Pforte, eigentlich aber dem Pascha zusprachen. Allein die Pargioten schlugen alle Angriffe des Pascha siegreich zurück, bis sie 1815 bei einem erneuerten Ueberfalle genöthigt waren, sich unter englischen Schutz zu stellen und die Einverleibung der Republik in die ionischen Inseln nachzusuchen. Die Engländer legten sofort Besatzung nach P., ohne jedoch die Bitte der Einverleibung eigentlich zu gewähren, indem sie fürchteten, mit den räuberischen Albanesen dadurch in fortwährende Streitigkeiten verwickelt zu werden. Aus demselben Grunde wurden von ihnen Unterhandlungen mit dem Pascha von Janina, eingeleitet und ihm, nachdem er allen Bewohnern, damals 5000

christlichen Albanesen, wenn sie auswandern wollten, eine Geldentschädigung versprochen hatte, die Stadt 1819 übergeben, worauf die Einwohner, nachdem sie die Gebeine ihrer Vorfahren ausgegraben und verbrannt, fast alle nach den ionischen Inseln sich wendeten. Vgl. Mustoridis „Précis des événemens qui ont précédé et suivi la cession de P.“ (Par. 1820).

Pari, s. Alpari.

Parias, oder, wie sie auf der Küste Malabar heißen, die Pulias, sind eine Menschenklasse der Hindus, die keiner der vier edlen Kasten angehören, deren Lage noch elender ist, als der Zustand der ehemaligen lacedämonischen Heloten. Nicht blos ausgeschieden von allen Hindus werden sie sogar für Geschöpfe angesehen, die noch unter dem Thiere stehen; man glaubt, das ihre bloße Nähe den edlen Indier verunreinige; jeder Platz den sie betreten, muß sogleich durch verschiedenes religiöses Ceremoniel gereinigt werden. Kein Paria darf in die Pagode kommen; und wenn er mit einem Reinen spricht, muß er die Hand auf den Mund legen, damit sein Hauch den Reinen nicht entehre und profanire. Sie wohnen in abgeschiedenen Dörfern und Flecken in einem fast thierischen Zustande, essen nicht allein alle Arten von Speisen ohne Unterschied, sondern bisweilen aus Noth das Fleisch gestorbener Thiere. Ihre Brunnen fassen sie mit Thier- und Menschengebeinen ein, zum Zeichen, daß kein Reiner daraus das für unsauber gehaltene Wasser schöpfe. Der Hindu glaubt, daß die Seelen böser Sünder in die schwarzen und unreinlichen Leiber der P. fahren. Geschichtsforscher haben über den Ursprung des Volksstammes wie seines Zustandes verschiedene Vermuthungen angestellt. Nach einigen bildeten die P. ein eigenes Reich südlich vom Ganges, wurden aber 1450 v. Chr. unter ihrem letzten Könige Hubastka von den Dschammvölkern überwunden und zu Sclaven gemacht. Einer andern Sage zufolge lebten sie gleich Wilden in Wäldern und Wüsteneien und wurden von den Gesitteten überwältigt. Wieder Andere meinen, die ganze Klasse bestehe und sei aus solchen entstanden, die als Bösewichter und Religionsfrevler aus den vier edlen Classen ausgestoßen wären. Und in der That soll es noch jetzt Sitte sein, daß derjenige Hindu, welcher seine Ehre durch Sünde und Missethat verliert, in die Sippschaft der P. hinabgestoßen wird.

Parima, s. Orinoco.

Parini, Guiseppe, aus Bossisio im Mailändischen, geb. am 22. Mai 1729, starb an der Fußwassersucht 1799, studirte Theologie, ging zur schönen Kunst über und zeichnete sich als Dichter aus. Als Satiriker (il giorno, Venedig 1779, vgl. Parnass. Ital. T. 13. 14.) ist er ein ironisch feiner Maler nach dem Leben und in der Ode ist er horazisch. Seine ersten Versuche gab er unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Er wurde 1769 Professor an der Palatinischen Schule zu Mailand, darauf Professor der Beredtsamkeit am Gymnasium der Brera. Er begünstigte die von den Franzosen in Italien scheinbar eingeführte republikanische Verfassung und wurde in Folge davon Rath der Municipalität. Seine gesammelten Schriften gab F. Reina, (Mail. 1801—4, 6 Bde.) heraus; Eine zweite Ausgabe erschien 1825, 2 Bde.; Poesie scelte (Mail. 1814, 12). Vergl. Reina's Lebensbeschreibung Parini's in Orelli's Beiträgen zur Geschichte der ital. Poesie, Heft 2, S. 1 flg.

Paris, Alexandros, Sohn des troischen Königs Priamos und der Hekabe, berühmt als Ursache des troischen Krieges. Homer nennt ihn einen schönen Mann, der Geschmack und Schönheitsgefühl zeigte, Kunst und Pracht liebte und sich bei mancher Gelegenheit als Held zeigte. Als seine Mutter, nach der Sage, mit ihm schwanger ging, träumte ihr, sie gebäre eine brennende Fackel, welche die ganze Stadt entzünde und verheere. Von den Sehern erfährt Priamos, der Neugeborne werde in Folge dieses Traumes seinem Vaterlande schweres Unglück bereiten und übergibt daher das Kind bald nach der Geburt einem Diener, um es zu tödten, oder nach A. einem Sclaven Agelaos (b. Apollod., Archelaos, b. A. Argialos), der ihn auf dem Ida aussetzen soll. Hier wurde das Kind 5 Tage lang von einer Bärin ernährt, bis es der nämliche Sclave, nun außer Furcht vor einer

Entdeckung, mit sich nahm, es erzog und Paris nannte. Alexandros hieß er, weil er die Räuber strafte und gegen sie die Heerden in Schutz nahm. P. bekam jetzt Gelegenheit, sich mit allen einen Königssohn zierenden Kenntnissen auszurüsten und bald Proben seiner Weisheit abzulegen. Die Sage erzählt: als einst zur Vermählungsfeier des Peleus und der Thetis alle Götter außer die Eris eingeladen waren, warf diese aus Rache einen goldnen Apfel in den Saal, mit der Aufschrift: „der Schönsten". Here, Pallas und Aphrodite machten sich sogleich einander den Preis streitig, forderten Zeus zum Schiedsrichter auf und dieser befahl dem Hermes, die Göttinnen auf den Berg Ida zum P. zu führen und dessen Urtheil zu vernehmen. Um diesen für sich zu gewinnen, verspricht ihm jede der 3 Göttinnen ein ansehnliches Geschenk, die Aphrodite aber die größte Schönheit Griechenlands und erhält den Preis. Zwar war P. damals schon mit der Nymphe Oeone vermählt, die ihm den Korythos gebar, allein er strebte von jetzt an nur nach dem Besitze der schönen Helena. Nach Einigen wurde auf Befehl der Göttin sogleich ein Schiff ausgerüstet, auf dem er nach Lacedämon segelte, nach Andern fiel in der Zwischenzeit die Erkennungsscene mit seinen Aeltern, bei noch Andern führt Priamos selbst, sobald der Sohn sein 30. Jahr erreicht hat, mit welchem die drohende Gefahr vorüber sein sollte, denselben feierlich nach Troja. Andere erzählen, Priamos habe nichts von P. gewußt, ihn aber bei Gelegenheit der ihm zu Ehren gefeierten Leichenspiele erkannt, wieder Andere, er gab sich selbst zu erkennen und zeigte als Beweis das mit ihm ausgesetzte Kinderzeug. Sei dem wie ihm wolle, P. segelte nach Lacedämon, ward hier von Menelaos gastfreundlich aufgenommen, entführte aber, während dieser sich in Kreta befand, dessen Gemahlin Helena, nebst Aethra und Klymene und einem großen Theil seiner Schätze. Die Art und Weise der Entführung wird verschieden angegeben. Als er sich weigert, alles unrechtmäßige Gut wieder zurückzugeben, fordert Agamemnon ganz Griechenland zur Rache auf (s. Agamemnon und Menelaos), und bald nähert sich eine Flotte von 1200 Schiffen und 100,000 Menschen der Feste Troja. Zehn Jahre lang streitet man in der Ebene von Ilion, bis endlich P. im Zweikampfe mit Philoktet durch einen Pfeil verwundet wird. Jetzt eilt P. zu seiner verstoßenen Oeone, welche alle Wunden zu heilen verstand, wird aber hier abgewiesen und stirbt bald nach seiner Ankunft in Troja. Aus Reue über ihre Härte erhängt sich Oeone oder stürzt sich in Paris Scheiterhaufen, nach Lykophron von einem Thurme herab; nach Andern starb sie beim Anblick der geliebten Leiche vor Schmerz. Bald nach P. Tode wurden seine mit der Helena erzeugten Söhne, Bunomos, Korythos und Idäos von einem einstürzenden Zimmer erschlagen. Nach Andern war Korythos sein Sohn von der Oeone, den er selbst aus Eifersucht tödtete.

Paris, die Haupt- und Residenzstadt von Frankreich, etwa 210 F. über der Meeresfläche, liegt in einer Ebene, die von der Seine durchflossen wird. Auf dem rechten Ufer des Flusses überragt der Montmartre die Stadt, die linke Seite besteht aus angeschwemmtem Boden. In dem Gypsmergel, den Kalksteinbildungen und den bedeutenden Steinbrüchen der Umgegend finden sich Versteinerungen, die Stoff zu interessanten Untersuchungen über die frühern Verhältnisse derselben geben. Die Seine tritt bei den Barrièren de la Gare und de la Rapée in die Stadt und durchschneidet dieselbe ziemlich in ihrer Mitte von Osten nach Westen, in der Länge von etwa zwei Stunden, bis zum Pont de Jéna. Von den fünf von ihr gebildeten Inseln sind zwei durch Ausfüllungen beseitigt worden, so daß nur noch drei vorhanden sind, nämlich die Isle du Palais (auch la Cité genannt), Saint Louis und Louviers. Die Seine tritt selten aus ihrem Bette und trägt daher, besonders seitdem man angefangen hat, die auf den Brücken befindlichen Häuser abzutragen, sehr zur Erhaltung eines vortheilhaften Gesundheitszustandes bei. Außerdem hat die Stadt noch das kleine Flüßchen Bièvre. Paris hat jetzt einen Umfang von drei Meilen und bedeckte im Jahre 1836 einen Flächenraum von 3,450,000 Hectaren, während derselbe im Jahre 1211 unter Philipp August nur 252,85 und 1686 unter Ludwig XIV. erst 1103,70 betrug. Seit dem Jahre 1798 ist sie in 12 Municipalitäten, Mairien oder Arrondissements getheilt, von denen jede wieder in vier Polizeisectionen zerfällt. Die ganze

Leitung der städtischen Angelegenheiten ist einem besondern Präfect übertragen, unter dem 5 Präfecturräthe stehen. An der Spitze des Kirchenwesens steht ein Erzbischof. Die Universität (Académie universitaire) besteht aus einer theologischen, einer philosophischen Facultät (Faculté des lettres und Faculté des sciences), einer Rechtsfacultät und einer medicinischen. (S. Sorbonne.) Unter der Universität stehen das Collége Louis le Grand (seit 1582), das Collége de Henri IV., während des Kaiserreichs Lycée de Napoléon genannt; das Collége de Bourbon (seit 1781), das „Collége Charlemagne, das Collége St.-Louis (seit 1280), das Collége St.-Barbe, das Collége de Stanislas und das Collége des Irlandais. Außerdem gibt es noch folgende Unterrichtsanstalten, welche aber in keinem Abhängigkeitsverhältniß zur Universität stehen: das Collége royal (jetzt national) de France seit 1520), dem höhern wissenschaftlichen Unterrichte gewidmet; die Ecole spéciale des langues orientales vivantes, die Ecole royale (jetzt nationale) des chartes, welcher die Pflege der Diplomatik zugewiesen ist; die Polytechnische Schule (seit 1795), die Ecole des ponts et chaussées (seit 1784), die Schule für Musik und Declamation (seit 1784), die Ecole normale und noch verschiedene Specialschulen*). Auch die Zahl der wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten und Gesellschaften anderer Art ist sehr groß. Am bedeutendsten ist das königliche Institut von Frankreich (s. d.) auf dem Quai Conti. Das für die Astronomie so wichtige Bureau des longitudes bildet seit 1795 einen Vereinigungspunkt aller Sternwarten. Die Académie nationale de médecine besteht aus den Sectionen der Medicin, Chirurgie und Pharmaceutik. Die Bibliothek, zu welcher eine kleine Büchersammlung Karl's V. den Grund legte, befindet sich jetzt in der Rue Richelieu. Die ungeheure Vermehrung ihrer Schätze hat eine Erweiterung des Locals zu einem dringenden Bedürfniß gemacht. Vgl. Laborde „Lettres sur les bibliothèques“ (Par. 1845). Außer den Druckwerken, die, da es keinen Katalog gibt, von Einigen auf 1,200,000, von Andern auf 700,000 angegeben werden, umfaßt die Bibliothek eine höchst beträchtliche Sammlung von Handschriften (über 80,000), ein Münzcabinet (über 140,000 Stück, 80,000 alte, 60,000 neue) und eine reichhaltige Sammlung von Kupferstichen, Landkarten und Planen. Die für sich bestehende Bibliothek des Arsenals wurde vorzüglich durch eine Vereinigung der Sammlungen des Marquis Paulmy d'Argenson und des Herzogs Lavallière gebildet und enthält gegen 200,000 Bände. Außerdem erwähnen wir die Mazarin'sche Bibliothek und die Bibliothek von Saint-Geneviève. Unter den übrigen Anstalten für wissenschaftliche Zwecke verdient besonders der botanische Garten (Jardin des plantes), auf dem linken Seineufer, mit seinen reichhaltigen naturhistorischen Sammlungen hervorgehoben zu werden. Er enthält außer einem bedeutenden Herbarium, einem mineralogischen und zoologischen Cabinete eine sehr beträchtliche Anzahl lebender Thiere aus allen Erdtheilen. Was die bedeutenden Kunstschätze anbelangt, welche die Stadt aufzuweisen hat; so leuchtet hier die kostbare Gemäldegalerie des Louvre allen andern Sammlungen voran. In einem 1332 Fuß langen Saale wird der Kern der ganzen Sammlung aufbewahrt, welche im Ganzen etwa 1500 Nummern enthält. In demselben Palaste befinden sich noch eine werthvolle Antikensammlung, ein für das Studium des Marinewesens bestimmtes Cabinet, ein Museum für die Sculpturarbeiten und außer vielen kunsthistorischen Merkwürdigkeiten eine besonders reichhaltige Sammlung ägyptischer Alterthümer. Auch das Palais Luxembourg enthält interessante Gemälde, welche aber mehr der neuern Schule angehören. Was die Theater anlangt s. Französisches Theater. Die Gewerkthätigkeit Frankreichs hat zwar, besonders in den letzten Jahren vor der Revolution von 1848 an manchen Orten einen mächtigen Aufschwung genommen; demungeachtet kann Paris noch immer wenigstens für einige Zweige der Kunstfertigkeit und der Gewerbe als Muster und Mittelpunkt gelten. Die Verhältnisse haben sich zwar seit 1848 sehr verändert; bis zu

---

*) Die Namen derjenigen Schulen, welche einen königlichen Namen trugen, wurden bald nach der Februarrevolution von 1848 mit andern vertauscht, haben aber im Laufe des Jahres 1849 ihre alten Bezeichnungen wiedererhalten; nur die Bezeichnung royal ist gegen die national umgeändert.

diesem Zeitpunkte wirkte aber für die Anregung und Belebung der zahllosen Arbeiter, welche P. zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, außer der Concurrenz, dieser mächtigsten aller Triebfedern, das treffliche Conservatoire des arts et métiers. Die früher königliche Teppich- oder Gobelinfabrik stand in der Geschichte der Manufacturen mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen fast einzig da, sowie auch die Spiegelfabrik eines ganz vorzüglichen Rufs genoß. So groß auch in P. die Gewerbthätigkeit ist und so reichliche Quellen auch für Jeden fließen, dem es ernstlich daran liegt, sich seinen Unterhalt zu erringen, so kann es doch bei dem nie aufhörenden Hinzuströmen Solcher, welche in dem Mittelpunkte der civilisirten Welt, wie der Franzose seine Hauptstadt mit einem gewissen Behagen nennt, sich schnell zu bereichern trachten, nicht fehlen, daß Mancher seine Hoffnungen getäuscht sieht und mit Noth und Elend zu kämpfen hat. Die Sorgfalt der städtischen Behörden und die Mildthätigkeit Einzelner haben indeß eine Menge Anstalten und Einrichtungen ins Leben gerufen, welche bestimmt sind, den traurigen Folgen der Armuth zu steuern. Dahin gehören außer den sogenannten Bureaux de bienfaisance, von denen jedes der zwölf Arrondissements eins aufzuweisen hat, eine Société de la charité maternelle, eine Société philanthropique, eine Société pour le soulagement et la délivrance des prisonniers und viele andere Gesellschaften und Vereine ähnlicher Tendenz. Für Besserung der Arbeiter-Verhältnisse sind seit 1848 viele Versuche gemacht und Pläne entworfen, von denen sich freilich die meisten als nutzlos erwiesen haben, wie die Nationalwerkstätten und Proudhon's (s. d.) Volksbank. Vielleicht zeigen sich die Pläne des Präsidenten der Republik zweckmäßiger, von denen wir besonders die Cités ouvrières und die Unterstützungskasse für invalide Arbeiter nennen Auch für Armen- und Krankenhäuser ist reichliche Sorge getragen, und einige dieser Anstalten, wie z. B. das berühmte Hôtel-Dieu, können mit Recht ähnlichen Einrichtungen als Muster angepriesen werden. Nicht minder trefflich sind das 1779 von Madame Necker gegründete und nach ihr benannte Krankenhaus, das Hôpital du père Cochin und das Hôpital Beaujon. Ein großes Findelhaus wurde schon 1640 von Vincent de Paul gestiftet. Die Salpêtrière ist ein großartiges Gebäude, welches dazu bestimmt ist, gebrechlichen alten Frauen eine Zuflucht zu gewähren, während in der Nähe von P., zu Bicêtre, ein ähnliches Etablissement für alte Männer besteht. Diese letztere Anstalt enthält zugleich ein Arbeitshaus und eine Einrichtung für Wahnsinnige. Ein besonderes Asyl für Verrückte besteht in Charenton, auch sind in einigen Krankenhäusern einzelne Abtheilungen zur Pflege von Geisteskranken eingerichtet. Die Blindenanstalt, das Hôpital des Quinze-Vingts und die Taubstummenanstalt sind in vieler Beziehung so vortrefflich, daß man sie bei ähnlichen Einrichtungen nicht selten zum Muster genommen hat. Zur Aufbewahrung von Verbrechern dienen außer dem großen Depot der Polizeipräfectur das Gefängniß de la Roquette, Saint-Pélagie, das Hôtel de la force, die Conciergerie und mehrere andere Zwangshäuser. Das eigentliche Schuldgefängniß ist in Clichy.

Die Bevölkerung von P. betrug im J. 1788 599,569, 1821 763,000, 1836 899,313 u. nach der Zählung vom Oct. 1842 935,261, 1847 aber gegen 1,200,000 Seelen, während die Stadt im J. 1315 kaum 100,000 Einw. hatte. Die Einkünfte der Stadt beliefen sich im J. 1835 auf 44,436,797 Francs. Im J. 1840 ergaben sich für die Consumtion nachstehende Berechnungen. Wein 866,331, Branntwein 45,159, Cider- und Birnwein 12,926, Weinessig 16,588, Bier 128,957 Hectolitres, 71,718 Ochsen, 20,684 Kühe, 73,113 Kälber, 437,359 Hammel, 90,190 Schweine u. s. w. Die Zahl der Straßen betrug im J. 1716 309, während sie jetzt auf mehr als 1300 gestiegen ist. Unter denselben zeichnen sich vorzüglich folgende aus: die Rue royale (seit 1848 nationale), Saint-Honoré, Castiglione, Rivoli mit ihren Arcaden und de la Paix. Dazu kommen noch sogenannte Passages, in denen sich der äußerste Luxus kostbarer Handelsgegenstände entfaltet. In dieser Beziehung sind besonders die Passages Véro-Dodat, Delorme und des panoramas berühmt. Unter den zahlreichen öffentlichen Plätzen zeichnet sich die Place de la concorde (früher Place de Louis XV., auch Place de la révolution

genannt) aus, deren neuere Anordnung vom deutschen Architekten Hittorff herrührt. Dieser Platz grenzt im Osten an den Tuileriengarten, im Westen an die Champs-Elysées, im Süden an die Seine, wo am jenseitigen Ufer das Gebäude der Nationalversammlung prangt, und im Norden liegen die großartigen Garde Meuble und das Ministerium der Marine. In der Mitte befindet sich der Obelisk von Luxor. Außerdem führen wir noch den Carrouselplatz an, der indeß wegen des noch nicht vollendeten Ausbaus (zu dem übrigens jetzt wieder Aussicht ist) der Verbindungslinie zwischen den Tuilerien und dem Louvre einen weniger ansprechenden Anblick bietet. Der Vendômeplatz, der nach Mansard's Entwurf 1699 begonnen wurde, hatte früher eine Reiterstatue in seiner Mitte, welche 1792 zertrümmert und später durch die vielbesprochene Napoleonssäule ersetzt wurde. Die Place royale (jetzt Place nationale) ist im Marais gelegen und trägt in ihrem ganzen Ausdruck das Gepräge des 17. Jahrh. Die Place des victoires hat eine ovale Form und bietet eine von Ludwig XVIII. errichtete Reiterstatue Ludwig's XIV. Die Stelle, wo sich früher die Bastille mit ihren Wällen und Gräben befand, bezeichnet jetzt die den Opfern vom J. 1830 gewidmete sogenannte Julisäule und ein freier Platz (Place de la bastille). Das große, rechtwinkelige Champ-de-Mars ist ein weit ausgedehnter Platz, der zu militärischen Festlichkeiten dient und der in der Geschichte Frankreichs eine nicht unbedeutende Rolle spielt (s. Marsfeld). Eine Hauptzierde der Stadt sind die Boulevards, welche in einer Ausdehnung von drei Stunden eine an den mannichfaltigsten Abwechselungen reiche Promenade im Innern der Stadt bilden. Der Theil derselben, welcher sich von der Madeleinekirche an erstreckt (Boulevard des Italiens), ist der fashionabelste. Von den öffentlichen Gärten erwähnen wir den der Tuilerien, des Luxembourg und vom Palais national (früher royal). Großartiger noch sind die Champs-Elysées, welche noch innerhalb der Pariser Umfriedigung liegen. Ueber die Seine führen 23 Brücken, unter denen sich besonders der Pont-Notre-Dame, der Pont-neuf und Pont-royal (jetzt national) bemerklich machen. Die nach dem Flusse zu gelegenen, mit Brustwehren versehenen Straßen heißen Quais und bieten zum Theil, besonders die neuerbauten, eine seltene Eleganz. Von den vier Triumphbogen sind die Ludwig XIV. zu Ehren errichteten Portes Saint-Denis und Saint-Martin die ältesten. Die beiden andern heißen Arc du carrousel und Arc de triomphe de l'étoile, von denen der letztere zum Andenken der Großthaten der Revolutions- und Kaiserzeit errichtet und am 29. Juli 1836 eingeweiht wurde. Das ehrwürdigste und großartigste von allen Gebäuden ist die Kirche Notre-Dame, welche mit Grund als ein Prachtstück der gothischen Baukunst gepriesen wird. Sie liegt auf der Isle de la cité und zwar an einer Stelle, wo schon früher mehrere Tempel standen. Derjenige, welcher als der eigentliche Gründer betrachtet wird (1161), war der Bischof Maurice de Sully. Wie es heißt, soll der Papst Alexander III. den ersten Stein dazu eingesetzt haben. Nächst dieser herrlichen Kirche nennen wir die Kirche Saint-Germain des Prés, welche das älteste dem Cultus geweihte Bauwerk der Stadt ist; sie wurde 1163 vollendet. Die Kirche Saint-Etienne du Mont wurde in ihrer ursprünglichen Form im 13. Jahrh. erbaut; aber die in architektonischer Beziehung interessante Hauptfaçade entstand erst auf Veranstaltung der Margarethe von Valois. In der Kirche Saint-Séverin, welche im gothischen Stile gehalten ist, bemerkt man hinter dem Chore eine sehr sonderbare gewundene Colonne. Saint-Germain l'Auxerrois soll eine von Childebert errichtete Kirche sein; sie wurde aber von den Normannen zerstört und erst vom König Robert wieder aufgebaut. Auch der Ursprung der Kirche Saint-Eustache steigt in ein hohes Alterthum hinauf, indeß so, wie sie jetzt steht, wurde sie erst 1532 errichtet. Bewundernswerth ist in derselben vorzüglich die 100 Fuß hohe Wölbung des herrlichen Schiffs. Saint-Louis und Saint-Paul sind Kirchen, welche erst im 18. Jahrh. entstanden, während Saint-Sulpice, obschon erst 1646 ausgebaut, doch wenigstens aus einer viel ältern Kapelle hervorgegangen ist. Der herrliche Porticus dieser Kirche wurde erst im J. 1745 vollendet und ist nach dem Entwurfe von Servandoni aufgeführt. Unter den neuesten Kirchen erwähnen wir Notre-Dame de Lorette und die Madeleine, von denen die erstere 1823 nach dem Riß von Lebas mit übertriebener und fast

unkirchlicher Eleganz errichtet wurde, während die letztere, ein imposantes Gebäude, von Napoleon eigentlich zu einem Tempel des Ruhms bestimmt war. Die bedeutendsten protestantischen Kirchen sind das Oratoire, welches den Reformirten, und die Eglise des billettes, welche den Lutheranern zugewiesen ist. Unter den weltlichen Gebäuden stehen die Tuilerien (s. d.), das Louvre (s. d.) und das Palais royal (s. d.) oben an. Der Palais du Luxembourg, in dem bis 1848 die Pairskammer ihre Sitzungen hielt, war ursprünglich ein Rob. du Harlay gehöriges Privathaus und wurde erst von Maria von Medici nach dem Muster des Palastes Pitti in Florenz von Grund aus umgewandelt. In dem daneben befindlichen Petit Luxembourg hatte der Großkanzler von Frankreich seine Wohnung und das Amtslocal. Das Gebäude der ehemaligen Deputirtenkammer liegt auf dem Quai d'Orsay und steht mit dem ehemaligen Palais Bourbon, das 1722 begonnen wurde, in Verbindung. Der Peristil, welcher nach dem Concordienplatze zu gelegen ist, wurde 1804—7 nach den Zeichnungen von Poyet ausgeführt. Das Palais de justice war die Residenz der alten Frankenkönige, wie denn die dazu gehörige interessante Sainte-Chapelle aus der Mitte des 13. Jahrh. dem Privatgottesdienste derselben gewidmet war. Der Brand vom J. 1630 richtete in diesem wichtigen Bauwerke bedeutende Verwüstungen an, welche durch die rohe Gewalt der Revolution zum Theil noch überboten wurden, nachdem auch die Folgen einer Feuersbrunst im J. 1776 im Innern wesentliche Veränderungen veranlaßt hatten. Jetzt dient das vielfach umgestaltete Gebäude verschiedenen Gerichtshöfen und umfaßt außerdem noch die Polizeipräfectur mit der Conciergerie und verschiedenen Depots. Das Hôtel de ville wurde, nachdem es schon 1533 angefangen war, nach einem neuen Plane des Italieners Domenico Boccadoro umgeändert und 1606 vollendet. Die Ausführung bietet mannichfache Schönheiten, besonders treten einige treffliche Arbeiten von J. Goujon hervor. In neuerer Zeit hat das dringende Bedürfniß beträchtliche Erweiterungen nothwendig gemacht, welche erst durch den von Lesueur und Godde 1836 entworfenen Verschönerungsplan an Einheit und Bedeutung gewinnen. Der Palast Elysée Bourbon (jetzt Elysée nationale) wurde 1718 für den Grafen Evreux gebaut und dann später der Marquise Pompadour überwiesen. Jetzt ist er die Wohnung des Präsidenten der Republik Ludwig Bonaparte. Das Palais du quai d'Orsay wurde von Napoleon begonnen, blieb dann liegen und ist erst nach der Julirevolution ausgeführt und vollendet worden. In seiner gegenwärtigen Bestimmung bildet es den Versammlungsort des Staatsraths und den Sitz der Cour des comptes. Da, wo früher der berüchtigte Tour de Nesle stand, erhebt sich jetzt das Palais de l'Institut, dem Louvre gegenüber. Hier hält das für alle wissenschaftliche Bestrebungen so wichtige Institut de France seine Sitzungen. In der Nähe dieses Gebäudes befindet sich das Hôtel des monnaies, welches die Stelle einnimmt, wo früher das Hôtel Conti stand. Das Gebäude der königlichen Bank wurde 1620 auf Anordnung Mansard's für den Herzog von Brillière erbaut, aber die Börse, welche für die Handelswelt von der unermeßlichsten Bedeutung ist, gehört der Gegenwart an und ist eine interessante architektonische Schöpfung. Unter den zahlreichen Beerdigungsplätzen nimmt der berühmte Gottesacker Père-la-chaise in pittoresker, sowie in historischer Beziehung bei weitem den Vorrang ein. Von hier aus hat man einen höchst malerischen Blick auf die Stadt, indem sich dieselbe hier auf eine sehr übersichtliche Weise gruppirt. Aehnliche Ansichten genießt man vom Thurm der Kathedrale Notre-Dame und von dem der Verherrlichung nationaler Größe gewidmeten Panthéon, welches auf der Stelle der ehemaligen Kirche Saint-Geneviève errichtet ist. Von diesen Höhen herab erblickt man die Stadt mit ihrem vielverschlungenen Straßengewirr wie eine bunte Welt; das volle Leben, welches auf allen Plätzen wogt, dringt nur in vereinzelten Tönen an das Ohr, aber es entgeht dem Auge nicht, daß dieses rastlose Drängen und Treiben das erschöpfendste Bild der Gegenwart ist. Alle Richtungen, welche der menschliche Geist der Thätigkeit eröffnet hat, sind hier vertreten; jede neue Erfindung, in welchem Theile der Erde sie auch gemacht ist, findet hier ihre Würdigung; unsichtbare Fäden laufen von hier aus nach allen Gegenden der Erde. Schon Montaigne nennt P. den Ruhm Frankreichs und eine der edelsten

Zierden der Welt. Wenn ihm nun auch in manchen Bereichen der Wissenschaft und des Lebens nicht mehr die ausnahmsweise Stellung gebührt, welche es besonders zu der Zeit einnahm, wo französische Sitte das despotische Gesetz des guten Tons war, so ist doch das Verhältniß der Hauptstadt von Frankreich für die Erde noch immer in mehr als einer Beziehung äußerst einflußreich und bedeutend zu nennen. Für Frankreich aber bleibt sie bei dem eigenthümlichen Systeme der Centralisation, welches die Stärke und die Schwäche jenes Landes zugleich ausmacht, noch immer der Mittelpunkt alles Lebens, die große Kreuzspinne, welche Alles umsponnen hält und Alles verschlingt, aber auch das vollpulsirende Herz, von wo aus alle Anregung, alle Thätigkeit ausströmt. Abgesehen von den jährlich erscheinenden Reisehandbüchern und Fremdenführern, unter denen wir nur auf die deutschen Werke von Grimm und von Kölle aufmerksam machen, gibt es über P. eine reiche statistisch-historische Literatur. Ueber die Geschichte der Stadt und ihrer nähern Umgebung vgl. Corrozet, „La fleur des antiquités, singularités et excellences de la ville de P." (1552); Dubreuil, „Théâtre des antiquités de P." (1612, 4.); Germain-Brice, „Description de la ville de P." (2 Bde., 1685); Sauval, „histoire et recherches sur les antiquités de P." (3 Bde., 1724, Fol.); Félibien und Lobineau, „Histoire de la ville de P." (5 Bde, Par. 1755, Fol.); Leboeuf, „Histoire de la ville et du diocèse de P." (15 Bde., 1754); Jaillot, „Recherches critiques sur P." (1775); Dulaure, Histoire civile, physique et morale de P." (7 Bde., 1821; 6. Aufl., 1840); Lafossé, „Histoire de P." (4 Bde., 1833), und Belin und Pujol, „Histoire civile, morale et monumentale de P." (1843). Die statistischen Angaben befinden sich auf eine übersichtliche Weise zusammengestellt in Chabrol de Volvic's „Recherches statistiques sur la ville de P." (4 Bde., Par. 1821—29), während in den „Recherches sur les consommations de P." von Benoiston de Chateauneuf (2 Bde., 1820—21), in Lachaise's „Topographie médicale de P." (1822) und in einer zahllosen Menge mehr oder weniger umfassender Monographien specielle Punkte behandelt werden. Auch die eigentliche äußere Beschreibung von P., also mehr die pittoreske Partie, hat einen unerschöpflichen Stoff zu Schilderungen gegeben. Wir erwähnen nur Piganiol de Laforce, „Description de la ville de P. et de ses environs" (10 Bde., 1765); Saint-Victor, „Tableau historique et pittoresque de P." (3 Bde., 1808, 4.); Legrand und Landon, „Description de P. et de ses édifices" (2. Aufl., 2 Bde., 1818) und Lurine, „Les rues de P." (1843). Noch mannigfaltiger erscheinen diejenigen Werke, welche nicht bei der äußern Anschauung stehen bleiben, sondern einer lebendigen Abspiegelung des täglichen Lebens, welches nach allen Richtungen hin einem fortwährenden Wechsel unterworfen ist, gewidmet sind. In diesem Gebiete der literarischen Genremalerei erweisen sich bekanntlich die Franzosen als Meister. Von ältern Schriften dieser Art nennen wir besonders Mercier's „Tableau de P." (12 Bde., 1782) und den „Hermite de la chausée d'Antin" von Jouy mit seinen Fortsetzungen. In neuerer Zeit geht der Strom dieser Productionen so sehr ins Breite, daß wir uns darauf beschränken müssen, zu bemerken, wie eigentlich jeder der beliebtern Tagesschriftsteller, z. B. Janin, Balzac, Dumas u. A., aus der einträglichen und nie versiegenden Quelle Pariser Sittenschilderungen zu besondern Darstellungen geschöpft hat. Vorzügliches Interesse gewährt in dieser Beziehung das Sammelwerk „Livre des Cent-et-un", die unmittelbar aus dem Leben gegriffene „Grande ville" von Paul de Kock (Par. 1843) und der bunte „Diable à P." (1844), in denen die verschiedensten Schattirungen des Pariser Lebens geschildert werden. Englische und deutsche Werke über P. gibt es eine zahllose Menge; als die vorzüglichern deutschen Erscheinungen dieser Art führen wir nur die von Schulz, Jäck, Raumer, Devrient, Jerrmann, O. B. B. Wolf, Gutzkow und Gall an.

Die ersten historischen Erinnerungen, welche sich an P. knüpfen, reichen bis auf Julius Cäsar's Zeit. Cäsar fand die Parisii an der Seine (Sequana) seßhaft. Dieser Name soll nach Einigen soviel wie Schiffer bedeuten, während ihn Dulaure vom keltischen Worte bar, d. i. Grenze, herleitet. Die Hauptstadt dieses Stammes soll ursprünglich Lutubezi, woraus Leucotetia, Lucotetia, Lutetia (gewöhnlich Lutetia Parisiorum) entstand, gewesen

sein. Die Römer brachten diesen Namen mit lutum, d. i. Koth, in Verbindung und legten dieser Bezeichnung die Bedeutung von Schmuzstadt bei, welche in dem sumpfigen Boden, auf welchem die Stadt erbaut war, eine Bestätigung zu finden schien. Cäsar veranstaltete im J. 54 hier eine Versammlung der gallischen Völker und ließ in der Folge die Stadt von seinem Feldherrn Labienus in Besitz nehmen. Die Insel, auf welcher sie gelegen war, erhielt nun erst förmliche Befestigungswerke. Unter den römischen Kaisern, welche nach Paris kamen und zum Theil sich daselbst längere Zeit aufhielten, muß besonders der Apostat Julian genannt werden. Derselbe wurde hier zum Kaiser ausgerufen. Der einzige noch vorhandene Ueberrest der römischen Herrschaft sind die Ruinen des palatium thermarum in der Rue de la Harpe, dessen Gründung man gewöhnlich dem Julian beilegt, der aber gewiß einen viel ältern Ursprung gehabt hat. Um das J. 358 fing der Name Lutetia an, durch die Bezeichnung civitas Parisiorum, auch blos Parisii und Parisia verdrängt zu werden. Von großem Einfluß für die Erweiterung der Stadt war es, daß Chlodwig sie im J. 508 zum Sitz seiner Regierung machte. Seit dieser Zeit blieb P., selbst während der Theilung des Frankenreichs, immer der Mittelpunkt der geistlichen und weltlichen Beziehungen. Childebert, der P. erhalten hatte, baute neben der zur Zeit Valentinian's errichteten Kirche die ursprüngliche Kathedrale Notre-Dame und gründete mehrere Abteien. Nach und nach war die Stadt so bedeutend geworden, daß bei der Theilung, welche 570 nach dem Tode Charibert's vorgenommen wurde, die Brüder Guntram, Siegbert und Chilperich beschlossen, sie als eine gemeinschaftliche Besitzung zu betrachten. Unter den von Chilperich erbauten Kirchen zeichnete sich vorzüglich die von Saint-Germain des Prés aus, welche vom Volke das goldene Germain genannt wurde. Karl der Große hielt sich zwar nur vorübergehend in P. auf, aber er vernachläßigte doch deshalb diese Stadt nicht, die er mit einer einflußreichen Normalschule versah. Während der Regierungszeit seiner Nachfolger hatte die Stadt von den Normannen viel zu leiden; dieselben erschienen im J. 845 zuerst vor ihren Mauern und wiederholten 857 und 872 ihre Angriffe. Nachdem P. während dieser Zeit mehrfach von ihnen verwüstet worden war, machten sie im J. 885 eine neue Invasion. Aber dieses Mal hielt sich die Stadt und nachdem die Normannen zwei Jahre vergebens vor derselben gelegen hatten, zogen sie unverrichteter Sache wieder ab. Graf Odo, welcher sich dieser Vertheidigung wesentliche Verdienste erworben hatte, erhielt dafür die königliche Würde. Die Nachkommen desselben wählten P. zur bleibenden Residenz, und im J. 987 erklärte Hugo Capet es zur förmlichen Hauptstadt des fränkischen Reichs. Nun erholte sich die Stadt von den frühern Verwüstungen und wurde von Capet selbst vielfach erweitert. So baute er das Palais de justice aus, in dem er und seine Nachfolger ihren Wohnsitz aufschlugen. Hugo regelte die Verwaltung der städtischen Interessen, deren Leitung er dem Prevôt der Kaufmannschaft übertrug. Besondere Anziehungskraft übte der Glanz der Pariser Schulen aus, welche sich durch den Zusammenfluß Studirender aus allen Ländern so sehr erweiterten, daß die bestehenden Anstalten nicht mehr genügten. Dieselben wurden daher nach dem linken Seineufer verlegt und hier entstand nun das sogenannte Gelehrtenviertel (Quartier latin) mit seinen Hörsälen und zahlreichen Collegien. Auch die Zahl und der Umfang der Vorstädte erweiterte sich fortwährend. Bemerkenswerth ist die Feuersbrunst vom J. 1034, in Folge deren die Stadt an Regelmäßigkeit und Schönheit nicht unbeträchtlich gewann. Erst auf ausdrückliche Veranstaltung Philipp August's wurde P. mit einer vollständigen Mauer versehen. Dieselbe hatte 500 Thürme. Das Pflastern der Hauptstadt begann 1184 auf Befehl des Königs und mit Unterstützung eines gewissen Gérard de Poissy, der zu diesem Zwecke 8000 Mark Silber aussetzte. Ludwig der Heilige, welcher dem Gerichtswesen seine besondere Aufmerksamkeit widmete, ordnete die städtischen Verhältnisse abermals und zwar auf eine durchgreifende Weise und legte bedeutende Bauten an, unter denen die Sainte Chapelle, welche die Hofkapelle wurde, erwähnt werden muß. Seit dem J. 1313, wo das Parlament seinen dauernden Sitz nach P. verlegte, wurde diese Stadt der Vereinigungspunkt der höhern Staatsanstalten. In der Geschichte von P. darf der Aufstand,

welchen Etienne Marcel auf Antrieb Karl's des Bösen von Navarra erregte, nicht übergangen werden. In den J. 1367—83 wurden die Mauern und Wälle, welche längst schon übersprungen und gesprengt waren, erweitert. Karl V. überließ den früher bewohnten Palast dem Parlament und wählte ein bei der Kirche St. Paul gelegenes Haus zur Residenz. Die Bastille, welche ursprünglich zur Aufbewahrung des königlichen Schatzes und zur Vertheidigung der Stadt bestimmt war, wurde 1370 erbaut. Die Unruhen der Burgunder und Armagnacs, sowie die franz.-engl. Kriege blieben für P. nicht ohne fühlbare Folgen. Unter Ludwig XI. hatte, ungeachtet der ansteckenden Krankheiten, welche 1412, 1419, 1438 und 1466 große Verwüstungen anrichteten, die Hauptstadt sich bereits so ausgedehnt, daß man es für nöthig fand, sie in 17 Viertel zu theilen. Zur Zeit des Königs Franz I. war sie schon der Vereinigungspunkt alles Dessen, was Frankreich Großes und Schönes aufzuweisen hatte, sodaß der deutsche Kaiser Karl V. sagen konnte, er habe in Frankreich eine Welt (Paris), eine Stadt (Orleans) und ein Dorf (Poitiers) gesehen. Die Sculpturarbeiten von Jean Goujon und der unter Franz I. beginnende neue Baustil veränderten theilweise den Charakter der Straßen. Der Bau des Stadthauses wurde 1533 begonnen. Unter dem Einfluß der Katharina von Medici, welche großartige Bauten, z. B. den Palast der Tuilerien, unternahm, wurde der italienische Geschmack bei öffentlichen Anlagen heimisch. Heinrich IV. vollendete den Pont-neuf, erbaute mehrere neue Straßen, vereinigte zwei kleine Inseln mit der Isle du palais, erweiterte die Tuilerien und legte die Place royal an. Hervorgehoben zu werden verdient auch noch, daß er die Bibliothek beträchtlich erweiterte. Von Ludwig XIII. wurde P. vorzüglich mit geistlichen Stiftungen reichlich bedacht, jedoch that er auch für andere Anlagen viel. So ließ er durch Hugues Cosnier bedeutende Wasserleitungen errichten, die bei dem fortwährenden Steigen der Bevölkerung ein dringendes Bedürfniß geworden waren. Maria von Medici legte 1615 den Grund zum Palais Luxembourg. Der Bau der Sorbonne (1627), die Stiftung des Collége Louis le Grand (1628), die Anlage des botanischen Gartens (1634) und die Errichtung der Académie française (1635) waren besonders für wissenschaftliche Bestrebungen von bedeutendem Einfluß. Richelieu, von dem ein Theil dieser Einrichtungen und Anstalten ausging, begann auch im J. 1629 das später so benannte Palais royal. Das Pariser Kirchenwesen erhielt durch die Erhebung des Bischofs zum Erzbischof (1622) eine wesentliche Umwandelung. Wichtiger noch für die Pariser Zustände, als die Zeit Ludwig's XIII., was die lange Regierungsperiode Ludwigs XIV. Dieser prachtliebende König legte 80 neue Straßen an und erweiterte die schon vorhandenen Plätze und Räumlichkeiten, obgleich er zu gleicher Zeit die großartigen Anlagen in Versailles betrieb. Besonders hervorleuchtend unter Dem, was Ludwig XIV. für seine Hauptstadt gethan hat, ist die Verwendung der ehemaligen Wälle in öffentliche Promenaden (Boulevards), die Gründung des Invalidenhauses und die Ausmauerung der Quais. Im J. 1726 wurde die Stadt, welche immer unaufhaltsamer über die vorhandenen Grenzen hinausgegangen war, mit neuen Ringmauern versehen. Zugleich fuhr man fort in der Gründung neuer Gebäude und der Ausführung, Erweiterung und Verschönerung Dessen, was frühere Jahrhunderte ins Leben gerufen hatten. Ludwig XVI. wurde an der Ausführung einiger zum Theil bereits begonnener Plane durch den Ausbruch der Revolution gehindert, welche mit ihrem Ungestüm Vieles zertrümmerte und die historischen Erinnerungen der verflossenen Zeiten verwischen wollte. Die Erstürmung der Bastille gab das Signal zu einer Reihe von Verwüstungen, denen erst das Directorium Einhalt thun konnte. Napoleon, der überall mit kräftiger Hand eingriff, räumte die Trümmer der Revolution hinweg und rief in erstaunlicher Schnelligkeit eine Reihe der großartigsten Schöpfungen ins Leben. Ganze Stadttheile entstanden in erneuter Pracht, und was er auf seinen Siegeszügen an Schätzen der Kunst und Wissenschaft erbeutete, kam der Hauptstadt seines unermeßlichen Reichs zu Gute. Dieselbe würde bei der zweimaligen Invasion unter der gerechten Rache der Ausländer sicher gelitten haben, wenn Alexander von Rußland nicht die Rolle eines schonengen Vermittlers übernommen hätte. Das, was Ludwig XVIII. für die Stadt that, muß

um so bedeutender erscheinen, wenn man bedenkt, wie traurig die finanziellen Verhältnisse waren, unter denen er seine Regierung antrat. Am besten waren die Summen angelegt, welche er auf die Erweiterung der Hospitäler und Armenhäuser verwendete. Seitdem die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt war, wurde mit einer wahren Wuth gebaut, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß vom J. 1817—25 über 2500 neue Häuser von bedeutendem Umfang errichtet sind. Dieser Ausbreitung hat die Julirevolution, von der die Stadt selbst verhältnißmäßig wenig zu leiden hatte, keine Schranken gesetzt. Ludwig Philipp, der schon als reicher Privatmann für bauliche Unternehmungen besonderes Interesse an den Tag legte, war vielmehr fortwährend darauf bedacht, in Bezug auf P. alle öffentlichen Anlagen zu befördern und seinem Namen in den Annalen dieser Weltstadt eine dauernde Stelle zu verschaffen, insbesondere durch die Befestigung der Stadt, die 1840 von den Kammern genehmigt wurde. Die Februarrevolution von 1848 hat ebenfalls der Stadt wenig geschadet; nur die königlichen Paläste wurden zum Theil beträchtlich verwüstet. Desto verheerender wirkte der Kampf vom 23. bis 26. Juni 1848, in Folge dessen mehrere Gebäude, wie das Pantheon sehr beschädigt, das Chateau d'eau ganz niedergerissen wurden.

Paris, Schlachten und Friedensschlüsse von 1814 u. 1815. Während Napoleon (s. d.) nach den Niederlagen bei Laon (s. d.) und Arcis-sur-Aube (s. Russisch-Deutscher Krieg) den excentrischen Rückzug nach Saint-Dizier gegen die rechte Flanke und den Rücken der feindlichen Hauptmacht ausführte, trafen die Verbündeten am 24. März 1814 auf den Höhen von Sommepuis die letzten Anstalten, unmittelbar gegen P. aufzubrechen. Blücher mußte sich hiernach von Chalons über Montmirail, Schwarzenberg von Vitry über Sezanne nach Meaux, dem gemeinschaftlichen Sammelpunkte wenden. Der russische General Winzingerode wurde aber mit 10,000 Mann Cavalerie gegen Saint-Dizier vorgeschickt, um Napoleon glauben zu machen, er habe es mit der Avantgarde der großen im Rückzuge begriffenen Armee zu thun. Napoleon ging auch in die ihm gestellte Falle, zog Macdonald und Oudinot an sich und gab auch den bei seinem Rückzuge von Laon zurückgelassenen Corps Marmont und Mortier den Befehl, sich mit ihm zu vereinigen. Die beiden Letztern stießen jedoch schon am 25. zwischen Soude und Fère-Champenoise auf die feindliche Hauptmacht und sahen sich, gleich dem ihnen vom General Compans zugeführten 3000 M. starken Ersatzcorps, genöthigt, nach P. zu ziehen, wo sie ungehindert am 29. März eintrafen. An demselben Tage erschien aber auch das Heer der Verbündeten im Norden und Osten von P., das ungefähr 80,000 M. zählte, weil man das bayerische und ein russisches Corps unter Sacken bei Meaux zur Deckung zurückgelassen hatte. Der eine Theil unter Blücher, bestehend aus den vereinigten Corps York und Kleist, dem russ. Corps Langeron und der Infanterie Winzingerode's unter Woronzow, nahm seine Stellung im Norden von P., zwischen der Straße von Soissons und dem Ourcqkanal, mit dem Hauptquartier in Aunay. Der andere Theil unter Schwarzenberg, bestehend aus dem meist aus Garden zusammengesetzten russ.-österr.-preuß. Reservecorps unter Barclay de Tolly, dem russ. Corps unter Wittgenstein, dem österreichischen unter Giulay und dem würtembergischen unter dem Kronprinzen, bildete auf der östlichen Seite von P. den linken Flügel der Verbündeten, mit dem Hauptquartier in Claye. Zur Vertheidigung von P. war durch Zufall und Verrath wenig gethan worden. Die Streitkräfte von Marmont, Mortier und Compans beliefen sich mit Einschluß einiger Tausend Depotmannschaften auf 30—32,000 Mann. Zu ihrer Unterstützung dienten 10,000 Mann Nationalgarden, die in Eile organisirt, ungeübt und nicht vom besten Geiste beseelt waren. Joseph Bonaparte übernahm zwar als Lieutenant général des Kaisers den Oberbefehl und die Leitung der Vertheidigung, war aber seiner Stellung keineswegs gewachsen. Trotz der Uebermacht der Verbündeten waren die Franzosen nicht ohne Hoffnung, weil ihnen die Beschaffenheit des Terrains große Vortheile darbot. Die Zugänge von P. waren kurz vorher auf Napoleon's Befehl befestigt worden. Nach Joseph's Anordnung sollte die ganze, einen großen Halbkreis bildende Höhenlinie, die P. von Charenton bis Neuilly

einschließt, und in welchem im Osten die Höhen von Belleville, im Norden die von Montmartre (s. d.) natürliche Bastionen bilden, besetzt und vertheidigt werden. Marmont und Compans erhielten Befehl, die östliche Linie mit den Höhen von Belleville und Montreuil zu besetzen; Mortier mußte die Vertheidigung der nördlichen Linie mit dem Montmartre übernehmen. Die Nationalgarden wurden theils an den Barrièren der Stadt, theils in der Nähe des Montmartre zur Unterstützung aufgestellt. Mit Einschluß von 52 in den Depots vorgefundenen Kanonen besaßen die Franzosen 150 Stück Geschütz, von denen man 30 auf die Befestigung des Montmartre verwendete. Von Seiten der Verbündeten erhielt Blücher den Auftrag, die nördliche Linie mit dem Montmartre anzugreifen; die Armee Schwarzenberg's sollte die östliche Linie mit den Höhen Belleville, Bagnolet und Montreuil nehmen. Bei Rosny, hinter dem linken Flügel Schwarzenberg's, wurden die Corps Giulay's und des Kronprinzen von Würtemberg aufgestellt, um in Verbindung mit den in Meaux zurückgelassenen Corps dem Kaiser den Uebergang über die Marne zu wehren, falls er zum Entsatz herbeieilen sollte. Schon am 30. März früh zwischen 5 und 6 Uhr begann das Corps Barclay de Tolly's von Pantin und Romainville aus den Angriff in der Richtung nach den vorliegenden Höhen, wo Marmont kaum seine Stellung eingenommen hatte. Die Russen behaupteten sich anfangs in der Ebene, wurden aber durch die Anstrengungen Compans', der den linken, und Boyer's der den rechten Flügel Marmont's bildete, hinter Pantin zurückgetrieben, das die Franzosen nun, sowie den Wald bei Romainville, besetzten und mit Heftigkeit vertheidigten. Gegen 10 Uhr nahm jedoch Wittgenstein das auf dem rechten Flügel Marmont's gelegene Montreuil; Barclay de Tolly aber eroberte Pantin und drang sogar, die preußischen Garden an der Spitze, unter heftigen Angriffen bis an die Barrière Pantin von P. vor.

Unterdeß hatte auch der Kampf Blücher's gegen Mortier begonnen. Als Mortier am frühen Morgen den Geschützdonner von der Ostseite vernahm, brach er von Saint-Mande auf und besetzte mit seinem Corps, nach einem Marsche von zwei Stunden, die nördliche Linie mit dem Montmartre. Blücher erhielt erst gegen 7 Uhr den Schlachtplan aus dem Hauptquartier der Verbündeten und wurde somit verhindert, dem überraschten Gegner zuvorzukommen, was dem Kampfe die schnellste Wendung gegeben haben würde. Gegen 10 Uhr begann die preußische Avantgarde den Angriff unweit des Ourqkanals, wo die Franzosen eine wirksame Batterie errichtet hatten, erst gegen 11 Uhr aber vermochte Blücher seine vollen Streitkräfte den Höhen des Montmartre gegenüber zu entwickeln. Bei diesem Anblicke und der Nachricht vom Eindringen des Feindes in die östliche Vertheidigungslinie verzweifelte Joseph Bonaparte an der Rettung der Hauptstadt, verließ nach gehaltenem Kriegsrathe den Montmartre und eilte der Kaiserin und dem von Napoleon eingesetzten Regentschaftsrathe nach Tours nach, während er den beiden Marschällen die Ermächtigung zurückließ, für ihre Truppen und P. zu capituliren. Statt dessen begannen diese die Schlacht im Norden und Osten der Stadt nur um so heftiger. Wittgenstein mußte das würtembergische Corps zur Unterstützung herbeirufen, worauf Schwarzenberg zwischen 10 und 11 Uhr die Cavalerie Wittgenstein's unter Pahlen von Montreuil gegen Charonne vordringen ließ. Hierbei wurde eine Artilleriereserve der Nationalgarde von 28 Kanonen genommen. Doch warf sich unweit Charonne die Brigade Vincent und die Cavalerie Marmont's unter Merlin nnd Bourdesoulle den Russen mit solcher Heftigkeit entgegen, daß Pahlen Halt machen mußte. Auch auf dem rechten Flügel und im Centrum Schwarzenberg's stand das Gefecht und erlosch im Artilleriefeuer. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags erhielt eine Division Wittgenstein's unter Mesenzow den Befehl zum erneuerten Angriff gegen den rechten Flügel Marmonts, bei welchem Bagnolet und Charonne, eine Viertelstunde von der gleichbenannten Barrière von P. gelegen, genommen wurden. Das Corps Marmont's war hiermit auf die Linie von Hameau des Maisonnettes, unweit des Ourcqkanals, über Belleville und das Gehölz von Brières beschränkt. In diesem entscheidenden Augenblick entwickelten sich ebenfalls die einzelnen Abtheilungen des Corps Barclay de Tolly zum Angriff. Die russischen Garden unter Jermolow drangen von Pantin gegen

Belleville vor und besetzten die nördlichen Häuser des Dorfs. Ihnen folgten mehrere preußische Divisionen, welche die Meierei Rouvroy nahmen, die Batterie in der Nähe zum Schweigen brachten und den Ourcqkanal überschritten. Die russische Cavalerie unter Pahlen warf die französische über Menilmontant bis an die Barrièren von P. So sahen sich Marmont und Compans mit ihren zur Hälfte geschmolzenen Truppen nach 3 Uhr ganz auf die Höhe von Belleville beschränkt, und der Erstere entschloß sich nun, von der Ermächtigung Joseph Bonaparte's Gebrauch zu machen. Der Waffenstillstand, auf den er antrug, wurde sogleich auf zwei Stunden genehmigt, jedoch mit der Bedingung, sich hinter die Barrièren von P. zurückzuziehen. Auch Mortier befand sich auf der Nordseite gegen Blücher in verzweifelter Lage. Hier griff gegen Mittag das Corps Kleist und York die vor dem Montmartre befindlichen Dörfer Lavillette und Lachapelle an, die lange tapfer vertheidigt wurden. Endlich drang aber die russ. Infanteriereserve unter Woronzow, in Verbindung mit den an der Barrière angekommenen preuß. Garden von der Armee Schwarzenbergs über den Ourqkanal in la Vilette ein, während eine preuß. Brigade unter Horn la Chapelle nahm, so daß die Vertheidiger hinter die Barrieren von P. weichen mußten. Unterdeß hatten die zehn russ. Infanterieregimenter Langeron's die Nordseite des Montmartre umgangen und schickten sich bei Batignoles, am westlichen Fuße, an, die Höhe zu erstürmen. In dieser bedrohten Lage erst erhielt Mortier die absichtlich oder zufällig verspätete Ermächtigung Joseph's zur Capitulation. Auch traf bei ihm die Nachricht vom Waffenstillstande Marmont's und eine Aufforderung des Kaisers Alexander ein, daß er sich ergeben solle. Mortier wies Letzteres zurück, trug aber auf eine ehrenvolle Capitulation an. Während die Unterhandlungen sogleich auf dem Montmartre begannen, wurde die Einstellung des Kampfs auf allen Punkten befohlen; allein die stürmenden Russen kehrten sich nicht daran und nahmen den Montmartre mit 29 Kanonen. Dies geschah gegen 4 Uhr. Um 6 Uhr Abends begaben sich die Grafen Nesselrode, Orlow und Paar nach P., wo endlich die Capitulation am 31. März früh um 2 Uhr mit den Marschällen zu Stande kam. Die Napoleon anhängenden Truppen erhielten hiernach bis 7 Uhr Morgens freien Abzug aus P.; die Feindseligkeiten sollten erst nach 9 Uhr wieder beginnen; die Stadt wurde der Großmuth der Monarchen empfohlen. Die Reste der Corps von Marmont, Mortier und Compans, die kaum noch 16,000 M. zählten und fast kein Geschütz mehr besaßen, nahmen ihren Weg auf der Straße von Essonne, um Napoleon aufzusuchen. Die Marschälle desselben hatten in der Schlacht überhaupt 110 Kanonen und 4000 Todte, die Verbündeten dagegen 9—10,000 Todte verloren. Am 31. März gegen 11 Uhr hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze von 36,000 Mann ihren Einzug in P., wo sie von dem Pöbel mit Freudengeschrei empfangen wurden. Seit 1420, seit der Invasion Heinrich's V. von England, hatte P. keinen Feind in seinen Mauern gesehen. Die Masse der Bevölkerung war wie die von ganz Frankreich der Kaiserregierung müde und verhielt sich ruhig. Um so größere Thätigkeit entfaltete die von Talleyrand (s. d.) geleitete, im Interesse der Bourbons handelnde Partei, welche die Verbündeten auch über die politische Lage Napoleon's aufgeklärt und zu dem in rein strategischer Hinsicht ziemlich verwerflichen Zug nach P. aufgemuntert hatte. Der Kaiser Alexander erklärte noch am Tage seines Einzugs in einer Proclamation, daß die Verbündeten mit Napoleon und dessen Familie nicht unterhandeln würden. Darauf trat unter Talleyrand eine provisorische Regierung zusammen, welche sogleich im Verein mit dem Senat und dem gesetzgebenden Körper Napoleon des Throns verlustig, einige Tage später aber Ludwig XVIII. zum Könige von Frankreich erklärte. Die Unterwerfung Marmont's mit seinen Truppen, am 4. April, unter die provisorische Regierung soll auf diesen letzten Schritt großen Einfluß gehabt haben. Napoleon indeß hatte am 26. März das Corps Winzingerode's geschlagen und war damit über den Zug seiner Feinde aufgeklärt worden. Weil ihm ein gerader Weg nach P. nicht mehr offen stand, entschied er sich, mit seiner Armee über Troyes zum Entsatze der Hauptstadt herbeizueilen. Die große Gefahr ahnend, ging er jedoch von Villeneuve aus, 18 M. von P., mit Courierpferden voraus, um sich selbst an die Spitze der

Vertheidiger zu stellen, begegnete aber am Morgen des 31. März in der Nähe von P. den Trümmern der abziehenden Corps. Jetzt begab er sich nach Fontainebleau, wo am 2. Apr. auch sein jetzt mehr als 60,000 Mann starkes Heer eintraf, mit dem er siegen oder sterben wollte. Bald mußte er jedoch erfahren, daß mit der Einnahme der Hauptstadt auch sein Kaiserthron vollends eingestürzt sei; die Ermüdung der Nation, der Verrath der Großen, der Unmuth der Generale und der Truppen machten eine Fortsetzung des Kampfs unmöglich. Nachdem Napoleon am 11. Apr. die Kaiserkrone niederlegt, schloß die provisorische Regierung am 23. mit den Verbündeten einen Präliminarvertrag, dem am 30. Mai die Unterzeichnung des Friedens mit den einzelnen Mächten folgte. Mit dem 1. Juni schon verließen die fremden Truppen P. und im Laufe des Monats Frankreich, das auf die Grenzen von 1792 beschränkt wurde. Vgl. Plotho, „Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den J. 1813 u. 1814" (3 Bde., Berl. 1817) u. Koch, „Mem. pour servir à l'histoire de la campagne de 1814", mit einem Plane der Schlacht von P. (2 Bde., Par. 1819).

Nach der Schlacht von Waterloo (s. d.) am 18. Juni 1815 betraten die Heere der Verbündeten abermals den französischen Boden. Sie fanden im Norden und Osten von P. die mächtigsten Vertheidigungsanstalten vor, denn nicht nur der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in die Ebene vorgeschobenen Dörfer waren mit Schanzen und stark bewaffneten Batterien umgürtet. Doch alle diese Vorkehrungen waren in Folge der politischen Lage der Nation und Napoleon's, zumal nach dessen übereilter Abdankung vom 22. Juni, nutzlos. Davoust übernahm aber dennoch an der Spitze der noch 60,000 M. zählenden Armee aus den Händen der provisorischen Regierung den Befehl zur Vertheidigung der Hauptstadt. Am 30. Juni trafen die Streitkräfte Blücher's vor den Linien, hinter ihnen die Wellington's ein. Da die Erstürmung der Schanzen mindestens mit großem Blutvergießen verbunden sein mußte, beschlossen die beiden Feldherrn, in einer Unterredung am 30. zu Gonesse, daß die britische Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische aber P. im Norden umgehen, über die Seine setzen und von der westlichen Seite aus operiren sollte. Die Stadt wurde hiernach an ihrem schwächsten Punkte angegriffen, oder auch durch Abschneidung ihrer Zufuhr aus der Normandie zur Uebergabe genöthigt. Während Wellington seine Stellung im Norden und Osten nahm, marschirte Blücher noch am Abend des 30. Juni nach Saint-Germain, überschritt die Seine und concentrirte sein Corps in der Gegend von Versailles. Von hier aus griff er am 2. Juli mit großem Ungestüm den die Höhen von Meudon und Sèvres vertheidigenden Feind an, warf denselben über Vaugirard und Montrouge und nahm nach einem heftigen Gefechte Issy. In einem zu P. gehaltenen Kriegsrath erklärten die französischen Generale fast einstimmig, daß die Stadt in Folge dieser Operation nicht zu halten sei. Vandamme machte am 3. Juli noch einen letzten Versuch, indem er mit 10,000 M. gegen Issy vordrang; nach einem mörderischen Gefechte wurde er aber zurückgeworfen. Noch denselben Abend kam zwischen Davoust und Blücher und Wellington zu Saint-Cloud eine Militärconvention zu Stande, nach welcher die französischen Truppen binnen drei Tagen ihren Abzug aus P. und den Rückzug über die Loire bewirkt haben mußten. Nachdem am 5. Juli der Montmartre, am 6. alle Barrièren übergeben worden waren, zog am 7. das erste Corps Blücher's durch die Barrière der Militärschule, ein Theil von Wellington's Armee durch die von Saint-Denis ein. Am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach P. zurück, dem am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen folgten. Nach langen Verhandlungen wurde endlich zu P. am 20. Nov. der Frieden unterzeichnet.

Pariset, Etienne, ein berühmter Arzt, geb. am 5. August 1770 zu Grands bei Neufchâteau im Departement der Vogesen, studirte seit 1786 im Collegium zu Nantes. Kaum hatte er diese Schule verlassen, als er 1792 zum Heer nach der Vendée abgehen mußte. Er rettete dort der Frau des Vendéergenerals von Bonchamp Leben und Freiheit. Nach Beendigung des Vendéerkrieges ging er nach Paris und erlangte hier durch seine Ernennung zum Bibliothekargehilfen die Mittel sich der Arzneikunde zu widmen, und durch seine Abhandlung „Sur les hémorrhagies utérines" 1805 die Doctorwürde. Seine

Vorträge über Physiologie am Athenäum in Paris, die er stets aus dem Stegreif hielt, zeichnete sich durch Faßlichkeit und Eleganz aus und erwarben ihm den Ruf eines der vorzüglichsten Lehrer in der Hauptstadt. Nach der Restauration wurde er erster Arzt am Bicêtre und Generalsecretär der wiederhergestellten Académie royale de médecine et chirurgie. Beim Ausbruch des gelben Fiebers in Spanien ward er 1819 und 1821 an der Spitze einer ärztlichen Commission dahin gesandt, um die Natur dieser Krankheit zu erforschen, und stattete bei seiner Zurückkunft einen auch ins Deutsche übersetzten Bericht ab, worin er die Seuche für ansteckend erklärte. Die Kammern bewilligten ihm und den ihn begleitenden Aerzten zur Belohnung ihrer Dienste eine lebenslängliche Pension. Er wollte auch die Pest untersuchen und reiste deshalb 1828 nach Aegypten, wo er mehrere Monate lang blieb. Er gab nach seiner Zurückkunft eine ausführliche Abhandlung über diese Krankheit heraus, worin er die Behauptung zu beweisen suchte, daß die Pest in Aegypten erst seit der Zeit zu wüthen angefangen, als man dort aufhörte, die Todten einzubalsamiren. Schon 1826 ward er auch von der Salpêtrière angestellt und erhielt hier 1833 die Stelle eines ersten Arztes. Unter seinen Schriften sind besonders zu bemerken die „Observations sur la fièvre jaune faites à Cadix en 1819" (Par. 1820) und die „Histoire médicale de la fièvre jaune observée en Espagne 1821" (Par. 1823), von denen er die erste mit Mazet, die zweite mit Bally und François herausgab: sowie seine „Mémoire sur les causes de la peste et sur les moyens de la détruire" (Par. 1837). Auch besitzen wir von ihm eine Ausgabe des Celsus (2 Bde., Par. 1808) und Uebersetzungen von des Hippokrates „Aphorismes" (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1830—32) und dessen „Pronostics et prorrhetiques" (2. Aufl., Par. 1830).

Parisienne oder Pariser Hymne, ein von Casimir Delavigne gedichtetes Freiheitslied auf die Julirevolution von 1830.

Park, Mungo, s. Mungo Park.

Park, bezeichnet, von parco abgeleitet, eine Einhägung, Einschließung oder Schonung, und zwar 1) in der Gartenkunst theils große eingehägte Gartenanlagen, theils Thiergärten, mißbräuchlich auch einen nicht eingehägten großen Platz, einen offnen Lustwald. Die Anlage eines Parks richtet sich nach denselben Gesetzen, welchen überhaupt die schöne Gartenkunst folgt: man muß der Natur blos zu Hilfe kommen, ihr keine Gewalt anthun und ihr nicht Erzeugnisse aufdringen wollen, die ihrem innern Wesen widersprechen. Es muß insbesondere der Park eine weite Ausdehnung haben, damit in demselben das zum Begriff des Parks Gehörige angebracht werden kann. Zusammengehöriges, einen Eindruck Bezweckendes wird kunstgemäß zusammengestellt, und die Uebergänge von einer Anlage zur andern werden verdeckt und in entgegengesetzte Richtungen verlegt. Es muß hier dasselbe Gesetz befolgt werden, wie bei einem musikalischen Quodlibet, mit dem sich die Parkanlage in gewissem Sinne am besten vergleichen läßt. Aus diesem Grunde sind auch, den Hauptgang ausgenommen, der gerade durch die größte Länge des Gartens führt, die übrigen Gänge krumm und öfters verdeckt. Die Anlage gewinnt dadurch überdies das Ansehn eines viel weiteren Umfanges. In solchen Anlagen wird der eigentliche Thiergarten von dem Park wie ehemals bei den Römern abgesondert und eingehägt, damit das Wild den Anlagen des übrigen Parks keinen Schaden zufüge. Es gab schon in älteren Zeiten große und weitläufige Gartenanlagen dieser Art. Ob die Griechen Parks gehabt haben, ist ungewiß; aber unzweifelhafte Nachrichten sind vorhanden, daß die Römer Parks nicht selten mit verschwenderischer Pracht anlegten. Aus Vorliebe zur Jagd und Fischerei legten die Römer bei ihren Villen frühzeitig Teiche und kleine Wälder an; in den Thiergärten wurden anfänglich nur Hasen gehägt; daher haben die Anlagen den Namen Leporaria, oder weil man sich bei der Einhägung derselben des Eichenholzes bediente, Roburaria. In der Folge setzte man auch anderes Wild hinein, vorzüglich Hirsche, wilde Ziegen, Rehe, Schweine, und gab den Anlagen einen größeren Umfang. Fulvius Lupinus war einer der Ersten, der die Thiergärten erweiterte und in einer seiner Villen zu einem solchen Garten vierzig Acker bestimmte. Pompejus gab seinem Garten einen Umfang von ungefähr

40,000 Schritten. Diesem Beispiel folgte Hortensius, der einen Thiergarten anlegte von 60 Acker Umfang und ihn Theriotropheion nannte. In diesem Garten, der eine theaterähnliche Anlage hatte, befand sich ein erhöhter Platz, wo Hortensius oft mit seinen Freunden speis'te. Ein als Orpheus gekleideter Sklave stieß in ein Horn, worauf eine Menge von Hirschen, Schweinen und anderem Wild sich versammelte. Alle römischen Parks wurden aber von den weitläufigen Gartenanlagen um den goldenen Palast Nero's übertroffen; dort waren Lustwälder mit freien Plätzen und weiten Aussichten, Felder mit Wasserstücken, einsame Gegenden wechselten mit belebten Fluren, kleine und große Villen mit Speisesälen, Bergen und prächtigen Säulengängen. In den Stürmen des Mittelalters ging mit den Anlagen auch der Sinn für dieselben unter, bis reiche Gutsbesitzer Englands, die nach einem alten Gesetz kein Wild im Freien dulden durften, aus Liebe zur Jagd auf ihren eignen Besitzungen eine Schonung anlegten und darin Wild zogen. Dies gab bald Anlaß zu Verschönerungen in landschaftlichen und architektonischen Anlagen, aus denen nach und nach die Parks, die deswegen auch englische Gartenanlagen, besonders wenn sie in verjüngtem Maßstabe ausgeführt sind, genannt werden. Der Geschmack an Parks dieser Art hat sich über fast ganz Europa verbreitet und die Geschmacklosigkeit, welche in der französischen von Lenotre ausgegangenen und von andern Völkern nachgeahmten Gartenkunst eine Zeit lang herrschte, gänzlich verdrängt. Die berühmten Parks zu Schwetzingen und Wörlitz u. a. O. sind in dem bessern von England gekommenen Kunstgeschmack angelegt. Vgl. Art. 5. Gartenkunst. 2) Park der Artillerie ist bald der Platz für Geschütz und Munition, den nicht Jeder betreten darf, bald die Gesammtheit des Schanzzeuges, die Faschinen u. A.

Parlament (parlament, von parler, d. i. sprechen) hieß in Frankreich vor Alters jede zu gemeinsamer Berathung veranstaltete Versammlung, die einen öffentlichen Charakter trug. Insbesondere führte den Namen der alte Pairshof (s. Pairs), der die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschied, den Reichsrath vorstellte, sich aber mit der Zeit zur Reichsversammlung des Adels und der Geistlichkeit überhaupt erweiterte. Gegen die Mitte des 12. Jahrh. trat aus der Reichsversammlung ein vom König ernannter Ausschuß hervor, der die Prozesse der Großen verhandelte und die Gestalt eines Reichsgerichts annahm. Die Barone und Prälaten versahen in dieser Commission das Richteramt als Lehnsdienst, hatten aber dazu oft weder Lust noch Geschick und ließen sichs daher gern gefallen, daß ihnen der König seine Hofbeamten und rechtskundigen Räthe beiordnete. Diese Juristen bemächtigten sich nach und nach gänzlich der Geschäfte und drückten dem Parlamente, wie man die Gerichtscommission des Reichstags vorzugsweise nannte, auf diese Weise den Charakter eines königlichen Obertribunals auf. Die Reformen Ludwig's IX., 1226—70, der in den Lehnsstaat röm. Recht einführte, begünstigten die Umwandlung. Schon unter ihm wurden die Gerichte im Krongebiet angehalten, an das Parlament zu appelliren; die Parteien aus den Territorien der Großen thaten dies aber schon deshalb gern, weil das Parlament die Rechtspflege gründlich übte, statt der Zweikämpfe den Zeugenbeweis annahm und als die rechte Hand des Königs dem Richterspruche Nachdruck zu verschaffen wußte. Immer noch aber war das Parlament eine zwar vom Könige berufene, jedoch vom Reichstage abhängige Commission, die nach dem altgermanischen Rechtsgrundsatze, daß das Recht an Ort und Stelle gepflogen werden müsse, im Lande herumzog. Erst als Philipp IV. 1302 die Reichsstände oder Generalstaaten (s. Etats-généraux) ins Leben rief, wurden vom Reichstage die richterlichen Funktionen förmlich getrennt. Das Parlament, in seiner doppelten Eigenschaft als Pairsgericht und königliches Obertribunal, nahm seinen festen Sitz zu Paris, hielt hier jährlich zwei große Gerichtssitzungen und sandte regelmäßig Commissionen zur Abhaltung der Lehngerichtstage (scaccaria, échiquiers) nach Rouen und Troyes. Wohl hatten sämmtliche Pairs, kraft ihres Privilegiums Sitz und Stimme im neuen Parlamente, da sie aber den Dienst des Schreibers (clerc), wie man die Gelehrten überhaupt nannte, verabscheuten, so erschienen sie höchstens in den feierlichen Sitzungen (s. Lit de justice) des Königs und fielen somit in ihren eigenen Händeln

der Entscheidung der Räthe anheim. Das große Ansehen, welches das Parlament mit seiner Verselbstständigung erwarb, benutzte es zuvörderst zur Unterdrückung der den Staat beknechtenden Geistlichkeit. Unter Philipp V. wurde 1319 den Prälaten sogar der Eintritt ins Parlament entzogen. Weil sich die Geschäfte äußerst häuften, mußte der König 1320 die Gerichtssitzungen permanent erklären und den Räthen jährliche Besoldungen bewilligen. Um den großen Zudrang der Juristen zu hindern, die beim Eintritt Ritter (milites literati, chevaliers-ès-lettres oder en loix) wurden, beschränkte Philipp VI. 1344 die Zahl der Räthe auf 78 und die der Präsidenten auf drei; das Recht des Parlaments, dem Könige bei Erledigungen neue Mitglieder zu präsentiren, wurde zwar Anfangs noch beibehalten, aber schon von Karl VII. 1439 für immer abgeschafft. In dem ersten Jahrhundert wurden die Vollmachten der Räthe jährlich erneuert. Ludwig XI. benutzte dies, um besonders die Präsidenten beliebig abzusetzen, sah sich aber 1468 zu einem Gesetz genöthigt, nach welchem fortan die Parlamentsglieder nur durch richterliches Urtheil ihre Stellen verlieren konnten. Mit Einziehung der Kronlehen und dem Erwerb fremder Länder errichteten die Könige auch in den neuen Gebietstheilen Parlamente, die mit dem Pariser zusammen eine Corporation bildeten. Schon 1302 wurde das Parlament zu Toulouse, 1451 zu Grenoble, 1462 zu Bordeaux, 1476 zu Dijon, 1499 zu Rouen, 1501 zu Aix, 1553 zu Rennes, 1620 zu Pau, 1633 zu Metz, 1686 zu Douai, 1422 und 1676 zu Dôle und Besançon, 1538 und 1762 zu Trévoux und 1775 das zu Nancy gegründet. Das Parlament der Hauptstadt behauptete jedoch durch sein Alter und seine Verbindung mit dem Hofe, die Größe seines Gerichtssprengels, der das ganze alte Krongebiet umfaßte, durch besondere Privilegien, endlich durch den Grundsatz, daß es der Rechtsnachfolger des alten Pairshofes sei, stets ein besonderes Ansehen. Kraft dieser Rechtsnachfolgerschaft sprach sich auch die Gesammtcorporation die Theilnahme an der Staatsgewalt zu und suchte dieselbe durch eine gewisse, freilich nur auf Observanz beruhende Ueberwachung der Gesetzgebung geltend zu machen. Seit frühester Zeit nämlich war es Gebrauch gewesen, daß das Parlament von Paris den königlichen Ordonnanzen und Edikten durch Eintragung derselben in seine Protokolle (enregistrement) öffentliche Wirksamkeit, mithin Gesetzeskraft verlieh. Mit der Vernachlässigung der Generalstaaten, schon seit Karl V., bedurften die Könige eine Art Bekräftigung ihrer willkürlichen, ohne alle Mitwirkung erlassenen Verordnungen, und bestärkten das Parlament in seiner politischen Prätension, in dem sie denselben nicht nur die Civil- und Criminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsacte, wie Friedensschlüsse, Verträge, Majorennitäts- und Regentschaftsbestimmungen, zur Einzeichnung und Publication vorlegten. In der Ueberzeugung, daß in der Befugniß zu bestätigen zugleich auch die zu verwerfen begriffen sei, weigerten sich die Parlamente nicht selten, gemeinschädliche Verordnungen zu bestätigen, ja sie wagten sogar, dem Hofe Vorstellungen (remontrances) zu machen. Die Conflikte, in welche die Gesammtcorporation später wegen Ausübung des sogenannten Remonstranzrechts mit der absoluten Königsgewalt gerieth, waren endlos, erschütterten den Staat und zogen die eigene Demoralisation der ganzen Genossenschaft nach sich.

Die erste Remonstranz ernstlicher Art unternahmen die Parlamente, als Franz I. die pragmatische Sanction (s. Karl VII.), das Palladium der gallicanischen Kirche, ohne Weiteres durch ein Concordat mit dem Papste vernichtete. Gegen seinen Willen verstärkte Franz die Selbstständigkeit der Corporation, indem er als Finanzmittel auch die Käuflichkeit der Parlamentsämter einführte; dies geschah unter der Form einer hohen Caution, die er dem Rathe wie dem Thürsteher abpreßte. Da der Staat nie mehr die Kaufsummen, die nun jeder Nachfolger seinem Vorgänger zurückzahlte, wiedererstatten konnte, so wurden die Parlamentsglieder vermöge ihres Eigenthumsrechts gewissermaßen unantastbar. Heinrich IV. erlaubte endlich mit Einführung der Paulette (s. d.) die Vererbung der Aemter, womit nicht nur deren Kaufpreis stieg, sondern auch viele junge, unwissende und kühne Männer in die Corporation traten. Als der Hof in den Religionswirren Partei ergriff, erhielten die Parlamente die Prozesse gegen die Ketzer (s. Chambre ardente). So furcht-

bar sie aber auch gegen die Hugenotten (s. d.) wütheten, vermochten sie doch nicht, Recht und Gesetz ganz zu umgehen, und zogen sich deshalb die Verfolgung von Seiten des Hofes, der Guisen und der fanatischen Priesterschaft zu. Die Parlamente unterstützten, schon in Rücksicht der gesetzlichen Erbfolge, Heinrich IV. gegen die Ligue (s. d.) und gelangten dafür nach dessen Thronbesteigung zu einem Einflusse, der dem Könige alsbald sehr lästig fiel. Als Heinrich IV. den Präsidenten des Pariser Parlaments fragte, wo denn das Remonstranzrecht geschrieben stände, erhielt er die kühne Antwort: „Auf der Rückseite des Salischen Gesetzes, Sire, kraft dessen Sie die Krone tragen. Unter Ludwig XIII. bildete sich zwischen Hof und Parlament ein Kriegszustand aus, der dauernd wurde, und in dem Sieg und Niederlage von Zeit zu Zeit wechselte. Nach der letzten Reichsversammlung im J. 1614 erhoben sich nämlich die Parlamente gegen den Druck und die abscheuliche Willkür des Hofes, fanden aber bald an Richelieu (s. d.) einen gewaltigen Gegner, der sie als die letzte Schranke gegen den absoluten Thron niederzutreten suchte. Kurz vor seinem und des Königs Tode sprach Richelieu in dem Lit de justice von 1640 den Parlamenten jede politische Gewalt ein für alle Male ab; aber die Parlamente rächten sich dafür, indem sie das Testament Ludwig's XIII. vernichteten und der Königin Anna die ungetheilte Regentschaft überließen. Doch auch die Regentin setzte an Mazarin's Hand den Despotismus der vorigen Regierung fort und beeinträchtigte die Corporation. Die Parlamente verbanden sich darauf unter dem Scheine des Gemeinwohls mit den Großen und veranlaßten dadurch die Unruhen der Fronde (s. d.), die aber der königlichen Gewalt nur größere Gewalt verliehen. Ludwig XIV. legte den Parlamenten ebenfalls ein eisernes Joch auf und drückte dieselben während seiner langen Regierung durch Beschimpfung und Bedrohung zu gewöhnlichen Gerichtshöfen herab, die sogar nach den Absichten des Despoten nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch das Recht mit Füßen traten. Selbst der Aufhebung des Edicts von Nantes wagte man sich nicht zu widersetzen. Dessenungeachtet hatte die Corporation, als der König 1715 starb, ihre frühere Bedeutung nicht vergessen. Das Parlament von Paris vernichtete sogleich die testamentarischen Bestimmungen des Königs, degradirte dessen legitimirte Söhne, sprach dem Herzog Philipp von Orleans (s. d.) die absolute Regentschaft zu und erhielt dagegen ausdrücklich das Remonstranzrecht zurück. Sein Widerstand gegen die gefährlichen Finanzprojecte Law's (s. d.) erweckte indessen den Zwiespalt mit dem Hofe aufs neue. Das Parlament hielt eigenmächtige Plenarversammlungen (unions), faßte und veröffentlichte Beschlüsse (arrêts), die denen des Staatsraths entgegenliefen, stellte endlich die Justizpflege ein und wurde darin von den Parlamenten der Provinzen unterstützt. Der Regent nahm hingegen, auf Dubois' und Argenson's Rath, der Corporation die politischen Befugnisse und verbannte das Parlament von Paris nach Pontoise. Kaum war dieser Scandal beigelegt, als auch der Krieg, mit der Mündigkeit Ludwig's XV., wieder ausbrach, um eigentlich nie mehr zu enden. Vergebens stellten sich die Parlamente der heillosen Politik des Hofes im Innern wie im Auswärtigen entgegen. Durch Beihülfe des Ministers Choiseul (s. d.) und der Pompadour (s. d.) gelang es ihnen endlich, ihren alten politischen und kirchlichen Feind, den Jesuitenorden, zu Boden zu werfen, und dieser große Sieg gab ihnen Muth, nun auch der Finanzpolitik des Hofes entgegenzutreten. Nachdem von beiden Seiten die gewöhnlichen Mittel erschöpft, wagte es der Kanzler Maupeau (s. d.), unterstützt durch die Dubarri (s. d.) die Parlamente im Jan. 1771 aufzulösen und an deren Stelle einen neuen Gerichtshof zu organisiren. Längst schon hatten die Parlamente nur ihre mit der Aristokratie verwachsenen Sonderinteressen verfochten und das öffentliche Wohl fast ganz unbeachtet gelassen, demungeachtet erregte dieser Streich doch die tiefste Empörung der öffentlichen Meinung. Ludwig XVI. stellte daher freilich unkluger Weise gleich nach seiner Thronbesteigung die alten Corporationen wieder her. Aber es zeigte sich bald, daß die Parlamente die Lage des Staats und die Bedürfnisse der Nation weder begriffen, noch in in Rücksicht auf ihre eigenen Vortheile begreifen wollten. Sie verhinderten die Reformbestrebungen des Königs, Malesherbes', Turgot's, Necker's, und stellten sich sogar in Ver-

bindung mit dem hohen Adel der durch die Notablen bewilligten Einführung der allgemeinen Grundsteuer und Stempeltaxe entgegen. Dieser blinde Widerstand steigerte die Aufregung und den Haß der Nation und vermehrte die Rathlosigkeit der Regierung, zumal da die Parlamente als Drohung die Generalstaaten in Erinnerung brachten. Der Minister Loménie de Brienne (s. d.) erzwang endlich durch das Lit de justice von 1787 die Einregistrirung der Finanzedicte, verbannte das widerspenstige Parlament von Paris nach Troyes und wagte 1788 nach kurzer Versöhnung, die Auflösung der Corporation, die vor der Hand ein Hofrath (cour plénière) ersetzen sollte. Die Wiedereinsetzung der Parlamente durch Necker dauerte eine kurze Zeit, denn die Zusammenberufung der Generalstaaten entfesselte den Strom der Revolution, der die alte Monarchie mit ihren Instituten (s. Nationalversammlung) verschlang. Die Parlamente, die vielleicht eine friedliche Reorganisation des öffentlichen Lebens hätten herbeiführen können, wurden durch ein Dekret vom März 1790 für immer aufgehoben. Das Parlament zu Paris war in der letzten Zeit in sieben Kammern organisirt. Die grand' chambre, der Schatten des alten Pairshofes, entschied durch mündliche Abstimmung in den Prozessen der Pairs, der Universität von Paris und in Regaliensachen. Sie hatte auch die Entscheidung über die Angelegenheiten der Krone und der Dynastie, sowie über alle Acte von Wichtigkeit, deren Sanction die Könige wünschten. Außerdem vereidete sie die Pairs und Herzoge, alle Beamte, welche noch dem Feudalstaate entsprungen waren, und die Räthe und Beamten der Corporation selbst. Die Criminalkammer (la tournelle) erkannte durch Abstimmung in letzter Instanz in allen Verbrechen, welche infamirende Leibesstrafen nach sich zogen. Die drei chambres des enquêtes, die meist mit jungen Männern besetzt waren, entschieden über die Zulässigkeit der Appellation ans Parlament in allen schriftlich instruirten Prozessen und erkannten durch Abstimmung in den Fällen, welche Geldstrafen betrafen. Die beiden chambre des requêtes urtheilten in letzter Instanz in Privilegiensachen und gaben überhaupt die Entscheidung, ob Jemand das Sonderrecht habe, seine Angelegenheit unmittelbar vor das Parlament zu bringen. Das wirkliche Personal des Parlaments bestand aus einem ersten Präsidenten, neun Vicepräsidenten (présidents à mortier), 15 Präsidenten der Kammern, 150 Räthen, einem Generalprocurator mit 19 Substituten, 3 Generaladvocaten, 2 Obergreffiers, 25 Untergreffiers, zwei ersten und 36 gewöhnlichen Huissiers, 400 Procuratoren und einer großen Menge Advocaten die advocats au parlement hießen, wenn sie am Parlament die Praxis übten, und advocats en parlement, wenn sie bei demselben nur ihre Würde erwarben. Ehrenräthe waren die Prinzen von Geblüt, die weltlichen und geistlichen Pairs, der Erzbischof von Paris, die Aebte von Clugny und Saint-Denis, der Gouverneur von Paris und die Maîtres des requêtes (s. d.) des königlichen Hauses. Alle beim Parlament Angestellte besaßen Adelsrang und hatten ihren Gerichtsstand vor demselben. Vgl. Voltaire, „Histoire du parlement de Paris“ (Par. 1769), und Dufey, „Histoire des actes et remontrances des parlements“ (2 Bde., Par. 1826).

Als die Normannen England im 11. Jahrh. eroberten, brachten sie auch den Lehnsstaat, wie französische Sitten und Sprache im öffentlichen Leben mit sich. Die nächste Folge war, daß an die Stelle des angelsächsischen Volksraths die Reichsversammlung der Barone, Prälaten und königlichen Bannerherren trat. Diese Reichsversammlung, in ihrer Eigenschaft als Reichsrath und Pairsgericht, erhielt ebenfalls den Namen Parlament (parliament), und dieser Name kommt zum ersten Male in einem Statut Eduard's I. vom J. 1272 vor. Indessen vermochten die englischen Könige nicht, das alte Parlament, wie es in Frankreich geschah, zum königlichen Obergericht herabzusetzen, vielmehr wurde dasselbe die Grundlage zur Entwickelung einer vollständigen Nationalrepräsentation. Als nämlich unter Eduard III., 1327—77, die Abgeordneten der Städte und Grafschaften als dritter Stand in die Reichsversammlung eintraten, schied sich zwar der alte Pairshof in eine besondere Corporation ab, behielt aber als Oberhaus (house of peers) nebst der obersten Gerichtsbarkeit auch die volle Theilnahme an der politischen Gewalt und bildete fortan mit dem Unterhause (house of commons) zusammen die ständische Vertretung der Nation

oder das Parlament. (S. England.) Auch in Schottland verwandelte sich mit der Entfaltung des Lehnswesens aus dem Volksrathe der großen Eigenthümer ein Reichsrath der unmittelbaren Kronvasallen, der geistlichen und weltlichen Barone, der seit Malcolm II. den Namen Parlament geführt haben soll. Vielleicht schon seit Robert I. traten auch Abgeordnete der Städte in dieses P., doch kam es zu keiner Trennung, weil das bürgerliche Element sowohl an Zahl wie an Einfluß äußerst schwach blieb. Die politische Gewalt des Parlaments war so groß, daß die Könige, die aus der Aristokratie hervorgingen, eigentlich nur das Amt eines Parlamentspräsidenten verwalteten. Zwar bemühten sich die Könige seit Jakob I. die Macht der unbändigen Aristokratie durch Verleihung von Privilegien an die Städte zu brechen; allein ihre Bemühungen blieben ziemlich fruchtlos. Der republikanische Geist, der sich mit der Verbreitung der Kirchenreformation im schottischen Volke überhaupt Bahn brach, verlieh auch dem Parlament der Krone gegenüber einen noch selbständigern und hartnäckigern Charakter. Jakob VI., der als Jakob I. den englischen Thron bestieg und beide Kronen auf seinem Haupte vereinigte, suchte in Schottland seine Ansichten von den Prärogativen der Krone, die selbst in England Widerstand fanden, geltend zu machen, indem er eine umfassendere Vertretung der Städte einführte; er verstärkte aber hierdurch nur den republikanischen Geist. Das schottische Parlament war das erste, welches gegen den Despotismus Karl's I. zu den Waffen griff und hiermit die Revolution und die Verwandlung der drei Reiche in die Republik einleitete. Mit der Restauration der Stuarts erhielt zwar das schottische Parlament seine Selbständigkeit wieder, zeigte sich aber demungeachtet gegen die Krone wenig gefügig und konnte, unter Karl II. wie unter Jakob II., nur durch englische Streitkräfte in Unterwürfigkeit gehalten werden. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 gelang es Wilhelm III., unterstützt von dem Einflusse und der großen Gewalt des englischen Parlaments, die schottische Starrheit zu brechen und dem bürgerlichen Element im Parlament das Uebergewicht zu verschaffen. Die Leichtigkeit, womit sich jetzt der Hof die Majorität im Parlament sicherte, der Druck englischer Minister und Beamten, die Kostspieligkeit des eigenen Staatshaushalts brachten endlich, trotz der Eifersucht beider Nationen, 1707, unter der Königin Anna, die Vereinigung Schottlands und Englands zum Reiche von Großbritannien (s. d.) zu Stande. Das schottische Parlament wurde mit dem englischen verschmolzen; 16 gewählte schottische Pairs traten ins Oberhaus, und 45 schottische Abgeordnete der Städte, Flecken und Grafschaften erhielten Sitz und Stimme im Unterhause. (S. Schottland.) Mit der Eroberung Irlands durch die Engländer bildete sich ebenfalls aus den angesiedelten Baronen und den Prälaten ein irländisches Parlament, das allmälig auch die unterworfenen und zu Baronen erhobenen irischen Häuptlinge, sowie die Abgeordneten der Städte aufnahm und sich wahrscheinlich schon unter Eduard III. in ein Ober- und Unterhaus sonderte. Der wilde Unabhängigkeitssinn der Großen und die Eifersucht der Krone begünstigten Anfangs die Entfaltung des bürgerlichen Elements im Parlament. Die Weigerung desselben aber, auf die Kirchenreformation einzugehen und der Widerstand, den die irische Nationalität überhaupt gegen die aufgedrungene Herrschaft behauptete, verhinderten das Emporblühen der ständischen Vertretung. Jakob I. verlieh zwar 40 Flecken das Recht, Abgeordnete ins Parlament zu schicken, so daß 1613 das Unterhaus 232 Mitglieder, das Oberhaus 122 Pairs zählte, aber er that dies nach seiner eigenen Versicherung nur, um das Parlament durch die Masse der rohen und ärmlichen Mitglieder zu schwächen. Karl I. versammelte in Irland lange kein Parlament, erst 1634 durfte es zusammentreten, wurde jedoch von dem Statthalter Strafford, nachdem es Subsidien bewilligt, sogleich wieder entlassen. Die Unterdrückung, welche Irland zur Zeit Cromwell's erfuhr, vernichtete fast gänzlich die Selbständigkeit des Parlaments, aus dem man die Katholiken, folglich die Iren selbst, vertrieb. Nach der Restauration der Stuarts im Jahre 1661 befand sich nur ein Katholik im irländischen Unterhause und dieses Mißverhältniß blieb, obgleich die Parlamentsglieder auch nach der Feststellung der protestantischen Thronfolge weder den Supremat- noch den Testeid schwören durften. Erst mehrere Jahre später setzte das britische Parlament, welches dem kirchlichen und

politischen Rücksichten eine Erkräftigung Irlands mit eifersüchtigem Auge zu verhindern strebte, die Einführung dieser beiden Eide durch, womit die katholischen Eingebornen jede Theilnahme am öffentlichen Leben verloren. Zugleich wurden die Beschlüsse des irländischen Parlaments der Gewalt des englischen unterstellt, was jedoch seit 1779 gesetzlich nicht mehr der Fall sein sollte. Die politische Vereinigung Irlands mit Großbritannien, welche das Ministerium Pitt im Jahre 1800 durch Bestechung der Parlamentsglieder durchsetzte, zog endlich die Auflösung und Verschmelzung des irländischen mit dem britischen Parlament nach sich. Das britische Parlament nahm hiermit den Namen Imperial-parliament an; 32 gewählte irländische Lords und Pairs nebst 4 Bischöfen erhielten Sitz und Stimme im Oberhause und 100 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause. Erst die Abschaffung des Testeides im Jahre 1829 durch die Emancipationsbill verschaffte den Irländern die Möglichkeit, auch Katholiken in das Parlament zu senden. (S. Irland.)

Das britische Parlament unterscheidet sich in seinen Rechten und Gebräuchen bedeutend von den repräsentativen oder parlamentarischen Versammlungen anderer Reiche. Die wirklichen Sitzungen desselben beginnen gewöhnlich gegen 5 Uhr Nachmittags und enden erst spät in der Nacht; der Morgen wird mit Prüfungen der Petitionen und den gerichtlichen Functionen zugebracht, wobei sich das Haus in ein committee general (s. Comité) verwandelt. Die Oeffentlichkeit der Sitzungen ist außerordentlich beschränkt und nur durch eine gesetzliche Fiction möglich. In beiden Häusern faßt die für die Fremden bestimmte Galerie nicht viel über 100 Personen, unter denen sich auch die Geschwindschreiber oder reporters befinden. Wenn sich das Haus in ein committee general verwandelt oder zur Abstimmung übergeht, werden die Galerien geräumt. Man erhält den Zutritt durch ein Parlamentsglied, oder durch eine Karte, die der Hauswärter gegen eine halbe Krone ausgibt. Das Recht die Verhandlungen durch die Presse zu veröffentlichen, besteht erst seit 1771; vorher galt eine solche Veröffentlichung als Eingriff in die Parlamentsprivilegien. Nach einem Statut Wilhelm's III. und Maria's ist die vollständigste Freiheit in den Verhandlungen selbst verbürgt, und weder im Innern noch von Außen darf irgend eine Störung oder ein Eingriff stattfinden. Das Quorum oder die zur gültigen Abstimmung erforderliche Anzahl von Mitgliedern beträgt im Unterhause 20, im Oberhause nur 3 Mitglieder. Die Verhandlungen werden nur auf die Motion irgend eines Mitgliedes eröffnet. Jede Bill (s. d.) muß die Probe einer dreimaligen Lesung und Abstimmung bestehen, ehe darüber die eigentliche Debatte eröffnet wird. Jeder Antrag, der nicht durch Uebergehen zur Tagesordnung oder, was gleich gilt, durch Vertagung desselben auf sechs Monate beseitigt wird, kann nur durch öffentliche Abstimmung erledigt werden. Bei der Abstimmung erfolgt erst die Verneinung, dann die Bejahung. Ist das Resultat augenfällig, so erklärt der Präsident entweder, daß die Nein (Nos), oder daß die Ja (Ayes) das Uebergewicht haben. Bei zweifelhaftem Resultat verläßt die eine Partei den Saal und nicht nur die Zurückgebliebenen, sondern auch die Wiedereintretenden werden gezählt. Das Unterhaus wählt seinen Präsidenten oder Sprecher (speaker) selbst, im Oberhause versteht dieses Amt der Lordkanzler. Nur die Pairs können durch Bevollmächtigte abstimmen. Sämmtliche Parlamentsglieder sind vom Briefporto befreit. Kein Mitglied des Unterhauses kann seine Entlassung nehmen. Will ein Abgeordneter austreten, so übernimmt er ein zu diesem Zwecke fast nur bestehendes Scheinamt (chiltern-hundred), womit, wie bei jedem öffentlichen Amte, das die Krone verleiht, eine Wiederholung der Wahl nöthig wird. Auch die Minister können nur durch Wahl ihren Sitz im Unterhause erlangen. Die verschiedenen politischen Fractionen und Parteien im Parlament sind völlig organisirt; jede Partei hat ihren Leiter, der den Angriff eröffnet, die Grundsätze entwickelt und im Namen der Partei unterhandelt.

Parlamentsmünzen (Parlament money) heißen die Münzen, welche das engl. Parlament in den ersten Jahren unter dem Protectorat Oliver Cromwell's im Namen der Nation schlagen ließ. Es sind 10 und 20 Schillingsstücke, ganze und halbe Kronen, Schillinge und Pencestücke. Letztere haben von den Sixpence abwärts keine Inschrift.

Parlamentsreform, s. Reformbill.

Parlamentär wird der Abgeordnete genannt, der von der einen kriegführenden Partei zu andern geschickt wird, sei es einer Mittheilung, einer Unterhandlung oder sonst eines Geschäfts wegen, das den jedesmaligen Krieg betrifft. Gewöhnlich wird der Parlamentär, sobald er sich als solchen beim feindlichen Posten gemeldet, unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung hin und zurückgeleitet, meistens noch unter besondern Vorsichtsmaßregeln.

Parma, souveränes Herzogthum in Oberitalien, zwischen Sardinien, dem lombardisch-venetianischen Königreiche, Modena und Toskana, 107 QM. groß mit 475,000 E. Der nördliche Theil, vom Po begrenzt, gehört zu der fruchtbaren lombardischen Ebene, der größere südliche Theil wird vom Apennin und mehreren Nebenästen durchzogen, mit schönen Eichen- und Kastanienwaldungen. Der Apennin ist meist kahl. Der Po ist schiffbar. Im Norden wird Acker-, Obst- und Weinbau betrieben, im Süden herrscht die Viehzucht vor, besonders die Rindviehzucht; daher der treffliche und wohlschmeckende Parmesankäse. Der Seidenbau nährt viele Menschen. Auch wird Bergbau auf Marmor und Alabaster betrieben, Salz bereitet und Bergöl gewonnen. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide; der Handel mit den Nachbarstaaten war vor 1848 ziemlich lebhaft. Die herrschende Religion des Landes ist die katholische, doch gibt es auch einige Juden; das Unterrichtswesen ist sehr vernachlässigt. Die Rechtspflege geschah vor dem Jahre 1848 nach den Bestimmungen des Code Napoléon in erster Instanz durch die Präturen, deren es 38 gab, in zweiter durch die Civil- und Criminaltribunale zu Parma und Piacenza, von denen man an das Revisionstribunal in Parma appelliren konnte. Die höchste Centralbehörde war ein Staatsrath in zwei Abtheilungen, von denen die eine die innern Angelegenheiten und die Justiz, die andere die Finanzen, das Militärwesen und die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Die Staatseinkünfte betrugen 6 Mill. Francs, die Schulden 10 Mill. Das nach österreich. Weise organisirte Heer bestand aus 1100 Mann. In der Festung Piacenza übten die Oesterreicher vortragsweise das Besatzungsrecht; außerdem gibt es noch ein Castell in der Hauptstadt und die Forts Bardi und Castello di Compiano. Das herzogliche Haus hat einen Ritterorden, den Konstantinorden, den die griechischen Kaiser aus der Familie der Komnenen 1190 gestiftet haben. Einer ihrer letzten Abkömmlinge überließ das Großmeisterthum dem Herzog von P. 1699. Erneuert wurde der Orden im J. 1816. Das Großmeisterthum des Ordens behauptet aber auch der König von Neapel.

Das ganze Parma gehörte ehemals zu Gallien (Gallia cispadana), 250 v. Chr. kam es an die Römer, die es behielten, bis es (777 n. Chr.) Karl der Große zum abendländischen Kaiserthum schlug. Nach Abschüttelung des deutschen Joches theilte es die Schicksale der lombardischen Städte, indem es bald demokratisch frei, bald einigen Familien, wie den Este's und Visconti unterthan war, bis der Papst Paul III. die drei Städte P., Piacenza und Guastalla zu einem Herzogthum für seinen natürlichen Sohn Farnese erhob. Unter dem Hause Farnese (s. d.) blieb es bis 1731, wo der letze Sproß ohne männliche Nachkommen starb. Darauf kam das Land an Spanien, von 1802—5 unter französische Administration und ward zum wirklichen Departement von Frankreich erklärt. Im Pariser Frieden (1814) und dem Wiener Congreß (1815) wurde P. mit Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich Marie Louise (s. d.) von Oesterreich als souveränes Eigenthum zuerkannt und zwar, da Spanien widersprach mit der Bedingung, daß nach ihrem Tode die Länder an die spanische Infantin Marie Louise, Herzogin von Lucca, und an deren Erben; nach dem Absterben derselben aber Piacenza an Sardinien und P. an Oesterreich kommen sollte. Als 1831 das Feuer des Aufruhrs Italien ergriff, fielen auch einige Funken auf den Heerd Parmas nieder. Ein wüthender Haufe tollkühner Menschen aus Reggio drang mit dem Geschrei: „es lebe die Republik" ins Parmesanische ein. Die Rebellion zuckte durch alle Straßen und Köpfe, und die Kaiserin-Erzherzogin flüchtete 18. Febr.). Oesterreichische Bajonette stellten die Ruhe wieder her, die Erzherzogin kehrte

zurück (13. März) und bewilligte mehrere Forderungen. Die im Jahre 1846 in Italien ausgebrochenen Unruhen verschonten zwar auch P. nicht ganz doch suchte die Herzogin durch Erlassung einer allgemeinen Amnestie die Gemüther wieder zu beruhigen. Als die Herzogin am 18. Dec. 1847 starb, fiel P. nach den bestehenden Verträgen an den Infanten Karl Ludwig von Bourbon, Herzog von Lucca, in dessen Namen die Mitglieder des bisherigen Conferenzrathes, Karl, Graf von Bombelles, Generalmajor Chev. Lorenzo de Richer, Commandant Michel Pazzoni und Commandant Erico Salati, Besitz ergriffen und die Verwaltung laut Manifestes vom 26. Dec. 1847 übernahmen. Am 8. Jan. 1848 trat der Herzog von Modena das Herzogthum Guastalla nebst den am rechten Ufer der Enza gelegenen Districten ab, wogegen er von Modena die Districte von Villefrance, Treschietta, Castevoli und Malazzo, von Toscana aber die Districte von Pontremoli, Bayonne, Filatièrre, Groppoli und Lusuoli erhalten sollte. Die spätern Ereignisse verhinderten die förmliche Abtretung dieser Bezirke. Die Revolution Oberitaliens ergriff auch P. Der Herzog verließ daher am 20. März 1848 das Land, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt hatte, an deren Spitze Graf San Vital stand. Mittels der Proclamation vom 9. April erlaubte übrigens der Herzog selbst die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die denn auch am 12. Aug. durch den Rath der Alten geschah. Piacenza erklärte sich am 10. Mai für den Anschluß an Sardinien. Die spätern Siege der Oesterreicher über Mailand und Sardinien und die Besetzung P.'s durch österreichische Truppen haben die Rückkehr des Herzogs im Sommer 1849 wieder möglich gemacht. Doch herrscht bis jetzt nur eine tyrannische Willkür, die wenig geeignet ist, ihm die Gemüther der Bewohner zu gewinnen. Vgl. Rossi „Ristretto di storia patria ad uso de' Piacentini" (Piacenza 1829—32) und Pezzano „Memorie degli scrittori e letterati parmigiani" (fortgesetzt von Affo, Parma 1828—33, 4.).

Parma, die befestigte Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, an der Parma, mit 41,000 Einw., in einer schönen Ebene, hat gerade, breite Straßen, angenehme Promenaden, wenig größere Plätze, aber gut gebaute Häuser. Die Stadt hat 35 Kirchen, in denen man zum Theil Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzola findet. Die Domkirche besitzt in ihrer schönen Kuppel das berühmte, aber schadhaft gewordene Frescostück der Himmelfahrt Mariä von Correggio und die Kirche des heiligen Grabes dessen Madonna della scudella. Die Kirche der Madonna della steccata ist wegen ihrer Schönheit, die Kapuzinerkirche als Erbbegräbniß des Hauses Farnese merkwürdig. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört außer mehreren andern Palästen der herzogliche mit einer Gemälde- und Kunstsammlung, woraus jedoch schon 1734 die schönsten Stücke nach Neapel gebracht wurden; vgl. „Fiore della ducale galeria parmense" (Parma 1829 flg., Fol.); ferner das 1618 erbaute Opernhaus, welches 10,000 Zuschauer zu fassen vermag, seit langer Zeit aber nicht benutzt wird; die Universität für Theologie, Medicin und Philosophie, die Akademie der schönen Künste mit einer Gemäldegalerie und mit einer Bildungsanstalt für 150 Zöglinge in der Malerei, Bildhauer-, Bau- und Kupferstechkunst, das Ospizio delle arti (für Gesang), die trefflich ausgestattete Bibliothek von 90,000 Bänden, das antiquarische Museum, die Schule für den Adel und die Bodoni'sche Buchdruckerei. Vor der Stadt liegt das herzogliche Lustschloß Giardino mit schönen Gärten und sehenswerthen Malereien, sowie der anmuthige Spaziergang, Stradone genannt. Vgl. Affo „Storia della citta di P." (4 Bde., Parma. 1792—95).

Parma, Herzog von, s. Cambacérès, Jean Jacq. Régis.

Parmegiano oder Parmegianino, s. Mazzola, Francesco.

Parmenides war ein griechischer Philosoph und Anhänger des Xenophanes (s. d.), gleich groß als Mensch, als Bürger, Gesetzgeber und Denker. Die Bewohner von Elea, wo er um 460 v. Chr. geboren ist, schworen alljährlich, die Gesetze, welche er ihnen gegeben hatte, streng zu beobachten. Von seinem rein philosophischen Genie hat er in einem Gedichte über die Natur, von dem nur noch Bruchstücke übrig sind, hinreichende Proben abgelegt. Außerdem hat er aber noch viele andere Werke verfaßt. Sein Hauptstreben war

darauf gerichtet, zu beweisen, wie die Sinnenerfahrung, das Empirische, meist täusche und nie zur Erkenntniß des Allgemeinen führe; nur die Vernunfterkenntniß erhebe zur Anschauung des Wahren. Und darin hat er zum Theil Recht, wenn er sich auch in den Beweismitteln vergriff. Die von Heinrich Stephanus zuerst zusammengestellten poetischen Fragmente hat Fülleborn ins Deutsche übersetzt (Züllich. 1795) und Brandis gibt in seinen „Commentationes eleaticae" (Altona 1813) einige Aufschlüsse über des Parmenides Philosophem.

Parmentier, Anton Augustin, ein ausgezeichneter Pharmaceut und Agronom, geb. zu Montdidier 1737, kam als armer Apothekerlehrling mit wenigen Kenntnissen nach Paris, aber sein Genie wußte sich bald Bahn zu brechen. Im Jahre 1769 wurde die Akademie durch die allgemeine Hungersnoth veranlaßt, einen Preis auf die beste Abhandlung über diejenigen Vegetabilien auszusetzen, welche das Brod ersetzen könnten; P. errang den Preis, indem er die Kartoffel empfahl und alle Vorurtheile bestritt, welche 2. Jahrhunderte hindurch den Anbau derselben verhindert hatten. Von Ludwig XVI. mit einem bedeutenden Stück Landes zur Anpflanzung der Kartoffeln beschenkt, machte er durch sein Beispiel den Anbau derselben in Frankreich allgemein. Auch der Ackerbau überhaupt und die Fabriken verdanken seinen Beobachtungen und Untersuchungen sehr viel. Während der Continentalsperre beschäftigte er sich auf Napoleon's Befehl mit der Fabrikation des Traubenzuckers, die er zu hoher Vollkommenheit brachte. Die Armeelazarethe, bei denen er schon im 7jährigen Kriege, während dessen er 5 Mal gefangen wurde, angestellt war, erhielten durch ihn manche zweckmäßige Einrichtung. Er starb als Generalinspector des Medicinalwesens und Mitglied des Instituts von Frankreich am 17. Dec. 1813. Von seinen zahlreichen durch praktischen Werth ausgezeichneten Schriften erwähnen wir die „Abhandlung über die Cultur und ökonomischen Eigenschaften der Kartoffeln" (Augsb. 1797); „Die Kunst, Brod aus Kartoffeln zu backen" (Augsb. 1799); „Neueste Untersuchungen und Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Milch" (Jena 1800); „Ueber die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Beziehung auf Ackerbau und Handel ziehen kann" (2 Bde., Hanov. 1806) und „Ueber die Bereitung der Syrupe und Salze aus Runkelrüben zur Ersparung des ind. Rohzuckers" (Wien 1811). Seine Vaterstadt ehrte sein Andenken in neuester Zeit durch Errichtung einer Bildsäule.

Parnaß oder Parnassus, ein bedeutendes, besonders im Alterthume berühmtes Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis (s. d.), wurde von den Griechen als der Nabel der Erde und der Mittelpunkt ihres Landes betrachtet. Das Gebirg erreicht mit seinen drei schroff aufsteigenden Gipfeln, die fast immer mit Schnee bedeckt und weithin sichtbar sind, eine Höhe von 5000 F. Die Alten erwähnen nur zwei Spitzen, daher der P. auch der Zweiggipfelige genannt wird, weil man von Delphi aus nur zwei sehen konnte. Am südlichen Abhange lag der gefeierte Orakelsitz Delphi (s. d.) und entsprang die Quelle Kastalia (s. d.). Die nördliche Seite ist mehr bewaldet als die südliche, mit steilen Felswänden und Wassergrotten, unter denen sich die einst den Nymphen und den Pan heilige Höhle Korykion befand. Uebrigens war der höchste Gipfel der Schauplatz der bacchischen Orgien, das ganze übrige Gebirge dem Apollo und den Musen geweiht, daher man später bildlich von den Dichtern sagte, daß sie, um sich zu begeistern, den P. bestiegen und den poetischen Wörterbüchern den Titel Gradus ad Parnassum (s. d.) gab. Nicht zu verwechseln ist damit der Berg Parnes (s. d.).

Parnassos, der Sohn des Poseidon oder Kleopompos und der Nymphe Kleodora, wird von der Sage als Gründer von Delphi und Erfinder der Weissagung aus dem Vogelfluge genannt. Von ihm soll der Berg Parnaß (s. d.) den Namen bekommen haben.

Parnell, Thomas, ein englischer Dichter, geb. zu Dublin 1679 und gest. 1717 zu Chester, zeichnete sich durch Kanzelberedtsamkeit, durch Anhänglichkeit an das Ministerium, das seine Treue mit fetten Pfründen belohnte, und durch ein glückliches Dichtertalent aus. Ihm verdankt die englische Poesie anmuthige Erzählungen und Lieder und Erneuerung des

in Vergessenheit gekommenen Balladentones. Seine biblischen Charaktergemälde sind von untergeordnetem Werthe. „Poems published by Pope" (Lond. 1721); „Posthumous works" (Dublin 1758); neuere Ausgaben von O. Goldsmith (Lond. 1770) mit des Verfassers Lebensbeschreibung.

Parnell, Sir Henry, ein ausgezeichneter Staatsmann, geb. 1780 auf dem Stammsitze seiner Familie zu Rothleague Court in Queens County, studirte zu Eton und hierauf zu Cambridge die alten Sprachen, Philosophie und die Staatswissenschaften und machte sich 1804 durch seine Grundsätze über Geldverkehr, „Principles of currency and exchanges" bekannt. Er kam als Abgeordneter für Queens County ins Unterhaus und folgte bei dem Tode seines Vaters diesem in der Baronetwürde nach. Weder diese Standeserhöhung, noch die Verbindungen seiner Familie mit den Vornehmsten Schottlands veränderten die Freisinnigkeit seiner Denkart. Die Emancipation der Katholiken beförderte er eifrig sowohl durch seine Reden im Parlament, wie durch seine 1808 in London erschienene „History of the penal laws against catholics". Besonders verdient machte er sich durch seine Bemühungen zur Verbesserung des englischen Finanzwesens. Er wurde 1831 zum Kriegsminister ernannt, nahm aber im folgenden Jahre seine Entlassung, weil er Ersparnisse verlangte, welche die übrigen Minister nicht billigten. Der Flecken Dundee in Schottland, welchem die Reformbill das Wahlrecht ertheilt hatte, sandte ihn im Frühjahr 1833 in das Unterhaus, in welchem seine Stimme bald den Beifall der Mehrzahl erlangte. In seinen „Observations on paper money, banking, and overtrading" (Lond. 1827), worin er die Nachtheile der englischen und irischen Bankmonopole nachweist, gibt er das Einkommen und die Ausgaben des britischen Reichs mit einer Genauigkeit an, wie sie in keinem andern Werke sich findet. Unter Melbourne trat er 1835 als Generalzahlmeister des Heeres wieder in das Ministerium; nach dem Sturze desselben 1841 gehörte er wieder der Opposition an.

Parnes war im Alterthume der Name eines steilen Waldgebirges, das die nördliche Grenze von Attika gegen Böotien bildete und an den K i t h ä r o n (s. d.) sich anschloß.

Parny, Evariste Desiré Desforges, Vicomte de, der französische Tibull, geb. am 6. Febr. 1753 auf der Insel Bourbon, studirte in Paris anfänglich Theologie, ging aber bald davon ab und statt in den Priestermantel fuhr er in die Uniform. Im Jahre 1773 nahm er Urlaub, sah sein Vaterland wieder und zugleich die schöne Creolin, die er so lange und innig liebte und in seinen Dichtungen unter dem Namen Eleonore besang und verewigte. Eleonore wurde von ihren Aeltern gezwungen einen Andern zu heirathen. Dies machte P. zum elegischen Dichter. Seine ersten erotischen Gedichte gab er 1778 heraus; die so wehmüthig süß und lächelnd und thränend sich in das Gemüth schleichen, daß Dorat mit seiner Schule von ihnen mit Recht verdrängt wurde. Von Jahr zu Jahr vermehrten sich seine erotischen und elegischen Dichtungen, die in Frankreich mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. — Er ging 1785 nach Pondichery, wo er Dragonerhauptmann und Generaladjutant des Gouverneurs Spuillac wurde. Doch Liebe zu geschäftiger Muße trieb ihn nach Frankreich zurück, wo er in der Nähe von St. Germain sich ein schönes Landgut kaufte und den Musen huldigte. In der Revolutionszeit verlor er sein Vermögen und sah sich auf die geringen Einkünfte eines untergeordneten Postens beim Unterrichtsministerium beschränkt, bis sich der Finanzmann François de Nantes seiner annahm und ihm in seiner Administration eine Sinecure verschaffte. Die Gunst Bonaparte's verscherzte P. durch die Herausgabe seines schmutzigen komischen Heldengedichts „La guerre des dieux anciens et modernes" (Par. 1799 u. öft.), weshalb auch Lucian Bonaparte ihn bei der Bibliothek der Invaliden nicht anstellen durfte; auch in das Institut kam er erst nach zweimaliger Wahl im Jahre 1803. Aehnlichen Inhalts wie das eben genannte Gedicht, doch poetisch gehaltloser sind die Dichtungen „Le paradis perdu" und „Les galanteries de la bible", welche mit dem „Déguisements de Vénus" als „Portefeuille volé" (1805) zusammengedruckt erschienen, aber von der Polizei verboten wurden. Die „Galanteries des reines de France", die er für seine

werthvollste Arbeit hielt, vernichtete er selbst beim Ausbruch der Revolution, wahrscheinlich aus politischen Rücksichten. Seinen wahren Ruhm begründeten seine „Poésies érotiques" (Par. 1780—81), die ihm ihrer Zartheit wegen den Namen des französischen Tibull erwarben. Seine übrigen Gedichte, wie „Les Rosecroix" (1807), „Goddam" (2. Aufl., 1801) und „Isnel et Asléga" sind zum Theil zerfahren. Er starb zu Paris am 5. Dec. 1814. Die besten Ausgaben seiner Werke sind von Tissot (3 Bde., Par. 1827) und Béranger (4 Bde., Par. 1831). Die „Poésies inédites" (Par. 1826), die Tissot herausgab, enthalten wenig Werthvolles.

Parochie bezeichnete in der alten Kirche den gesammten bischöflichen Sprengel; erst später wurde dieser Ausdruck von einer einzelnen selbständigen Kirchengemeinde gebraucht, wozu wohl besonders der Umstand beitragen mochte, daß die steigende Menge der Christen in den Städten, theils auf dem Lande es nothwendig machte, die Sorge für eine gewisse Zahl Seelen oder Parochianen besondern Presbytern oder Pfarrern zu übergeben. Eine Parochie umfaßt nächst der Mutterkirche oft mehrere Filialkirchen oder eingepfarrte Gemeinden. Die den Parochianen obliegenden Geld- oder Naturalleistungen, welche zur Erhaltung des Kirchen- und Pfarrwesens dienen, heißen Parochiallasten.

Parodie ist ein griechisches Wort und bezeichnet eigentlich einen Neben- oder Beigesang, der in Wechselgesängen Antiphonie genannt wird. Gewöhnlich bedeutet es ein Gedicht, das einem andern, dasselbe und seinen Verfasser zu verspotten oder zur Belustigung der Leser, nachgebildet ist. Im gemeinen Leben gebraucht man Parodie und Travestie als gleichbedeutende Ausdrücke, sie gehören auch zu einer Gattung, sind aber der Art nach verschieden. Die P. verändert den Stoff und behält die Form des Originals bei, während die Travestie die Form verändert und mehr den Stoff zu erhalten sucht. Ferner verknüpft die Parodie die Nebenvorstellungen eines Gedichts mit Gedanken anderer Art; hingegen heißt travestiren die Hauptgedanken eines Gedichts mit Nebenvorstellungen von anderer Art verbinden. Blumauers travestirte Aeneis entlehnt den Gang der Hauptgedanken vom Virgil und erzählt die nämlichen Hauptbegebenheiten, aber sie ändert die zufälligen Umstände und gibt den Personen, Sitten und Gebräuchen den Charakter anderer Zeiten bringt Kanonen vor Troja. Kleine und größere Parodien hatten schon die Griechen, bei denen nach Aristoteles Angabe sie Hegemon von Thasos, nach Athenäos aber Hipponax erfunden habe. In dem Verfall des Staates nahmen die Athener die Parodie mit ungemeinem Beifall auf, und Aristophanes ist voll von parodischen Stellen. In Hinsicht des Werthes der Parodien hat Sulzer in mancher Beziehung Recht, wenn er behauptet, daß, da der größte Theil der Menschen weit mehr zum Leichtsinn als zum Ernste geneigt ist, durch die Parodien die wichtigsten Gegenstände und die erhabensten Schriften über wahrhaft Großes und Heiliges allmählich so lächerlich gemacht werden können, daß die ganze schönere Welt sich derselben schämt. Aber man darf nicht vergessen, daß die Parodie, wenn sie mit gutem Witz und reichem Humor durchgeführt ist, ein unfehlbares Mittel ist gegen gelehrte und politische Pedanterie fanatischer Dichter, gegen Uebertreibungen, Schwulst, bombastisches Wortgepränge und verkehrten Geschmack. Von den Alten wurden Anfangs die Homerischen Gesänge häufig zu Parodien benutzt, so z. B. von Hipponax, der die Iliade zu einer Schilderung eines Schlemmers umarbeitete. Auch die dem Homer zugeschriebene Batrachomyomachia gehört hierher. Später nahm die Parodie der Griechen mehr einen bittern und beißenden Charakter an, wie zahlreiche Beispiele in den Lustspielen des Aristophanes (s. d.) beweisen und der Philosoph Timon (s. d.) aus Phlius schuf unter dem Namen Sillen (s. d.) eine eigne Gattung der satirischen Parodie. Bei den Römern findet sich die Parodie erst in den Zeiten des Verfalls der Literatur. Unter den neuern Nationen haben die Franzosen die Parodie besonders ausgebildet, doch besitzen auch die Deutschen mehrere gelungene Parodien. Eine Sammlung gelungener Parodien von deutschen Talenten hat Solbrig in seinem „Almanach der Parodien" (2 Bde., Lpz. 1817—20) gegeben. Die vorzüglichsten Parodisten sind Kästner, Mahlmann, Röller, Schütz. Das Geschichtliche der P. hat Moser in Daub's und Creuzer's „Studien" (Bd. 6) erörtert. Vergl. Dessen

„Parodiarum exempla" (Ulm 1819) und Weland „De praecipuis parodiarum homericarum scriptoribus" (Gött. 1833).

Parole, s. Feldgeschrei.

Parömiographen heißen in der spätern griechischen Literatur die Sammler der alten griechischen Sprüchwörter, unter denen besonders Zenobius oder Zenodotus und Diogenianus aus dem 3. Jahrh. n. Chr., ferner Gregorius aus Cypern, um 1283 Patriarch von Konstantinopel und Michael Apostolius aus Byzanz, der im Jahre 1450 aus Griechenland nach Italien flüchtete, zu erwähnen sind. Auch Plutarch soll zwei Bücher Sprüchwörter verfaßt haben, doch gehört das, was wir unter diesem Namen jetzt von ihm besitzen, einer spätern Zeit an. Eine gute Zusammenstellung und Erläuterung dieser Schriften enthalten Gaisford's „Paroemiographi graeci" (Oxf. 1836) und Leutsch's und Schneidewin's „Corpus paroemiographorum graec." (Bd. 1, Gött. 1839).

Paronomasie oder Annomination ist die Zusammenstellung gleichlautender oder stammverwandter Begriffe zur Verstärkung des Eindrucks, z. B. eine Schlacht schlagen, oder es werden solche Wörter, aber mit verschiedener Bedeutung zusammengestellt, z. B. verlaß dich auf ihn und du bist verlassen genug! Amantes sunt amentes!

Paronyma nennt man in der Grammatik die von einem Worte abgeleiteten oder oder gebildeten, mithin stammverwandten Wörter und Paronymie die Ableitung eines Wortes aus einem andern, z. B. reden, Rede, Redner.

Paropamisus ist der alte Name eines ziemlich steilen Gebirges in Südasien, jetzt Hindu-Khu, welches einen Zweig der Gebirgeskette des Taurus (s. d.) und die westliche Fortsetzung des Emodus oder Himalaja (s. d.) bildet und Baktrien von dem Lande der Paropamisaden, wie man dessen früher aus mehreren Stämmen bestehende Bewohner nannte, trennte. Alexander der Große überstieg auf seinem Eroberungszuge auch dieses Gebirge mit großer Kühnheit und unter den größten Beschwerden.

Paros, eine der cykladischen Inseln im Königreich Griechenland, an Umfang $4^{1}/_{5}$ Q.M., Antiparos und einige kleinere Inseln mit eingerechnet. Ihren Namen erhielt sie von dem Arkadier Paros, einem Sohne des Parasios; früher hieß sie Pactia, Demetrios, Minoa, Hyria, Hylessa, Zakynthos und wurde in verschiedenen Zeiten von Phöniziern, Kariern, Kretern und Arkadiern bewohnt. Sie ist hochberühmt durch den auf ihr gebrochenen weißen Marmor und zeichnete sich neben einem von zwei Häfen, jetzt St. Maria und Porto Drio, begünstigten Handel durch Fruchtbarkeit und Viehzucht aus. Nach dem persischen Kriege kam sie unter Athens Oberherrschaft, litt im peloponnesischen Kriege viele Bedrückungen und sank immer tiefer, bis die Venetianer alle Oelbäume raubten und die Insel unter den Türken verödete. Der Boden ist jetzt dürr, beinahe ohne Quellen; kaum 3000 Menschen wohnen dort. In der neuern Zeit fand der Graf Arundel die parische Chronik (Marmora Oxoniensia oder Arundeliana), in der die wichtigsten Begebenheiten Griechenlands von dem Archonten Athens Diognetos, 264 v. Chr., rückwärts bis Kekrops eingegraben sind. Paros war der Geburtsort des Archilogos, Polygnotos, Arkesilaos, Nikanor, Agorakritos, Skopas. — Auf der Paros gegenüberliegenden durch einen schmalen Kanal getrennten Insel Antiparos ist eine schöne 80 Fuß hohe Tropfhöhle, voll der seltsamsten Gebilde und merkwürdig durch die hier sichtbare Krystallisation des Alabasters. Ein genaue Beschreibung mit Abbildungen gibt Roß in den „Reisen auf den griechischen Inseln des Aegeischen Meeres" (2 Bde., Stuttg. und Tüb. 1841—43), der auch die Inschriften auf P. vollständig zusammengestellt hat in seinen „Inscriptiones graecae ineditae" (Bd. 2, Athen 1843). Vgl. auch Thiersch „Ueber P. und parische Inschriften" in den „Abhandlungen der philologisch-philosophischen Classe der bayerschen Akademie der Wissenschaften" (Münch. 1834) und Stephani „Der Marmor von P." in der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft" (Kass. 1843).

Paroxysmus, ein griechisches Wort bezeichnet in der Medicin den erneuerten Anfall und die volle Höhe einer Krankheit, sobald diese sich äußerlich durch Bewegungen des Körpers oder des Geistes kund gibt. Vorzüglich nennt man in Fiebern den Zustand

der höchsten Hitze oder das zweite Stadium im Verlaufe des **Fiebers** (s. d.), mögen die Kranken deliriren oder nicht, und in Geisteskrankheiten den Ausbruch der hitzigsten Wildheit, sowie die wiederholten heftigen Convulsionen und spastischen Bewegungen in den Nervenkrankheiten den Paroxysmus. Bei den Fiebern nimmt man noch auf den Unterschied zwischen nachlassenden und Wechselfiebern Rücksicht und nennt Paroxysmus die Höhe der Hitze bei diesen, während man dasselbe Stadium in jenen **Exacerbation** heißt.

Parquet oder **Tafelwerk** nennt man diejenige Art der Fußböden, wo statt der gerade durchlaufenden Dielen, Holztafeln, welche in Rahmen gefaßt sind, verwendet werden. Die Parquets sind oft von sehr kostbaren Hölzern und sehr künstlich in Mustern zusammengesetzt und namentlich geschieht für die Kunst des Parquetirens in der neuern Zeit sehr viel, wo man zum Schneiden, Fugen und Abgleichen der Parquettafeln eigene Maschinen erfunden hat. Außer der größern Mannichfaltigkeit und der Eleganz haben die Parquets noch den Vortheil der Dauerhaftigkeit und der Reinlichkeit für sich. Früher pflegte man auch Decken und Wände der Zimmer zu täfeln, wie denn das Mittelalter darin wahrhaft Bewunderungswürdiges geleistet hat. Man schmückte diese Täfelungen mit reichem Schnitzwerk und allerlei architektonischen Gliedern und Ornamenten, doch nannte man sie nicht Parquets, sondern Boiserien. Außerdem versteht man unter Parquet in den Gerichtshöfen den Platz der Richter und im Theater den vordern, besser gelegenen Theil des Parterres.

Parr, Samuel, Theolog und ausgezeichneter Kritiker, Sohn eines Apothekers zu Harrow in Middlesex, geb. am 15. Jan. 1746, kam im 10. Jahre seines Lebens in das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er William Jones, William Bennet und andere nachmals berühmte Männer zu Mitschülern hatte. Im 15. Jahre verließ er die Anstalt, zu deren besten Schülern er gehört hatte, um seines Vaters Geschäft zu übernehmen. Da er aber dazu keine Lust hatte, ging er auf die Hochschule zu Cambridge. Seine mißliche Lage nöthigte ihn, eine Hülfslehrerstelle an der Anstalt von Harrow anzunehmen. Im Jahre 1767 machte er sein Candidatenexamen, wurde aber erst 1777 Prediger. Er errichtete in Stanmore eine Schule, der er als Director bis 1776 vorstand, wurde 1781 Doctor der Rechte, 1786 Pfarrer zu Hatton und erhielt 1786 eine Präbende an der Londoner Paulskirche. Unter wechselndem Schicksal und mancherlei Sonderbarkeiten blieb er bis an seinen Tod 1825 in Hatton. Er war zweimal verheirathet; das erste Mal an eine Xanthippe. S. Parr hat einen durchdringenden Verstand und ein außerordentliches Gedächtniß, so daß er eine ausgebreitete Kenntniß in literarischen Sachen, besonders in der classischen Literatur besaß. Seine Leistungen in der Metaphysik und überhaupt in der Philosophie, seine kernigte, anmuthige, bilderreiche Sprache, die in seinen Werken herrscht, erklären die allgemeine Achtung der Engländer, die ihn für den größten Gelehrten und Philosophen des Jahrhunderts halten. Seine Werke hat J. Johnstone (8 Bde., London 1828) und W. Field „Memoirs and correspondence of the late D. S. P." (2 Bde., Lond. 1828), herausgegeben.

Parrhasius, aus Ephesus, berühmter griechischer Maler und Zeitgenosse des Zeuxis, um 420 v. Chr. Seine Gemälde die Plinius und nach ihm die Neuern aufzählen, zeichnen sich aus durch schönes Ebenmaß ihrer einzelnen Theile, durch Anmuth und Lebendigkeit in Mienen und Geberden. Seine allegorische Darstellung des athenischen Volkes mit allen jenen gehässigen und lobenswerthen Seiten seines Charakters, gehört unter die größten Meisterstücke jener Zeit. Uebrigens war P. eitel, stolz und ein eifriger Nebenbuhler des Zeuxis, denn während dieser durch gemalte Trauben Vögel herbeilockte, täuschte P. den Zeuxis einst selbst durch einen gemalten Vorhang so, daß dieser den Vorhang wegzunehmen bat, damit er das darunter befindliche Gemälde sehen könne.

Parricidium oder **Paricidium** nannten die Römer den an Aeltern, Kindern oder an Verwandten überhaupt begangenen Mord, auch den Hochverrath gegen das Vaterland und Derjenige, welcher sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hatte,

hieß Parricida. Vgl. über die verschiedenen Arten und Bestrafungen des Parricidium Osenbrüggen „Das altröm. Parricidium“ (Kiel 1841).

Parrocel, Name einer franz. Malerfamilie, aus welcher als berühmte Meister hervorgingen: Joseph, geb. zu Brignoles in Provençe 1648, studirte nach dem Tode seines Vaters Bartholemé P. unter der Leitung seines ältern Bruders Ludwig zu Languedoc, hierauf zu Rom, mehrere Jahre zu Venedig und ward nach seiner Rückkehr auf Verwenden des franz. Ministers Louvois königl. Hofmaler und 1676 Mitglied der Akademie. Besonders zeichnet er sich als Geschichts- und Schlachtenmaler aus. Mehrere Speisesäle in den königl. Schlössern zu Paris und Versailles, die er besonders mit Scenen aus den Siegen Ludwig's XIV. schmückte, verschafften ihm allgemeine Bewunderung. Ueberhaupt war P. in Darstellung von Schlachtscenen fast unübertrefflich und wußte seinen Figuren viel Leben und einen seltenen Ausdruck von Muth zu geben. Sein Pinsel ist leicht und seine Färbung frisch und natürlich, sowie auch seine Zeichnung. Seine Manier im Radiren ist rauh, kühn, aber sehr geistreich und in Darstellung des Helldunkel meisterhaft. Nur wollte ihm das Dichten, auf welches er manche Stunde verwandte, nicht gelingen. Er starb zu Paris 1704. — Carl P., Sohn des Vorigen, geb. 1688 zu Paris, ist ebenfalls als Maler berühmt, erreichte aber seinen Vater in Ausdruck und Colorit nicht ganz. Ein Kenner sagt von ihm: „er hatte weniger Feuer im Colorit als jener, aber mehr Wahrheit“. Er begleitete auf Befehl des Königs das franz. Heer nach Flandern, um daselbst die schönsten und merkwürdigsten Landschaften und Schlachtenscenen aufzunehmen, diente auch, um alle Cavaleriemanöver und besonders die Bewegungen der Pferde treu nach der Natur wiedergeben zu können, in mehreren Feldzügen selbst unter der Reiterei und legte sich nach seiner Zurückkunft in Frankreich einzig auf das Feldschlachtenmalen, worin er sehr vorzügliche Stücke, unter andern die Schlacht bei Fontenay im Großen ausführte. Er starb als Mitglied der Akademie und Professor 1753 zu Paris.

Parrot, Georg Friedrich, ein geistvoller Mathematiker und Physiker, war 1765 zu Mömpelgard geboren, lehrte zuerst in Offenbach und Karlsruhe, wurde Secretär der liefländischen ökonomischen Societät in Riga, öffentlicher Professor der Physik zu Dorpat mit dem Hofrathstitel 1801, Staatsrath 1820, seit 1826 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg und im folgenden Jahre Ehrendoctor der Medicin. Schriften: „Zweckmäßiger Luftreiniger“ (1793); „Ueber Verbesserung der Mühlenräder“ (1795); „Ueber den Einfluß der Physik und Chemie auf die Arzneikunde“ (1807); „Grundriß der Physik“ (3 Bde., 1811—14); „Coup d' oeil sur le magnétisme animal“ (1816); „Entrétiens sur la physique“ (3 Bde., 1821); „Ueber die Capillarität“ (1827).

Parrot, Joh. Jak. Friedr. Wilh., einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Rußlands in den Gebieten der Naturwissenschaft, besonders aber durch seine umfassenden Reisen, die er mit größter Beharrlichkeit und Unerschrockenheit in die wildesten, von feindlichen Völkern bewohnten Gegenden des Reichs unternahm, in ganz Europa bekannt, wurde zu Karlsruhe am 14. Oct. 1792 geboren als Sohn des berühmten Physikers und Mitglieds der Petersburger Akademie, Staatsraths Georg Friedr. P. Schon im Jahre 1811 bereiste der junge P. im Verein mit Mor. von Engelhardt die Krim, besuchte Taman, den Kuban, Mosdok, Wladikawkas, den Terek bis zu seinem Ausflusse, den Kasbek. Nachdem er 1812 nach Dorpat zurückgekehrt war, arbeitete er die Ergebnisse seiner Reise in der Schrift „Reise in die Krim und den Kaukasus von Mor. von Engelhardt und Friedr. P. (2 Bde., Berl. 1815—18) aus, die besonders durch das darin niedergelegte Barometernivellement großes Aufsehen erregte, welches er mit seinen Reisegefährten zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere ausgeführt hatte und wonach es sich herausstellte, daß der Spiegel des Kaspischen Meeres ungefähr 300 F. niedriger sei als der des schwarzen Meeres. Inzwischen wurde er zum Professor der Physiologie und Pathologie an der Universität zu Dorpat, nachher zum Professor der Physik und zum Staatsrath ernannt. Im Jahre 1829 unternahm er eine Reise zur Erforschung des noch so wenig untersuchten

Ararat, wozu er den günstigsten Zeitpunkt gewählt hatte, als der Krieg mit Persien durch den Frieden von Turkmantschai beigelegt war und die Russen, noch im Kampfe mit der Türkei, die Horden der Kurden aus der Umgegend des Ararat vertrieben. Ueber sechs Wochen wurde er durch die in Eriwan und der Umgegend des Ararat herrschende Pest in Tiflis aufgehalten, welche Zeit er zu Pendelversuchen, Untersuchungen über die dortigen Mineralquellen und zu geologischen Beobachtungen verwendete, sowie zu einem Ausfluge nach dem wenig bekannten Kachetien, welches er in physikalischer Hinsicht beschrieb. Nach kurzem Aufenthalt im Kloster Etschmiazin wählte er das Kloster St. Jakob, am Fuße des Ararat selbst und 3240 Fuß über der großen Ebene des Arares gelegen, als Ausgangspunkt zu seinen Excursionen und vorzüglich zu seinen Ersteigungsversuchen. Vgl. seine „Reise zum Ararat" (2 Bde., Berl. 1834). Auf seiner Rückreise stellte er ein zweites barometrisches Nivellement am Manatsch, an der Wolga und am Don an, dessen große Verschiedenheit von dem im Verein mit Engelhardt gewonnenen Resultate in Folge einer Aufforderung Alexander von Humboldt's im Jahre 1836 die Akademien zur Veranstaltung einer geodätischen Expedition bewog, die von den drei Gelehrten Georg Fuß, Sabler und Sawitsch ausgeführt wurde und in Folge deren, nach einer wahrhaft mühevollen, anderthalb Jahre erfordernden geodätischen Operation, die Wasserfläche des Kaspischen Meeres wirklich niedriger als die des Schwarzen Meeres, jedoch nur um 94.9 F. tiefer gelegen, befunden wurde. P. hatte die letzterwähnte Reise ganz auf eigne Kosten unternommen, doch wurde ihm nach der Rückkehr durch den Kaiser der ganze Kostenbetrag ersetzt und ihm auch zur Herausgabe seiner schätzbaren Werke auf die liberalste Weise die Hand geboten. Von den sonstigen Reisen P.'s erwähnen wir noch die im Jahre 1837 unternommene Expedition nach dem Nordcap, deren Zweck einerseits die Anstellung astronomischer Ortsbestimmungen und Beobachtungen über die Länge des Pendels zur Ermittelung der Gestalt der Erde, andererseits aber Beobachtungen über den Magnetismus der Erde in jenen Gegenden war, wozu ihm Humboldt aufgefordert hatte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen liegen noch nicht vor, da lange Kränklichkeit und der allzufrühe Tod P.'s, am 15. Jan. 1841, ihn von der Herausgabe jener Reisebeschreibung abhielten.

Parry, Edward William, Capitän der englischen Marine, Sohn des Doctors Caleb Hillier Parry, geb. zu Bath am 19. Dec. 1790, ward Cadet der königlichen Marine und diente 1803 auf dem Schiffe ville de Paris so ausgezeichnet, daß er die Achtung aller Seeleute gewann, besonders des Admirals Cornwallis. Nachdem er sich durch eine lange und fleißige Praxis zu einem tüchtigen Seemann gebildet, vertraute man ihm wichtige Aufträge an. Im Jahre 1811 drang er bis zum 76° nördl. Br. vor, um den Wallfischfang zu schützen, bekam 1817 den Auftrag, mit dem Capitän Roß einen Weg aus dem Nordmeer in die Südsee zu suchen, bei welcher Expedition er Commandant des Schiffes Alexander war. Die Beschreibung dieser Entdeckungsreise gab er heraus zu London unter dem Titel: „Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin'sbay and inquiring into the probabilty of a Northwest passage" (Lond. 1819, 4., Par. 1819) mit Kupfern und einer Karte der Polargegenden. Nach seinem eignen Wunsche übertrug ihm das englische Parlament 1819 das Commando über eine zweite Expedition, mit welcher er bis zum 113° 48, nördl. Br. vordrang. Es gewann dadurch eine Summe von 5000 Pfd. Strl., die dem vom Parlament versprochen war, der bis zum 110° vorgedrungen sein würde. Er brachte das Resultat mit, daß ein Weg von dem Nordmeer in die Südsee unmöglich sei (1820). Die Beschreibung dieser Reise ist in englischer und französischer Sprache niedergelegt. Das englische Parlament veranstaltete aber nochmals zwei Expeditionen zu demselben Zwecke, eine zu Lande unter Franklin (s. d.), die andere zu Wasser unter Parry. Es war ihm befohlen, statt durch die Baffinsbai in die Hudsonsbai einzudringen, um die Repulsebai näher zu untersuchen. Er segelte mit dem Capitän Lyon ab den 8. Mai 1821. Schon den 22. Aug. hatte er die Ueberzeugung, daß durch die Repulsebai kein Weg möglich sei. Nach Norden segelnd und vom Eise gehemmt überwinterte er in einer Bucht, die 66° 11′ nördl. Br. und 83° östl. Länge lag. Den ganzen Sommer von 1822 versuchte er weiter

nach Norden zu dringen; vergebens. Den Winter brachte er bei den Eskimos in Iglaubik zu. Im Sommer von 1823 verdoppelte er die Anstrengungen, ins Polarmeer weiter vorzudringen, wieder vergebens. Den 18. Oct. 1823 kam er wieder nach England. Die Beschreibung davon gab er heraus unter dem Titel: „Journal of a second voyage for the discovery of a northwest passage performed in the years 1821—23 in H. M. Ships Fury and Hecla under the orders of Cap. Parry“ (Lond. 1824, Fol. 4., mit Kupfern und einem Anhang: „Appendix containing the natural History“.) Man findet darin viel Details über die Eskimos und ein Lexikon der Eskimosprache. P. erklärt, daß auch ein solcher Weg durch das nördliche Polarmeer in das stille Meer möglich sei, wenn man durch die Gegend von Prinzregentbai dränge. Franklin's und Parry's Reisen sind zusammen französisch herausgekommen mit folgendem Titel: „Histoire des deux voyages entrepris par ordre du gouvernement anglais“ (1824). Eine dritte Reise unter Parry und Lyon zu demselben Zweck verunglückte. Sie erschien unter dem Titel: „Journal of a third voyage for the discovery of a Nordwest passage by Cap. Parry“ (1826, 4.). Auf seiner vierten Reise März 1827 wandte er sich gegen Spitzbergen, in der Absicht den Pol selbst zu erreichen oder sich wenigstens von der Beschaffenheit des Meeres zu überzeugen. Aber von ungeheuren Hindernissen aufgehalten kehrte er bald zurück und schien die Idee, bis zum Pol vorzudringen, ganz aufgegeben zu haben. Auch diese Reise hat er unter dem Titel herausgegeben: „Narrative of an attempt to reach north-pole, by travelling over the ice in sledge-boats 1827“ (Lond. 1828, 4.). Von seinen Reisewerken erschien eine Taschenausgabe unter dem Titel „Four voyages to the North Pole“ (5 Bde., Lond. 1833). Im Juni 1829 begab sich P. als Commissar der australischen Ackerbaugesellschaft nach Port Stephens, 90 engl. M. nördlich von Sidney und kehrte erst 1832 nach England zurück. — Sein Bruder, Charles Henry P., Arzt zu Bath, hat sich als Verfasser mehrerer ärztlichen und staatswissenschaftlichen Werke bekannt gemacht.

Parsen, s. Gebern.

Partei (parti) nennt man die Gesammtheit Derer, welche sich zu irgend einer gemeinschaftlichen Ansicht, Meinung und Lehre in Wissenschaft, Kirche und Staat bekennen, oder auch, ohne solche innere Uebereinstimmung, nur durch ein äußeres Band als Anhänger eines Mannes oder durch einen gemeinschaftlichen Zweck vereinigt werden. Am meisten wird P. von einem politischen Verband dieser Art, von einem kirchlichen nur so lange gebraucht, als die Meinungsgenossen sich noch nicht von der zeitherigen Kirche getrennt und zu einer eigenen vereinigt haben; worauf sie Secte heißen, wie die wissenschaftlichen Theilhaber derselben Richtung und Schule. Parteien sind natürlich und werden und müssen sich bilden, so lange Bewegung und Freiheit im Reiche des Geistes herrscht. Es läßt sich auch gegen Parteien, die aus wahrer Uebereinstimmung der Ueberzeugungen und Richtungen hervorgehen und sich durch sie erhalten, nichts einwenden. Wohl aber führt das bewußte Zusammenschließen zur Partei und das geflissentliche Organisiren solcher zu schlimmen Uebeln und die Gestaltung des Staatslebens zu einem Kampfe geschlossener Parteien um Sieg und Herrschaft ist ganz geeignet, das Wesen und Wirken der Partei in seinen schlimmern Seiten zu entfalten. Das selbstsüchtige Interesse der Personen mischt sich alsdann in die Sache und mißbraucht sie zum schönen Vorwande für schlimme Zwecke. Die Ueberzeugungs- und Gesinnungstreue muß sich dem Joche des Parteigeistes unterwerfen und wider besseres Wissen und Wollen sprechen und handeln, weil den Zwecken der Partei gedient wird. Die Gewohnheit alles durch die Parteibrille anzusehen, trübt die Reinheit des Urtheils über Personen und Sachen, über eigenes und fremdes Princip. Die Partei wird parteiisch und ungerecht im Urtheil, leidenschaftlich im Handeln und die Gefahr liegt nahe, daß ihr der Sieg der Partei als solcher das höchste Ziel und daß sie gleichgültig wird über die Wahl der Mittel. Das natürliche Entstehen und Zusammenhalten der durch Gleichheit der Ansichten und Strebungen Verbundenen läßt sich nicht tadeln, wohl aber organisirte, mit bewußter Berechnung verfahrende Parteien. Die Regierung des Staats soll über den Parteien stehen. Sie soll, wie Jeder, nach Unparteilichkeit streben. Aber

oft wird der constitutionelle Staat in einem Sinne verstanden, wo die Regierung zu einem Producte der Parteien wird. Das ist eine niedere Stufe desselben, und die neuere Geschichte Frankreichs und namentlich Englands lehrt, daß man diesen Standpunkt zu überwinden und das Princip der Regierungen in ein höheres und reineres Licht zu versetzen trachtet. Im juristischen Sinne versteht man unter Partei (partie) Diejenigen, welche in einem bürgerlichen Processe mit einander streiten (s. Klage und Proceß) oder in einer Untersuchungssache ihre besondern Rechte geltend zu machen und Ersatz für den durch ein Verbrechen erlittenen Schaden verlangen. (S. Adhäsionsproceß.)

Parteigänger, s. Partisan.

Parthenius, einer der spätern griechischen Erotiker (s. d.) aus Nicäa in Bithynien gebürtig, lebte im Zeitalter des Cäsar und Augustus und verfaßte in einer noch ziemlich reinen und gefälligen Sprache eine Schrift „Ueber die Leiden der Liebe", die gewöhnlich unter dem Titel „Narrationes amatoriae" angeführt wird und in 36 kürzern Abschnitten eine Geschichte von unglücklichen Liebenden erhält. Da diese Erzählungen sämmtlich aus der Mythologie entlehnt sind, kann P. mit demselben Rechte auch zu den Mythographen (s. d.) gerechnet werden. Die besten Ausgaben seiner Werke besitzen wir von Legrand und Heyne (Gött. 1798), Passow (Lpz. 1824) und Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1843).

Parthenon (der Jungfrauen-Tempel) oder das Hekatompedon, ein Tempel der Athene Parthenos auf der Burg zu Athen, aus pentheliſchem Marmor auf einer hohen Platform von Kallikrates und Iktinos, der wie ein anderer Künstler, Namens Karpion, eine eigne Schrift über das Kunstwerk verfaßte, erbaut. Es war 227 englische Fuß lang, 101 F. breit und 65 F. hoch und bestand aus dem Proneïon, welches von Säulen mit einem Pluteus und mit Gittern gebildet wurde; und aus dem eigentlichen Parthenon, einem umgitterten Raume um die Bildsäule der Athene; aus dem eigentlichen Hekatompedon, welches deswegen so genannt wurde, weil es eine der Länge gleiche Breite von 100 Fuß hatte; es enthielt 16 Säulen. Die zahlreichen architektonischen Sculpturen, mit denen der Tempel höchst sinnreich geschmückt war, sind wahrscheinlich unter Leitung und unmittelbarer Aufsicht des Phidias ausgeführt worden. Noch vorhandene Reste zeigen einen Styl und Charakter, wie ihn Kenner in der Schule des Phidias gefunden haben. Der erhabenste Schmuck des Tempels war das 37 F. hohe Standbild der Pallas Parthenos, welches als ein Bild einer gerüsteten oder siegreichen, in ruhiger Majestät herrschenden Gottheit gedacht war. Die grandiose Einfachheit der Hauptfigur war durch reichen Schmuck an der Basis, den Waffen und selbst dem Sohlenrande gehoben. Damit stimmten nicht blos die Tracht und Rüstung, sondern auch der Schmuck der Rüstung und die Beiwerke überein: der Helm mit Sphinx und Greifen im Relief, in der einen Hand den Speer, in der andern eine 4 Ellen hohe Siegesgöttin, zu den Füßen das Schild mit dem Gorgonenhaupte, der Gigantomachie und Amazonenschlacht und am Rande der tyrrhenischen Sohlen die Centauromachie, an der Basis die Geburt der Pandora. Die Statue war aus Gold und Elfenbein gearbeitet. Das abnehmbare Gewand der Pallas kostete, wie Philochorus berichtet, 44 Goldtalente, nach unserem Gelde 786,500 Thlr. Die Augen bestanden aus Edelsteinen. Im Parthenon war der öffentliche Schatz. Den prachtvollen Tempel traf das Loos der ganzen Stadt Athen; er wurde von Rom, Byzanz und von Barbaren geplündert und zum Theil verwüstet. In der neuern Zeit litt das Gebäude durch die Venetianer (1687) und durch den englischen Gesandten Elgin, der aus den classischen Gegenden Griechenlands, was er nur fand, wegführen ließ. Namentlich entführte er eine Anzahl kostbarer Statuen und Basreliefs, die sämmtlich zum Parthenon gehörten und die er durch Nachgrabungen auffand, später an das britische Museum durch Kauf kamen. Im Jahre 1834 erneuerten einige Privatpersonen die Nachgrabungen, die seit 1835 die griechische Regierung nach einem bestimmten Plane fortführte und zugleich die Wiederaufrichtung der Säulen und Cellamauern des Parthenon, so weit dies möglich war, verordnete. Eine Beschreibung des Parthenon und seiner Bildwerke überhaupt geben Leake in der „Topography of

Athens" (Lond. 1821, 2. Aufl., 1841), Bröndsted in den „Voyages en Grèce" (Bd. 2, Par. 1830), Prokesch von Osten in seinen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" (Bd. 2, Stuttg. 1836) und Curtius in der Abhandlung „Die Akropolis von Athen" (Berl. 1844). Vgl. auch die frühern Werke von Stuart und Revett, Walpole u. A., namentlich Visconti „Mémoires sur les ouvrages de sculpture du Parthénon" (Lond. 1816).

Parthenopäos, der Sohn des Ares, oder Meilanion, oder des Meleagros und der Atalante, oder des Talaos und der Lysimache, wurde von seiner Mutter auf dem Berge Parthenion ausgesetzt; daher sein Name. Er war einer der 7 Helden vor Theben, wo er durch Asphodikos oder Amphidikos, oder Periklymenos fiel.

Parthenope hieß die Tochter des Ankäos und der Samia, die von Apollon Mutter des Lykomedes wurde; ferner die Gemahlin des Okeanos, die ihm Europa und Thrake gebar; dann eine der Sirenen, welche ihr Grabmal bei Neapolis hatte, und endlich die Tochter des Stymphalos, die durch Herakles Mutter des Eueres wurde.

Parthenopeische Republik hieß der demokratische Staat, in welchen 1799 das Königreich Neapel durch die französischen Republikaner umgewandelt wurde. Man wählte diesen Namen, weil die Stadt Neapel in den ältesten Zeiten Parthenope hieß. (S. Neapolis.) Da sich der König beider Sicilien, Ferdinand I. (s. d.), 1798 von neuem der Coalition gegen Frankreich anschloß, drang der französische General Championnet (s. d.), nachdem er das neapolitanische Heer unter Mack aus Rom getrieben und den Kirchenstaat als Republik proclamirt hatte, ins Neapolitanische ein und bemächtigte sich unter heftigem Widerstande der Lazzaronis am 23. Jan. 1799 der Hauptstadt Neapel. Einige Tage später verkündigte der franz. General nach Instruction des franz. Directoriums die Errichtung der Republik und setzte vorläufig eine Regierung von 21 Mitgliedern ein. Eine zahlreiche Partei der höhern Stände schloß sich dieser Umwälzung aus Gesinnung an, und selbst der zahllose Pöbel, der vorher gegen die Franzosen gewüthet, gerieth in Jakobinischen Schwindel, zumal der Erzbischof Zurlo Capaze erklärte, daß Christus Demokrat gewesen, und daß das Flüssigwerden des Blutes des heiligen Januarius unzweifelhaft die Zustimmung des Himmels zur Revolution bekunde. Demungeachtet gewann der neue Staat keinen festen Halt, da eines theils die Provinzen sich widersetzten und den Maßregeln des nach Sicilien geflüchteten Hofes willig sich fügten, anderntheils die Rohheit und Verworfenheit der Massen, sowie die Bedrückungen der Befreier die günstige Stimmung bald wieder vernichteten. Championnet entfernte am 6. Febr. die blutsaugerischen Commissare des franz. Directoriums, mußte aber deshalb den Befehl niederlegen. Jetzt hielten sich die Neapolitaner für wirklich frei und entwarfen eine Verfassung, welche die reine Demokratie befestigen sollte. Macdonald übernahm am 27. Febr. den Oberbefehl über das aus den französischen Streitkräften und neapolitanischen Truppen zusammengesetzte Nationalheer, dem auch eine Nationalgarde zur Seite stand, wurde aber, durch den Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und die Unfälle Scherer's in Oberitalien gezwungen, Neapel mit Zurücklassung schwacher Besatzungen zu räumen. In diesen Wirren landeten in Calabrien, mit Hülfe einer britischen Flotte unter Nelson, sardinische, britische, russische und selbst türkische Truppen, die der Cardinal Ruffo (s. d.) befehligte. Dieses Royalistenheer eroberte die festen Plätze und zog auch endlich am 20. Juni in Neapel ein. Unter Ausschweifungen, die selbst in der Geschichte barbarischer Völker beispiellos sind, wurde nun der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet. Vgl. Pahl „Geschichte der Parthenopeischen Republik" (Frankf. 1801).

Parthien hieß zuerst eine kleine und arme Provinz des großen persischen Reiches, eine rauhe und dürftige Landschaft zwischen Karamanien, Medien, Hyrkanien und Aria, von einem unbedeutenden Volksstamm scythischer Abkunft bewohnt. Dies Verhältniß fand auch noch unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern statt. Als aber das Reich der Seleuciden in Syrien zerfiel und aus den losgerissenen Theilen desselben mehrere neue Reiche entstanden, fand auch in P. ein Mann, der sich der Abstammung von den alten persischen

Achämeniden rühmte, Arsaces, Gelegenheit sich zu empören und durch Hinzueroberung der umliegenden Landschaften ein neues parthisches Reich zu stiften (250 v. Chr.), welches durch fortwährendes Glück gegen die ausgearteten Seleuciden bald so mächtig wurde daß es alles Land vom Euphrat bis zum Indus und Oxus umfaßte. Seine Nachfolger wurden alle aus seinem Geschlechte, aus den Arsaciden, jedoch ohne bestimmte Ordnung der Erbfolge ernannt. Die Könige waren durch den Adel beschränkt, welcher allein die Nation ausmachte, während die Menge leibeigen war. Diese Einrichtung veranlaßte fortwährende Erschütterungen, indem einzelne übermüthig gewordene Satrapen sich fortwährend empörten; auch von Nomadenschwärmen jenseit des Oxus hatte das Reich oft Einfälle zu leiden. Anfangs waren die Hauptstädte Ktesiphon und Seleucia durch ihre Lage an der westlichen Grenze am Tigris der Gefahr sehr preisgegeben. Als aber Arsaces II. (254 bis 217) den großen Sieg über Seleucus Kallinikus gewonnen, war die Unabhängigkeit des Reiches befestigt, welches bald unter Arsaces III. auch Abtretung von Hyrkanien und Anerkennung von Antiochus dem Großen erlangen und unter Arsaces IV. (oder Mithridates I.) durch Eroberung von Medien, Persien und allen Ländern östlich vom Euphrat zu einem Weltreich werden sollte. Noch aber hatte P. nicht Ruhe vor den syrischen Königen; erst Arsaces VII. (Phraates II.) befreite es durch seinen Sieg über Antiochus Sidetes (131 v. Chr.) auf immer von deren Angriffen. Kriege mit den Nomadenvölkern Mittelasiens beschäftigten nach dem Fall des baktrischen Reiches die nächsten Beherrscher von P. Durch die Mithridatischen Kriege kamen die Parther zuerst mit den Römern in Berührung, deren Nachbarn sie nach Beendigung derselben wurden. Die Römer wurden natürlich auch bald ihre Feinde. Aber das Mißlingen des ersten von Licinius Crassus gegen dieselben unternommenen Zuges, in welchem Crassus bei Carrhä Heer und Leben verlor (53 v. J.), verbreitete großen Schrecken vor den parthischen Waffen. Arsaces XV. (Phraates IV.) kriegte glücklich gegen Antonius, der auf einem mühseligen gefahrvollen Rückzuge fast das Schicksal des Crassus hatte und mit einem erschöpften und halb aufgeriebenen Heere den Weg zu den heimathlichen Ländern vollbrachte. Innere Unruhen hinderten aber die Parther an der Benutzung ihrer Vortheile, und Phraates war froh, durch Rückgabe der von Crassus erbeuteten Fahnen den Frieden von Augustus zu erkaufen. Von jetzt an nahm die Schwäche immer zu, Factionen und Bürgerkriege, von den Römern angeregt und unterhalten, zerrütteten das Reich im Innern. Doch konnten die Römer desselben nie Herr werden. Arsaces XXV. (Chosroes) verlor zwar in einem Kriege mit Trajan Mesopotamien und Assyrien, ja hatte selbst den Verlust seiner Vaterstadt Ktesiphon und die Einsetzung eines Andern (Parthamaspates) an seine Stelle zu beklagen, aber schon 117 n. Chr. mußte Hadrian alle Eroberungen zurückgeben, und Arsaces wurde aufs Neue König. So dauerten die Reibungen mit den Römern fort, bis Macrinus einen Frieden schloß. Endlich 226 n. Chr. unter Arsaces XXIX. (Artaban IV.) wurde der Arsacidenherrschaft durch die glückliche Empörung des Persers Artaxerxes, Sohnes des Sassan, ein Ende gemacht: es ging unter in dem neupersischen Reiche, oder dem Reiche der Sassaniden; denn nicht blos die Dynastie wechselte, sondern da die Perser wieder herrschendes Volk wurden, geschah auch eine Totalveränderung der Verfassung.

Particip oder Participium, auch Mittelwort, wird in der Grammatik derjenige Theil des Zeitwortes genannt, welcher den Inhalt desselben in Form eines Beiworts (s. Adjectiv) angibt und daher auch zur Bildung zusammengesetzter Zeitformen dient. Der Name P. ist eben der Theilnahme an dem Wesen jener beiden Redetheile entlehnt. Viele Sprachen haben besondere Formen desselben zum Ausdruck der Thätigkeit und des leidenden Zustandes, sowie für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Die griechische und lateinische Sprache besitzen eine sehr ausgebildete Construction mit dem Particip, die deutsche Sprache ist darin weit beschränkter, obgleich manche Schriftsteller ihr darin eine größere Ausdehnung zu verschaffen gesucht haben.

Partikeln, lat. particulae, eigentlich Theilchen, heißen in der Grammatik die unbiegsamen, mithin weder der Declination noch Conjugation fähigen Wörter, wohin das

Adverbium (s. d.), die Präposition (s. d.) und Conjunction (s. d.) gehören. Ihren Namen erhielten sie deshalb, weil sie in der Regel die kleinsten Redetheile (s. d.) sind, indem sie meist aus Stammwörtern bestehen. Die größte Freiheit und Nüancirung im Gebrauch derselben findet sich in der griech. und lat. Sprache.

Partisan, ehemals ein Miethpächter der Domänen in Frankreich, dann ein Theilnehmer und Parteigänger, besonders wenn er zum Flankiren commandirt ist, gleichsam ein Spießgesell. Davon Partisane ein langer mit eisernen Spitzen und beilähnlichem Ansatz versehener Spieß, ehemals der Stadtwachen.

Partitur ist ein für mehrere Stimmen eingerichtetes Tonstück, in welchem alle einzelnen zum ganzen Tonstück gehörigen Stimmen mit ihren Schlüsseln und Noten so verzeichnet sind, daß die Notenzeilen der einzelnen Stimmen und Instrumente geschrieben stehen. Sie müssen so genau unter einander gesetzt sein, daß die Taktabtheilung und selbst Hauptheile der Takte einer einzigen Stimme oder eines Instrumentes mit den Takten der andern zusammenpassen und ein Taktstrich einer Stimme den gleichzeitigen Takt der übrigen Stimmen durch eine senkrecht das ganze Blatt hinuntergezogene Taktlinie bezeichnet. Die P. ist vorzüglich bei Tonstücken, die von vielen verschiedenen Stimmen und Instrumenten vorgetragen werden, für den nothwendig, welcher der Aufführung des Stückes vorsteht, damit er alle Stimmen zugleich übersehen und etwa vorkommende Fehler durch gegebene Zeichen auf der Stelle verbessern kann. Aus der P., in welcher der Tondichter durch raschen Ueberblick des Ganzen den Werth und Inhalt genau erkennen kann, werden die übrigen Stimmen ausgeschrieben. Der Tondichter schreibt die P. jedesmal zuerst, indem er, um die seinem Geiste vorschwebende Idee zu versinnlichen, Takt für Takt alle Stimmen zugleich setzt, bis das Ganze vollendet ist.

Parzen, bei den Griechen Moiren, heißen die unerbittlichen Schwestern, welche das Schicksal des Menschen in dem werdenden Faden spinnen. Homer erwähnt sie ohne Namen und Zahl anzugeben; denn beides haben sie wohl erst nach ihm erhalten. Klotho war vielleicht allgemeiner Name für Möra und hieß die Spinnerin, wie sie auch bei Homer Kathaklothes heißen. Später wurde ihre Zahl drei, und Klotho erscheint neben Lachesis und Atropos; erstere bezeichnete den Zufall, letztere das Unveränderliche des Schicksals, alle drei stellten also dasselbe unter verschiedenen Ansichten dar. Sie sind nach Hesiod Töchter der Nacht, die den Menschen bei der Geburt Gutes und Böses geben. Anderwärts heißen sie Kinder der Themis und des Zeus und sind Dienerinnen ihres Vaters. Als Töchter der Nacht stehen sie auch unter der Herrschaft des Hades und tauschen hier zugleich mit Gebieter und Wohnort ihren Charakter um; jetzt sind es nicht mehr die strengen aber gerechten Göttinnen aus dem Schooße der Themis, sondern Abgesandte der Hölle, die willkürlich Glück und Unglück über die Sterblichen verhängen. Die Parzen waren ursprünglich Aufseherinnen über die Handlungen und die aus denselben folgenden Schicksale der Menschen, aber weise und gerecht. Da diese Dichtung keine Erweiterung hinsichtlich des Umfangs zuließ, hob man einzelne Theile derselben mehr hervor. Da im menschlichen Leben nichts wichtiger ist, als der Anfang und das Ende, so wachten nun die P. besonders über Geburt und Tod, kommen dadurch der Eileithyia näher und werden als weissagende Göttinnen besonders den Neuvermählten werth; daher weihten die Bräute ihnen und der Artemis das Haar. Das Lebensende schafft ihre ernste Gestalt zur furchtbaren um, befreundet sie mit den Keren, dem Bilde des grausamen Todes, und versetzt sie unter die unterirdischen Götter. Die Kunst allein, welcher alles Schreckliche verhaßt ist, behielt hier die freundlichere Idee bei.

Parzival heißt nach den Namen des Helden das von Wolfram von Eschenbach (s. d.) zwischen 1204—15 abgefaßte Gedicht, das 24,810 kurze Reimzeilen zählt. Es nimmt nicht nur unter Wolfram's eigenen Werken, sondern durch Tiefe der Grundidee, durch Planmäßigkeit der Anlage, durch Gedankenfülle, durch Kraft und Reichthum der poetischen Ausführung auch unter den übrigen mittelhochdeutschen Kunstepopöen die höchste Stelle ein, und darf zu den bedeutsamsten und großartigsten Schöpfungen dichterischen Geistes

gerechnet werden. Der Inhalt ist ungefähr folgender: P., der Sohn Gamuret's von Anjou und Herzeloidens, wird nach des Vaters frühem Tode von dieser, um ihn vor den Gefahren der Welt zu hüten, in einer Einöde erzogen. Demungeachtet erwacht in ihm der Drang nach Thaten, dem er nicht länger widerstehen kann, als er einst gerüstete Ritter ziehen sieht. Die Mutter entläßt ihn, in das Gewand eines Thoren gekleidet und er kommt nach Nantes an Artus Hof, wo seine rohe Kraft durch ritterliche Zucht des alten Gurnemanz veredelt wird. Die schöne Königin Konduiramur, die er vor übermüthigen Freiern beschützt, wird seine Gattin. Er verläßt sie, um seine Mutter zu sehen, von der er nicht ahnet, daß sein Scheiden ihr den Tod gegeben. Auf der Fahrt kommt er, ohne es zu wissen, auf die Burg des Graal (s. d.). Er weiß nicht, welches Heil ihm nahe ist, er thut keine Frage um den Graal und um den König Anfortas, seinen Oheim, den er nicht kennt, und versäumt so in jugendlicher Gedankenlosigkeit sein eignes Glück zu erringen, den König von seiner Wunde und die Hüter des Graal vom Kummer zu erlösen. Darüber flucht ihm, als er weggeht seine Pflegeschwester Sigune. Blutstropfen auf dem Schnee mahnen ihn an seine Gattin; er versinkt in tiefes Sinnen, aus dem ihn nachgesendete Ritter des Artus, Gawein an ihrer Spitze, erwecken. Mit ihnen kehrt er zurück, als er aber in die Tafelrunde aufgenommen werden soll, verkündet die Botin des Graals, Kundrie, den Fluch, der über ihn verhängt ist. Ohne Hoffnung, ihn zu gewinnen, gelobt er sich dem Graal, zieht von dannen und irrt vom tiefen Zweifel befangen, 4 Jahre umher. Die Schilderung der ritterlichen Thaten Gawein's, der auch nach dem Graal ausgezogen ist, tritt hier ein, wo P. im Gedicht verschwindet. Er erscheint aber wieder, wo ihn die Mahnung eines Ritters an die Treue Gottes, den er in Untreue vergessen, tief im Innern trifft. Der Einsiedler Trevrizent reinigt ihn von Zweifeln und weltlichem Hochmuth und zeigt ihm seine Bestimmung; bei den Wundern von Chateau merveil zieht er nun unberührt vorbei, kämpft unabsichtlich mit dem Freunde Gawein, hierauf für ihn und wird dann in die Tafelrunde aufgenommen. Nachdem er auf seinem weitern Zuge noch einen Kampf mit einem Ritter, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt, bestanden hat, ist er innerlich und äußerlich entsühnt. Von Kundrien nunmehr geleitet, zieht er in die Graalsburg ein und thut nun die Fragen, durch die er Anfortas von seinem Schmerze, die Graalritter von ihrem Leide erlöst. So wird ihm das Königthum vom Graal und damit die höchste irdische Glückseligkeit zu Theil als ein Lohn für seine Treue gegen Gott und seine Gattin, die er hier mit seinen Söhnen wiederfindet. Dem jüngern Kardeiß gibt er die Herrschaft über seine weltlichen Reiche, dem ältern Loherangrin (s. L o h e n g r i n) bestimmt er die Nachfolge im Graal, dessen Rittern es jetzt zur Pflicht gemacht wird, keine Frage über ihre Herkunft zu gestatten. Mit dem Umriß von Lohengrin's Geschlechte schließt das Gedicht. Wolfram schöpfte die Fabel aus einem jetzt verloren gegangenen Gedichte in franz. Sprache des provenzalen Guiot, das die Graalsage umfaßt und aus dem der deutsche Dichter die Sage vom P. zu selbständiger schließender Behandlung herausgehoben hat. Auch der nordfranz. Chretien de Troyes hatte gegen 1190 ein Gedicht von Perceval de Galois verfaßt, das nach seinem Tode fortgesetzt und vollendet wurde, in Handschriften noch vorhanden ist und den spätern franz. Prosaroman (gedruckt Paris 1530) zu Grunde liegt. Die Franzosen erhielten die Sage vom P., mit der die vom Graal verschmolzen wurde, höchst wahrscheinlich aus der Bretagne. Sie ist ihrem Ursprunge nach keltisch und liegt uns in der Art, wie sie in Wales erzählt wurde, vor als das Märchen von Peredur, wie er hier heißt, dem Sohn des Ewrac, das in den „Märchen des rothen Buchs", „The mabinogion from the Llyfr Coch" von Hergest, von Lady Charlotte Guest mit englischer Uebersetzung (Lond. 1839) herausgegeben und daraus im Auszug von San Marte (A. Schulz) in seiner „Arthursage" (Quedlinb. 1842) mitgetheilt worden ist.

Pas-de-Calais, ein Departement im nordöstlichen Frankreich, wird vom Kanal (La Manche) und den Nord- und Sommedepartements begrenzt und besteht aus der ehemaligen Grafschaft Artois und den Landschaften Boulonnais, Ponthieu und Calaisis der Picardie. Sein Flächengehalt beträgt 120 □M., die Einwohnerzahl 665,000. Das

Klima des Departements ist sehr veränderlich und unbeständig; der Boden ist meist eben und gegen das Meer hin großentheils sandig; das Land wird nach verschiedenen Seiten hin von zwei Hauptreihen kleinerer und größerer Hügel, darunter der Mont-Hulin und der Mont-Lambert, durchzogen und von zahlreichen Flüssen, namentlich der Authie, Aa, Lys, Scarpe, Canche, Censée und Deule bewässert. Im Allgemeinen ist das Departement sehr fruchtbar; der Ackerbau steht in hoher Blüthe und bildet nebst Gärtnerei, Vieh-, besonders Geflügelzucht, See- und Flußfischerei, Bergbau, namentlich auch Steinkohlen- und Torfgräberei, sowie Fabrikation von Wollenzeugen, Kattunen, Oel- und Töpferwaaren die Hauptnahrungszweige der Bewohner. Der sehr bedeutende Handel nach innen und außen wird noch besonders durch zahlreiche Kanäle, z. B. den Kanal von Calais nach Saint-Omer, der 93,426 F. lang und 48 F. breit ist, den Kanal von Saint-Omer nach Aire, welcher, 61,560 F. lang, die Lys mit der Aa verbindet, den Kanal der obern Deule und andere Kanäle, sowie durch die Seehäfen von Boulogne, Calais, Wissant, Ambleteuse, Vimereux und Etaples unterstützt. Die bedeutendsten Städte sind die Hauptstadt und Festung Arras (s. d.), Boulogne (s. d.), Calais (s. d.) sowie die kleinen Festungen Béthune (s. d.), Saint-Omer, Bapaume, Aire, Hesdin und Saint-Venant.

Pascal, Blaise, zu Clermont in der Auvergne geb. am 9. Juni 1623, einer der seltenen Menschen, die den Geist des Christenthums abstract gefaßt, diese abstracte Erhabenheit durchgängig im Leben bethätigt und in der völligen Verzichtung auf alles Irdische den Geist ausgebildet und gekräftigt haben. Als der einzige Sohn wurde er von seinem Vater, dem Präsidenten der Steuerkammer, um so sorgfältiger erzogen, als die Mutter schon im 3. Jahr des Kindes gestorben war. Noch ehe er der Sprache ganz mächtig war, verrieth der körperlich schwächliche Knabe eine auffallende geistige Stärke im Antworten, Auffassen, Selbsterfinden u. s. w. Der Vater erzog ihn selbst und zwar zunächst in Sprachen und Realien; einmal sagte er ihm, er werde noch eine Wissenschaft, die Mathematik, später erlernen müssen. Der Knabe dringt in ihn, was denn Mathematik sei, und als der Vater ihn mit einer allgemeinen Erklärung abgewiesen hatte, fand er keine Ruhe, sondern zeichnete sich verstohlen Kreise, Winkel und allerhand mathematische Figuren, dachte über ihre Verhältnisse nach und fand durch sich selbst ohne Unterricht mehrere mathematische Wahrheiten (fast alle bis zum 32. Satz des Euklides). Durch Unterricht machte er nun reißende Fortschritte, daß er 16 Jahre alt schon eine Abhandlung über die Kegelschnitte schrieb. Er studirte fast unaufhörlich Naturwissenschaften und Philosophie, daß im 18. Jahre schon seine Gesundheit zerstört war. Er erfand die bekannte untrügliche Rechenmaschine, speculirte über die Torricellische Leere und so weiter, bis er in seinem 24. Jahre (vielleicht durch Lektüre) zu der festen Ueberzeugung kam, ein Christ müsse nur Gott lieben und Nichts außer ihm, die er nun durchgängig bis an seinen Tod (1662) bewährte. Man hat dieser Umwandlung des berühmten Mathematikers eine plötzliche Geisteszerrüttung zum Grunde legen wollen, doch stimmt sie wohl mit seinen körperlichen Leiden und der Gewißheit unheilbar krank zu sein, am besten überein. Auch wurde er durch sein beschauliches Leben seiner Wissenschaft nicht fremd; denn 1649 gab er unter dem Namen d'A... d'Ettenville seine Abhandlung über die Cykloide heraus, arbeitete mit Fermant gemeinschaftlich an Bestimmung der Beschaffenheit der figurirten Zahlen und an der Summation verschiedener Zahlenreihen, bahnte seit 1654 durch sein arithmetisches Dreieck den analytischen Forschungen einen neuen Weg und begründete die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Vom Jan. 1656 bis März 1657 erschienen seine berühmten Briefe gegen die Jesuiten „Les Provinciales, ou lettres écrites par Louis de Montalte (Pascal) à un Provincial de ses amis avec les notes de Guill. Wendrock" (Nicole), die seitdem mehr als 60 Auflagen erlebt haben und den Jesuiten unendlich geschadet haben, da sie in einer faßlichen, zur Ueberzeugung fortreißenden Sprache, überströmend von kaustischem Spotte, die laxe Moral dieses Ordens schonungslos enthüllten. Nicht weniger berühmt sind seine „Pensées sur la religion" (Amst. 1692) geworden, die erst nach seinem Tode aus seinen Papieren zusammengestellt wurden und Fragmente einer großartig angelegten Apologie des Offenbarungsglaubens enthalten. Seit 1658 fast in

beständigem Todeskampfe, fand er Trost in der heiligen Schrift, die er nicht aus den Händen ließ und auswendig lernte. Er starb am 29. Aug. 1662. Seine Schwester Jaqueline, geb. 1626, auch als Dichterin bekannt, gab seine Lebensbeschreibung, und seine andere Schwester Gilberte eine „Eloge“ über ihn heraus; ferner fügte Bossuet der von ihm besorgten Ausgabe der Werke P.'s (Haag und Paris 1779; neue Aufl., 5 Bde., 1819) eine trefflich geschriebene Abhandlung über P. hinzu; ein „Eloge de P.“ besitzen wir auch von Raimond. Vgl. Reuchlin „P.'s Leben und der Geist seiner Schriften zum Theil nach neu aufgefundenen Handschriften“ (Stuttg. u. Tüb. 1841). Die erste mit der ursprünglichen Handschrift verglichene Ausgabe seiner „Pensées“ besorgte Prosp. Faugère unter dem Titel „Pensées, fragmens et lettres de Bl. P.“ (2 Bde., Par. 1844; deutsch von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1844). Von den verschiedenen Ausgaben seiner Werke nennen wir besonders die von Lemercier besorgte (2 Bde., Par. 1830).

Pascha, ein orientalischer Titel, der ursprünglich nur den Prinzen von Geblüt gebührte, jetzt aber allen hohen politischen und militärischen Beamten, selbst dem Großvezier gegeben ist, soll soviel als Fußstütze des Königs bedeuten und von den persischen Wörtern pa, d. i. Fuß und schah d. i. König, herkommen. Das charakteristische Zeichen der Paschawürde ist der Roßschweif, der an einer Stange, an deren Spitze sich eine vergoldete Kugel befindet, dem Pascha im Kriege vorgetragen und vor seinem Zelte aufgepflanzt wird. Nach ihrem Range unterscheidet man Paschas von einem, zwei und drei Roßschweifen; die letztern haben Rang und Titel eines Veziers. Die Statthalterschaften und Unterstatthalterschaften heißen gewöhnlich ebenfalls Paschaliks.

Paschalis ist der Name dreier Päpste, von denen jedoch der dritte in der römischen Kirche nicht mitgezählt wird. — P. I., 817—824, mußte sich einer kaiserlichen Untersuchung unterwerfen, weil er zwei römische Geistliche, die es mit Lothar hielten, hatte blenden und köpfen lassen. Daß ihm Ludwig der Fromme die weltlichen Herrscherrechte über Rom geschenkt habe, ist eine Erdichtung des 11. Jahrh. — P. II., 1099—1118, war gegen Philipp von Frankreich und Heinrich von England nachsichtiger als gegen Heinrich IV., wurde aber von dessen Sohn, Heinrich V., den er zuvor gegen den Vater aufgehetzt hatte, genöthigt, dem Kaiser die Investitur zu gestatten und im Exile zu enden. — P. III., der von den kaiserlich gesinnten Cardinälen 1164 gewählte Gegenpapst Alexander's III. kanonisirte Karl den Großen.

Paschasius Radbertus, der Erste, welcher die Brodverwandlungslehre im Abendmahl (s. d.) entschieden aufstellte, war im Gebiete von Soissons um 800 geboren, trat später in das Kloster zu Corbie ein, dessen Abt er von 844—851 war und starb 865. In seiner im Jahre 831 verfaßten Schrift „De corpore et sanguine Domini“ erklärte er bei der Consecration werde durch die Allmacht des heiligen Geistes jedesmal derselbe Körper Christi erschaffen, der einst von Maria geboren worden und nach dem Kreuzestode auferstanden sei; ohne dieses wirkliche Vorhandensein könne jener Körper seine Kraft nicht äußern. Doch schrieb er dem Genusse nur eine geistige Wirkung zu und hielt den Glauben für die nothwendige Bedingung der Wirkung, stimmte also in diesen zwei Punkten mit seinen Gegnern, dem Mönch Frudegard, dem Abte Hrabanus Maurus und dem gelehrten Propste Ratramnus überein. Mit dem Letztern gerieth er auch deshalb in Streit, weil er in der Schrift „De partu virginis“ eine wunderbare Entbindung der Maria behauptet hatte. Unter seinen Werken ist noch ein Commentar zum Evangelium des Matthäus zu erwähnen.

Pasigraphie oder Allgemeinschrift, nennt man eine Schriftsprache, die dadurch, daß sie die Begriffe nicht durch Worte, sondern durch allgemeine Zeichen schreibt, allen Nationen verständlich sein soll, die man aber ebenso wie wir die Pasilalie oder Pasilogie, d. h. eine Allgemeinsprache durch Laute, bis jetzt vergebens gewünscht und versucht hat. Die ersten Andeutungen zu einer Pasigraphie gab 1668 der Engländer Wilkins (s. d.). Ihm folgten die deutschen Gelehrten Berger in dem „Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen“

(Berl. 1779); Hofr. Wolke in der „Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausüblich sei“ (Dessau u. Leipzig 1797); Fray in den „Patographia“ (Lond. 1799); J. M. Schmidt in den „Pasigraphischen Versuchen“ (Wien 1815) und im „Magazin für allgemeine Sprache“ (Dillingen 1816). Die Idee zu einer Pasilalie gab zuerst Leibnitz in der Schrift „De arte combinatoria“ (Lpz. 1666), die dann Lambert im „Neuen Organon“ (2 Bde., Lpz. 1764), Condorcet in seiner „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“ (Paris 1794), Ab. Bürja in der „Pasilalie“ (Berl. 1808) und Andr. Stethy in der „Lingua universalis“ (Wien 1825) weiter ausbildeten. Näheres darüber und über die Schwierigkeiten einer Pasigraphie s. in Sev. Vaters „Pasigraphie und Antipasigraphie“ (Weißenf. 1795) und Im. Niethammer „Ueber Pasigraphie und Ideographie“ (Mannh. 1809).

Pasiphae, eine Tochter des Helios und der Perseis und die Gemahlin des Minos von Kreta. Venus flößte ihr eine natürliche Liebe zu einem Stier ein, um sich an ihr für die Verrätherei des Helios, der ihre Liebeshändel mit Mars publicirt hatte, zu rächen. Nach Andern wars Neptun, der in ihr den Minos, weil er den erflehten Stier nicht geopfert habe, strafen wollte. Sie fand Befriedigung ihrer Liebe vermittelst der von Dädalus verfertigten hölzernen Kuh, und das Produkt dieser Verbindung war das Ungeheuer Minotaurus. — Pasiphae hieß auch eine Orakelgöttin zu Thalamä in Lakonien, die gewöhnlich als Tochter des Atlas genannt, auch wohl für eine Person mit der Kassandra oder der Daphne, der Tochter des Amyklas gehalten wird. Den in ihrem Tempel Schlafenden machte sie im Traum Offenbarungen.

Pasiteles, ein berühmter Toreut und Eisengießer um 85 v. Chr., war aus Großgriechenland gebürtig, erhielt aber zu Rom das Bürgerrecht und zeichnete sich in seiner Kunst durch Fleiß und Sorgfalt aus, indem er nur nach genau vollendeten Modellen arbeitete. Unter seinen Arbeiten wird eine Statue für den Jupitertempel des Metellus, auch ein Werk von ihm „Mirabilia opera“ oder über die berühmten Kunstwerke des Alterthums, erwähnt.

Paskiewitsch-Eriwansky, Johann Fedorowitsch, Fürst von Warschau, russischer Feldmarschall und Statthalter von Polen, stammt nach Angabe Einiger aus Lithauen, nach Andern von einer schlesischen Familie Paska, die nach Rußland gezogen den Namen Paskiewitsch angenommen habe, nach Andern aus einem altadeligen russischen Geschlechte und ist am 8. Mai 1782 in Pultawa geboren. Er war 1794 zu Petersburg in der Pagenanstalt und nahm an den frühern Kriegen Rußlands gegen Frankreich Theil; 1812 führte er als Generalmajor eine Division unter dem Fürsten Bagration bei Smolensk und Moskau, stand darauf in der Heeresabtheilung des Miloradowitsch und ging nach Ablauf des Waffenstillstandes mit Benningsen nach Leipzig, wurde Generallieutenant mit dem Commando über die zweite Grenadierdivision unter Rajewsky, mit welchem er 1814 in Frankreich einrückte. Im folgenden Jahre wurde er Generaladjutant; bereiste mit dem Großfürsten Michael 1817 Rußland, erhielt 1826 unter Yermoloff ein Commando gegen Persien und schlug am 25. Sept. den persischen Heerführer Abbas Mirza bei Elisabethpol, dessen Erfolg die Räumung der Provinz Karabagh von Seiten der Perser war. Im folgenden Jahre erhielt Paskiewitsch an der Stelle des abberufenen Generals Yermoloff den Oberbefehl des Georginischen Heeres und der Feldzug nahm eine rasche und glückliche Wendung. Nachdem der Oberfeldherr für reiche Magazine im Rücken der Armee gesorgt hatte, brach er im April auf, ließ durch General Benkendorf das Kloster Edschmiadsin nehmen, eroberte Nahitschewan, schlug Abbas Mirza bei Dschewan-Bulat, nahm mehrere feste Plätze weg, belagerte vom 6—19. Oct. Eriwan und schoß eine Bresche, auf die zu stürmen das Heer eben im Begriff war, als die Festung capitulirte. Der Sieger trieb das feindliche Heer vor sich her und hielt am 31. Oct. feierlichen Einzug in die persische Residenz Tauris (in der Landessprache Tebris oder Tabriz). Am 3. Oct. wurde der Frieden abgeschlossen, nach dessen Bedingungen Eriwan und andere Theile abgetreten und Aderbitschan bis zur Auszahlung des versprochenen Ersatzes der Kriegskosten von den Russen besetzt bleiben

sollte. Der König von Persien verweigerte die Ratification des Friedens, als ein russisch-türkischer Krieg auszubrechen drohte; sogleich im Januar 1828 brach Paskiewitsch mit seinem Heere auf, nahm mehrere feste Plätze weg und zwang den persischen Schah zur Annahme des Friedens zu Turkmantschai am 22. Febr. 1828. Der Kaiser von Rußland ernannte Paskiewitsch zum Grafen von Eriwan und schenkte ihm 1 Mill. Rubel und 6 Mill. an die bravsten Officiere auszutheilen. Im Sommer desselben Jahres zog Paskiewitsch beim Ausbruch des türkischen Krieges an die Grenzen gegen die asiatische Türkei, begünstigt von den Armeniern und den im Lande verbreiteten höchst erbitterten Janitscharen. Am 2. Juli betrat er das feindliche Land und am 15. erstürmte er die erste Grenzfestung, siegte über das feindliche Heer am 21. Aug. und nahm am 24. Aug. Akhalzik und mehrere andere Festungen ein, so daß ihm der Weg nach Erzerum geöffnet war. Im folgenden Jahre hatte der Seraskier ein Heer von 50,000 Mann aufgestellt, Paskiewitsch umging ihn durch Gebirgsmärsche, eroberte am 2. Juli des Feindes Lager und nahm, unterstützt durch die List der gewonnenen Janitscharen, die er sogleich wieder einsetzte, Erzerum am 8. Juli rückte darauf auf Trapezunt los, erhielt aber am 11. Oct. die Nachricht von dem am 14. Sept. zu Adrianopel geschlossenen Frieden. Er und Diebitsch wurde Beide an einem Tage zu Feldmarschällen ernannt, Paskiewitsch zum Gouverneur von Georgien. Das Jahr darauf (1830) trieb Paskiewitsch die kühnen Lesghier in Grusien, da sie den Tribut verweigerten und die friedlichen Nachbarvölker räuberisch überfielen, zu Paaren, organisirte aus Russen und Inländern eine bessere Verwaltung und legte nach Gründung einer neuen Festung eine russische Besatzung ein, die Empörer im Zaum zu halten. Nach dem Tode von Diebitsch am 9. Juni 1830 wurde Paskiewitsch, der eben in Petersburg war, am 16. Juni durch einen kaiserlichen Tagesbefehl zum Oberfeldherrn der polnischen Armee ernannt und ging sofort an den Ort seiner Bestimmung ab. Verstärkt ging er am 14. Juli über die Weichsel und beendete durch die am 7. Sept. 1830 erfolgte Einnahme von Warschau den polnischen Insurrectionskrieg glücklich. Die schnelle und glückliche Beendigung der gefährlichen Revolution belohnte der Kaiser mit dem Titel eines Fürsten von Warschau und mit der Statthalterschaft des für integrirenden Theil von Rußland erklärten Königreichs Polen (s. d.). Von der Zeit an verwaltet der Fürst sein oftmals durch Unzufriedenheit und Unruhen der Polen gefährdetes Amt mit Kraft und Umsicht, nicht ohne gute Folgen für das Volk, wie denn überhaupt die russische Regierung der Masse des Volkes günstiger sein dürfte, als die polnische Aristokratie je gewesen ist. Das organische Statut, welches Polen mit Rußland für immer und ewige Zeiten vereinigte, aber dem unterworfenen seine abgesonderte Verwaltung, sein eignes Civil- und Criminalgesetzbuch ertheilt, vollzog Paskiewitsch am 26. Febr. 1832 und ward darauf Präsident des neuen Administrationsrathes. Auf dem großen Prachtmanöver im Lustlager zu Kalisch leitete Paskiewitsch die Waffenübungen (1835), dort erhielt er vom König von Preußen einen mit Brillanten besetzten Ehrendegen und vom russischen Kaiser das Orel'sche Jägerregiment, das von P. selbst 1810 gestiftet fortan den Namen des Generalfeldmarschalls Fürsten von Warschau führt. Im J. 1849 ward Fürst P. von Neuem auf das Schlachtfeld gerufen, indem ihm der Kaiser Nikolaus den Oberbefehl über die von Oesterreich verlangte Hülfsarmee übertrug, welche im Verein mit den österreichischen Heeren die immer furchtbarer werdende Insurrection der Magyaren erdrücken sollte; und wiederum begleitete ihn das Glück bei diesem schwierigem Unternehmen, indem nach zweimonatlichen Kämpfen die Magyaren durch ihren Dictator Görgey sich der russ. Heeresmacht unterwarfen. P. kehrte aber mit Orden und Ehrenbezeugungen überhäuft nach Warschau zurück.

Pasquier, Etienne Denis, ist der Sohn eines Parlamentsraths, geb. zu Paris 1767 den 22. April. Zu seines Vaters Laufbahn bestimmt, aber durch die Revolution aufgehalten, trat er erst, als diese ausgewüthet, durch Maret und Regnault in die politische Welt ein, wurde Beisitzer des Staatsraths und gleich darauf von Napoleon zum Supplikenmeister ernannt. Er handelte stets in Napoleons Geiste, nämlich im Sinne eines Reactionssystems, das das Unkraut mit den guten Pflanzen zugleich, die von der Revolu-

tion emporgetrieben worden, auszurotten strebte. Napoleon, dies durchschauend, machte ihn zum Generalprocurator der kaiserlichen Insiegel, zum kaiserlichen Freiherrn und Polizeidirector. Unter ihm spann sich die Malletsche Verschwörung aus, die bis wenige Minuten vor ihrem Ausbruch so sicher und leicht wucherte, daß kein Polizeimann etwas davon erfahren hatte. P. kam in Untersuchung und ins Gefängniß, behielt aber durch die seltene Gnade des Kaisers sein Amt. Im Jahre 1814 war er einer der Ersten, die ihren Gott und Glauben abschwuren, dafür wurde er königlicher Staatsrath und kurz darauf Generaldirector der Brücken und Chausseen. Als Napoleon wieder von Elba zurückkehrte und von Neuem seine Herrschaft begründete, war auch P. unter denen, die sich wieder an ihn anschlossen. Dennoch verzieh ihm hernach Ludwig XVIII.; er wurde Justizminister. Unter seiner Administration ereigneten sich die Blutscenen in und um Lyon. Nach Auflösung dieses Cabinets wurde er Präsident der Commission zur Liquidirung der Schuld an die verbündeten Mächte. Im Jahre 1816 trat er als Abgeordneter des Seinedepartements in die Kammer und wurde Präsident derselben, vom Herzog von Richelieu aber im folgenden Jahre von neuem ins Ministerium berufen. Mit Richelieu gab er zwar diese Stellung wieder auf, erhielt aber schon 1819 unter der Präsidentschaft Decazes das Ministerium des Auswärtigen wieder. Als solcher bekämpfte er mit unermüdlicher Thätigkeit die Häupter der äußersten Linken wie der äußersten Rechten und suchte zugleich das österreichische Cabinet zur Räumung Piemonts zu vermögen. Die Opposition der Ultras und der Liberalen machte seine amtliche Stellung unmöglich; er trat 1831 aus dem Ministerium, nachdem ihm der König kurz vorher die Pairswürde verliehen hatte, die ihm nun Gelegenheit gab einen großen Einfluß auf die Pairskammer zu üben. Wiewohl er die Beschränkungen der Presse und viele andere willkürliche Maßregeln unterstützte, zeigte er sich doch als heftigen Gegner Villèle's und Peyronnett's in der Sitzung von 1824 gegen die Rentenreduction und gegen das Sacrilegengesetz und trug viel zum Sturze Villèle's bei. Ludwig Philipp ernannte ihn nach der Revolution von 1830 zum Präsidenten der Pairskammer, in welcher Eigenschaft er viel zur Herstellung der Ruhe wie zur Befestigung der neuen Dynastie beitrug. Der König belohnte seine Anhänglichkeit und seine Dienste, die er dem Hofe als geheimer Rathgeber leistete, durch die Ernennung zum Kanzler von Frankreich im Jahre 1837. Die Revolution von 1848 verdrängte auch ihn wie so viel andere von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. P. hat „Discours et opinions" (4 Bde., Par. 1842) herausgegeben.

Pasquill, ist eine anonym oder pseudonym auf eine bestimmte und genannte Person oder Gesellschaft verfaßte Schmäh- und Lästerschrift, die heimlich zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird, die Ehre und den guten Ruf Jemandes zu verleumden und ihn durch Vorwürfe strafwürdiger und unmoralischer Handlungen zu diffamiren. Zum P. gehören nicht blos Schriften, sondern auch Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, durch die Jemand geschmäht und in der öffentlichen Meinung herabgesetzt wird. Solche ehrenräuberische Pasquillanten werden streng bestraft mit Gefängniß, Zuchthaus, öffentlicher Verbrennung des P.'s durch den Scharfrichter. Nach altrömischem Rechte, wie es schon in dem Zwölftafelgesetz verzeichnet war, traf den des Pasquillirens Ueberwiesenen der Tod, unter Augustus ehrloser Feuertod. Eine mehr witzige als boshafte Art ist die Pasquinade, welche nicht so hart wie das P. bestraft ward. Man leitet den Namen von einem witzigen Schuster in Rom, Pasquino, ab; denn an eine im Hause dieses Mannes gefundene und öffentlich ausgestellte, antike, verstümmelte Statue, die man daher il Pasquino nannte, habe man nach dem Tode des Schusters seine beißenden Bemerkungen verewigen wollen. Der Pasquino steht am Orsinischen Palast, und gegenüber eine andere Säule Marforio, an welcher die Repliken auf den Pasquino bekannt gemacht werden.

Paß nennt man eine enge, schwer zu passirende Terrainstelle. Namentlich spricht man von Gebirgspässen, z. B. der Nollendorfer Paß in Böhmen. Doch braucht man das Wort auch von Engwegen, die durch Wasser oder Sümpfe gebildet werden, von langen Dämmen u. s. w. (S. Défilé.)

Paßwesen. Die Päße, als ein Zeugniß der Obrigkeit über Persönlichkeit und Verhältnisse eines Reisenden, sind alt und zunächst zum Schutze und zur Empfehlung der Reisenden aufgekommen. In ältern Päßen wurde dem Reisenden gewöhnlich bezeugt, daß er aus keiner Gegend käme, wo ansteckende Seuchen herrschten und die fremden Obrigkeiten wurden ersucht, ihn ungehindert hin- und herreisen zu lassen und, wo nöthig, Beistand zu leisten. Die allgemeine Vorschrift des Gebrauchs der Päße, die Benutzung dieses Instituts zur Controle der Reisenden, die Aufnahme desselben in die Mittel der politischen und Sicherheitspolizei rührt hauptsächlich aus Frankreich und von dem Terrorismus der französischen Polizei her. Seit dieser Zeit ist das Paßwesen immer künstlicher und zusammengesetzter geworden und bildet gegenwärtig eine Hauptbeschäftigung des aufwachsenden diplomatischen Personals. Die Verdächtigten machten bald Versuche sich gute Päße zu verschaffen und allenfalls auch falsche zu fabriciren, weshalb denn gegenwärtig das Paßwesen für ehrliche und ruhige Reisende nur eine Last ist, ohne eigentlich praktischen Nutzen zu haben. Manche Staaten, namentlich Preußen, haben daher in der neuern Zeit angefangen, das Paßwesen im Innern zu vereinfachen und zu mildern, so sind z. B. an Eisenbahntracten die Päße durch Paßkarten, die auf ein ganzes Jahr gegeben werden, und dergleichen ersetzt worden. Am strengsten ist man mit den Päßen in Rußland, was das Reisen ins Ausland ungemein erschwert. Vgl. Kamptz „Sammlung der Paßgesetze der europ. Staaten" (Berl. 1817).

Passagen nennt man in der neuern Musik und vorzüglich im Gesange eine Reihe melodischer Töne, wodurch die Melodie mannichfaltiger gemacht und mittelst der sogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzten Läufer müssen so beschaffen sein, daß alle Töne leicht und im Zusammenhange vorgetragen werden können, weshalb sie auch beim Gesange nur auf eine Silbe fallen. Sie sind entweder vom Componisten selbst vorgeschrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler an der passenden Stelle angebracht.

Passagen- (auch Höhen-) Instrument, Mittagsfernrohr, ist das einfachste aller astronomischen Beobachtungswerkzeuge und besteht aus einem Fernrohre, das sich auf einer horizontalen Are in der Ebene des Meridians bewegen läßt. In dem Brennpunkte beider Gläser senkrecht auf die Are des Rohrs ist ein Netz von einem horizontalen und 3, 5 oder verticalen Fäden befindlich. Das Fernrohr muß, wenn es um seine große horizontale Are gedreht wird, nicht nur am Himmel, einen großen Kreis, d. h. einen solchen Kreis beschreiben, dessen Centrum im Auge des Beobachters liegt, sondern auch senkrecht sein und in der Ebene des Meridians liegen. Um diese Bedingungen zu erreichen, müssen erst mechanische, dann durch unmittelbare astronomische Beobachtungen anzustellende Correctionen des Instruments vor sich gehen, von welchen Operationen aber, ohne mathematische und astronomische Vorkenntnisse zu besitzen, hier nicht gesprochen werden kann. Nur dies möge noch erwähnt werden, daß unter den mechanischen Correctionen die Anwendung des Meridianzeichens eine der vorzüglichsten ist. Man errichtet nämlich, nachdem die Drehungslinie des Fernrohrs einmal in den Meridian gebracht worden, in einer beträchtlichen Entfernung auf der Erde, in Süden sowohl als im Norden, eine Säule, Meridianzeichen genannt, auf die der mittlere Faden des oben erwähnten Netzes vor jeder Beobachtungsreihe durchs Schrauben gebracht wird. — Die horizontale große Are des Fernrohrs ruht gewöhnlich auf zwei steinernen pyramidalförmigen Pfeilern, die mit dem Fußboden in keiner Verbindung stehen dürfen. An dem einen dieser Pfeiler ist ein in Grade und Minuten eingetheilter Halbkreis zur Beobachtung der Höhen und Declinationen der Sterne, an dem andern Pfeiler aber eine Lampe angebracht, deren Licht, durch die durchbohrte horizontale Are gehend, das Fadennetz erleuchtet. Zum Gebrauch des Mittagsfernrohrs ist auch eine sogenannte Hängelibelle erforderlich. — Das P. dient, wie schon auch sein Name anzeigt, die Durchgänge der Sterne durch den Meridian nach Sternzeit, d. i. die geraden Aufsteigungen (Rektascensionen) der Sterne zu beobachten und daraus den Gang der Uhr nach Sternzeit zu bestimmen.

Passah oder Paschah (hebr.), d. i. Verschonung, heißt das Fest, welches die Juden, zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande, im ersten Vollmonde des Frühlings vom Abende des 14. bis zum 21. des Monats Nisan feiern. (S. Ostern.) Zu dieser 7tägigen Feier versammelten sich alljährlich die Israeliten bei der Stiftshütte und seit Salomo's Zeiten bei dem Tempel zu Jerusalem. Während derselben durfte nur ungesäuertes Brod (Trübsalsbrod genannt) gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert hatte mitgenommen werden müssen, daher das Passah auch das Fest der ungesäuerten Brode heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes, 1jähriges Lamm (das Passahlamm), welches ganz und ohne Zerbrechen der Knochen aufgetragen und genossen wurde. Religiöse Bedeutung erhielt dieses Mahl durch Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs; auch wurden Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Passah war das größte unter den jüdischen Festen und beförderte durch jene Nationalversammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Verkehr. Gegenwärtig wird es von den Juden jeden Orts durch den Genuß ungesäuerter Brode und mit lauten Gebeten begangen. — Die Frage, ob Jesus, als er das Abendmahl einsetzte, das jüdische Passahlamm gegessen habe, wird jetzt von den Meisten mit Bezug auf die Erzählung bei Johannes verneint.

Passarowitzer Friede, herbeigeführt durch den vollständigen Sieg Eugens bei Belgrad (16. Aug. 1717), welcher fast ganz Serbien in die Gewalt Kaiser Karl's VI. brachte, und abgeschlossen zu Passarowitz, einer Stadt von 2000 Einw. in Serbien bei Samandria an der Morawa, am 21. Juli 1718 zwischen Venedig, dem österreichischen Kaiser und der Pforte. Belgrad, der größte Theil Serbiens, Temeswar und einige Districte der Walachai und Croatiens kamen an den Kaiser, die Venetianer erhielten, zum Ersatz für Morawa, welches in den Händen der Türken blieb, nur einige eroberte Plätze in Dalmatien und Albanien.

Passatwind, s. Wind.

Passau, sonst ein Bisthum zwischen Niederbayern und Oesterreich nördlich von der Donau, bestand aus dem Stadtgebiete, Theilen von der Grafschaft Neuburg und der Herrschaft Riedenburg am Inn, war 24 □M. groß, mit 60,000 Einw., außer den mittelbaren Besitzthümern im Oesterreichischen und Bayerischen. Bis 1728 war es eine Suffragie des Erzbischofs von Salzburg, von der es der Papst 1728 lossprach und sich unterordnete; aber 1803 ward es säcularisirt und 1814 Bayerns Eigenthum. Die Stadt Passau, jetzt Hauptstadt von Niederbayern und Sitz des Generalcommissariats, am Einflusse des Inn und der Ilz in die Donau, schön gebaut mit 11,500 Einw., besteht eigentlich aus 3 Städten: Passau, Innstadt und Ilzstadt. Die eigentliche Stadt liegt auf einer von der Donau und dem Inn gebildeten Halbinsel. Ueber die Donau führt eine von 1818 bis 1823 erbaute auf 7 Granitpfeilern ruhende Brücke. Die Innstadt am rechten Ufer des Inn ist durch eine hölzerne Brücke mit P. verbunden. Jenseit der Donau, am linken Ufer der Ilz liegt die Ilzstadt. Auf den in dem Winkel zwischen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 F. hohen Berge steht die Festung Oberhaus, die mit dem tiefer liegenden Schlosse Niederhaus verbunden und von acht Forts umgeben ist. Die ehemalige Abtei St. Nicolas ist in eine Kaserne umgewandelt. Die wohlthätigen Anstalten in P. besitzen einen Fonds von 2 Mill. Gulden. Der Gewerbfleiß ist unbedeutend, doch finden sich einige Fabriken in Leder, Tabak und Porzellan, auch bedeutende Bierbrauereien, wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt. Bekannt sind die Passauer oder Ipser Tiegel, gefertigt bei P. und Ips aus Thon und Graphit und gebraucht zu Schmelzungen von Metall und Metalllegirungen. Das Residenzschloß und die neue von Quadersteinen erbaute Domkirche (nach dem Brande von 1662 erbaut) sind sehenswerth, auch das sonstige Jesuitercollegium, jetzt das Lyceum und Seminar für Theologen. Auf dem Domplatze

steht seit 1828 ein Denkmal an den König Maximilian Joseph. In der Nähe liegen die Lustschlösser Freudenheim und Löwenhof. Passauer Vertrag, s. Reformation.

Passauer Kunst nannte man sonst die angebliche Kunst, sich hieb- und schußfest zu machen. Ein Nachrichter in Passau, soll 1611 durch Vertheilung magischer Zettel ein muthloses Heer, das bei Passau stand und in Böhmen eindringen sollte, durch diese Kunst ermuthigt haben. Daher der Name.

Passavant, Johann David, einer der vorzüglichsten Schriftsteller der gegenwärtigen Zeit im Gebiete der Kunstliteratur, wurde im Jahre 1787 zu Frankfurt a. M. geboren und zum Handelsstande gebildet. Früh zeigte sich seine Neigung zur Malerei und als er im letzten Befreiungskriege, den er als Freiwilliger mitmachte, nach Paris kam, und die daselbst aufgehäuften Kunstschätze sah, beschloß er, sich der Malerei zu widmen. Er studirte noch unter David und Gros und ging im Jahre 1817 nach Italien, wo er in Rom im befreundeten Umgang mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr u. A. 7 Jahre lang der Ausübung seiner Kunst und dem Studium ihrer Geschichte lebte und mehrere Historienbilder und Landschaften malte. Nach Frankfurt zurückgekehrt, malte er verschiedene Bilder für Privatpersonen und gab seine „Entwürfe zu Grabdenkmälern" und seine „Kunstreise durch England und Belgien" (Frankf. 1833 mit 10 Abbild.) heraus, das ins Englische übersetzt und vielfach auch in Deutschland benutzt wurde. Neben diesen Studien sammelte P. kunstgeschichtliche und biographische Notizen zu einer umfassenden, historisch-kritischen Darstellung des Lebens und der Werke Rafaels von Urbino, das zu Leipzig 1839 in 2 Bänden erschien, unter dem Titel „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi". In der neuern Zeit ist P. ein sehr tüchtiger Mitarbeiter am Kunstblatte geworden, das ihm höchst interessante Aufsätze über die Kunst des Mittelalters, besonders über die alt-italienischen und alt-niederländischen Malerschulen verdankt. P. ist jetzt Inspector der Galerie des Städelschen Instituts in seiner Vaterstadt, die er durch Ankauf um manches vorzügliche Werk bereichert hat.

Passeyr, ein Thal in dem Etsch- oder Botzner Kreise der Grafschaft Tyrol, welches vom Flüßchen gleiches Namens durchströmt wird und die Umgegend von Meran bildet, ist als Geburtsgegend Andr. Hofer's (s. d.) berühmt.

Passion, das Leiden, wird von den Philosophen für Leidenschaft gebraucht. Daher die Redensart im gemeinen Leben: „eine Passion für Etwas haben". Nach dem kirchlichen Sprachgebrauche ist es das letzte Leiden Christi. Daher Passionsgeschichte, die Leidensgeschichte, die Erzählung von dem Leiden Jesu, besonders wie sie in den Evangelien enthalten ist. Passionszeit ist die Fastenzeit in den 7 Wochen vor Ostern; Passionspredigten, auch Fastenpredigten, heißen die in der Fastenzeit über einzelne Abschnitte aus der Leidensgeschichte, über Passionstexte gehaltenen Predigten.

Passionsblume (Passiflora coerulea), aus Brasilien stammend und wie ihre übrigen Gattungsverwandten durch einen einfachen, doppelten oder gar dreifachen Fadenkranz in der Mitte ausgezeichnet, hat ihren Namen daher erhalten, daß die fromme Schwärmerei in ihren Blüthentheilen zum Theil die Marterwerkzeuge Christi zu sehen glaubte. Fast alle Arten sind kletternde und rankende, strauchartige Pflanzen. Mehrere Arten haben prachtvolle Blumen und werden deshalb in den Gewächshäusern cultivirt. Die beerenartigen Früchte einiger größern Arten werden gegessen, so z. B. in Westindien die der Passiflora quadrangularis, welche einen süßlich-sauren Geschmack haben.

Passiv, s. Activ.

Passos, Manuel da Silva, wurde 1802 zu Guifoes in der Landschaft Bouças am Rio-Lessa in der Provinz Duero von wohlhabenden Landleuten geboren und studirte seit 1817 zu Coimbra die Rechte. P. zeigte die trefflichsten Anlagen, aber auch früh schon sehr freisinnige Grundsätze, die, als Dom Miguel sich der Regierung bemächtigte, seine Sicherheit in Gefahr brachten. Er flüchtete sich nach Porto, wo er sich eine Zeitlang verborgen hielt, und trat erst 1826, nachdem Dom Pedro die constitutionelle Charte verkündigt

hatte, daselbst als Advocat auf; mußte sich aber 1828, wo Dom Miguel von Neuem den Thron usurpirte, eine Freistatt im Auslande suchen und ging zunächst nach England, dann nach Frankreich, wo er sich besonders an Saldanha anschloß und einige Brochuren herausgab, in denen er Dom Pedro, mit dessen Handlungsweise er keineswegs einverstanden war, nicht schonte. Während der Belagerung von Porto kehrte er dahin zurück, schloß sich den verschiedenen geheimen Gesellschaften an, und stand bald an der Spitze einer bedeutenden Opposition. Sein Ansehn und sein Einfluß stieg von Tage zu Tage, besonders da er sich noch den Freimaurern und den Carbonari anschloß; er wurde zum Mitglied der Municipalkammer gewählt, bestimmte als solches die Wahlen zu den Cortes in Porto nach seinem Sinn und kam endlich 1834 selbst in die Kammer, wo er stets die exaltirtesten Ansichten vertheidigte. Im Jahre 1836 von Neuem zum Deputirten gewählt, suchte er Alles zur Ausführung seiner Pläne zu bringen und man kann ihn als Urheber der Revolution vom 9. Sept. 1836 ansehen. Zum Minister der Finanzen und des Innern ernannt, überließ er das erste Portefeuille seinem Bruder Joseph und trat als Dictator des Reichs auf. Hier entwickelte er eine grenzenlose Thätigkeit. Reformen folgten auf Reformen und die Gesetze entstanden aus seiner fruchtbaren Feder in solcher Masse, daß die Cortes sich zum Beschluß genöthigt sahen, sie ohne Prüfung anzunehmen, da nur das Vorlesen eine Zeit von Jahr und Tag in Anspruch genommen haben würde. Die außerordentlichen Cortes des Jahres 1837 machten seiner Dictatur ein Ende. Da er aber mit Sa da Bandeira (s. d.) alle Ministerien theilte, so war seine Thätigkeit noch immer ungeheuer in Anspruch genommen; zudem saß er als Minister und Deputirter in den Cortes und fast nie als müßiger Zuschauer und lebte auch sehr ausschweifend. Das Alles untergrub seine Gesundheit und als viele seiner Anhänger ihn verlassen, er selbst in Mißcredit gerathen war, mußte er endlich seine Entlassung als Minister einreichen, worauf ihn eine langwierige Krankheit ergriff. Nach seiner Genesung gewann er von Neuem großen Einfluß in der Kammer und wenn er auch seit der Zeit die überwiegende Macht, die er früher besaß, nicht wieder erlangt hat, so kann man ihn doch noch immer als eins der einflußreichsten Mitglieder derselben ansehen. In seiner Familie ist er ein Muster häuslicher Tugend, im Umgang ein treuer Freund und zuvorkommender College, seine Thätigkeit ist in Portugal fast ohne Gleichen, dennoch hat er seiner Unbesonnenheit wegen mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Passow, Franz Ludwig Karl Friedrich, geb. am 20. Sept. 1786 zu Ludwigslust in Mecklenburg, ältester Sohn des damaligen Hofdiaconus, nachherigen Oberhofpredigers und Consistorialrathes P. (gest. 1830), besuchte, im älterlichen Hause tüchtig vorbereitet, 1802 das Gymnasium in Gotha und ein Jahr später die Universität Leipzig. Dort hatte Friedr. Jacobs, hier Gottfr. Hermann überwiegenden Einfluß auf die Richtung seines Geistes und Geschmackes. Besonders wirkte die von dem Letztern geleitete griechische Gesellschaft sehr fruchtbar auf ihn. Im Jahre 1806 lebte er in Dresden, 1807 wurde er als Lehrer am Gymnasium in Weimar angestellt, 1810 berief ihn der Danziger Magistrat als zweiten Director des Conradinums in Jenkau, wo er mit seinem Freunde Jachmann bis zu der durch Mangel an Erhaltungsmitteln herbeigeführten Auflösung der Anstalt im Jahre 1814 wirkte und dann nach Berlin ging. Sein Entschluß sich den Freiwilligen gegen Frankreich anzuschließen, wurde durch die Einnahme von Paris vereitelt. An dessen Stelle trat er eine Schweizerreise an, von welcher zurückgekehrt er sich wieder in Berlin aufhielt und sich an F. A. Wolf anschloß, bis er 1815 die Lehrstelle der alten Literatur an der Breslauer Hochschule erhielt. Nach Büsching's Tode 1829 wurde ihm die Aufsicht über das unter seiner Leitung vielfach bereicherte Museum für Kunst und Alterthum übergeben, welches neue Amt ihn zu erfolgreichen kunstgeschichtlichen Studien und Vorlesungen veranlaßte. Am 11. März 1833 endete ein Nervenschlag plötzlich sein Leben. — P.'s Wissen war dem Umfange nach ungewöhnlich groß und vielseitig. Als Schriftsteller zeichnete er sich aus durch Leichtigkeit im Gebrauche gelehrter Kenntnisse, Sicherheit des kritischen Gefühls und einen in mannichfaltiger Uebung erstarkten Schönheitssinn. Beweise davon liefern: die Uebersetzung der Küsse (basia) des Johannes Secundus, 1807; die (unbeendet

gebliebene) Bearbeitung und Uebersetzung der Satiren des Persius, 1808 flgg.; das Erotische Epos des Musaios, Hero und Leander, griechisch und deutsch mit Einleitungen und kritischen Anmerkungen, 1810; der Schäferroman des Longos, Daphnis und Chloe, griechisch und deutsch, 1811; „Ueber Zweck Anlage und Ergänzung der griechischen Wörterbücher" (1812); die (auch spröderen Forderungen genügenden) „Grundzüge der griechischen und römischen Literaturgeschichte" 1816 (2. verb. Aufl., 1829); eine 2. verm. Aufl. von Bredow's Ausg. der Germania des Tacitus, 1818. In demselben Jahre erschien sein „Turnziel", welches, mit übereiltem polemischen Enthusiasmus geschrieben, viel Aufsehen erregte, eine höchst animose literarische Fehde veranlaßte, an welcher W. A. Menzel, Steffens, Kayßler, Karl Schneider u. A. Theil nahmen, und ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Dabei war aber, wie eine glaubwürdige Quelle versichert, seine politische Gesinnung gesund, sie bekundete sich in unzweideutigem Widerwillen gegen klügelnde Neuerer, vermeintliche Weltverbesserer, selbstsüchtige Tadler und vorlaute Schwindler. Am allgemeinsten anerkannt wurde das Verdienst, welches er sich durch Bearbeitung des Schneiderschen griechischen Wörterbuches (1821, 4. Aufl., 1830) erwarb. Man nannte seinen Namen nicht nur in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, sondern auch in Frankreich und England mit gerechter Auszeichnung. Im Jahre 1824 begann er eine Ausgabe der griechischen Erotiker, und 1825 erschien seine kritische Ausgabe der Erdbeschreibung des Dionysios. Seine Einladungsschriften und Vorworte zu den Lectionenverzeichnissen der Universität, sowie die vielen in Zeitschriften zerstreuten kleinen Aufsätze sind durch besonnene Auswahl des Stoffes, gediegene Auffassung desselben und eigenthümliche Kunstgestaltung werthvoll. Nic. Bach hat einen Theil der Gelegenheitsschriften Passow's unter dem Titel „Opuscula academica" (Lpz. 1835) herausgegeben. Auch als Lehrer genoß er wohlverdiente Achtung. Er verlangte als solcher harmonische Ausbildung des Geistes und Körpers. Seine Unterrichtsmethode erregte die Selbstthätigkeit der Zuhörer, die er in jeder Beziehung auch privatim unterstützte und förderte; er bewirkte dadurch, daß in seinen Vorlesungen Weniges gegeben, das Meiste gemeinschaftlich gefunden schien, helle Entwickelung der Vorstellungen. Eine treffliche Schilderung seines Lebens und Wirkens gab Linge in der Schrift „De Passovii vita et scriptis" (Hirschb. 1839). Vgl. „P.'s Leben und Briefe" von Wachler (Bresl. 1839).

Passy, Hippolyte, franz. Deputirter und Finanzminister, geb. 1793 im Departement Eure und Loire, war in den letzten Jahren unter der Restauration bei der Redaction eines Oppositionsjournals betheiligt. Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter von Louviers in der Kammer auf und zeichnete sich alsbald durch große Sachkenntniß in den Verhandlungen über das Budget von 1831 und 1832 aus, weshalb er auch in den wichtigsten Finanzfragen zu Rathe gezogen ward. In seiner Politik huldigte er gemäßigten Grundsätzen und galt neben Etienne, Teste, Sauzet und Dupin dem Aeltern als der beste Redner der Tierspartei. Als diese Partei nach der Abdankung des Marschalls Gérard, am 29. Oct. 1834, zur Opposition überging, sah sich der König genöthigt, das neue Ministerium aus den Halbliberalen zu wählen. Maret wurde Präsident des Cabinets vom 11. Nov. und P. übernahm die Finanzen, allein schon nach drei Tagen mußten die dem Hofe mißliebigen Männer ihren Vorgängern wieder weichen. P. näherte sich nun mehr dem Hofe und stimmte mit seinem Genossen Sauzet in der Sitzung von 1835 für die sogenannten Septembergesetze. Nach dem Rücktritte Broglie's brachte Thiers am 22. Febr. 1836 im Verein mit dem Tierspartei ein Cabinet zu Stande, in welchem P. Handelsminister wurde. Bereits am 25. Aug. traten sämmtliche Minister wieder ab, weil sie vom König in den spanischen Angelegenheiten compromittirt worden waren. P. hielt sich nun längere Zeit in der Kammer zu der Coalition Thiers, die den Sturz der Verwaltung Molé's und der Doctrinaires mit Heftigkeit betrieb. Im Jan. 1839 zog er sich jedoch im entscheidenden Augenblicke von der Coalition zurück und bemühte sich, nach dem Wunsche des Hofes, um die Zusammensetzung eines Ministeriums aus seinen Freunden, was indessen fehl schlug. Dagegen übernahm er bei Eröffnung der Sitzung, am 4. April, in der

Kammer die Präsidentschaft. Der König übertrug ihm hierauf nochmals die Bildung eines neuen Cabinets, welches endlich am 13. Mai aus den verschiedensten Elementen ins Leben trat. (S. Frankreich.) Soult übernahm zwar mit dem Auswärtigen die Präsidentschaft; allein P. blieb, mit dem Portefeuille der Finanzen, das eigentliche Haupt der Verwaltung. Als im Febr. 1840 die beantragte Dotation des Herzogs von Nemours von der Kammer verworfen wurde, trat P. mit seinen Collegen zurück und überlieferte das Staatsruder an Thiers. Seine politische Thätigkeit beschränkte sich seitdem auf die Deputirtenkammer, bis er 1844 zum Pair erhoben wurde. Seit dem Spätjahre 1848 ist er wieder mehrmals als Parteigenosse Thiers genannt worden. — Sein Bruder Antoine P., war früher bei dem Rechenhofe angestellt, ward nach der Julirevolution Präfect im Departement der Eure und verwaltete diese Stelle bis 1837, wo er in die Kammer gelangte. Er hat sich hier ebenfalls durch sein glückliches Rednertalent ausgezeichnet.

Paßwan Oglu, geb. zu Widdin 1758, war der Sohn des Baschi Paßwan Omar zu Widdin, der 1791 wegen seiner Reichthümer hingerichtet wurde. Oglu empörte sich, um den Tod seines Vaters zu rächen, gegen die Pforte, sammelte eine Schaar von 5000 Insurgenten, bemächtigte sich damit im Jahre 1797 der Stadt Widdin und stellte sich daselbst an die Spitze der mißvergnügten Janitscharen, mit deren Hülfe er einen so furchtbaren Aufstand erregte, daß das türkische Reich eine Zeit lang davon erschüttert wurde. Die glücklichen Erfolge, welche Paßwan Oglu errang, zwangen die Pforte, ihm 1798 Begnadigung zu gewähren und das Paschalik von Widdin zu verleihen. Er starb 1807.

Pasta, Giuditta, die bekannte, berühmte und schöne Sängerin aus der italienischen Schule, die, wenn man Genies vergleichen darf, einer Sonntag und Catalani nicht weicht. Sie ist 1798 zu Como geboren, bildete sich zuerst im Conservatorium zu Mailand, wo sie drei Jahre blieb, ohne etwas von dem mächtigen Gotte in ihrer Brust zu wissen und zu zeigen. Sie pflegte auf den Theatern zweiten Ranges in Italien zu singen, ohne besondern Beifall. Während des Congresses zu Verona (1822) fing sie an, als treffliche Opernsängerin aufzufallen und in Zeit von wenig Wochen ward sie schon in Paris und mehreren Städten Deutschlands mit Enthusiasmus genannt. Sie erhielt 1823 einen Ruf nach Paris, dem sie folgte, und die Pariser ließen es an Beifallsbezeugungen nicht fehlen. Aber sie selbst genügte sich nicht; in unablässigem Studium strebte sie nach der höchsten Vollkommenheit der Darstellung und des Gesanges. Sie gab ihrer Stimme einen Umfang von $2^1/_2$ Octave (von G bis $\overline{\overline{\overline{d}}}$), über den sie in außerordentlichen Fällen noch hinausging, so daß sie im Alt geschriebene und Sopranrollen zu geben vermochte. Sie sang deshalb in Rossini's Tancred bald die Titelrolle, bald die Amenaide. Doch über das Quantitative geht der intensive Werth ihrer Stimme. Wie Töne aus einer andern Welt kommt es aus ihrer Brust hervor, dazu der edelste Wuchs, der ausdrucksvolle römische Kopf, die hohe Stirn, das dunkele, feurige Auge — kurz das Plastische ihrer Gestalt und ihrer Darstellung mußte erheben und bezaubern. Ein Blick, eine Wendung des Hauptes, eine Bewegung der Hand, machte den ergreifendsten Eindruck. Auf dem höchsten Gipfel ihrer Kunst befand sie sich in den Jahren 1825—30, ihren letzten Triumph feierte sie 1832 in Wien, wohin sie berufen war. Später hielt sie sich meist in Mailand und in ihren Villen am Comersee auf, ließ sich aber doch verleiten, noch eine große Reise durch Europa zu unternehmen, als die Zeiten ihres Glanzes schon vorüber waren. Ihre Glanzrollen sind: Medea, in S. Maier's Oper, Desdemona in Rossini's Othello, Semiramide, Nina und besonders Giulia in Zingarelli's Oper: Romeo und Giulia, wo sie in der Gruftscene die erschütterndste Wirkung hervorbrachte.

Paste nennt man eine gewisse Art Arzneimittel, welche man durch Auflösung von Pflanzenschleim und Zucker in reinem Wasser oder einem Decoct und darauf folgendes Abdämpfen bis zu einer weichen, zähen, aber nicht klebenden Masse gewinnt. Am bekanntesten sind die Süßholzpaste (Pasta liquiritiae), aus Süßholzabkochung, Mimosengummi

und Zucker bereitet, und die Gummipaste (Pasta gummosa), eine Lösung von Mimosengummi und Zucker mit nachfolgendem Zusatz von Eiweiß und aromatischem Wasser. Beide sind unter dem Namen weiße und braune Reglise bekannt und werden bei leichten entzündlichen Reizungen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut empfohlen.

Pastell, werden die Farben genannt, die auf dem Reibstein so fein als möglich trocken abgerieben, mit fein pulverisirtem Pfeifenthon und mit gebranntem, in Wasser aufgelöstem und wieder getrocknetem Gyps zusammengerieben, mit Wasser und Milch oder mit Honigwasser, in welchem etwas Gummi aufgelöst ist, angemacht und zu einem Teig geknetet, zu cylinderartigen einem Pfeifenstiel ähnlichen Stäbchen geformt und im Schatten getrocknet werden. Die Stäbchen heißen Pastellstifte, die auch in der Form der gewöhnlichen mit Holz eingefaßten Crayons vorkommen, aber deswegen weniger brauchbar sind, weil man nicht prüfen kann, ob sie nicht zu hart oder zu weich sind. Man nimmt meist zum Abreiben Mineralfarben: Zinnober, Eisensafran, Bleiweiß, gelber Ocher, Königsgelb, Schmalte, Kremnitzer Weiß, grüne Erde, Frankfurter Schwarz, Umbra, Mennige. Die Farbe wird auf fein geschliffenes Papier oder auf Pergament aufgetragen und der Pastellstift dabei wie die Reißkohle geführt. Die Uebergänge der einen Farbe in die andere können nicht durch Stifte geschehen, sondern der Künstler wischt die Farben auf dem Papier entweder mit dem Finger oder mit einem dazu geeigneten Wischer untereinander, so daß sie wie Staub auf dem Grunde zu liegen scheinen. Es steht sonach die Pastellmalerei zwischen dem Zeichnen und dem Malen und dient eigentlich nur, einen Gegenstand rasch zu fertigen. Die Pastellgemälde haben den Nachtheil, daß der Ausdruck ein vager ist und daß die Farben, vornämlich wenn das Gemälde nicht sogleich hinter Glas gestellt und vor dem Wechsel der Temperatur bewahrt wird, in kurzer Zeit verbleichen. Doch hat Rafael Mengs an einem Amor, der jetzt in der Dresdener Gallerie aufbewahrt wird, die Farben so haltbar zubereitet, daß das Gemälde noch jetzt ein frisches Farbenspiel hat Die besten Pastellmaler sind Lord Russel, La Tour, Lauriot, Mengs, Rosalba. Vgl. Günther „Praktische Anweisung zur Pastellmalerei" (Nürnb. 1792).

Pasten, deren Name vom griechischen und lateinischen Worte πάστη, pasta abgeleitet wird und eigentlich einen Mengeteig und ein daraus zubereitetes getrocknetes Gebäck in Form kleiner Täfelchen, Plätzchen bezeichnet, sind in der Kunstgeschichte Abdrücke von Gemmen. Ursprünglich sind blos solche Abdrücke, die aus Glas, Porzellanerde, Terra cotta und anderen zubereiteten Teigen abgeformt werden, Pasten; während was in Siegelwachs abgebildet wird, Abdrücke, und die Nachahmungen in Schwefel, der mit Zinnober oder einer anderen Erdfarbe vermischt wird, Abgüsse oder Souffres genannt werden. Der Sprachgebrauch faßt aber nicht blos alle genannten Arten der Abformungen unter Pasten zusammen, sondern er hat auch die in neu erfundenen Massen von Lippert, Tassié, Rabenstein u. A. gegebenen Abbildungen mit zu den Pasten gezogen. Unter den sämmtlichen Arten der Pasten sind die Gypspasten die unbrauchbarsten, weil der Gyps, wie Lippert gezeigt hat, in einiger Zeit aller Sorgfalt in Beimischung anderer Ingredienzen und in Aufbewahrung ungeachtet leicht verwittert; das Wachs wird spröde, zerbröckelt und springt, weil das Oel in einiger Zeit sich verflüchtigt und austrocknet. Die Schwefelabgüsse werden, außer dem Nachtheil, daß sie einen übeln Geruch verbreiten und nachtheilig auf nahe Gegenstände einwirken, von Hitze und Kälte leicht beschädigt und zerspringen. Die vorzüglichsten Pasten sind daher die Glaspasten, die schon den Alten bekannt waren. Die dazu gebrauchte Glasart hieß vitrum obsidianum nach dem angeblich von einem gewissen Römer Obsidius zuerst entdeckten äthiopischen marmor obsidianum, dem jene Glasart an frischer schwarzer Eisenfarbe gleich kam. Die römischen Künstler sollen in der Bearbeitung der Glaspasten viel Geschicklichkeit besessen haben; die noch übrigen Pasten derselben sind auch unter den andern antiken Glasarbeiten das Beste und Nützlichste. Einige antike Glaspasten sind in der Stoschischen, und ein ansehnlicher Vorrath in der Townleyischen Sammlung zu London. Die größte Glaspaste ist der Kameo im Museo Pio-Clementino, der Triumph des Bacchus und der Ceres, der 16 Zoll lang und 10 Zoll breit ist. Vergl. Winkelm.

Werke, S. 44 flg. Diese Kunst ging im Mittelalter nicht ganz unter, war aber von keinem Werth. Im mediceischen Zeitalter wurde das Interesse an den Glaspasten durch verschiedene Versuche wieder geweckt und belebt, aber als Geheimniß anfänglich bewahrt. Erst im 18. Jahrhundert geschah etwas Großartiges durch den Herzog Regenten Philipp von Orleans und dessen Leibarzt und Chemiker Homberg aus Quedlinburg; dazu kam die vielseitige Kunstanregung durch Mengs, Winkelmann, Caylus, welcher eine Abhandlung von dem obsidianischen Glase in den Mem. de l' acad. de insc. Bd. 30. S. 457 flg. Vgl. Panciroll de rebb. deperditt. 1, 3 herausgab; Clachant und die feine Kunstkennerin Feloix in Paris, deren Sammlung aus 1800 Stücken bestand, wie Quin in Dublin lieferten Glaspasten. Lippert in Dresden erfand eine Masse, in der er sogar, wie es gewöhnlich bei den Schwefelabgüssen ist, indem unter dem flüssig gewordenen Schwefel dieselbe Farbe gemischt wird, die der abzugießende Stein hat, die Farben der Gemmen täuschend nachahmte. Die Masse ist aber so theuer, daß eine geringe Sammlung farbiger Glaspasten damals 220 Thlr. gekostet hat. Nicht viel wohlfeiler sind übrigens die gewöhnlichen Glaspasten gewesen, ja selbst Schwefelabgüsse kosteten in Rom das Tausend 50 Ducaten. Um das Studium der Pasten allgemeiner zu machen, erfand Lippert eine Masse, die aus sächsischer Talkerde mit Hausenblase versetzt, besteht; die übrigen Bestandtheile sind unbekannt. Lippert theilte das Geheimniß seiner ihn überlebenden Tochter mit, und als dasselbe mit dieser 1807 zu Grabe gegangen war, ward es von Neuem von Rabenstein erfunden und verbessert, bis endlich Bauer demselben Geheimniß mehr Vollendung dadurch verschaffte, daß er der Masse eine größere Härte zu geben wußte. Lippert lieferte nur eine Sammlung von 3000 Pasten für 90 Ducaten und Rabenstein 3150 für 50 Ducaten. Ueber die Bauer'sche Daktyliothek s. Lindemann's werthvolles Osterprogramm vom Jahre 1829 de usu dactyliothecarum brev. disput. Zittau 4. Lippert hatte einen Vorrath von 20,000 Abdrücken, aus denen er wählte. Bei allem Vorzuge des Werkes ist das ein Nachtheil, daß man Kopien von Kopien erhält, daß außer schlechten Antiken Lippert auch neuere Gemmen für alte ansah, und daß drittens ägyptische und etruskische Stücke fehlen. Winkelmann zweifelt, daß Lippert jemals etruskische Gemmen oder Abdrücke gehabt habe. Die angekündigte neue Erfindung des Juden Daveson in Braunschweig 1779, eine bessere und wohlfeilere Masse zu Pasten zu liefern, ist nicht zu Stande gekommen, weil der Erfinder zu früh starb. Er wollte 100 Pasten für 10 Thlr. geben. James Tassié in London, aus Glasgow gebürtig, erfand eine schöne Composition von Email, sehr hart und leicht zum Formen und Poliren, und die Farben der Edelsteine nachzuahmen. Diese Masse ist edler als die Lippert'sche, aber auch theurer; eine gewöhnliche Paste kostet 8 bis 16 gGr. und nach der Größe stieg der Preis auf 1 Pfd. Strl. Tassiés ganzen Vorrath von 15,800 Stück kaufte die Kaiserin Katharina von Rußland. Ueber die weniger wichtige Erfindung Darcets siehe „Neue Erfindung, metallene Gußabdrücke mit Gyps-, Schwefel- und Siegellackformen zu machen, von J. P. J. Darcet, Münzwardein zu Paris" (Aus dem Franz. mit Vorw. Zus. und Anm. von J. L. Klüber, Tübing. 1806). Die neueste Zeit hat auch hier manche Verbesserung gebracht und in Mailand und Berlin verfertigt man ausgezeichnete Abdrücke und in Wien vortreffliche Glaspasten nach antiken Mustern.

Pastete heißt eine Leckerspeise von verschiedenartigen, meist sehr nahrhaften und pikant zubereiteten Fleischspeisen und andern Stoffen. Nach den Hauptbestandtheilen unterscheidet man Gänseleber-, Trüffel-, Fasan-, Rebhühner-, Wildpret-, Aal-, Austernpasteten u. s. w. Frankreich, die Heimath der verfeinerten Kochkunst, liefert die schmackhaftesten Pasteten. Sie werden daselbst durch eigene Pastetenbäcker gefertigt. Berühmt sind die Straßburger Pasteten, die sehr weit verführt werden.

Pasticcio heißen Gemälde oder Musikstücke, die ein Künstler in der Manier und dem Stil eines Andern verfertigt und für das Werk des nachgeahmten Originalkünstlers ausgibt. Der Maler Teniers der Jüngere besaß darin die größte Fertigkeit. Diese Kunst ist ein Zeichen großen Talentes, aber keines Genies, vergleichbar den Parodien, die auch kein Genie, nur Talent erfordern.

Pastinake (Pastinaca sativa), eine in mehreren Gegenden Deutschlands wildwachsende, durch Cultur aber sehr veredelte Pflanze, welche ihrer genießbaren Wurzel halber sowohl in den Gärten, als auf dem Felde angebaut wird. Man unterscheidet zwei Formen, die langwurzelige und die rundwurzelige oder Königspastinake. Besonders ist es die süße, gewürzhafte Wurzel, welche gebraucht wird, den Suppen Geschmack zu geben; auch ißt man sie als Gemüse. Als Viehfutter ist sie sehr geschätzt. Es läßt sich ein guter Syrup und Branntwein daraus bereiten und die Engländer verwenden sie sogar zur Darstellung von Madeira und Canariensect.

Pastorale, s. Schäferspiele.

Pastoraltheologie, die Liturgik und Pastoralklugheit in sich begreifend, hat es zunächst mit der Unterweisung des Geistlichen zu thun, den öffentlichen Gottesdienst den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Gemeinde entsprechend zu verwalten; ferner lehrt sie, was er insonderheit als Seelsorger zu thun habe, wozu ihm Beichtstuhl und Krankenbett so reiche Gelegenheit darbieten, und überhaupt nichts zu unterlassen, wozu er sich als geistlicher Wächter seiner Gemeinde, jedoch nicht aus Eitelkeit oder Herrschsucht, sondern aus reiner Liebe zu den seiner Obhut anvertrauten Seelen verpflichtet fühlt.

Pastoret, Claude Emmanuel Joseph Pierre, Marquis von, geb. Marseille 1756, Steuerkammergerichtsrath zu Paris 1781, seit 1788 Supplikenmeister, während der Revolution (1791) Minister des Innern, kurz darauf Präsident des Departements von Paris, dann erster Syndicus, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Seit Miraubeau's Tode an der Spitze der Deputirten, constituirte er die Heiligkeit der Kirche der heiligen Genoveve. Die schwärmerischen Ideen der Revolution durchdrangen auch ihn, und mit der glänzendsten Beredtsamkeit eiferte er gegen Alles, was der abstracten Freiheit, welche die Revolution realisiren wollte, im Wege stand. Als die revolutionäre Wuth sich gelegt und auch von ihm als etwas Wahnsinniges erkannt war, sprach er mit demselben rednerischen Enthusiasmus als Contre-revolutionaire gegen dasselbe Directorium, an dessen Spitze er gestanden. Zum Tode verdammt, flüchtete er sich in die Schweiz: von Napoleon 1800 zurückgerufen, wurde er Mitglied des Generalcollegiums für öffentliche Sicherheit, 1804 Professor des Rechts und 1809 Senator. Seit seiner Rückkehr bethätigte er sich stets als einen Mann von tiefer Einsicht, die er sich in der bittern Schule der Erfahrung erworben, und strenger Rechtlichkeit. Deshalb stimmte er 1814 für Napoleon's Absetzung. Ludwig XVIII. machte ihn zum Pair von Frankreich, zum Commandeur der Ehrenlegion und zum Rath der königl. Universität; dann wurde er Vicepräsident 1824 und 1829 Kanzler von Frankreich. Das letztere Amt legte er nach der Revolution von 1830 nieder, zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, nahm aber 1834 die Stelle eines Vormundes der Kinder des Herzogs von Berry an, um deren Güter in Frankreich zu bewahren. Er starb am 29. Sept. 1840. Außer mehreren Preisschriften hinterließ er eine „Théorie des lois pénales" (2 Bde., Par. 1790), eine trefflich geschriebene „Histoire de la législation des anciens" (11 Bde., Par. 1830—37); auch besorgte er die Herausgabe von Bd. 13 bis 19 der „Ordonnances des rois de France". — Sein Sohn, Amédée David, Marquis de P., geb. am 2. Jan. 1791, trat noch während des Kaiserreichs in die Verwaltung und wurde von Ludwig XVIII. zum Kammerherrn und Requêtenmeister im Staatsrath ernannt. Seine Gedichte, die zum Theil anonym herauskamen, erwarben ihm 1823 den Eintritt in die Akademie. Nach der Julirevolution zog er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und widmete sich der Literatur. Von ihm erschienen „Les troubadours", ein Gedicht (Par. 1813); „La politique de Henri IV." (1815); „Les Normans en Italie" ein Gedicht (1815); „Elégies" (1825); „La chute de l'empire grec" (1828); „Raoul de Pellevé" (1834) und „Erard du Châtelet" (1836).

Pastor fido, ein Gedicht von Guarini (s. d.).

Patagonien, das südliche Ende Südamerikas, zwischen dem Rio Negro und der Straße Magalhaens, ist von Norden nach Süden 240 M. lang, 120 M. breit und hat ungefähr 18,000 □M. Flächeninhalt. Der Bodenbildung nach zerfällt es in zwei un-

gleiche Theile, der eine steigt langsam und in parallelen Stufen von der Ostküste bis zu den Anden auf und gehört der jüngsten Sandsteinformation an, ist aber ohne Quellen und daher meist ohne Vegetation; der andere Theil ist Gebirgsland und besteht aus der nirgend über 7000 F. sich erhebenden Kette der Andes, die nach dem Stillen Meere hin, schroff abfällt und hier, durch die tiefen Buchten und Inseln an die norwegische Küstenbildung erinnert. Die Andenkette gehört dem Urgebirge an, besteht zum Theil aus den größten aller Basaltbildungen, ist oft weit hinab mit Gletschern beladen, aber reich an Wasser und theilweise gut bewaldet. Das Klima ist veränderlich, aber keineswegs kalt, überaus trocken in der Osthälfte, sehr regnerisch in den westlichen Gebirgen. Die Thierwelt scheint derjenigen der Pampas zu gleichen, mag sich aber in den trocknen Monaten aus der ganz unbewohnbaren östlichen Wüste süd- und westwärts ziehen. Die Pflanzenwelt ist nur an der Magalhaensstraße formenreicher, Bäume fehlen in der Osthälfte ganz. Bewohnbar ist das Land für Europäer nur an der Straße am Rio negro und vielleicht an einigen Küstenpunkten, indeß werden Ackerbaucolonien sich dort nie bilden können und selbst die Viehzucht nach Art der Gauchos (s. d.) wird große Schwierigkeit haben. Die Patagonier bilden einen besondern Stamm der amerikanischen Race, zerfallen in die drei Hauptvölker Aucas, Puelches und Tehuelches und sind von den Bewohnern des Feuerlandes (Pescherähs) wohl zu unterscheiden. Ihre Zahl ist nicht groß. Die Patagonier, welche seit dem 16. Jahrhundert wegen ihrer angeblichen Riesengröße bekannt waren, sind die je nach der Jahreszeit von dem Rio negro bis zur südlichen Meerenge streifenden Tehuelches. Sie sind in kleine Horden zersplittert, wild und tapfer, ziehen die Freiheit allen andern Gütern vor, bauen niemals feste Wohnungen, treiben nur wenige kleine Künste und leben theils vom Raube, theils von der nomadisch betriebenen Viehzucht; waren auch mit den Niederlassungen von Buenos Ayres fast immer im Kriege. Man schrieb ihnen ehedem 9—10 F. Höhe zu und hat diese alte Fabel sogar mit Heftigkeit verfochten. Aus den Untersuchungen der zahlreichen neuern Seereisenden, die in der Meerenge oder an der Ostküste mit jenem Volke zusammen gekommen sind, ergibt sich mit Sicherheit, daß seine Statur (6 F. 1—3 Z. engl.) im Allgemeinen zwar weit über die Mittelgröße hinausgeht, daß aber nirgend höhere Individuen gefunden worden sind. Vgl. Thom. Falkner „Beschreibung von P." (deutsch, Gotha 1785); King, Fitzroy und Darwin „Voyage of the Beagle etc." (4 Bde., Lond. 1839) und d'Orbigny „Voyage dans l'Amérique méridionale" (Bd. 2, Par. 1838).

Pataten, richtiger Bataden nach dem spanischen Batadas (engl. sweet potatoe), heißen die großen Wurzelknollen einer in allen tropischen Ländern, jetzt auch in Südspanien und der Provence angebauten Windenart (Convolvulus Batatas). Sie wiegen oft einige Pfund, sind durchaus mehlig, völlig süß, kommen in weißen, dottergelben und sogar violetten Spielarten vor, geben eine ebenso angenehme als nahrhafte Speise, sind sehr leicht zu cultiviren und tragen reichlich. Man pflegt sie nur gekocht zu essen und hat noch nicht versucht aus ihnen Satzmehl im Großen zu gewinnen. Von Westindien und aus dem Süden der Vereinigten Staaten bringt man sie oft nach England und auch nach den deutschen Häfen. Das deutsche Klima verträgt die Pflanze nicht.

Patent, aus dem lateinischen litterae patentes d. h. offener Brief, bedeutet bald ein Anstellungsdiplom, besonders zu einer Officierstelle, bald das von einer Behörde ausgestellte schriftliche Privilegium, durch welches der Erfinder einer neuen Entdeckung im Gewerbswesen auf eine gewisse bestimmte Zeit berechtigt wird, die Vortheile seiner Entdeckung ausschließend zu genießen. Durch solche Bevorrechtungen wird der Entdeckungsgeist angeregt, sowie der Erfinder für seine frühern Opfer, die er den Versuchen bringen mußte, einigermaßen belohnt. Dabei muß die Regierung vorsichtig sein, damit sie nicht zu viele Patente ausgebe und nicht dadurch, daß sie neue Erfindungen bevorrechte, die Gewerbefreiheit hindere. Hat aber Jemand eine neue und von guten Folgen für das Volk begleitete Erfindung gemacht, so verordnet das Patent, Niemand dürfe innerhalb des Staates, von dem das P. ausgeht, den erfundenen Gegenstand verfertigen und in den Verkehr bringen. Die Waaren, auf die der Erfinder privilegirt ist, werden alsdann Patentwaaren genannt

und insofern man ihnen eine besondere Güte zuschreibt, erhalten die vorzüglichsten auch den Namen Patentwaaren, wenn gleich ihr Verfertiger nicht patentisirt ist; daher Patentfedern, Patentpapier, Patentknöpfe u. A. In denjenigen deutschen Staaten, wo mit Aufhebung der Gilden und Zünfte eine allgemeine Gewerbesteuer eingeführt ist, heißt Patent der Erlaubnißschein, den Jeder, der ein Gewerbe treiben will, von der Obrigkeit gegen Bezahlung der vorschriftmäßigen Steuer (s. Gewerbesteuer) einlösen muß und ist mithin der Gewerbeschein. Noch wird unter Patent die öffentliche Bekanntmachung der Besitznahme eines neuerworbenen Landes verstanden (Besitzergreifungspatent). Dieses letztere unterscheidet sich von dem ihm ziemlich gleichbedeutenden Manifeste (s. d.), daß es an die Landesbewohner, während das Manifest an eine auswärtige Macht gerichtet ist.

Patentsteuer, s. Gewerbsteuer.

Patera hieß bei den Römern eine flache, runde, gewöhnlich mit Griff oder Henkel versehene Schale aus Thon oder auch aus Metall, die häufig durch Bildnerei und Malerei verziert war und deren man sich beim Opfer, besonders zur Libation, dem Spenden des Trankopfers, bediente. Das verwandte Wort Patina bezeichnet eine Eßschüssel, das deminutive Patella ein dergleichen kleineres Gefäß, ein Tellerchen, auch ein solches, in welchem vor die Götter des Hauses und der Familie, die Penaten und Laren, Speise gesetzt wurde, weshalb diese auch wohl Patellarii benannt werden.

Paternoster, (lat.) das Vaterunser, wie es von Jesu, Math. 6, 9—13, seinen Jüngern als Gebet gegeben wurde. Dann heißt es jede 10. größere Kugel an dem Rosenkranze, bei welcher ein Vaterunser gebetet wird; davon dann der Rosenkranz (s. d.) selbst. — Das Paternosterwerk in der Wasserkunst ist eine von den Holländern zuerst in Europa gebrauchte Maschine, die sie von den Chinesen kennen gelernt haben sollen, durch welche in an einander gereihten, mit Haaren ausgestopften ledernen Kugeln und Röhren das Wasser aus der Tiefe gezogen wird. Jetzt kommt es fast gar nicht mehr in Anwendung.

Pater patriae, d. h. Vater des Vaterlandes, war bei den Römern ein Ehrentitel, dem man einen sehr hohen Werth beilegte, da er nur solchen Männern ertheilt wurde, die sich um das Wohl und die Rettung des Vaterlandes zur Zeit der größten Gefahr außerordentlich verdient gemacht hatten. Der Erste, dem diese Auszeichnung zu Theil wurde, war Cicero, nachdem er im Jahre 62 v. Chr. durch die von ihm durchgesetzte Hinrichtung eines Theils der Verschwornen des Catilina die Stadt Rom vom Untergange befreit hatte. Später erhielt Cäsar nach Unterdrückung der Pompejaner im Jahre 45 v. Chr. diesen Titel als förmlichen Zunamen, ein Umstand, der seinen Unwillen erregte. Ueberhaupt bezeichneten die Römer in der frühesten Zeit mit dem Plural Patres die der Sage nach schon von Romulus als Väter des Volkes erwählten Senatoren, mit Rücksicht auf ihr Alter und ihre größere Erfahrung.

Pathen oder Taufzeugen wurden schon früh jedem Täuflinge beigegeben, theils um für denselben die bei der Taufe vorzulegenden Fragen zu beantworten, theils nur um die religiöse Bildung desselben vor und nach der Taufe zu überwachen. Bei Kindern waren in der Regel die Aeltern selbst Taufzeugen, auch wurde nur ein Pathe, je nach dem Geschlechte des Täuflings für nöthig erachtet. Auch das Eintragen der Pathen in die Kirchenbücher war schon frühzeitig Sitte und wurde nachmals vom Concil zu Trient um so mehr eingeschärft, weil man zwischen Täuflingen und Taufzeugen ein ehehinderndes Verwandtschaftsverhältniß (cognatio spiritualis) annahm. In der protestantischen Kirche war früher blos dem Adel eine unbegrenzte Zahl von Pathen gestattet; Bürgerliche mußten, wenn sie mehr als drei zuziehen wollten, Dispensation lösen. Die früher sehr gewöhnlichen Pathenbriefe, welche einen frommen Wunsch des Taufzeugen enthielten, kommen nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande vor, ebenso das sogenannte Pathengeld, das zugleich mit dem Pathenbrief in das Bett des Kindes gesteckt wird.

Pathogenie, ein dem Griechischen entnommener Ausdruck, bezeichnet eigentlich die Krankheitsentstehung, bedeutet aber bei den Medicinern die Lehre von dem Ursprung

der Krankheiten. Sie ist ein Theil der Pathologie und hat die Aufgabe, im kranken Organismus alle Störungen der einzelnen Functionen, die durch die Krankheiten herbeigeführten Veränderungen der Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber auch die freiwillige Heilkraft der Natur darzustellen. Wie die P. von der Aetiologie und Symptomatologie unterschieden ist, wird in dem Artikel Pathologie bezeichnet. Vgl. Hufeland's „Ideen über Pathogenie" (Jena 1795) und Rau „Grundlinien der Pathogenie" (Frankf. 1834).

Pathognomie oder Pathognomik, hat eine doppelte Bedeutung, entweder bezeichnet sie die Kunde von den Zeichen des Leidens und der Krankheit (daher symptomata pathognomica) oder die Kunde von den Aeußerungen jeder bestimmten Gemüthsbewegung, wie sie sich im Gesicht, in der Haltung des Körpers, im Gange, im Gesticuliren u. s. w. ausdrückt. Der diese Zeichen studirt und zu deuten unternimmt, heißt Pathognom. In der Heilkunde nimmt die Pathognomik einen bedeutungsvollen Platz ein, weil viel darauf ankommt, daß der Arzt sogleich am Aeußern des Kranken erkenne, woran er vorzüglich leide. In dieser Beziehung fällt aber Pathognomik mit der üblichern Diagnose (s. d.) fast zusammen, ist aber doch darin von dieser verschieden, daß sie, nachdem die Diagnose das eigentliche und wesentliche Leiden erkannt hat, unternimmt, die Krankheitszeichen zu deuten. Die Pathognomik ist aber auch als ein Theil der Mimik betrachtet worden, insofern sie überhaupt die Lehre von Affecten, wie sie sich im Aeußern darstellen, umfaßt. Hier ist sie besonders wichtig für die darstellenden Künstler, wenn sie die verschiedenen Leidenschaften der Menschen, sei es mit dem Meisel oder mit dem Pinsel, in Erz oder sonst wie darstellen wollen. Vergl. Physiognomik.

Pathologie, ein griechisches Wort, bezeichnet in der Reihe der medicinischen Wissenschaften die Lehre von der Krankheit, von deren Wesen und mannichfachen Verhältnissen. Sie wird eingetheilt in die allgemeine oder Theorie der Krankheit, und ist derjenige Theil der Heilkunde, welcher zu einer vernunftgemäßen Erkenntniß der Krankheit führt und das Wesen derselben, ihre Entstehung und Folgen im Allgemeinen darstellt. Die besondere oder specielle Pathologie betrachtet dagegen die einzelnen Krankheiten, in sofern sie unter bestimmten Gestalten in der Wirklichkeit erscheinen. In sofern die P. sich mit der Darstellung der Krankheitserscheinungen oder Symptome, zweitens mit der Lehre von der Entstehung der Krankheit aus bestimmten ursächlichen Verhältnissen und drittens mit der Nachweisung des Wesens der Krankheit befaßt, wird diese Wissenschaft in drei Hauptabschnitte zerspalten, nämlich in Symptomatologie (s. d.), Aetiologie und Pathogenie (s. d.). Die Geschichte der Pathologie fällt mit der der Medicin zusammen, so daß die eine ohne die andere nicht behandelt werden kann. Vgl. Stark's „Allgemeine Pathologie oder Naturlehre der Krankheit" (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1844 bis 45), worin auch die nöthigen geschichtlichen Angaben und die Literatur enthalten ist. Das Adjectivum pathologisch wird theils objectiv, theils subjectiv gebraucht und bezeichnet entweder einen Gegenstand, der seinem (krankhaften) Wesen nach von der Krankheitslehre behandelt werden muß, oder eine Sache, welche sich mit derartigen Gegenständen beschäftigt. In ersterm Sinne nennt man solche Zustände, Erscheinungen, Zeichen etc. pathologisch, welche nicht in der normalen Beschaffenheit eines Organismus, sondern in dessen Abweichung von derselben begründet sind, in letztern spricht man von pathologischen Wissenschaften, deren man in der neuern Zeit besonders zwei, die pathologische Anatomie und die pathologische Chemie, mit besonderm Eifer ausgebildet hat, weil sie am sichersten a posteriori zu Erkenntniß der Krankheiten und Auffindung der geeignetsten Mittel gegen sie führen. Die pathologische Anatomie sucht die durch Krankheit bewirkten Veränderungen der Form zu erforschen, die pathologische Chemie dagegen die während einer Krankheit sich zeigenden Abweichungen der Zusammensetzung und Mischung genauer zu ermitteln. Beide gehören also eigentlich zu der Symptomatologie; doch können auch sie nicht alle pathologische Erscheinungen erklären, weil der Uebergang vom Materiellen zum Dynamischen auch für sie unmöglich sein wird; eine

pathologische **Dynamik** (s. d.) aber wohl nie zu einer positiven Wissenschaft werden kann, sondern stets nur zu den hypothetischen zu rechnen sein wird. Um die pathologische Anatomie haben sich besondere Verdienste erworben **Morgagni** (s. d.), Ludwig, Baillie, Conradi, Bichet, Voigtel, Otto, Meckel, Albers, Andral, Froriep, Hope, Lobstein, Rokitanski, Hasse, Bock und Vogel; die pathologische Chemie haben vorzüglich bearbeitet Heinefeld, Simon, Andral, Lehmann. (S. **Humoralpathologie** und **Neuropathologie**).

Pathos (griech: Gefühl, Affect, Leidenschaft) heißt im weitern Sinne Alles, was Gemüthsbewegungen erregt, im engern Sinne aber nur dasjenige, was stärkere und edlere (das Gemüth erhebende) hervorbringt. Das Pathetische in diesem Sinne ist daher mit dem Erhabenen und Feierlichen verwandt. Von Reden und Gedichten dieser Art sagt man aber, daß P. in ihnen sei. Ist aber dieses nicht eine Folge der innern Bewegung des Redners oder Dichters, sondern blos durch die Kunst hervorgebracht, so heißt es erkünstelt und falsch. Dieses falsche Pathos macht die Rede leicht schwülstig und frostig, erkältet das Gemüth, statt es zu erwärmen, und reizt bei großer Uebertreibung sogar zum Lachen. — Wenn das Pathetische dem **Ethischen** entgegengesetzt wird, so bezeichnet jenes das, was Sache des bloßen Gefühls, dieses das, was Sache des Willens ist. Legt man also einem Kunstwerke mehr Pathos als Ethos bei oder umgekehrt, so sieht man hauptsächlich darauf, ob bei der Darstellung des Innern im Menschen das physische oder das moralische Element unserer geistigen Thätigkeit mehr hervorgehoben ist. Fehlte eins von beiden gänzlich, so wäre die Darstellung fehlerhaft, weil sie einseitig wäre, indem der Mensch alsdann entweder als ein rein sinnliches oder als ein rein vernünftiges Wesen erscheinen würde.

Patkul, Johann Reinhold von, ein Liefländer, geb. 1660 zu Stockholm, wurde einer der kühnsten Vertheidiger der Rechte des liefländischen Adels, als dieser bei der Strenge, mit welcher Karl XI. seine 1680 beschlossene Reduction der Krongüter auch in Liefland durchzuführen anfing, den gänzlichen Verlust seiner Freiheiten und Vorrechte befürchten mußte, legte aber dadurch auch zugleich den Grund zu seinem künftigen Unglücke. P. war damals schwedischer Capitän und ging 1689 an der Spitze einer Deputation der liefländ. Ritterschaft nach Stockholm, um den König durch mündliche Vorstellungen zu einem milderen Verfahren zu bewegen. Man wurde mit leeren Versprechungen abgewiesen und P. faßte deshalb 1692 im Namen des Adels ein neues Bittschreiben ab, bat um Linderung der traurigen Lage Lieflands, fügte aber zugleich einige höchst bittere Bemerkungen bei, fiel deshalb beim schwedischen König in Ungnade und wurde 1693 zur Verantwortung nach Stockholm beschieden. Streitigkeiten mit seinem Obristlieutenant nöthigten ihn unterdeß nach Kurland zu flüchten. Von hier aus bat P. um sicheres Geleit nach Stockholm, sah dort aber bald, daß das Resultat der über ihn verfügten Untersuchung nicht günstig ausfallen würde, und ging 1694 nach Kurland zurück, bat von hier aus den schwedischen König Karl XII. nochmals um Gnade, wurde aber als Theilnehmer an den liefländischen Angelegenheiten, wegen Streitigkeiten mit seinem Obristlieutenant und wegen seiner Flucht nach Kurland verurtheilt, die rechte Hand zu verlieren, für infam erklärt und hingerichtet zu werden. P. ging deshalb nach Sachsen, von hier in die Schweiz, wo er einige Zeit unter dem Namen Fischering lebte und 1697 nach Frankreich, von wo aus er durch Vermittelung des sächsischen Gen. Lieut. Flemming als Geh. Rath (1698) in sächsische Dienste trat. Wie viel oder wie wenig P. an dem damaligen Plane August's, Liefland wieder mit der polnischen Krone zu vereinigen, Theil hatte, ist noch nicht erwiesen, indeß arbeitete P. bald darauf mit Carlowitz zu Petersburg insgeheim an einem Bündnisse gegen Schweden, obwohl er für seine Person stets zum Frieden gerathen zu haben bis an seinen Tod versicherte. Dieser Umstand, sowie der mißlungene Versuch, die liefländische Ritterschaft auf August's Seite zu bringen, hatten zur Folge, daß P. als Hauptursache der 1700 erfolgten Kriegserklärung gegen Schweden von Schweden für einen Verräther angesehen wurde. Seine Vertheidigungsschrift, welche zu Leipzig 1701 erschien, wurde in Schweden öffentlich vom

Henker verbrannt. Dadurch aber, daß P. mit Genehmigung des Czars, Peter des Ersten von Rußland, dasselbe mit den wider ihn erschienenen schwedischen Schmäh- und Gegenschriften vornahm, mußte er nur die Rache Karl's noch mehr gegen sich entflammen. Sein gespanntes Verhältniß mit Flemming bewog P. in russische Dienste zu gehen. Unter dem Titel eines Generalkriegscommissarius machte er zum Anwerben deutscher Truppen mehrere Reisen ins Ausland, brachte zwischen dem Czar und August 1703 eine noch engere Verbindung zu Stande und folgte dem Letztern 1704 als russischer Gesandter nach Dresden. Hier gefiel es ihm nicht, und er erhielt vom Czar auf sein Ansuchen als Generallieutenant das Commando über ein Hülfscorps. Mit diesem eroberte er die Südseite von Warschau, belagerte Posen, zog sich aber bei Annäherung Karl's nach Sachsen zurück. Hier arbeitete man jetzt an einem Frieden mit Schweden. August wollte der polnischen Krone entsagen, und P. ward um seine Meinung gefragt, entgegnete jedoch auf des Königs Anfrage nichts als bittere und beleidigende Aeußerungen über schlechte Finanzverwaltung, unlautere Politik, schlechtes Ministerium u. s. w. Dieses Betragen trug zur spätern Verhaftung P.'s viel bei. Denn so beleidigend es auch für August war, so wurde dieser jetzt durch seine mißliche Lage zu einem gemäßigten Betragen gezwungen und seine Verbindung mit P. blieb unverändert. Um diese Zeit erschien auch P.'s Schrift: „Echo“, oder eine gründliche Vertheidigung seiner Unschuld gegen die schwedischen Beschuldigungen; allein auch diese konnte nur den schwedischen Haß noch mehr gegen P. erbittern, da auch sie die gröbsten Beleidigungen gegen das schwedische Ministerium enthielt. Die Zusammenkunft des Czar (Dec. 1705) zu Grodnow mit König August entschied endlich über P.'s Schicksal. P. wurde kurz darauf eines Abends in Verhaft genommen und nach der Festung Sonnenstein und von da auf den Königsstein abgeführt. Die Ursachen seiner Verhaftung, welche der sächsische Hof angab, waren hauptsächlich: P.'s verdächtige Correspondenz mit Schweden, seine Beleidigungen und Verleumdungen gegen König August, seine geheime Verbindung mit dem kaiserlichen Gesandten, nach welcher P. 4000 russische Truppen aus sächsischen Diensten in römisch kaiserliche habe bringen wollen, und endlich eine versuchte Trennung Peters und Augusts. Mag diese Verhaftung, wie P. selbst bis an seinen Tod behauptete, blos eine Folge persönlicher Beleidigungen August's und seiner Minister gewesen sein, so viel ist indeß gewiß, daß P., wäre er stets den Weg strenger Rechtlichkeit gegangen, einem Unglück hätte ausweichen können, worein er durch Stolz, Gefallen an Intriguen und seine nicht immer auf rechtliche Grundsätze sich stützende Freimüthigkeit gestürzt wurde. Der am 24. Sept. 1706 zu Altranstädt geschlossene Friede zwischen Karl XII. und August machte auch die Auslieferung P. an die Schweden zur Bestrafung zu einem der Hauptartikel. Allgemein versichert man, August habe P. Gelegenheit zur Flucht geben wollen und deshalb einen geheimen Befehl an den Festungscommandanten geschickt. P. aber sei an seinem Unglücke selbst Schuld gewesen, habe dem Commandanten ein Lösegeld verweigert, und die Schweden seien während dieses Handels angekommen, P. von ihnen fortgeführt worden u. m. A. Auf eine Kanone gebunden wurde P. aus Sachsen nach Polen geführt, bei Casimir ein Kriegsgericht über ihn gehalten, er in Folge desselben als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Oct. 1807 auf das Grausamste von unten auf gerädert und geviertheilt. Zwar hatte sich der Czar von Rußland bei allen Höfen über die Verhaftung P.'s als eine Verletzung des Völkerrechts, beschwert; ohnerachtet aber gewiß P.'s Befreiung in Peters Gewalt lag, so geschah dennoch kein nachdrücklicher Schritt, und man muß jene Klagschriften blos für leeres Ceremoniell halten. So mußte P. als unglückliches Opfer der Politik fallen, obgleich der Titel eines russischen Gesandten seine Person hätte unverletzlich machen sollen. Karl XII. urtheilte blos streng gehandelt zu haben, während die Welt vor seiner Grausamkeit sich entsetzen mußte. Als König August II. wieder zum Besitz der polnischen Krone gelangt war, wurden P.'s Gebeine 1713 gesammelt und nach Warschau gebracht.

Patmos, eine kleine, zu den Sporaden gehörige Felseninsel im Aegeischen Meere, von ungefähr 10 Meilen im Umfange, südlich von Ithaka, jetzt Patino, ist als Ver-

bannungsort des Apostels **Johannes** (s. d.) denkwürdig, der hier unter einem Baume seine Offenbarung geschrieben haben soll. Noch jetzt findet sich daselbst auf dem Gipfel eines Berges ein Kloster des heiligen Johannes, welches eine Bibliothek und Münzsammlung besitzt. Vgl. Roß „Reisen auf den griech. Inseln des Aegeischen Meeres" (Bd. 2, Stuttg. und Tüb. 1843); über die in P. aufgefundenen Inschriften vgl. ebenfalls Roß in den „Inscriptiones graec. ineditae" (Bd. 2, Athen 1842).

Patras, italienisch Patrasso, ist das Paträ der Alten, welches eine der zwölf Städte Achaias im Peloponnes war und, durch seine Lage begünstigt, lebhaften Handel betrieb. In der Nähe der Stadt war ein heiliger Hain des Apollon und ein Cerestempel, und vor demselben ein geachteter Quell, wo Göttersprüche ausgetheilt wurden. Das Orakel wurde auf folgende Weise gefragt: man ließ einen Spiegel bis auf die Oberfläche des Wassers hinab und zog ihn wieder in die Höhe. Während der Zeit brachte man der Göttin unter Gebeten Weihrauchopfer. Nach den Figuren, die das Wasser auf der Fläche des Spiegels bezeichnet, wurde auf den Ausgang der Krankheit — es war diätetische Quelle — geschlossen. In den ältesten Zeiten hieß sie Aroe. Augustus machte die Stadt zur römischen Colonie und zu einem Haupthandels- und Waffenplatz der Römer. Daher führt sie auf ihren Münzen die Buchstaben: Col. A. A. P. d. h. colonia Augusta, Aroe Patrensis. Auch Nero verschönerte die Stadt durch großartige Gebäude; ihr Odeon soll nur dem Athenischen an Geschmack und Kunst in Anlage und Ausführung nachgestanden haben. Im Mittelalter ziemlich im Flor erhalten, kam sie unter die Herrschaft der Despoten von Morea und wurde 1408 an die Venetianer verkauft, 1450 von dem Paläologen Konstantin ein ganzes Jahr lang belagert, dann wechselsweis von Türken und Venetianern eingenommen, bis es die Türken 1716 behielten und zur Hauptstadt eines gleichnamigen Kantons im Sandschak Morea machten. Doch schon 1770 eroberten und verloren es wieder die Russen und Mainotten, und 1772 verbrannten die Russen in dem nahe gelegenen Busen die Flotte der Türken. Die Stadt ist seit Augustus ziemlich befestigt durch gute Mauern und eine Citadelle, und ungeachtet der ungesunden Gegend leben die Bewohner, 7000 an der Zahl, meist in gutem Wohlstande, den der Handel erhält und durch den die Nachtheile des Krieges bald ausgeglichen wurden. Unruhen in Patras gaben Veranlassung zum Ausbruche des Freiheitskampfes, in Folge dessen die Stadt verbrannt wurde 1821, und fast ununterbrochen dauerte in und um die Stadt der Kampf fort, bis der General Schneider die Stadt 1828 für Griechenland in Besitz nahm und dem neu errichteten Königreich einräumte. Seit dem Frieden ist Patras sehr in Aufnahme gekommen. Es ist jetzt der gewöhnliche Landungsplatz aller derer, die aus Italien oder dem adriatischen Meere kommen; denn wenn gleich sein Molo noch nicht construirt und sein Gewässer für die Schiffe nur etwa bei guter Verankerung sicher ist, so zieht man es doch den Lagunen des benachbarten Missolunghi und der Rhede des berühmten, jetzt ganz unwichtig gewordenen Lepanto vor, die kahl und felsig ist und blos hellenischen Fischern noch eine Zufluchtsstätte darbietet. Die Rhede von Patras ist immer gefüllt von Handelsfahrzeugen Großbritanniens, Frankreichs und Oesterreichs, welche Staaten dort ihre Consuln haben. Ueber das alte Paträ s. Leake's „Travels in the Morea" (Bd. 2, Lond. 1830) wo eine Beschreibung der noch vorhandenen Ueberreste zu finden ist.

Patriarchen (aus den Griechischen), ein in der ersten christlichen Kirche den vornehmsten Bischöfen beigelegter Titel, stammt von den Juden her, bei welchen zuerst die Familienhäupter, dann die drei Stammväter des jüdischen Volks (Altväter, Erzväter) Abraham, Isaak und Jakob, und nach der Zerstörung Jerusalems die Vorsteher der Judenschaft (der Sanhedrins) bei den in Vorderasien zerstreut lebenden Juden, zu Tiberias in Palästina und zu Babylon in Persien, so hießen. Das Patriarchat für die in Westasien lebenden Juden zu Tiberias wurde 429 durch ein Gesetz des jüngern Theodosius aufgehoben und das Patriarchat zu Babylon für das östlichere Asien hörte 1038 auf. — Seit dem Anfange des 5. Jahrhunderts führten in der Kirche diesen Namen die Bischöfe zu Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Konstantinopel und zu Rom und verbanden damit

das Recht, die Kirche und die Geistlichen zu beaufsichtigen, die Metropoliten zu ihren Stellen zu weihen, auch in Kirchenversammlungen den Vorsitz zu führen u. dergl. Auch andere angesehene Bischöfe führten eine Zeitlang diesen Titel, aber ohne die erwähnten Vorrechte zu haben. Die schismatischen Kirchen, die abyssinische, die armenische, die Jakobiten und Menoniten nannten ihre Vorsteher ebenfalls Patriarchen, doch wurden dieselben von der katholischen Kirche nicht als solche anerkannt. Während der Herrschaft der Gothen in Italien wurde der Bischof zu Aquileja Patriach genannt, und die Päpste ließen ihm diesen Titel, bis 1750 sein Bisthum in die Erzbisthümer zu Udine und Görz (später Laibach) aufgelöst wurde. Der Erzbischof von Venedig hatte ebenfalls diesen Titel, aber ohne die Vorrechte. Der König von Portugal, Johannes IV., erhob den Erzbischof von Lissabon zum Patriarchen, und Papst Clemens XI. bestätigte ihm 1715 diese Würde mit den Rechten über ganz Portugal. — Von den oben erwähnten eigentlichen Patriarchen wurde der römische seit dem 6. Jahrhundert Papst genannt. Die 3 P. zu Alexandrien, Antiochien und Jerusalem verloren durch die Saracenen ihren Einfluß. Der P. von Konstantinopel blieb nach der Eroberung durch die Türken 1453 das Oberhaupt der griechischen Kirche mit dem Titel ökumenischer (allgemeiner) P., er wurde von dem Sultan ernannt und erhielt den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen. Die russische Kirche machte sich im 16. Jahrhundert von dem P. zu Konstantinopel unabhängig, setzte zu Moskau sich einen eigenen P., der von Jerusalem und Alexandrien anerkannt und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts von dem P. zu Konstantinopel ernannt und bestätigt wurde. Peter der Große hob dies Patriarchat auf und setzte dafür eine heilige Synode ein, die 1721 in Kraft trat. — Patriarchalisch heißt Alles, was auf die Stamm- oder Erzväter des jüdischen Volkes, auf ihre Zeit, ihre Sitten und ihre Lebensart Bezug hat und bezeichnet die Würde, das Ansehn, die Güte und Milde, die Einfachheit und Reinheit der Sitten, wie man es bei jenen Altvätern zu denken gewohnt ist.

Patricier, waren ursprünglich die ältesten freien Bürgerfamilien Roms, die aber nach Begründung der Plebs den Adelstand im Gegensatze des gemeinen freien Bürgers bildeten, sowohl unter den Königen, als auch noch im Anfange der Republik bedeutende Vorrechte hatten und die herrschenden Familien bildeten. In den Königszeiten und dem ersten Jahrhundert der Republik hatte der Patricier allein das Vollbürgerrecht (civis optimo jure) und behauptete eine Geschlossenheit von 300 Geschlechtern, welche alle Aemter des Staats besetzten und die Einkünfte der Staatsländereien (ager publicus) genossen. Aus jedem Geschlechte wurde Einer erlesen in den Staatsrath, daher hatte der Senat ursprünglich 300 Mitglieder. Die besten Aufschlüsse gewährt hierüber Niebuhrs Römische Geschichte. Allein die Plebejer suchten ihnen diese Vorrechte nach und nach zu entreißen, wodurch ein unseliger und hartnäckiger Kampf zwischen beiden Parteien entstand, in welchem doch endlich die Patricier den Forderungen ihrer Gegner nachgeben mußten. So wurden durch das Gesetz des Canulejus, 445 v. Chr., die bisher verbotenen Heirathen zwischen den Ständen frei gegeben; die Tribunen Licinius und Sextius verschafften den Plebejern die Theilnahme am Consulate, 366, und bis 300 v. Chr. waren alle übrigen Ehrenämter, sowie auch die Priesterthümer den Plebejern zugänglich bis auf die unbedeutenden Würden des Interrex, Rex sacrorum und Flamen Dialis, die nur von Patriciern bekleidet werden konnten. Durch den Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege und die Einrichtung des Kaiserthums wurde das Ansehn der Patricier mehr und mehr geschwächt und zuletzt verschwand fast aller Unterschied der Stände. Seit Konstantin dem Großen war die Würde eines patricius die höchste im Reiche, und der dazu Ernannte stand noch über dem praefectus praetorio. Unter den Karolingern war mit dieser Würde die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet, sowie der Schutz des päpstlichen Stuhls verbunden. Karl der Große nahm selbst den Titel eines römischen Patricius an, und Heinrich IV. setzte als solcher den Papst Gregor VII. ab. Im Mittelalter und in der neuern Zeit hießen gewisse adelige Familien in den Reichsstädten und der Schweiz Patricier, die man aber von dem Hof- und Landadel unterschied. Sie hatten das ausschließliche Vorrecht zu

den Rathsstellen in den Reichsstädten und bildeten eine geschlossene Familienaristokratie.

Patrick (Patricius), ein katholischer Kirchenheiliger und der Apostel Irlands, wurde 372 zu Banaven Tabernä in Schottland, im heutigen Flecken Kill-Patrick, von vornehmen Aeltern geboren, die angeblich aus der Bretagne stammten und ihn im Christenthum erzogen. Im Alter von 16 Jahren entführten ihn mit einigen Knechten seines Vaters wilde Seeräuber nach Irland, wo er das Vieh hüten mußte. Erst nach 6 Jahren gelang es ihm, sich durch die Flucht zu retten, wo er nun mehrere Jahre im Hause seiner Aeltern lebte und von Visionen getrieben, den Entschluß faßte, als Apostel der Kirche aufzutreten. Nachdem er die Weihen als Priester und Bischof erhalten, ging er nach Irland zurück und begann mit außerordentlicher Beharrlichkeit unter großen Gefahren und Hindernissen die Verkündigung des Evangeliums. Von dem Sohne eines bekehrten Häuptlings, Benen oder Benignus, unterstützt, gründete er viele Gemeinden, Kirchen und Klöster und richtete ein völliges Kirchensystem ein, dessen erzbischöflichen Sitz er später nach Armagh verlegte. Auch lehrte er den rohen Iren die Schreibekunst und legte unter ihnen den Grund zu wissenschaftlicher Bildung, indem er Klosterschulen stiftete, wo bald die Gelehrsamkeit emporblühte, und zu denen aus allen Ländern Europas Schüler herbeiströmten, die sich hier für das christliche Apostelamt bildeten. Im hohen Alter überließ er die Verwaltung seinem Coadjutor Benignus und beschäftigte sich mit der Abfassung eines frommen Werks „Confessio", das auch Andeutungen über sein Leben enthält. Sein Todesjahr, wie überhaupt die Geschichte seines Lebens, wird sehr verschieden berichtet; wahrscheinlich starb er 483. Die Schriften, welche man ihm beilegt, gab zuerst mit kritischen Anmerkungen versehen, Wilkins (Lond. 1656) heraus. König Georg III. stiftete am 5. Febr. 1783 für Irland den Orden des heiligen Patrick, dessen Großmeister der jedesmalige Vicekönig von Irland ist. Als Ordenszeichen gilt ein länglich runder, weißer Schild, auf dem sich ein rothes Patrickkreuz und drei Kleeblätter mit drei Kronen befinden. Der Schild wird über die rechte Schulter, an der linken Brust aber ein achtstrahliger Stern von Silber getragen. Für Ordensfeierlichkeiten ist ein besonderer Anzug vorgeschrieben.

Patrimonialgerichtsbarkeit, entgegen der landesherrlichen, ist die, welche auf Erbgrundstücken haftet und sich über Land und Leute erstreckt, welche Erbzins, Lehen an den Gutsherrn zu zahlen und Frohndienste zu thun verpflichtet sind. Gemeiniglich ist es die niedere Gerichtsbarkeit, die sich mit den bürgerlichen Verhältnissen der zum Patrimonio Gehörigen beschäftigt, seltener die bei weitem auch kostspieligere höhere über Leben und Tod, die in der Regel nur den landesherrlichen Behörden höherer Instanz zusteht. Nicht römischen, sondern deutschen Ursprungs ist dieselbe; ihr Dasein verdankt sie dem Wechselverhältniß der Grundherren als Patrone ihrer Leibeigenen und Schützlinge, oder auch den alten Gemeinde- und Markverfassungen. Die Patrimonialgerichte stehen gleich andern öffentlichen Instituten unter strenger Aufsicht der landesherrlichen Behörden und entscheiden auch nur nach den allgemeinen Landesgesetzen. Da nun selten die Besitzer solcher mit Patrimonialgerichtsbarkeit ausgestatteten Güter Juristen vom Fach sind, so verwalten dieselbe Rechtsgelehrte unter dem Namen Gerichtsdirectoren, Gerichtshalter u. s. w., welche vom Staate geprüft, vereidigt und confirmirt, aber nicht nach Gutdünken vom Gutsbesitzer ein- und abgesetzt werden können. Zwar haben sich viele Stimmen laut über den Nutzen oder Schaden dieser Institute vernehmen lassen, und geleitet von der Ueberzeugung, daß nur eine harmonische Gerichtspflege nützen könne, und daß der Landesherr allein mit den unter seiner unmittelbaren Controle stehenden höhern und niedern Collegien zur Ausübung richterlicher Pflichten befugt sei, die Aufhebung der Patrimonialgerichte empfohlen. Wenn man noch nicht ernster darauf gedrungen hat, so liegt der Grund wohl darin, daß die gegenwärtige Staats- und Justizverwaltung dem Volksgeiste zu fremd ist, so daß Niemand aufrichtig den Wunsch hegt, diesem bereits culminirenden Systeme noch ausgedehnteren Spielraum zu verschaffen. Sollte die Einrichtung von Geschwornengerichten, mit denen man

endlich den Anfang gemacht hat, der gesammten Justizverwaltung zum Grunde gelegt werden, so fällt die P. auch von selbst weg.

Patrimonium Petri. Gleichwie die römischen Kaiser ihr Vermögen Patrimonium, d. i. Erbgut nannten, so hießen die Kirchengüter Patrimonia der Heiligen, denen die Kirchen geweiht waren. So wurde früh schon das Besitzthum der röm. Kirche, das später durch Schenkungen anwuchs, Patrimonium St.-Petri genannt.

Patriotismus. Patriot, früher gleichbedeutend mit Landeseingeborner, nennen wir den Mann, welcher das Bürgerrecht in einem Lande erlangt hat und dessen Vortheile genießt, deshalb sein Glück und seine Wohlfahrt mit denen des Vaterlandes innig verbunden betrachtet, und mit Hintansetzung seines eigenen Wohles Friede und Ordnung im Vaterlande zum allgemeinen Segen zu erhalten, aus allen Kräften strebt. Eigennutz und stete Berücksichtigung seines Vortheils ist dem Patrioten fremd, in der Sicherung und Förderung des allgemeinen Besten erkennt er sein und der Seinen Wohl; mit aufopfernder Liebe ist er bereit, Aufruhr und Zwietracht mit kräftiger Hand zu unterdrücken, der Unordnung zu wehren und das Band der Eintracht um Bürger eines Landes fester zu schlingen. Solche Gesinnungen spricht er bei jeder Gelegenheit aus, sie denkt und nach ihnen handelt der Vaterlandsfreund und gibt im Gegensatze zum Volksverführer und Vaterlandsfeinde seine Vaterlandsliebe, seinen Patriotismus, als des Bürgers höchste Tugend kund. In dem Vaterlande erkennt der vom Patriotismus Beseelte sein Haus, in dem Volke, dessen Glied er ist, seine Familie, in den Gesetzen, welche des Landes Wohlfahrt fördern, des Staates Sicherheit von Außen, Ruhe und Ordnung im Innern wahren und sichern, die heiligen Vorschriften des Höchsten, in dem Fürsten den Vater seines Landes, auch seinen Vater, in der Obrigkeit die Stellvertreterin Gottes, die das Schwert führt zu züchtigen die Uebertreter der Gesetze und den stillen Bürger zu schützen. Und wie sein Haus, seine Familie, sein Beruf und Geschäft einen großen Theil seiner Thätigkeit in Anspruch nehmen, so widmet er auch dem allgemeinen Wohle sorgfältige Aufmerksamkeit, und getrieben von heiliger Vaterlandsliebe, erfüllt von Patriotismus folgt er dem Rufe, wenn das Vaterland in Gefahr schwebt, tritt er in die Reihen guter Bürger, um Unordnungen zu steuern, Zügellosigkeiten verblendeter Unzufriedener im Keime zu ersticken, opfert er Hab und Gut, ja Blut und Leben auf dem Altare des Vaterlandes. So denkt und handelt der Patriot, so schafft und wirkt segensreich wahrer Patriotismus, den wir jedoch nicht mit jenem schwindelnden Geiste der Revolutionsmänner, die nur zerstören und niederreißen, aber nicht aufbauen, noch mit dem blinden Gehorsame der unter dem eisernen Scepter der Tyrannei dahinlebenden Sclaven vergleichen dürfen, die geduldig und ohne Murren, ohne die geringste Ahnung hoher Vaterlandsliebe sich erniedrigen, mißhandeln und zur Schlachtbank führen lassen, während jene ersteren ihr Utopien durch allgemeine Umwälzung des Bestehenden mit Blut und Mord, Umstürzung der Throne, Verjagung der Fürsten herbeizuführen suchen, Freiheit und Gleichheit predigen, in den Greueln der Anarchie und Gesetzlosigkeit, der Herrschsucht, Despotie und allen niedern Lastern fröhnen. In Freistaaten, wo die souveräne und gesetzgebende Gewalt in den Händen von Männern liegt, welche das Vertrauen der Mitbürger zu diesen Würden erhob, mit der Bedingung Rechenschaft einst abzulegen; in Republiken finden wir, vermöge der Staatseinrichtungen die Zahl der Patrioten groß. Griechenland und Rom, die freien Staaten des Alterthums, waren reich an Bürgern, die das Wohl des Staates höher als das eigene hielten; sie beseelte jene Vaterlandsliebe, welche Völker und Reiche glücklich macht. Aber die Geschichte jener Staaten zeigt uns auch neben ächten Patrioten die unglücklichen Verirrungen überspannter oder mißgedeuteter Freiheitsliebe. Der Gegensatz von Patriotismus heißt Kosmopolitismus oder das Weltbürgerthum; doch findet man häufig diese Gesinnung nur da, wo der Gegenstand des Patriotismus, das Vaterland, zu verschwinden scheint; auch versteckt sich gar oft der schnödeste Egoismus hinter dieses sogenannte Weltbürgerthum, indem unter dem Vorgeben, für das ganze Menschengeschlecht wirken zu wollen, die Erfüllung der nächsten Pflichten versäumt wird. Die neueste Zeit hat die schlagendsten Belege für alle Abarten des P. gegeben,

doch der wahre P. ist in Deutschland zur Zeit noch sehr gering vorhanden, indem die Parteisucht die Blicke trübt.

Patripassianer oder Patropaschiten, s. Secten.

Patristik, patristische Theologie ist derjenige Theil der historischen Theologie, der es mit dem Studium der Kirchenväter, d. i. der Kirchenschriftsteller bis ins 6. Jahrhundert zu thun hat; werden blos die philosophischen Ansichten der Kirchenväter berücksichtigt, so ist es die patristische Philosophie. Vgl. Engelhardt „Leitfaden zu patristischen Vorlesungen" (Erlang. 1822) und Möhler „Patrologie" (herausgeg. von Reithmayr, Regensb. 1839 fg.).

Patrize heißt in der Stempelschneidekunst derjenige Stempel, welchen man als Grundlage schneidet, um mit demselben eine oder mehrere Formen zum Letterngusse zu erzeugen. Dieser Stempel muß genau die Form der nachmaligen Lettern haben, also links geschnitten und sehr gut gehärtet sein. Darauf wird die Form oder die Matrize (s. d.) angefertigt, in dem man diese Stempel in ein Stückchen Kupfer einschlägt und dies dann so bearbeitet, daß es in richtiger Lage ins Gießinstrument gebracht werden kann. Außerdem nennt man auch diejenige Schraube, deren man sich bedient, um eine Schraubenmutter, Mater oder Matrize zu schneiden und zu reguliren, eine Vaterschraube oder Patrize. Auch bei galvanoplastischen Arbeiten bedient man sich öfter der Benennung Patrize für das Original, auf welchem eine galvanoplastische Mater niedergeschlagen werden soll.

Patroklus, des Menötios Sohn, ist berühmt wegen seiner Freundschaft mit Achilles, mit dem er beim Peleus erzogen worden war und dessen Begleiter und steter Gesellschafter er auf dem Zuge nach Troja wurde. Als Achilles hier vor Troja mit dem Agamemnon zürnte und nicht kämpfte, enthielt auch P. sich die Kampfes und lauschte im Zelte den Gesängen des Gefährten. Erst in der dringenden Noth der Achäer, als deren Gesandtschaft den Achill um Mitwirkung anflehte, erhielt er von dem sich Weigernden die Bewilligung, an seiner Statt und in seinen Waffen mit den Myrmidonen auszuziehen. Er kämpfte tapfer und siegreich, trieb die Trojaner zurück und war selbst dreimal auf dem Punkte die Stadt zu erstürmen, aber Apollo stieß ihn zurück, und nachdem er dreimal die Trojaner zurückgedrängt und dreimal 9 Mann erschlagen und den vierten Angriff wagen wollte, schwebte der Tod über ihm. Er fiel im Kampfe mit Hektor. Es begann nun ein heißer Kampf um die Rüstung und den Leichnam. Den letztern retteten Meriones und Menelaos zu den Schiffen, wo Achilles sogleich aufbrach, um ihn zu rächen. Sodann veranstaltete Achill jene glänzende Leichenfeier zu Ehren des schmerzlich betrauerten Freundes, bei welcher viele Opfer und prächtige Leichenspiele mit kostbaren Siegespreisen gehalten wurden.

Patron, Patronat. Patron nennt der Hülfsbedürftige seinen Beschützer und Wohlthäter, dessen Thätigkeit der Client nicht mit Recht beanspruchen kann, sondern nur als einen Beweis der Zuneigung des Patrons betrachten darf. Die Verbindung zwischen Patriciern und Plebejern finden wir zuerst in den bürgerlichen Verhältnissen zu Rom, wo einflußreiche Patricier Patrone eines oder einiger Plebejer waren, deren Rechte sie in allen Fällen wahrnahmen, sowohl vor Gericht als auch bei andern Gelegenheiten; und als Roms Legionen fremde Nationen unterjocht und deren Gebiete in römische Provinzen umgeschaffen hatten, erwählten sich diese Fernen zu Rom ihre Patrone, welche ihre Gerechtsame wahrnahmen und vertheidigten und eine innige Verbindung mit der Hauptstadt unterhielten. Gewöhnlich erhielten solche Familien ein solches Patronat, aus deren Mitte ein Glied das Land unterworfen hatte. Lacedämon hatte in den Claudiern, Syracus in dem Geschlechte des Marcellus und Cicero, die Allobroger in Fabius ihre Patrone. In der römischen Kirche wird der Heilige, unter dessen Schutze ein Einzelner, ein Kloster, eine Kirche, eine Stadt, Provinz, ein ganzes Land steht, Patron genannt. Die Entstehung und Ausbildung des Kirchenpatronats weltlicher Personen befindet sich im Mittelalter, da es als etwas Verdienstliches galt, Klöster und Kirchen zu erbauen und es Sitte war, daß reiche Grundbesitzer, Fürsten und Könige ihre eigenen Hausgeistlichen (Kapellane) für ihre Haus-

kapellen sich hielten. Die Begründer neuer Kirchen, die sie mit Ländereien und andern Gerechtsamen beschenkten, sowie jene, deren Kapellen sich zu Dorfkirchen erweiterten, behielten das Recht der Theilnahme an der Kirchenverwaltung und des Vermögens, welches durch fromme Schenkungen oft bedeutend ward. Um die Vermehrung der Kirchen zu fördern, gestand man den Erbauern noch besondere Vorrechte zu; sie und ihre Nachkommen erhielten im Falle der Verarmung eine dauernde Unterstützung aus dem Kirchenschatze, dessen Verwaltung gemeiniglich dem Patrone oblag, sowie die Erhaltung der Kirchengebäude und die Beschützung der Geistlichen. Später hatten sie bei Besetzung der Stellen eine wichtige Stimme, namentlich bei den Kirchen, die aus Kapellen entstanden waren, obgleich nur Bischöfe das Collaturrecht in der römischen Kirche ausüben. Das Patronatsrecht ging in die protestantische Kirche über, wo dasselbe im Gegensatze zu den landesherrlichen Stellen gilt, welche die Consistorien besetzen, der Patron das Präsentations- und Vocationsrecht ausübt, einen geprüften Candidaten der geistlichen Landesbehörde vorschlägt und nach Bestätigung derselben den Candidaten zum Amte beruft. Gleiches Recht steht häufig den Magistraten und ganzen Gemeinden zu. Es geht verloren, wenn der Patron Simonie treibt (die Stelle verkauft), die Erhaltung des Kirchengebäudes unterläßt, das Gut, auf welchem allein das Patronatsrecht haftet, verkauft. Außer mehreren Auszeichnungen wird der Patron in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen, er hat einen abgesonderten Sitz in der Kirche und wird bei seinem Tode durch besondere Anordnungen betrauert.

Patrone heißt im Allgemeinen ein Vorbild oder Muster, nach welchem irgend eine Sache ausgeschnitten oder verfertigt werden soll, und bei mehreren Handwerkern das Modell, nach welchem die Arbeit verfertigt wird. Nicht zu verwechseln ist die Patrone mit der Schablone (s. d.). — Pulverpatronen oder auch einfach Patronen nennt man nach dem Sprachgebrauch mehrerer Staaten den Körper, in welchem die Pulverladung mit dem Geschoß verbunden ist, um in irgend ein Feuerrohr geladen zu werden. Doch ist es wohl richtiger, wenn man unter Patrone nur die Ladung nebst Geschoß des kleinen Gewehrs versteht, da die Ladungen für Geschütze weit besser mit dem Namen Cartouche (s. d.) bezeichnet werden. Die Patronen müssen so verschlossen sein, daß sie auf dem Transport, namentlich in den Patrontaschen der Leute, kein Pulver verstreuen, und doch leicht geöffnet werden können, um die Ladung in den Lauf zu schütten und die Kugel darauf zu setzen. Dieses Oeffnen geschieht gewöhnlich dadurch, daß der zusammengefaltete obere Theil der Patrone mit den Zähnen abgebissen wird. Das Verschließen der Patrone mit Kleister u. s. w. ist nicht zu empfehlen, weil man wiederholt die Erfahrung gemacht hat, daß dann Mäuse und Würmer sie benagen und großen Schaden anrichten.

Patrouille heißt ein kleiner Truppentheil, der ausgesendet wird theils zur Sicherung der genauen Ausführung des Dienstes der Vorposten (s. Vedetten), theils dazu dient, von der Stellung und den etwaigen Unternehmungen des Feindes stets genaue Kenntniß zu erhalten, auch wohl die Beschaffenheit einzelner Terraintheile zu erforschen. Der Zweck der Patrouillen ist keineswegs rein offensiv, sondern nur um ohne selbst bemerkt zu werden, möglichst vollständige Nachrichten einzuziehen. Hierzu dienen die Patrouillen, die in offenem Terrain durch Cavalerie, in durchschnittenem durch Infanterie gebildet, meist durch einen erfahrenen Unteroffizier geführt werden und oft nur aus zwei bis drei Mann bestehen, um desto leichter unentdeckt zu bleiben. Haben sie nur allein den Zweck, die Vorpostenkette aufmerksam zu erhalten, so heißen sie Sicherheits-, auch Visitirpatrouillen. Gehen sie aber über jene Linie hinaus gegen den Feind, so heißen sie Schleich-, auch wohl Mausepatrouillen. Vorzüglich wichtig sind die während des Marsches einer Truppencolonne entsendeten Seitenpatrouillen, welche auch gewöhnlich in größerer Stärke zusammengesetzt werden, theils um von dem Feinde minder leicht zurückgewiesen zu werden, theils um Schleichpatrouillen zu entsenden.

Patru, Olivier, der Wiederhersteller der gerichtlichen Beredtsamkeit in Frankreich, wurde 1604 in Paris geboren, wo sein Vater Parlamentsprocurator war. Nachdem er seine Rechtsstudien beendet hatte, ging er auf Reisen und lebte eine Zeitlang in Rom. Nach

seiner Rückkehr fing er an zu prakticiren und erlangte sehr bald wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit einen ausgebreiteten Ruf. Selbst Boileau und Racine lasen ihm ihre Werke vor, um sein Urtheil zu vernehmen und Claude Favre de Vaugelas (s. Faber) zog ihn bei seinen grammatischen Forschungen zu Rathe. Im Jahre 1640 ward er zum Mitglied der Akademie erwählt und war hier der Erste, der bei seiner Aufnahme eine Danksagungsrede hielt, die so gefiel, daß die Akademie beschloß, von jedem Neugewählten fortan eine Antrittsrede zu verlangen. Doch trotz seiner großen Talente und seines Rufes vermochte er es zu Nichts zu bringen; seine Collegen wurden mit ihrem barbarischen Jargon reich, während er mit seiner Correctheit und Eleganz darbte. Als er sich zur Veräußerung seiner Bibliothek genöthigt sah, kaufte sie Boileau, überließ sie ihm aber zur Benutzung. In seinen religiösen Meinungen schloß er sich den starken Geistern an, die damals ihre Theorie zu verbreiten anfingen. Selbst Bossuet scheiterte mit seiner Beredtsamkeit, als er ihn in seiner letzten Krankheit zu kirchlichen Ansichten bewegen wollte. Er starb am 16. Jan. 1681. Um sein Verdienst, welches mehr in sprachlich strenger Richtigkeit und hoher Eleganz, als in Gedankenstärke besteht, richtig zu würdigen, muß man das lateinisch französische Kauderwälsch der meisten damaligen Juristen kennen. Seine „Oeuvres diverses", bestehen in gerichtlichen Reden, Briefen und einigen Biographien und erschienen zuerst zu Paris 1670 (2 Bde., 4.; 3. verm. Aufl., 1714; vollständigste Ausg. 1732).

Pätus ist ein Zuname mehrerer römischer Familien. Unter denen, die ihn führten, sind vornämlich zwei Römer der Kaiserzeit berühmt. Cäcina Pätus war Theilnehmer an dem erfolglosen Aufstande des Statthalters von Dalmatien, Scribonianus, wurde gefangen und im Jahre 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt. Als er zögerte, sich die Brust mit dem Dolche zu durchbohren, gab ihm seine Gattin Arria (s. d.) das Beispiel des Muthes, dem er folgte. Sein Schwiegersohn, der römische Senator Publius Thrasea Pätus, aus Patavium, wird von Tacitus als einer der wenigen Männer hervorgehoben, die in der Neronischen Zeit Tugend, Charaktergröße und Freimüthigkeit besaßen. Da diese Eigenschaften Nero's Furcht und Haß erregten, wurde P. 67 n. Chr. wegen Majestätsverletzung angeklagt, besonders deshalb, weil er, als der feile Senat sich zu Glückwünschen gegen Nero wegen des Todes seiner Mutter Agrippina erniedrigte, die Curie, ohne an dem Beschluß Theil zu nehmen, verlassen hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt und ihm die Wahl der Todesart überlassen. Er öffnete sich die Adern, hinderte aber seine, ihrer Mutter gleichgesinnte Gattin, die jüngere Arria, ihm in den Tod zu folgen.

Pau, Hauptstadt des franz. Departements der Niederpyrenäen an einem Bergstrom, Gave de Pau (Gave heißen mehrere dortige Waldbäche mit dem Zunamen der Oerter, die sie berühren), hat schöne Straßen, einen Königsplatz, wo sonst Ludwig's XIV. Bildsäule stand, ein Schloß, in welchem Heinrich IV. geboren ist, eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste und 13,000 Einw., die von Manufakturen und mäßigen Produktenhandel leben. Sie ist Geburtsort Karl XIV. Johann, Königs von Schweden und war Hauptstadt der ehemaligen Provinz Bearn.

Pauke, ist ein musikalisches Instrument verschiedener Form. Bei den Hebräern wie den Griechen waren es gewöhnlich Handpauken, die bei den Hellenen und italienischen Völkern entweder mit dem Plektrum oder den Handknöcheln geschlagen wurden. Die Hebräer und überhaupt die Orientalen ließen bei freudigen Ereignissen die Pauken ertönen, in Begleitung anderer Instrumente. Die Pauken der Alten kommen den jetzigen Tambourins indessen näher, als unseren Kessel- und den vor mehreren Jahren abgekommenen Heerpauken. Die Kesselpauken bestehen aus einem messingenen oder kupfernen, oder, wie es bei den Heerpauken der Auszeichnung wegen war, aus silbernen Kesseln, über die eine Ziegen-, Esels- oder Kalbshaut gezogen ist, die man mit dem sogenannten Paukenschlüssel durch Anziehen oder Nachlassen stimmt. Die beiden Stäbe, welche aus hartem Holze bestehen und an dem Ende, mit dem die Pauke geschlagen wird, mit Filz oder Tuch in knopfförmigen Wülsten überzogen sind, heißen Paukenschlägel. Die Pauken sind nur bei Orchestern brauchbar. Sie werden immer paarweis von verschiedener Größe angewendet

und immer in Tonica und Dominante gestimmt. Bei Schreibung von Noten für dies Instrument bedient man sich blos der beiden Baßnoten C und G und setzt die Stimmung zu Anfang des Stückes vor. Die auf einem erhöhten Gestell gegen einander schiefliegenden Pauken haben immer ihre bestimmten Plätze, dem Pauker muß C zur rechten und G zur linken Hand sein.

Paul ist der Name von fünf Päpsten. — P. I., 757—767, der Bruder Stephanus II., stand mit Pipin und Karlmann in gutem Vernehmen. — P. II., 1464—71, Venetianer, prunksüchtig und schwelgerisch, erklärte Georg Podiebrad im Bann und setzte die Feier des Jubeljahres auf das je 25. Jahr fest. — P. III., 1534—49, vorher Alexander Farnese, bestätigte den Orden der Jesuiten und eröffnete das Concil zu Trient. P. IV., 1555—59, vorher Petrus Caraffa, war der Stifter des Ordens der Theatiner (s. d.) und protestirte gegen den Augsburger Religionsfrieden sowie gegen die Uebertragung der Kaiserkrone auf Ferdinand I. Durch seine Strenge, seinen Inquisitionston und seine Politik erbitterte er das Volk und den größten Theil des Adels so, daß man nach seinem Tode die Gebäude der Inquisition zerstörte, des Papstes Bildsäule zerschlug und vom Capitol ein Bando erließ, welches befahl, Alles, was an P. IV. erinnerte, zu vernichten, und diejenigen mit Todesstrafe bedrohte, die in Rom das Wappen des Hauses Caraffa führen würden. — P. V., 1605—21, vorher Borghese, mußte im Kampfe mit der im Geiste des Paul Sarpi (s. d.) handelnden Republik Venedig nachgeben, und wollte die Streitigkeiten über die Gnade sowie über die unbefleckte Empfängniß Mariä durch einen Machtspruch dämpfen.

Paul Veronese, s. Cagliari, Paolo.

Paul I., Petrowitsch, Sohn Peters III. und Katharina II., Kaiser von Rußland, geb. 1/11 Oct. 1754, erhielt von dem zum Gouverneur ernannten Grafen Panin eine nicht eben sorgfältige Erziehung. Seine Mutter, größer als ihr Gemahl und ihr Sohn, entfernte ihn von aller Theilnahme an Regierungs- und Staatsangelegenheiten, um desto mehr freie Hand für meist heilsame Entwürfe zu erhalten. So geschah es, daß er nach dem Tode Katharina's 1796 in die Regierung ohne die dazu nöthigen Einsichten und Erfahrungen eintrat. Sich selbst überlassen hatte sein Geist eine sonderbare Richtung genommen. In seinem Charakter war ein seltenes Gemisch von entgegengesetzten Eigenschaften; neben strenger Gerechtigkeitsliebe wohnte in seinem Herzen blutige Grausamkeit; stolz und unbeugsam trat er Gesetze, die das Herkommen geheiligt hatte, mit Füßen, öffnete aber auch voll Milde den Bedrängten die letzte Zuflucht zu den Stufen des kaiserlichen Thrones. Von der wilden Leidenschaft des Jähzorns überstürzt, jagte er Angeklagte ohne Urtheil in die Bergwerke Sibiriens, begangenes Unrecht, wenn er es erkannte, machte er auf der Stelle selbst mit Vernachlässigung des kaiserlichen Purpurs wieder gut. Unredliche Diener warf er von der Höhe ihrer Staatsämter herab, zog aber an ihre Stelle andere Untaugliche in seine Arme. Er war behutsam, vorsichtig bis zum höchsten Mißtrauen und wieder so offen, so ohne allen Rückhalt treuherzig, daß er in den Händen seiner Günstlinge wie der auswärtigen Cabinette wie ein schwaches Rohr hin- und herschwankte. Die ersten Schritte seiner Regierung schienen auf nichts Gutes zu führen. Als er mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit und mit allem Pomp eines Selbstbeherrschers aller Russen die Asche seiner Mutter und seines 1762 ermordeten Vaters in die Gruft der Ahnen begleitet hatte, befahl er in einer Ukase, alle Regimenter seiner Armee sollten ihre ruhmvollen Localnamen gegen Personalnamen umtauschen. Der treue General Suwarow, Besieger der Türken und Polen, wurde entlassen, und die zweckmäßige Eintheilung des russischen Reiches in Statthalterschaften machte der alten Verwaltung, wie sie vor Katharina gewesen war, Platz. Der schleichende Ehrgeiz einiger Pfaffen warf den Zunder der Frömmelei in das Herz des Monarchen, das ansteckende Beispiel des Landesherrn griff weiter um sich, Viele sanken wieder in die verhaßte, von Vernunft und Menschlichkeit gleich verworfene Unduldsamkeit zurück, und das schöne Werk Katharina's, die allen Religionen ein sicheres Asyl in ihrem großen Reiche geöffnet hatte, war, wenn nicht durch Verbote, doch durch das böse Beispiel des Hofes

geschwächt. Das Vorbild, welches gekrönte Häupter geben, pflegt häufig im Guten wie im Bösen wirksamer zu sein als Gesetze, Befehle und Drohungen. Damit nicht zufrieden legte Paul den Geist in Fesseln, da die franz. Emigranten ihm zuflüsterten, die gefährlichen Grundsätze der gallischen Revolution möchten den Eingang in sein Reich finden. Seine zürnenden Befehle untersagten jede Gemeinschaft mit Fremden, keine fremden Bücher, keine Gemälde, keine Musikalien durften eingeführt werden. Alle Klubs, Gesellschaften und Verbindungen, denen die Cultur des Geistes und die Verfeinerung der Sitten ihre Ausbildung verdanken, wurden aufgehoben, die Versammlungssäle versiegelt, die Bibliotheken in gerichtliche Verwahrung genommen, die Druckereien bis auf zwei geschlossen, und alle Wege zur bessern Erkenntniß der menschlichen Angelegenheiten verriegelt; die auf auswärtigen Akademien studirten, mußten schleunig zurückkehren, und damit kein freier Gedanke aufblühe, schlichen Spione umher, die jedes unbefangene Wort ablauschten und an den besten Bürgern oft den ungerechtesten Verrath ausübten. Wie ein Donner aus blauem Himmel fiel ein Cabinetsbefehl unter das russische Volk, welcher gebot, Jeder solle, wenn er dem Kaiser auf der Straße begegnete, vom Pferde oder aus dem Wagen steigen und sich mit sclavischer Demuth vor der überraschenden kaiserlichen Majestät in den Staub werfen. Wer es nicht that, den rissen rohe Diener aus dem Wagen, knuteten ihn, ohne Ansehn der Person und der Geburt, auf offener Straße ab und ließen ihn wieder laufen. Die runden Hüte, eine alte russische Nationaltracht, wurden bei strenger Strafe verboten, und zuletzt Jedem befohlen, dem Schlosse und sogar der Residenz, die Witterung möge sein wie sie wolle, nur mit entblößtem Haupte zu nahen. Es hätte noch gefehlt, daß sich der Bürger vor dem Steinpalaste wie einst der Schweizer vor dem leeren Hute Geßlers ehrfurchtsvoll hätte beugen müssen. Aber wie er sich auch geschätzt glaubte, welche Vorsicht er auch anwandte, sein Reich gegen die blutigen Freiheits- und Frechheitsschwindeleien Frankreichs zu verschließen, wie behutsam er auch für die Sicherheit seiner Person besorgt war, die Schlange, welche er zu zertreten meinte, wuchs an seinem eigenen Herzen empor und vergiftete ihm das Leben. Er gab heute Befehle, die er morgen wieder aufhob, und hohe Staatsdiener, die er gestern ihrer Aemter entsetzt hatte, rief er heute wieder in ihre Stellen zurück. Dadurch erbitterte er die Großen seines Reichs, die ihr Leben keinen Augenblick sicher wußten. Das Gegentheil dieser maßlosen Tyrannei bezeichnen löbliche und höchst heilsame Einrichtungen. Jeder seiner Unterthanen, dem die Behörden den Zugang zum Rechte versperrten, solle sich ohne Weiteres an ihn wenden. Zu diesem Entzweck hatte er ein eigenes Büreau errichtet, wo alle Bittschriften niedergelegt wurden; er öffnete sie selbst und gab darauf die Antwort. Später häuften sich die Eingaben so sehr, daß er die Antworten auf die schriftlichen Petitionen, um den Gang des kaiserlichen Cabinets zu beschleunigen, in den Zeitungen bekannt machen ließ. Wie lange die Correspondenz mit seinen Unterthanen gedauert hat, wird nicht erwähnt. Dem Handel, dem er nach Europa hin die Schwingen gelähmt hatte, suchte er neue nach Asien hin anzusetzen, indem er durch Gründung einer Handelsniederlassung einen schläfrigen Verkehr nach China eröffnete. Die ausgedienten Soldaten seines Heeres rief er zusammen, beschenkte sie mit fürstlichen Gaben und vereinigte sie in einer besondern Stadt, die er in Sibirien gründete. Das Dorf Gatschina, wo er als Thronerbe in sorgloser Zurückgezogenheit gelebt hatte, erhob er zur Stadt mit bedeutenden Freiheiten und schuf in Petersburg ein Militär-Waisenhaus für mehr als 800 arme Kinder beiderlei Geschlechts. Er selbst besuchte öfters die neue Anstalt, tröstete die Vaterlosen, unterstützte sie mit aller Huld und war bisweilen so menschlich weich, daß er bei dem Unglück unbedeutender Personen Thränen des Mitleids vergoß. Petersburg verdankt ihm manche Zierde; die marmorne Ismaelskirche vollendete er im Geist der großen Gründerin Katharina II., ließ Kanäle durch die Stadt ziehen, Quaien anlegen, die Moika mit Quadern einfassen und erbaute den prächtigen Michailowschen Palast, der am 8. Nov. 1800 eingeweiht, mehr als 20 Mill. Rubel (fast 21 Mill. Thaler) gekostet hatte. — Unter den Gesetzen Pauls ist das wichtigste, welches die Thronfolge ordnete. Er hat der männlichen Primogenitur das Vorrecht auf den Thron der Czaren zugetheilt und allen übrigen

kaiserlichen Prinzen bestimmte Apanagen festgesetzt. Rußlands Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten sind unter Paul's Regierung eben so räthselhaft widersprechend als die innere Verwaltung. Als der Kaiser den Thron seiner Ahnen bestiegen hatte, erklärte er dem Lande, die Sonne des Friedens zu bringen. Der Krieg mit Persien, so siegreich die russischen Feldherrn auch vordrangen, wurde geschlossen und dem persischen Fürsten Frieden angeboten. Die Truppen kehrten in ihre Heimath und alle Waffen schliefen. Plötzlich ließ sich Paul bewegen, gegen Frankreich den Krieg zu erklären; der alte Suwarow wurde zurückgerufen und russische Schaaren zogen nach Italien, wo sie an der Adda, Trebia, bei Giovanni, Novi und andern Orten unverwelkliche Siegeslorbeeren errangen 1799. Unterdessen hatte die schlaue Politik des französischen Directoriums die Bahn ins Cabinet Pauls gefunden, er trat von dem Bunde Oesterreichs und Englands ab, warf den Ministern dieser Höfe grobe Betrügereien vor und lud, als er seine Heere von den Schlachtfeldern Italiens und der Schweiz zurückgerufen hatte, Dänemark, Schweden und Preußen zur bewaffneten Neutralität gegen seine früheren Alliirten, die Engländer ein, sowie er den vertriebenen König Ludwig XVIII., der sich nach Rußland geflüchtet hatte, verwies, und durch die Großmuth, mit der das französische Directorium seine Gefangenen frei gab, gewonnen, im Begriff stand mit Bonaparte sich aufs Engste zu verbinden. Aber in diesem Augenblicke ereilte ihn sein Schicksal. Der Haß des Adels hatte schon längst auf den Untergang Paul's gesonnen, eine Verschwörung raubte dem Kaiser in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1801 das Leben. Man sagt, die Verschwornen hätten ihn mit seiner eigenen Schärpe erwürgt. Ihm folgte sein ältester Sohn Alexander I. (s. d.).

Paul Wilhelm, Herzog von Würtemberg, berühmt durch seine großen wissenschaftlichen Reisen, wurde zu Karlsruhe in Schlesien am 25. Juni 1797 geboren. Sein Vater, Herzog Eugen, ein Bruder des verstorbenen Königs Friedrich, stand bis 1806 in preußischen Militärdiensten und starb 1822 in Meiningen; seine Mutter, eine geborne Prinzessin von Stolberg-Geldern, lebte nach ihres Gemahls Tode bei ihrem ältesten Sohne, Herzog Eugen, geb. 1788, der russischer General der Infanterie ist, und starb am 24. Mai 1834 in Karlsruhe. Der Herzog wurde am Hofe seines Oheims in Stuttgart erzogen und zeigte Anfangs keine hervorragenden Talente, wurde 1806 zum Hauptmann der Garde zu Fuß ernannt und trat 1815 mit gleichem Range in preußische Dienste. Am 17. Oct. 1822 begann er seine erste Reise nach Amerika und traf nach vielen Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande, nachdem er zuletzt noch Schiffbruch gelitten, zu Anfang des Jahres 1824 im Havre de Grace wieder ein, worauf er seine Entlassung aus preußischen Diensten nahm; vermählte sich im April 1825 mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis, trennte sich aber bald wieder von seiner Gattin und machte dann wiederholte Reisen in Europa. Am 24. Juni 1829 schiffte er sich zu Bordeaux zu einer zweiten Reise nach Amerika ein, auf der er noch größere Gefahren zu bestehen hatte, brachte aber von seinen Reisen ein vortreffliche naturhistorische Sammlung mit, die auf dem Schlosse zu Mergentheim, des Herzogs gegenwärtiger Residenz, aufgestellt ist und mit großer Liberalität gezeigt wird. Im Jahre 1839 unternahm er eine Reise nach Aegypten, wo er von dem Vicekönig auf das Zuvorkommendste aufgenommen wurde und von der er im Jahre 1841 wieder zurückkehrte.

Paula, Franz von, s. Franz von Paula.

Paulette hieß ein 1604 in Frankreich gegebenes Gesetz des Inhaltes, daß der Inhaber eines Justiz- oder Finanzamtes dasselbe verkaufen oder vererben könne, wenn er von seinem durch eine königliche Commission abgeschätzten Amtseinkommen jährlich den 60. Theil oder $1^2/_3$ Procent in die königliche Kammercasse zahle. Seinen Namen erhielt es von dem ersten Pachter, Heinrich's IV. Kammersecretär, Charles Paulet; wird aber im französischen Finanzrecht allgemeiner „Le droit annuel" genannt. Die Erblichkeit steigerte den Amterpreis so ungeheuer, daß die Regierung fortan auf die Ablösung sowie auf jede Abstellung der daraus hervorgegangenen Uebelstände verzichten mußte. Anfangs wurde die Paulette nur auf 9 Jahre festgesetzt, bei der großen Finanznoth des Staats

aber immer wieder auf gleiche Zeit erneuert, bis auch ihr die Revolution ein Ende machte.

Paulicianer. Von Syrien aus trugen, wahrscheinlich um die Mitte des 7. Jahrhunderts, die Söhne des Callinice, Paulus (daher Paulicianer) und Johannes manichäische und gnostische (s. d.) Irrlehren nach Armenien, und schon damals scheinen sich bei den Manichäern ähnliche Gemeinden gebildet zu haben. Ums Jahr 780 reformirte ein gewisser Konstantin, ein Armenier, dieselben und, besonders der Lehre des Apostels Paulus folgend, kleidete er manche schon verketzerte Lehre in liebliches Gewand und ward der eigentliche Begründer der Paulicianer. Es begannen aber mit Konstantins Steinigung die Verfolgungen seiner Partei, denen unter Andern zur Zeit Justinians II. der Araber Paulus (der irrthümlich als Stifter der Secte angesehen wird,) mit seinen Söhnen entging. Der Aeltere von ihnen, Gegnesius, mußte als das Haupt der Secte auf Befehl des Kaisers Leo des Isauriers zu Anfang des 8. Jahrhunderts nach Konstantinopel kommen, wußte aber seine Lehre vor dem Patriarchen als so rechtgläubig darzustellen und zu vertheidigen, daß er mit der Erlaubniß, sein Geschäft ferner treiben zu können, entlassen wurde. Indessen blieben die Bedrückungen doch nicht aus, namentlich war es die Feindschaft der Paulicianer gegen die Bilder, welche unter den nachfolgenden Kaisern ihr Schicksal bestimmte, daher unter der Kaiserin Irene, der eifrigsten Freundin und Beschützerin des Bilderdienstes, ihre Macht ungeachtet des tapfersten Widerstandes gebrochen und unter Basilius Macedo vernichtet ward. Johannes Zimisces verwies sie ihrer Ketzereien wegen 969 aus dem Orient in das Abendland (nach Thracien), von wo aus sie, als die Kreuzzüge ihnen den Weg zu dem Herzen Europas geöffnet hatten, ihre Missionäre zu den Bulgaren und Chazaren in Croatien und Dalmatien sandten und mit den Bogomilen (s. d.) und andern Betbrüdern in Berührung kamen. In Spanien und den Niederlanden, in Italien, Frankreich und England zeigten sich Spuren paulicianischer Gemeinden (Patarener, Katharer, Publicaner, Albigenser), hatten meist gleiches Schicksal mit den Waldensern und verloren sich wie diese im 13. Jahrhundert. Neben vielen manich. Irrlehren verwarfen sie das A. T. und die Petrinischen Briefe des N. T., verachteten die Sacramente, waren Feinde des Papstes und der Priester, sittlich strenge Menschen, obgleich die röm. Kirche, sie als Wollüstlinge, Unmäßge und Schwelger darstellte, um den Haß und die Verfolgungen derselben zu rechtfertigen. Vgl. Schmid „Hist. Paulicianorum orientalium" (Kopenh. 1826).

Pauline, Christine Wilhelmine, Fürstin von Lippe-Detmold, Prinzessin von Anhalt-Bernburg, geboren den 23. Febr. 1769 zu Ballenstädt, empfing von der Natur einen hellen, durchdringenden Geist und regen Sinn für Künste und Wissenschaften. Einer sorgfältigen Erziehung verdankte sie die Ausbildung jenes, die rechte Leitung dieses, und wie sie in geistiger Hinsicht erstarkte, so ward nicht weniger ihre physische Ausbildung durch oft männliche Beschäftigungen, wie Reiten und Jagen befördert und ihrem Charakter, wie ihrer Gesichtsbildung ein wahrhaft männlicher Ausdruck verliehen. Literarische Arbeiten, und besonders Dichtkunst — sie stand mit Gleim in Briefwechsel — trieb sie mit demselben Erfolge, als ihr Staats- und Verfassungskunde geläufig waren; ja seit 1790 leitete sie die auswärtige Politik des väterlichen Cabinets ausschließlich. Ihr Gemahl, der regierende Fürst Leopold von Lippe-Detmold, mit dem sie sich 1796 aus Neigung vermählt hatte, starb 1802 und hinterließ ihr die vormundschaftliche Administration des Landes. Unausgesetzt bis zum 4. Juni 1820 regierte sie den Staat mit der größten Umsicht und Weisheit, tilgte den größern Theil der Landesschulden, hob die Leibeigenschaft auf, errichtete und beförderte Erziehungsanstalten und versammelte um sich einen Kreis von Gelehrten, dem sie in ihren Mußestunden die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmete. Nur die Ueberzeugung, ihrem Lande nicht anders die nöthige Unabhängigkeit sichern zu können, bewog sie, dem Rheinbunde beizutreten, und so befreite sie ihre Unterthanen fast von allen Kriegslasten und Requisitionen. Eine Reise nach Paris in dieser Absicht erwarb ihr die Achtung Napoleons und die Zuneigung der Kaiserin Josephine. Im Jahre 1815 trat sie jedoch, stets die Möglichkeit einer Mediatisation ihres Fürstenthums im Auge, dem neu

gebildeten deutschen Bunde bei. Ihre Thätigkeit vermehrte sich, je näher die Zeit kam, wo sie die vormundschaftliche Regierung zu übergeben hatte. Waren ihre Maßregeln auch zuweilen hart und auffallend, wie z. B. in ihrer Streitsache mit Lippe-Schaumburg, so machte anderseits ihre Energie und Weisheit, ihr Eifer, mit dem sie alle Staatsgeschäfte sorgfältig betrieb, Gewaltschritte dieser Art vergessen. Mit wahrhafter Aengstlichkeit untersuchte sie jede der Ausgaben und Einnahmen ihres Landes, musterte in eigener Person die Truppen, führte den Vorsitz bei allen Staatsverhandlungen und suchte durch eigene Ueberzeugung die Entscheidung schwieriger Rechtshändel zu beschleunigen. Die Bürgermeisterstelle, welche ihr die Stadt Lemgo antrug, nahm sie an, um sich genau von der Municipalverwaltung zu überzeugen, und wirkte unendlich viel Gutes. Eine Verfassungsurkunde, welche sie mit eigener Hand im Jahr 1818 ausarbeitete, ward von den Landständen verworfen. Am 4. Juni 1820 hatte sie die Staatszügel in die Hände ihres ältesten Sohnes niedergelegt, als sie am 24. Dec. desselben Jahres nach hartem Krankenlager verschied. Auch als Schriftstellerin ist die Fürstin aufgetreten, theils durch die Herausgabe der hinterlassenen Werke des Generalsuperintendenten von Cölln, den sie besonders schätzte und an dessen „Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung" (4 Hfte., Lemgo; dann Frankf. 1800—4) sie großen Antheil nahm, theils durch die geistvolle eigne Dichtung „Die Theestunde einer deutschen Fürstin" (abgedruckt in der „Iduna" von 1805).

Pauliner, s. Minimen.

Paulinzelle, ein Kammergut in der schwarzburg-rudolstädtischen Oberherrschaft, zwei Meilen von Rudolstadt, eine Meile von Schwarzburg, ist geschichtlich merkwürdig durch das daselbst im Jahre 1106 von Pauline, der Tochter des thüringischen Grafen Moricho und ihrem mit Udalrich gezeugten Sohne Werner gestiftete Cistercienser Nonnen- und Mönchskloster, die sich beide bis in das Zeitalter der Reformation erhielten. Nachdem es im Bauernkriege viel gelitten hatte, wurde es 1534 durch die Grafen von Schwarzburg aufgehoben, die in den Besitz seiner Güter gelangten. Durch den Blitz wurden nachmals die Gebäude zerstört, doch gehören die noch sehr ansehnlichen Ruinen, namentlich der Kirche, welche in einem waldumgrenzten Thale höchst romantisch liegen, zu den schönsten des Thüringerwaldes. Vgl. Hesse „Geschichte des Klosters P." (Rudolst. 1815, Fol.) und Puttrich „Die Kirchen- und sonstigen Alterthümer der schwarzburg. Länder" (Lpz. 1843, Fol.).

Paullini, Christian Franz, ein Polyhistor seiner Zeit, geb. zu Eisenach am 25. Febr. 1643, verlor frühzeitig seine Aeltern und studirte mit Unterstützung der Herzogin Witwe Theologie; vorzugsweise aber Medicin auf mehreren Universitäten, namentlich auch in Kopenhagen unter dem berühmten Thom. Bartholin. Hierauf lebte er in Hamburg, bereiste aber auch Holland und England, Norwegen, Schweden, Lappland und Island. Von der Universität Wittenberg erhielt er das Magisterdiplom, von der zu Leyden die medicinische Doctorwürde, auch wurde er zum Gekrönten Dichter ernannt, kaiserlicher Notar und 1675 Pfalzgraf. Die ihm vom Großherzog von Toscana angetragene Professur in Pisa mußte er Krankheit halber ablehnen. Der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, ernannte ihn zu seinem Leibarzte und 1677 zum Historiographen von Korvey, mit dem Auftrage, die Geschichte dieses Stifts zu schreiben. Nach dem Tode des Bischofs Bernhard im Jahre 1678 überwarf sich P. bei der Derbheit und Gemeinheit seines Wesens mit allen Capitularen dermaßen, daß diese ihn 1681 förmlich austrieben. Mit den Materialien zur Geschichte von Korvey, wendete er sich nach Braunschweig, wo man ebenfalls sein Erbieten, eine Korveysche Geschichte zu schreiben, annahm. Doch auch Braunschweig verließ er 1686, um sich nach seiner Vaterstadt zu wenden, wo er am 10. Juni 1712 starb. Er war ein eitler, ehrgeiziger, veränderlicher, aber dabei unablässig fleißiger Mann; er hatte ausgebreitete Kenntnisse, aber durchaus keine wissenschaftliche Bildung. Er compilirte die geschmacklosesten Bücher, haschte nach den unglaublichsten Wunderdingen und warf Aechtes und Unächtes, Wahres und Unwahres ohne alle Kritik durcheinander. Abgesehen von der großen Zahl seiner wunderlichen Abhandlungen, z. B. über den Esel,

den Maulwurf, die Kröte u. s. w., seiner „Heilsamen Dreckapotheke" (Frankf. 1696) und seinen kurzweiligen Sammelwerken, z. B. den „Philosophischen Lustſtunden" (3 Bde.) erwähnen wir von seinen historischen Schriften nur das „Antiquitatum german. syntagma" (Frankf. 1698, 4.), die „Geographia curiosa" (Frankf. 1699, 4.) und die Ausgaben der „Annales" verschiedener Klöster. Seine Geschichte von Korvey erschien nicht im Druck; doch stellte P. Wigand die Vermuthung auf, daß das „Chronicon corbejense" dessen Unächtheit Hirsch und Waitz nachgewiesen haben, von ihm herrühren könne. (S. Korvey.)

Paulus, der Apostel. Die Steinigung des Stephanus im Jahre 36 und die nach derselben eintretende Verfolgung der Bekenner Jesu wirkte nicht ungünstig auf die fernere Verbreitung des Christenthums, indem viele Bekenner der neuen Lehre aus Jerusalem in die benachbarten Orte, insonderheit Samarias flüchteten und somit kleine Gemeinden entstanden, zu deren festerer Begründung später die Apostel Petrus und Johannes durch ihr Erscheinen viel beitrugen; aber nicht minder wichtig, ja höchst segensreich wirkte für die Sache des Evangeliums jenes Ereigniß in seinen Folgen, indem dasselbe die nächste Veranlassung zur Bekehrung des Mannes ward, der am meisten unter allen Aposteln gewirkt hat. In dieser Zeit lebte Saulus, ein junger jüdischer Gelehrter und Schüler Gamaliels zu Jerusalem, der, nicht unbekannt mit griechischer Weisheit, seine Vaterstadt Tarsus in Cilicien verlassen hatte, um die Religion seiner Väter in ihrem Hauptsitze kennen zu lernen. Erzogen in pharisäischen Grundsätzen, erkannte auch er in Jesu und den Aposteln Verführer des Volks, in ihren Schülern betrogene Schwärmer und Feinde seines Glaubens und ergriff eifrig die Gelegenheit, die neue Secte zu vernichten. Wahrscheinlich nahm er an der Steinigung des Stephanus Theil, und gewiß ist, daß er sich an die Spitze der Christenverfolger stellte und sich mit hoherpriesterlicher Vollmacht versah, zu diesem Ende nach Damascus in Syrien zu reisen. Jedoch bei der größten Verfolgungswuth konnte er nicht unterlassen, über den Zweck seiner Reise sowohl, als auch über die Schuld oder Unschuld derer nachzudenken, welche als Opfer seines Eifers fallen sollten. Betrachtungen dieser Art, bekräftigt und geheiligt durch den wunderbaren Ruf: „Saul, Saul, warum verfolgest du mich"! und die Erscheinung des Gekreuzigten wirkten mächtig auf ihn, daß er aus dem wüthendsten Verfolger der eifrigste Anhänger und nach seiner Ankunft in Damascus unter dem Namen Paulus von Ananias getauft wurde (37 oder 38). Bewunderung und Staunen seiner Begleiter wich aber bald der Erbitterung, und nur schnelle Entfernung konnte ihn von ihren Nachstellungen befreien, die er sich durch seinen Uebertritt, mehr aber noch durch die Gewalt seiner Rede bereitete, da er als Verkündiger der neuen Lehre alsbald auftrat (Ap. Gesch. 9, 20 u. f.) Nach Arabien und von da zurück nach Damascus richtete er seinen Weg und kam ums Jahr 40 nach Jerusalem. Sein Eifer in der Vertheidigung des Evangeliums gegen griechische Juden nöthigte die Brüder, ihn über Cäsarea nach Tarsus zu schicken. Im Kreise der Seinen lebte er hier still und verborgen, nachdenkend über den großen Plan, den Jesus zum Heil der Menschheit entworfen hatte. War auch Paulus im Wesentlichen gleicher Ansicht mit den Aposteln bisher gewesen, so hörte doch diese Uebereinstimmung theilweise auf. Zur Weltreligion mußte das Christenthum erhoben werden; zum Baume des Lebens, unter dessen Zweigen sich der Erde Völker sammeln, mußte als Samenkorn erzogen werden, welches der Heiland in die Herzen seiner Jünger gepflanzt hatte; auch den Heiden, ohne sie zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes zu verpflichten, mußte das Evangelium gepredigt werden als die einige Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben! Solche Erkenntniß ward das Eigenthum und krönte die nachfolgende Wirksamkeit des Apostels der Heiden bei Ausbreitung des Evangeliums, das den Griechen als eine Thorheit erschien und den Juden ein Aergerniß war; er offenbarte zugleich seine tiefe Weisheit, mit welcher er in Athen den Heiden, in Jerusalem den Juden das Wort vom Kreuze predigte, sowie nicht minder seine innige Liebe zu Jesu und der Menschheit, die ihn in seinem Berufe leitete und ihn bestimmte, von seiner Hände Arbeit zu leben (Ap. Gesch. 18, 3).

Zu Antiochien, woselbst das Christenthum erfreulichen Eingang gefunden hatte, und der Apostelgehilfe Barnabas die Gemeindeangelegenheiten ordnen sollte, wirkte Paulus nach seinen Grundsätzen. Glücklicher Erfolgt lohnte ihre Arbeit, und die guten Nachrichten, welche zu den durch Verfolgung und Hungersnoth hart bedrängten Brüdern in Jerusalem gelangten, so wie die Beisteuer der Heidenchristen zu Antiochien verpflichtete die Ersteren zur Dankbarkeit und trug nicht wenig zur späteren Ausgleichung der verschiedenen Ansichten zwischen Juden- und Heidenchristen bei, welche im Jahr 50 in der Versammlung der Apostel zu Stande kam. Im Jahre 44 trat Paulus seine erste, 51 seine zweite, 54 seine dritte Missionsreise an und hatte Gehilfen an Barnabas und Silas. Reich an Segen, aber auch reich an Gefahren, Leiden und Widerwärtigkeiten aller Art waren diese Reisen, wie uns in der Ap. Gesch. Kap. 13—21 erzählt wird. Im Jahre 60 kehrte Paulus nach Jerusalem zurück, und aus der Gefahr, bei einem Aufstand der Juden getödtet zu werden, retteten ihn nur römische Soldaten, die ihn der Volkswuth entrissen, und nach Cäsarea brachten. Die römischen Statthalter Felix und Festus hielten ihn hier zwei Jahre lang in gefänglicher Haft, und da sich Paulus als römischer Bürger über unrechtmäßige Gefangenhaltung beklagte, ward er im Jahr 63 nach der Hauptstadt der Welt abgeführt. Hier lebte er ziemlich frei, und es ist schwer zu erweisen, ob er bis an seinen Tod weitere Reisen unternommen habe; ebenso ungewiß ist, ob er in der ersten neronianischen Verfolgung 65, oder damals frei gelassen und 68 zugleich mit Petrus den Märtyrertod gefunden habe.—So endete das an ruhmwürdigen Thaten wie an harten Schicksalen gleich reiche Leben des so edeln und zugleich kräftigsten, thätigsten und freimüthigsten Bekenners und Apostels Jesu. Daß er mehr denn alle Uebrigen gewirkt habe, davon zeugen seine mit den größten Anstrengungen verbundenen, unter Gefahren aller Art vollendeten und mit dem glücklichsten Erfolg belohnten Reisen durch Palästina, Syrien, Kleinasien, Arabien, Griechenland, Macedonien und auf den Inseln des Mittelmeeres, um nicht nur die schon bestehenden Gemeinden, wie zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem, im Glauben zu stärken, sondern auch, wie zu Philippi, Korinth, Galatha, Kolossä und Thessalonich, neue zu gründen und durch Sendschreiben (an der Zahl 14) an dieselben bei der reinen Lehre zu erhalten, durch welche letztere er sich für die Nachwelt ein bleibendes Denkmal gesetzt und allen Freunden wahrer Gottesfurcht eine eben so lautere als reiche Quelle echter Weisheit geöffnet hat. — Die römisch-katholische Kirche hat nach ihrer Weise auch das Andenken dieses großen Mannes zu verewigen gesucht durch die Anordnung der Feste: Pauli Bekehrung, festgesetzt auf den 25. Juni von Innocenz III. im Jahr 1200, und Peter-Paul auf den 29. Juni, letzteres in der Absicht, beiden gleichwichtigen Aposteln gleiche Ehre zu erweisen. Vgl. Hemsen: „Der Apostel Paulus, sein Leben, Wirken und seine Schriften" (Gött. 1830); Schrader, „Der Apostel Paulus" (5 Bde., Leipz. 1830 — 36) und Dähne, „Der Lehrbegriff des Paulus" (Halle 1835.

Paulus von Aegina, ein berühmter griechischer Arzt, lebte in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. n. Chr. meist in Aegypten und Kleinasien. Er besaß ungemeine Kenntnisse und Anlagen und galt für den ausgezeichnetsten Arzt seiner Zeit, und wurde von den Griechen, die ihn den Lehrer der Heilkunde (Jatrosophista), wie von den Arabern, welche ihn wegen seiner besonders großen Einsicht in die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes vorzugsweise den Geburtshelfer (Alkawabeli) nannten, gleich geachtet. Seine Erfahrungen und Ansichten legte er in mehreren Schriften nieder, von denen nur das eine, aber vorzügliche Werk „Compendii libri septem" (Bas. 1538; engl. von Adams, Lond. 1834) sich erhalten hat.

Paulus Diaconus, auch Paul Warnefried oder Winfried genannt, ein wissenschaftlich gebildeter Theolog und glaubwürdiger Geschichtschreiber seiner Zeit, geb. im Jahre 740 zu Cividale in Friaul, erhielt nach vollendeten Studien einen Ruf an den longobardischen Hof, nahm aber nach dem Wunsche seiner Eltern das Diaconat in Aquileja an, wurde dann des Königs Desiderius Notar und Kanzler. Als Karl der Große das longobardische

Reich zerstört hatte, ist Paulus nicht, wie Einige angeben, als Günstling an den fränkischen Hof gekommen, sondern er lebte in klösterlicher Abgeschiedenheit. Erst später lenkte er von dort aus die Aufmerksamkeit Karls, der im Jahr 781 in Rom war, auf sich, als er von diesem die Freilassung seines seit Jahren gefangenen kranken Bruders in einem Gedicht erbat, so daß ihn Karl bald darauf bewog, ihm in seine Erbstaaten zu folgen. An seinem Hofe gebrauchte er ihn zu manchen gemeinnützigen Arbeiten und wegen seiner seltenen Kenntniß der griechischen Sprache zum Lehrer der Geistlichen, welche die mit einem Sohne der Kaiserin Irene verlobte Tochter Karls nach Konstantinopel geleiten sollten. Später durchreiste er Frankreich und blieb auf Bitten Angelrams, des Bischofs von Metz, längere Zeit in dieser Stadt. Jedoch ungeachtet der allgemeinen und besondern Achtung Karls, deren sich Paul zu erfreuen hatte, konnte er sich mit dem geräuschvollen Treiben nicht befreunden; er bat um Erlaubniß, in das Kloster zurückkehren zu dürfen, und kaum war dieselbe ertheilt, so eilte er nach seinem frühern Aufenthalte auf Monte Cassino und beschloß daselbst sein der Wissenschaft geweihtes Leben am 13. April 790 (nach Andern 799). Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Sein Hauptwerk ist die „Historia seu de gestis Longobardorum libri V., eine Geschichte der Longobarden bis zum Jahre 744 (zuerst herausgegeben, Lyon 1495; am besten von Muratori in den „Rerum italic. scriptores,“ Bd. 1. Mailand 1728, Fol.); eine deutsche Uebersetzung aus dem 10. Jahrhundert gab Spruner (Hamburg 1838) heraus. Außerdem schrieb P. noch eine „Historia miscella seu historiae Romanorum“ (beste Ausgabe ebenfalls von Muratori, Bd. 1); ein „Liber de episcopis metensibus“ herausgegeben von Pertz in „Monumenta Germaniae historica‘, (Bd. 1) mehrere Lebensbeschreibungen von Heiligen, Hymnen und Homilien.

Paulus von Samosata ein Antitrinitarier der alten Kirche, war seit dem Jahre 260 Bischof von Antiochia und wurde theils wegen seines weltlichen Lebens, theils deshalb, weil er den Logos nur für die in dem Menschen Jesus wirkende Vernunftkraft Gottes, also nicht für eine Hypostase erklärte, auf den antiochenischen Synoden im Jahr 264 u. 269 angeklagt und endlich seines Amtes entsetzt. Eine Zeitlang fand er Schutz bei der Königin Zenobia von Palmyra, bis Kaiser Aurelianus diese im Jahr 272 besiegte. Dennoch kamen noch einzelne Samosatenianer bis in das 4. Jahrhundert vor.

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, Doktor der Philosophie, Rechte und Theologie, emeritirter Professor und Geheimer-Kirchenrath zu Heidelberg, geb. den 1. Sept. 1761 zu Leonberg, einem Städtchen bei Stuttgart in Würtemberg. Des Jünglings vorherrschende Neigung für Medicin und Naturwissenschaften mußte dem Willen des Vaters weichen, welcher Prediger war und den Sohn für Theologie bestimmt hatte. Nach Vollendung der akademischen Studien erhielt P. durch des Bischofs Abel Empfehlung vom Baron von Palm Unterstützung zu literarischen Reisen. Er durchwanderte Deutschland, und nachdem er hier das Erziehungs- und Unterrichtswesen der niedern und höhern Schulanstalten kennen gelernt hatte, besuchte er die Museen zu London und Oxfords reiche Bibliotheken. Seitdem wurden die orientalischen Sprachen Hauptstudium, und seiner Freundschaft mit Griesbach und seinen literar. Arbeiten über syrische und arabische Uebersetzung des A. T. verdankte er 1789 den Ruf als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena. Hier gab er zunächst Untersuchungen über das A. T., höchstinteressante Notizen über einzelne Theile desselben und über die Grundzüge der oriental. Sprachen heraus, und suchte in einem ausführlichen Handbuche der arab. Sprache die Grundregeln derselben zu ordnen. Nach Döderleins Tode (1794) erhielt P. die theol. Professur und unter dem Schutze eines aufgeklärten Fürsten benutzte er die ihm gesicherte Lehrfreiheit; weit entfernt, einem besondern theol. Systeme zu huldigen, erkannte er nur die historischen Wahrheiten für echtes Urchristenthum, wie dieses aus seinem Kommentare zum N. T. 1800 u. 1804, aus seiner bibliographischen Bibliothek und neuem Repertorium für bibl. und orient. Literatur sattsam erhellt. Er verließ 1803 Jena und wurde in Würzburg Mitglied des Senates und Consistoriums, und als dies Land an Bayern fiel, lebte er kurze

Zeit zu Altdorf und Nürnberg, bis er zu Anspach zum Schul- und Kirchenrathe ernannt wurde. Später folgte er dem Rufe als Professor der Exegese und Kirchengeschichte nach Heidelberg, und als 1814 Friedrich I. von Würtemberg seinem Volke eine Constitution geben wollte, beschäftigte sich P. mit dem Studium des öffentlichen Rechtes, was die Erscheinung der historisch-publicistischen Zeitschrift „Sophronizon" zur Folge hatte. Scharfsinnig und gründlich rügt er darin die Anmaßungen der röm. kathol. Kirche in Bezug auf das kathol. Deutschland und andere Gebrechen und Abnormitäten der Zeit, so daß ihn die Universität zu Freiburg mit der juristischen Doctorwürde beschenkte. Als Theolog warnte P. fortwährend sowohl vor einseitigem Rationalismus als auch vor Pietisten, Frömmlern und Jesuiten. In diesem Sinne begann er die Zeitschriften: „Der Denkglaubige" (1825—29) und „Kirchenbeleuchtungen" (1827), von seinen übrigen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch seine „Memorabilien" (8 Stück, Leipzig 1791—96); „Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient" (7 Bde. Jena 1792—1803); dann „Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums" (2 Bde. Heidelberg 1828); die „Drei Lehrbriefe des Johannes" (Heidelberg 1829); „Briefe an die Galater und Römer" (Heidelb. 1831); Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte" (Bremen 1830); „Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien" (3 Bde. Heidelb. 1830—33; neue Auflage 1841—42) und die von ihm mit Kritik herausgegebenen „Vorlesungen Schellings über die Offenbarung" (Darmstadt 1843), wodurch er in einen Rechtsstreit verwickelt wurde. Im Jahr 1844 wurde er Altershalber in Ruhestand versetzt. Vergl. seine „Skizzen aus seiner Bildungs- und Lebensgeschichte zum Andenken an sein 50jähriges Jubiläum" (Heidelberg 1839).

Pauperismus. In der neueren Zeit ist sehr viel von der Bedürftigkeit und Hülflosigkeit der untersten Klassen der Gesellschaft die Rede und fast in allen Ländern sucht man mehr als je die Ursachen derselben aufzusuchen und Mittel aufzufinden, dem Umsichgreifen Einhalt zu thun. Namentlich ist es Frankreich, in welchem sich eine Partei zu den Vertretern der Armen aufgeworfen hat, und diesen sogenannten Krebsschaden der neuern Zeit durch eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse für immer verbannen will. Die Socialisten und Communisten, die Trümmer der ersten französischen Revolution, wie die Stifter oder wenigstens Erben der Februarrevolution von 1848 sind nichts Anderes, als eine Gesellschaft Menschenfreunde, welche sich die kühne Aufgabe gestellt haben, die Gleichheit des Besitzes unter den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft einzuführen. Es fragt sich, ob das möglich ist. Armuth hat es von der frühesten Zeit an gegeben und Viele glauben, sie sei niemals von der Erde gänzlich zu verdrängen, denn immer wird es unter den untern Ständen Massen geben, die ohne Kapitalbesitz durch Krankheit, Alterschwäche, durch Unglücksfälle die ihnen den zum Betrieb des erlernten Geschäfts erforderlichen Besitz raubten, oder auch durch Liederlichkeit, Ungeschick und Trägheit verhindert sind, sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Hätte man es nur mit natürlichen Armen zu thun, so würde die christliche Mildthätigkeit vollkommen ausreichen, diese Armen verschwinden zu machen, die Liederlichen und Arbeitsscheuen könnten durch obrigkeitliche Zucht zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft wieder umgewandelt werden; anders ist es aber mit der Verarmung ganzer Klassen, die von Jugend auf von der Hand in den Mund leben und aller Aussicht auf eine wirksame Verbesserung ihres Schicksals entsagen müssen. Kümmerlich in der Schule gebildet, deren Früchte oft eben so schnell verloren gehen, als sie gewonnen werden, da die Fabrikarbeit schon in früher Jugend mit der Schule Hand in Hand geht, von den Eltern mit schlechten Beispielen erzogen, von Rohheit und groben Lastern fast stets umgeben, wachsen die Kinder dieser Klassen heran und werden zu Werkzeugen von Unternehmern, zwischen denen und ihnen der Geldlohn das einzige Band ist. Sind sie fleißig und geschickt bei der Arbeit, hüten sie sich, mit der Justiz und Polizei in Conflict zu kommen, verfallen sie nicht in Krankheit, tritt keine Theurung unentbehrlicher Lebensbedürfnisse ein, ereignen sich keine Erschütterungen in Gewerbe und Handel, so fristen sie kümmerlich genug ihr Leben während der Jahre der Kraft; die Zu-

kunft aber bietet ihnen noch immer die trostlosesten Aussichten. Unter solchen Umständen ist es sehr natürlich, daß Rohheit und Genußsucht charakteristische Eigenschaften dieser Klasse werden. Der reichliche Verdienst, der von Zeit zu Zeit eintritt, wird rasch vergeudet, frühzeitige eheliche oder uneheliche Verbindungen mehren die Nahrungssorgen, die ungesunden Wohnungen erzeugen frühes Siechthum und bei der naturwidrigen Lebensweise immer schwächlichere, ungesundere Kinder. Wo soll aber Vorsicht, Sparsamkeit und Wißbegierde herkommen, da diese Menschen voraussehen, daß alle diese Eigenschaften sie über die trostlose Lage ihres Standes nicht erheben, sie vor dem trübsten Schicksal nicht bewahren können? Sie begegnen im Allgemeinen fast überall Mißtrauen, wie kann man verlangen, daß sie sich nicht undankbar, nicht trotzig und frech zeigen sollten. Statt sie zu schützen, erscheint das Gesetz bei ihnen nur als der strafende Richter, dem sie, wie ängstlich sie sich auch bemühen, oft nicht entziehen können, in dem sie keinen Vortheil sehen können. Weshalb sollten sie Bedenken tragen es zu übertreten, da es ihnen keine Rechte, nur Pflichten anweist? Sie befinden sich mit der bürgerlichen Gesellschaft im fortdauernden Kriegszustande; sie haben von ihr nichts zu hoffen. Eine Handelsstockung, eine Theuerung steigert ihr Elend auf den höchsten Gipfel, während selbst die wohlfeilste Zeit ihre Tage nur wenig, oder vielmehr gar nicht verbessert, wenn gleichzeitig die Masse der Arbeit sich vermehrt. Das Schlimmste hierbei ist, daß zu diesen Stiefkindern der Gesellschaft sich eine große Anzahl Anderer gesellen, die durch eigene Schuld um den Besitz oder ihre bürgerliche Stellung gekommen sind, ehe sie ihre Lage zum Bewußtsein brachte und so sie zu Werkzeugen vorbereiten für Unternehmungen, welche unter Umständen die ganze sociale Ordnung mit einem Umsturz bedrohen können. In Italien, Spanien und Portugal besteht ebenfalls Armuth, man kann sagen, dort sei das Vaterland der Bettelei und doch stehen die dortigen Armen in keinem solchen Verhältniß zur Gesellschaft wie z. B. in Frankreich und England in der neuern Zeit. In den südlichen Ländern ist vielleicht die Armuth nicht einmal ein großes Unglück, das günstige Klima, die Wohlthätigkeit der Klöster läßt sie gar nicht zum Bewußtsein ihrer Armuth kommen, sie kennen keine Bedürfnisse, als die sie sich täglich mit leichter Mühe verschaffen können, sie wünschen oft nicht einmal eine Verbesserung, die sie nöthigen würde, eine Thätigkeit zu entwickeln, die ihnen verhaßt ist. Die Armen des nördlichen Europa kennen aber bereits Bedürfnisse, ein großer Theil hat bessere Tage gesehen, der Norden weckt überhaupt die Arbeitsamkeit, die Thätigkeit und mit der Thätigkeit der Hand auch die Thätigkeit des Gedankens. Sie vergleichen ihre Hülflosigkeit mit der Wohlhabenheit der bevorzugten Stände, sie sind zum großen Theil keine Bettler, wie sie der Süden aufzuweisen hat, sondern Menschen, die nach einem bessern Zustande ringen und die der vergebliche Kampf mit Neid, Trotz und Haß erfüllt. Die verschiedenen Schriften, Abhandlungen und Berichte, die in der neuern Zeit, namentlich in Frankreich und England über den Pauperismus und die Mittel zu seiner Abhülfe erschienen sind, entwerfen ein grauenvolles Gemälde von der Zahl der Armen in Europa. Im Allgemeinen sollen die der öffentlichen Unterstützung Anheimgefallenen den einundzwanzigsten Theil der Bevölkerung ausmachen. In den einzelnen Staaten ist das Verhältniß ein sehr verschiedenes; in Rußland stellt es sich wie 1 zu 100; in England wie 1 zu 6 (man nimmt die Armenzahl in den drei Reichen Großbrittanniens zu 3,900,000 Menschen an), wobei aber die Bettler wohl von den Armen zu unterscheiden sind. In England bettelt der 117., in Rußland der 1000. Mensch; in England aber bettelt aber nur einer von 19, in Rußland schon einer von 9 Armen. In Frankreich und Deutschland nimmt man die Zahl der Armen wie 1 zu 20 an; in Oesterreich rechnet man nur den 25. Menschen zu den Armen, aber schon der 8. Arme bettelt, während im übrigen Deutschland nur der 10. Arme zu den Bettlern gerechnet wird; in Dänemark steht das Verhältniß der Armen wie 1 zu 25, in Schweden ziemlich in gleichem Verhältniß; in den Niederlanden ist der 7. Mensch schon ein Armer, aber unter 15 bettelt erst einer. Nach allen Nachrichten ist die Zahl der Armen in allen diesen Ländern durchschnittlich mehr im Zu- als im Abnehmen; eben so steigt die Anzahl der Proletarier, d. h. derjenigen Individuen, die bei dem kleinsten, den Ein-

zelnen oder das Ganze treffenden, Unglück brodlos werden und in die Armenzahl einrücken; und selbst in den unmittelbar darüberstehenden Klassen zeigt der schlechte Stand des persönlichen Kredits, die Sucht der schwindlerischen Unternehmungen, die Masse der Schulden- und Concursprozesse, die vielen nothwendigen Subhastationen, daß der kleine Bürger und Bauer eher zum Proletarier herabsinkt, als sich auf eine höhere Stufe emporhebt. Und doch ist der Nationalwohlstand im Allgemeinen keineswegs im Sinken; die Länder, in denen verhältnißmäßig die meisten Armen sind, überragen im Allgemeinen in ihrem Reichthum alle andern und dieser Reichthum ist im Steigen, nicht im Sinken, was eben den Zustand der Verarmung nur gefährlicher macht, da es um so grellere Contraste hervorbringt.

Diese Erscheinung ist von den verschiedenen Parteien verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Die reactionäre Partei findet sie in der Vertheilung des Grundeigenthums, in der Ablösung des grundherrlichen Verhältnisses und in der Gewerbefreiheit; ja sogar die Industrie und der Protestantismus werden als Ursache der Massenarmuth bezeichnet. Andere Parteien, wie Fourier, Owen und das sociale System, nennen das Eigenthum, das Erbrecht, die Ehe, die väterliche Gewalt als Gründe dieser traurigen Erscheinung und wollen sie entfernt wissen, müssen aber doch auch bei der Constituirung ihrer neuen Verhältnisse, von denen sie das Heil der Menschen erwarten, zu ähnlichen Einrichtungen wieder ihre Zuflucht nehmen. Eine dritte Partei sucht einzig in der allgemeinern und consequentern Ausführung des Industriesystems eine Abhülfe, erklärt aber dabei auch die Armuth für ein unvermeidliches Uebel, das man sich gefallen lassen und durch polizeiliche Mittel möglichst ordnen müsse. Die reactionäre Partei ist sehr im Irrthum, wenn sie die vollständige Ausführung ihrer Vorschläge für möglich hält und von derselben eine gründliche Hebung des gefürchteten Unheils erwartet. Seitdem das Grundeigenthum nicht mehr den hauptsächlichen Reichthum der Nationen bildet und alle andern Verhältnisse beherrscht, seitdem Industrie und Handel gleichberechtigt an seiner Seite stehen, hier und da sogar mit größerer Bedeutung auftreten, einen raschern Einfluß entwickeln, kann für den Landbau nur in der möglichsten Freiheit der Benutzung des Grund und Bodens Sicherung und Geltung gefunden werden; jede Beschränkung würde Kräfte und Kapitalien, noch mehr als schon geschehen, von ihm ableiten und den Werth des Bodens herabdrücken. In Bezug auf das Gewerbsleben ist aber ein Streit über den Werth oder Unwerth des ältern Systems schon deshalb mühselig, weil die Staaten es nicht mehr aufrecht erhalten können, sobald es von Andern verlassen wurde. Es ist gewiß, daß viele Menschen durch die Maschinen brodlos werden, aber das würden noch viel mehrere werden, wenn man ohne Maschinen den Kampf mit den Maschinenländern bestehen wollte. Nicht Alles, was zu einer Zeit gut und heilsam war, kann zu einer andern in all seiner Kraft aufrecht erhalten werden. Manche Institute sind untergegangen, die zur Organisirung der Massen beitrugen. Das grundherrliche Verhältniß, das Zunftwesen, die Gemeinde, die Corporation, die Ausdehnung des Familienbandes auch über die entferntesten Verwandten, die alle zu stützenden Bindemitteln und zu einer Zuflucht in mancher Bedrängniß dienten, sind gegenwärtig lockerer geworden, zum Theil ganz aufgelöst, weil sie im Laufe der Zeit einen andern Charakter angenommen hatten. Wir müssen hoffen, daß sich aus dem Leben selbst neue wohlthätigere und edlere Kräfte entwickeln werden, um das noch Lebensfähige mit neuem Geiste zu durchhauchen, an die Stelle der rettungslos Absterbenden neue Gestalten zu erwecken. Die Bedürfnisse der Menschen sind jetzt gestiegen und Vieles ist jetzt allgemeines Bedürfniß, was ehedem kaum dem Luxus der Reichen zugänglich war. Dadurch hat das Leben von Millionen eine größere Annehmlichkeit erlangt und wollte man diesen Luxus bekämpfen, so würde ein solcher Kampf, selbst wenn er mit Erfolg geführt werden könnte, nur neue Armuth erzeugen, da auf diese gesteigerten Bedürfnisse neue wichtige Interessen gegründet sind. Die Hauptursache des Pauperismus liegt in der Uebermacht, welche das Capital erlangt hat und im natürlichen Laufe der Dinge erlangen mußte. Das Capital hat Unternehmungen hervorgerufen, neben denen die kleine Industrie, die ehedem die Ne-

benbeschäftigung des Landvolks ganzer Provinzen bildete, nicht mehr bestehen konnte. Die Industrie, die jetzt noch mit dem Landbau nützlich verbunden werden kann, setzt meistentheils ein Capital voraus, wie es höchstens der große Grundherr besitzt. Sogar einzelne Verbesserungen in der Landwirthschaft können nicht ohne Capital ausgeführt werden, um die erste Anlage zu bestreiten, oder die Jahre des Fehlschlagens aushalten zu können. In der Industrie wird Capital erfordert, die Geschäfte auf den größten Fuß zu setzen, kostbare Maschinen anzuwenden, zur günstigen Zeit zu kaufen und so den Sieg über jede Concurrenz zu erringen. Dasselbe geschieht im Handel und so zieht die Großmacht des Reichthums von allen Seiten den besten Theil des allgemeinen Gewinnes an sich und genießt von jedem Fortschritt den besten Vortheil. Dadurch vermindert sich die Zahl und das Glück der kleinen selbständigen Geschäfte und die Zahl derer nimmt zu, die als Lohnarbeiter im Dienste Anderer stehen. Durch die immer vollkommner werdenden Maschinen setzt diese Lohnarbeit nur einige leicht zu erlangende körperliche Fertigkeit voraus, wodurch die Concurrenz für diese Arbeiten immer größer und die Lage der Arbeiter immer unsicherer wird. Ein solcher Zustand läßt sich kaum anders ändern, als durch die Vereinigung des kleinen Besitzes, um ein bedeutendes Capital zur gemeinsamen Betreibung ähnlicher großartiger Geschäfte zusammenzubringen und dadurch mit Erfolg die Concurrenz mit den Capitalien Einzelner aushalten zu können. Das aber kann durch den Staat nicht geschehen, es hängt bloß von den Individuen ab und könnte, richtig angewendet, allein dafür sorgen, daß der Reichthum sich gleichmäßiger vertheile und Viele in mäßigem, behaglichem Wohlstand lebten. Das ist überhaupt die Aufgabe, die der Staat dem Pauperismus gegenüber zu erfüllen hat. Je mehr sich Wohlstand in den untern und mittlern Klassen verbreitet, desto weniger Arme kann es geben. Die zweckmäßigste Hülfe aber können wir immer nur von der Zeit und dem Leben selbst erwarten.

Pausanias, Sohn des Kleombrotus, Neffe des Leonidas von Sparta, ein Anführer der spartanischen Landmacht gegen die Perser, und zugleich Oberfeldherr des ganzen griechischen Heeres, mit welchem er die Schlacht bei Platää (479) über Mardonius, den Anführer der Perser, gewann. Dann züchtigte er mit Aristides Theben, weil es sich den Persern unterworfen hatte, befreite Cypern von den Persern und nahm Byzanz, den Schlüssel von Kleinasien. Mächtig und übermüthig durch sein Glück und seinen Reichthum geworden und rücksichtslos gegen die Athener, in geheimem Einverständnisse mit dem Perserkönige Xerxes lebend und gekleidet nach Persersitte, wurde er ein Gegenstand des Mißtrauens und der Verachtung der Griechen. Die Verbündeten fielen von ihm ab, die Peloponnesier ausgenommen. Mehrmals angeklagt und wieder losgesprochen, wurde er zuletzt durch einen aufgefangenen Brief an Xerxes der Verrätherei überwiesen und flüchtete in den Tempel der Minerva Chalciökos, wo er unverletzbar war. Aber so groß war der Haß gegen die Verrätherei, daß selbst seine Mutter den ersten Stein herbeitrug, um die Thüre des Tempels zu verschließen. Er mußte im Tempel verhungern.

Pausanias, ein bekannter griechischer Schriftsteller aus Cäsarea in Kappodocien, lebte unter Hadrian und den Antoninen im 2. Jahrh. n. Chr. Er sammelte auf seinen Reisen durch Griechenland, Macedonien, Italien, und Asien, Notizen und Nachrichten über antike Kunstwerke, Tempel, Statuen, Feste, Gemälde, Spiele und sonstige topographische Merkwürdigkeiten, die er unter dem Titel Griechenlands Beschreibung in 10 Büchern herausgab und für uns, obgleich das Griechische ziemlich corrumpirt ist, von großer Wichtigkeit sind wegen der darin besprochenen Gegenstände. Die erste Druckausgabe ist die aldiner von Musurus (Venedig 1516), dann die von Xylander und Sylburg (Frankfurt 1583 und Hanau 1613), von Kuhn (Leipz. 1696), von Facius in 4 Bdn. (1794), von Siebelis in 5 Bdn. (Leipz. 1822—29), von Immanuel Bekker in 2 Bdn. (Berlin 1826) und von Schubert und Walz 3 Bde. (Leipz. 1838—39). Uebersetzungen lieferten Goldhagen (2. Aufl., Berlin 1798), Wiedasch (5 Bde., München 1826) und Siebelis (Tübingen 1827).

Pause bezeichnet vornehmlich in der Musik eine kurze Unterbrechung einer, mehrer

oder sämmtlicher Stimmen. Außerdem werden auch Pausen die Zeichen genannt, durch welche eine Unterbrechung angezeigt wird. Die allgemeine Pause sämmtlicher Instrumente heißt Generalpause; ganz kurze Pausen, die nur des Athem- oder Kraftschöpfens da sind, nennt man Sospiren. Neben der Pause als Ruhepunkt, giebt es auch Gefühlspausen.

Pausilippo ist ein in einen Felsen gehauener langer Durchgang bei Neapel. Sickler schreibt: unter den bei Neapel niedrig ins Meer auslaufenden Felsenreihen zeichneten sich die sogenannten colles Leugari aus, durch welche der römische Baumeister Coccejus, auf Befehl des M. Agrippa, einen Durchgang hauen ließ, welcher noch jetzt besteht und unter dem Namen Grotta del Monte di Posilipo bekannt ist. Dieser letztere Name stammte von einer Villa des Vedius Pollio, die dieser Römer wegen der herrlichen und ihrer köstlichen Einrichtung Pausilypon (d. h. Sanssouci) genannt und dem Kaiser Augustus vermacht hatte. Auf diesem Pausilippo zeigte man das Grabmal des Virgilius, was viele Wahrscheinlichkeit für sich hat nach den Berichten des Eusebius und Donatus, die nur den Pausilipp nicht nennen. Der Durchbruch bildet einen gepflasterten Weg und ist 1000 Schritt lang, 24—30 Fuß breit und 80—90 Fuß hoch, wurde später erweitert und mit Luftlöchern versehen. Ueber der Grotte sind Trümmer eines römischen Aquädukts. Den beschwerlichen Weg durch den ausgebrochenen Berg zu vermeiden, ließ Oesterreich 1822 eine Kunststraße über den Weg hin anlegen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man an der Spitze des P. eine Grotte, welche wahrscheinlich die Crypta pausilypona der Alten ist, da die jetzt sogenannte auch beim Seneca Crypta neapolitana heißt.

Pauw, Cornelius, geb. 1739 zu Amsterdam, lebte längere Zeit in Berlin, ward 1766 Canonicus zu Xanten im Klevesch en und starb daselbst am 7. Juli 1799. Großes Aufsehen erregte er durch seine hypothesenreiche Natur- und Culturgeschichte des Menschen, bekannt unter dem Titel: „Recherches philosophiques sur les Américains." (zweite Ausg. Berlin 1772, 3 Bde.; deutsch ebendas. 1769) und „Sur les Egyptiens et les Chinois (Berlin 1773, 2 Bde.; deutsch von J. G. Krünitz. Berlin 1774) und „Sur les Grecs" (Berlin 1789). Bei all seinem Scharfsinn, Witz und gründlicher Gelehrsamkeit überläßt er sich zu sehr seinem Hange zum Sonderbaren und Außergewöhnlichen, und die meisten seiner Hypothesen sind unhaltbar und grundlos. Dennoch ist sein Styl kraftvoll, beredt und philosophisch ausgebildet, und darin wahrscheinlich auch die Vorliebe zu suchen, welche Friedrich der Große für ihn hatte. Unter seinen philologischen Arbeiten erwähnen wir die Ausgabe des Aristänetus (1786), des Grammatikers Phrynichus (Utrecht 1789, 4.) und des Aeschylus (Kopenh. 1745, 4.). Durch die Bearbeitung des Aristänetus gerieth er in eine gemeine Zänkerei mit d'Orville (s. d.) der ihn in der „Vannus critica" spottweise nur Pavo nannte, worauf ihn P. in einer langen Vorrede zu dem Phrynichus auf ebenso derbe Weise antwortete.

Pavesen hießen im Mittelalter Schilde, die 5 Fuß lang, mit starkem Eisenblech belegt und unten mit einem eisernen Stachel versehen waren, um sie namentlich bei Belagerungen zum Schutze der Armbrustschützen in die Erde stoßen zu können. Sie blieben auch nach der Einführung des Feuergewehrs noch einige Zeit im Gebrauch.

Pavia führte in der ältesten Zeit von seiner Lage am Flusse Ticinus den Namen Ticinum und war Hauptstadt der Lävi, einer gallischen Völkerschaft; unter den Römern zum Municipium geworden erhielt sie später von dem Ostgothen Theodorich Befestigung und von den Longobarden, die sie zur Residenz seit 568 gemacht hatten, manche Verschönerung. Der Name Papia entstand aus einem andern nach Paulus Diaconus vorher gebräuchlichen, nämlich aus Pavia. Karl der Große, dem die Gründung der dortigen Universität zugeschrieben wird, nahm in Pavia den Desiderius gefangen, 774. Otto der Große plünderte 951 die Stadt und ließ sich dort zum Könige von Italien krönen. In den Kriegen, die sie seit 1059 mit den Mailändern führte kam sie nach vielem Verlust unter die Herrschaft der mailändischen Herzöge. In einer daselbst vorgefallenen Schlacht nahm der kaiserliche General Karls V. den französischen König Franz I. gefangen am 24. Febr.

1525. Doch schon 1527 wurde Pavia von den Franzosen einmal und 1528 zweimal eingenommen, verheert und den Spaniern übergeben. Nach mehrmaliger Belagerung übergab sie sich 1733 den Sardiniern und kam im wiener Frieden 1736 sammt Mailand an das Haus Oestreich. Seitdem theilte sie Oberitaliens Schicksal. Jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreich gehörig ist sie eine von 23,400 Einwohnern bevölkerte Stadt des Gouvernements Mailand, hat eine prächtige 200 Schuh lange Brücke aus Marmor über den Fluß Ticino, und eine zu den besten italienischen zu rechnende Universität mit nur drei Facultäten, die von Karl IV., Maria Theresia und 1817 von Franz I. neue Einrichtungen erhielt. Sie zählt 42 Professoren und 1400 Studenten, meist Mediciner, und hat fünf Kliniken, eine Bibliothek von 50,000 Bänden, einen botanischen Garten und reiche naturwissenschaftliche Sammlungen. Vergl. „Cenni storici delle due università di Pavia etc." (Mail. 1833). Von den daselbst bestehenden Collegien sind das Borromäische und das des Papstes Pius V. die schönsten. Außerdem hat P. eine Ackerbau- und eine Thierarzneischule, eine Schule für Civilbaukunst, ein bischöfliches Seminar und das gräflich Carburische chemische Laboratorium und Mineralienkabinet. Auch ist es Sitz der Delegationsbehörde, eines Tribunals, eines Bisthums und einer Provinzalcongregation. Es hat zwei große Spitäler, zwei Waisenhäuser, zwei Versorgungsanstalten und treibt bedeutenden Handel mit Landesproducten, besonders mit Wein, Oel und Gartengewächsen. Einen besondern Handelsartikel bilden die Vipern, die hier gefangen und nach Venedig zur Theriakbereitung verkauft werden. Ein mit Granitquadern eingefaßter, schiffbarer Kanal verbindet seit 1816 den Ticino mit dem Po. In der Nähe liegt das berühmte Karthäuserkloster Certosa, das Giovanni Galeazzo Visconti 1396 gegründet, von Joseph II. aufgehoben wurde und das aus schönen Gebäuden und einer in gothischem Geschmack erbauten Kirche besteht und zahlreiche Kunstdenkmäler aufzuweisen hat. Bemerkenswerth ist noch die Domkirche mit dem Grabmale des heil. Augustinus und die schöne Kirche Santa Maria. Vgl. „Memorie istoriche della citta di P." (3 Bde., Pavia 1782).

Pavian ist der Name einer Affengattung der alten Welt, von den Alten auch **Kynokephalus**, d. h. Hundskopfaffe genannt. Sie zeichnen sich durch ihre hundsähnliche Physiognomie, ihr fürchterliches Gebiß, nacktes Gesäß und ihre Wildheit aus. Zu ihr gehört der **Mandrill** (s. d.).

Pawlowsk, ein vier Meilen von Petersburg an der Slawjänka gelegenes kaiserliches Lustschloß, wurde im Jahre 1780 nach dem Plane des Engländers Brown im edlen Styl erbaut und ist besonders wegen seines reizenden Parks und seines erst vor wenigen Jahren angelegten Vauxhall bekannt, der im Sommer einen Hauptvergnügungsort der Petersburger bildet, wo Concerte und Bälle mit Feuerwerken, Brillanterleuchtungen und Ergötzlichkeiten aller Art abwechseln. Der Park selbst ist eine Schöpfung der Kaiserin Marie Feodorowna, der Gemahlin Pauls I., die an diesem von der Natur wie von der Kunst gleich schön ausgestatteten Orte besonders gern verweilte. Unter den Anlagen des Parks zeichnen sich besonders die sogenannte Zauberinsel, von der Slawjänka umflossen, der Rosenpavillon, die Eremitage, die einst dem pers. Prinzen Mirza zur Wohnung diente, der Musenplatz, der Tempel der Grazien, die überaus reizend gelegene kaiserliche Ferme mit dem buntfenstrigen Czaarensaal, und die mit den herrlichen Arbeiten des größten russischen Plastikers Martos verzierten Mausoleen und Grabtempel aus. P. ist unbestreitbar die schönste Partie in der Umgegend der Residenz. Von der Ausdehnung dieser Anlagen kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Gänge dieses Parks zusammen ein Längenmaß von $15^3/_4$ Meilen haben. In der Mitte des im Halbkreis gebauten Schlosses befindet sich die vom Staatsrath Adelung geordnete Bibliothek der verstorbenen hohen Besitzerin dieses Schlosses, ferner eine ausgezeichnete Gemäldesammlung mit vielen Werken alter Meister und das sogenannte Cabinet de réunion, dessen Geräthe und Verzierungen insgesammt von den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses gearbeitet sind. Auch das Münz- und Mineraliencabinet, in welchem letztern besonders eine 8 Pfund schwere uralische Goldstufe von Interesse ist, wie auch der Saal mit den hercu-

lanischen Merkwürdigkeiten verdienen der Erwähnung. Im Jahr 1828, nach dem Tode der Kaiserin Maria, nahm der jetzt ebenfalls verstorbene Großfürst Michael laut testamentlicher Verfügung Besitz von diesem Schlosse. Im Umfange der Parkanlagen liegt die kleine, jetzt von 3,200 Einw. bewohnte Stadt gleiches Namens, die durch eine 1838 eröffnete Eisenbahn mit der Residenz in Verbindung gesetzt ist.

Payne, Thomas, war zu Thetford in der englischen Grafschaft Norfolk am 29. Januar 1737 geboren und starb arm in Amerika am 8. Juni 1809. Er betrieb anfänglich das Geschäft seines Vaters und verfertigte Schnürbrüste, aber sein unruhiger Geist, der in der damaligen Gährung der Gemüther Nahrung fand, trieb ihn von dem väterlichen Geschäfte weg, und zunächst übernahm er ein Zollamt, dann die Leitung einer Tabacksfabrik. Er verließ aber auch diese Erwerbszweige bald und trat in London als Journalist auf. Dort wurde er mit Goldsmith und namentlich mit dem berühmten Franklin bekannt, welcher in Payne einen Mann fand, wie er ihn zur schriftstellerischen Vertheidigung der geforderten amerikanischen Abhängigkeit wünschte. Auf die Einladung Franklins ging Payne nach Philadelphia und nahm dort als Schriftsteller und Verfechter der öffentlichen Meinung den lebhaftesten Antheil an den Journalen; die von ihm 1776 herausgegebenen Schriften „common sense“ wurde mit Beifall allgemein gelesen, und seine Schriften über Politik und Regierung der Völker allenthalben verbreitet. Seine publicistischen Grundsätze waren ein starker Nachhall von den Principien Rousseaus. Er verfocht mit starrem Eigensinn und dialektischer Gewandtheit den Grundsatz, die Regierung selbst in ihrer Vollendung sei nichts Anderes, als ein nothwendiges Uebel. Durch solche Ansichten, die auf die bewegten Gemüther raschen Einfluß ausübten, erlangte Payne Ansehen, so daß er ohne Rücksicht auf sein Herkommen als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten Amerika's 1797 angestellt wurde und als solcher mit Lawrence nach Paris ging (1781), um eine Anleihe zu Stande zu bringen. Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten ging Payne 1787 nach Europa zurück und legte der Akademie zu Paris einen Plan zur Errichtung eiserner Brücken vor, der aber verworfen wurde; in England mißglückte die Ausführung gänzlich. Bald darauf trat er 1791 gegen Burke, einen Gegner der französischen Revolution, mit seinen sogenannten Menschenrechten auf und verfocht die Rechtmäßigkeit der Revolution. Die Schriften wurden sogleich ins Französische übersetzt. Dadurch in England verhaßt geworden, floh er nach Frankreich, wo er nach dem Verlust des britischen Bürgerrechts, und nachdem seine Schriften wie sein Name von Henkershand verbrannt waren, nicht blos das französische Bürgerrecht erhielt, sondern auch Repräsentant des Departements Calais wurde. Aber ungeachtet seines wüthenden Faktionsgeistes wurde er doch auf Befehl Robespierres als Ausländer von der Liste der Conventsmitglieder gestrichen und eingekerkert, bis er auf Reclamation Amerika's nach 14 monatlicher Haft 1794 wieder in Freiheit gesetzt wurde. In dem Gefängnisse schrieb er sein gegen den Atheismus gerichtetes Buch „The age of reason.“ Nach seiner Freilassung trat er wieder in den Convent ein, zog sich aber, als dieser sich 1795 auflöste, in das Privatleben zurück und beschäftigte sich mit statistischen und finanziellen Untersuchungen. So gab er 1796 eine scharfe Kritik der brit. Finanzverwaltung seit den letzten zwölf Jahren heraus, die großes Aufsehen machte. Im Jahre 1802 kehrte er auf Jeffersons Veranlassung nach den vereinigten Staaten zurück, wo er 1809 starb.

Pays de Vaud, s. Waadtland.

Pazzi, das im 15. Jahrhundert nach den Medici angesehenste Geschlecht in Florenz, welches, eifersüchtig auf die Macht der emporgekommenen Medicis, selbst im Besitz großer zuletzt durch den Handel vermehrter Reichthümer und voll Haß gegen die vermeintliche Unterdrückung der Freiheit des Vaterlandes, eine Verschwörung zur Wiederherstellung der alten Constitution und zur Vernichtung des Hauses Medici, aus dem die zwei jungen Brüder Lorenzo und Giuliano nach ihres Vaters Tode 1469 die Regierung übernommen und einen glänzenden Hofstaat eingerichtet hatten, einging. Jakob Pazzi, wie es heißt, ein ehrenwerther und allgemein geachteter Mann, war kinderlos, sein Vermögen hatte er den Söhnen seines Bruders bestimmt. Einer von den Neffen, Wilhelm Pazzi, war mit

der Schwester des Giuliano und Lorenzo, der Blanca, verheirathet; der zweite, Johann, war vertrieben und der dritte, Franz, ging aus Haß gegen die beiden florentinischen Fürstein nach Rom und war päpstlicher Bankier. Der Papst Sixtus IV. und sein Neffe Riario, Beide Feinde der Mediceer, reizten den Franz Pazzi zu einer Verschwörung. Dieser ging nach Florenz, gewann seinen Onkel Jakob, und Alle zusammen, unterstützt von dem pisanischen Erzbischof Salviati wie vom Könige Ferdinand von Neapel, verbanden sich, die beiden Mediceer bei einer kirchlichen Feierlichkeit (26. April 1478) zu überfallen und zu ermorden. Zur Sippschaft waren außerdem gezogen Jakob Poggi, der Sohn des bekannten Geschichtschreibers Poggio Bracciolini, Bernard Bandini und Baptist von Montesecco. Franz Pazzi und Bandini sollten den Julian und Montesecco den Lorenzo niederstoßen. Aber das Attentat mißlang, nur Julian sank unter den Dolchen der Verschwornen, und Lorenzo entkam leicht verwundet. Das Volk brach über die That in solchen Unwillen aus, daß es sämmtliche Verschworene, deren es sich bemächtigen konnte, auf der Stelle erschlug. Bandini war nach Konstantinopel geflüchtet, wurde aber ausgeliefert und hingerichtet. Nur Wilhelm Pazzi wurde gerettet durch die Bitten der Blanca von Medici. Die Katastrophe hat ein Augenzeuge beschrieben: Politian. „Pactianae conjurationis commentariolus.“ (Florenz 1478. 4., wieder abgedruckt und mit Bemerkungen versehen von Adimari 1769. Neapel 4.). Von der Familie P. leitet auch die poln. Familie, welcher der General Ludw. Mich. Graf Pac (s. d.) angehört, ihren Ursprung ab.

Pearce, Zachary, ein gelehrter engl. Philolog und Theolog, geb. 1690 zu London, studirte zu Cambridge und wurde, nachdem er mehrere geistliche Aemter bekleidet hatte, 1756 Bischof zu Rochester, legte aber diese Würde einige Jahre vor seinem Tode freiwillig nieder. Er starb am 29. Juni 1774. Seine Ausgaben des Cicero „De oratore“ (Cambr. 1716; 2. Ausg., Lond. 1795) und des Longinus (Lond. 1724, 4.) sowie unter seinen theologischen Schriften der „Commentary on the evangelists and the acts of the apostles“ (2 Bde. London 1777, 4.) zeichnen sich durch Belesenheit und gründliche Gelehrsamkeit aus.

Pearson, John, ein gelehrter engl. Theolog und Philolog, geb um 1613 zu Greake in der Grafschaft Norfolk, gest. 1688 als Bischof von Chester, erwarb sich mit seinem Bruder, Richard P., der als königlicher Bibliothekar zu St. James 1670 starb, um das Studium der biblischen Kritik und der Patristik durch eine große Anzahl Schriften große Verdienste. Seine reichhaltigen Materialien zum Lexikon des Hesychius gab Gaisford unter dem Titel „Adversaria Hesychiana“ (2 Bde. Orf. 1844) heraus.

Pech ist der allgemeine Name für die verschiedenen Zustände des im Safte der Nadelhölzer enthaltenen Harzes. Dasjenige Harz, das von selbst aus den Stämmen in halbflüssiger Verbindung mit ätherischem Oele herausfließt, heißt Terpentin (s. d.). Destillirt man diesen mit Wasser, bis das Terpentinöl ganz übergegangen ist, so erhält man als Rückstand Kolophonium (s. d.). Kocht man Terpentin mit Wasser und rührt die Masse mit kaltem Wasser durch, so wird sie gelb und durchsichtig (gelbes Pech, poix résine); läßt man dagegen den Terpentin am Baume eintrocknen, so verliert er den größten Theil seines Oels und wird zu gewöhnlichem weißen Harz oder Galipot. Letzteres wird, besonders im südwestlichen Frankreich, mit Wasser destillirt und geschmolzen und durch Stroh geseiht und heißt dann weißes Burgundisches Pech; wenn man dagegen dasselbe unmittelbar für sich schmilzt und durch Stroh seiht, so gibt dies gemeines braunes Pech, und aus den auf dem Stroh bleibenden Pechgrieben wird Kienruß gebrannt. Destillirt man harziges Holz in verschlossenen Gefäßen oder in sogenannten Theerschwelereien, so gewinnt man den Theer (s. d.) auch flüssiges Pech genannt, weil in das Destillat das Harz und Oel in veränderter Gestalt übergehen. Durch Destillation des Theers erhält man dann Pechöl oder Kienöl, und als schwarzen festen Rückstand das Schwarze oder Schiffspech. Fast überall wo Nadelholzwälder in Massen sind, wird auch Pech gewonnen; gemeines und schwarzes Pech vorzüglich in Schweden, Nordamerika, im Harz und in Böhmen; weißes Pech und Galipot in

Frankreich (Departement des Landes). Die verschiedenen Arten des Pechs dienen theils für sich zum Auspichen und Verpichen von Gefäßen, Flaschen, Schiffen u. s. w., theils als Zusatz zu Siegellack, Kitten, groben Firnissen, Stiefelwichsen, Pflastern u. s. w., endlich wegen der Brennbarkeit zu Fackeln.

Pechkränze nennt man runde Reifen von Holz oder Eisen, die man mit Lunte, auch blos mit Stroh umwickelt, wiederholt in fließendes Pech taucht und mit Pulver bestreut. Sie werden an Gebäude, namentlich auch an Blockhäuser und Brückenpfeiler, an einen schnell eingeschlagenen Nagel gehangen, mit einem Zündlicht in Brand gesetzt, und verbreiten gewöhnlich sehr bald ein intensives Feuer, selbst bei starkem Holz und nasser Witterung.

Peculat, von dem lateinischen Ausdruck peculatus abgeleitet, bezeichnet jegliche Entwendung nicht im Privateigenthum befindlicher Sachen, vorzüglich den am Staatsgut vollzogenen Diebstahl, ohne Unterschied, ob die Sache dem Diebe anvertraut war oder nicht. Die alte römische Gesetzgebung verhängte harte Strafen über dieses Verbrechen, das unter die quaestiones perpetuae gehörte und mit interdictio aquae et ignis belegt wurde. Dann ist Peculat auch der Kirchenraub, oder Entwendung kirchlicher und im Glauben des Menschen geheiligter Gegenstände (s. Sacrilegium), die nicht zum Privateigenthum gehören. Die Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. (die sogenannte Karolina) setzte auf dieses Verbrechen Blutstrafen, die aber in den protestantischen Ländern seit dem Frieden zu Osnabrück (1648) aufgehoben und mit andern vertauscht sind.

Peculium, war nach dem alten römischen Rechte ein Eigenthum Derjenigen, die nach dem Herkommen vom Rechte, Eigenthum zu haben, ausgeschlossen waren, wie die Sklaven und alle noch in der väterlichen Gewalt befindlichen Söhne. Aber zu keiner Zeit der römischen Geschichte war Herr oder Vater rechtlich verhindert, seinem Sklaven oder Kinde ein Vermögen in die Hand zu geben, oder ein selbst erworbenes zu belassen, mit mehr oder weniger beschränkter Dispositionsbefugniß. Für ein solches in der Hand des Sklaven oder Kindes gelassene, oft durch ihre Ersparung gewonnene Vermögen ist der Ausdruck peculium, der eigentlich ein Deminutivum ist und Vermögen überhaupt bezeichnet, ein technischer geworden. Was der Bürgerssohn als Krieger im Felde erwarb oder vom Solde ersparte, hieß peculium castrense. Haussöhne erlangten dieses Eigenthumsrecht erst seit den Gesetzen August's, Nerva's und Trajan's. Die spätere Zeit der Kaiser machte noch einen Unterschied zwischen peculium quasi castrense und setzte eine neue Art, das peculium adventitium, hinzu. Justinian verordnete nämlich, daß nicht bloß die Güter der mütterlichen Linie und die ehelichen, sondern Alles, was ein Haussohn (filius familias) anders woher als aus des Vaters Vermögen selbst erworben habe, dem Kinde eigenthümlich gehören und dem Hausvater daran nur Nießbrauch und unbeschränkte Verwaltung, jedoch ohne Veräußerungsbefugniß, zustehen soll. Man nannte dies Vermögen peculium adventitium. Vgl. Ch. Rau „Histor. iur. civ. de peculiis," (Leipzig, 1770. 4.).

Peczora, ein Fluß in Rußland, entspringt auf der Westseite des nördlichen Ural, und durchströmt die drei russischen Gouvernements Perm, Wologda und Archangel. Bei dem sehr geringen Gefälle die sie hat, wird sie schon nicht weit von ihrem Ursprung schiffbar, ist aber für die Schifffahrt wenig brauchbar, da sie den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt ist und zugleich im Gouvernement Archangel jene große berüchtigte Moorfläche, Tundra genannt, zu durchfließen hat, wo von Handel und Verkehr keine Rede ist. Nachdem die Peczora sich zuvor in viele Arme getheilt hat, zwischen welchen viele wüste, nur von Seehunden bewohnte Inseln liegen, ergießt sie sich an der Küste von Malaja-Semlja, zwischen dem 67 und 68° nördl. Br. in das nördl. Eismeer. Ihr größter Nebenfluß ist die im Samojedenland entspringende Usza, die sich bei dem Flecken gleiches Namens mit ihr vereinigt. Ihr Lauf ist 150 Meilen lang, ihr Flußgebiet über 3000 □ Meilen groß.

Pedal ist die mit den Füßen zu spielende Tastatur der Orgel, aus den großen Pe-

daltasten bestehend. Die Windlade für das Pedal der Orgel heißt **Pedallade.** Das Pedal besteht gewöhnlich aus nur zwei Octaven, bestimmt, blos die Grundstimme vorzutragen. Zur Vorübung hat man seit langer Zeit auch Klaviere, in neuerer Zeit auch Pianoforte's mit Pedal gebaut und mit solchen Instrumenten in Concerten debütirt. Bei der mit einem Pedal verbundenen Harfe (Pedalharfe) dient das Pedal bloß zur Erhöhung der Saiten um einen halben Ton.

Pedalharfe, s. Harfe.

Pedant bezeichnet nach dem Ursprunge des Wortes einen Menschen, der in den vorgefundenen Fußstapfen seiner Vorgänger hartnäckig fortwandelt, und ohne den Geist seines Musterbildes im Wesentlichen zu kennen, Nebendinge für Hauptsachen hält, und indem er an oft leeren Formen hängt, das freie Wollen und Handeln beeinträchtigt. Pedanterie ist es, die wir namentlich bei Gelehrten (besonders bei Schulmännern und Sprachforschern) antreffen, die sich jedoch von andern Pedanten (hohen Staatsbeamten, Soldaten) nur dadurch unterscheidet, daß dieser Fehler, gemildert durch gründliche Gelehrsamkeit, frei ist von jenem Stolze und Eigendünkel, der sich oft nur hinter Formen und Höflichkeiten zu bergen sucht, oder mit einem oft unerträglichen Egoismus und herrischen Wesen Allen begegnet, die nicht ihres Glaubens sind. Wie sich Pedantismus bei Nichtgelehrten als lächerlich und unerträglich zeigt, weil der Pedant an allen Orten nur sich und seinen Ansichten das Wort redet, Alles von seinem Standpunkte aus betrachtet und nach seinen vorgeblich allein richtigen Grundsätzen gemodelt wissen will, so übt er besonders auf den Gelehrten einen ungünstigen Einfluß aus, indem dieser der Lächerlichkeit anheim fallen und seine ohne diesen Fehler unzuberechnende Wirksamkeit jedenfalls sehr beeinträchtigt wird. Eine höchst tadelhafte Pedanterie zeigen vornehmlich die Gelehrten, welche ihr Fach als den einzigen Maßstab der menschlichen Leistungen ansehen. Dahin gehört der Theolog, wenn er behauptet, die theologische Gelahrtheit sei die einzige Wissenschaft in der Welt; der Jurist, wenn er alle übrigen Wissenschaften für Dienerinnen der seinigen betrachtet; der Philolog, sobald er dialektische Gewandtheit in Silbenstecherei für den einzigen Weg zur Wissenschaft hält; der Alterthumsforscher, der nur in den Leistungen der alten Welt ein Ideal erblickt und alles Neuere verachtet u. s. w.

Pedell, vom altsächsischen bidele, d. h. dienen, Ausrufer, Büttel, war sonst ein Amtsdiener öffentlicher Behörden, jetzt nur noch der Gerichtsdiener und gleichsam Lictor des Senats auf Universitäten, die auf manchen Universitäten, wie in Leipzig, Notare sein müssen.

Pedianus, Quintus Asconius, ein römischer Grammatiker im 1. Jahrh. nach Chr., wahrscheinlich aus Padua gebürtig, ist der Verfasser eines Commentars zu den Reden des Cicero, der sich durch eine ziemlich reine und correcte Sprache auszeichnet und wegen seiner vielen historischen Erläuterungen und Notizen für das richtige Verständniß jener Reden von besonderer Wichtigkeit ist. Der Florentiner Poggi entnahm zu Anfang des 15. Jahrh. aus einem später verloren gegangenen Codex zu St. Gallen, eine Abschrift; gedruckt wurde dieser Commentar zuerst in Bruchstücken zu neun einzelnen Reden bei Aldus (Ven. 1477, 4., und 1522), dann mit den Anmerkungen der frühern Herausgeber (Leyd. 1644 und 1689), am vollständigsten zuletzt in der Gesammtausgabe der Werke des Cicero von Orelli (Zürich 1833). Vergl. Madvig, „De Q. Asconii Pediani in Ciceronis orationes commentariis" (Kopenh. 1828).

Pedro, Dom, von Alcantara, Herzog von Braganza, Exkaiser von Brasilien und, im Namen seiner Tochter Donna Maria da Gloria, Regent von Portugal, war als der zweite Sohn des nachmaligen Regenten und Königs Johann IV. von Portugal am 12. Oktob. 1798 zu Lissabon geboren; seine Mutter war die spanische Infantin Carlota Joaquima, die Schwester Ferdinands VII., Königs von Spanien. Als sein älterer Bruder Antonio 1802 starb, trat Pedro in alle Rechte eines erstgebornen Prinzen von Portugal. Im Allgemeinen ist Dom Pedro keiner von den mit dem Purpur Bekleideten, die bloß mit ihrem Leibe die Zahl erfüllen und weiter nichts für die Menschheit sind, als

lebendige, zehrende Capitalien. P. hat sich mitten auf die Bühne der Oeffentlichkeit gestellt und in das Leben, in die gewaltig bewegte Gegenwart thätig eingegriffen und vollbracht, was er nach seiner Erkenntniß und nach seiner Individualität vollbringen konnte. Wenn diese Individualität keine so vollkommene war, wie sie menschlich möglich ist und wie sie bei den Anlagen Pedro's vermuthlich hätte werden können, so lag die Schuld nicht an ihm, sondern an den Umständen, unter denen er erzogen und gebildet worden ist. In seiner frühesten Jugend soll er an Johann Rademak einen wohlerfahrenen und sorgfältigen Erzieher gehabt haben, aber als dieser, angeblich an Gift, gestorben war, ging die Leitung und der Unterricht des Prinzen zu einer Zeit, als politische Stürme den Thron seiner Väter umbrausten, in die Hände Unerfahrener über, welche selbst planlos, ohne Halt und Regel, in ihren Ansichten schwankten und dem jungen Zöglinge eine sittliche Festigkeit nicht einzuflößen vermochten, die einem Beherrscher, zumal in einer wildaufgeregten Zeit, wesentlich nothwendig ist. Gesund und von dauerhaftem Körperbau, mit guten Talenten geboren, vom Drange nach Belehrung beseelt und von der Kraft eines beharrlichen Willens regiert, war P. meist sich selbst überlassen, und wo eine fremde Hand ihn führte, geschah es immer nur, daß er auf Abwege gerieth. Er erwarb sich mannigfache Kenntnisse und Fertigkeiten in Technologie, Dichtkunst, Musik, Statistik und Staatskunst; er componirte kleine Tonstücke, erfreute sich des Genusses an lateinischen Dichtern, übersetzte engl. nicht ohne Gewandtheit, machte selbst Verse und lieferte später staatswissenschaftliche Artikel, welche mit der Ziffer P. B. (Pedro von Braganza) unterzeichnet sind, in das zu Rio Janeiro erscheinende Zeitblatt Diario Fluminense. Im Ganzen war er geistig aus sich selbst hervorgegangen, er war Autodidakt mit allen Vorzügen und Nachtheilen der Autodidaktie, welche an und für sich das mühsam Erworbene gleich wie auf einen schwer errungenen Besitz mit Recht stolz ist, aber auch mit dem edlen Selbstgefühl, mit der Energie im Handeln leicht Ehrsucht, Hochmuth, Animosität und den hartnäckigen Fehler vermeintlicher Untrüglichkeit verbindet. Weil P., ohnehin von der Natur mit fester Willenskraft ausgerüstet, einmal die rechte Bahn durch die Wirren des Lebens gefunden hatte, glaubte er immerdar auf dem geraden Wege des Rechts zu sein und verfiel, da er die Ermahnungen Erfahrener unbeachtet an sich vorübergehen ließ, in den nicht ungegründeten Verdacht der Willkürlichkeit; weil seine Festigkeit und sein unverzagter Sinn, mit dem er die Gegenwart zu erfassen trachtete, einmal den Sieg gewonnen hatte, blieb er auch unter andern Umständen gleich beharrlich in seinen Meinungen und ward dadurch hartnäckig, unbeugsam, trotzig und halsstarrig. Hierin liegen die Quellen des seltsamen Gemisches von Liberalismus und scheinbarem Despotismus im Charakter Pedro's. Mit kühnem Muthe fiel er dem rollenden Rad Fortunens in die Speichen, als der Demokratismus sein blutiges Haupt in Brasilien erhob, und gab dem großen Lande seine Unabhängigkeit von dem kleinen Portugal. Die wesentlichen Ereignisse und Pedros Theilnahme an den neuen Umwälzungen in Südamerika sind weitläuftig unter dem Artikel B r a s i l i e n, den man vergleichen mag, erzählt. Man wird dort finden, daß Pedro, wesentlich ein Erzeugniß seiner Zeit, zwar die Stimme der Gegenwart berücksichtigte und den menschlichen Geist freigab, daß er aber auch im Tumult der streitenden Meinungen tumultuarisch rasch und übereilt verfuhr und den Gegnern durch Mißgriffe — Ergebnisse der Unbesonnenheit — empfindliche Schwächen und Blößen gab. Wo auf plan- und zeitgemäße Handlungen unüberlegte Maßregeln folgen, übersieht der Mensch gewöhnlich die guten Wirkungen, welche die Besonnenheit begleiten, und Mißtrauen nimmt die Gemüther gefangen. Aber mit der Regierung ist es aus, welche ihr Zutrauen beim Volke, besonders wenn es im Zustande der Gährung ist, verliert. Dom Pedro hatte die Herzen der Brasilianer gewonnen, da er die Ketten und Geißeln entfernte, die Frohnen aufhob, das Brandmarken und ähnliche Entehrungen verbot, dem abscheulichen Sklavenhandel steuerte, Schulen und Hospitäler, Sternwarten, Militär-, See- u. Kunstakademien stiftete, überall dem Aberglauben, den die papistische Klerisei, die Feindin jedweden Liberalismus, aussäete, und dem Verdunklungssystem durch zweckmäßige Anstalten entgegen arbeitete. Die Liebe des Volkes zu ihm nahm noch mehr zu und entfaltete sich in

einer Art Begeisterung, als er vertrauenvoll sich den Bewegungen des Zeitgeistes anschloß, als er im Lande der Abhängigkeit, der Freiheit einen Altar aufrichtete, Brasilien für ein selbstständiges Reich erklärte, ihm eine Repräsentativverfassung ertheilte und die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte. Aber die Herrlichkeit war von keiner Dauer. Erstlich fiel der Same der Unzufriedenheit in den Schooß seiner Familie. Seine Gattin Leopoldine, die Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, die bei ihrer Vermählung mit Pedro am 6. Novbr. 1817 den Namen Maria annahm, erlebte die Schmach, daß ihr Gemahl seine Neigung einer stolzen Buhlerin, die er sogar zur Marquise de Santos erhob, zuwandte. Stiller Gram verzehrte die Lebensblüthen der Kaiserin, die, geachtet und als menschenfreundliche Fürstin geliebt, am 11. Decbr. 1826 verblich. Sie hatte ihrem Gemahl den jetzigen Kaiser Dom Pedro II., Januaria (1821), Marianne (1823) und Franziska 1824) geboren. Mit ihrem Tode schien der gute Stern von Dom Pedro gewichen zu sein. Als er in der Folge den Werth der Abgeschiedenen erkannte, begab er sich jeden Sonnabend Morgens, so lange er noch in Rio Janeiro lebte, in die Kirche Santa Maria da Gloria, kniete vor dem Altare und betete inbrünstig für seine und der Verewigten Seelenruhe. Inzwischen waren die Volksparteiungen nicht beruhigt, im Gegentheil nahmen die Bewegungen einen gefährlicheren Charakter an, seit sich P. zu wiederholten Malen mit seinen Ministern entzweite. Es schien nun klar auf der Hand zu liegen, daß die Regierung auf keinen sichern Grundsätzen beruhe. Die Kammern verloren mit unnützem Gezänk die beste Zeit, und die aus der Versäumniß entstandenen Nachtheile legte der Brasilier seinem Kaiser zur Last. Dazu kam, daß Dom Pedro durch den Tod seines Vaters auch den portugiesischen Thron erbte. Indem der Kaiser alle Anstalten traf, diesen einzunehmen, schien es den kaum für unabhängig erklärten Brasiliern, als sollte ihr Vaterland in das alte Verhältniß zurückkommen. Zwar ernannte Dom Pedro, nachdem er für Portugal eine neue Constitution durchgesetzt hatte, eine Regentschaft, aber der alte Haß der Brasilier entbrannte doch gegen ihn, vorzüglich als die Presse von der ihr constitutionsmäßig zugestandenen Freiheit Gebrauch machte. In dem verwirrten Durcheinanderschreien der Parteiungen wurde nichts geachtet, das Gute fand keine Anerkennung, und weniger zweckmäßige Handlungen der Regierung wurden mit den Farben der Erbitterung geschildert. Es war ganz natürlich, daß Dom Pedro diesen Dank erntete, da er die Preßfreiheit einem Volke gegeben hatte, dem die Freiheit des Gedankens nur eine gefährliche Waffe in der Hand des Kindes war. Er hatte sich hierin offenbar übereilt. Seines Mißgriffs zeitig inne geworden, schloß er sich, da er in der Treue der heftig aufbrausenden Tropenbewohner keine Garantie zu finden glaubte, desto enger an Fremdlinge, besonders an Portugiesen an. Allein auch dies war ein Palliativmittel auf welches das alte Uebel nur desto kräftiger hervor kam. Zuvörderst entsagte Dom Pedro dem portugiesischen Throne zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria, die aber von ihrem Oheim, dem tyrannischen Dom Miguel (s. d.), vertrieben, wieder nach Brasilien kam und auf Kosten dieses Reichs einen äußerst prunkenden Hofstaat erhielt. Dom Pedro, der durch seinen Aufwand und durch seine Vorliebe für Portugiesen das Volk erbitterte, rüstete sich gleichfalls auf Kosten Brasiliens, Portugal für seine Tochter zu erobern und rief dadurch alle Geister der Parteien gegen sich selbst in die Schranken. Der heftige aber nicht ungegründete Tadel wurde laut, daß der Kaiser das Vermögen des Staates fremden Interessen opfere. Dies und ein unzeitiger Ministerwechsel (s. Barbacena) hatte die trüben Folgen, daß die Flammen eines wilden Aufruhrs in Rio Janeiro aufschlugen. Das Volk flog jubelnd durch die Straßen, und das Militär schloß sich an. Pedro flüchtete auf ein englisches Schiff und entsagte am 7. April 1831 der brasilianischen Krone zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro von Alcantara. Am 11. Juni 1831 stieg er in Cherbourg ans Land und brachte zuerst die Nachricht von seiner Entsagung nach Europa. Ihn begleitete unter andern auch seine zweite Gemahlin, die Prinzessin Amalie von Leuchtenberg, mit der er sich 1829 vermählt hatte. Von dem Augenblicke seiner Abdankung an richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wiedereroberung Portugals. Unter welchen Anstrengungen und mit welchen Mitteln er seinen Zweck erreichte, wird in

dem Artikel **Portugal** (s. d.) weiter erzählt werden. Als Herzog von Braganza warb er in England und Frankreich kleine Schaaren, rüstete eine Flotte mit der größten Uneigennützigkeit und ertrug mit leichtem aber beharrlichem Muthe alle Mühsale eines zweijährigen gefahrvollen Feldzuges. Und als das Glück seine Waffen krönte, zog er siegesfroh in die Hauptstadt seiner Väter ein und verkündete den von der blutigsten Knechtschaft befreiten Portugiesen die Wiederherstellung der Constitution, die er früher dem Lande gegeben hatte. Seiner Tochter setzte er die königl. Krone auf, verjagte den Usurpator aus dem Reiche, ordnete den zerrütteten Staat und berief die Cortes 15. Aug. 1834, die ihn zum Regenten während der Minderjährigkeit Donna Marias erwählten. So hatte Dom Pedro standhaft im Unglück und in der Freude mäßig, mit Ruhe und Würde seine Aufgabe gelös't, als sein Genius die Fackel senkte. Dom Pedro starb am 24. Septbr. 1834 an der Brustwassersucht. Vgl. E. Große, „Dom Pedro oder Geschichte der neuesten Revolution von Brasilien und von Portugal." (Leipz. 1836).

Peel. Unter diesem Namen haben sich zwei Engländer, Vater und Sohn, in der Geschichte ihres Vaterlandes großen Ruf erworben. 1) **Robert Peel** wurde am 25. April 1750 auf dem väterlichen Landgute Peels Croſſ bei Lancaster geboren und wie mehrere seiner Brüder zum Fabrikwesen bestimmt. Fleiß, Umsicht im Geschäftsleben und technische Kunstfertigkeiten führten ihn in seinem Berufe bald zu glänzenden Erfolgen; sein Reichthum wuchs, als er das Maschinenwesen mit den Manufakturen verband, eben so sehr als sein Ansehen und sein persönliches Uebergewicht, dergestalt, daß er mit seinem Geschäftsgenossen William Yates zu Bury in Lancashire, mit dessen Tochter er 1783 sich vermählt hatte, 1797 freiwillig eine Summe von 10,000 Pfund Sterling zu den Kriegskosten beisteuerte, sechs Compagnien Landwehr, meistens aus seinen Arbeitern, organisiren konnte und sie befehligte. In den stürmischen Kriegsjahren nahm die Fülle seines Wohlstandes noch mehr zu; im Jahre 1815 beschäftigte er nicht mehr denn 15,000 Menschen in seinen Manufakturen und zahlte an Accise blos für gedruckte Baumwollenzeuge jährlich 40,000 Pfd. Sterling oder 1/4 Million Thaler. Zu diesem Reichthum gesellte sich, wie es in England gewöhnlich ist, bald auch politisches Ansehen. P. ward 1790 zum Abgeordneten in das Parlament erwählt und behielt seinen Sitz darin dreißig Jahre lang, bis er 1829 seinen Posten zu Gunsten seines zweiten Sohnes, William Yates Peel, aufgab. Seine politischen Ansichten trieben ihn die Arme des großen William Pitt, den er im Parlament mit dem ganzen Feuer seines patriotisch-menschenfreundlichen Herzens unterstützte, so wie 1799 er seine Stimme Denjenigen gab, die eine Union Irlands mit Großbritanien verlangten. Als 1802 der Friede von Amiens unterzeichnet und das deswegen aus dem Ministerium getretene Staatsgenie Pitt von den zahlreichen Feinden angeklagt wurde, erhob sich P., dem der dankbare Minister die Baronetwürde 1800 verschafft hatte, im Parlamente und vertheidigte den Angeklagten mit Muth und Erfolg. Gebeugt von der Last des Greisenalters zog sich P. in die Ruhe zurück und starb, geliebt von seinen Untergebenen und geachtet von den echten Freunden des vaterländischen Wohlstandes, im Mai 1830. Er hinterließ eine Vermögensmasse von fast 15 Millionen Rthlr. Des Baronets ältester Sohn ist 2) **Sir Robert Peel**, der, am 5. Febr. 1788 geboren, seinen ersten Unterricht zu Harrow empfing, wo er schon ungewöhnliche Fähigkeiten zeigte und das schönste Talent mit ausdauerndem Fleiße vereinigte. Zur gehörigen Zeit ausgebildet, betrat er die akademischen Hörsäle zu Oxford 1800 und begann 1809 seine parlamentarische Laufbahn als Mitglied für Cashel, und im Jahr 1810 unterstützte er die Dankadresse an den Thron. In demselben Jahre wurde er zum Unter-Staats-Sekretär und im Septbr. 1812 zum Ober-Sekretär für England ernannt. Man glaubte damals allgemein, daß ihm schon zu der Zeit, als er Oxford verließ, die Ehre zugedacht gewesen sei, diese Universität im Parlament zu repräsentiren, sobald ein Sitz erledigt sei. Dies geschah denn auch, als Abbot, der Sprecher des Unterhauses, im Jahre 1817 zum Pair erhoben wurde. P. ward an seine Stelle gewählt. Hierauf vermählte er sich 1820 mit einer Tochter des verstorbenen Generals Sir John Floyd. Im Jahre 1822

folgte er dem Viscount Sidmouth als Staats-Sekretär für das Innere und bekleidete das Amt mit einer ganz kurzen Unterbrechung volle acht Jahre. Seine wichtigste Maßregel, die er 1826 begann, war die Verbesserung des Criminal-Gesetzbuches. Als Canning mit seinem Feuereifer für die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken und für die Aufhebung der brittischen Korngesetze Premier-Minister an Liverpools Stelle wurde 1827, dankte P. ab, übernahm aber unter dem Herzoge von Wellington sein altes Amt wieder. Die Veränderungen seiner Ansichten über die katholische Emancipation, der er früher mit aller Kraft entgegengewirkt hatte, veranlaßte ihn, seinen Parlamentssitz für Oxford aufzugeben; er trat in den folgenden Wahlen als Kandidat für Chiltern Hundreds auf, fiel aber durch. In seinem politischen Glaubensbekenntniß, das ihn besser als jedes Raisonnement schildert, und das er vor den Wählern von Tamworth im Jahre 1832 ablegte, äußerte er: „Ich habe niemals irgend ein Klasse von Parteimännern entschieden unterstützt, sondern es immer für viel besser gehalten, der jedesmaligen Eigenthümlichkeit der Zeitumstände mit unverwandtem Blicke zu folgen, und so scheint es mir denn auch, daß es weder schimpflich noch ungeziemend sei, von seinen Ansichten und Maßregeln abzugehen und andere, dem veränderten Zustande des Landes angemessene anzunehmen, sobald eine dringende Nothwendigkeit es heischt. Um dieses Verfahrens willen bin ich von beiden Parteien getadelt worden, sowohl von denen, welche Veränderungen unter allen Verhältnissen für verwerflich halten, als von denen, welcher meiner Meinung nach die Vertheidiger zu gewaltsamer und plötzlicher Neuerungen sind. Deßungeachtet werde ich jenen Mittelweg zu verfolgen fortfahren; ich halte es für unmöglich, daß ein Staatsmann unter allen Umständen bei einer und derselben politischen Richtschnur verbleiben kann, und die einzige Frage die ich mir stellen würde, wenn ich von dieser Richtschnur abwiche, würde die sein, ob ich mich dabei durch ein eigennütziges oder schlechtes Motiv bestimmen ließe, ob ich glaubte, daß die Maßregeln, welche ich beabsichtige, von den Verhältnissen des Landes dringend gefordert würden." Hierauf wählte Tamworth, das den Fabriken des ältern Baronets P. seinen ganzen Wohlstand verdankt und ihn zu seinem Vertreter im Unterhause ernannt hatte, den jüngern Robert Peel zum Mitgliede des Unterhauses. Von der Zeit an war P. ein aufmerksamer Zuschauer der Ereignisse im Ministerium und stand auf Seiten der Tories. Er war zugegen, als das Grey'sche Ministerium am 11. Juli 1834 stürzte, ging aber, als Melbourne, der bisherige Minister des Innern, zum Premier-Minister an Greys Stelle erhoben wurde, auf Reisen nach Italien. In seiner Abwesenheit erlitt das neue Ministerium abermals eine große Veränderung, als die Glieder desselben, die Lords Melbourne, Duncannon, Palmerston, J. Russel und Mulgrave, Sir C. Hobhouse und die Herren Spring-Rice, Ellice, Abercromby und C. Grant in einer Geheimeraths-Versammlung ihre Amtssiegel in die Hände des Königs niederlegten, am 7. Novembr. 1834. An demselben Tage schrieb der Herzog von Wellington dem Baronet P., von dem man nicht bestimmt wußte, wo er sich unter dem italienischen Himmel aufhalte, folgende bedeutsame Worte: „Ich habe von unserem Souverän den Befehl erhalten, eine neue Verwaltung zu bilden und bin diesem Auftrage auf das Schnellste nachgekommen. Es war schon längst meine Absicht und sie ist es noch, daß der Premier-Minister des Landes ein Mitglied des Unterhauses und nicht des Oberhauses sein müsse. Ich gestehe aufrichtig, daß ich Niemand für geeigneter halte, als Sie, diese Stelle zu bekleiden, und ich bitte Sie daher, unverzüglich zurück zu kehren und jenes Amt annehmen zu wollen." Der abgeschickte englische Courier traf den Baronet am 25. Nov. in Rom auf einem Balle bei dem Grafen Torlonia; die Abreise wurde sogleich befohlen, am 9. Dec. langte P. in London an, am 12. wurde er erster Lord der Schatzkammer und als Kanzler vereidigt und empfing die Amtssiegel aus den Händen des Königs. Hierauf, am 15. Dec., erfolgte die Ernennung des Ministeriums: Wellington, Staats-Sekretär für das Auswärtige, Goulbourn, Staats-Sekretär für das Innere, Lord Wharncliffe, Großsiegelbewahrer, Alexander Baring, Präsident der Handelskammer, Graf von Roslyn, Präsident des Geheimenr., Murray, General-Feldzeugmeister, Knatchbull, Zahlmeister der Armeen, Aberdeen erster Lord der Admiralität, Ellenborough,

Präsident der ostindischen Kontrolle, Lyndhurst, Lord-Kanzler, J. Scarlett, Präsident des Schatzkammergerichts, Ed. Sugden, Lord-Kanzler von Irland u. A. Hatte anfänglich der Name Wellingtons die Reformer und Whigs mit Besorgnissen erfüllt, die strenge Aristokratie werde ihr Haupt siegend erheben und jede wohlthätige und zeitgemäße Abweichung von dem veralteten Herkommen verhindern, so gewährten Grundsätze, die P. vor seiner Verwaltung bekannt machte, einige Beruhigung. Den Dissenters zeigte er die Hoffnung auf einen Theil der Civil-Gleichheit, so wie er den Beschlüssen über die Vertheilung der Pensionen alle rückwirkende Kraft benehmen würde. In Bezug auf die große Frage der Kirchenreform versprach er, jede Veräußerung von Kircheneigenthum in irgend einem Theile des vereinigten Königreichs zu einem andern als rein kirchlichen Behufe zu verhindern. Es lag ihm am Herzen, daß jeder billige ökonomische Grundsatz auf die Reduktion der unendlich vielen, oft zwecklos in Sinekuren verschleuderten Staatsgelder angewendet würde, soweit es sich mit den Interessen und der Würde des Landes vereinigen ließe, er war aber auch entschlossen, die constitutionelle Monarchie, die Rechte aller Klassen, jeden Zweiges der Industrie und die Kirche von England als die herrschende zu erhalten und zu bewahren. Er wollte die Rechte Derjenigen, die durch die Reformbill das Wahlrecht erhalten hatten, nicht beeinträchtigen, dagegen verlangte er, daß die Emporkömmlinge auch die alte Regierung, bestehend aus König, Lords und Gemeinen, nicht in eine Demokratie umstoßen sollten. Doch die Vereinigung der Whigs mit den Radicalen und Irländern war noch zu stark als daß schon jetzt ein conservatives Ministerium hätte Bestand haben sollen. Nach Eröffnung des neuen Parlaments im Febr. 1835 erlitten die Minister schon bei der Wahl des Sprechers eine Niederlage, eine zweite bei der Adresse; und als auf Russels Antrag die sogenannte Appropriations-Clausel (s. d.) in der irischen Kirchenbill vom Unterhause angenommen wurde, legte P. mit seinen Collegen am 8. April seine Stelle als Minister nieder. Alle Elemente der Geburts- und Geldaristokratie schaarten sich jetzt abermals um ihn, an deren Spitze er die Opposition im Unterhause eröffnete. Dabei unterstützte er aber auch seinem Versprechen gemäß die Minister in allen Reformen, welche seinem politischen Systeme nicht zuwider waren, wie er sich denn für die Grundsätze der Corporationsbill, für das Armengesetz und für die Politik rücksichtlich Canadas und Jamaicas aussprach. Die letztere Angelegenheit nöthigte die Minister am 7. Mai 1839 ihre Entlassung einzureichen, worauf P. mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde. Da sich die Königin aber weigerte, zwei ihrer Palastdamen, die den Whigs angehörten, zu entlassen, so gab er schon am folgenden Tage sein Mandat wieder zurück und das Whigministerium führte die Geschäfte fort bis zum Mai des Jahres 1841. Am 7. Mai d. Jahres erhielten die Minister bei einem Antrag P's., das Parlament solle erklären, daß sie das Vertrauen der Nation verloren hätten, nur eine Majorität von 1. Stimme. Sie lösten daher das Parlament auf, doch war ihnen die neue Zusammensetzung des Parlaments ebensowenig günstig, weshalb sie am 28. Aug. ihre Aemter niederlegten. P. trat jetzt an ihrer Stelle an die Spitze eines Cabinets, das die Häupter der Tories, Wellington, Lyndhurst und Aberdeen, mit den gemäßigten Whigs, Ripon, Graham und Stanley vereinigte. Er verkannte den unermeßlichen Umschwung der öffentlichen Mainung wie die erwachten und andringenden Bedürfnisse seiner Zeit keineswegs und fand darin Grund genug, seine frühere Parteistellung mehr und mehr zu verlassen. Von der gemäßigten Geburtsaristokratie auf der einen, auf der andern Seite von der bürgerlichen Aristokratie des Geldes und der Industrie unterstützt, suchte er zunächst der Noth und der Aufregung der arbeitenden Klassen entgegenzuarbeiten und brachte in dieser Hinsicht Maßregeln vor das Parlament, die den Weg zu außerordentlichen Reformen bahnten. Im Febr. 1842 legte er eine Kornbill (s. d.) dem Parlament vor, die den Getreidezoll auf eine ermäßigte Scala zurückführte. Sie ging trotz des Widerstandes der Landaristokratie durch. Darauf beantragte er zur Abhilfe des Deficits die Einführung einer zeitweiligen Einkommensteuer (income taxe), die ebenfalls nach heftigen Debatten von beiden Häusern angenommen wurde. Hierauf ging

er mit Vorsicht und Ausdauer an die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der hohen Schutzzölle, welche die Handels- und Fabrikaristokratie zum Nachtheil der großen Masse der Consumenten begünstigen. Daneben schritt er im Jahre 1843 mit Festigkeit gegen die Repealbewegung in Irland ein und erklärte sich endlich entschieden für das System des freien Handels, namentlich für die gänzliche Abschaffung des Getreidezolls. Diese letztere Maßregel, die er am 3. Nov. 1845 zuerst im Ministerrathe vorlegte, fand hier, besonders bei Lord Stanley, so heftigen Widerspruch, daß er am 25. Nov. seine Entlassung einreichte. Weil jedoch Lord Russel (s. d.) kein Whigministerium zu Stande bringen konnte, kehrte er am 20. Dec. an die Spitze des Cabinets zurück, nach dem Gladstone an Stanley's Stelle das Colonialdepartement übernommen hatte. Den am 22. Jan. 1846 neu eröffnetem Parlamente legte er jetzt seine Pläne vor und beantragte besonders völlige Aufhebung des Getreidezolls nach Verlauf von drei Jahren, neue Herabsetzung des Zolltarifs und endlich Zwangsmaßregeln zum Schutze von Leben und Eigenthum in Irland. Die beiden ersten Anträge fanden im Unterhause großen Beifall und wurden auch endlich am 25. Juni im Oberhause angenommen. Die irische Zwangsbill aber wurde mit 292 gegen 219 Stimmen verworfen. P. erklärte darauf die Auflösung seines Cabinets, wozu ihn besonders die Zersplitterung der Parteien bewogen, die ihm die Aussicht auf eine künftige feste Majorität genommen. Sein politisches Leben ist damit aber gewiß noch nicht beschlossen.

Peene, ein Küstenfluß der preußischen Provinz Pommern, entspringt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin bei dem Dorfe Hinrichshagen, fließt durch den Kummerowsee und wird hinter Demmin, nach Einmündung der Tollense und Trebe für größere Schiffe fahrbar. Unterhalb Anklam bildet er, in Verbindung mit einem Zweige des Haffs einen neuen Strandsee, das Achterwasser, und ergießt sich unweit Peenemünde, nach einem Laufe von 14 M., in die Ostsee. Die Peene bildet Anfangs die Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern und trennt später den Stettiner Regierungsbezirk von dem Stralsunder, das vormalige preußische von dem vormaligen schwedischen Pommern.

Peerlkamp, Hofmann Peter, ein ausgezeichneter holländischer Philolog der neuesten Zeit, geb. 1786 zu Gröningen, erhielt in seiner Vaterstadt eine gründliche Vorbereitung und bezog später die Universität zu Leyden, wo er sich dem Studium der altclassischen Literatur und Geschichte widmete. Bald nach Vollendung seiner Studien ward er daselbst zum Vorsteher des Taubstummeninstituts ernannt und entwickelte in dieser Stellung eine außerordentliche Thätigkeit und Geschicklichkeit, die er auch durch eine werthvolle Schrift „De surdorum mutorumque institutione“ (Leyd. 1806) bewies. Seine besondere Vorliebe für die alten Sprachen ließ ihn aber mit der Zeit einen höhern Wirkungskreis wünschen und er nahm daher 1804 die auf ihn gefallene Wahl zum Rector des Gymnasiums in Dockum an. Im Jahre 1816 ging er in gleicher Eigenschaft nach Harlem und verwaltete auch dieses neue Amt mit großer Auszeichnung, bis ihm 1822 die Professur der Geschichte an der Universität zu Leyden übertragen wurde. Um die Literargeschichte seines Vaterlandes machte er sich durch die „Vitae excellentium Batavorum“ (Leyd. 1806), ferner durch die „Epistolae excellentium Batavorum“ (Leyd. 1808), besonders aber durch die Schrift „De vita, doctrina et facultate Nederlandorum, qui carmina lat. composuerunt“ (2. Aufl., Harlem 1838) verdient. Einen noch größern Ruf im Auslande erwarb er sich durch seine gelehrten Ausgaben des Xenophon von Ephesus (Harlem 1818, 4.), des „Agricola“ von Tacitus (Leyd. 1827), vorzüglich aber durch seine Bearbeitungen der „Oden“ des Horaz (Harl. 1834) und der „Aeneis“ des Virgil (2 Bde., Leyd. 1843). Seine Ansicht, die er bei der Kritik der Horazischen Oden verfolgte, daß die Anordnung derselben von den Freunden und Abschreibern des Dichters vorgenommen worden sei, und daß manches Unächte sich mit eingeschlichen habe, fand bei den deutschen Gelehrten, z. B. bei Bernhardy, Eichstädt u. A., scharfen Widerspruch und Tadel. Rühmend muß noch erwähnt werden, daß P. im Verein mit mehreren Gelehrten, namentlich mit Bake

(s. d.), zur Wiederbelebung der altclassischen Studien in Holland die „Bibliotheca critica nova“ gründete.

Pegasus. Die Fabel dieses Wunderrosses der Alten entstand nach Hesiod auf folgende Weise. Einst nahte sich Poseidon in Gestalt eines Rosses der Gorgo Medusa, und als diese von Perseus enthauptet wurde, sprangen aus ihr der riesige Chrysaor und P. hervor, der seinen Namen von den nahen Quellen des Okeanos (Pegä) erhielt. Es ist das geflügelte Musenroß der Alten, auf dem Bellerophon aus der Luft die Amazonen, die Chimära und die Solymer bekämpft hat. Der Pegasus trug, an den Wagen des Zeus geschirrt, den Blitz, war also das Donnerroß und diente als solches so lange, bis Zeus es der Eos oder Hemera schenkte, um leichter mit ihm den täglichen Umlauf des Himmels zu vollenden. Nach Einigen ritt die Göttin auf demselben, nach Andern gebrauchte sie es als einzelnes Wagenroß. Man hat dem Pegasus daher auch astronomische Deutung gegeben und versteht unter demselben das Pferd, welches nach Bellerophons Sturz zu den Sternen aufflog. Außerdem steht der P. noch mit den Musen in Verbindung, denen er durch seinen Hufschlag den Musenquell, die Hippokrene (Roßquell, Roßbach) auf dem Helikon öffnete. Daher ist der geflügelte Pegasus auch Sinnbild der Dichtkunst, vornehmlich der lyrischen.

Pegel heißt in See- und Flußstädten der Wasserstandsmesser, dessen Nullpunkt in einer bestimmten Tiefe unter dem mittlern Wasserstande befindlich ist und an dessen getheilter Scala ein Schwimmer die Veränderungen dieses Standes angibt und oft, wie namentlich in den Kriegshäfen Englands und Frankreichs, selbst notirt. Die ältesten P. sind unstreitig die Nilmesser in Aegypten.

Pegnitzorden, auch gekrönter Blumenorden, Gesellschaft der Pegnitzschäfer, Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, Pegnitzer Hirtengesellschaft genannt, von der Pegnitz, einem Flusse, welcher durch Nürnberg fließt, wurde zu Nürnberg 1644 gestiftet, um die Reinheit der deutschen Sprache und vor Allem der Reimkunst zu befördern. Damals war mit dem Umgreifen des Strebens nach französischer Galanterie auch die deutsche Sprache so sehr mit lateinischen und französischen Ausdrücken verunreinigt, daß man mit Recht auf Mittel dachte, den ausländischen Unrath wieder hinaus zu werfen. Außer dem Palmenorden (1617), der aufrichtigen Tannengesellschaft (1633), der deutschgesinnten Genossenschaft (1646), dem Schwanenorden an der Elbe (1660), wurde auch der Pegnitzorden von Georg Phil. Harsdörfer und Johann Klai (Clajus) 1644 gestiftet. Leider blieb der ursprüngliche Zweck des Ordens nur Project, ohne je zur Ausführung zu kommen; denn wie die Liebes- und Damenorden jener Zeit, beschäftigte sich auch dieser nur mit zwecklosen Tändeleien, welche bald in wahrhafte Spielereien und Lächerlichkeiten übergingen. Vergeblich waren die Bemühungen mehrerer Mitglieder, der Wirksamkeit des Ordens bei der 100jährigen Stiftungsfeier eine würdigere und ernstere Richtung zu geben —: noch feierte man zwar das 150jährige Jubiläum, doch sank er von Jahr zu Jahr mehr herab und besteht gegenwärtig nur noch in macht- und nutzloser Unbedeutendheit. Der Versammlungsort der Gesellschaft, Anfangs an der Pegnitz, später in einem Wäldchen in der Nähe Nürnbergs, wurde später nach Nürnberg selbst verlegt. Jedes Mitglied führte einen Ordensnamen, das Sinnbild einer Blume; die Passionsblume ist das Bundeszeichen des Ordens. Siehe Amarantes (d. h. Johann Herdegen) „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang“ (Nürnb. 1744); Otto Schulz „Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts“ (Berl. 1824); W. Müllers „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (9. Band).

Pegu oder **Mon.** Das ehemalige Königreich Ostindiens jenseit des Ganges zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan. Der König der Birmanen eroberte es 1757, nachdem er die Hauptstadt gleiches Namens zerstört hatte, und vereinigte es mit Ava, Arrakan, Cassay und Martaban zu einem — dem Birmanischen Reiche (König Alompra). Pegu liegt längs der Flüsse Irawaddy, Pegu und Lou-kiang. Das Land ist eine fruchtbare

Ebene, mit einem sehr warmen Klima, wo Zucker, Reiß, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und ziemlich alle tropischen Gewächse gut gedeihen, besonders reich an Tiekholze, wovon es ganze Wälder gibt, und das den wichtigsten Handelsartikel ausmacht, weil es sich wegen seiner Härte zumeist zum Schiffsbau eignet. Die Peguanischen Schiffszimmerer sind die geschicktesten. In den Wäldern leben Elephantenschaaren, Büffel, Tiger und wilde Schweine. Die Peguaner, durch eine blässere Gesichtsfarbe von ihren Oberherren den Birmanen unterschieden, sind Verehrer des Buddha (hier Gaudma genannt), dessen Priester innerlich und äußerlich den Lamas der Thibetaner ähneln. Das Volk hat eine eigene Haartour, sie schneiden es vorn rund und hinten von den Ohren bis zum Scheitel wie einen Halbkreis. Man hat neuerdings das alte prächtige Pegu angefangen wieder aufzuerbauen, es nimmt aber nur die Hälfte des alten ein, mit etwa 7000 Einwohnern, die nicht in gemauerten Häusern wohnen dürfen, weil man fürchtet, sie möchten dieselben als Festung gebrauchen. Die Stadt hat breite mit Ziegeln der alten Ruinen gepflasterte Straßen. Die Ruinen der alten liegen um die neue Stadt herum. Das merkwürdigste der Zerstörung Entgangene ist der grandiose Tempel des Gaudma (Schomadu). Er steht auf zwei Terrassen, eine über der andern, die unterste 10 Fuß über der Erde hoch, bildet genau ein Quadrat, die obere ist 20 Fuß hoch. Eine Seite der untern ist 1391 Fuß lang und eine der obern 684 Fuß. Zu den Terrassen führen steinerne Treppen, auf beiden Seiten stehen Priesterwohnungen. Der Gaudma selber ist eine massive Pyramide, an der Basis achteckig, jede Seite unten 162 Fuß lang. Ein 6 Fuß hoher Rand umgibt den pyramidalischen steinernen Gott, auf diesem Rande stehen 57 kleine Thürmchen, alle massiv, 27 Fuß hoch und unten 40 Fuß im Umkreise; dicht darüber ein zweiter Rand mit 53 ähnlichen Kegeln, außerdem mit einer Menge zierenden Schnörkeln umgeben. Das Ganze krönt ein eiserner Aufsatz (Ti), über welchem ein goldener Wetterhahn steht. Der Aufsatz hat 56 Fuß im Umfange und ist mit Ketten an der Spitze befestigt, unten eine Menge Glöckchen, mit denen der Wind fortwährend klingelt. Der ganze Tempel ist 361 Fuß hoch. In jedem Winkel der obern Terrasse steht ein 67 Fuß hoher Tempel, der im Kleinen eine Nachahmung des Ganzen ist (wie im Parcival —). Man hält diesen Schamadutempel für 2300 Jahr alt. Vergl. Birma.

Pehlvi oder Pehlewi, s. Persische Sprache.

Peilen heißt in der Seemannssprache die Richtung durch den Compaß bestimmen, in der man einen Gegenstand erblickt, aber auch eine Wassertiefe mittels des Lothes abmessen. So peilt man z. B. die Sonne, d. h. man bestimmt ihr Azimuth; man peilt eine Landspitze oder einen Leuchtthurm, d. h. man bestimmt den Winkel, den eine vom Kompaß aus dorthin gezogene Linie mit dem magnetischen Norden macht. Werden gleichzeitig zwei dergleichen Gegenstände, deren Lage durch eine Seecharte gegeben ist, gepeilt, so erhält man die sogenannte Kreuzpeilung, und das Schiff befindet sich im Durchschnittspunkte der beiden Richtungen, so daß sein Ort durch Allignement direct gefunden wird. Mit der Peilstange werden nur geringe Tiefen gemessen. Mit dem Peilstocke, einem eisernen, etwa $1^1/_2$ Fuß langen, in Zolle getheilten Stabe, den man an einer Leine in die Pumpen fallen läßt, bestimmt man den Wasserstand im Innern der Schiffe.

Peipussee oder Tschudskoje-Osero, d. h. See der Fremden oder Tschuden, mit welchem Namen früher die Finnen von den Russen belegt wurden, heißt der $11^1/_2$ M. lange, 9 M. breite, tiefe, fischreiche See im europäischen Rußland, zwischen den Gouvernements Liefland, Esthland, Pskow und Petersburg, welcher im Süden mit dem Pskowschen See durch eine Seeenge zusammenhängt, im Westen durch den Fluß Embach mit dem in Liefland gelegenen Wirzjerwsee in Verbindung steht und gegen Norden mittels der Narwa (s. d.) sich in den Finnischen Meerbusen ergießt. Er hat flache, sandige, größtentheils mit Tannen bewachsene Ufer, diente aber einst als der Hauptwasserweg zwischen den Hansestädten der Ostsee und den innern Städten des russischen Reichs. Namentlich wurde ein lebhafter Handel zwischen Lübeck und den Städten Pskow und Nowgorod auf dieser Wasserstraße

betrieben. Mit dem Fall der letztgenannten Städte wurde auch jene Wassercommunication vernachlässigt und bald entstanden überall Verstopfungen und Versandungen der Flüsse und Seen. Kaiser Alexander dachte daher an eine Kanalverbindung, die den Peipussee mit dem pernauischen Meerbusen in Berührung bringen sollte, doch ist diese Idee nicht zur Ausführung gekommen.

Peiresc, Nic. Claude Fabre de, einer der vorzüglichsten Beförderer und Beschützer der Wissenschaften, geb. am 1. Dec. 1580 auf dem Schlosse Beaugencier in der Provence, hielt sich, um seine Kenntnisse der alten Literatur zu erweitern, längere Zeit in den bedeutendsten Städten Frankreichs, Italiens, Englands und Hollands auf und sammelte daselbst mit der größten Aufopferung die seltensten Denkmale des Alterthums, ermunterte und unterstützte auch die fähigsten Köpfe seiner Zeit und stand mit den angesehensten Gelehrten Europas in einem ausgebreiteten Briefwechsel. Ihm verdanken wir daher die Erhaltung einer großen Anzahl von alten Handschriften, die er mit der edelsten Liberalität Andern zur Benutzung überließ und die Bekanntmachungen mehrerer bis dahin unbekannter Bruchstücke alter Schriftsteller, z. B. des Appian. Vergl. Gassendi „Vita Peirescii" (Kopenh. 1655, 4.; franz. von Requier, Par. 1772). Er starb als Parlamentsrath zu Aix am 24. Juni 1637.

Peirithoos, Sohn Jupiters und der Dia, der Gemahlin des Irion, König der Lapithen. Als er die Hippodamia heirathete, fiel bei der Hochzeit der Kampf zwischen den Lapithen (s. d.) und Centauren vor, worin jene siegten. Am berühmtesten ist P. wegen seiner Freundschaft zu Theseus (s. d.). Beide zusammen raubten die Helena, die durch das Loos dem Theseus zufiel. P. wollte sich mit Hülfe des Theseus die Göttin der Unterwelt, Proserpina, holen, wurde aber in der Unterwelt von den Furien zu Boden geworfen und mit 300 Ketten festgeschmiedet. Einer andern Sage nach hatten sich Beide in der Unterwelt niedergesetzt, konnten aber nicht wieder aufstehen. Herkules befreite den Theseus und P. blieb unten und wurde nach einer andern Sage von Cerberus zerrissen.

Peisistratos, oder Pisistratos, der berühmte Tyrann von Athen, der sich durch Geistesübermacht über alle Parteien, die damals Athen zerrissen, erhob und 33 Jahre hindurch allein das ungestüme, leicht bewegte und freie Athenervolk glücklich und segensreich regierte. Er war geboren zu Athen in einer vornehmen Familie, wo er durch Entwickelung glänzender Geistes- und Körpereigenschaften, Schönheit, Reichthum, strenge Sittlichkeit, hinreißende Beredtsamkeit bald die Aufmerksamkeit des Volks auf sich richtete und in das Staatsleben hineingezogen wurde. Als nämlich durch die Solon'sche Verfassung (s. Solon) weder die Reichen noch die Armen völlig befriedigt waren, brachen, wie vorher, Reibungen und Zänkereien in Athen aus, die bald einen großartigen Charakter annahmen, seit sich Megakles wieder der Demokraten (Paralier) und Lykurgos einer Mittelspartei angenommen hatten. P., der durch Freigebigkeit und sein ganzes graziöses Wesen sich die Liebe und Achtung des ärmern Volks erworben hatte, stellte sich an die Spitze derselben und repräsentirte die aristokratischen Forderungen der Hyperakrier. Durch eine List wurde er Sieger und Volksoberhaupt. Er erschien nämlich einst entstellt und mit Blut und Wunden bedeckt, die er sich selbst beigebracht hatte, auf dem Markte und beklagte sich bei seinem Volk, daß er dafür, daß er sich ihrer so angenommen und ihre Sache stets geführt und vertheidigt habe, von den Reichen so übel zugerichtet worden sei. Man möge ihm eine Leibwache zum Schutze bewilligen. Sogleich erhielt er eine Schaar Keulenträger, durch welche er sich der Akropolis und durch seine Beredtsamkeit des Volkes bemächtigte (561 v. Chr.). Megakles floh mit seiner Partei aus Athen, verschwor sich aber mit Lykurgos, den P. zu stürzen. Dies gelang ihnen auch, P. mußte fliehen, seine Güter wurden confiscirt, aber kein Athenienser (mit Ausnahme des Kallias) wagte etwas davon zu kaufen. Er fing nach einem 5jährigen Exil an mit Megakles, der mit Lykurgos sich entzweit hatte, zu unterhandeln. Des Letztern Tochter, die P. zu heirathen versprach, wurde die Vermittlerin des Friedens zwischen Beiden. Durch eine glänzende List kam P. wieder

nach Athen und zu allgemeiner Verehrung. Er kleidete nämlich eine schöne Athenienserin, Phya, in Minerva um, setzte sich nun mit der Göttin auf einen prachtvollen Wagen und zog glänzend in die Stadt ein. Vorausgesandte Herolde mußten dem Volke verkünden, daß die Göttin Minerva selbst sich herabgelassen, den P. in die Stadt zurückzuführen, sie möchten also ja den Günstling der Götter liebreich aufnehmen (556 v. Chr.). Aber neue Zwistigkeiten mit Megakles vertrieben ihn nochmals aus Athen (551). Er floh nach Eretria, wo er Soldaten warb, sich Marathons bemächtigte und zum dritten Male auch durch Thebaner verstärkt, nachdem er vor Athen seinen Feind geschlagen, siegreich in die Stadt einzog (540). Allerdings hat er viel Blut vergossen, ehe er zu dem unbestrittenen Besitz der Tyrannis kam, aber wenn irgendwie etwas wieder gut gemacht werden kann, so hat ers gethan. Mit Kraft, Weisheit und Humanität leitete und förderte er das Volk in jeder Weise. Seine Gesetze waren dem Volk angemessen, er wußte alle zu beschäftigen und den Müssiggang zu verbannen, den ärmeren Bürgern wies er Ländereien an, die sie nährten, und die wohlhabenderen feuerte er zu reger Betriebsamkeit für das allgemeine Wohl an. Prächtige Tempel, Gymnasien, Brunnen und andere öffentliche Gebäude ließ er aufrichten, sowie er für sittliche Bildung und Wissenschaft Sorge trug. Die homerischen Gesänge, vor ihm zerstreut, ließ er sammeln und zu einem Ganzen ordnen. Die dabei thätigen Sprachgelehrten hießen Diaskeuasten. Auch soll er die erste Bibliothek in Athen angelegt haben. Nach seinem Tode (528 v. Chr.) folgten ihm seine Söhne Hippias und Hipparchos, die aber von den zurückkehrenden Alkmäoniden gestürzt und vertrieben wurden.

Peking, die Hauptstadt des großen chinesischen Reiches, unweit des gelben Meeres und südlich 12 Meilen von der großen Mauer, die größte und älteste der jetzt noch blühenden Städte in der Provinz Pe-tscheli. Sie ist mit 4 steinernen Mauern und einem Graben umgeben und hat mit Ausschluß der 15 großen Vorstädte 4 deutsche Meilen im Umfang. Der nördliche bedeutendere Theil heißt Sin-Tsching, in dessen Mitte der ungeheure kaiserliche Palast sich erhebt und ausbreitet, der so groß ist, daß er in zwei Städt getheilt ist: Kong-Tsching (die rothe Stadt) heißt die äußere Umgebung, die innere die schwarze Stadt (Tse-king), der südliche Theil der ganzen Stadt heißt Lao-Tsching, von den eigentlichen Chinesen bewohnt, das nördliche größtentheils von den Mandschuren (Tartaren). Die Stadt bildet ein längliches Viereck, von hohen Mauern umgeben, die mit Thürmen und Basteien versehen sind und hoch über die Stadt emporragen, daß man die Häuser gar nicht sieht. Sie hat gegen 2 Mill. Einwohner, 10,000 Paläste (Miao), 33 Tempel für Götzen, 4 Moscheen, 4 katholische Kirchen und eine russische Slopode in dem russischen Gesandtschaftshofe, 2 Sternwarten, die aber in Verhältniß zu deutschen sehr schlecht sind, viele öffentliche Altäre, darunter der Altar des Himmels, wo der Kaiser im Winter, und der der Erde, wo er im Sommer opfert, den Altar des höchsten Königs, wo die Chinesen ihr Neujahr feiern, den Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes u. v. A., ein Findlingshaus, 6 Begräbnißplätze der Chane, 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen sind über 100 F. breit, aber nicht durchgängig gepflastert, im Sommer täglich zur Tilgung des Staubes und der Hitze gegossen. Die niedrigen Häuser kehren der Straße den Rücken zu, und die Stadt würde dadurch ein ödes Ansehen bekommen, wenn nicht eine Menge Kramladen, vor denen Alles in Masse und Fülle herausgegangen ist, verbunden mit dem unaufhörlichen Gehen, Fahren und Treiben der Menge den langen breiten Straßen ein höchst interessantes, lebhaft freundliches Ansehen gäben. Dazu die große Menge Sänften, die immer durch die Straßen wanken, worin sich die chinesische schöne Welt tragen läßt. Außerdem gewähren das Feld und große Gärten mitten in der Stadt manche freundliche Abwechselung mit dem Einerlei der Straßen. Die wissenschaftlichen Anstalten bestehen in einer medicinischen, astronomischen Gesellschaft, einer Akademie der Wissenschaften, einer Expedition der Hofzeitung und einer Kuhpockenimpfungsanstalt. Die Polizei mit ihren langen Peitschen hält hier rühmliche Ordnung. Durch das große Thor auf der Südseite von Sin-tsching kommt man in einen großen

Raum, wo sich ein prächtiges Gebäude befindet, das die Gedächtnißtafeln der Vorfahren des regierenden Kaisers und verstorbener Unterthanen, die dem Könige besondere Dienste geleistet haben, enthält, und das der Kaiser zuweilen mit feierlichen Ceremonien besucht. P. ist der Mittelpunkt des politischen wie des socialen, geistigen und materiellen Lebens des ganzen Reichs. Uebrigens ist es eine sehr alte Stadt, die schon einige Jahrh. v. Chr. Geb. die Hauptstadt des Reiches Yan war. Im 10. Jahrh. machten sie die Kitan zu ihrer südlichen Hauptstadt, dann wurde sie unter den Kins, den Vorfahren der jetzigen Mandschu, zur westlichen Hauptstadt; Dschingis Khan bemächtigte sich ihrer 1215 und Kublai Khan machte sie zu seiner Hauptresidenz. Die Mandschu eroberten sie 1644 und machten sie zur Hauptstadt ihres Reichs.

Pelagianismus ist in der christlichen Kirche die Lehre „daß die Sünde Adams nicht auf die übrigen Menschen durch Zeugung forterbe, es mithin keine Erbsünde gebe; der Mensch, zufolge seiner Natur sterblich, habe freien Willen, Kräfte und Anlagen, das Gute zu vollbringen, wobei ihn Gottes Gnade unterstütze, sofern er nämlich aus allen Kräften strebt, immer besser und vollkommener, d. h. sündenfrei zu werden". Diese so wie die noch hierher gehörigen Lehren und entgegengesetzten Behauptungen gegen besondere Gnadenwirkungen und Gnadenwahl trug der britische Mönch Pelagius, ein Mann von vielen Kenntnissen und unbescholtenen Sitten, im Abendlande vor, welches er mit seinem Freunde Cölestius 411 wegen des Einfalles der Gothen verlassen mußte, und über Cicilien nach Afrika flüchtete. Ungeachtet hier Tertulian's (s. d.) Ansichten: Adams Sünde werde durch die Zeugung auf alle Nachkommen fortgepflanzt u. s. w., allgemein herrschten und in Augustinus (s. d.) einen eifrigen Lobredner hatten, lebten P. und sein Freund bis zur Zeit ruhig, als Letzterer sich um das Presbyteramt zu Karthago bewarb und bei dieser Gelegenheit mit sammt seinen Lehren als Ketzer verdammt wurde 412. In Palästina ging es den Lehren des P. nicht besser, und die Sache wurde der Entscheidung des römischen Bischofs Innocenz I. anheim gestellt; diese sowohl als die Freisprechung des P. und seiner Lehre auf der Synode zu Diospolis 415 bestimmten den Augustinus, von nun als heftigster Gegner und erbittertster Feind des P. aufzutreten. Auf den Synoden zu Milet und Karthago 416 verdammten die afrikanischen Bischöfe den P. und wirkten beim Kaiser Honorius III. das Verdammungsurtheil beider Männer aus. Die Bischöfe des Abendlandes, welche jenes Urtheil zu unterzeichnen sich weigerten, wurden abgesetzt, zumal da die römischen Bischöfe Bonifazius und Cölestinus gleicher Ansicht waren und 425 Kaiser Valentinianus III. das Verdammungsurtheil des P. erlassen hatte. Streit- und Schmähschriften wurden von nun an gewechselt, und seitdem P. und sein Anhang 422 in Cilicien, 425 in Gallien und Britanien verfolgt wurden, verdammte und excommunicirte die 3. ökumenische Synode zu Ephesus 431 die Pelagianer. Pelagius hatte schon 420 zu Jerusalem im hohen Alter sein ausgezeichnet tugendhaftes Leben geendet; jedoch aus den Bedrückungen und Verdammungen seiner Lehren erhellt, daß dieselben in jener Zeit viele für vernunftgemäße Auffassung des Christenthums empfängliche Gemüther vorfanden, welche, weit entfernt, aus der Gemeinschaft der Kirche zu treten, vielmehr in ihr blieben, um den finstern und vernunftlosen Augustinianismus, der späterhin die Bluttheorie und Versöhnung Gottes durch Blut zur Folge hatte, die offene Stirn zu bieten, der sich leider bis in unsere Tage erhalten und in der Opposition der sogenannten „Stillen im Lande" gegen eine bescheidene rationale Auffassung des Christenthums, ganz gegen den Plan Jesu und der Reformatoren, geltend zu machen und die Finsterniß vergangener Jahrhunderte als Verdummungssystem für 19. Jahrhundert zurückzuführen sucht. — Einen Mittelweg zwischen dem grassen Augustinianismus und klaren Pelagianismus suchten viele Mönche und aufgeklärte Geistliche einzuschlagen, und so entstand der Semipelagianismus (s. d.), als deren Stifter der Marseiller Mönch Joh. Cassianus (starb 435) genannt wird. — Vergl. zu d. Artikel Augustinus, Erbsünde, Gnade, Prädestination, Walch's „Historie der Ketzereien" (IV., S. 519); Wigger's „Pragmatische Darstellung des Augustianismus und Pelagianismus" (Berlin 1821; 2 Bde., 2. Auflage,

Hamburg 1833) und Lentzen „De Pelagianorum doctrinae principiis“ (Köln 1833).

Pelargonien, eine Gattung in der Familie der Geranien, sind Sträucher, die am Vorgebirge der guten Hoffnung heimisch sind, aber der Mannichfaltigkeit ihrer Blüthenfarben halber auch häufig in unsern Gärten gezogen werden. Die Blätter der meisten Arten haben einen starken, angenehmen Geruch. Wegen desselben sind besonders beliebt das Rosenkraut, der Rosenkranichschnabel, das Rosengeranium (P. Radula) und das Muskatkraut (P. odoratissimum), das die Gärtner fälschlich Geranium moschatum zu nennen pflegen. Den Familiennamen Geranien oder Kranichschnäbel haben sie von der dem langen Schnabel der Sumpfvögel ähnlichen Form ihrer Fruchtkapseln. Die strauchartigen Pelargonien sind nicht schwer zu cultiviren, denn sie erfordern weder sorgfältige Beobachtung einer gewissen Temperatur noch besondere Abwartung, auch lassen sie sich leicht fortpflanzen, weshalb man viele Arten in den gewöhnlichen Gärten und eine unübersehliche Menge von sogenannten Hybriden, d. h. Ausartungen und Spielarten findet, die theils durch Zufall entstanden, theils absichtlich hervorgebracht worden sind. Sehr beliebt waren die Pelargonien im ersten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts wo man sie vorzüglich pflegte; später wurden sie von andern, wie den Camellien, Cacteen u. s. w. mehr verdrängt; indessen scheint sich ihre Cultur seit einigen Jahren wieder mehr zu heben. Die krautartigen Pelargonien mit Knollenwurzeln sind ziemlich zart und verlangen gute Behandlung.

Pelasger bildeten in vorhistorischen Zeiten eine große, weit über Europa hin ausgebreitete Nation mit einer, wie Herodot versichert, von der hellenischen verschiedenen Sprache. Sie kommen in der Geschichte, in welche Denkmäler und Sagen hinaufreichen, nur zertrümmert vor und darum sind sie für die historische Forschung ein Räthsel geblieben. Die ältesten Ueberlieferungen redeten von ihnen als einem von den Himmlischen mit endlosen Plagen verfolgten Geschlecht; und die Spuren ihrer Wohnsitze in äußerst entfernten Gegenden veranlaßten den Wahn, daß sie, um vor diesen Drangsalen zu entfliehen, von einem Lande zum andern umhergeirrt wären. Man habe sie deshalb auch Pelargoi (d. h. Störche) und mit weniger Veränderung des Wortes Pelasger genannt — eine mehr als kindische und lächerliche Etymologie späterer Jahrhunderte. Verfolgt man die Trümmer des Volkes, die aus der Fluth der Sagen bald da, bald dort auftauchen, um für ewig unter zu gehen, so ergibt sich mit vieler Zuverlässigkeit, daß Pelasger über Thessalien, Griechenland (der Peloponnes hieß ehemals Pelasgia), über die meisten Inseln des ägeischen Meeres, an den mittelländischen Küsten, oben herein nach Italien über Tuscien, an den Ufern der Tiber und in Latium und an vielen anderen Orten verbreitet waren. Die griechische Götterlehre ist nachweislich pelasgischen Ursprungs; der Tempel zu Dodona mit seinem berühmten Orakel galt noch in später Zeit für pelasgisch. Das ganze Volk ist aus der Geschichte, so groß es auch war, gänzlich verschwunden. Was das Andenken an die Pelasger erhalten hat, sind die ungeheuern Substructionen, die sogenannten cyklopischen Mauern in Griechenland und Italien. Die P. trieben Ackerbau und Viehzucht, legten in fruchtbaren Thalebnen Städte mit festen Burgen an die meist den Namen Larissa führten, gründeten die ältesten griechischen Staaten Sicyon und Argos, besaßen Kenntnisse in der Schifffahrt, wie ihre Auswanderungen nach Kleinasien, Kreta und Italien beweisen, und unterhielten ein besonderes Orakel zu Dodona (s. d.). Vergl. Lassaulx „Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona“ (Würzb. 1840); Otfr. Müller „Geschichten hellen. Städte und Stämme“ und Wachsmuth's „Hellen. Alterthumskunde“ (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1843 flg.).

Pelasgos ist der Name von mehreren mythischen und historischen Personen, an den die griechische Sage die Gründung vieler pelasgischen Colonien knüpfte.

Pelekan, Pelikan (Pelecanus), ist der Name einer Vogelgattung aus der Ordnung der Schwimm- und Wasservögel. Nach Cuvier gehören sie zur 6. Ordnung: Palmipedes, wo sie die 3. Familie mitbilden: Totipalmati. Ihre 4 Zehen sind nämlich

alle untereinander mittelst einer Schwimmhaut verbunden. Die hiezu gehörigen haben an der Basis des Schnabels irgend eine nackte Hautstelle. Ihre Nasenlöcher bilden Spalten, deren Oeffnung kaum sichtbar ist. Ihre Kehlhaut ist mehr oder minder ausdehnbar, ihre Zunge sehr klein. Ihr dünner Kropf bildet mit dem andern Magen nur einen großen Sack. — Ihr Schnabel zeichnet sich durch seine große Länge, seine gerade, sehr breite und horizontale abgeplattete Form mit dem Haken am Ende aus. — Der gemeine Pelikan (Pel. Onocrotalus). Zwischen den biegsamen Aesten seiner Unterkinnlade befindet sich eine nackte und in einen ansehnlichen geräumigen Sack ausdehnbare Haut. Er hat die Größe eines Schwanes, sein weißes Gefieder hat bei dem lebenden Vogel einen leichten Anflug von Fleischfarbe; der Schnabelhaken ist kirschroth. Man findet sie hie und da in der ganzen alten Welt (in Deutschland an der Donau). Sie brüten in Sümpfen und nähren sich von lebenden Fischen. Den Jungen sollen sie Wasser und Fische in dem Kehlsacke zutragen. — Man hat sie zum Sinnbild älterlicher Liebe und Zärtlichkeit gewählt, indem man einen Pelikan vorstellt, wie er seine Brust aufreißt und mit dem warmen Blute seine von dem giftigen Hauche einer Schlange bei seiner Entfernung getödteten Jungen wieder ins Leben ruft. — Die Naturgeschichte verweist dies in die Fabelwelt.

Pelet, Jean Jacques Germain, Pair von Frankreich, Generallieutenant und Director des Kriegsdepots, wurde 1779 geboren, als Sohn eines Goldschmieds zu Toulouse, trat als geschickter Zeichner in das Corps der sogenannten Ingenieurgeographen und zeigte hier so viel Fleiß und Talent, daß er 1802 zum Secondelieutenant, zwei Jahre darauf zum Lieutenant und 1806 als Adjutant des Marschalls Massena zum Capitän ernannt wurde. In dem Feldzuge von 1809 zog er zuerst durch Scharfblick, Besonnenheit und Tapferkeit die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich, der ihn nach der Schlacht bei Eckmühl zum Bataillonschef ernannte und für die glänzenden Waffenthaten vor und in der Schlacht bei Wagram das Officierkreuz der Ehrenlegion verlieh. Nach Abschluß des Wiener Friedens erhielt Massena den Oberbefehl des zur Eroberung Portugals bestimmten Heeres und P. begleitete ihn dahin und behielt das ausschließliche Vertrauen des Marschalls selbst dann noch, als seine Gegner ihn anklagten, er sei Schuld an der Niederlage des französischen Heeres bei Busaco. Nach dem Rückzug aus Portugal ging P. mit wichtigen Depeschen nach Paris ab, wo Napoleon einen umständlichen Bericht von ihm über den Stand der Dinge in Portugal verlangte und an der von P. ausgearbeiteten Denkschrift soviel Wohlgefallen fand, daß er P. zum Obersten ernannte. Als Chef des Generalstabes einer Division der jungen Garde begann P. den russischen Feldzug, erhielt nach der Schlacht an der Moskwa den Befehl über das 48. Linienregiment, das auf dem Rückzug beinahe ganz aufgerieben wurde, von dem aber P. den Adler mit zurückbrachte; 1813 wurde er zum Brigadegeneral ernannt, war nach der Schlacht bei Lützen eine Zeit lang Commandant von Dresden, erhielt dann den Befehl über eine Brigade der jungen Garde, deren Trümmer er nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau nach Frankreich zurückführte; kämpfte im März 1814 an der Spitze des 2. Jägerregiments zu Fuß der alten Garde in dem siegreichen Treffen bei Craonne, wurde nach der zweiten Rückkehr der Bourbons entlassen, schloß sich aber der Regierung mehr und mehr an und wurde 1818 Maréchal de Camp im Generalstabe und Mitglied der Commission, der die Fürsorge für die Anstalten zur Vertheidigung des Landes übertragen war. Nach der Julirevolution ward er zum Vorstand der Ecole d'application des Generalstabes und am 19. Sept. 1830 zum Generallieutenant und Director des Kriegsdepots ernannt. In dieser Stellung hat er namentlich für die Topographie von Frankreich viel gethan. Er ist Verfasser mehrerer geschätzten militärischen Werke, z. B. der „Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne" (4 Bde., Par. 1826, deutsch vom General Theobald, Stuttg. 1827 u. 28). Im „Spectateur militaire" befinden sich mehrere wichtige Aufsätze über den Feldzug von 1813. Am 4. Oct. 1837 wurde ihm die Pairswürde verliehen und er hat sich seit dieser Zeit wenig mit den politischen Angelegenheiten mehr beschäftigt.

Pelet de la Lozère, Baron, Pair von Frankreich und Minister der Finanzen im Jahre 1840, gehört einer angesehenen protestantischen Familie aus Languedoc an und wurde von Napoleon zum Präfecten des Lozèredepartements ernannt. Unter der Restauration ins Privatleben zurückgetreten, ernannte ihn das Departement, das er früher verwaltet hatte, zum Deputirten. Er schloß sich in der Kammer der gemäßigten liberalen Opposition an und auch nach der Julirevolution blieb er seinen Grundsätzen treu. Als im Jahre 1836 unter dem Vorsitze des Thiers ein Ministerium dieser Richtung möglich wurde, erhielt P. das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, das er aber schon sechs Monate nachher, nach dem Austritt des Thiers wieder niederlegte. Im October 1837 ward er von Molé zur Pairswürde erhoben und als 1840 Thiers von Neuem ein Ministerium bildete, übernahm er das Portefeuille der Finanzen und behielt es, bis Guizot an die Stelle des Thiers eintrat. Einen Hauptzug seines ehrenwerthen Charakters bildet seine große Bescheidenheit, die ihn hinderte, auf den Bänken der Opposition eine bedeutende Rolle zu spielen.

Peleus, des Königs Aeakos von Aegina Sohn, war einer der Heroen unter den Argonauten und hatte das Mißgeschick absichtsloser Theilnahme an der Ermordung seines Halbbruders Phokos. Peleus flüchtete zum Eurythion in Phthia, der ihm seine Tochter Antigone und einen Theil seines Reiches gab. Auf der Jagd gegen den kalydonischen Eber tödtete er mit dem Speer, den er nach dem Ungeheuer geworfen hatte, unglücklicher Weise seinen eignen Schwiegervater und floh deshalb nach Jolkos zu seinem Gastfreunde Akastos, der ihn entsühnte. Aber Astydamia, die Gemahlin seines Gastfreundes, entbrannte in unzüchtigem Verlangen zu ihm, und als er die Wünsche ihrer Sinnlichkeit nicht gewährte, verklagte sie den Peleus bei ihrem Gatten unkeuscher Anträge, sowie sie die Antigone von der angeblichen Untreue des Peleus benachrichtigte. Diese nahm sich das Leben, und Akastos veranstaltete, weil er das Gastrecht nicht verletzen wollte, eine Jagd, auf der Peleus mit dem Leben büßen sollte. P. sank noch während der Jagd ermüdet in die Arme des Schlafes, ward von Akastos gebunden, der Waffen beraubt und als Beute den Thieren der Wildniß überlassen. Aber Chiron der Centauer, sein mütterlicher Großvater, rettete den Peleus, Pluto selbst löste die Banden, und der gottgeliebte Held verband sich mit des Zeus Söhnen, den Dioskuren, vertrieb den Akastos und erschlug die Astydamia. Die Himmlischen vermählten ihn alsdann mit der Meeresgöttin Thetis und verherrlichten die Hochzeitsfeier mit ihrer Gegenwart. Aus dieser Ehe entsproß der Held des trojanischen Kriegs, Achilleus, über dessen Unglück sich Peleus zu Tode grämte.

Pelew-Inseln, sind die Gruppe von Eilanden zwischen den Carolinen und manilischen Inseln, von 152° bis 158° östl. L. und zwischen 6° und 10° nördl. Br., die sich von NO. und SW. hinziehen. Sie sind schmal und lang, wenig über der Meeresfläche erhaben, mit Waldungen bedeckt, fruchtbar und wohl angebaut. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung gehört zum malaiischen Stamme, steht unter verschiedenen Häuptlingen, die in fortwährendem Kriege leben und hat eine Art Erbadel. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag und wegen Seeräuberei berüchtigt. Die größte der Inseln heißt Babelthup. Sie waren den Europäern bis 1783 völlig unbekannt, bis der englische Capitän Wilson in der Nähe Schiffbruch litt, sich auf eine dieser Inseln rettete und wohlwollend aufgenommen wurde. Es erschien bald eine Beschreibung in englischer Sprache, welche von Förster 1789 ins Deutsche übersetzt, die grundlose Annahme, als wohnten dort Menschenfresser widerlegte.

Pelias, Neptunus und der Tyro Sohn, war Zwillingsbruder des Neleus. Tyro setzte die Zwillinge aus, um ihre Schande zu verbergen; sie wurden von Hirten gefunden und erzogen. Als sie ihre Schicksale erfuhren und ihre Mutter von dem Gemahl Kretheus übel behandelt sahen zu Gunsten einer andern Gemahlin, tödteten sie die Letztere. P. bemächtigte sich des Reichs Jolkos, das eigentlich Aeson gehörte und vertrieb seinen Zwillingsbruder aus Thessalien. Er zeugte mit seiner Gattin Philomache die Peliaden, worunter Medusa. Um seinen Thron zu sichern, schickte er seines Bruders Sohn, Jason (s. d.)

nach Kolchis, der aber mit seiner Medea glücklich wieder zurückkam und den Usurpator entthronen wollte. Das gelang ihm nur durch die List der Medea. Diese versprach dem P., ihn zu verjüngen, wenn er sich in Stücken hacken ließe. Er ließ es zu, und blieb in Stücken. So kam Jason auf seinen rechtmäßigen Thron, den er nachher dem Akastus, dem Sohne des P., überließ.

Pelide, der, s. Achilles.

Peligner (Peligni), eine kleine tapfere Völkerschaft sabellischen Stammes, bewohnte in Mittelitalien diejenigen Thäler und Höhen des Apennin, die jetzt zu den neapolitanischen Abruzzen gehören. Sie grenzte gegen Norden an die stammverwandten Marruciner, gegen Osten an die Frentaner, gegen Süden an die Samniten und gegen Westen an die Marsen. Ihre beiden Hauptorte waren das ansehnliche, feste Corfinium, südlich von der heutigen am Fluß Aterno gelegenen Stadt Popoli, das in dem Krieg der Bundesgenossen gegen Rom von jenen zum Sitz ihres Senats gemacht und unter dem Namen Italica zur Hauptstadt des zu gründenden italischen Staats ausersehen wurde, und Sulmo, der Geburtsort des Dichters Ovid, das heutige Sulmona.

Pelikan ist ein Instrument zum Ausziehen der Zähne, das schon seit mehreren Jahrhunderten im Gebrauch ist und auch jetzt zuweilen noch angewendet wird, obgleich viele andere Instrumente zu diesem Behufe erfunden worden sind.

Pelion, jetzt Petras, bei den Alten eine Bergreihe im thessalischen Pelasgiotis, die sich südlich an den Ossa anschließt und die thessalische Halbinsel durchschneidet. Auf einem Gipfel stand ein Tempel des Zeus und nahe dabei die Grotte des Centauren Chiron. Auf den P. wollten Titanen den Ossa stülpen, um den Himmel zu stürmen, was ihnen aber nicht gelang.

Pella, die alte Haupt- und Residenzstadt Macedoniens, die Geburtsstadt Philipp's und Alexander's des Großen, war während der Blüthezeit der macedonischen Herrschaft reich und mächtig, verlor aber unter den Römern, obgleich diese eine Colonie dahin schickten, alle Bedeutung. Im Mittelalter kannte man noch das feste Schloß von Pella unter dem Namen Bodena. — Eine andere Stadt Pella, jetzt Bellue, bildete den südlichsten Punkt der Landschaft Dekapolis im Nordosten von Palästina, an der Grenze von Peräa.

Pellagra oder Mailändische Rose (pellarsis, lebra lombardica oder mediolanensis, auch italica), ist eine entschieden endemische Krankheit, welche aber bis jetzt fast nur in dem österreichischen Oberitalien und diesseit der Alpen im Lechfeld und dem obern Rheinthale vorkommt. Die Krankheit hat erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts ihre jetzige Form angenommen, ihre Entstehung verdankt sie dagegen wahrscheinlich gewissen, zur Zeit noch nicht gehörig ermittelten tellurischen und atmosphärischen Einflüssen. Sie kommt fast nur bei Erwachsenen in mittlerm Alter, die im Freien viel anstrengende Arbeiten verrichten und sich dabei den Sonnenstrahlen aussetzen, ohne Unterschied des Geschlechts vor. Die Hauptzufälle sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden, Schwäche und geistiger Niedergeschlagenheit, zu denen sich meist noch eine eigenthümliche rosenartige Hautkrankheit an den der Einwirkung der Sonne ausgesetzten Hautstellen gesellt. Das Uebel erscheint mit dem Frühjahre, verschwindet während des Winters wieder gänzlich, kehrt jedoch mit dem nächsten Jahre (in manchen Fällen auch erst einige Jahre nachher) zurück, worauf die im Winter wiederkehrende Gesundheit nur kürzere Zeit andauert, und bleibt endlich anhaltend, bis, selten vor dem 3. und fast stets vor dem 7. Jahre, unter Verstärkung aller Symptome der Tod eintritt. Ueber die eigenthümliche Natur der Krankheit geben die Leichenöffnungen nur wenig Aufschluß, auch die Behandlung hat bis jetzt nur insoweit zu einem sichern Resultat geführt, daß, wenn ein Kranker zu Anfang der Krankheit in eine von dem Uebel freie Gegend gebracht wird, dieses an und für sich schon ein hinreichendes Heilmittel ist. Vgl. Nardi „Delle cause e cura della pellagra e del modo d'estirparla da queste contrade" (Mail. 1836).

Pellegrino Pellegrini, oder Pellegrino Tibaldi, geb. zu Mailand 1527, zeigte schon als Knabe leidenschaftliche Liebe zur Malerei, und nach einigen seiner frühesten

Arbeiten zu schließen, mag er wohl den ersten Unterricht von Bagnacavallo erhalten haben. P. begab sich im Jahre 1547 nach Rom, wo er unter Michel Angelo arbeitete und dessen Werke studirte. Bald machte er mit dem Giovanni Poggi, der späterhin die Würde eines Cardinals erhielt, Bekanntschaft und wurde von demselben nicht nur vielfältig in Rom beschäftigt, sondern verzierte auch dessen Palast in Bologna mit Gemälden aus der Lebensgeschichte des Ulysses. Vorzüglich bewundert man da den Cyklopen Polyphem, der, trunken in seiner Höhle ausgestreckt, vom Ulysses geblendet wird. Außer diesen trefflichen Arbeiten bauete er für den erwähnten Prälaten die Capelle des heiligen Jacob der Augustiner Mönche und schmückte sie darauf mit den Werken seines Pinsels. Sein Name wurde täglich berühmter, und er erhielt den Auftrag, den Plan zu den ungeheuren königlichen Gebäuden des Escurials in Spanien zu entwerfen, wohin er im Jahre 1586 auf Befehl Philipp II. abreiste. Der König, der die Talente des Künstlers verehrte und mit allen seinen Arbeiten vollkommen zufrieden war, überhäufte ihn mit Reichthümern und Ehrenbezeugungen. Dessenungeachtet kehrte P. nach Mailand zurück, wo er auch in sehr hohem Alter seine Tage beschloß. Seine Werke haben, was die dreiste und kühne Manier betrifft, viel Aehnlichkeit mit denen seines erhabenen Meisters, aber er vereinigt mit dieser Kühnheit mehr Anmuth als Michel Angelo.

Pelletan, Phil. Jean, ein berühmter französischer Wundarzt, geb. 1752 zu Paris, machte daselbst seine medicinischen Studien, wurde dann als Assistent am Hôtel Dieu und bei Errichtung der Medicinalschulen Professor der chirurgischen Klinik und war einer der Aerzte, welche den Leichnam Ludwig's XVII. recognoscirten. In den ersten Kriegsjahren während der Revolution diente er als Chirurgien en chef bei der Pyrenäen- und der Nordarmee, dann ward er Mitglied des Generalsanitätscollegiums und 1795 Chirurgien en chef an dem Hôtel Dieu. Im Jahre 1815 wurde er Professor der operativen Chirurgie und 1818 der Geburtshülfe. Nach der neuen Organisation der Facultät behielt er den Titel als Ehrenprofessor. Er starb in der Zurückgezogenheit am 23. Sept. 1829. Geschätzt ist besonders seine „Clinique chirurgicale, ou Mémoires et observations de chirurgie clinique et sur d'autres objets relatifs à l'art de guérir" (3 Bde., Par. 1810). — Sein Sohn, Pierre P., geb. am 6. Jan. 1782 zu Paris, besuchte die Polytechnische Schule und widmete sich dann unter Anleitung seines Vaters dem Studium der Medicin. Er fungirte einige Jahre als Militärchirurg, wurde dann Assistent am Hôtel Dieu und 1813 Doctor der Medicin. Im Jahre 1814 kam er als Arzt an das Hospital von Val de grace und bald nachher an das Hospital Montaigu, wo er den damals herrschenden Typhus mit energischen Maßregeln und mit Glück bekämpfte. Später ward er zum königlichen Leibarzt ernannt, hielt aber auch zugleich Vorlesungen über Chemie, Physiologie, Pharmakologie und Anatomie. Als 1822 die Ecole de médecine aufgelöst wurde, war er provisorischer Administrator der Facultät und wurde dann Professor der medicinischen Physik. Seinen schriftstellerischen Ruf begründeten sein „Dictionnaire de chimie générale et médicale" (2 Bde., Par. 1821—24) und der „Traité élémentaire de physique générale" (2 Bde., 3. Aufl., Par. 1837—38).

Pelletier, Pierre Jos., ein bekannter franz. Chemiker, geb. zu Paris am 22. März 1788, machte sich frühzeitig durch Entdeckung mehrerer der sogenannten Pflanzenalkaloide (s. Alkaloide) bekannt. Insbesondere gebührt ihm aber das Verdienst, das Chinin und Cinchonin (s. Chinarinde) aufgefunden und die chemische Zusammensetzung des Opiums (s. d.) genauer ermittelt zu haben. Die meisten seiner Entdeckungen legte er in Aufsätzen von geringerm Umfange nieder, welche theils in dem „Journal de pharmacie" und dem „Bulletin de pharmacie et des sciences accessoires", bei deren Redaction er betheiligt ist, theils in andern pharmaceutischen und medicinischen Zeitschriften abgedruckt sind. Seit 1836 ist er Director der Ecole de pharmacie zu Paris. — Sowohl sein Vater Bertrand P., als sein Bruder Charl. P., mit denen er nicht selten verwechselt wird, haben sich in der Chemie einen Namen erworben.

Pellico, Silvio, Graf, ist ein durch seine Talente wie durch sein unverdientes

Lebensschicksal gleich merkwürdiger Dichter Italiens. Er ist zu Saluzzo in Piemont 1789 geboren; sein Vater Onorato Pellico, selbst ein lyrischer Dichter nicht der gewöhnlichsten Art, weckte die schlummernden Keime des Dichtergeistes im reicher begabten Sohne. Eine Zeit lang lebte P. in Lyon, wohin sich seine Schwester verheirathet hatte, bis „J sepolcri", ein Gedicht des Ugone Foscolo, aus Zante, die Funken der Begeisterung in dem Herzen des Jünglings entzündete. P. ging nach Mailand und schloß sich, als sein Vater nach der Auflösung des Königreichs Italien sich von Mailand nach Turin begab, dem sinnvollen Dichter Vincenzio Monti an und kam als Erzieher in das gräfliche Haus Luigi Porro Lambertenghi, in welches die angesehensten Literaten Mailands Zutritt hatten. P. begann seine Dichterbahn theils mit eigenen Schöpfungen, theils mit gelungenen Uebersetzungen guter Werke des Auslandes. Junge feurige Männer schaarten sich um ihn zusammen, in den jugendlichen, freisinnigen Schriftstellern lebte die Seele der Vaterlandsliebe mächtig auf, und es ward beschlossen, in Italien den alten politischen und literarischen Glanz wieder zu erringen. Nachdem P. das traurig erschütternde Drama Francesca da Rimini (Mail. 1818, deutsch von Schädelin, Zür. 1835) und Anderes gegeben hatte, schuf der patriotische Verein mit P. und Manzoni an der Spitze, eine Zeitschrift „Il conciliatore" zur Verbreitung eines besseren Geschmackes und vorzüglich freisinniger Gedanken. Aber die Regierung mißbilligte viele der ausgesprochenen Grundsätze und zog die refomirenden Verfasser, zuletzt auch P., am 13. Oct. 1820 gefänglich ein. Das Loos P.'s war von dem an, ob verdient oder unverdient, immer ein hartes. Er wurde nach Santa Margherita, dann in die Bleikammern nach Venedig 1821 und zuletzt auf die Insel San Michele gebracht, wo ihm das Todesurtheil auf dem Schaffot, aber auch die Begnadigung des Kaisers, der die Todesstrafe für P. in 15, für seinen Freund, den Dichter Maroncelli in 20jährige Gefängnißstrafe verwandelte, eröffnet wurde 1822. P. wurde gleich dem größten Verbrecher bei Wasser und Brod eingekerkert und verfiel 1823 in eine tödtliche Krankheit, in der sein Freund und Unglücksgenosse Maroncelli zu ihm gelassen wurde. Nach unsäglichen Leiden kam der Tag der Erlösung, am 1. Aug. 1830 erhielten die beiden Dichter ihre Freiheit wieder; man brachte sie nach Italien, in Mantua trennten sie sich, Maroncelli, der sich im Gefängnisse hatte ein Bein abnehmen lassen müssen, ging in die Romagna, dann nach Paris, und P. blieb in Mailand, Piemont und Novara unter Aufsicht, bis er nach einiger Zeit auch von diesem Zwange befreit wieder nach Turin ins älterliche Haus gehen durfte. Die Geschichte seiner 10jährigen Leiden hat P. in seiner Schrift „Le mie prigioni" (Par. 1833; deutsch, Lpz. 1834) anziehend erzählt. P. war durch die Gefangenschaft mystisch und bigott geworden; seine von Jugend auf schwache Gesundheit war vollends untergraben. Die Marquese von Barot in Turin bot ihm in ihrem Hause einen Zufluchtsort, den er als Secretär derselben annahm. Seine „Opere" erschienen in zwei Bänden (Padua 1831) und in einem Bande (Lpz. 1834). In den „Tre nuove tragedie" (Turin 1832) sind „Gismonda da Mendrisio", „Leoniero da Dertona" und „Erodiade" enthalten. Im Jahre 1833 erschien in Turin P.'s Trauerspiel „Tommaso Moro" und 1837 ebendaselbst eine Sammlung seiner „Opere inedite" (2 Bde.). Außerdem verfaßte er noch später eine Art Katechismus von den Pflichten des Menschen „Dei doveri degli nomini".

Pellisson-Fontanier, Paul, französischer Rechtsgelehrter aus Beziers, geb. 1624, war Protestant und studirte zu Castres, Montauban und Toulouse, wurde, nachdem er eine Geschichte der französischen Akademie geschrieben hatte, Mitglied derselben 1652, erkaufte sich die Stelle eines königlichen Secretärs und erhielt als Liebling Fouquets das Amt eines Staatsraths 1660, wurde aber mit seinem Beschützer vier Jahre lang in die Bastille gesetzt, von 1661 bis 1665. In dieser unwillkommenen Einsamkeit schrieb er drei Denkschriften, in denen er mit Gewandtheit seinen Wohlthäter gegen die königliche Willkür vertheidigt. Außerdem kam Alles darauf an, daß Fouquet erführe, seine mit gefährlichen Geheimnissen angefüllten Papiere seien vernichtet. P. gab daher vor, den Fouquet selbst anzuklagen, und als er auf sein Verlangen mit seinem Beschützer vor der

Commission confrontirt wurde, schloß er seine Aussagen gegen den sich für verloren gebenden Fouquet: „Sie würden bekennen, überführt zu sein, wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären". Nun erst wurde dem verlegenen Fouquet klar, worauf sein Schützling aufmerksam machen wollte, und was er ihm bei der strengen Bewachung in ihren abgeschiedenen Gefängnissen nicht hatte mittheilen können. Fouquet gestand nichts, und seine Inquirenten konnten ihm nichts beweisen, weil P. die wichtigen Papiere verbrannt hatte. Es gelang auch den Freunden P.'s ihm die Freiheit und die Gunst des Königs zu verschaffen, der ihn zum königlichen Historiographen erhob und mit Pensionen und Aemtern beschenkte. Zum Danke für seine Freiheit setzte er alle 2 Jahre einen Preis für den aus, welcher eine von den Thaten Ludwig's XIV. am besten preisen würde. Als er 1670 zum katholischen Glaubensbekenntniß übergetreten war, erhielt er die Abtei Gimont, das Priorat Saint Orens und wurde, nachdem er seinen Panegyrikus auf den König gehalten hatte, 1671 Requetenmeister. Im folgenden Jahre begleitete er den König ins Feld und hatte die Freude, daß die stolze Maitresse des Königs, Montespan, die ihm nicht wohl wollte, ihm nichts anhaben konnte, vielmehr empfing er mehrere Aemter zur Belohnung für seinen Eifer gegen die Calvinisten und alle Nicht-Katholiken, die denn auch durch Aufhebung des Edictes von Nantes 1685 vertrieben wurden. Beschäftigt mit der Widerlegung der protestantischen Abendmahlslehre starb er 1693. „Oeuvres choisies" (Par. 1805).

Pelopidas, berühmter thebanischer Feldherr, Sohn des Hippokles. Er unternahm 378 v. Chr. den ersten Schritt zur Befreiung seiner Vaterstadt Theben, welche bereits 4 Jahre unter spartanischem Joche geseufzt hatte. Mit einer kleinen Anzahl muthiger Jünglinge, welche mit ihm in Athen verbannt lebten, ging er verkleidet nach Theben, ermordete hier die bei einem Gastmahle versammelten spartanischen Häupter und zwang zuletzt auch die Besatzung der Burg zur Uebergabe. Dies war das erste große und kühne Unternehmen des P. und der Anfang zu einer Reihe glänzender Siege, welche Theben zum mächtigsten Staate Griechenlands erhoben. An der Spitze der heiligen Schaar von 300 Kriegern, dem Kern des thebanischen Heeres, schlug Pelopidas die Spartaner in mehreren Treffen. Er war ein treuer Freund des großen Epaminondas; ihrer innigen Verbindung und ihren Talenten verdankte Theben und ganz Böotien nicht blos die Freiheit von der spartanischen Herrschaft durch den Sieg bei Leuktra und andern Orten sondern auch hohen Ruhm unter den Griechen. P. fiel 364 auf dem Felde der Ehre bei Kynoskephalä.

Peloponnes, Insel des Pelops (s. d.), vorher Aegialea, Apia, Pelasgia u. s. w., seit Anfang des Mittelalters Morea genannt, ist einer der drei Haupttheile Griechenlands, hat die Gestalt eines Platanenblattes und ist, vom ionischen und mittelländischen Meere umflossen, eine Halbinsel, die mit dem Festlande nördlich durch den 1 Meile breiten Isthmus von Korinth zusammenhängt, zu dessen beiden Seiten sich westlich der korinthische, östlich der saronische Meerbusen erstrecken. Die Halbinsel ist 402 □M. groß und besteht aus einem Plateau, das sich 2000 Fuß über dem Meere erhebt aber auf allen Seiten von höhern Randgebirgen umgeben ist. Am höchsten und steilsten ist der Nordrand oder Achaja, der im Gebirge Kyllene 7200 F. erreicht; die Scheidelfläche Arkadien steigt bis zu 6000 F. empor; der Südrand hängt mit dem Taygetus, der höchsten Bergreihe des Peloponnes, zusammen, welche die Landzunge Lakoniens bis zum Vorgebirge Tänarum durchzieht. Die bedeutendsten Flüsse sind der Eurotas (Basiliko), welcher südlich in den lakonischen Meerbusen mündet, der Alpheus (Rufia) fließt westlich ins ionische Meer und der Peneus (Gastuni) und unzählige kleine Flüsse und Quellen. Der Boden war im Alterthum überaus fruchtbar und besonders reich an Getreide, Wein, Oel und edlen Baumfrüchten. Die Bevölkerung, deren Stamm von der phönizischen und afrikanischen Küste hergekommen sein soll, betrug zur Zeit der Blüthe Griechenlands über 2 Millionen. Groß und mächtig waren damals: Lakonien (Sparta), der südöstliche Theil, rauh, gebirgig und steinigt, mit den Städten: Andreossa, Navarin, Esky-Navarin ein Dorf, das ehemalige herrliche Pylos, Coron, die schönste Seestadt; Elis, der westliche Küstenstrich, wo bei Olympia

die olympischen Spiele gefeiert wurden, und mit Elis, Hauptstadt mit dem Hafen Cyllene; Achaja (s. d.); die zwei kleinen Freistaaten Sikyon (Basilika) und Korinth (Kordos oder Gereme) gehören dazu. Argolis, ein Landzunge, die sich nach SO. erstreckt. Darin Argos mit dem Hafen Nauplia, Carvalhi (Mykenä) mit dem Grabmal der Atriden. Die Insel Aegina daneben blühte einst durch Handel und Schifffahrt. Arkadien, in der Mitte der genannten 5 Theile, von Gebirgen umgeben und durchzogen, ist von rauhem Charakter. Tripolitza, Hauptstadt des Pascha, aus den Ruinen von Megalopolis, Tegea und Mantinea erbaut, von denen noch Trümmer umherliegen. Das ehemalige Leuktra ist jetzt ein Dorf Londari. (S. Morea). In neuerer und neuester Zeit ist der Peloponnes in geographischer, historischer und antiquarischer Hinsicht, besonders von Engländern und Franzosen vielfach durchforscht und beschrieben worden. Vgl. Gell „Itinerary of the Morea" (Lond. 1817), dessen „Narrative of a journey in the Morea" (Lond. 1823); Leake's „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830), dessen „Peloponnesiaca" (Lond. 1846) und Boblaye's „Expédition scientifique de Morée" (Par. 1835).

Pelops, Sohn des Tantalus, Königs in Lydien, des Lieblings der Götter. Er setzte ihnen einst seinen geschlachteten Sohn P. bei einem Gastmahle vor, um ihre Göttlichkeit zu erproben. Die Götter und Göttinnen merkten aber gleich die Bosheit, nur Ceres nicht, die eine Schulter von ihm verzehrte. Sie machten ihn wieder lebendig, und Zeus ergänzte die von Ceres verzehrte Schulter durch Elfenbein. Tantalus bekam seine fürchterliche Strafe und Pelops folgte ihm in der Regierung. Er setzte den Krieg mit dem trojanischen König Tros fort, dessen Sohn Ilus ihn besiegte und aus Phrygien vertrieb. P. flüchtete zum Oenomaus von Elis, dessen Tochter Hippodamia er sich erkämpfte und mit ihr Elis. Er eroberte mehrere umliegende Länder, so daß die ganze Halbinsel von ihm den Namen Peloponnesus erhielt. Nach seinem Tode verehrte ihn sein Volk als einen Heroen und erbaute ihm im Haine zu Olympia einen Tempel. Seine Söhne waren Thyestes und Atreus, der Stammvater der Atriden. P. erneuerte und erweiterte die olympischen Spiele.

Peloton hieß früher bei der Infanterie einiger Staaten, so viel als Zug, bei andern war es gleichbedeutend mit dem jetzigen Section, d. h. Unterabtheilung jedes Zugs einer Compagnie. Das Pelotonfeuer, auf welches man früher, namentlich bei Revuen einen großen Werth legte, bestand darin, daß von den verschiedenen Compagnien eines Bataillons das erste oder zweite Peloton gleichzeitig Feuer gab. Es ist jetzt ebenfalls außer Gebrauch und statt dessen das Heckefeuer (s. d.) eingeführt worden, das unstreitig vor jenem den Vorzug verdient.

Pelt, Ant. Friedr. Ludw. Aug., ordentlicher Professor der Theologie zu Kiel, geb. am 28. Juni 1799 zu Regensburg, wo sein Vater damals als dänischer Legationsrath angestellt war, wurde auf den Schulen zu Bückeburg und Altona gebildet und studirte in Jena, dann in Kiel Philosophie und Theologie. Im Jahre 1826 habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent, wurde 1829 außerordentlicher Professor in Greifswald, 1830 Doctor der Theologie und ging 1835 an Twesten's Stelle nach Kiel. Seine philosophisch-theologische Richtung ist der Schleiermacher's und Twesten's sehr verwandt. Von seinen Schriften erwähnen wir besonders die „Theologische Encyklopädie" (Hamb. und Gotha 1843), die gegen Strauß gerichtete Schrift „Der Kampf aus dem Glauben" (Kiel 1837); ferner die Vorlesungen über „Protestantismus, Rationalismus, Supernaturalismus und speculative Theologie" (Kiel 1839), sowie mehrere Beiträge in der 1838 von ihm begonnenen Zeitschrift „Theologische Mitarbeiten". Außerdem gab er einen „Commentarius in epistolas ad Thessalonicenses" (Greifsw. 1829) und mit Rheinwald das „Homiliarium patristicum" (2 Hefte, Berl. 1829) heraus.

Pelzwerk, Pelleterie oder Rauchwerk nennt man alle diejenigen Felle von wilden oder Hausthieren, welche, nachdem sie mit den Haaren gahr gemacht sind zu Anfertigung von Bekleidungsstücken, z. B. Mützen, Stiefeln, Handschuhen, Müffen u. s. w.,

oder zu Unterfutter von Kleidern oder Gebrämen, Besätzen u. s. w. verwendet werden. Auch Schlitten-, Sattel- und andere Decken bereitet man daraus. Die Bereitung des Pelzwerks ist der Erwerbszweig des Kürschners, welcher auch den Verkauf desselben im Kleinen besorgt. Im Großen geschieht derselbe theils auf den deutschen Messen und in Hamburg, Danzig und Lübeck, theils in London und Amsterdam, wohin das nordamerikanische und anderes Pelzwerk in großen Quantitäten zu Schiffe gebracht und dann in Auctionen verkauft wird. Man unterscheidet das Pelzwerk zuerst nach der Jahreszeit in Sommer- oder Winterpelz, welcher letztere deshalb den Vorzug verdient, weil die meisten Thiere im Winter mehr und längere Haare haben als im Sommer. Den Werth des Pelzes bedingt zunächst seine Schönheit und Güte, dann aber auch örtliche Verhältnisse, weshalb manches Pelzwerk in einer oder der andern Gegend, wo es selten ist, sehr geschätzt und hoch im Preise ist, während es an andern Orten kaum gekauft wird. Der Pelzhandel erfordert viel Einsicht und Erfahrung. Zu den seltenen oder werthvollen Pelzen rechnet man in Deutschland Zobel, Hermelin, blauer Fuchs, Luchs, Fischotter, Biber, Baummarder, Cinchilla u. s. w.; zu den Pelzwerken zweiten Ranges die Fuchs- und Wolfsbälge, die Bären-, Tiger- und Pantherfelle, von denen letztere jedoch selten in den Handel kommen, dann Steinmarder-, Luchs-, wilde Katzen-, schwarze und Lammfelle und das sogenannte Grauwerk, Baranken, Krimmer u. dgl., und zur dritten Classe die Dachs-, Schaf-, Kaninchen-, Hamster-, Hasen-, Eichhörnchen-, Ziegen-, Schaf- und rauchgahren Kalbfelle, Seehundfelle u. s. w. Ein besonderer Zweig der Pelzwaarenbereitung ist das Färben des Pelzes, welches, nachdem das Haar durch besondere Beizen getödtet worden, in einem mehrmaligen Anstrich des Pelzwerks mit einer ächten Farbe besteht, deren Grundlage ein Galläpfelabsud ist und die oft bis auf die Wurzel (durchgefärbt), bisweilen aber nur bis über die Spitze reicht (geblendet). Eine vorzügliche Fürsorge erheischt das Aufbewahren des Pelzwerks, da letzteres viele Feinde unter den Insecten hat, die namentlich im Sommer demselben nachstellen und es zerstören. Das beste Mittel, Pelzwerk zu erhalten, ist wohl, es an kühlen und luftigen Stellen aufzubewahren und während des Sommers mehrmals zu lüften und auszuklopfen; doch legt man auch starkriechende Substanzen, z. B. fetten Kien, Papier, welches mit Terpentinöl angefeuchtet ist, Papierchen mit Kampfer und klarem Pfeffer u. dgl., dazwischen und packt es fest zusammen.

Pelzel, Franz Martin, ein fleißiger Geschichtsforscher, 1725 zu Reichenau im königsgrätzer Kreise geboren, starb als Professor der böhmischen Sprache an der Prager Universität 1801. Unter seinen historischen Schriften haben außer den Urkundensammlungen das Leben des Königs Wenceslaus (2 Thle., 1790), das Leben Karl's IV. (2 Thle., 1781), die Scriptores rerum Bohemicarum (3 Thle., 1784) und die Abbildungen mit Lebensskizzen der böhmischen und mährischen Gelehrten und Künstler (4 Bde., 1777—82) bleibenden Werth.

Pembroke ist ein englischer Grafentitel, welchen verschiedene Geschlechter führten. Der Name stammt von dem Flecken und Schlosse gleiches Namens an der Küste von Südwales, welches letztere Arnulf, aus dem normannischen Hause Montgomery, gegen Ende des 11. Jahrhunderts baute. — Sein Erbe, Gilbert von Clare, erhielt 1138 vom Könige Stephan die Würde eines Grafen von P. — Die Enkelin desselben brachte die Güter an William von Hampstead, welcher unter dem Könige Johann ohne Land Reichsmarschall war und 1202 auch zum Grafen von P. erhoben wurde. In der letzten Zeit Johann's befehligte er gegen die von der Volkspartei herbeigerufenen Franzosen und ließ nach dem Tode des Königs, am 19. Oct. 1216, sogleich dessen 9jährigen Sohn, Heinrich III., krönen, um einer Thronusurpation des franz. Prinzen Ludwig zuvorzukommen. P. erhielt sodann auf einer Versammlung der treugebliebenen Großen die Vormundschaft mit der Protectorwürde erneuerte als solcher die Magna Charta, nahm jedoch den Geistlichen die Wahlfreiheit und den Ständen das unbedingte Steuerverwilligungsrecht. Hierauf wendete er sich gegen die Franzosen, schlug dieselben am 20. Mai 1217 bei Lincoln, während am 24. Aug. Philipp von Albiney eine mächtige franz. Flotte an der Küste

von Kent zerstörte und schloß am 11. Sept. mit dem Prinzen Ludwig den Frieden zu Lambeth, vermöge dessen die Franzosen England räumten. Durch Klugheit und Mäßigung suchte er nun auch die Abtrünnigen unter den Baronen mit der Krone auszusöhnen. P. starb zum Unglück für das Reich am 16. Mai 1219. Seine männlichen Nachkommen, denen der König das Gute, welches ihm der Vater gethan, mit Bösem vergalt, erloschen 1246. — Heinrich III. erhob nun 1247 seinen Halbbruder, William von Valence, aus dem Hause Lusignan, zum Grafen von P. — Der Sohn und Erbe desselben, Almerich, schlug 1306 den König Robert Bruce von Schottland bei Methwen, wurde dafür zum Hüter der schottischen Grenze ernannt, erlitt aber schon im folgenden Jahre von Bruce die Niederlage bei Londonhill. In der Schlacht bei Bannockburn, die König Eduard II. am 25. Aug. 1314 gegen Bruce verlor, kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit und rettete dem Könige Leben und Freiheit. Auf einer Wallfahrt, die er 1316 nach Rom unternahm, griff ihn der Kaiser auf und erpreßte von ihm ein starkes Lösegeld. P. ward 1325 ermordet und sein Geschlecht starb mit seinem Sohn und Erben 1335 aus. Die Familiengüter fielen durch Heirath den Hastings zu. — König Eduard III. erneuerte 1339 dem Laurenz von Hastings die Würde eines Grafen von P. — Dessen nachgeborner Sohn und Erbe, Jack, zeichnete sich in den französischen Kriegen aus. Er verheerte 1369 auf Befehl des Schwarzen Prinzen Poitou, ward dann Statthalter von Guyenne, erlitt aber am 23. Juni 1372 an der Spitze der englische Flotte vor Larochelle, das er entsetzen wollte, von der vereinigten franz.-castilischen Seemacht eine entscheidende Niederlage. Er starb 1375. Seine Güter und Würden vererbten auf seinen aus der Ehe mit Margaretha von England nachgeborenen Sohn Jack II., der 1389 auf einem Turnier zu Woodstock umkam und keine Nachkommen hatte. — König Heinrich VI. verlieh die Güter und Titel der Grafen von P. nach einander, seinen Oheimen, den Herzogen von Bedford und von Glocester. Nach der Ermordung des Letztern (s. Plantagenet) riß der Günstling der Königin Margarethe, der zum Herzog von Suffolk (s. d.) emporgestiegene William von Pole, die Güter mit dem Titel eines Marquis von P. an sich. — Nach dessen gewaltsamen Tode im Jahre 1450, gab Heinrich VI. die Besitzthümer und die Würde eines Grafen von P. seinem Halbbruder von mütterlicher Seite, dem Jasper Tudor, einem der Söhne von Owen Tudor (s. d.) und der Königin Katharine. Derselbe vertrat im Kriege der beiden Rosen das Interesse des Hauses Lancaster, wurde deshalb, als mit Eduard IV. das Haus York den Thron bestieg, geächtet und rettete sich nach Schottland. Als jedoch sein Neffe, der Tudor Heinrich VII., dem Könige Richard III. die Krone entrissen, erhielt er den Titel eines Herzogs von Bedford nebst der Marschallswürde und ging als Vicekönig nach Irland. Im Jahre 1492 schickte ihn der König mit einem Heere nach Frankreich, wo er im Oct. die Belagerung von Boulogne begann und schon nach einigen Wochen den Frieden von Estaples schloß. Er starb kinderlos 1495. — König Eduard IV. hatte mit der Aechtung Jasper Tudor's das Erbe und den Titel der Grafen von P. einem William Herbert verliehen, der aber 1469 an der Spitze der wälschen Soldtruppen bei Banbury von dem aufgestandenen Grafen von Warwick gefangen genommen und hingerichtet wurde. Der Nachkomme Herbert's verlor hiermit den Grafentitel, behielt indeß die Güter. — König Heinrich VIII. legte 1532 seiner Geliebten, Anna Boleyn, den Titel einer Marquise von P. bei, die ihn bis zu ihrer Vermählung führte. — Im Jahre 1551 endlich gewährte König Eduard VI. dem natürlichen Sohn und Erben William Herbert's, William II., die Würde eines Grafen von P., dessen Nachkommen noch gegenwärtig im Besitz der Güter wie des Titels sind. Derselbe hatte Anna Par, die Schwester von Katharine Par, der letzten Gemahlin Heinrich's VIII., zur Frau, erlangte bei Hofe großes Ansehen und wurde sogar zu einem der Vormünder Eduard's VI. ernannt. Unter des letztern Regierung half er als Anhänger des Herzogs von Northumberland (s. d.) den Herzog von Somerset aufs Schaffot bringen und erklärte sich auch nach des Königs Tode für die Thronerhebung der Lady Gray. In einer Versammlung des Staatsraths lenkte er jedoch bei Zeiten ein, erkannte das Recht der Prinzessin Maria an und erfreute

sich darum, nachdem dieselbe den Thron bestiegen, einer besondern Gunst. Er erhielt bei Eröffnung des Kriegs mit Frankreich 1557 den Befehl über die englische Streitmacht, eroberte in Verein mit den Spaniern Saint-Quentin, vermochte aber den Verlust von Calais nicht zu verhindern. Auch die Gunst der Königin Elisabeth wußte er sich zu erwerben. Dieselbe behielt ihn im Geh. Rathe und bediente sich seiner besonders zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten. Weil er aber für die gefangene Maria Stuart sprach, mußte er 1569 nach Frankreich auswandern, wo er bald starb. — Sein jüngerer Sohn stiftete das Haus der Herzoge von Powis. — Sein älterer Sohn, Henry, Graf von P., beerbte außerdem die Häuser Northampton, Par, Kendal und hinterließ aus der Ehe mit der schönen und geistreichen Maria Sidney den Sohn und Erben, Grafen William III. von P. Derselbe colonisirte die Bermudasinseln und war der Günstling Jakob's I., sowie nach dem Tode Buckingham's auch Karl's I. Er starb 1630 kinderlos. Sein Bruder, Philipp, Graf von Montgomery, überkam nun die Güter und die Grafenwürde des Hauses P. Er war ein Günstling Jakob's und Karl's, verließ aber Letztern beim Ausbruche der Unruhen, trat in das sogenannte lange Parlament und stürzte sich in die Strudel der Revolution. Er starb 1650. — Thomas, Graf von P., des Vorigen Enkel, half unter Jakob II. die Empörung des Herzogs von Monmouth dämpfen und wurde nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. 1691 Siegelbewahrer und einer der vornehmsten Rathgeber des Königs. Die Königin Anna ernannte ihn bei der Krönung zum Großadmiral und zum Präsidenten des Geheimen Raths. Im Jahre 1707 ward er als Lordlieutenant nach Irland geschickt, kehrte aber bald zurück und starb 1733 zu London. — Sein Enkel, das jetzige Haupt der Familie, ist Rob. Henry, Graf von Montgomery und von P., geb. 1791, der vor dem Tode seines Vaters Lord Herbert hieß und 1814 sich mit einer Prinzessin Spinelli-Rubari vermählte.

Penaten waren römische Götter von verschiedener Bedeutung. War ihnen der Schutz des bürgerlichen Hauses und der darin wohnenden Familie anvertraut, so nannte man sie Hausgötter (domestici penates), zum Familiencultus gehörig, und von den Laren nicht eben scharf unterschieden. Als der Römer seinen Staat als eine Form betrachtete, in der die ganze Nation als eine Art Familie enthalten sei, erhielt auch das ganze Volk, eben als Familie mit ihren wesentlichen Merkmalen gedacht, ihre Penaten oder Schutzgötter, die zum Unterschied von den Hausgöttern Staatsgötter oder Staatspenaten (publici penates) hießen. Ihnen war das Wohl des Staates anvertraut, sie schützten das Haus wie das Reich und gaben in schwierigen Lagen ihren Verehrern Rathschläge. Man sagt, der den Römern eigenthümliche Penatencultus sei mit der troischen Einwanderung aus Troja gekommen, Niebuhr sucht dagegen zu erweisen, Samothrake sei der Sitz der Penaten gewesen, von da wäre die Verehrung der kleinen thönernen, später hölzernen, zuletzt marmornen und sogar silbernen und goldnen Bilderchen mit Schilderchen und Spießen nach Rom und Italien gekommen. Die Feste der Penaten und Laren wurden während der Saturnalien gefeiert.

Pendel. Im Allgemeinen versteht man darunter einen Körper, welcher von einem festen Punkte (Aufhängepunkt), an welchem er so befestigt ist, daß er sich frei bewegen kann, lothrecht oder vertical im Zustande der Ruhe herabhängt (Falllinie). In der Ruhe bloß zur Auffindung der Fall- oder Verticallinie kommt das Pendel in Anwendung als Loth oder Bleiloth (ein Faden, an seinem untern Ende mit einem Stück Blei); in der Bewegung oder schwingend (Pendelschwingungen) ist die Anwendung mannichfacher und werden darnach verschiedene Arten von Pendel unterschieden. Ein einfaches oder mathematisches Pendel besteht aus einem schweren Punkte der an einem schwerelosen und nicht körperlichen Faden so befestigt ist, daß er um einen beweglichen Punkt die Pendelschwingungen macht, und würde ein solches Pendel nach den gegebenen Bedingungen, welche aber in der Wirklichkeit unerfüllbar sind, (daher ein solches Pendel gar nicht construirt werden kann) die Gesetze der Pendelschwingungen rein darstellen. Ein an einem festen Punkte schwingbar angebrachter materieller Faden, an seinem untern Ende mit einem schweren

Körper von bestimmter Ausdehnung, gibt das zusammengesetzte oder physische Pendel, welches auf verschiedene Art construirt werden kann: Man befestigt eine Kugel von Meising (auch von Blei, Elfenbein u. s. w.) mit einem Durchmesser bis 2 Zoll an einen metallnen Faden von Seide oder Leinen und hängt diesen schwingbar an einen unbeweglichen Aufhängepunkt auf — oder ein schwerer, meistens linsenförmiger Körper (Linse genannt, bis 50 Pfd. schwer) wird an eine runde, meist aber kantige Stange befestigt u. s. w. Am gewöhnlichsten werden die zusammengesetzten Pendel gebraucht als Zeitmesser (Uhrpendel), außerdem von Physikern, besonders um durch die Länge und die Schwingungen des Secundenpendels die Schwere unter den verschiedenen Breitegraden und darnach die Gestalt der Erde auszumitteln — und um aus der Länge des Secundenpendels zu einem bestimmten Orte eine Norm für ein geregeltes Maßsystem zu begründen. — Um nun das zusammengesetzte Pendel zu seinem verschiedenen Gebrauche richtig zu construiren, muß man die Gesetze kennen, nach welchen bei bestimmter Länge des Pendels sich die Schwingungszeit desselben endet. Für das einfache oder mathematische Pendel steht nach den Berechnungen der Physiker folgendes Gesetz fest: „Die Zeit, in welcher ein einfaches Pendel eine halbe Schwingung vollendet, ist gleich der doppelten Quadratwurzel aus dem Quotienten der Geschwindigkeit in die doppelte Pendellänge". Dasselbe Gesetz gilt auch für die Schwingungszeit des zusammengesetzten Pendels, nur muß hier bei der Berechnung in Anschlag kommen die Schwere des Fadens oder der Stange und die der Linse, ferner die Widerstand leistenden Mittel in dem luftgefüllten Raume und der Einfluß, den die Wärme der Luft auf die Elasticität des Fadens oder der Stange äußert u. a. m., welches Alles von Physikern so genau berechnet ist, daß man dasselbe ziemlich genau der Vollkommenheit des einfachen genähert hat. Diese Genauigkeit ist zumal nothwendig für den Gebrauch der Physiker, und es bedienen sich dieselben entweder an verschiedenen Orten in gleichen Zeiten schwingender Pendel, wo sie dann aus der Länge dieser Pendel die beschleunigende Kraft der Schwere und hieraus die Gestalt der Erde ausmitteln nach dem Gesetze: „Die Längen in gleichen Zeiten schwingender Pendel verhalten sich zu einander wie die beschleunigende Kraft der Schwere" — oder sie bedienen sich gleichlanger Pendel, deren Schwingungen alsdann nach der beschleunigenden Kraft der Schwere sich ungleich gestalten nach folgendem Gesetze: „Die Schwingungszeiten sind den Quadratwurzeln aus den beschleunigenden Kräften der Schwere bei gleichlangen Pendeln umgekehrt proportional". So kann man also nicht blos die Gestalt der Erde mittels des Pendels erforschen, sondern auch die Längen der Pendel für die verschiedensten Orte der Erde bestimmen. Zu dem Zwecke hat das vorzüglichste Pendel ein Engländer, Capt. Kater geliefert, das sogenannte Katersche Reversionspendel, auch unveränderliches Pendel genannt, welches vor allen sich durch Dauerhaftigkeit und stete Gleichheit in den Schwingungen auszeichnet. Durch die anhaltendsten und genauesten Versuche haben er und Andere die Abplattung der Erde unter verschiedener Polhöhe und die Pendellänge für verschiedene Orte berechnet. Die Anwendung des Pendels als Zeitmesser (Uhrpendel) ist die gewöhnlichste. Wenn man mit einem Pendel ein Räderwerk so in Verbindung bringt, daß es bei jeder Schwingung des Pendels um einen oder mehrere Zähne weiter rückt und zugleich einen Zeiger mit sich herumführt, welcher die Anzahl der geschehenen Schwingungen anzeigt, so hat man ein Instrument construirt, welches den Verlauf der Zeit anzeigt. Soll das Pendel zu diesem Zwecke gebraucht werden, so ist die genaue Bestimmung der Länge desselben, wie es bei dem oben erwähnten Gebrauche der Fall war, nicht nöthige Bedingniß der Genauigkeit, indem man durch den Bau der Uhr dafür sorgen kann, daß das Pendel ohne Aufhören gleich schwingt, jeder neue Impuls eine unveränderte Schwingung hervorbringt. Auf diese Weise äußern auch Schwere des Pendels selbst, Luft u. s. w. keinen hemmenden Einfluß; nur der Einfluß der Wärme ist zur genauen Richtigkeit zu beseitigen, was durch besondere Einrichtung des Pendels gelungen ist. Man hat nämlich die Pendelstangen aus gut ausgetrocknetem, in Oel gesottenem und überfirnißtem Holz gemacht oder auch andere Zusammensetzungen versucht, wodurch die Wirkungen der Wärme auf das Pendel aufgehoben sind. Solche Vorrichtung nennt man Compensa-

tion. Unter diesen Compensationen zeichnen sich besonders aus: Das Holzpendel (von Kater am sinnreichsten geliefert), das Quecksilberpendel (wenn die Pendelstange unten ein Gefäß mit Quecksilber trägt) und das Rostpendel (aus Stangen von Eisen und Zink bestehend, seit 1726 durch Harrison vorgeschlagen und nachher von Andern vervollkommnet). Zuletzt ist noch zu erwähnen die Anwendung des Pendels als Taktmesser bei Musikstücken. Hierzu ist es in neuerer Zeit benutzt von Mälzel in Wien in seinem Metronom und von Gottfried Weber in seinem pendelartigen Taktmesser, welche beide für den richtigen Vortrag gegebener Musikstücke, indem sie ein viel genaueres Taktmaß, als die Ausdrücke Allegro, Presto u. s. w. angeben, von großer Wichtigkeit sind.

Pendschab, s. Lahore.

Peneleos, der Sohn des Hippalkmos und der Asterope und Vater des Opheltes, war einer der Argonauten, und später ein Führer der Böotier im trojan. Kriege, in welchem er den Ilioneus und Lykon tödtete, aber hierauf selbst von Polydamas verwundet wurde. Nach späterer Sage wurde er von Eurypylos getödtet.

Penelope, die berühmte, treue Gattin des Odysseus, Tochter des Ikarion, Schwester des Tyndareus. Während der 20jährigen Abwesenheit ihres Gemahls (10 Jahre im trojanischen Kriege und 10 Jahre auf Irrfahrten) fanden sich eine Menge schamlose Freier um die vermeinte schöne Königswittwe ein, die in ihrem Hause schmauseten und Hab und Gut verzehrten und nicht eher das Haus räumen wollten, bis sie einem von ihnen ihre Hand gegeben. Aber sie blieb treu, und als Odysseus zurückgekehrt und die ganze Freierschaar mit Hülfe seines Sohnes Telemach und der Minerva erlegt hatte, lebte sie noch lange mit ihm eine glückliche Ehe (s. Odysseus).

Peneus, einer der schönsten und größten Flüsse Griechenlands, entsprang auf dem Pindus, durchfloß Thessalien von Westen nach Osten, ging dann durch das schöne Thal Tempe zwischen den Bergen Ossa und Pindus in das ägäische Meer. Ehe er sich diesen Weg gebahnt hatte, wurde Thessalien häufig überschwemmt. Ein kleiner Fluß gleiches Namens floß in Elis.

Penn, William, ist der um die Quäkergemeinde in religiöser und politischer Hinsicht verdienstvollste und achtungswürdigste Mann, dem jene Partei nicht nur Aussöhnung mit der herrschenden Kirche, sondern neben andern vielen Begünstigungen auch die Freistatt in Pennsylvanien verdankt. Er war der Sohn des englischen Admirals Penn, geboren zu London am 14. Oct. 1644, zeigte schon in früher Jugend einen bedeutenden Hang zu religiöser Schwärmerei und entschloß sich als 12jähriger Knabe, durch vermeintlich erhaltene göttliche Eingebung bestimmt, die Wahrheit, das innere Licht zu suchen. Je eifriger sein Vater wünschte, ihn als den einzigen Sprossen einer berühmten und hochgeachteten Familie für die große Welt zu bilden, weshalb er die Schulen zu Oxford besuchte, je unerfreulicher störte jene Gemüthsrichtung Williams diese Pläne, welche der Vater jedoch nicht so leicht aufgab, sondern ihn nach Paris sandte, um ihn in der prächtigen Hauptstadt und den glänzenden Umgebungen des Hofes zu Versailles von seiner Schwärmerei zu heilen. Nach Williams Rückkehr erwachte in seiner fleckenlos gebliebenen Seele die frühere Begeisterung und nachdem er auf einer Reise nach Irland die Lehre und Verfassung der Quäker (s. d.) genauer kennen gelernt hatte, trat er zu dieser Gemeinde in seinem 22. Jahre 1666 über. Nichts vermochte ihn zur Sinnesänderung zu bringen; nicht der Zorn seines Vaters, der in seinen Hoffnungen so grausam betrogen war, nicht die Gefangenschaft im Tower, nicht Spott und Hohn des Pöbels, den er geduldig ertrug, und dem er ein fleckenreines Leben entgegensetzte, welches ihm die Achtung der neuen Freunde erworben hatte. Für die Ausbreitung seiner Gemeinde, für die Reinigung und Feststellung ihrer Lehren wirkte Penn von nun an segensreich; er erwarb sich die Liebe seines Vaters wieder, der ihm ein unermeßliches Vermögen hinterließ und sterbend den Sohn dem Schutze des Herzogs von York empfahl. Begeistert für die Lehre trat er nun als Verkünder derselben auf, und geleitet von Sanftmuth, unterstützt durch eine unter den Quäkern bisher seltene Gelehrsamkeit, milderte er deren oft harte Strenge gegen Andersdenkende und zügelte die trübselige

Schwärmerei, durch welche sich die Anhänger des Joh. Fox bisher ausgezeichnet, zum Theil verhaßt gemacht hatten. So wirkte er zu Cork und Dublin, so lehrte er in den neuen Gemeinden, die er auf seinen Reisen durch Kent, Sussex und Surrey gestiftet hatte, dadurch erwarb er sich auch die Achtung seines Königs, der aber doch nicht seine mehrmalige Gefangennehmung als des Haupts einer, der bestehenden Ordnung der Dinge widerstrebenden Secte, verhindern konnte. Selbst im Gefängnisse lebte und wirkte er für seine Gemeinde, von hier aus tröstete er durch Schriften und ermahnte zur Geduld. Unter Karl II. und Jacob II. erlangte er für die Freunde Befreiung von Eidesleistungen, aber alle Versuche, ihnen freie Religionsübung auszuwirken, zu welchem Zwecke er nach Holland und Deutschland mit Fox, Barklay und Keith 1677 reisete, blieben fruchtlos. Amerikas neu entdeckte Fluren fesselten jetzt seinen sorgenden Blick, wohin Habsucht und Geldgier so Viele getrieben hatte, wo die durch Parteihaß Bedrängten ein Asyl zu finden hofften! Und wirklich erhielt er 1681 für die große Summe, welche sein Vater von der Regierung zu fordern hatte, in Nordamerika am Delaware einen Strich Landes als Eigenthum und Schutzort für seine Gemeinde unter Hoheit der englischen Krone. Hier, wo Jeder, der an Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt glaubte, Bürger werden konnte, wenn er sich zum Gehorsam gegen die Obrigkeit durch sein Gewissen verpflichtete und keinen Andersdenkenden wegen religiöser Meinungen kränkte, hier gründeten Flüchtlinge die Quäkergemeinde aus Gliedern aller Nationen. Philadelphia, die Bruderstadt, ward gegründet und von einer Gemeinde bewohnt, die durch Eintracht und Bruderliebe an die ersten christlichen Gemeinden erinnerte. Der Landstrich erhielt von Penn den Namen Pennsylvanien (s. d.). Um die Angelegenheiten daselbst zu ordnen, kam Penn 1682, und kehrte zwei Jahre darauf wieder nach England zurück, und erlangte er hier auch freie Religionsübung von Jakob II., so ward diese doch erst nach des Letztern Vertreibung von Wilhelm III. in dem Toleranzedicte 1689 öffentlich bewilligt. Der Thronwechsel in England und die Untersuchungen, in welche Penn gerieth, da man ihn beschuldigte, in geheimem Briefwechsel mit dem letzten Stuart gestanden und versucht zu haben, Jacob II. auf Englands Thron zurück zu bringen, bereiteten ihm Kummer und bewogen ihn in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Inzwischen schrieb er das Buch „Früchte der Einsamkeit" (fruits of solitude), die auch ins Deutsche übersetzt worden sind. Darauf ging er 1699 wieder nach Amerika. Einige Jahre weidete er sich an dem Aufblühen seiner Pflanzung, kehrte dann nach England zurück und wirkte in der Stille mit jugendlicher Begeisterung für den Fortgang seines Unnehmens bis an seinen Tod den 30. Mai 1718. Kühner Muth und heilige Begeisterung, vereint mit seltener Milde, schmückten das Leben und Wirken dieses wahrhaft großen Menschenfreundes, welcher demüthig im Glücke, groß im Unglück, verschwenderisch wohlthätig gegen Arme, die Aufgabe seines Christenberufes so herrlich gelöset hat. — Einige seiner Schriften: „Ohne Kreuz keine Krone", aus den Engl. übersetzt 1825, — „die große Sache der Gewissensfreiheit", — „Wiederherstellung des ersten Christenthums". Vgl. Clarkson's „Memoirs of the private and public life of W. Penn" (2 Bde., Lond. 1813).

Pennal, nannte man in früheren Zeiten einen jungen Mann, der, nach vollendetem Studium der zum Uebergange zur Universität nöthigen Schulwissenschaften, im Begriff war, die Akademie zu beziehen. Als angehender Student hatte er die Verpflichtung, ein Jahr lang den andern Studenten das Pennal nachzutragen, oder wenigstens dasselbe für sie in Bereitschaft zu halten. Man sagt, diese Thorheit, Pennalismus genannt, sei aus Italien gekommen. Jüngere Studenten in ihrem ersten akademischen Jahre mußten den ältern auf eine gewisse Art dienen und mit Geld wie mit andern Dingen behilflich sein. Dieser Unfug muß auf den deutschen Universitäten des Mittelalters von nicht geringer Bedeutung gewesen sein, da 1661 und 1663 sogar Reichsgesetze dagegen erschienen. Von den Akademien, auf denen jetzt nur noch wenige Spuren davon sichtbar sind, kam das Unwesen auch auf die Schulen. Aber auch hier hat die bessere Disciplin unserer Tage das Uebel größtentheils getilgt. Jetzt üben die obern Klassen

nicht mehr jenen Schuldespotismus über die untern Klassen. Nur auf den lateinischen Schulen Englands gibt es dem Berichte Malets zufolge, der eine eigene Schrift darüber herausgegeben hat (Account of the system of fagging, Lond. 1829) viel Pennalismus, und in Winchesterschool nennt der Schüler der obern Klasse den in üblicher Unterwürfigkeit gehaltenen der untern Klasse fagging. Ueber den deutschen Pennalismus hat Schöttgen ein besonderes Buch geschrieben: „Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlichen Pennalwesens" (Dresd. 1747).

Pennant, Thomas, geboren den 14. Juni 1726 zu Downing in Flintshire, bekannt durch seine bedeutenden Reisen im In- und Auslande, wie durch seine Schriften, studirte zu Oxford und beschäftigte sich nach der Rückkehr von seinen Reisen mit der Verwaltung seiner Güter und, da er kein öffentliches Amt annahm, mit wissenschaftlichen, besonders zoologischen, geschichtlichen und naturhistorischen Arbeiten. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Indian zoology," (1769 Fol., deutsch von Forster, Halle 1781 Fol.); „British zoology," (1763, 4 Bde., deutsch von C. G. Murr, Augsb. 1771, Fol.); „Tour in Scotland and voyage to the Hebrides," (1776, 2 Bde., deutsch von J. P. Ebeling, Leipzig 1780, 2 Bde. 8.); „Tour in Wales," (1778, 4. deutsch in der „Bibl. der neuesten Reisebeschreibung." Frankfurt und Leipzig, 4 Bde., 8.); „History of Quadrupeds," (1781, 2 Bde., 4.); „Arctic zoology," (1786, 2 Thle., Suppl. 1787, 4. deutsch von Hoffmann, Leipz. 1787, 2 Bde., 4.) ꝛc. Er starb den 16. Decbr. 1798.

Pennsylvanien, der Theil der Vereinigten Staaten Nordamerika's, der zwischen den 39° 42, bis 42° 17′ n. Br., u. 296° bis 305° östl. Länge liegt und nordwestl. von dem See Erie, nördl. von New-York, östl. von New-Jersey, südl. von Delaware, Maryland und Virginien und westl. von Ohio begrenzt wird. Es ist 2072 □ Meilen groß, wovon aber nur der fünfte Theil angebaut ist, von mehreren Gebirgen durchzogen, dem blauen, dem endlosen und dem Alleghanygebirge, die sich aber selten über die Schneelinie erheben. Der Boden ist sehr ergiebig, besonders wegen der vielen Flüsse, die sich durchs Land ziehen: Delaware, Susquehannah, Schuylkill, Lehigh, Konewaya, Swatowea; Monongahela und Alleghany. Das Klima ist sehr veränderlich und deshalb ungesund, der Winter ist besonders im ostwärts liegenden Theile sehr kalt, der Sommer glühend heiß, so daß 30° Wärme nichts Seltenes ist, die aber bei den häufigen Gewittern oft bis zu wenigen Graden abnimmt, daher die vielen Krankheiten, besonders das gelbe Fieber. Man gewinnt alle Arten Getreide, Flachs, Hanf, und findet alle europäischen Hausthiere und Biber, und der Boden ist reich an Kupfer, Granaten, Amiant, Mineralwassern, Honig, Fischen, Wolle, Pelzwerk, Wachs, Häuten, Seife und Lichtern, womit so wie mit wollenen und leinen Zeugen und Fajanze bedeutender Handel getrieben wird. Im Jahr 1782 betrug die Seelenzahl des Landes kaum 300,000, die sich aber 1810 bis über 800,000 vermehrt hatte, 1831 schon 1,350,000, 1840 aber 1,724,033 zeigte. Die Einwohner bestehen aus Briten, Deutschen und Kolonisten aus allen europäischen Nationen und sind Methodisten, Anabaptisten, Herrnhuter, deren Hauptsitz Bethlehem ist, Lutheraner, Katholiken, Dunkers, die ihren Hauptsitz in Ephrata-Dunkerstown haben und eine Separatistengemeinde bilden u. s. w., da W. Penn die vollkommenste Religionsfreiheit geltend gemacht hat. Handel, Künste und Wissenschaften blühen, wachsen und fruchten. 1810 betrug die Ausfuhr 10,933,398 Dollars, was bis jetzt noch mehr zugenommen hat. Der Staat ist nach englischen Maximen aber in republikanischer Form organisirt. Die gesetzgebende Gewalt beruht auf der Generalversammlung, bestehend aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten, die ein Ober- und Unterhaus ausmachen. Vor dem 25. Jahre ist Keiner wahlfähig. Die Senatsmitglieder werden alle 4 Jahre Jahre gewechselt, die Repräsentanten jährlich, deren Zahl nicht unter 60 und nicht über 100 kommen darf. Die höchste Gewalt hat der auf 3 Jahre gewählte Gouverneur, der wenigstens 30 Jahre alt sein muß. Die oberste Justizbehörde ist der hohe Gerichtshof. Man richtet nach eigenen Gesetzen, und nur, wo diese nicht hinreichen, nach englischen.

Zum Congreß werden nach der 1832 gegebenen Repräsentationsbill, 28 pennsylvanische Repräsentanten geschickt. Stehende Truppen hat man über 175,000 Mann. Die Staatseinkünfte betragen gegen 4 Mill. Dollars, und die Staatsschuld umfaßt eine Summe von 38 Millionen Dollars. Der Staat ist in 53 Grafschaften getheilt. Der Sitz der Regierung wurde 1790 von Philadelphia nach Lancaster und 1812 nach Harrisburg am Susquehannah verlegt. Die ansehnlichsten Städte sind außer Philadelphia (s. d.) Pittsburg (s. d.), der Mittelpunkt des Binnenhandels, Germantown, Reading und Easton. In mehreren Grafschaften ist die deutsche Sprache vorherrschend. Die Anstalten für die Bildung des Volks sind zahlreich. Es giebt eine Universität in Philadelphia, die besonders für das Studium der Arzneiwissenschaft mit trefflichen Lehrmitteln versehen ist, und Collegien in Carlisle, Canonsburg, Washington, Pittsburg und Meadville. Die deutschen Ansiedler haben vier Seminarien und die Brüdergemeinde unterhält treffliche Schulen in ihrem Hauptorte Bethlehem, in Nazareth und Litiz. Vergl. Rob. Proud: „The history of P., from the original institution and settlement of that province, under the first proprietor and governor Will. Penn, in 1681, till after the year 1742" (2 Bde. Philadelphia 1797).

Penny, in der Mehrheit Pence hieß ehemals eine Silber-, jetzt eine kupferne Scheidemünze in Großbritannien. Zwölf Pence machen einen Schilling.

Pension, ist 1) eine Erziehungsanstalt (s. Institut), und der in derselben unterichtet, erzogen und erhalten wird, heißt Pensionnär. Dann bezeichnet aber auch Pension 2) einen Jahrgehalt für treu geleistete Dienste, den der Staat nach dem Verhältniß der modernen Staatsverfassungen zu geben verpflichtet ist. Die Höhe der Pensionen ist in den einzelnen Staaten sehr verschieden, doch wird sie gewöhnlich im Verhältniß des bisherigen Einkommens und der vollendeten Dienstzeit normirt. In den meisten Staaten ist jetzt der Gebrauch eingeführt, daß die Staatsbeamten und im Dienst befindlichen Offiziere sich einen monatlichen Abzug von ihrem Gehalte gefallen lassen müssen, aus welchen Abzügen Pensionskassen gebildet sind, die freilich noch einen bedeutenden Zuschuß von Seiten des Staats erfordern, um dem Bedürfnisse zu genügen.

Pensionnär hieß sonst in den großen oder stimmberechtigten Städten Hollands der Syndicus, mit analoger Machtvollkommenheit für jede dieser Städte, wie der Groß- oder Rathspensionnär, der Staatssecretär der Stände oder Staaten der Provinz Holland war, und vormals, noch zur Zeit Oldenbarnevelds Generaladvocat der Provinz Holland genannt wurde. Er hatte keine entscheidende Stimme in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, verhandelte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, sowie für Alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegium der deputirten Räthe bei, welche die Souveränetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter bei den Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland und dadurch in den ganzen Niederlanden höchst wichtig, so daß man ihn als den Premierminister der Generalstaaten betrachten konnte. Sein Amt währte fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue 5 Jahre bestätigt wurde. Die Revolution machte diesen Stellen 1795 ein Ende. Napoleon erneuerte den Titel derselben auf kurze Zeit, indem er 1805 Schimmelpenninck (s. d.) als Rathspensionnär an die Spitze der batavischen Republik stellte.

Pentachord nennt man eine Tonweise von fünf Tönen.

Pentaglotte oder Pentapla nennt man eine Bibel in 5 Sprachen.

Pentagramm, s. Drudenfuß.

Pentameter, ist ein aus 5 Füßen bestehender Vers, dessen erste zwei Füße aus

Spondäen oder Daktylen bestehen, darauf folgt die erste Hälfte des dritten Fußes, der aber ein Spondäus sein muß; alsdann reihen sich die zwei nächsten Versfüße in daktylischer Form an, und den Schluß macht die andere Hälfte des dritten Fußes, z. B.

„Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab!"

Dieser Vers mit dem Hexameter so verbunden, daß er mit diesem regelmäßig wechselt, bildet das elegische Versmaaß und die Distichen (s. d.)

Pentapolis heißt ein District von fünf Städten, wie z. B. ehedem in Palästina und im cyrenaischen Libyen. (S. Cyrenaika).

Pentateuch bezeichnet ursprünglich einen aus fünf Büchern bestehenden Band, dann vorzugsweise die im Kanon des alten Testaments befindlichen, dem Moses (s. d.) beigelegten fünf Bücher, welche theils Geschichtserzählung, theils gesetzliche Bestimmungen enthalten und die Namen Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium führen.

Pentathlon, eigentlich Fünfkampf, lat. quinquertium, hieß bei den Griechen der Inbegriff der fünf Leibesübungen in der Gymnastik (s. d.), nämlich Springen, Diskuswerfen, Laufen, Ringen und Faustkampf. Diese fünf Uebungen wurden zwar auch allein angestellt, und der Ringer konnte in jeder einzelnen den Preis erlangen; bei dem Pentathlon aber mußte der Sieg in allen fünf hintereinander erkämpft werden. (S. Olympische Spiele).

Pentelikon, auch Pentelikos, ein ziemlich hohes Gebirge in Attika, auf dessen Höhen der Kephisos entspringt, mit einer merkwürdigen Stalaktitenhöle und wundervollen Fernsicht, war schon im Alterthume wegen seines trefflichen Marmors berühmt, der sowohl zu Prachtgebäuden und Tempeln, wie namentlich zum Parthenon (s. d.) auf der Akropolis, als auch zu Bildsäulen verwendet wurde. Vgl. „Morgenland und Abendland" (Bd. I. Stuttg. 1841).

Penterbalken heißt der lose, nur auf großen Schiffen vorkommende Balken, der dazu dient, den gelichteten Anker bequemer auf das Vordertheil des Schiffes legen zu können, zu welchem Ende man das Ankerkreuz mit dem an der Pentertalje befindlichen Penterbalken umfaßt und auf jene windet.

Penthesilea, des Mars Tochter, Königin der asiatischen Amazonen (s. d.), leistete dem Priamos Beistand im trojanischen Kriege, ward von Achill überwunden, aber so schön gefunden, daß sie aus den Umarmungen desselben einen Sohn empfing.

Pentheus, Sohn Echions und der Agave, einer Tochter des Kadmos, von dem er das Königreich Theben erbte. Er widersetzte sich dem neuen Kultus des Bacchos, der in Theben sich geltend machte, wofür er von seiner eigenen Mutter mit ihren Schwestern auf dem Berge Kithäron, wo er die Orgien stören wollte, mit den Thyrsusstäben erschlagen wurde.

Penthièvre, eine uralte bretag. Grafschaft, die gegenwärtig das französische Departement Morbihan bildet, gehörte in früherer Zeit mehreren Verwandten des Hauses Bretagne, kam später an die Häuser Brosse und Luxembourg und wurde zu deren Gunsten von Karl IX. 1569 in ein Pairieherzogthum verwandelt, das aber in der Folge an die Krone fiel. Ludwig XIV. stellte das Herzogthum 1697 her und gab es einem seiner mit der Montespan erzeugten Bastarde, dem Grafen von Toulouse, der 1737 starb. — Der einzige Sohn und Erbe desselben aus der Ehe mit Maria de Noailles war Louis Jean Marie de Bourbon, Herzog von P., geb. am 16. Nov. 1725 und bekannt wegen seiner Sittenreinheit und großer Rechtschaffenheit. Er erbte auch von seinem Vater die Würde als Großadmiral, das Gouvernement von Bretagne und 2 Regimenter die seinen Namen führten, und an deren Spitze er in den Schlachten von Dettingen und Fontenoi tapfer kämpfte. Nach dem österreich. Erbfolgekriege zog er sich auf sein Schloß Sceaux zurück und lebte hier ganz wohlthätigen Werken. Seine Gemahlin, Maria Therese von Modena, starb 1754, und 1768 verlor er auch seinen Sohn, den Prinzen von Lamballe, der sich durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hatte. Seine Unbescholten-

heit war so anerkannt, daß während der Revolution selbst die Schreckensmänner ihn in Ruhe ließen. Doch wurde er hart betroffen von der Ermordung seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe (s. d.). Aus dem letzten Sprößling der legitimirten Söhne Ludwigs XIV. war ihm auch die reiche Erbschaft seines Vetters, des Grafen von Eu (s. Maine), zugefallen. Der Herzog starb zu Verona am 4. März 1793, 4 Wochen vor dem Conventsdecrete, welches die Verhaftung aller Bourbons befahl, und hinterließ eine Tochter, Marie, Louise, Adelaide de Bourbon, die Gemahlin des als Bürger Egalité bekannten Herzog Louis Philipp Joseph von Orleans (s. d.)

Peparethos, eine zu den Cykladen (s. d.) gehörige Insel im ägäischen Meere, jetzt Skopelo, war im Alterthume berühmt durch Wein- und Olivenbau.

Pepe. Diesen Namen führen drei Männer, welche in den neuesten Ereignissen Neapels eine bedeutende Rolle spielten. Florestan P., Ritter der Ehrenlegion, neapolitanischer Generallieutenant, geb. 1780 zu Squillace in Calabrien, studirte in der Kriegsschule zu Neapel und trat mit 18 Jahren als Souslieutenant in das Regiment Bourbon daselbst. Als die französischen Heere 1799 Neapel in eine Republik verwandelten, nahm er als Lieutenant Dienste im Heere des jungen Freistaats und wurde nach dem Sturme auf Andria zum Hauptmann ernannt. Als die Gegenrevolution des Cardinals Ruffo obsiegte ward P., welcher in Barletta an seinen Wunden darniederlag, verhaftet. Durch Verwendung seines Bruders Stephan erhielt er seine Freiheit wieder und lebte nach dem Frieden von Florenz 1801 bald zu Neapel, bald bei seiner Familie in Calabrien. Die Verschwörung seines Bruders Wilhelm nöthigte ihn 1803 nach Frankreich zu fliehen, wo er als Freiwilliger in die italienische Legion trat. 1806 eroberte er mit den französischen Heeren sein Vaterland und zeichnete sich unter des Königs Josephs Regierung als Commandant von Gaeta und durch die Besiegung des Aufstandes in der Provinz Molise aus. 1810 und 1811 machte er als Chef des Generalstabes der neapolitanischen Division unter Macdonald und Suchet die Feldzüge in Catalonien mit und erhielt für seine Thaten bei der Eroberung von Saragossa und Valencia den Orden der Ehrenlegion. Im October 1812 führte er eine neapolitanische Division nach Danzig. Auf dem Rückzug geleitete er mit neapolitanischer Reiterei Napoleon von Osmiana bis Wilna und kehrte dann nach Danzig zurück. Nach der Uebergabe dieser Festung erhielt er durch den König Joachim seine Befreiung aus der Gefangenschaft. Er unterdrückte auf dessen Befehl 1814 die Empörung in den Abbruzzen und erwarb sich 1815 in der dreitägigen Schlacht von Macerata seine Ernennung zum Generallieutenant. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons in Neapel behielt er seinen Rang in der Armee, lebte aber in der Zurückgezogenheit. Er hatte keinen Theil an der Revolution von 1820 und tadelte das Benehmen seines Bruders Guglielmo, welcher am 6. Juli an die Spitze der Empörung trat. Als der Aufruhr in Palermo entstand, wurde P. mit 6000 Mann dahin geschickt; er bewies viele Tapferkeit. Die Einwohner von seiner freisinnigen Denkart überzeugt, erklärten, daß sie die Constitution von Neapel nicht mißbilligten, sondern bloß eine besondere Constitution für Sicilien haben wollten. P. bewilligte sie ihnen, und die Ruhe war hergestellt. Das Parlament fand aber, daß er zu dessen Bewilligung nicht befugt gewesen, nahm ihm den Heerbefehl und hob den von ihm mit Palermo geschlossenen Vertrag wieder auf. Beleidigt schickte P. dem König den heiligen Ferdinandsorden und die Pension von 3000 Ducaten zurück, welche Ferdinand dem Ruhestifter von Palermo verliehen hatte. Als die Oesterreicher anrückten, um die Constitution zu stürzen, zog ihnen P. als Chef des Generalstabes entgegen. Sobald Ferdinand seine absolute Gewalt wieder hatte, entsetzte er P. aller seiner Aemter. Desto größer ist die Achtung und Liebe, die P. nun als Privatmann in Neapel genießt. — Sein Bruder Guglielmo ward 1783 in einem Dorfe bei Squillace geboren, wohin seine Mutter sich in den Tagen geflüchtet hatte, da 60,000 Menschen in Calabrien die Opfer eines Erdbebens wurden. Er studirte mit seinem Bruder Florestan in der Militärschule zu Neapel und nahm 1799 als Souslieutenant Dienste im Heer der neapolitanischen Republik.

Im blutigen Gefechte bei Portici erhielt er zwei Wunden, fiel in die Gewalt der Truppen des Cardinals Ruffo, wurde in das Gefängniß gesetzt und dann verbannt. Hierauf focht er als Freiwilliger in der italienischen Legion bei Marengo und kehrte nach dem Amnestiedecret Ferdinands in Folge des Friedens von Florenz zu seinen Eltern zurück. Allein die Ruhe war ihm unerträglich: 19 Jahre alt, faßte er den Plan, Calabrien in Aufstand zu bringen und fand Anhänger. Die Regierung entdeckte Alles. Seine beiden Brüder, Ferdinand und Florestan, wurden, wie die ganze Familie, verfolgt und retteten sich glücklich. Guglielmo in Reggio entdeckt, wurde in das schauderhafte Staatsgefängniß zu Maritimo, einer der ägatischen Inseln bei Sicilien, gebracht, wo man ihn in eine enge, in den Felsen gehauene Cisterne einschloß, in welcher er nicht aufrecht stehen konnte. Nach zwei Jahren kam er in das eben so grausenhafte Gefängniß auf der Insel Favegnana, aus welchem er sich jedoch in kurzer Zeit selbst befreite. Als die Franzosen 1806 Neapel eroberten, trat er als Major in ihre Reihen, ward aber, nachdem der General Reynier die Schlacht bei St. Eufemia verloren hatte, in einem Privathaus zu Scigliano mit 22 Franzosen von den insurgirten Bewohner der Stadt belagert, nach zweitägiger Gegenwehr gefangen und in das englische Lager nach St. Eufemia gebracht, wo man ihn zum Tode verurtheilte. Durch einen calabresischen Officier, Adjutant des englischen Generals, befreit, folgte er dem französischen General Donzelot nach den jonischen Inseln, zu deren Commandant dieser ernannt worden war. 1809 rief ihn Joachim, der seit Kurzem den Thron von Neapel bestiegen hatte, mit allen übrigen neapolitanischen Officieren zurück, machte ihn zu seinem Ordonnanzoffizier, und einige Monate später zum Obristen. In den beiden folgenden Jahren machte er unter Suchet den Feldzug in Catalonien mit. 1813 nach Neapel zurückgerufen, ward er bald darauf Generallieutenant, Baron und mit Gütern beschenkt. Er benutzte Joachims Vertrauen, um ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, dem Volke eine Verfassung zu geben, und that sein Möglichstes, die Franzosen aus des Königs Nähe zu entfernen, überzeugt, daß ihr Einfluß besonders seinem Wunsche im Wege stehe. Als Joachim sich mit Oesterreich verband, machte der General P. mit ihm den ganzen italienischen Feldzug von 1814. Nach Napoleons Sturz suchte er mit verdoppeltem Eifer das Werk der Verfassung durchzusetzen, weil es des Königs Interesse sei, von dem übrigen Europa allein gelassen, sich in die Arme seiner Nation zu werfen. In dieser Absicht brachte er eine von sämmtlichen neapolitanischen Generalen unterzeichnete Adresse zu Stande und drohte, als diese mit der Absendung zögerten, mit seiner Brigade allein nach Neapel zu gehen und die Adresse mit allen ihren Unterschriften bekannt zu machen. Der König, von dem Vorgang unterichtet, schickte ihm den Befehl, sich auf die Festung zu Neapel in Haft zu begeben. P. gehorchte augenblicklich und wurde bei seiner Ankunft zum König gerufen. „Ich kenne alle Eure politischen Combinationen, redete ihn Joachim an, aber ich werde Euch wie mein Kind behandeln." P. antwortete ehrfurchtsvoll, aber mit Festigkeit. Der König erwiederte: „Hätte ich mich persönlich über Sie zu beklagen, so schickte ich Ihnen eine Ausforderung, und in diesem Zimmer schlügen wir uns." Dieser Zug lag in Joachims Charakter, der oft den König vergaß, um nur den unerschrockenen Krieger zu zeigen. Der General war bis zu Thränen gerührt, beharrte aber dennoch bei seiner Meinung, wie nicht minder der König, selbst nach mehrtägigen Unterhaltungen, vermöge eines Zutrauens, das ebenfalls im Charakter des Königs lag, und dieser schickte den General wieder in sein Hauptquartier zurück. Als 1815 Napoleon die Insel Elba verlassen hatte, änderte die Politik seines Schwagers sich zum zweiten Male, und der Krieg gegen Oesterreich ward eröffnet. Der General P. zeichnete sich in allen Gefechten aus, welchen er beiwohnte und war stets der Erste, welcher den Feind angriff an der Spitze der Vorhut. Die unglückliche Schlacht von Macerata stürzte Joachim vom Throne und brachte die Bourbons zurück. Seit dieser Zeit erfüllten wieder Räuberbanden die Provinzen Avellino und Foggia, wie es unter der frühern Herrschaft der Bourbons der Fall war. Ferdinand, welcher dem General seinen militärischen Grad und seinen Bürgertitel gelassen hatte, schickte ihn 1818 als Commandanten in diese Provinzen.

P. bildete hier aus den jungen Leuten begüterter Familien, welche größtentheils dem Orden der Carbonari angehörten, eine Division Nationalgarde, mit welcher er binnen einem Jahre die Räuber vertilgte und die Sicherheit wieder herstellte. Er erhielt dafür den St. Georgsorden. Unterdessen hatten die Carbonari bei dem Volke, welches das Beispiel der eben ausgesprochenen spanischen Revolution ermuthigte, großen Anhang gefunden, und auch P. ging auf ihre Pläne ein. In Avellino, Nola und Monteforte (2. Juli 1820) wehte die Fahne des Aufstandes; der Verhaftsbefehl gegen P. war erlassen; da trat dieser am 6. Juli 1820 mit einem Regimente Linientruppen zu den Empörern in Avellino über, deren Anführer, der Oberstlieutenant de Conciliis, ihm den Oberbefehl übergab, und die Revolution war vollendet. Der König bewilligte die Forderungen der Carbonari. Am 7. Juli wurde die spanische Constitution ausgerufen, und am 8. zog das constitutionelle Heer in Neapel ein. Als der König die Constitution beschwor, sagte er zum General P., der neben ihm stand: „dieser Schwur kam aus dem Grund meines Herzens“. Man bot dem General P. am 9. Juli das Großband des heiligen Januarordens und den Posten als Generalcapitän an Nugent's Stelle an; er schlug beide aus und begnügte sich mit dem Oberbefehl über das Heer, welchen er bei der Zusammenberufung des Parlaments am 10. Oct. niederlegte und dafür im Nov. die Stelle eines Staatsraths und Generalinspectors der Milizen des Königreichs übernahm. Doch der heilige Bund nahm Aergerniß daran und lud den König Ferdinand zum Congreß nach Laibach ein, wo ihm die österreichische Hülfe zugesichert wurde, wenn er die von ihm beschworne Constitution umstieße. Dazu war Ferdinand sogleich bereit. Beim Ausbruch des Krieges mit Oesterreich übernahm P. am 20. Febr. 1821 den Oberbefehl über 20,000 M. Milizen in den Abruzzen, während der General Carascosa mit 30,000 Mann Linientruppen sich nach St. Germano zurückzog. P.'s Schaaren rückten voll Enthusiasmus vor, hatten aber noch nie den Feind gesehen, waren schlecht oder gar nicht bewaffnet, und ihre Kleidung für einen Winterfeldzug nicht geeignet. Am 7. März greift P. die Oesterreicher bei Rieti an; die Schlacht dauerte von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends, und die österreichische Reiterei wurde zweimal mit Verlust zurückgetrieben. Da aber die Oesterreicher bei weitem überlegen waren, befahl der General P. beim Eintritt der Nacht den Rückzug. Er war beendigt, als das ganze Heer während der Nacht auseinanderstiebte, ohne daß es möglich war, es wieder zu sammeln. Bei dieser Nachricht zerstreute sich auch Carascosa's ganzes Heer und Alles war verloren. Der General P. schiffte sich nach Spanien ein (20. März 1821); 6000 Ducaten, welche ihm die Regierung anbot, wies er zurück. Von Spanien ging er im Aug. 1821 nach London. Am 20. Sept. 1822 ließ er hier ein Schreiben an den König Ferdinand drucken „Relation des évènemens politiques et militaires qui ont eu lieu à Naples en 1820 et 1821“, worin er den schlechten Maßregeln des Ministeriums und der Verrätherei die Schuld dieser unglücklichen Ereignisse beimißt. In London erfuhr er, daß eine Specialcommission zu Neapel ihn nebst mehreren andern Generalen, unter welchen auch der nach Malta entflohene Carascosa, zum Tode verurtheilt habe. Carascosa, welcher den General P. als die Ursache seines Mißgeschickes ansah, kam nach London und hatte einen Zweikampf mit ihm, wobei er gefährlich verwundet wurde. Nach einem mißlungenen Versuch in Madrid, eine Fremdenlegion zu errichten, kehrte der General P. nach London zurück, wo er nun ruhig lebt. Im Jahre 1847 gab er in London in englischer Sprache seine Memoiren in 3 Bänden heraus. Vgl. auch Carascosa „Mémoires, historiques politiques et militaires sur la révolution du royaume de Naples“ (Lond. 1823). — Gabriel P., aus einer andern Familie als die beiden Vorhergehenden, geb. 1781 zu Bojano in der Provinz Molise, studirte zu Neapel die Rechte, als die Franzosen 1799 dort einzogen und das Königreich in einen Freistaat umschufen. Er trat in das Heer der Republik, wurde nach ihrem Sturze geächtet, nahm in Frankreich Dienste in der italienischen Legion, kehrte zur Zeit der Amnestie, die auf den Frieden von Florenz folgte, in seine Heimath zurück und diente seit 1806 unter Joseph. Im Jahre 1809 und 10 focht er mit Auszeichnung in Spanien und stieg in den ital. Feldzügen 1814 und 1815 unter Murat zum Obersten empor. Nach der Wiederein-

setzung der Bourbons in Neapel behielt er seinen Rang in der Armee und befand sich in Syrakus, wohin er mit einem Regimente geschickt worden war, als 1820 die Revolution von Neapel ausbrach. Er ward in das Parlament gewählt, welches am 1. Oct. seine Sitzungen begann. Er sprach hier mit äußerster Heftigkeit gegen den von Florestan Pepe mit Palermo abgeschlossenen Vertrag und erlangte, daß dieser für nichtig erklärt und Florestan Pepe seiner Stelle entsetzt wurde. Als hierauf das Ministerium die spanische Constitution abändern und eine Gegenrevolution bewirken wollte, war P. der muthvollste Gegner desselben und verlangte daß es in Anklagestand versetzt würde. Als nach dem Congresse von Laibach die österreichischen Heere anrückten, verließ P. die gesetzgebende Versammlung und stellte sich an die Spitze seines Regiments. Nach dem Sturze der constitutionellen Regierung war er der Erste, welcher verhaftet und an die Oesterreicher ausgeliefert wurde. Zwei Jahre saß er in Gefangenschaft auf einer mährischen Festung. Seitdem er seine Freiheit wieder erlangt hat, lebt er in Florenz den Wissenschaften. Im Jahre 1826 kam es zwischen ihm und dem Dichter Lamartine, franz. Legationssecretär in Florenz, weil dieser in einem Gedichte die Italiener unserer Tage angegriffen hatte, zu einem Zweikampf. Der Dichter ward verwundet und erklärte hierauf, in einem Aufsatz in Prosa, daß er Niemand habe beleidigen wollen. — **Vincenzio Pepe**, Professor der Experimentalchemie zu Neapel, hat sich 1822 durch eine Analyse der beim letzten Ausbruch des Vesuvs ausgeworfenen Steine um die Naturkunde verdient gemacht.

Pépinière, ist eine berühmte medicinisch-chirurgische königliche Anstalt in Berlin, für Unterricht und Ausbildung der Militärärzte. Das Institut, welches der verewigte Generalstabsarzt Dr. Johann Görcke am 2. Aug. 1795 gegründet hat, trägt jetzt den Namen des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts. Die äußerst wohlthätige Anstalt steht unter dem Kriegsminister, der ihr Curator ist, der erste Generalstabsarzt der Armee und Chef des Militärmedicinalwesens ist Director, ein Generalarzt ist Subdirector, unter dem 10 Stabsärzte und 12 Pensionärärzte unterrichten. Das Personal der Schüler besteht aus dem königlichen Eleven und den attachirten Militärchirurgen. Die Erstern erhalten ihre Bildung ganz auf königliche Kosten, wofür sie sich bei ihrer Aufnahme verbindlich machen, nach beendigten 4jährigen Studien 8 Jahre in der Armee als Compagnie- oder Escadronchirurgen zu dienen. Auf die Vergünstigung hat jeder eingeborne, gesunde, fähige und mit dem Maturitätszeugnisse versehene hülfsbedürftige Jüngling zwischen 17 und 20 Jahren Ansprüche. Jeder Eleve erhält Wohnung, Licht, Heizung und monatlich 8 Thlr. Unterstützungsgelder. Aufgenommene Volontärs dagegen zahlen für Wohnung, Unterhalt und Vorlesungen auf 4 Jahre mindestens 1000 Thaler. Die Zahl der seit der Stiftung in dieser Anstalt Gebildeten beträgt über 2000, und 1834 befanden sich dort 90 Zöglinge, 3 Volontärs und 60 attachirte Compagniechirurgen. Vergl. Preuß „Geschichte des königlich preußischen medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelm-Instituts“ (Berl. 1819).

Pepoli, Carlo, Graf, eins der einflußreichsten Häupter der Insurrection zu Bologna im Jahre 1831 und Mitglied der provisorischen Regierung. Im Jahre 1801 zu Bologna geboren, wurde er zunächst nach dem frühen Tode seines Vaters zum Studium der Theologie bestimmt, das er aber bald mit den Studien der Geschichte, der Mathematik und der Philosophie vertauschte. Im Hause seiner Schwester, der Gräfin Anna Zampieri, einer geistreichen Schriftstellerin, um die sich alle literarischen Notabilitäten Italiens sammelten, lernte er den Marquis Giordani, Paolo Costa, Giuglio Perticari und Monti kennen, durch die er zuerst auf die Lage seines Landes und seiner Nation hingewiesen wurde. Er kam früh zu der Ueberzeugung, daß eine Nation, die, wie die italienische, durch fremden Einfluß auseinander gehalten werde, am ersten durch das Studium der Nationalliteratur sich heben lasse, und diesem Punkte wendete er seine ganze Aufmerksamkeit zu. Er beschäftigte sich mit Musik und Malerei, denen er bald ihre philosophische und praktische Bedeutung abgewann, wurde von seinen Mitbürgern zu einem der Conservatoren der Liceo filarmonico und von der Universität zum Doctor collegiatus in der philosophischen Facultät ernannt. Dabei bildete er sich zu dem gewandtesten Fechter und geschicktesten Reiter aus. Später

wurde er in den Magistrat und zum Präsidenten der Congregazione de la carità ernannt, als welcher er für die Besserung von mehr als 3000 Verbrechern zu sorgen hatte. Er übte dieses Amt mit dem Geist der reinsten Menschenliebe. So floß das Leben P.'s unter heilsamen Bestrebungen für das Wohl seiner Mitbürger ruhig hin, als die Julirevolution in Frankreich die Hoffnungen aller Derer in Italien erregte, welche für eine freiere Entwickelung der italienischen Verhältnisse schwärmten. Der Ausbruch der Revolution war in den verschiedenen Staaten Italiens gegen Ende Februar 1831 festgesetzt. Auch P., obgleich von weniger sanguinischen Hoffnungen beseelt, hatte sich dem revolutionären Entwürfen angeschlossen, als der unglückliche Vorfall in Modena vom 2. Febr. 1831 (s. Franz, Herzog von Modena) die Häupter der liberalen Partei in Bologna bestimmte, sogleich loszuschlagen, da bereits schon zu viel von ihren Plänen bekannt sei. P. war eins der umsichtigsten Mitglieder der neuen provisorischen Regierung und seiner großen Popularität wegen, die er in Bologna genoß, suchte die Gegenpartei ihn auf alle Weise aus der Stadt zu entfernen. Er erhielt in der Nacht um 11 Uhr den Befehl, nach Fano abzugehen, um eine Person von hoher Wichtigkeit gefangen zu nehmen, und als er von dort aus wieder nach Bologna zurückkehren wollte, erhielt er den andern Befehl, als Oberst im Generalstabe den Vorposten sich anzuschließen. Als solcher geleitete er die Prinzen Napoleon und Louis Bonaparte auf Befehl der Regierung über die italienische Grenze und wurde dann, um ihn ganz von Bologna zu entfernen, zum Präfecten der vereinigten Provinzen von Pesaro und Urbino ernannt. Hier erstickte er zwar die im Entstehen begriffene Contrerevolution, sah aber auch immer mehr ein, daß bei den furchtsamen Maßregeln der Centralregierung die Revolution selbst fehlschlagen müsse. Durch den Grafen Rasponi erfuhr er, daß Frankreich Italien preisgäbe und österreichische Truppen im Anzug seien. Nach dem Gefecht bei Rimini begab er sich auf Anrathen des Generals Zucchi nach Ancona, wo die Königin Hortensia, die ihm schon früher ihre Vermittelung zu einer Flucht ins Ausland angeboten hatte, von Neuem dieses Anerbieten wiederholte. P. konnte sich nicht entschließen sein Geschick von dem seiner Freunde zu trennen. Mit 68 bei der Insurrection mitbetheiligten Personen schiffte er sich auf der Brigg Isola unter Capitän Lazarini, mit päpstlichen Pässen versehen, nach Frankreich ein, wurde aber, im Widerspruch mit der Capitulation, welche den Insurgenten Freiheit des Lebens zusicherte, von dem Capitän dem österreichischen Admiral Bandiera übergeben und nach Ancona gebracht. Hier, wo das Amnestiedecret an allen Ecken der Stadt angeschlagen war, brachte die Nachricht von dem Betragen der Regierung gegen die Flüchtlinge die größte Aufregung hervor und konnte nur durch die Erklärung des österreichischen Consuls beruhigt werden, daß er sofort eine Estafette nach Rom absenden werde, um Alles wieder gut zu machen. Während dem wurden die Flüchtlinge in die Gefängnisse nach Venedig gebracht, wo man erst nach einem 3monatlichen schweren Gefängniß eine Untersuchung gegen sie einleitete, um etwaigen Verbindungen mit der Lombardei auf die Spur zu kommen. P. und seine Gefährten protestirten gegen ein solches Verfahren, und so schiffte man sie in der Nacht nach Marseille ein, ging aber, da man die Aufregung der Bevölkerung dieser Stadt fürchtete, erst in Toulon vor Anker, wo die Gefangenen dem Generalstab des Fahrzeugs, zum Dank für das persönlich freundliche Betragen, ein Bankett gaben. In Marseille angelangt, erfuhren sie, daß man sie aus allen italienischen Staaten verbannt habe und kamen nun in die größte Verlegenheit, da ihnen alle ihre Papiere vorenthalten wurden. P. folgte einer Einladung Lafayettes nach Paris, wo er bald bei allen Celebritäten Frankreichs die zuvorkommendste Aufnahme fand. Zur Herausgabe seiner Werke reiste er später nach Genf und hielt sich dann fast zwei Jahre in dem Dorfe Carouge in stiller Zurückgezogenheit auf. Aus der Schweiz von Neuem vertrieben, begab er sich wieder nach Paris, wo er durch einen deutschen Arzt von einer gefährlichen Augenkrankheit geheilt wurde, und lernte hier Bellini kennen, für den er die Oper „die Puritaner“ und später „Cola di Rienzi“ schrieb. Nach Bellini's Tode ging P. nach England, hielt in Brighton öffentliche Vorlesungen über die Geschichte der Musik, erhielt später die Stelle eines Professors der italienischen Literatur an der Londoner Universität und ver-

mählte sich 1839 mit Elisabeth Tergus, der Schwester des schottischen Cabinetsmitgliedes. Die Sammlung seiner Werke ist noch nicht erschienen, wir besitzen von ihm etwa 8 Bändchen italienischer Dichtungen und mehrere Aufsätze in französischer und englischer Sprache. In der neuern Zeit beschäftigt er sich mit einem größern geschichtlichen Werke über Italien.

Pepusch, Joh. Christoph, einer der größter Theoretiker in der Musik und Stifter der berühmten Society of ancient music zu London, geb. zu Berlin 1667, ward von Klingenberg und Groß gebildet und seiner ausgezeichneten Talente wegen in seinem 14. Jahre als Lehrer des Kronprinzen im Harfenspiel an den Hof gezogen. Solche glückliche Verhältnisse bewogen ihn, fernere Bildung in London zu suchen, wo er 1700 als Virtuos und Mitarbeiter am Drurylane-Theater angestellt ward. Die Musik der Alten im Gegensatz zur Seichtheit der Compositonen jener Zeit wurde Gegenstand seines Studiums, und seine italienischen Meistern nachgebildeten Cantaten fanden großen Beifall. Händels Meisterwerke, welche seit 1710 die Welt begeisterten, bestimmten ihn, von weiteren Compositionen abzustehen und in der Theorie der Tonkunst zu unterrichten. Er ward 1713 Doctor der Musik und 1715 zugleich mit Händel Kapellmeister des Herzogs von Chandos. Durch eine glückliche Heirath aller Sorgen des Broderwerbs enthoben, erwarb er sich bald den Ruhm des ersten Theoretikers seiner Zeit, ward 1746 in Folge seiner Abhandlung „über die Genera der Musik der Alten" Mitglied der königlichen Akademie und wirkte in der von ihm begründeten Akademie of ancient music bis an seinen 1752 zu London erfolgten Tod.

Pera, s. Konstantinopel.

Perceval, Spencer, englischer Minister, zweiter Sohn des Herzogs von Egmont, ward am 1. Nov. 1762 zu London geboren. Früh schon verlor er seinen Vater, und nachdem er auf der Universität zu Cambridge seine Studien mit ausgezeichnetem Erfolge beendet hatte, ward er Advocat, beantwortete die wichtigsten politischen Fragen und nahm an den Streitigkeiten des Tages den lebhaftesten Antheil. Er neigte sich zur Torypartei, sei es aus zu großer Achtung für William Pitt, dessen Aufmerksamkeit er in dem Prozesse des Marquis von Hastings durch eine Schrift auf sich gelenkt hatte, sei es, daß seine Grundsätze mit denen jener Partei übereinstimmten. Pitt erkannte nur zu bald den Werth dieses jungen, eifrigen und so beredten Mannes, als daß er ihm nicht bald Gelegenheit gegeben hätte, seinen ausgezeichneten Talenten öffentliche Anerkennung zu verschaffen; Pitt leitete die Wähler von Northampton auf Perceval, wodurch dieser in das Unterhaus gelangte und dadurch seine Neigung für den Minister immer mehr steigerte. Von nun an unterstützte er ohne Rückhalt den Willen des Cabinets, bekämpfte namentlich 1797 die Wighs zur Zeit, als die Flotte sich zu empören drohte. Seit 1798 beschäftigte er sich eifrig mit dem Finanzwesen ward einige Jahre später Staatsrath und handelte den Clubs kräftig entgegen. Ungeachtet seiner Niederlage vor der Jury übertrug ihm 1802 die Regierung, um seine bisherigen Verdienste zu würdigen, die einträgliche Stelle eines Generalprocurators. Er erklärte sich für die Union Irlands, und während er in dem Streite mit Lord Temple mit hinreißender Beredtsamkeit die Reform der Marine als höchst nothwendig darstellte, verfocht er auch die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, als einen so gefahrdrohenden Feind. Als 1805 die Katholiken Irlands um Emancipation nachsuchten, widersetzte sich P. allem, was For zu ihren Gunsten vorbrachte. Nach Pitt's Tode 1806 verlor P. sein Amt und führte nun die Oppositionspartei im Unterhause. Das neue Ministerium, durch For's Tod bedeutend geschwächt, hielt sich nicht lange, und nach dessen Sturze trat P. ins Cabinet als Finanzminister mit den Einkünften des Kanzlers von Lancashire, blieb fortwährend Gegner der Katholiken und begünstigte die Unduldsamkeit der Protestanten. Unter seinem Ministerium wurde Kopenhagen angegriffen und die dänische Flotte zerstört, welche Ungerechtigkeiten er durch Vorgeben eines Einverständnisses zwischen dem König von Dänemark und Napoleon vergeblich zu rechtfertigen suchte. Ueber die Wighpartei, welche Ministerwechsel forderte, siegte er 1807 und später übergab er dem Unterhause einen neuen

ausgezeichneten Finanzplan; nach dem Tode des Herzogs von Portland 1809 ward er auch dem Namen nach Premierminister und erster Lord der Schatzkammer. Neid und Mißgunst erhoben jetzt laut ihre Stimme gegen den Günstling von St. James, seine Feinde behaupteten, daß ihm die zur höchsten Stelle im Staate nöthige Politik fehle, und bewirkten durch ihre übelgesinnten Exclamationen von P.'s Beschützern die Erklärung, daß er diesen Posten nur provisorisch und zwar so lange bekleiden werde, bis der spanische Gesandte, Marquis von Wellesley, von Madrid angekommen sein und diesen Posten eingenommen haben würde. Als Georg's III. Geistesschwäche die Berufung des Prinzregenten herbeiführte, erhielt P. die Ernennung zum Secretär der auswärtigen Angelegenheiten. Als der neue Minister erkannte, daß er sich durch P.'s Erhebung zu so wichtiger Stelle betrogen habe, reichte er beim Prinzregenten seine Entlassung ein mit der Erklärung: er könne weder mit P. eine Stelle einnehmen, noch weniger aber unter ihm stehen (zu welcher Erklärung Wellesley auch durch die für die englischen Waffen nicht ruhmvolle Expedition von Walcheren 1809 bestimmt wurde). Percevals glänzende Laufbahn dauerte bis zum 11. Mai 1812, wo er auf dem Wege zum Parlamente von einem gewissen Bellingham aus Liverpool erschossen wurde. Die Kammern ehrten sein Andenken, indem sie beim Prinzenregenten für seine Witwe und Kinder eine Pension von 5000 Pfd. Strl. auswirkten.

Percival, Jam. Gates, amerikanischer Dichter, geb. zu Berlin in Connecticut am 15. Sept. 1795, der Sohn eines Arztes, der aber früh starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bezog 1811 das Yale College um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Im J. 1823 erhielt er die Doctorwürde; wurde aber durch Kränklichkeit an der praktischen Ausübung seiner Wissenschaft verhindert. Seitdem lebte er in Newhaven ausschließend literarischen Studien. Schon in seinen Jugendjahren pflegte er die Dichtkunst, machte aber erst 1820 eine Sammlung seine Gedichte bekannt. Im Jahre 1821 erschien die erste Nummer seines „Clio", der er 1822 eine zweite und 1827 eine dritte folgen ließ. Auch ließ er eine Ausgabe seiner ausgewählten Schriften (Newyork 1823) erschienen, die bald in London nachgedruckt wurde. Außerdem lieferte er fortwährend Gedichte und Aufsätze in verschiedene Zeitschriften. P. ist ohne Zweifel einer der gelehrtesten amerikanischen Dichter und wohlvertraut mit der classischen und der neuern Literatur Europas. Er besitzt glänzende Einbildungskraft, Herrschaft über die Sprache und große Gedankenfülle; da er aber, wie er selbst gesteht, in seinen Dichtungen nie feilt und bessert, so finden sich auch in den besten derselben matte und weitschweifige Stellen.

Percussion, eigentlich das Anschlagen oder Anklopfen, nennt man in der Medicin diejenige Untersuchungsmethode, mittels welcher man aus den durch leichtes Anschlagen auf die Oberfläche einer der Höhlen des Körpers hervorgebrachten Tönen den Zustand des unter dem Anschlagspunkt gelegenen Organs genauer zu bestimmen sucht. Da den Aerzten aus der Anatomie die normale Beschaffenheit der in den Körperhöhlen eingeschlossenen Organe bekannt ist, so muß sie der verschiedene Ton, den ein leichter Schlag oder Stoß in diesen Höhlen hervorbringt zu ziemlich richtigen Schlüssen über den Gesundheits- oder Krankheitszustand der betreffenden Organe leiten, weshalb man denn auch die Percussion als eines der wichtigsten diagnostischen Hülfsmittel und eine der besten therapeutischen Grundlagen wird betrachten können, sobald alle Vorbedingungen ihrer nützlichen Anwendung werden erfüllt sein. Bis jetzt sind die Aerzte, nach dem Eingeständniß der Mehrzahl derselben noch ziemlich fern davon, namentlich halten sie die Vergleichung der übrigen Symptome bei Krankheiten, die sich theilweise durch Percussion bestimmen lassen, noch für unumgänglich nöthig; demungeachtet sind die Früchte des Bestrebens doch schon in diagnostischer wie in therapeutischer Hinsicht sehr bedeutend. In technischer Hinsicht unterscheidet man eine unmittelbare und mittelbare Percussion. Bei ersterer klopft man mit den bloßen Fingerspitzen auf die gar nicht oder leicht bedeckte Stelle des Körpers, die man untersuchen will, bei letzterer legt man einen Zwischenkörper, meist ein Plättchen von Elfenbein, fest auf die zu untersuchende Stelle und klopft mit den Fingerspitzen auf dieses. Die zweite Art ist die

vorzüglichere; bei beiden aber kommt es hauptsächlich darauf an, in ganz gleicher Art auf alle Stellen zu klopfen, weil die Stärke, mit welcher man percutirt, die Richtung, in der man die Finger auffallen läßt u. s. w., auch stets auf den Ton Einfluß haben werden. Am häufigsten wendet man die Percussion bei der Brusthöhle an, wie sie denn auch bei Krankheiten der Brustorgane bis jetzt das Meiste geleistet hat, weniger an der Unterleibshöhle, und die Percussion des Kopfs, welche man versucht hat, ist wohl wegen ihrer Unsicherheit vollständig wieder aufgegeben worden. Auenbrugger fiel zuerst auf den Gedanken der Percussion und entwickelte sein System in der Schrift „Inventum novum ex percussione thoracis humani, ut signo, abstrusos interni pectoris morbos detegendi“ (Wien 1761). In Deutschland nahm man wenig Rücksicht darauf, desto mehr in Frankreich, wo Rozière de la Chassagne, Corvisart und Laennec seine Angaben prüften und durch ihre immer dringendere Empfehlungen der Percussion auch endlich in England und Deutschland einen allgemeinern Eingang und weitere Ausbildung verschafften. (S. Auscultation.)

Percussionsgewehr heißt ein Feuergewehr mit einem Percussionsschlosse, welches darin, zumal von dem gewöhnlichen Schlosse, abweicht, daß Pfanne und Pfannendeckel fehlen; statt ihrer ist ein Cylinder (Trommel), etwa 5 Linien stark, in den Lauf eingebracht und durch ihn das Zündloch gebohrt; auf dem äußern hervorragenden Ende der Trommel ist ein anderer Cylinder (Pistill) angebracht zur Aufnahme eines Zündhütchens (s. d.); der Hahn, in Form eines lateinischen S, hat an seinem äußersten Theile einen runden ausgehöhlten Hammerkopf, welcher mit Schnellkraft auf das Zündhütchen schlägt, dieses zerquetscht und entzündet und dadurch die Ladung abfeuert. Es sind diese Percussionsgewehre in England um 1807 erfunden und finden besonders Beifall bei Jagdliebhabern, indem man mit ihnen auch bei Regen schießen und besser und richtiger zielen kann; ferner versagen sie seltener und bedürfen weit weniger Reparatur, als die gewöhnlicheu Schießgewehre mit Pfannen. Sind jedoch die Zündhütchen nicht von guter Beschaffenheit, so sind sie gar zu leicht einer Entzündung bei dem geringsten Drucke ausgesetzt, und so hat sich mancher Unglücksfall durch die Percussionsschlösser ereignet. Um aller Gefahr vorzubeugen, hat man in neuerer Zeit mehrere Arten Sicherungen an dem Schlosse angebracht, die freilich alle nicht genügen, um sie tauglich zur Einführung beim Militär zu machen; nur bei der österreichischen und englischen Seeartillerie und bei der hanöverschen und englischen Feldartillerie wurden sie seit 1827 nach und nach angenommen. Jedoch scheint hier dem Federschlosse die Art vorzuziehen zu sein, wie sie der Hauptmann von Metsch bei der weimarschen Feldartillerie versuchte, indem er sich statt des Schlosses eines gewöhnlichen Hammers bediente, mit dem er auf ein mit Knallsalz (chlorinsaures Kali) gefülltes Schlagröhrchen schlug. Auf diese Weise wird Puderdose, Zündlicht und Lunte dem Artilleristen entbehrlich und die Schnelligkeit der Bedienung des Geschützes befördert. Percussionskraft ist diejenige Kraft, nach welcher ein Körper durch schnelle Hinbewegung gegen einen andern, der ihm Widerstand leistet, auf diesen einwirkt und in denselben eindringt. — Eine mechanische Vorrichtung, die Schnelligkeit der Bewegung eines Körpers nach dem Stoße zu bestimmen, nennt man eine Percussionsmaschine, wie dergleichen Apparate von Nollet und Andern für die Experimentalphysik gegeben sind.

Percy, Familie, s. Northumberland.

Percy, Pierre François, Baron, ein geachteter französischer Militärchirurg von vielen Verdiensten um Ausbildung der Praxis wie der Theorie, zu Montagny in Franche-Comté am 28. October 1754 geboren, wurde von seinem Vater, einem Militärarzte, und in Besançon gebildet, nahm dann Kriegsdienste und trat auch als Schriftsteller mit ausgezeichnetem Erfolg auf. Napoleon erhob ihn zum General-Inspector des Militär-Medicinal-Wesens, nach dem Sturze Napoleons ward er Professor an der medicinischen Facultät in Paris, legte kränklich sein Amt 1820 nieder und starb am 18. Febr. 1825 in dem Rufe eines der größten Chirurgen Frankreichs. Schriften: „Manuel du chirurgien d'armée“ (1792); „Pyrotechnie chirurgicale pratique“ (1791); „Eloge historique de Sabatier“

(1812) u. A. Außerdem Abhandlungen im „Magasin encyclopédique", im „Dictionnaire des sciences medicales" u. A.

Perdikkas. Es gibt 4 Perdikkas, der 1ste, angeblicher Stifter des macedonischen Reichs (22 Olymp.), der 2te, Nachkomme des Vorigen, König von Macedonien 435—412 v. Chr., thätig während des zweiten Einfalls der Perser in Griechenland, der 3te, Bruder des berühmten Philipp von Macedonien, blieb in einer Schlacht gegen die Illyrier. Der 4te ist der berühmte Feldherr Alexanders des Großen, dessen Leibwächter er war. Er zeichnete sich in den Schlachten am Granikus, bei Issus und Arbela aus, und bei dem Eindringen Alexanders in Indien wurde er mit einem Corps vorausgeschickt, um Anstalten zum Uebergang über den Indus zu machen. Alexander schätzte ihn am meisten, und man glaubte, daß er, als er auf dem Todtenbette ihm den Ring, das Zeichen seiner Macht, mit den Worten übergab: „der Würdigste sei mein Nachfolger" damit den P. gemeint habe. Aber der Neid der andern Feldherrn ließ das nicht zu. Aridäus, unter dem Namen Philipp, sollte mit dem erwarteten Sohne Roxane's, der Gemahlin Alexanders, König sein, und P., mit Leonatus und Meleager, Vormünder. Jeder von Alexanders Feldherrn war auf Vergrößerung seiner Macht in dem ungeheuren Reiche bedacht, denn keiner war mit seinem Theile zufrieden. P. schickte seine Braut, die Tochter des Ptolemäus von Aegypten, zurück, um Olympias Tochter zu heirathen und so durch Verwandtschaft mit dem königlichen Hause mächtiger zu werden. Er wollte in Asien Eroberungen machen, um sich aber erst den Rücken frei zu machen, zog er gegen Ptolemäus von Aegypten, wo er nach vielem Mühsal von den erbitterten Soldaten ermordet wurde, 321 v. Chr.

Peregrinus Proteus, welchen letztern Namen er sich selbst gegeben haben soll, war ein berüchtigter Schwärmer, geboren zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. Geb. zu Parium in Mysien, höchst ausschweifend in seiner Jugend und des Verbrechens verdächtig, seinen Vater erdrosselt zu haben. Auf seiner Flucht traf er mit Christen zusammen, an welche er sich anschloß, worauf ihm sein fanatischer Eifer und mehrere das Christenthum betreffende Schriften in das Gefängniß brachten. Unterstützt von seinen Glaubensbrüdern, erlangte er vom Präfekt von Syrien seine Freiheit; aber von nun an blieben den Christen seine Zügellosigkeiten nicht mehr unbekannt, weshalb sie ihn aus ihrer Gemeinschaft stießen. Hierauf durchzog er Aegypten und Italien, verweilte eine Zeit lang in Rom, von wo er verwiesen wurde, und ging nach Griechenland, wo er den niedrigsten Lastern fröhnte. Allgemein verachtet, wollte er wenigstens durch seinen Tod imponiren, indem er bekannt machte, freiwillig auf dem Scheiterhaufen zu sterben. In seiner Berechnung, daß ihn das Volk abhalten werde, irrte er sich. Unter allgemeiner Stille der Umstehenden bestieg er den Scheiterhaufen, den er mit Weihrauch bestreute, und welchen mehrere Cyniker in Brand gesteckt hatten (im Jahr 168). Wieland's Roman hat die Erinnerung an diesen Schwärmer erneuert.

Perenniren wird von Gewächsen gesagt, welche aus der nämlichen Wurzel viele Jahre hintereinander immer neue Stengel, Blumen und Samen treiben, im Gegensatz von ein- und zweijährigen Gewächsen, welche ein und zwei Jahre zu ihrer Vollendung und bis zum Samentragen erfodern.

Perfectibilismus ist der Glaube an eine ins Unendliche fortschreitende Vervollkommnungs-Fähigkeit des menschlichen Geschlechts und aller jener Formen, in denen sich der Mensch als vernünftiges Wesen bewegt. Doch ist diese Lehre fortdauernd der Gegenstand des Streites. So streiten z. B. die Theologen über die Perfectibilität des Christenthums, die Politiker über die gewisser politischer Institutionen 2c.

Perfectum, s. Präteritum.

Perforation nennt man gewöhnlich die chirurgische Operation, bei der man die Wandungen natürlicher oder widernatürlich gebildeter Höhlen und Kanäle im Körper durch Stich- oder Bohrwerkzeuge öffnet, theils um deren Inhalt zu entleeren, theils sie für die Anwendung von Heilmitteln zugänglich oder auch sie zur Ausübung ihrer Functionen

tauglich zu machen. Im Allgemeinen besteht kein Unterschied zwischen Perforation und Paracentese (s. d.); nur der medicinische Sprachgebrauch macht einen solchen, indem er manche Operationen, die ebenso gut Paracentesen heißen könnten, hergebrachtermaßen Perforationen nennt. Unter der geburtshülflichen Perforation versteht man die künstliche Oeffnung und Entleerung des noch im Körper der Mutter befindlichen Kindeskopfs. Sie wird nur nach sicher wahrgenommenem Tode des Kindes vorgenommen, wenn die Größe des Kopfes den Durchgang durch das mütterliche Becken verhindert. Auch die durch Krankheiten, z. B. Geschwüre, Brand u. s. w., herbeigeführte Durchlöcherung der Wände von Kanälen und Höhlen nennt man eine Perforation und spricht daher von perforirenden Geschwüren als solchen, welche vermöge ihrer Beschaffenheit oder Stellung diese Zerstörung herbeiführen.

Pergament. Die Zurichtung der Thierhäute zu Pergament ist seit undenklichen Zeiten bekannt, indem schon Herodot auf Pergament schrieb. Zuerst werden die Häute so gewaschen und enthaaret, als ob sie weiß gegerbt werden sollten. Darauf werden sie in einem mit klarem Kalkwasser gefüllten Fasse mit einer Stange herumgetrieben. Dann werden sie in hölzernen Rahmen ausgespannt, die Rahmen werden an die Wand gestellt, und nachdem mittelst des Streicheisens das Kalkwasser gut ausgestrichen worden ist, werden die Häute auf beiden Seiten wiederholt mit Kreide angestrichen, und diese wird jedes Mal mit Bimsstein eingerieben. Die in den Rahmen getrockneten Häute werden mittelst des Schabeisens geschabt, dann mit mäßig angefeuchtetem, feingeschlemmtem Kreidepulver bedeckt, und dieses wird mittelst eines großen Stückes abgeschliffenen Bimssteines eingerieben; dadurch wird das Pergament geglättet und ist nun zu den meisten Anwendungen fertig. Man unterscheidet 1) Schreibpergament, welches etwas rauh sein muß; 2) Malerpergament, welches nicht nur ganz glatt geschabt, sondern auch mit einem aus Leimwasser und Bleiweiß bestehenden, geglätteten Ueberzuge versehen sein muß; 3) narbiges Pergament zum Einbinden von Büchern, dessen Narbenseite gar keinen Anstrich von Kreide erhalten hat; 4) Trommelpergament zum Beziehen der Trommeln und Pauken, und 5) Oelpergament. Schreibpergament wird zuerst mit einem Anstriche von Bleiweiß und Leimwasser grundirt, dann wiederholt mit Leinölfirniß und Bleiweiß überzogen, und der letzte Anstrich wird nach dem Trocknen mit dem Schabeisen geglättet. Wird Leinwand, Papier u. dgl. m. auf gleiche Weise behandelt, so erhält man Papier- oder Leinwand-Pergament. Das Pergament hat seinen Namen von der Stadt Pergamus, wo es erfunden worden sein soll. Es ist aber gewiß, daß diese angebliche Erfindung in einer bloßen Vervollkommnung bestand, und daß, weil Pergamus der Sitz eines ausgebreiteten Handels mit diesem Material wurde, dasselbe daher seinen Namen erhielt.

Pergamentdrucke. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst benutzte man das seit so langer Zeit als Schreibmaterial angewendete Pergament namentlich dazu, um einzelne kostbare Werke in einigen Exemplaren darauf zu drucken, und man sorgte somit für die Erhaltung derselben schon durch das dauerhaftere Material. Auch später behielt man das Pergament wenigstens insofern bei, als nicht leicht ein nur einigermaßen erhebliches Werk erschien, von welchem man nicht einige Exemplare auf jenem kostbaren Material abgezogen hätte. Von manchen Werken wurden sogar dergleichen Abzüge in größerer Anzahl gemacht, und da sie ohnehin dem Zahn der Zeit leichter widerstehen konnten, so sind von einzelnen Drucken, wie z. B. von dem Psalterium von 1457 und von der ersten Fust-Schöffer'schen Bibel, die Exemplare auf Papier seltener geworden als die auf Pergament. Noch jetzt ist es häufig Sitte, von einzelnen kostbaren Werken Pergamentabzüge zu veranstalten. Die Pergamentdrucke bilden eine eigene Literatur. Vgl. van Praet „Catalogue des livres imprimés sur vélin, de la bibliothèque du roi" (6 Bde., Paris 1822—28) und Dessen „Catalogue des livres imprimés sur vélin, qui se trouvent dans des bibliothèques, tant publiques que particulières, pour faire suite au précédent catalogue" (4 Bde., Paris 1824—28).

Pergamos, der Sohn des Pyrrhos und der Andromache, ein Enkel des Achil-

leus, erschlug im Zweikampf um die Herrschaft den Areios, König von Teuthrania, nannte die Stadt nach sich (s. Pergamum) und errichtete seiner Mutter daselbst ein Heroon.

Pergamum, jetzt Pergamo, eine im Alterthume berühmte Stadt in der asiatischen Landschaft Mysien und Residenz der Herrn und seit 242 v. Chr. der Könige von Pergamus. Die Stadt war der Sitz der Wissenschaften, eines ausgebreiteten Handels und blühender Industrie. Pergamenische Fabrikanten trafen so wichtige Verbesserungen in Zubereitung des Pergaments, daß es diesen Namen erhielt und die Welt glaubte, Pergamus habe das Material erfunden. Der König Attalus erfand die Auläa, eine Art prächtiger Tapeten, die kein anderer Ort so schön und in so großen Quantitäten lieferte als Pergamus. Insbesondere wird die reiche Bibliothek gerühmt, die, was aber völlig unglaublich ist, an 200,000 Rollen enthalten haben soll. Attalus III., Freund und Bundesgenosse der Römer, vermachte diesen sein ganzes Reich, 133 v. Chr., die es auch unter dem Namen der Provinz Asien 131 in Besitz nahmen.

Pergolese, Giovanni Battista, am 3. Jan. 1710 zu Jesi in der Mark Ancona geboren, wurde in seinem 13. Jahre in das Conservatorium der Musik zu Neapel aufgenommen und zeichnete sich durch seine hervorstechenden Anlagen und seinen Fleiß rühmlichst aus. Seine ersten Versuche fielen zwar durch, aber Kenner der Musik fanden darin ein eminentes Talent bethätigt; auch brachte Pergolese seine Tadler durch die gediegene Composition „La serva padrona" bald zum Schweigen. Hiermit noch nicht zufrieden, wollte er in Rom selbst als Componist auftreten, weshalb er für das Theater Tardinone 1735 seine „Olympiade" schrieb. Den erwarteten Triumph raubte ihm ungerechterweise Duni's neue Oper „Nerone", und seine Neider entblödeten sich nicht, in den niedrigsten Gemeinheiten ihrem Hasse Luft zu machen, obgleich Duni selbst P.'s Werke vor dem seinigen den Preis zuerkannte. P. kehrte nach Neapel zurück, wo sein Dixit und Laudate großen Beifall ernteten; aber die früheren Kränkungen hatte seine ohnehin schon schwächliche Gesundheit erschüttert. Eine Lungenkrankheit nöthigte ihn, den Ruheort zu suchen, welchen ihm der Herzog von Mondragone am Fuße des Vesuv empfohlen hatte. Hier in Torre del Greco componirte er sein Stabat mater und kurz nach Vollendung seines Salva Regina starb er zu Puzzuoli am 26. März 1736. Die Musik hat seit P. zwar erstaunenswerthe Fortschritte gemacht; P. aber hat nichts von seinem Werthe verloren, da seine natürlichen Gesänge, abgesehen von einer ihnen eigenthümlichen Schwermuth, wahrscheinliche Folgen seines leidenden körperlichen Zustandes, noch jetzt unübertroffen sind. „Seinem Stabat, sagt Gretry, fehlt nicht das Geringste von dem, was die Kirchenmusik Erhabenes an sich tragen muß, und erscheint auch die Darstellung des Ganzen etwas gedehnt, so fühlt man doch, daß P. ungeachtet aller Anstrengungen nicht im Stande war, dem Ganzen größere Mannigfaltigkeit zu geben, ohne der Natürlichkeit desselben Eintrag zu thun". Vgl. „Gretry Essais sur la musique, I., 424."

Perhorresciren, aus dem Lateinischen, heißt in der gerichtlichen Kunstsprache einen Richter, Inquirenten oder Zeugen, entweder mit vollwichtigen Rechtsgründen, oder, wo diese fehlen, mit einem daher benannten Perhorrescenz-Eid verwerfen.

Periander, des Kypselos Sohn und Herrscher (Tyrann) von Korinth 628 bis 588 v. Chr., wurde zu den sieben bekannten Weisen Griechenlands gezählt, herrschte anfänglich im Sinne seines Vaters mild und menschenfreundlich, soll aber nachher in wilde Grausamkeit ausgeartet sein, als er im Zorn seine geliebte Gemahlin Melissa ermordet und seinen Sohn, den die Korcyräer erschlugen, verloren hatte. Von seinen Schriften, deren keine übrig ist, hat Plinius der Aeltere einige gelesen. Ein ihm zugeschriebenes Gedicht ist untergeschoben.

Periegesis hieß bei den Griechen ursprünglich das Herumführen eines Fremden und das damit verbundene Vorzeigen und Erklären von Merkwürdigkeiten der Kunst, und Perieget Derjenige, der dies that. Vorzugsweise gebrauchten sie aber diesen Ausdruck im geographischen Sinne von der Erzählung der Merkwürdigkeiten der Städte, Länder und Völker. Mehrere Schriftsteller, wie Hekatäus (s. d.), Dionysius (s. d.), der

deshalb den Beinamen Periegetes erhielt, und Pausanias (s. d.), haben ihren dahin einschlagenden Werken den Titel „Periegesis" gegeben, der dann auch von den Römern Avienus (s. d.) und Priscianus (s. d.) in ihren Nachbildungen beibehalten wurde.

Perier. Die großartigen Bewegungen der neuern Zeit im französischen Staate haben die Familie der Perier aus dem Dunkel des geräuschlosen Privatlebens auf die Bühne der Oeffentlichkeit gehoben. Früherhin gedachte die Geschichte zwar eines Jacq. Constant Perier, welcher, am 2. November 1742 geboren und als Mitglied der französischen Akademie am 17. August 1818 zu Paris gestorben, mit seinem Bruder August Charles P. den Ruf eines glücklichen Fabrikanten und eines verdienstvollen Mechanikers erwarb; denn Beide bauten die großen Dampfpumpen zu Chaillot, die Centrifugalpumpe und in Lüttich die große Stückgießerei. Aber der Name Perier hat erst mit Kasimir Perier europäischen Ruhm erlangt. Schon der Bruder desselben, Antoine Scipion P., Sohn des Bankdirectors zu Grenoble, geboren 14. Juni 1776 und zu Paris 2. April 1821 gestorben, zog die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich, durch großen Reichthum, durch seine Banquiergeschäfte und durch finanzielle Kenntnisse, die er theils als Director der französischen Bank und im Handel, theils in eigenen Fabriken, Manufacturen, Spinnereien, Zuckerraffinerien und Glashütten entwickelte. Auch errichtete er mit seinem Bruder Kasimir Perier in Paris ein Handelshaus, das bald zu den ersten in Frankreich gehörte. Dieser Kasimir war ein Banquier, ebenfalls zu Grenoble am 21. October 1777 geboren, im Oratorium zu Lyon unterrichtet und Mitglied des Geniecorps der italienischen Armee in den Jahren 1798 und 1800. Eine Schrift, die Kasimir P. 1816 über das Finanzwesen herausgab, wurde mit Beifall aufgenommen, obwohl ihr Verfasser keine tieferen Studien in der Geschichte und Politik gemacht hatte. Der gewonnene Beifall erweckte nicht weniger den Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, als die Rückschritte in der französischen Verfassung seit der Restauration seinen Eifer anfeuerten, die vaterländischen Institutionen zu retten. Er wagte sich von dieser Zeit an auf die gefahrvolle schlüpfrige Bahn der Politik, wurde 1817 Deputirte des Seine-Departements und trat entschieden zur Opposition gegen das Ministerium, gegen die Anmaßungen des Klerus und die Vorrechte anmaßlicher Geburt auf. Sein durchdringender Verstand entdeckte die Gebrechen der Finanzverwaltung unter Ludwig XVIII., wie das Ministerium Karls X. die Angriffe erdulden mußte, die Kasimir P. mit großer geistiger Uebergewalt und tiefer Finanzkenntniß unternahm. Bei aller dieser heftigen Opposition war P. doch kein Revolutionär, und nur ein Mann mit eisernem Kopfe, wie er war, konnte die Hoffnung hegen, unter einem Karl X. ohne gewaltsame Maßregeln zu demselben Ziele zu gelangen, zu dem nachher die Gewalt führte. Als der ängstliche König Karl seinen Thron wanken sah, suchte er Zuflucht und Beistand bei P., den er zum Minister-Präsidenten ernannte; aber es war zu spät, die Fluth der Julirevolution brach unaufhaltsam herein und nahm die ganze bourbonische Königsfamilie mit sich fort. Sobald der erste Sturm ausgetobt hatte und in Ludwig Philipp das Haus Orleans die Königskrone empfing, war P. einer der Ersten, der einen beispiellos kräftigen Geisteskampf gegen den Dämon der Rebellion begann. Er wollte Ruhe und Ordnung, sobald die Grundgesetze der Verfassung festgestellt waren. Der neue König, der den eisernen und heftig aufwallenden Perier nicht wohl leiden mochte, ernannte ihn doch (11. August 1830) zum Minister ohne Portefeuille, dieser trat aber aus dem Conseil, als Lafitte Minister-Präsident wurde, 2. Nov. 1830. Es war voraus zu sehen, daß sich dieses Ministerium nicht lange halten könnte, Lafitte selbst gestand es sich ein, wie wenig er mit seiner weicheren Seele die hartnäckigen Parteien zu beruhigen und zu vereinigen fähig sei. Er spielte ein doppeltes Spiel mit den Parteien des Widerstandes und der Bewegung; der ersteren begegnete er kalt und handelte für sie, für die andere zeigte er Sympathie handelte gegen sie; er strengte anscheinend alle Kraft für die Freiheit an, begünstigte aber das Monopol und verbreitete oft die Furcht vor Krieg, blos um sich eine Armee gegen die innern Parteiungen zu verschaffen, die doch ohne solchen Aufwand mit andern Mitteln beruhigt werden konnten. Das

Ministerium Lafitte stürzte am 12. März 1831, und Kasimir P. faßte das Ruder des Staates mit einem Muthe, wie fast keiner seiner Vorgänger. Noch wogten die Meinungen im unentschiedenen Kampfe hin und her, von allen Seiten starrten Berge von Hindernissen dem neuen Minister-Präsidenten entgegen, die Jugend war aus ihrer Laufbahn herausgerissen, das Volk hatte keinen Unterricht und keine Arbeit, dem Handel und Gewerbfleiße fehlten Absatzpunkte, die Wege des friedlichen Verkehrs war verschlossen, Parteiungen zerrissen das Herz des Staats, und an den Grenzen stiegen die drohenden Ungewitter des Krieges herauf; alle Stoffe lagen bereit, es bedurfte nur eines Funkens, und ein Krieg, von dem Niemand wußte, wo er still stehen würde, wäre in hellen Flammen aufgelodert. Unter so beklommenen Umständen ergriff Perier die Zügel der Regierung. Sein Ministerium bestand aus Louis für die Finanzen, Barthe war Justiz Minister und Präsident des Staatsrathes, Montalivet Minister des öffentlichen Unterrichts und Cultus, d'Argout für die öffentlichen Bauten und den Handel, Sebastiani hatte das Auswärtige, Rigny war See-, und Soult Kriegs-Minister, 13. Mai 1831. Mit welcher Entschlossenheit und Energie, mit welcher Ueberlegung und mit welchen Grundsätzen P. handeln wollte und wirklich als Minister gehandelt hat, zeigen seine eignen Worte, die er am 18. März in der Deputirtenkammer aussprach: „Einheit muß in allen Zweigen der Verwaltung herrschen. Die Regierung muß zur Ausführung ihrer Pläne überall Gehorsam finden; sie rechnet auf die unbedingte Mitwirkung aller ihrer Agenten; ohne diese Mitwirkung ist verfassungsmäßige Verantwortlichkeit leerer Schall, und die Regierung verliert an Kraft und Würde. Die Grundsätze, zu denen wir uns bekennen, und außerhalb welcher wir keine Behörde sich verirren lassen werden, sind die Grundsätze unserer Revolution. Das Prinzip der Revolution des Juli und mithin der Regierung, die daraus hervorgegangen, war nicht Empörung, sondern Widerstand gegen den Angriff der Regierung. Man hatte Frankreich herausgefordert, es vertheidigte sich, und der Sieg blieb auf Seiten des unwürdig verletzten guten Rechts. Achtung vor der geschwornen Treue und dem Rechte ist also das Prinzip der letzten Revolution und mithin der jetzigen Regierung. Denn die Revolution hat eine Regierung gegründet, nicht aber die Anarchie geheiligt; sie hat nicht die gesellschaftliche Ordnung umgestürzt, nur die politische Ordnung hat sie angetastet; ihr Zweck war die Einsetzung einer freien, aber regelmäßigen Regierung. Gewaltthätigkeit darf also weder im Innern, noch nach Außen hin der Charakter unserer Regierung sein". So sprach er und stellte für die Freiheit Frankreichs, wie sie in der Charte von 1830 bestimmt war, sein großes Herz und seinen festen, unbeugsamen Willen zum Pfande. Die Gesellschaft verlangte Beistand und Perier leistete ihn, indem er die erste Quelle des Parteigeistes dadurch verstopfte, daß er den Gemüthern das Mißtrauen entriß. Der Gewalt begegnete er mit Gewalt, den gehässigen Repressalien beugte er vor, und die im Finstern schleichende Kabale, die den Boden der neuen Ordnung zu unterwühlen trachtete, zerschlug er mit fester Hand. Gegen den Aufruhr, der immer ein Verbrechen ist, welche Fahne er auch aufpflanzt, da die Gewaltthätigkeit überall der Anfang der Anarchie ist — erließ er kräftige Gesetze, welche Ruhe und Ordnung zurückführten. Er war es, der die Saat des Zutrauens und der Zuversicht auf die Fähigkeit der Regierung in die Herzen der Unterthanen ausstreute, die äußere Politik band er an den Faden der Nichteinmischung, den Nerv des Staatsschatzes stärkte er, die Ehre und die Würde Frankreichs ward lauterer, als die Politik offener und unverfänglicher wurde; die Gewerbe erhielten ihr Leben wieder, die Läden des Kaufmanns thaten sich auf, die Werkstätten füllten sich allmälig wieder mit friedlichen Arbeitern, die Wege des Handels sicherte der Friede, und entschlossene Kraft bändigte die Unholde der Empörung in Lyon und einigen anderen Orten, wo der Aufruhr in den letzten Zuckungen lag. P. leitete das Schiff des Staates 14 Monate lang unter den heftigsten Stürmen der Bewegungs- und Stabilitäts-Parteien, die er mit riesiger Anstrengung des Geistes zähmte, während er der National-Thätigkeit neuen Aufschwung ertheilte und nach Außen hin den Frieden von Europa begründete. Aber der Schöpfer der neuen Ordnung hatte nicht das Glück, den Segen seiner Politik und seiner Anstrengungen zu erleben. Das Regieren

hatte seine glühende Seele verzehrt. Sein von alter Krankheit geschwächter Körper erlag der Cholera. Ein großer Theil der Nation, besonders der Handelsstand, beklagte seinen Tod, und das Tragische, womit der kämpfende Held vom Schauplatze abtrat, versöhnte selbst seine Feinde. Seine Leiche wurde von einer zahllosen Volksmenge nach dem westlichen Begräbnißplatze in Paris begleitet, wo ihm seine Freunde ein großartiges Denkmal setzten. Er hinterließ zwei Söhne; Paul P., geb. 1809, der sich dem Bankiergeschäft widmete, und Kasimir P., geb. 1811, welcher die diplomatische Laufbahn betrat und erst Gesandtschaftssecretär am Hofe zu Petersburg, dann bevollmächtigter Minister Frankreichs in Hanover war. — Augustin P., der älteste Bruder des Ministers, wurde 1772 zu Grenoble geboren, trat in das Bankiergeschäft des Vaters, gelangte 1827 in die Deputirtenkammer, erhielt am 16. Mai 1832 die Pairswürde und starb am 2 Dec. 1833. — Alexander P., ein zweiter Bruder, geb. um 1774, trat 1820 als Abgeordneter in die Kammer, wurde aber seit 1830 nicht wieder gewählt. — Camille P., der jüngste Bruder, geb. zu Grenoble um 1785, wurde 1808 Auditeur im Staatsrathe, ward 1828 in die Kammer gewählt und erhielt am 3. Oct. 1837 die Pairswürde. — Zwei Verwandte der Familie sind Alphonse P., 1834 Kammermitglied und Joseph P., Regent der Bank von Frankreich.

Perigäum oder Erdnähe heißt derjenige Punkt der Mondbahn, welcher der Erde am nächsten und dem Apogäum oder der Erdferne entgegengesetzt ist.

Perignon, Dominique Catherine, Marquis de, Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. am 31. Mai 1754 zu Grenade im Departement Tarn und Garonne, trat als junger Adeliger mit Lieutenantsrang in die Armee und stieg bald zum Oberst und Adjutant des Grafen Brissac. Im J. 1791 wählte ihn das Departement der Obergaronne in die gesetzgebende Versammlung; er behielt aber seinen Posten in der Armee und erhielt den Befehl über eine Legion an den Ostpyrenäen. Nachdem er Brigadechef geworden, erwarb er sich im Gefecht bei Thuir, am 23. Dec. 1793, den Grad eines Divisionsgenerals. An Dugommier's Stelle, der 1794 bei St. Sebastian fiel, übernahm er hierauf den Oberbefehl, schlug alsbald die Spanier aus ihren Stellungen bei Escola und eroberte hierbei 200 Kanonen. Die Folge dieses Sieges war, daß ihm Figueras am 20. Nov. 1794 die Thore öffnete, wo ihm wiederum 9000 Mann mit 71 Kanonen in die Hände fielen. Der Feldzug des folgenden Jahres war eben so glücklich und führte zum Frieden, nach dessen Abschluß er als Gesandter der Republik nach Madrid ging. Im J. 1798 rief ihn das Directorium zurück und gab ihm ein Commando in der Armee von Italien, mit der er aber am 17. August 1799 bei Novi eine Niederlage erlitt und trotz der tapfersten Gegenwehr schwer verwundet in die Hände des Feindes fiel. Erst nach längerer Gefangenschaft wurde er ausgewechselt. Nach seiner Rückkehr trat er in den Senat und erhielt im September 1802 vom ersten Consul den Auftrag, die Grenzangelegenheit zwischen Frankreich und Spanien zu ordnen. Nachdem er kurz vorher die Senatorei von Bordeaux erhalten, verlieh ihm Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrones, im Mai 1804, den Marschallsstab. Im J. 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur von Parma und Piacenza, 1808 aber mußte er an Jourdan's Stelle den Oberbefehl über die neapolitanischen Truppen übernehmen. Erst 1814, als König Murat mit dem Uebertritt zu den Verbündeten umging, verließ er Neapel und kehrte nach Frankreich zurück. Ludwig XVIII. ernannte ihn nach der ersten Restauration zum Mitglied der Commission, welche die Titel der alten Officiere prüfen sollte, und erhob ihn am 4. Juni 1814 zum Pair und Marquis. Bei Napoleon's Rückkehr aus Elba hielt sich P. auf einem Landgute bei Toulouse auf, suchte die Royalisten im Süden zu organisiren, und als ihm dies nicht gelang, verließ er Frankreich. Für seine Anhänglichkeit wurde er nach der zweiten Restauration mit dem Gouvernement der ersten Militärdivision und einem königlichen Orden belohnt. Er starb zu Paris am 25. December 1818.

Perigord, eine vormalige Landschaft im südwestlichen Frankreich, gehörte zur Provinz Guyenne (s. d.) und bildet gegenwärtig einen Theil des Departements Dordogne. Das Land zerfiel früher in Ober- und Nieder-, oder in Weiß- und

Schwarzperigord, weil der untere Theil reich an Schwarzwäldern ist. In Oberperigord war Perigueux die Hauptstadt, von welcher das Land auch den Namen führte, in Niederperigord Sarlat. Von den ehemaligen Grafen von P. nennen wir besonders den Grafen Archimbald VI., dessen Vorfahren das Land seit uralter Zeit besaßen. Er wurde 1399, unter König Karl VI., geächtet, angeblich, weil er die Tochter eines Bürgers von Perigueux zu entführen versucht hatte. Besitzthum und Titel erhielt der Feind seines Hauses, der Herzog Ludwig von Orleans, dessen Sohn seine Ansprüche 1437, während der Gefangenschaft zu London, an den Grafen von Penthièvre, Johann von Blois, verkaufte. Die Nichte desselben, Francisca, brachte P. dem Seigneur d'Albret zu, dessen Erbtochter Johanna sich mit Anton von Bourbon vermählte. Heinrich IV., Anton's Sohn, vereinigte P., nachdem er den französischen Thron bestiegen, für immer mit der Krone.

Perihelium, oder Sonnennähe ist derjenige Punkt der Erdbahn, in welchem die Erde der Sonne am nächsten ist. Der entgegengesetzte Punkt heißt Aphelium (s. d.).

Perikles, einer der größten Staatsmänner und Feldherrn Athens, war der Sohn des Siegers bei Mykale, Xanthippus und der Agariste, einer Enkelin des berühmten Klisthenes. Seine Lehrer waren Damon, der Eleate Zeno und vornehmlich der berühmte Anaxagoras, der durch seine Lehre die spätere Größe und Hoheit des Charakters in ihm begründete. In seiner Jugend schien er sich wenig um die Staatsgeschäfte zu bekümmern, sondern widmete sich dem Studium der Philosophie und dem Kriegsdienste. Denn obgleich ihn seine hohe Geburt und seine Reichthümer zu den höchsten Ehrenstellen berechtigten, so hielt er sich doch vorsichtig von aller Oeffentlichkeit zurück, um keinen Verdacht bei den freiheitsliebenden Athenern zu erregen, zumal da er in seinem Aeußern dem Tyrannen Pisistratus sehr ähnlich war. Erst nach des Aristides Tode, als Kimon die Zügel des Staats in den Händen hielt, aber wegen seiner entfernten Kriegszüge meist abwesend war, trat Perikles öffentlich in Athen auf und suchte sich an die Spitze der Volkspartei zu stellen, ohne sich doch von ihr abhängig zu machen, und setzte so der aristokratischen unter Kimon Gegengewicht entgegen. Um aber nicht als gemeiner Demagog zu erscheinen und dem Volke überdrüssig zu werden, behauptete er im Umgange mit demselben immer eine höhere Würde und trat nicht oft vor ihm auf, sondern wußte bei unwichtigen Angelegenheiten andere Redner in sein Interesse zu ziehen, um bei wichtigeren Dingen durch die Macht seiner glänzenden Beredtsamkeit, deren siegende und niederschmetternde Gewalt ihm den Beinamen des Olympiers verschaffte, um so gewisser und entscheidender den Willen des Volkes zu lenken. Er hatte alle Tugenden, deren ein Athener fähig war, und theilte dessen Gebrechen nur aus politischer Berechnung; in der gesammten griechischen Geschichte hat er nicht seines Gleichen an Einsicht, Charakterstärke, Thätigkeit und Herrschergenie. Athener in beispielloser Vollendung ragt er unendlich weit über die Masse des Volks hervor, ohne sich hochmüthig seiner Größe zu überheben. Mit seinem Eintritte in die Laufbahn des Staatsmannes beurkundete er die schönste Weihe desselben durch unermüdete Thätigkeit für das Gemeinwesen, die durch keine Lust zerstreut wurde, nie erschlaffte, niemals Ruhe suchte. In herzhafter Führung der Waffen stand er den Tapfersten seiner Zeit nicht nach, und als Feldherr vereinigte er Besonnenheit mit entschlossenem Muthe und ehrte den Stand der freien Männer, des Griechen und des Atheners in den ihm anvertrauten Schaaren. Sehr genauer Haushalter seines eigenen Vermögens übte er in der Verwaltung des Staatsgutes eine Gewissenhaftigkeit, wie sie die Athener an Arist des nicht schöner gekannt hatten. Als solcher, seiner Reinheit und Größe sich bewußt, bot er mit unerschütterlicher Festigkeit der Menge Trotz, wenn es Großes galt, flößte Muth und Vertrauen ein, schlug Verleumdung nieder, legte Rechenschaft über seine Verwaltung ab und belehrte das Volk über den Zustand des Staats mit der eindringlichen Kraft der Wahrheit. Dieser seiner Charaktergröße verdankte er es, daß er sich bis an seinen Tod fast ununterbrochen auf der einmal erstiegenen Höhe der Volksgunst erhielt. Anfangs theilte er diese noch mit Kimon, der durch seine im Kriege erworbenen unermeßlichen Reichthümer die Stadt verschönerte und die Ar-

men unterstützte. Da es ihm Perikles hierin nicht gleich thun konnte, so gewann er das Volk durch Verschönerung der Stadt, Anweisung von öffentlichen Ländereien, prächtige Feste, Einführung des Richtersoldes und der Schauspielgelder, Alles auf Kosten des öffentlichen Schatzes. Hierdurch gab er zwar der Lustsucht und Habgier des Volkes neue verderbliche Nahrung, setzte sich dadurch aber so fest in seiner Gunst, daß er nicht nur die Macht des seinen Plänen im Wege stehenden Areopagus durch Vermittlung des Ephialtes schwächte, sondern auch seinen politischen Gegner Kimon, den er der Hinneigung zu Sparta beschuldigte, verbannen konnte, 461 v. Chr. Indeß veranlaßte er selbst auf den Wunsch des Volks die Zurückberufung desselben nach der Schlacht bei Tanagra 456. Seitdem war Kimons Thätigkeit nicht sowohl auf die innere Verwaltung des Staats gerichtet, worin ihn Perikles bei weitem überstrahlte, als vielmehr auf die Führung des Krieges gegen Persien, und er blieb in der Schlacht bei Cyprus 449. Von jetzt an hatte Perikles keinen Nebenbuhler von Bedeutung mehr; denn Thukydides, welchen die aristokratische Partei ihm entgegenstellte, vermochte sich nicht lange gegen ihn zu behaupten. Nun fing er an für die Vergrößerung der Macht Athens und die Verschönerung der Stadt zu sorgen. In letzterer Absicht ließ er unter Leitung des Phidias und Anderer das Parthenon, das Odeon, die herrlichen Propyläen der Akropolis und die langen Mauern erbauen. Dessenungeachtet wurde der Staatsschatz durch diese Ausgaben nicht verringert, sondern er verdreifachte die öffentlichen Einkünfte durch eine bessere Verwaltung der Finanzen, durch Erhöhung der Tribute der Bundesgenossen, am meisten aber durch die, freilich ungerechte, Verlegung des gemeinschaftlichen Schatzes der Griechen von Delos nach Athen und konnte nun leicht die Land- und Seemacht des Staates verdoppeln. Er ging sogar mit der Absicht um, Athen zu der Hauptstadt von ganz Griechenland zu machen und alle einzelne Staaten mit ihm zu verbinden; allein die ausgeschriebene allgemeine Nationalversammlung in Athen kam nicht zu Stande, weil Sparta sich widersetzte. — Unter seinen Kriegsthaten sind die wichtigsten sein Zug nach dem Chersonnes, wo er die Colonien gegen die Streifzüge der Barbaren sicher stellte; seine Landungen an der Küste des Peloponnes, die er plünderte, und Akarnanien verwüstete. Als er, um das abgefallene Euböa wieder zu unterwerfen, zu Felde zog, empörten sich die Megarenser, und der spartanische König Plistoanax drohte mit einem Einfalle in Attika; allein durch Bestechung des Vormundes des jungen Königs, Kleandrides, bewog er denselben zur Rückkehr, unterwarf Euböa und Megara 446, und durfte es wagen, bei seiner Rechnungsablegung 10 Talente als zu einem geheimen aber nützlichen Zwecke — nämlich zu jener Bestechung — angewandt aufzuführen, ohne daß das Volk nach der Verwendungsart fragte. Nachdem darauf ein Waffenstillstand mit Sparta auf 30 Jahre geschlossen war 445, unternahm er einen Zug gegen Samos, weil es sich weigerte, die Waffen gegen die Milesier niederzulegen, zu welchem Befehle gewiß das enge Verhältniß des Perikles zu der Milesierin Aspasia (s. d.) beigetragen haben mochte. Er schaffte die Aristokratie in Samos ab, führte die Demokratie ein und ließ sich zum Unterpfande ihrer Treue Geißeln geben. Allein nach seiner Entfernung empörten sich die Samier, wurden aber von ihm wiederum geschlagen, die Stadt belagert und nach 9 Monaten erobert 440. Die Samier mußten ihre Mauern niederreißen, ihre Schiffe ausliefern, die Kriegslasten bezahlen und Geißeln geben. Nach seiner Rückkehr hielt er die berühmte Leichenrede zu Ehren der Gebliebenen, welche von den Athenern so sehr bewundert wurde. Allein da er seit des Thukydides Verbannung 444 allein mit überwiegendem Einflusse, ohne dabei je ein öffentliches Amt zu bekleiden, die Staatsgeschäfte leitete, wurde der Haß und die Eifersucht seiner Feinde nur noch mehr gereizt, die, da sie keinen Angriff auf ihn selbst zu machen wagten, ihn wenigstens in seinen Freunden zu kränken suchten. So klagten sie seinen Lehrer und Freund Anaxagoras der Irreligion an, und seine Freundin Aspasia konnte er nur von einer Anklage durch seine Vertheidigung retten, wobei er, gegen seine sonstige Würde, das Volk durch Thränen zu rühren suchte. — Bald nachher entbrannte der 27jährige peloponnesische Krieg (431—404), als dessen Veranlassung Perikles häufig, aber mit Unrecht, angegeben wird, obgleich er an der Spitze

des athenischen Staates aus politischen Gründen eher zuredete, als abrieth, weil er reichliche Hilfsquellen zu einer glücklichen Führung desselben in den Händen zu haben glaubte. Als die Spartaner den Krieg durch einen Einfall in Attika mit einem starken Heere begannen, begnügte sich Perikles, dem die Oberleitung des Krieges übertragen war, die Stadt in guten Vertheidigungszustand zu setzen und überließ trotz des Murrens und Schmähens des Volkes das flache Land der Plünderung der Feinde, weil er den Spartanern mit seiner Landmacht die Spitze zu bieten nicht wagen durfte. Dagegen rüstete er aber eine große Flotte aus, welche die Plünderung des eigenen Gebiets durch Verheerung der Küstenländer des Peloponneses genugsam rächte, und fiel nach dem Rückzuge der Spartaner noch in das Gebiet von Megara ein. Im zweiten Jahre des Krieges brach zu Athen eine furchtbare Pest aus, welche in der mit Menschen überfüllten Stadt schreckliche Verheerungen anrichtete, das Volk entmuthigte und demoralisirte. Deshalb bemannte er eine Flotte von 120 Schiffen, segelte nach Epidaurus, konnte aber, da auch auf den Schiffen die Pest ausbrach, nur wenig ausrichten und verlor durch diese Unfälle die Volksgunst in dem Maße, daß man ihm den Oberbefehl nahm und eine Geldstrafe auflegte. Allein bald bereute das wankelmüthige Volk seine Undankbarkeit und trug ihm die genommene Würde wieder an, die er, obgleich von häuslichem Kummer niedergedrückt, auf dringendes Bitten des Volkes wieder annahm. Die Pest hatte nämlich seinen Sohn Xanthippus, seine Schwester und viele seiner Blutsverwandten und Freunde hingerafft, welche Verluste er noch mit Standhaftigkeit ertrug; als aber auch sein einziger noch übriger rechtmäßiger Sohn Paralus starb, übermannte ihn der Schmerz und er konnte sich der Thränen nicht erwehren. Ihn zu trösten hob man das Gesetz gegen die unechten Kinder auf, und so konnte er seinen mit der Aspasia gezeugten Sohn in die Bürgerliste eintragen lassen. Aber bald ergriff auch ihn die Pest; und er starb 429 v. Chr. Als er schon dem Tode nahe war, suchten seine Freunde ihn durch Herzählen seiner Siege zu erheitern; er gab ihnen zur Antwort: „Diese Thaten sind das Werk des Glücks, und ich habe sie mit andern Feldherrn gemein; das einzige Lob, welches ich verdiene, besteht darin, daß ich keinen Bürger in Trauer versetzt habe". In ihm verlor Athen den Größten seiner Bürger, der die Republik nicht nur auf den Gipfel ihrer politischen Größe erhoben, sondern auch die Blüthezeit der griechischen Kunst und Wissenschaft herbeigeführt hatte. Vgl. Kutzen „Perikles als Staatsmann ꝛc." (Grimma 1834) und Desselben Schrift „De Atheniensium imperio Cimonis et Periclis tempore constituto" (Grimma 1837); Lorentzen „De rebus Atheniensium Pericle potissimum duce gestis" (Gött. 1834); Wendt „Perikles und Kleon, ein Beitrag zur politischen Entwicklungsgeschichte Athens" (Posen 1836); Oginski „Pericles et Plato" (Bresl. 1838) und, „Perikles, eine Erzählung aus dem athen. Leben" (Aus dem Engl. von Jul. Fröbel, 2 Bde., Lpz. 1847).

Periklymenos, der Sohn des Neleus und der Chloris, der Bruder des Nestor, ein Argonaut, hatte von Poseidon die Gabe empfangen, sich in alle Gestalten zu verwandeln, wurde aber dennoch von Herakles bei der Zerstörung von Pylos erschlagen, obgleich er sich in eine Biene oder einen Adler verwandelt hatte. — Periklymenos, der Sohn des Poseidon und der Chloris, der Tochter des Teiresias, erlegte im theban. Kriege den Parthenopäos. Als er den Amphiaraus (s. d.) verfolgte, verschlang diesen die Erde.

Perikopen werden die meist dem N. T. entnommenen biblischen Abschnitte, Evangelien und Episteln, genannt, welche im 2. Jahrhundert sich nur auf die heiligen Festzeiten (namentlich Ostern und Pfingsten) bezogen und an diesen Tagen vorgelesen wurden. Als die Zahl der Feste sich mehrte, theilte die griechische Kirche zunächst die vier Evangelien in feste Abschnitte, welches die römische Kirche bald nachahmte und die nachherigen Perikopen veranlaßte. Lange vor Karls des Großen Zeiten waren sie üblich und finden sich in dem im 5. Jahrhundert entstandenen Lectionarium mit nur wenigen Abweichungen. Unrichtig ist, daß Alcuin oder Paulus Diaconus zu Ende des 8. Jahrhunderts dieselben angeordnet habe, und nur so viel erweislich, daß Karl durch Paul Diac. jene im Abendlande gebräuchlichen Perikopen auch im fränkischen Reiche habe einführen und über dieselben das bekannte

Homilarium im J. 807 anfertigen lassen. Die herrschende Unwissenheit der Geistlichen machte in der Folge das Festhalten an denselben nöthig, und fanden sich auch in der Wahl derselben viele Fehler, welche den Widerspruch der Scholastiker hervorriefen, so behielten sie dennoch die Reformatoren bei, weil der Unwissenheit vieler Geistlichen dadurch könne abgeholfen werden, daß sie sich der an die Perikopen anschließenden Postillen beim Gottesdienste bedienten. Spener und die Pietisten verwarfen sie nicht, sondern wünschten nur eine bessere Auswahl und statt des im 17. und 18. Jahrhundert herrschenden Zwanges Freiheit im Gebrauche derselben, wie die reformirte Kirche. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat sich dieser Zwang verloren, und es ist in den Predigten erlaubt, sich statt der Perikopen freier Texte zu bedienen, so in Hessen, Baden, Würtemberg, Dänemark u. A. Reinhard und nach ihm v. Ammon thaten in Sachsen viel für die Verbesserung der Perikopen. Bei dem strengen Festhalten an der Liturgie in der katholischen Kirche sind Abweichungen von den Perikopen Seltenheiten und nur mit Erlaubniß der Bischöfe gestattet.

Perillus, ein durch sein trauriges Ende bekannter Künstler aus Athen, verfertigte für den Tyrannen Phalaris (s. d.) in Agrigent einen ehernen Stier mit hohlem Bauche, der gerade einen Menschen in sich aufnehmen und durch untergelegtes Feuer glühend gemacht werden konnte. Der Zweck war, verdächtige oder schuldige Personen auf diese Weise durch einen qualvollen Tod zu martern. Um sich von der Brauchbarkeit zu überzeugen, ließ der Tyrann mit dem Künstler selbst den ersten Versuch anstellen.

Perimeter, s. Peripherie.

Periode, bedeutet einen Zeitkreis und den darin eingeschlossenen Zeitraum. Jeden Zeitraum kann man aber in mehrere Abschnitte zerlegen, und diese heißen ebenfalls Perioden. Ein Zeitkreis kann aber entweder von dem Laufe der Gestirne abhängig bestimmt werden, und daher versteht der Astronom unter P. die Wiederkehr einer und derselben kreisförmigen Bewegung; oder durch merkwürdige Begebenheiten, welche den Fixirpunkt eines Zeitraums angeben, weshalb der Geschichtsforscher unter P. die Reihe von Facten von einem Fixirpunkt oder Epoche bis zum andern versteht. Da aber die alten Völker der richtigen Kenntniß der gegenseitigen Beziehung in der Bewegung der Weltkörper entbehrten, aber dessenungeachtet gewisse Zeiträume festsetzten in Cyklen oder Aeren, d. h. einer bestimmten, nach ihrem Ablaufe neu beginnenden Reihe von Jahren, so nennt der Chronolog, der sich mit der Bestimmung und Auseinandersetzung der Cyklen beschäftigt, eine Periode eine Zusammensetzung mehrerer Cyklen als ein Ganzes. — Astronomische Periode. Natürliche Zeittheile werden durch die Natur selbst bemerklich gemacht und von Astronomen auf wissenschaftlich scharf bestimmte Grenzen zurückgeführt. Der natürliche Tag wird durch das Verweilen der Sonne über dem Horizont bestimmt, ist der Nacht entgegengesetzt und mit derselben allenthalben — nur unter dem Aequator nicht — nach den Jahreszeiten von verschiedener und abwechselnder Länge. Er wird in 12 ungleiche, sogenannte Planeten- oder auch biblische Stunden getheilt. Ein Monat ist die P. einer Umwälzung des Mondes und wird in periodischen und synodischen unterschieden, je nachdem nur die Zeit seines Laufes durch die zwölf Zeichen des Thierkreises oder die P. von einem Neumonde zum andern darunter verstanden wird. Der erste hat eine Dauer von 27 Tagen 7 Stunden 43′ und 1″, der zweite von 29 Tagen, 12 Stunden 44′, 3″, 12‴. Gewöhnlich rechnen wir aber nach Sonnenmonaten, die durch Convention ein abwechselndes Maß von 30 oder 31 Tagen, außer dem Februar, erhalten haben. Die Folge der Jahreszeiten gab die natürliche Erfahrung von der Dauer des Jahres; mehr oder minder genaue Beobachtungen über die periodischen Veränderungen der größeren Himmelskörper führten zur Annahme von Mond- oder Sonnenjahren. Ein Mondenjahr umfaßt 354 Tage 8 Stunden, 48′. 38″. 12‴. Ein tropisches Sonnenjahr hat 365 Tage, 5 Stunden, 48′. 51″. 6‴. Die ausführlichere Darstellung dieser Gegenstände sehe m. u. d. Art. Tag, Monat, Jahr. Ueber die Eintheilungen der Zeiten bei alten Völkern erzählt die Chronologie (s. d.). — Chronologische Periode. Was die Zählungsarten und sonstigen Bestimmungen oder Bezeichnungen der Jahre im Laufe der

Jahrhunderte betrifft, s. m. u. d. Art. Chronologie. Wir betrachten hier nur die Perioden. Unter den Griechen war die Mondsperiode von Meton. Durch denselben, welcher von Euktemon unterstützt wurde, kam (432 v. Chr.) die vom Neumonde nach dem Sommersolstitium ausgehende 19jährige P. in Gebrauch; sie beruhet auf der Beobachtung, daß 235 synodische Monate ziemlich genau 19 Sonnenjahre ausmachen, enthält 6940 Tage, durch deren Vertheilung in Monate Uebereinstimmung mit den Mondwechseln erreicht wurde. Meton ordnete die Wahrnehmungen am Himmel nach dieser Periode in öffentlich ausgestellten Kalendertafeln (Parapegmen), welche seitdem im Gebrauch blieben. Kalippus aus Cyzicus (330 v. Chr.) suchte die Metonische Periode in genauere Uebereinstimmung mit Sonne und Mond zu bringen, indem er eine P. von vier Metonischen Perioden oder von 76 Jahren weniger einen Tag zusammenstellte. Er hatte in seinem Cyklus nur noch einen Irrthum von 6 Stunden. Diesen nahm der alexandrinische Astronom Hipparchus in einer Periode von 364 Jahren bis auf 1/2 Stunde hinweg. Eine hipparchische P. umfaßt 4 kallippische weniger einen Tag, ist aber nie in Gebrauch gekommen. Der römische Indiktionscykel oder Zinsperiode war ein Zeitkreis von 15 Jahren, vielleicht von Diocletian eingeführt. Dieser cyclus indictionis vom 1. September 312, nach welchem in den oströmischen Urkunden datirt wird, wurde von Karl dem Großen und dem Papste Gregor VII. aufgenommen. Den ersten großen, nicht mißlungenen Versuch, die verschiedenen Zeitrechnungen auf einförmige Zählung nach Jahren seit der Schöpfung der Welt zurückzuführen und so zum großen Gewinne des Geschichtsstudiums eine wissenschaftlich-chronologische Uebereinkunft zu gründen, machte Joseph Justus Scaliger (geb. 1540, gest. 1609) aus Agen. Seine chronologische P. heißt die julianische, auch die große Osterperiode oder die victorinische, dionysische, auch diocletianische. Sie entsteht aus der Multiplication der dionysischen P., welche das Product des Sonnen- und Mondcykels, sonach 532 Jahre ist, mit dem Indictionscyklus, enthält also eine Reihe von 7980 Jahren und ist in der Chronologie von mannigfaltigem Gebrauche. Man kann durch sie ohne Mühe durch die bloße Division mit 28. 19 und 15. die Sonnen- und Mondcykels- und Indictionszahl für jedes gegebene Jahr finden; man entgeht den Verwirrungen, die aus dem verschiedenen Anfange der Jahre entspringen; endlich sind in ihr — da sie das Geburtsjahr Christi in das 4713, und den Anfang oder das erste Jahr unsrer Aera in das 4714. J. (Petav, aus Orleans 1583—52, nahm 3984 u. Usher 4003 dafür an) setzt (als in welchem allein das 10 Jahr des Sonnen-, das 2. des Mond- und das 4. des Indictionscykels zusammenkommen), die Systeme aller, wenigstens der lateinischen, Chronologen enthalten, so daß viele streitenden Parteien, ohne ihre Hypothesen abzuschwören, in dieser conventionell angenommenen P. einen Punkt der Vereinigung finden. Weil aber die Zeitrechnung nach den Jahren der Welt vieler Ursachen wegen zu unbequem war, nahm man auf Anrathen von Riccioli aus Bologna (geb. 1598, gest. 1671) die leichtere und einfachere nach Jahren vor und n. Chr. Geb. an. In ihrer Annahme aber liegt nur die Anerkennung einer bequemleichten, deshalb um nichts unsicherern Uebereinkunft, die aber keineswegs Anspruch auf Evidenz wissenschaftlicher und historischer Richtigkeit machen kann. Im Allgemeinen vergleiche man in Ansehung der umfänglichen Literatur über die Zeitrechnungskunde Wachlers Geschichte der Literatur, Theil IV. S. 188—191 in der 2. Ausgabe; und über die astronomischen Zeitperioden L. Idelers Handbuch zur Chronologie, 2 Bde., Berlin 1825 mit desselben Handbuche, daselbst 1831.

In der Geschichte bezeichnen Perioden Zeiträume, deren Beginn durch Begebenheiten bestimmt wird, welche auf die Eigenthümlichkeit des Zeitraumes von entscheidendem Einflusse waren und ihn dadurch von dem vergangenen Zeitraum absondern, so daß sie den Zeitabschnitt bezeichnen. Jede Art von Geschichte, die Universalgeschichte so gut wie jede Art von Specialgeschichte, die Geschichte der Menschheit, wie die Völkergeschichte, die Geschichte einer Stadt, eines Dorfes, die Biographie 2c. hat ihre Epochen und Perioden. Die Bezeichnung und Feststellung dieser Perioden darf aber nicht eine willkürliche Zeitabtheilung werden, wie man z. B. lange Zeit die Weltgeschichte nach Jahre

hunderten eintheilte, sondern sie muß der organischen Gliederung, die sich in der Entwicklung des vorliegenden Ganzen darstellt, entsprechen und die Auffassung dieser Entwicklung erleichtern. Daher dürfen nur solche Momente als Grenzpunkte der Perioden angenommen werden, welche in Hinsicht auf die Entwicklung des Inhalts der Geschichte und nach dem Standpunkte, von welchem diese durch den Geschichtschreiber betrachtet und geschildert wird, auch wirklich entscheidende und Epoche machende sind. Die jetzt gewöhnliche, wohlbegründete Periodenfolge in der Universalgeschichte theilt dieselbe in alte, mittlere, neuere und neueste Geschichte. (S. Geschichte.)

Außerdem dient der Ausdruck Periode auch zur Bezeichnung regelmäßig wiederkehrender Zeiträume und der eng damit verbundenen regelmäßig wechselnden Erscheinungen im ganzen Reiche des Geschaffenen. Die ganze Natur hat eine bestimmte Bahn, einen ihr zugemessenen Kreis, den sie, wenn sie ihn durchlaufen hat, von Neuem beginnt. Dieser Art ist der periodische Wechsel von Tag und Nacht, von Frühling und Herbst, von Winter und Sommer. Das ganze Erdrund, mit Allem was darauf und darin lebt, ist diesem Wechsel unterworfen. Auch der Mensch, sonst das vollkommenste und über die äußere Natur erhabenste Geschöpf, folgt nicht blos in Ansehung seiner Evolutionsgrade und Entwickelungsperioden diesem ewigen Gesetze der Natur, sondern er ist auch andern regelmäßig wiederkehrenden Einflüssen und periodischen Phänomenen unterthan. Das weibliche Geschlecht im gesunden Zustande kennt ohne Kalender die regelmäßige Wiederkehr des Mondes und nennt seine natürliche Reinigung mit Recht Periode. Gewisse Krankheiten kommen mit bestimmten Jahreszeiten und sind deswegen periodische. Ja in den Krankheitszuständen gibt es gewisse Absätze, in denen bestimmte Erscheinungen hervor treten, wie in den Fiebern, und auch das sind Perioden, die sonst auch Stadien genannt werden. Schwere Krankheiten haben ihre ordentlichen kritischen Tage und Stunden, und Veränderungen im Organismus sind daran geknüpft, die mit dem Stande des Mondes zur Erde oder mit dem Steigen und Sinken der Sonne sich folgerecht wiederholen. Vgl. Baumgarten-Crusius „Periodologie" (Halle 1836).

Endlich wird Periode auch in der Redekunst, in der Musik und in der Mathematik gebraucht. In der Letztern spricht man von einem periodischen Kettenbruch und versteht darunter einen solchen, der nie abbricht, und dessen Glieder stets in derselben Ordnung wiederkehren. Wenn für irgend ein Zahlsystem in einer nie abbrechenden Reihe von Brüchen die Nenner in successiven Potenzen der Grundzahl sind, die einziffrigen Zähler dieser Brüche aber stets in derselben Ordnung wiederkehren, so wird der Inbegriff dieser Ziffern die Periode der Reihe genannt. Verwandelt man nämlich den Bruch $^1/_7$ in einen Decimalbruch, so erhält man folgende aproximative Reihe 0,142857142857.... woraus man sieht, daß die Reihe 142857 wiederkehrt und deswegen eine periodische genannt wird. — In der Redekunst oder in der Theorie über den Redebau ist eine Verbindung mehrerer grammatischer Sätze zu einem organischen Redeganzen, das in jedem einzelnen Satze die Bedingung des andern enthält. Die oft angefochtene Definition, welche schon Aristoteles gegeben hat, indem er lehrte, die Periode sei eine Rede, welche nur in und durch sich Anfang und Ende habe, erscheint daher als die einzig richtige, da sie von dem innersten Wesen oder dem logischen Gehalte der Periode abgeleitet ist. Es müssen nämlich die verschiedenen Sätze so ineinander gegliedert und verschlungen sein, daß, ohne die Deutlichkeit oder den Wohllaut zu verletzen, der ganze Gedanke, den die Periode entwickeln will, nicht eher als mit den letzten Worten derselben dargelegt ist. Die Rede, in welcher die Sätze willkürlich angefügt und aufeinander gehäuft werden, ist eben so wenig eine periodenmäßige, als diejenige, in der ohne Nachtheil des Ganzen Glieder weggenommen oder zugesetzt werden können.

Nicht zu jeder Zeit hat man den kunstgemäßen Periodenbau theoretisch gekannt und praktisch bethätigt. Unter den Griechen finden sich bei Herodot und Thukydides zierliche Perioden, sie sind aber mehr zufällig, da die Sprache zum Theil noch in den Gesetzen der poetischen Rhythmik gefesselt war. Wie der Ton, der in den Werken des Herodot herrscht,

an das eben verklungene Epos erinnert, so trägt auch die Darstellung noch den Stempel epischer Geschichtserzählung. Bei Thukydides bewegt sich die prosaische Kunstform in Perioden schon freier und lebendiger. Aber der eigentliche Erfinder einer Theorie über den Periodenbau, den er zugleich selbst durch eigne Kunstleistungen anschaulich machte, war der Sophist Gorgias. Unter den Griechen haben die attischen Redner, unter den Philosophen Platon, dann vorzüglich Xenophon, unter den Römern vor Allen Cicero, Cäsar und Livius ausnehmendes Talent im Periodenbau bewiesen. Unter den deutschen Klassikern ist es Göthe, der durch den schönsten Periodenbau alle übrigen großen Meister überragt. Im Allgemeinen kann man die Perioden nach drei Rücksichten betrachten, nämlich in Absicht auf ihre 1) logische, 2) ästhetische und 3) usuelle Form. Da die Periode um der Deutlichkeit, nicht um der Dunkelheit willen erfunden ist, so folgt daraus, daß man sie, wie schon Aristoteles erinnert hat, nicht zu lang ausspinne. Cicero, dem die noch jetzt gültige Eintheilung der Perioden in einfache, aus blos zwei Sätzen unter der Form des Vorder- und Nachsatzes bestehende, und in zusammengesetzte ganz genau bekannt war, gibt den Umfang von vier Hexametern als ein geziemendes Maß an, aber diese Bestimmung ist eben so wenig genügend als eine andere, nach welcher die Periode so lang sein dürfe, als „um ohne Erschöpfung der Stimme in einem Athem gesprochen zu werden". Aber diese und ähnliche Meinungen sind nur halb wahr. Gute Redekünstler haben Perioden gebaut, die das gewöhnliche Maß der Aesthetiker überschreiten, ohne darum von ihrer Deutlichkeit und Schönheit etwas zu verlieren. Sind die Sätze nur gut gegliedert und mit einander verbunden, ist das Wesentliche nur dahin gestellt, wo es leicht als solches erkannt wird, und erst das Einzelne so in einander geschlungen, daß die Seele des Lesers wie des Hörers beständig auf das Folgende gefaßt und vorbereitet ist, ohne in Ungewißheit darüber zu sein, was das Bisherige bedeute und wo die Rede hinaus wolle, so wird auch die Periode ungeachtet ihrer Ausdehnung nicht blos deutlich und übersichtlich sein, sondern auch dem lebendigen Vortrage hinreichende Ruhepunkte bieten. Es wird hier wie bei vernünftigen Aeußerungen vorausgesetzt, daß der Schreibende oder Redende des Gedankens bewußt und sich darin völlig klar und deutlich sei. Verworrenheit der Perioden ist überall eine Folge des unlogischen Denkens und ein Ergebniß verworrener Gedanken.

In Absicht auf die Kunstform oder ästhetische Wortstellung der Periode kann man diese wie die einzelnen grammatischen Sätze nach der rhythmischen und euphonischen Stellung betrachten. Der Rhythmus nach seiner doppelten Beziehung, als deklamatorischer und metrischer, wird hier in seiner weitesten Bedeutung genommen, als ein solcher, der in gleichmäßiger Gliederung der Sätze, in Abwechslung der Construktion und in Bündigkeit beruht. Das ebenmäßige Verhältniß der Sätze besteht in dem symmetrischen Maße des Vordersatzes zum Nachsatze und in der zweckdienlichen Vertheilung der Zwischensätze, bei denen wie in der ganzen Periode Wortkargheit eben so sehr als Wortverschwendung vermieden werden muß. Das Bild, welches die metrischen Rhythmen in Arsis und Thesis oder Hebung und Senkung gewähren, wird auch auf die prosaischen Rhythmen angewendet, da es auch im Periodenbau eine Art Arsis und Thesis gibt, und jenes Gesetz der Metrik, welches unter keiner Bedingung zwei Hebungen unmittelbar neben einander duldet, auch für die Periodologie gültig ist. Vgl. Rhythmus, Satz und Numerus.

Peripathetische Philosophie heißt die welthistorisch berühmte Philosophie des griechischen Philosophen Aristoteles (s. d.), so genannt von den Hallen des Lyceums in Athen, wo er seinen Lehrstuhl aufschlug. Seine Philosophie ist eine systematische Begründung und Fortbildung der Platonischen. Der große Aristoteles goß sein Alles durchdringendes und zersetzendes Verstandesscheidewasser auf die griechische Schönheitswelt, zerlegte sie in ihre 2 Bestandtheile, Geist und Materie, markte dieselben systematisch ab und vernichtete durch seine Empirie sowohl die Emanations-, als auch die atomistische Lehre. Die sinnliche Welt war ihm nur auf dem Wege der Erfahrung erkennbar, die unsichtbare durch den reinen Gedanken. Dieses wesentlich wahre und christliche Princip durchaus scharfsinnig und klar duchgeführt, ist die Ursache seiner allgemeinen Verbreitung

und Giltigkeit durch das Mittelalter hindurch gewesen. Theophrast, der Nachfolger auf seinem Lehrstuhle, Dikäarchos, Demetr. Phalereus u. A. bildeten die P. Ph. zunächst fort, verkümmerten aber in vorherrschender Empirie, so wie sie die Alexandrier durch einseitiges Festhalten an dem Worte zu einem leeren Formalismus verdünnten, der durch das ganze Mittelalter hindurch sich behauptete. Demnächst verzweigte sie sich in 2 Philosopheme, das Stoische und Epikuräische, von denen das erstere zu Gunsten des Geistes von der Materie abstrahirte, letzteres dagegen auf alle Weise die sinnliche Welt verherrlichte und das Geistige nur als dienendes Moment hineinzog. Diese Zersplitterung verführte zu der Pyrrhonischen Zweifelsphilosophie und zu dem unsystematischen Eklekticismus Cicero's; und alle diese trostlosen leeren Speculationen bewogen den Ammonius Saccas (s. d.), alle die bisherigen Philosophien in einem philosophischen Braukessel zusammen zu gießen (neuplatonische Philosophie), dessen unerquickliches Gebräue aber bald verdunstete und die P. Ph. als unverwüstlichen Grundbestandtheil zurückließ. Von dem byzantinischen Hofe begünstigt, bei den Streitigkeiten der Arianer, Nestorianer und Eutychianer zu Rathe gezogen und von Themistius, Olympiodorus, Simplicius, Philoponus und Boethius erklärt, ward sie in den sich bildenden christlichen Dogmatismus hineingezogen und zum Halt- und Stützpunkt desselben gebraucht. So bildete sich die scholastische Philosophie (s. d.) aus der unnatürlichen Sucht, christliche Glaubenssätze mit Aristotelischen Brocken zu unterstützen, zusammengespeicherter Wörterkram. Besonders borgte die griechische Kirche alle Waffen gegen die lateinische aus dem Aristoteles (Psellus, Italus, Eustratius, Lascaris u. A.). Eben so zog man gegen die platonisirenden Kirchenlehrer mit Aristot. Formeln zu Felde. Die scholastisch-aristotelische Philosophie verlief sich in 3 Perioden. Die erste geht bis auf Roscelin, wo der bedeutsame Streit der Nominalisten und Realisten begann (Ende des 11. Jahrh.). In ihr herrschte ein blinder Realismus. Die zweite beginnt mit Thomas Aquino und Albert dem Großen, die anfingen, gegen die Realität der Begriffe zu kämpfen und die bloße Form derselben, den Nominalismus, geltend zu machen strebten. Ein genaueres Studium des Aristoteles und der arabischen Commentatoren überzeugte Männer, wie Thomas und Erigena Skotus, allerdings, daß das Wort zugleich einen Inhalt und der Begriff Realität habe. Mit dieser Geltendmachung des Realismus von Neuem beginnt die dritte Periode, die mit dem Siege über den Nominalismus (Occam) endete. Durch das ganze Mittelalter hindurch war die Philosophie Magd der Kirche, und wie der heilige Vater in Rom das sichtbare Oberhaupt derselben war, so galt die aristotelische Philosophie als eine untrügliche, heilige, aber dem Papste untergeordnete, Begründerin der Dogmen. Als aber das Studium der classischen Literatur erwachte und gründliche Lectüre der Originale die schlechten Commentare verdrängte, entwickelte sich ein neuer Streit über den Vorzug des Aristoteles vor dem Platon. Auf Ersteren gründeten sich Zarabella, Gennadius, Scaliger, auf Letzteren Gemistus, Th. Gaza u. A. Diese entschieden nichts, bis sich P. Ramus, Campanella, Brunus und Luther entschieden gegen Aristoteles erklärten. Nun brach der menschliche Geist auch in der Philosophie die Banden des scholastischen Netzwerkes. Baco, Gassendi, Hobbes und vor Allen Cartesius und Leibnitz philosophirten unabhängig von allem Hergebrachten und brachen der protestantischen Philosophie die Bahn. Erst in der neuesten Zeit, die wesentlich eine philosophische ist, hat man die Tiefe und Weisheit der P. Ph. richtig zu würdigen und zu erfassen gelernt, was dem mittelalterlichen Formalismus nicht möglich war.

Peripetie, ist eigentlich eine plötzliche Veränderung der Lebensverhältnisse oder Glücksumstände eines Menschen, zuweilen zum Bessern, meistens jedoch zum Schlechtern. Bei Aristoteles aber bezeichnet es den Wendepunkt eines dramatischen Stückes, welcher der endlichen Auflösung des vom Dichter geschürzten Knotens vorausgeht, indem sich alsdann die Schicksale der handelnden Personen anders zu gestalten und zum Bessern oder Schlechtern zu neigen anfangen. Man muß also die Peripetie nicht mit der Katastrophe verwechseln. Durch diese wird das Stück beendigt, durch jene nimmt es eine andere Wendung, so daß die Peripetie die Katastrophe herbeiführt.

Periphas, ein Autochthon in Attika und Herrscher daselbst vor Kekrops, wurde seines frommen und tugendhaften Lebenswandels wegen als Gott verehrt. Darüber erzürnt, wollte ihn Zeus vernichten; auf Apollons Bitten aber, dem P. einen Tempel errichtet hatte, verwandelte er ihn in einen Adler und dessen Gattin auf ihre Bitten ebenfalls in einen Vogel.

Peripherie, Math., Umfang oder Grenze einer jeden Figur, wird gewöhnlich vom Umfang des Kreises oder überhaupt einer durch eine krumme Linie begrenzten Fläche gebraucht. Bei Figuren die durch gerade Linien begrenzt sind, wie das Dreieck, Viereck ꝛc., heißt der Umfang häufiger Perimeter. Die Peripherie eines Kreises wird in 360 Theile, Grade genannt, getheilt, der Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Die Franzosen theilten eine Zeit lang die Peripherie in 400 Grade, den Grad in 100 Minuten und die Minute in 100 Secunden.

Periphetes, der Sohn des Hephästos und der Antikleia, ein Räuber zu Epidauros, der mit seiner eisernen Keule (daher Korynetes genannt) die Reisenden erschlug, wurde von Theseus erlegt, der fortan seine Keule führte.

Periphrase, griech. Periphrasis, d. i. Umschreibung, heißt in der Rhetorik eine Figur, die, statt den eigentlichen Begriff zu nennen, denselben durch Angabe seiner Eigenschaften, veranschaulicht. Da sie einem ästhetischen Zwecke dient, so unterscheidet sie sich wesentlich von der Paraphrase (s. d.), welche Letztere nur auf Deutlichkeit berechnet ist. Treffliche Periphrasen enthalten Goethe's Gedicht „Kennst Du das Land u. s. w.“ und Matthisson's Gedicht „Hain, der von der Götter Frieden u. s. w.“

Periplus, s. Artemidorus und Hanno.

Peris sind nach persischen Sagen zarte Wesen, sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts, die Abkömmlinge gefallener Geister, die unsterblich sind und in allen Wonnen des Lebens ihre Tage zubringen, aber von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen sind. Von ausnehmender Schönheit werden die weiblichen Peris geschildert.

Peristyl, (peristylium), eine Säulenhalle oder ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt.

Perizonius, Jacob, eigentlich Vorbroeck, geb. den 26. October 1651 zu Dam in der Provinz Gröningen, studirte zu Deventer und Leyden (1674), wurde Rector zu Delft, später zu Franeker Professor der Geschichte, Beredtsamkeit und griech. Sprache, und im Jahre 1693 zu Leyden. Hier starb er am 6. April 1715. Er ist der Erste, mit dem die historische Forschung in der römischen Geschichte beginnt. Unter der Menge seiner philologischen und historischen Schriften zeichnen sich aus: „Animadversiones historicae, in quibus quam plurima in priscis rom. rerum et utriusque linguae auctoribus notantur etc.“ (Amst. 1685); „Origines Babylonicae et Aegypt.“ (Leyden 1711, 2 Bde. —; vermehrt 1736 von C. A. Duker); „Sanct. Minerva“ (Amst. 1702 und 1714); Bemerkungen über Sueton, Aelian, Curtius Rufus u. s. w. Vgl. Kramer „Elogium Perizonii“ (Berl. 1828).

Perkinismus ist diejenige Heilmethode, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Elias Perkins, Arzt zu Plainfield in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, geb. 1740 zu Norwich in Connecticut, erfand und darin besteht, daß der leidende Theil des Körpers mit zwei, oben runden, nach unten zu spitzen Metallnadeln nach Vorschrift gestrichen wird und dadurch das Uebel geheilt werden soll. Die Nadeln sind von verschiedenen Metallen; die eine, gelbliche, ist von Messing, die andere, weiße, von magnetlosem Eisen, jede ohngefähr $2^1/_2$ Zoll lang. P. strich mit der Spitze dieser Nadeln über den krankhaften Theil und einige Mal in der Nähe desselben so lange, bis eine leichte Röthe der Haut sich zeigte; wohl aber unterließ er diese Heilmethode beim weiblichen Geschlechte während gewisser Zeit. Anfänglich nur Mittel gegen Gicht und rheumatische Leiden, ließen ihn öftere glückliche Erfolge glauben, in seinen Nadeln ein Universalmittel zu besitzen, wozu Enthusiasten und Charlatane das Ihrige beizutragen nicht unterließen. In London ward der Perkinismus bekannt und gerühmt, ebenso in Dänemark, seit 1788

eine Dame aus Kopenhagen denselben so rühmte, daß einige Zeit alle Werkstätten des Reiches nichts als Nadeln fabricirten. Mehrere Aerzte, wie Abilgaard, Rafn, Herholdt, Bang u. A. untersuchten diese Heilmethode und machten sie auch in Deutschland bekannt. Bald aber wollte das gepriesene Mittel nicht in allen Fällen gute Dienste leisten; man ward argwöhnisch und erkannte in der Folge den sehr untergeordneten reellen Werth der Erfindung. Die 1798 zu Kopenhagen erschienene Schrift eines Ungenannten gab ihr den letzten Stoß noch vor dem Tode Perkins. Dieser ging nämlich so weit, daß er glaubte, in seinen Nadeln auch ein Präservativmittel gegen das gelbe Fieber zu besitzen, welche Thorheit ihn aber 1799 zum Opfer der Pest machte. Sein Sohn Douglas Perkins fuhr nach des Vaters Tode fort, die Heilnadel zu preisen, er empfahl dieselben 1799 in einer Schrift als Specificum gegen alle inflammatorische Krankheiten und behauptete, daß dieses Mittel durchaus nichts mit dem thierischen Magnetismus gemein habe. Nach Langworths Empfehlung gegen Gicht und Paralyse lobte Dr. Halot in Hufeland's Journale die Anwendung der Nadeln, insofern durch sie eine höchst wohlthätige Röthe erzielt werden könne. Seit vielen Jahren ist aber der P. der großen Zahl medic. Träumereien beigesellt worden. Vgl. Angelstein „Perkinismi et magnetismi mineralis historia". (Berl. 1825).

Perlen. Die Perlen sind eine Art Bezoare, welche bei einigen Muschelthieren (Cormopoda) aus isolirten Partien desjenigen Saftes entstehen, aus dem sich die innere Schalschicht dieser Thiere bildet. Man findet sie an verschiedenen Stellen, besonders bei der eigentlichen Perlenmuschel (Meleagrina margaritifera; Mytilus Marg. Lin.), welche an den Küsten Ostindiens, besonders im persischen Meerbusen, woher die besten Perlen, angetroffen wird — und bei der deutschen Perlenmuschel (Unio margaritifera; Mya marg. Lin.) in einigen deutschen Flüssen in Bayern, Böhmen u. s. w. besonders gute öfters in Sachsen in der Elster. Nach den Beobachtungen der Naturforscher soll zu ihrer Bildung das äußere Häutchen von verdorbenen Eiern die Veranlassung geben, indem diese in der Muschel zurück bleiben, sich fest setzen und sich mit der Substanz überziehen, aus welcher sich die Schale absondert. Doch ist dies nicht die einzige Veranlassung; denn, wenn man den Perlen erzeugenden Thieren kleine Körperchen, wie Sandkörnchen u. s. w. in die Schale wirft, so überziehen sie auch solche mit derselben Masse, und auf diese Weise sucht man denn auch die Perlenproduction zu vermehren, indem man Druck erregende kleine Gegenstände, auch kleine Perlen in die Muscheln bringt, sie wieder in das Wasser wirft und noch mehrere Jahre liegen läßt, wo sie dann die schönsten Perlen aufweisen. Eine andere Art Muscheln zur Erzeugung von Perlen zu zwingen, kannten schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus die Indier: sie durchstachen eine gewisse Stelle der Muschel mit einem spitzigen Griffel, woraus dann ein erhärtender Saft drang. Linné verstand dieselbe Kunst, bewahrte sie längere Zeit geheim und verkaufte sein Geheimniß später an einen schwedischen Kaufmann, Namens Bagge, um 500 Ducaten. Die Perlenmuscheln finden sich entweder an Felsen angeheftet und bilden besondere Perlenbänke, oder auf dem Grunde des Meeres; um sie zu erhalten, tauchen dazu bestimmte Taucher in die Tiefe und sammeln die Muscheln in einen Sack, den sie um den Leib haben. Sie müssen sich hierzu Ohren und Nase verstopfen und das Athmen längere Zeit zu unterdrücken suchen; für den Nothfall nehmen sie einen in Oel getränkten Schwamm mit sich, den sie in den Mund bringen, um, ohne Wasser zu schlucken, athmen zu können, oder sie geben durch Rütteln eines Strickes ein Zeichen zum schnellen Aufziehen. Die gefundenen Muscheln werden an der Sonne getrocknet, öffnen sich dabei und lassen die Perlen von sich rollen. Selten findet man in einer Muschel 2 Perlen, die einander ganz gleich wären (weshalb sie die Römer Uniones, d. h. Einheiten nannten); sie sind alle meist von verschiedener Größe und Gestalt und erhalten darnach verschiedene Namen. Die kleinen Perlen nennt man Saatperlen oder Perlenstaub, die größern, runden, Zahlperlen, die von der Größe einer Kirsche (Kirschperlen), die ovalen Perlen (Perlenbirnen) sind die geschätztesten, dann die runden (Perlenaugen oder Tropfen); die unregelmäßig geformten heißen Barockperlen. Schon in ganz früher Zeit waren die Perlen ein wesentlicher Theil des

Frauenputzes und wurden oft nach ihrer Größe und schönen Form zu den enormsten Preisen angekauft; so besaß Cleopatra 2 Perlen um den Preis von 20,000 Ducaten, Philipp II. eine Perle von der Größe eines Taubeneis um den Preis von 80,000 Ducaten; die größte Perle ziert zur Zeit die portugiesische Krone. Den römischen Damen dienten die Perlen zu Ohrringen, an jedem Ohre drei oder vier; später wurden sie aneinander gereiht und als Halsschmuck getragen. Um sie aber als Putz gebrauchen zu können, werden sie theils geschliffen und polirt, theils mittels eines Drillbohrers oder einer eigenen Perlenbohrmaschine gebohrt. Die Farbe der Perlen ist bläulichweiß, auch rosenfarben, schwärzlich, selten ganz schwarz; wenn man sie mit weißem Fischbein (os sepiae) Bimsstein, Salz und venetianischer Seife schleift und polirt, so erhalten sie einen schönen bläulichten Glanz, und in Kuhmilch gehalten, werden sie rein weiß. Um einen wohlfeilern Ersatz für die echten, theuern Perlen zu erhalten, sucht man künstliche zu erfinden, was dem Franzosen Jakquin um 1680 am besten gelang. Man füllt hohle Glaskügelchen mit Wachs aus und überzieht sie inwendig mit Perlenessenz. Dieselben Muschelthiere, welche Perlen erzeugen, liefern in ihren innern Schalschichten die Perlmutter, woraus man allerlei Bijouteriewaaren fertigen kann. Man bedient sich zu dem Ende einer sehr feinen Säge aus Uhrfedern, um die Schale in Platten zu zerschneiden und diese wieder in Stücke; die gespaltenen Stücke, mit Ausnahme der innersten Schicht, die von der Natur schon Glanz hat, werden dann geschliffen und polirt. Die Zeichnungen, welche auf Perlmutter vorkommen, werden entweder mit Schwefelsäure eingeätzt oder eingegraben und eingeschliffen. Außer Perlen und Perlmutter liefern die Perlenmuscheln noch die sogenannten Pfauensteine. Das Schloß, welches die beiden Schalklappen dieser Muscheln verbindet, enthält nämlich einen Knorpel, der einen schönen grünblauen Glanz hat und, wenn er geschliffen und polirt ist, gegen das Licht gehalten, mit allerlei Farben schillert; früher wurde er für Edelstein gehalten, und zu eingelegten Arbeiten benutzt.

Perlhuhn (Numida) heißt eine nur in Afrika vorkommende artenarme Gattung von Hühnervögeln. Sie unterscheidet sich durch unbefiederten, mit Hornschwiele bewaffneten Kopf und kurzen hängenden Schwanz von andern Gattungen. Das gemeine Perlhuhn (Numida Meleagris) lebt in Flügen an sumpfigen Orten Mittelafrika's jetzt auch verwildert in Westindien und Südamerika, und schlaft auf Bäumen. Die Portugiesen brachten es im 16. Jahrh. nach Europa und jetzt ist es auf Hühnerhöfen keine Seltenheit. Seine Lebensweise ist fast die des gemeinen Haushuhns. Das Fleisch ist schmackhaft.

Perm, russisches Gouvernement zwischen 70 bis 81° 30′ östl. Länge und 56° 30′ bis 61° 31′ nördl. Br., 6100 □M. groß, ist größtentheils mit Bergen und undurchdringlichen Waldungen bedeckt und nur in einem kleinen Theile eben und fruchtbar. Das Uralgebirge, das sich hier in dem Jekaterinburgischen und Werchoturischen theilt, durchzieht das Land. Viele Flüsse, die Petschora, Kama, Tschussowaja, Ufa, Sosma u. A. bewässern das Land. Es bringt alle deutschen Getreidearten hervor und hat alle deutschen Hausthiere, außerdem Kameele und Rennthiere. Aus den Bergwerken kommt Gold, Kupfer, Eisen und Salz. Die Bevölkerung an der Zahl 1,488,800, besteht aus Russen, Tataren, Baschkiren, Wogulen, Sirjänen, Permjäken u. A., die entweder griechische Christen oder Muhamedaner und Schamanen sind und hauptsächlich von Viehzucht leben, da der Ackerbau sie nicht hinlänglich nährt. Man hat gute Stutereien, gute Bienenzucht, jagt Zobel, Marder, Iltis, Bären, Füchse und Fischottern, fischt Störe, Sterlette, Belugen und Lachse, unterhält Goldwaschheerde, Kupferhütten, Schmelz-, Spleiß- und Stückofen, Eisenhütten. Das Gouvernement wird in 12 Kreise getheilt. Die Hauptstadt des ganzen Gouvernements Perm liegt an der Kama, zählt 10,300 Einw. und war früher der Sitz der Hauptbergregierung. Wichtiger als die Hauptstadt ist die Bergstadt Jekaterinburg (s. d.). Außerdem sind noch zu bemerken die Städte Irbit, wegen seiner Messe, seiner Bergwerke und seines Pelzhandels, und Werchoturje, wegen seiner erst neuerlich entdeckten reichhaltigen Goldsandflötze, seines schon länger bestehenden Eisenbetriebes, sowie auch als Niederlagsort des sibirischen Handels.

Permutation, s. Combination.

Pernambuco, s. Fernambuco.

Pernice, Ludwig Wilhelm Anton, geheimer Oberregierungsrath, ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft und königlicher Curator der Universität Halle, wurde am 11. Juni 1799 ebendaselbst geboren, wo sich sein aus Nesso am Lago di Como stammender Vater, ein wohlhabender Kaufmann, niedergelassen hatte, und erhielt theils auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt, theils auf den Universitäten Halle, Berlin und Göttingen seine Bildung. In Göttingen zum Doctor der Jurisprudenz creirt, habilitirte er sich 1821 in Halle und wurde schon im folgenden Jahre, nachdem er einen Ruf nach Dorpat ausgeschlagen hatte, zum außerordentlichen Professor und Mitglied des Spruchcollegiums ernannt; erhielt 1825 die ordentliche Professur, 1833 das Viceordinariat des Spruchcollegiums, 1838, nachdem er einen Ruf nach Göttingen ausgeschlagen, ward er zum geheimen Justizrath und 1844 zum königlichen Curator der Universität ernannt. Er behandelt vorzüglich Staatsrecht, Völkerrecht, Lehnrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, und gehört derjenigen Juristenschule an, die zur Zeit des deutschen Reichs die geltende war. Man hat ihn deshalb als Absolutisten und Aristokraten bezeichnet, wogegen er sich aber stets erklärt hat. Von seinen Schriften nennen wir seine „Disp. de furum nomine quod vulgo directariorum nomine circumfertur“ (Gött. 1821); Sextus Pomponius „De origine juris fragmenta cum varietate lectionis et notitia literaria“ (Gött. 1822) und „Geschichte der Alterthümer und Institutionen des römischen Rechts im Grundrisse“ (Halle 1821, 2. Aufl., 1823); „Observationes de principum comitumque imperii germanici inde ab a. 1806 subjectorum juris de privati mutata ratione“ (Halle 1827); „Quaestiones de jure publico germanico“ (Halle 1828—35); Commentatio qua de jure quaeritur, quo principes Hohenloensis tanquam comites Glichenses duci Saxoniae Coburgensi et Gothano subjecti sunt“ (Halle 1835.)

Péron, François, Naturforscher und Reisender, geb. am 22. August 1775 zu Cirilly im Bourbonnais, hatte so eben seine Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet, als die Revolution ihn in die militärische Laufbahn warf. Er wohnte einigen Gefechten bei, wurde von den Preußen am Rhein gefangen genommen und benutzte seine Gefangenschaft zum Studium der Geschichte und Länderkunde. Nach Frankreich 1794 zurückgekehrt, trat er seiner Wunden wegen aus dem Kriegsdienste und studirte die Medicin zu Paris. Als am 19. October 1800 Baudin eine Forschungsreise nach dem Südmeer antrat, begleitete ihn P. als Zoolog. Auf dieser Reise, welche am 7. April 1804 beendigt war, machte P. die schätzbare Erfahrung, daß das Wasser des Oceans um so kälter ist, je tiefer man hinabsteigt. Seine Thiersammlung enthält nach dem Berichte der Commission, welche sie untersuchte, mehr als 100,000 Stücke, und die Zahl der neuen Arten beläuft sich auf über 2500. Doch hatte auf dieser Reise seine Gesundheit gelitten; er starb schon den 14. December 1810 in seiner Geburtsstadt. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Observations sur l'Anthropologie“ (Paris, Jahr VIII.); „Voyage de découvertes aux terres australes pendant les années 1800—1804“ (Paris 1807—1816, 2 Bände Text und 2 Bände Atlas). Der 2. Band war halb gedruckt, als P. starb. Die Herausgabe verdankt man seinem Reisegefährten L. de Freycinet, welchem auch der ganze 3. Band angehört, und welcher die Entwerfung des Atlas geleitet hat. Eine zweite Ausgabe dieses Werkes hat Arthur Bertrand 1824 besorgt. Einige sehr wichtige Abhandlungen von P. finden sich in den Annalen des Pariser Museum, den Memoiren des Instituts und andern Gesellschaftsschriften. Unvollendet hinterließ er ein Werk über die Medusen.

Peronne, eine Stadt und Festung im französischen Departement der Somme, in morastiger Gegend an der Somme, hat 4200 Einw., ein College, fünf Kirchen und eine Mineralquelle. Die Stadt ist sehr alt und wird schon zur Zeit der Merowinger erwähnt. Früher gehörte sie zu Burgund, doch nach Karl's des Kühnen Tode bemächtigte sich Lud-

wig XI. der Stadt, die dann im Madrider Frieden von Karl V. förmlich an Frankreich abgetreten wurde. Die Festung galt früher als sehr fest, wurde aber 1815 von den Engländern beim ersten Sturmangriffe genommen und ist jetzt zum Theil verfallen.

Perotti, Nicolaus, einer der größten Gelehrten Italiens, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, geb. 1430 zu Sassoferrato, gest. 1480 als Erzbischof von Manfredonia, lieferte von mehreren griechischen Schriftstellern gute lateinische Uebersetzungen. Besonders bekannt ist seine „Cornucopiae sive linguae lat. commentarii" (Ven. 1489, Fol. und Bas. 1532, Fol.), die zugleich einen vollständigen Commentar zum Martial enthalten. Ihm wurden früher von mehreren Gelehrten die unter dem Namen des Phädrus (s. d.) vorhandenen Fabeln zugeschrieben.

Perpendicular, s. Senkrecht.

Perperna, Marcus, führte die Trümmer des Heeres des Marcus Aemilius Lepidus (s. d.), nachdem dieser in Sardinien gestorben war, im J. 77 v. Chr. nach Spanien zu Sertorius (s. d.), wurde von seinen Soldaten gezwungen, sich diesem unterzuordnen, und focht in dem Kriege gegen Metellus und Pompejus ohne Tüchtigkeit und Glück. Neid und Haß gegen Sertorius bewogen ihn, sich mit zehn andern Römern gegen denselben zu verschwören und ihn bei einem Gastmahle, das er ihm gab, zu ermorden. Als er von Pompejus besiegt und gefangen worden war, suchte er sein Leben durch Auslieferung der Papiere des Sertorius an Pompejus zu retten; doch dieser ließ die Papiere verbrennen und P. tödten.

Perpetuum mobile, dem Wortbestande nach irgend ein Ding, welches sich stets, ohne Aufhören bewegt, ohne daß hierbei Rücksicht genommen worden ist, ob es erst durch einen Impuls zu dieser stetigen Bewegung gekommen sei, oder die Ursache der Bewegung in sich selbst habe. Wenn man den Begriff des Ausdrucks, wie er hier aufgestellt ist, auf unser Planetensystem oder auf unsere Erde, die sich fortwährend um ihre Axe dreht, anwendet, so muß man diese als Perpetuum mobile anerkennen. Seit den ältesten Zeiten hat man versucht, dem natürlichen Perpetuum mobile eine Maschine nachzubilden, welche durch ihre eigene Bewegung die bewegende Kraft stets wieder erneuern und sich ohne Aufhören bewege, was aber nicht möglich ist, da jede solche Maschine aus Materie bestehen muß, die Materie aber weder die Ursache ihrer Bewegung selbst sein, noch sich der Veränderung und Zerstörung entziehen kann. Alle bisher unternommenen, oft höchst kostspieligen Versuche der Art sind mißglückt, und ist eine solche Maschine als Perpetuum mobile gezeigt, so hat sie immer einen geheimen, oft selbst dem kundigen Physiker verborgenen, bewegenden Mechanismus in sich gehabt, was auch der Fall gewesen ist bei dem durch den Uhrmacher Geiser aus Chaux de Fond in neuester Zeit verfertigten Rade, welches nach dem Tode des Urhebers in Stocken gerieth und beim Auseinandernehmen einen sinnreich gearbeiteten, das Rad bewegenden Mechanismus entdecken ließ.

Perpignan, die wohlbefestigte Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Roussillon, am Flusse Tet, jetzt Hauptstadt des Departements Pyrénées Orientales im südlichsten Frankreich am mittelländischen Meere, mit 18,500 Einw., hat ein kleines Castell und ist von hohen und dicken Mauern und Bastionen umgeben. Die Stadt hat ein Collége, eine Kunstschule, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und eine Gesellschaft für Beförderung des Ackerbaus und Handels. Die 1349 von Peter von Aragon hier gestiftete Universität ging zur Zeit der Revolution ein. Die Einwohner beschäftigten sich mit Gerberei, Tuchfabrikation, Branntweinbrennerei, Seidenbau und Weinhandel (Roussillonwein). Uebrigens ist P. der Sitz der Departements- und Bezirksbehörden, eines Bisthums, zweier Friedensgerichte und eines Handelsgerichts. In der hiesigen Stammschäferei befanden sich die von Ternaux 1819 hierher verpflanzten Kaschmirziegen.

Perponcher-Sedlnitzky, Heinrich Georg, Graf v., 1773 im Haag geboren, Nachkömmling einer altadeligen holländischen Familie, trat, nachdem er in England und später im Carolinum zu Braunschweig gebildet worden war, als Dragoner-Lieutenant in holl. Dienste und wohnte dem Feldzuge von 1793 als Rittmeister und Adjutant des

Prinzen Friedrich von Oranien bei, dessen Lebensretter er in der Schlacht bei Werwik ward. Der Familie Oranien folgte er 1794 nach England, trat 1795 mit dem Prinzen Friedrich als Capitän in österreichische Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen von 1796 und 1797 rühmlich aus. Nach dem Tode des Prinzen ward er Commandeur der italienischen Armee zu Padua, ging hierauf in englische Dienste als Chef des im Solde Englands stehenden Jägerregiments Löwenstein während der Feldzüge in Deutschland und Aegypten, und kehrte 1802 nur mit einem kleinen Häuflein desselben nach England zurück. Er ging 1804 als Commandant nach Malta, ward 1807 Commandeur der lusitanischen Armee zu Oporto, zog 1808 als Chef des Generalstabes vom Armeecorps des Grafen Roßlyn gegen Antwerpen und mußte, gezwungen durch Napoleons strenges Decret, durch welches seine Güter confiscirt werden sollten, aus englischen Diensten treten. Er blieb aber stets eifriger Anhänger des Hauses Oranien und lud selbst den Prinzen ein, sich an die Spitze der Regentschaft zu stellen, als 1813 die Franzosen capitulirt hatten. Als Generalmajor blokirte er mit den Alliirten die niederländischen Festungen 1815, und als Generallieutenant behauptete er gegen den Befehl des falschberichteten Herzogs Wellington seinen Posten bei Quatre-Bras am 15. Juni, wodurch er zum Siege bei Bellealliance viel beitrug. Um seine Verdienste um das Vaterland zu lohnen, erhob ihn sein König in den erblichen Grafenstand, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, an dessen Hofe er als Gesandter Hollands ausgezeichnete Achtung genoß, beschenkte ihn mit dem rothen Adlerorden 1ster Klasse. Er starb in Berlin 1842.

Perrault, Claude, ein berühmter Architekt, geb. 1613 zu Paris, studirte die Medicin und wurde Doctor. Die Uebersetzung Vitruv's, welche ihm Colbert aufgetragen hatte, ließ ihn auf einmal erkennen, daß die Baukunst sein Beruf sei. Als Colbert für den Bau des Louvre einen Aufruf an alle Künstler ergehen ließ, schickte P. eine Zeichnung ein, mit welcher die seiner Mitbewerber keine Vergleichung aushielten, und welche Bernini's Zustimmung erhielt, der in Folge des Aufruhrs von Rom hergekommen war. Allein der Neid erklärte diesen schönen Plan für unausführbar, und erst mußte eine Ausführung im Kleinen alle Einwürfe vernichten, ehe dieses Gebäude sich erhob, welches als das Meisterstück der französischen Baukunst betrachtet werden kann. Nach der Eroberung von Flandern und der Grafschaft Burgund wurde nach P.'s Zeichnung ein Triumphbogen zu Ehren des Königs am Ausgang der großen Straße St. Antonio errichtet. Wurde auch dieses Denkmal des verhaßten Königs ein Jahr nach dessen Tode wieder weggerissen, so ist doch der herrliche Kupferstich als bleibendes Denkmal des Künstlers noch vorhanden. Auch die Capelle Notre-Dame de Ravenne in der Kirche Petits-Pères und die meisten Zeichnungen zu den bronzenen und marmornen Vasen in den Gärten von Versailles sind von P. Er starb zu Paris 1688. Sein Ruhm wird trotz den Bemühungen des Neides und den satirischen Ausfällen Boileau's fortbestehn. Von P.'s Schriften führen wir an: eine Uebersetzung Vitruv's (Paris 1673, 2. Ausg., 1684, Fol.); „Ordonnances des cinq espèces de colonnes, selon la methode des anciens" (Fol.); eine Sammlung vieler von ihm erfundener Maschinen (Paris 1700). — Sein Bruder Charles P., geboren am 12. Januar 1628 zu Paris, studirte die Rechte und wurde Advocat, verließ aber diesen Stand und wurde der Gehilfe seines Bruders Pierre, als dieser die Stelle eines Generaleinnehmers der Finanzen von Paris gekauft hatte. Im J. 1664 von Colbert zum Oberaufseher der Gebäude des Königs ernannt, benutzte er das Zutrauen, welches ihm der Minister schenkte, zur Aufmunterung der Wissenschaften und der Künste. Er bildete mit Chapelain, Cassagne und dem Abbé Bourzeis einen Verein zum Studium von Devisen und Medaillen, welcher die Wiege der Akademie der Inschriften wurde, und den Denkschriften, welche er beim Minister einreichte, verdankt man zum Theil das Entstehen der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der schönen Künste. Im J. 1671 ward er in die französische Akademie gewählt, welche auf seine Veranlassung den Louvre bezog. Zum Unglück für seinen Ruhm legte er seine Stellen nieder und gab, da er nun viele Muße hatte, seine „Parallèle des anciens et des modernes" heraus, in welcher er z. B.

dem Homer Dichterlinge wie Chapelain vorzog. Ein langer Streit entspann sich hieraus, in welchem ihm Boileau vielen Aerger verursachte. Er starb 1703. Außer dem genannten Werke ist er der Verfasser mehrer anderer, z. B. „Les hommes illustres de France" (2 Bde., Fol., 1696—1700 mit Abbild.), und die 1759 im Druck erschienenen „Memoires" seines Lebens. Er war es, der unter den Franzosen zuerst den Geschmack an Feenmärchen erregte, die er aus den Volkssagen entnahm, in den „Contes de ma mère l'Oye" (Paris 1669—1697).

Perrotine heißt die von Perrot in Rouen erfundene Maschine zum Kattundruck. Früher wurden die Calicoes sämmtlich aus freier Hand, wie noch gegenwärtig die Leinwand und die Tapeten mit Klotzformen gedruckt, auf welchen das Muster theils geschnitten, theils mit verschieden geformten Messingstückchen eingestiftet war, und diese Formen wiederholt nebeneinander nach Paßpunkten aufgesetzt, wobei man für jede Farbe eine besondere Form haben mußte. Das Zeitraubende dieser Arbeit rief die Erfindung des Walzendruckes (s. d.) hervor, welcher zugleich einen ganz andern Charakter der Muster nach sich zog. Da aber für eine Menge von Mustern der Walzendruck nicht geeignet ist, welche daher immer noch aus freier Hand gedruckt werden mußten, so erfand Perrot seine Maschine, welche den Klotz- oder Plattendruck ebenfalls bewerkstelligt. Eine sehr gute Maschine für denselben Zweck erfand der Mechaniker Fuchs in Deutschland. Die Perrotine druckte nicht allein Platten mit einer Farbe, sondern sie druckte gleichzeitig drei Farben, und auf der Gewerbeausstellung in Berlin im J. 1844 befand sich sogar eine fünffarbige Perrotine. Die 1844 in Schlesien und Böhmen ausgebrochenen Arbeiterunruhen waren besonders gegen die Perrotine gerichtet, da die Arbeiter fürchteten, durch die Wirksamkeit solcher Maschinen ihren Verdienst geschmälert zu sehen und deshalb auf ihrer Zerstörung bestanden.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, die alte Hauptstadt des persischen Reichs, lag unweit des Araxes und war eine der prachtvollsten Städte, der Begräbnißplatz der einheimischen Könige. Namentlich zeichnete sie sich durch die großartigsten Baudenkmäler aus, die sie wahrscheinlich mehreren Regenten der frühesten Zeit verdankt. Nach Besiegung des Darius zerstörte sie Alexander der Große im J. 330 v. Chr. Später wurde sie theilweise wieder hergestellt. Die mohammedanischen Fürsten gründeten nördlich von den Trümmern des alten P. die Stadt Isethachar oder Istakar; aber auch diese wurde verwüstet. Staunenswerthe Ruinen, von den Einwohnern Tschil-Minar genannt, zeugen noch von der Größe und Pracht der alten Stadt. Namentlich sind zu erwähnen die Ueberreste eines großen Gebäudes, welches, auf der hintern Seite von einem halbmondförmigen Felsengebirge eingeschlossen, in drei über einander sich erhebenden Absätzen ganz aus Marmor gebaut ist, dessen ungeheure Blöcke mit bewunderswürdiger Kunst ohne alle Bindungsmittel zusammengefügt sind. In der Felsenwand, aus deren Oeffnungen das Gebäude hervorspringt, sieht man zwei große Grabmäler. Die Inschriften dieser Denkmäler sind in einer dreifachen Schrift, Keilschrift (s. d.) genannt, und in dreierlei Sprachen, der Zend-, Pehlewi- und assyr. oder babylon. Sprache, abgefaßt. Neuere Gelehrte, namentlich Heeren und Tychsen haben wohl Unrecht, den Namen und die Stadt P. für gleichbedeutend mit dem uralten Königssitze Pasargada zu halten; es sind wohl zwei verschiedene Städte. Die noch vorhandenen Ruinen sind am vollständigsten beschrieben und abgebildet in den Reisewerken von Chardin, Bruyn und Karsten Niebuhr. Vgl. Niebuhr „Travels from India to England through Persia etc." (London 1827, 4.).

Perses, der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, und Bruder des Asträos und Pallas, war der Gemahl der Asteria und Vater der Hekate. — Perses, der Sohn des Helios und der Perse, und Bruder des Aetes und der Kirke, entthronte seinen Bruder, wurde aber von der Medea (s. d.) getödtet. — Perses, der Sohn des Perseus und der Andromeda, ist der mythische Stammherr der Perser.

Perseus war des Jupiters und der Danae Sohn. Akrisius, Danae's Vater, hatte

Beide in einen Kasten gesteckt und ins Meer geworfen, aber die Götter retteten Mutter und Kind auf die Insel Seriphos, wo Polydektes herrschte. Hier wurde Perseus im Tempel der Minerva erzogen. Polydektes verliebte sich in Danae, fürchtete aber den P., deshalb suchte er ihn zu entfernen. Er bat ihn, ihm das versteinernde Medusenhaupt zum Geschenk zu bringen, wobei er umkommen sollte. Aber mit Hülfe der Götter, mit einem Helm von Pluto, mit Merkurs Flügelschuhen, Vulkans diamantner Hippe und den ehernen hellblendenden Schilde der Pallas, worin er die Gorgonen wie in einem Spiegel sehen konnte, drang er in den nächtlichen Aufenthalt derselben, hieb der Medusa Haupt, von Minerva geleitet, ab, steckte es in einen Sack und flog vermittelst Merkurs Flügelschuhen davon, ehe ihn die andern beiden Gorgonen einholen konnten. Auf dem Rückwege verwandelte er durch sein Medusenhaupt den Atlas in ein Gebirge, in Aethiopien rettete und heirathete er die Andromeda (s. d.), deren frühern Bräutigam Phineus er ebenfalls versteinerte. In Seriphos angekommen, verwandelte er den Polydektes ebenfalls in einen Stein, weil er Danae nachgestellt hatte, gab das Königreich dem Diktys, und floh mit Gemahlin und Mutter zu seinem Großvater Akrisius, den er aber durch einen unglücklichen Wurf mit dem Diskus tödtete, wie das Orakel prophezeit hatte. Er erbte den Thron von Argos, von wo ihn der Gedanke, ein Mörder zu sein, vertrieb, zu seinem Vater Megapenthes von Tiryntih, mit dem er das Reich wechselte. Er erbaute hier Mykene, wo ihm seine Gemahlin den Alkaeus, Sthenelus, Heleus, Nestor, Elektryon und die Gorgophone gebar. Durch den Alkaeus ward er Stammvater des Herkules. Das Medusenhaupt hatte er seiner Schutzgöttin Minerva geschenkt, das sie als Attribut in ihrem Schilde fortan trug.

Perseus, der letzte König von Macedonien, ein unehelicher Sohn Philipp's III. (s. d.), folgte im Jahre 171 v. Chr. seinem Vater in der Regierung und setzte die von demselben bereits begonnenen Rüstungen gegen Rom fort, um die alten Grenzen des Reichs wieder zu gewinnen. Er suchte sich deshalb auch mit den Griechen, Thraziern, Illyrern und andern Völkern zu verbinden, allein die Unterhandlungen scheiterten zum Theil an seiner Unentschlossenheit, Habsucht und Grausamkeit. Als der listige König Eumenes (s. d.) von Pergamus den Plan des Perseus dem römischen Senate verrathen hatte, schickte letzterer ein Heer ihm entgegen. Die ersten drei Feldzüge blieben unentschieden, bis endlich L. Aemilius Paulus den Oberbefehl über die römischen Truppen übernahm und durch einen einstündigen Kampf bei Pydna (s. d.) im J. 168 v. Chr. die Unterwerfung Macedoniens vollendete. P. selbst floh gleich bei Beginn der Schlacht nach Samothrake, mußte sich aber bald darauf den Römern ergeben und starb nach einigen Jahren in der Gefangenschaft zu Alba.

Persien. Bei der geographischen Beschreibung Persiens muß man zunächst die Zeiten von einander unterscheiden, in denen es ein persisches Reich gab. Lange vor Alexander dem Großen war Persis eine bloße Provinz in Asien, jetzt Farsistan, die der aus verschiedenen Eroberungen zusammengesetzten persischen Monarchie nachher den Namen gab. Das neupersische Reich, welches im 3. Jahrhundert nach Chr. entstand und bis ins 7. Jahrhundert dauerte, umfaßte beinahe das jetzige Persien in weiterem Sinne. Das neuere persische Reich umfaßt drei große Staaten, Kabulistan oder Afghanistan (s. d.), Beludschistan (s. d.) und Iran oder das eigentliche und im engern Sinne sogenannte Persien, welches zwischen 61° 31′ und 79° 10′ östl. Länge und zwischen 26° bis 41° n. Br. liegt, begrenzt im Norden von Rußland und vom kaspischen Meere, im Süden vom persischen Meerbusen, im Osten vom osmanischen Reiche und im Westen von Beludschistan und Afghanistan. Der Umfang Irans wird verschieden angegeben; Einige nehmen 23,000, Andere 21,000, 22,000, 37,000, ja sogar 59,000 QM. mit 6 oder 12, nach Andern 22 oder 39 Millionen Menschen an. P. ist in der Mitte Hochebene von 4 bis 5000 Fuß über dem Meere, hat hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, z. B. Ararat, Kaukasus, Zagros, Elwend, und merkwürdige Salzebenen und lange Sandwüsten. Das Klima der Hochebene ist angenehm, das der Niederungen drückend heiß; die Luft ist trocken und ungesund, besonders wenn der Samum weht; vorzüglich in

der Umgegend des persischen Meerbusens. Der Boden ist an vielen Stellen ausgesonnt und dürre und wird nur vom Regen befeuchtet, da es keine großen und wenig kleine Flüsse gibt, die sich hier und da noch überdies im Sande verlieren und nicht hinreichen, das innere Land gut zu bewässern. Von den Seen sind die namhaftesten der Maragha (Urmi), Gökdsche, Bakhtegan und And. Es gebricht auch an Quellen, von denen viele sonst vorhandene verfallen sind. Früher war ganz Iran von einer Menge Kanäle, deren einige sogar unterirdisch angelegt waren, durchzogen und so in herrlicher Fruchtbarkeit erhalten, aber öftere Kriege und die Trägheit der jetzigen Bewohner haben sie theils verwüstet, theils eingehen lassen, und dadurch sind viele Moräste entstanden. Die Ebenen sind nur ergiebig, wenn sie bewässert werden können, alsdann tragen sie aber sehr reichhaltig. Man baut dort Hülsenfrüchte, Reis, Küchenkräuter, Getreide, Zuckerrohr, schöne Weine, Manna, Asand, Rhabarber, Datteln, Mastix, Galläpfel, Koissten u. v. a. Es wird viel Seide, Kupfer, Eisen, Stahl, Blei, Salpeter, Schwefel und besonders Salz gewonnen. Im Thierreiche bringt Iran hervor: schöne, dauerhafte Pferde, Esel, fettschwänzige Schaafe, Kameele, langhaarige Katzen, allerlei Speise- und Raubwild, Löwen, Leoparden, Goldwölfe, Hyänen, Affen allerlei Geflügel, Perlenmuscheln, Heuschrecken, Giftwanzen, Scorpionen, Tarandeln, Fische u. A. Die Einwohner bilden ein aus verschiedenen Völkern zusammengewürfeltes und durchmischtes Ganzes, welches aus Tadschiks (ansässige Perser), die ein Gemisch von Parsen und Arabern sind, aus Gebern (s. d.), Armeniern und nomadischen Kurden besteht. Die Tadschiks oder Neuperser sind lebhaft, orientalisch gebildet und betriebsam, und beschäftigen sich mit Färberei, Seidenweberei, mit Ackerbau und mit Verfertigung guter Kupferwaaren, besonders trefflicher Säbelklingen. Sie sind Schiiten. Ihr Handel ist ein Landhandel, der mit Karavanen betrieben wird. Den Seehandel können sie nicht üben, weil ihr Land, überhaupt an Waldungen arm, kein Schiffbauholz liefert und weil sie zu bequem für den Seedienst sind. Deßungeachtet lieben sie das Wasser, denn der Vornehme läßt sich in der Nähe seines kleinen, äußerlich unansehnlichen, aber innerlich mit orientalischem Schmuck überladenen Hauses einen Teich, sogar im Innern des Wohnzimmers, wenn es irgend thunlich ist, einen Springbrunnen anlegen. Der Perser badet sich gern und oft, wozu ihn wohl das Klima gewöhnt hat. Standesverschiedenheiten gibt es nicht, als nur einen König und Unterthanen, Herrn und Sclaven. Der Titel Mirza, Khan und Aga sind nur Ehrentitel. Das erbliche Eigenthum kann confiscirt werden — was häufig geschieht, wo wie in Asien der Despotismus herrscht. Der König hat wie jeder Monarch seine Regalien. Das Reichswappen soll eine aufgehende Sonne sein. Der Hofstaat ist ächt asiatisch und voll von Ceremonien und Ceremonienmeistern, unter denen auch Hofpoeten und Hofastrologen vorkommen. Als Ritterorden existirt der Sonnenorden in drei Graden. Der Monarch ist unumschränkt mit despotischer Gewalt, und die Rechtspflege unter dem Scheik Islam wird in den Provinzen von Beglerbegs verwaltet. Das allgemeine Gesetzbuch ist der Koran. Die Polizei ist so streng als die Criminaljustiz grausam ist. Verstümmlungen, wie das Ausschneiden der Zunge, Ausstechen der Augen, Aufschlitzen des Leibes, Abhauen der Hände u. s. w. sind ganz gewöhnliche Strafen. Die Staatseinnahme soll sich auf 58 Millionen Francs oder über 20 Millionen Thaler und das Heer auf zwei bis drittehalbhunderttausend Mann belaufen. Das Reich besteht nach dem Frieden mit Rußland zu Turkmanschai 1828 aus 11 Provinzen, die von Khans regiert werden. Früher war das große Ispahan, jetzt ist Teheran die Haupt- und Residenzstadt.

Seitdem Anquetil du Perron uns die heiligen Bücher der Perser eröffnet hat, ist die alte persiche Geschichte in eine ganz andere Gestalt getreten, in der sie hier kürzlich gegeben werden soll. Das alte Zendvolk oder die Arier, in Besitz einer uralten Civilisation und eines auf Albordis Höhen dem Propheten Hom geoffenbarten und von Zoroaster gereinigten und geheiligten Religionsdienstes auf den höchsten Scheitelflächen Asiens nördlich vom Himalayagebirge, war das Volk, das sich später in Baktrier, Meder und Perser (im engern Sinne) zertheilte. Es stammte von Elam, Sems Sohne ab und ward bald das herrschende in Asien. Geheimnißvoll verschleiert ist ihre Urgeschichte, wie jede, und was aus Zenda-

vesta davon bekannt ist, trägt den Charakter von gigantischer Phantasie idealisirter und durchfabelter Geschichte. Als der erste König wird Kheiu-maras, Ahn der Pischdadischen Regentenfamilie, genannt. Er eroberte Balkh, Istachâr und Damawend und regierte 560 Jahre. Huschhengk regierte 500 Jahre, gab Gesetze, gründete Ackerbau, Bergwerke; sein Nachfolger Tehmurus baute 7 Städte, und Dschemschid, dessen 700jährige Regierung und Zeitalter mit allen Farben der goldenen Zeit gemalt wird, dessen Name im Munde der Perser der beliebteste und gefeiertste ist, verließ sein rauhes Urland auf Befehl des Ormuzd, nachdem er durch Hom den Propheten auf Albordi sich offenbart hatte, zog südlich, baute viele Städte und ordnete die drei Stände der Soldaten, Landleute und der Handwerker und Künstler. Da kam der wüthende und blutdürstige Sohhakh (Zohak), bei dem sich der Teufel als Koch verdungen hatte, gesandt von dem Könige Yemens in Arabien, eroberte das ganze Land und vernichtete die goldene Dschemschidische Zeit. Er tyrannisirte 1000 Jahre, dann stürzte ihn Feridun, ein Nachkomme Dschemschids, nahm ihn gefangen und fesselte ihn an den Berg Damawend, wo er ewig gequält, keine Ruhe findet bis ans Ende der Welt. Feridun regierte 500 Jahre, bewältigte die Diws (böse Geister), theilte das Reich unter seine Söhne, die sich entzweiten, wodurch die beiden feindlichen Reiche, Tur und Ari (Iran, das eigentliche Persien diesseit des Oxus) entstanden, die aber Minotscher (Moses Zeitgenosse?), der berühmte Held, auf eine Zeitlang wieder vereinigte. Unter den folgenden Herrschern fielen sie wieder auseinander und lebten in ununterbrochener Feindschaft. Die Pischdadier füllen die Zeit zwischen Noah und Kobâd von 800—600 v. Chr.), dem Stifter der Kheianischen Regentendynastie (Kajaniden), unter denen das Reich zu einer unerschütterlichen Größe anwuchs, so daß alle benachbarten Staaten als Lehnsreiche erschienen, Tur und Arabien sind gedemüthigt, nichts kann ihnen widerstehen, Bildung aller Art blüht, bis es sich in sich selbst durch Despotismus, Revolutionen und Empörungen aufreibt und von Alexander dem Großen unterjocht wird. Nach griechischen Quellen würden nun Deiokes (700), Phraortes (—630), Kyaxares und Astyages (—560) und zwar als Könige von Medien genannt werden; von welchem Letztern der Held Kyros (Khor) (560—530) sein Perserland befreit und dasselbe durch Unterjochung Assyriens, Mediens, Babyloniens, Phöniziens und beinahe ganz Kleinasiens zum größten und mächtigsten Staate Asiens erhob. Aber nach Persiens Urkunden wird hier aus dem Elephanten eine Maus: nach Kobâd folgte Khaus (regierte 150 Jahre), dann Kheichosru (60 Jahre), glücklich gegen die Turanier. Lohorasp regierte 120 Jahre, ebenso Gkischtasp, in dessen 30. Regierungsjahr Zoroasters Auftreten gesetzt wird. Seine Zeit wird im Zendi wieder als eine glänzende und glückliche mit dichterischen Farben gemalt. Behmen Essendiar (Ardschir Dirazdest, in der Bibel Darius Medus, bei den Griechen Artaxerxes Makrocheir) entsetzte den Statthalter von Babylonien (das wie Assyrien, Medien, Armenien und Georgien nur persisches Lehnreich war), und an dessen Stelle den Kyros, der von dem Monarchen Befehl erhielt, die Juden aus ihrer Babylonischen Gefangenschaft zu entlassen (530), was er um so lieber that, da er selbst Sohn einer jüdischen Beischläferin des Dschamasp, Sohnes des Lohorasp, war. Das ist Alles, was morgenländische Quellen von Cyrus anführen. — Einen Kambyses, der Aegypten durch die Schlacht bei Pelusium (525) unterjocht haben soll, kennen sie gar nicht, eben so wenig den reichen Krösus, den Pseudosmerdes, einen Darius Hystaspis und Xerxes mit seinen Schaaren und Schlachten. — In den orientalischen Namen Behmen sind auf jeden Fall mehrere Könige zusammengedrängt, denn er soll ebenfalls 120 Jahre regiert haben. Er vermählte sich mit seiner eigenen Tochter (nach persischer Moral nicht auffallend) Homai. Sie ward schwanger, weshalb er seinen Sohn Sassan enterbte, um dem erwarteten Sohne den Thron zu geben, bis zu dessen Volljährigkeit Homai regieren sollte. Aber um den Thron zu behalten, setzte Homai ihr Kind in einem Kästchen auf die Sandbänke des Oxus aus, wo es von einem Hirten gefunden und erzogen und zum Krieger bestimmt wurde. Er zog gegen die Griechen mit, die Homai züchtigen wollte, zeichnete sich aus und wurde der Monarchin vorgestellt. Sie erkannte ihn und machte ihn zum Regenten. Er wurde Dara (Darab) (d. i. der aus dem Wasser Gezogene)

genannt, kämpfte glücklich gegen Philipp von Macedonien, der ihm beim Friedensschluß seine Tochter zur Gemahlin und jährlich 1000 goldene Eier geben mußte. Aber Dara schickte sie schwanger zurück, wo sie Alexander den Großen gebar, den Philipp als seinen Sohn erzog und ihm das Reich und das Geheimniß seiner Geburt hinterließ. Nun zog Alexander d. Gr. gegen Persien, wo jetzt Dara II. (Darius Kodomannos der Grieche) regierte, um seine Rechte geltend zu machen. Bekanntlich eroberte er Persien 334—330 durch die Schlachten am Granikus bei Issus und Arbela. Dara II. ernannte ihn sterbend zum Thronfolger und gab ihm seine Tochter Roschena (Roxane) zur Gemahlin. Alexander (bei den Persern Eskender Rumi der Grieche, Zulkarnain genannt) ließ Persien durch persische Edle regieren, nur die Provinz Pars (Iran) behielt er für sich. — Das ist das Wesentliche der altpersischen Geschichte nach dem Zendi und Bundehesch, einer Pehlwischen Encyklopädie der Zendbücher. Näheres in Herbelot's Bibliothek, in Abulfeda, in dem Index der Assemannischen Bibliothek, in Kleuker's Zendavesta, in Wahl's Geschichte der morgenländischen Sprachen und Literatur und in Rhode's: „Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden", in welchen Werken man zugleich die übrigen hierher gehörigen kennen lernt.

Von dieser meist religiösen Geschichtserzählung, wie sie sich in den heiligen Büchern und in den Sagen der Nation findet, weicht dasjenige wesentlich ab, was uns die Griechen davon überliefert haben. Ihren Berichten nach wiegelte Kyros (Cyrus), Sohn der Mandane und eines Persers Kambyses, das von dem medischen Könige Phraortes (650) unterjochte Persien gegen Astyages, seinen Großvater, den König Mediens auf (560), schlug ihn bei Pasargada, eroberte Medien, Lydien, (nachdem er den lydischen Krösus geschlagen am Halys 548), Assyrien, Phönizien und Kleinasien (das Phokäerland ausgenommen), so daß Persien die ungeheure Ausdehnung vom Indus und Oxus über Mittel- und Vorderasien bis zum Berge Olympus und in Afrika bis zur libyschen Wüste erhielt. Er theilte das Reich in Statthalterschaften, die er durch sein Genie zusammen zu halten und zu regieren wußte, aber unter den folgenden Königen fast ununterbrochen sich los zu machen strebten. Er starb auf einem Zuge gegen Tomyris, Königin der Scythen 529. Kambyses (529—22) vergrößerte das Reich um Aegypten, 525 durch die Schlacht bei Pelusium und Darius Hystaspis (521—486), der nach der 7monatlichen Regierung des Pseudosmerdes folgte, um Macedonien, Thrazien und einen Theil Indiens. Er theilte das Reich in 24 Statthalterschaften und suchte es zu organisiren, konnte aber Empörungen und Revolutionen aller Art nicht dämpfen. Der Aufstand der kleinasiatischen Griechen ward am erfolgreichsten. Sie versuchten während des indischen Zugs des Darius, von Histiäos und Aristagoras aufgewiegelt und von Athen und Eretria unterstützt, sich der Perserherrschaft zn entziehen (502), verbrannten Sardes (500) und wurden nach Milets Zerstörung (498), besiegt (496). Theils Rachlust, theils höfischleidenschaftliche Einflüsterungen der verbannten Griechen Hippias, Demaratos, Dekomedes bewogen den großen Perserdespoten, gegen die Griechen zu ziehen. Der erste Zug (492) verunglückte gänzlich schon unterwegs, der zweite von Hippias geleitet, unter Anführung des Datis und Artaphernes, begann mit Eretria's Verwüstung und endigte mit dem glänzenden Siege der Griechen bei Marathon (490). Das ist der erste Perserkrieg. Während neuer Zurüstungen und der Empörungen der Aegypter starb Darius. Sein Sohn Xerxes (486—465) zog, nachdem er die Aegypter ins Joch zurückgezwängt hatte, mit einem ungeheuren Heere ($1^1/_2$ Mill.) nach Griechenland, um des Vaters Racheplan zu vollenden. Er floh aber nach der ersten Niederlage bei Salamis (480) nach Sardes, und statt an Ehrenrettung zu denken, gab er sich einer schändenden Liebe hin. Das zurückgebliebene Heer wurde noch dreimal, bei Artemisium, Mykale und Platää (479), geschlagen und aufgerieben. Xerxes wurde ermordet. In der übrigen Geschichte des persischen Reichs gibt es nichts Merkwürdiges mehr, als Bestechungen, Empörungen der Satrapen, Verräthereien, Mord und Todtschlag und unglückliche Versuche, Ruhe herzustellen. Der Staat ohne Nationaleinheit, ohne ein tüchtiges Haupt, despotisch und willkürlich tyrannisirt, rieb sich durch sich selbst auf. Unter Xerxes

Nachfolger Artaxerxes Longimanus (465—424) empörten sich Baktrien, Syrien und Aegypten, und er wurde zu dem schimpflichen Kimonischen Frieden gezwungen (449). Xerxes II. wurde nach 45tägiger Regierung von seinem Bruder Sogdianus ermordet, und dieser nach 6 Monaten von Darius Nothos (424—404), den seine Gemahlin Parysatis beherrschte. Aegypten errang endlich seine Freiheit (414) aber nicht lange (bis 360). Auch Artaxerxes Mnemon (404—360) stand unter dem Pantoffel der Parysatis, die ihren Lieblingssohn Cyrus in dem Plane, sich des persischen Thrones zu bemächtigen, unterstützte, der aber nicht gelang, indem Cyrus von Artaxerxes bei Kunaxa (401) geschlagen und getödtet wurde. Er kam durch den antalkidischen Frieden (387), wodurch die Spartaner ihre Vortheile in Kleinasien aufgeben mußten, wieder zu politischem Ansehen und schloß sich an die aufstrebende thebanische Macht an. Artaxerxes III. Ochus (360—338) wußte seinen Thron nur durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder zu sichern und gab dem Reiche durch Unterjochung Aegyptens und durch glückliche Erstickung ausbrechender Empörungen in Phönizien, Cyprus und Judäa wieder eine scheinbare Festigkeit. Sein Eunuch Bagoas vergiftete ihn und ermordete seine Söhne. Darius Kodomannos (336—330) (der oben erwähnte Dara II.), von den Griechen als ein guter tüchtiger Mann geschildert, von den Persern aber als ein Wüstling und Tyrann, war der letzte Kheianische Perserkönig.

Persien war von Macedonien abhängig, bis dasselbe nach Alexander's Tode (323) von seinen Feldherrn zerrissen wurde, wo es unter die Herrschaft der Seleuciden von Syrien kam bis 246, in welchem Jahre es in dem von Aschekh (Arsakes der Griechen) gestifteten Parthischen Reiche als eine für die Römer furchtbare Macht wieder auflebte. Das parthische Reich ist wirklich ein persisches, denn Aschekh war ein reiner Perser, ein Abkömmling Dara II., und seine Familie, die Aschkhanier, gew. Arsaciden genannt, erhielten sich bis zu Chr. Geb., von wo an eine Nebenlinie der Aschkhanier (zweite Arsacidendynastie) den Thron besetzte. Bürgerliche Unruhen, Einfälle wilder Nomaden, selten unterbrochener Krieg mit den Römern wegen der Thronbesetzung Armeniens füllen die Geschichte der Aschkhanier aus. Durch eine in Parsistan ausgebrochene Revolution wurde Ardewan Narsi (der letzte Aschkhanier) nach Armenien verjagt, und es erhob sich Ardschir Babegkan (Artaxerxes I.), der Ahnherr der Sassaniden, als Herrscher über Mittelasien, das unter dem Namen des neupersischen Reiches bis 636 bestand und eine für Ostrom gefährliche Macht bildete, da es stets um Wiedererlangung der mit Altpersien verbunden gewesenen Länder kämpfte. Schon den Ardschir B. verwickelten seine Eroberungen in Kriege mit den Römern, die auch noch unter seinem Nachfolger Schapur (238—73) fortdauerten und erst durch den Frieden des Narsi mit Diocletian endigten (303). Des Narsi Nachfolger Hormuz erbauete Ormutz, und dessen Nachfolger Schapur II. (309—80) eroberte Theile der Tartarei und Indiens. Ungeachtet der verheerenden Einfälle der Hunnen (bis 486) stieg doch des Reiches Macht, besonders unter der mit Ardschir II. (386) beginnenden 2. Sassanidendynastie, so daß es unter Kosru A Nuschirwan (530—80) sich vom Mittelmeer bis zum Indus und vom Kaukasus bis ans persische Meer ausdehnte. Hormuz III. (580—90) mußte sich mit Ostrom, Chazaren und Arabern herumschlagen, wozu später die Römer wieder nebst den Türken und Hunnen kamen. Diese und innere Zerrüttungen entmarkten das Reich, bis es die muhamedanischen Araber von Sad, Omars General, angeführt, unter Jezdedscherds Regierung in den drei Schlachten bei Kadesiah (636), Galulah (637) und Nohawand (640) eroberten, von dem es bis 1220 abhängig blieb. Jedoch machten sich während dieser Zeit mehrere arabische Statthalter in Persien unabhängig, wurden von Andern verdrängt und so fort, so daß es uns wie ganz Asien von nun an nichts als einen planlos verwirrten Wechsel darbietet. Das stolze Chalifat, welches über Persien herrschte, zerfiel in kleine Stücken, bis die Mongolen unter Dschingischan das nördliche Persien eroberten 1220, die es bis 1405 behielten, während die südlichen Theile unter eignen, oft wechselnden Herrschern standen, oder von den Mongolen geplündert wurden. Mit dem Tode des gewaltigen Timur Tamerlan (1370—1405) zerging das große

Reich, und die **Turkomanen** (s. d.), nachdem sie schon 2 Jahrhunderte als wilde Nomaden verwüstet und geplündert hatten, bemächtigten sich Persiens unter Anführung Jussufs. Sie unterlagen aber einer andern turkomanischen Horde von Usong-Hassan angeführt (1468). Ihren letzten Herrscher Murad Begh unterwarf sich Ismael Sophi (1505), der vom Ali abstammen wollte, der Shirvan, Diarbekr, Irak, Fars, Kerman und einen Theil Armeniens unter sein Scepter zwang und so das Reich gründete, das unter den Sophiten bis 1722 bestand. Die folgenden Schahs Tamasp (1523—1575), Ismael II., Mahomed (1577—1586), Hamzeh, Ismael III. (1587), waren in blutige Kriege mit Türken und Usbeken verwickelt, wodurch das Reich zerfiel. Aber Abbas (1587—1629) stellte die verfallene Macht durch Eroberung Armeniens, Irak Arabi's, Mesopotamiens, der Städte Tauris, Bagdad und Bassora, Chorasans (von den Usbeken), Ormutz (von den Portugiesen), Candahar (von den Mongolen) und durch Demüthigung Georgiens wieder her. Er regierte mit eisernem Despotismus, zeichnete sich aber durch manche edle That, durch seine vielen Bauten, besonders in Ispahan, durch Witz und Laune aus. Er verordnete die Wallfahrt nach Medsched (statt, wie früher, nach Mekka). Neue Kriege mit Türken und Indiern und die Untüchtigkeit der folgenden Despoten schwächten das Reich so, daß die **Afghanen** (s. d.) es 1722 gänzlich eroberten, aber auch durch Entthronungen, Revolutionen und Kriege mit den Türken und Russen sich zu Grunde richteten, bis sich Kulikhan unter dem Namen **Schah Nadir** (s. d.) auf den Thron setzte 1736. Persien erstarkte wieder durch sein Waffenglück; er eroberte Baharein, Balkh, Candahar (1738) und nöthigte den Großmogul Mahomed ihm Provinzen am Indus abzutreten und eine tüchtige Summe zu zahlen. Er wurde 1747 von dem Anführer seiner Leibwache erdolcht. Das Reich zerfiel in 4 Theile: Chorasan und Sedschestan, Candahar (die östliche Provinz), Fars (die westliche) und Georgien. Letzteres kam an Rußland; in Candahar gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen — Residenz Kabul — deshalb Kabulistan genannt; in den beiden andern befestigte der Kurde Kerim nach langen blutigen Kämpfen seine Macht und regierte gut (Kurdistan). Er starb 1779, worauf Unruhen unter seinen Brüdern ausbrachen, bis Ali Murad (1784) die Oberhand behielt. Nur Aga Mahomed, ein Verschnittener, hatte sich in Mazenderan unabhängig gemacht. Ali Murad blieb auf einem Zuge gegen ihn, und sein Sohn und Nachfolger Dschafar, gleichfalls von Aga Mahomed geschlagen, wurde in Shivas, wohin er sich geflüchtet hatte, ermordet. Mohamed blieb allenthalben Sieger, nahm den Thron ein und ernannte seinen Neffen Babachan (1796) zum Nachfolger, der als solcher den Namen Feth-Ali-Schah führte und in Teheran residirte. Er führte mehrere Kriege mit den Russen, aber nicht mit Glück. In einem zu Derbend 1797 geschlossenen Frieden trat Persien die Provinzen am Kur ab. Abermals erhob Feth-Ali die Waffen, aber die europäische Kriegskunst siegte über die orientalische Schlaffheit, die undisciplinirten Horden flohen überall zurück, und Persien verzichtete in dem Frieden zu Daghestan 1812 auf die Khanschaften Kuba, Schirvan, Baku, Sulian, Talischah, Gandsa und viele andere Provinzen, die Rußland erhielt, obwohl der französische Einfluß Napoleon's fortwährend das Kriegsfeuer gegen Rußland zu unterhalten trachtete. Als der Aufstand der Griechen ausbrach, hielt Persien die Umstände für gelegen, seine Verluste an der Pforte auszugleichen 1822, aber bei Erzerum geschlagen, schloß es 1823 Frieden. Durch falsche Politik verleitet und im Wahne, Rußland sei nach dem Tode Alexander's in Gährung, fielen persische Kriegshaufen auf Anrathen des Kronprinzen Abbas Mirza in das russische Reich verheerend ein und drangen bis Elisabethpol. Nicolaus sandte den General Yermolow gegen die Feinde, die eine Schlacht um die andere verloren, am 14. und 25. Sept. 1826 und am 17. Juli 1827. Yermolow wurde abberufen, und der Oberbefehl über das russische Heer kam in die Hände des energischen Paskewitsch, welcher nach Einnahme mehrerer festen Plätze im Oct. 1827 über den Araxes ging, Tauris besetzte und Persien zu dem Frieden von Turkmantschai, 22. Febr. 1828, zwang. Rußland erhielt das Khanat Eriwan an beiden Seiten des Araxes, Nakhischewan und außer andern Landestheilen noch 18 Mill. Rubel Kriegskosten. Das Volk war mit diesem Frieden so

unzufrieden, daß es den russischen Gesandten zu Teheran ermordete. Um einen neuen Krieg zu verhindern, schickte Feth-Ali seinen Sohn und Thronerben Abbas Mirza, der 1785 geboren ist und damit umging, europäische Ordnung in die morgenländische Zuchtlosigkeit einzuführen, nach Petersburg und ließ die Frevler hart bestrafen. Von da an lebte Feth-Ali ruhig im Schooße einer zahlreichen Familie. Aber 1833 traf Persien das Mißgeschick, daß Abbas Mirza, der Schöpfer einer Heeresbildung nach europäischem Muster, und daß am 20. Oct. 1834 Feth-Ali mit Tode abgingen. Ein innerer Krieg schien unvermeidlich, da sich schon gegen Abbas Mirza's Sohn, Mohammed Mirza, dessen Oheime mit ihren Thronansprüchen erhoben; doch England und Rußland traten für Mohammed auf, der englische Oberst Bethune schlug die Thronbewerber und nahm sie zum Theil gefangen und Mohammed Mirza bestieg wirklich den Thron. Doch hatte er fortdauernd mit den von seinen Verwandten erregten Unruhen zu kämpfen und als auch Rußland und England, seine beiden Beschützer, sich über den am persischen Hofe geübten Einfluß entzweiten und durch Ränke und Kabalen sich aus ihrer gegenseitigen Stellung in Asien zu verdrängen suchten, mußte das persische Reich immer mehr demoralisirt und seiner Auflösung entgegengeführt werden. Rußlands Intriguen trugen endlich den Sieg über die englischen davon und zweimal mußte sich der Schah zu einem Zuge gegen Herat (s. d.) entschließen, damit auch dieses Bollwerk auf der Straße von Vorderasien nach Indien unter russischen Einfluß käme. Die Unternehmung war beide Male erfolglos, um so glücklicher in seiner endlichen Wirkung der Kampf der Engländer gegen Afghanistan (s. d.), wenn auch der beabsichtigte Erfolg auf Persien nicht erreicht wurde. Denn im Jahre 1846 schloß der Fürst Woronzow als russischer Bevollmächtigter einen Vertrag mit Persien ab, wonach die persischen Häfen Rescht und Astrabad am Kaspischen Meere von den Russen als Stationshäfen für ihre Kriegsschiffe benutzt werden und die Letztern Bergwerke, besonders auf Kohlen, in P. anlegen und zu ihrer Benutzung von jenen beiden Häfen und auf dem Wege nach ihnen befestigte Etappen, in welche russische Besatzungen kommen, errichten dürfen, auch müssen die Perser alle russischen Ueberläufer ausliefern. Auf diese Weise wird die Abhängigkeit P.'s von Rußland immer fester begründet und die Hoffnung sich dem fremden Joche zu entziehen, muß in dem Grade schwinden, als die Regierung des gegenwärtigen Schahs immer schwächer und kraftloser wird, der seine Satrapen nach Willkür schalten und das Land wechselsweise durch seine eignen Soldaten wie durch die räuberischen Horden der Ihlats ausplündern läßt. Vgl. Malcolm „History of P." (2 Bde., neue Aufl., Lond. 1829, 4., mit Kupfern und Karten; deutsch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1830); Herford Jones Bridges „The dynasty of the Kajars" (Lond. 1833) und die Reisewerke von Chardin, Niebuhr, Olivier, Kinneir, Morier, Ousely, Ker Porter, Will. Price, J. B. Fraser, G. Keppel, Drouville, Buckingham, Stocqueler u. A.

Persische Religion. Die alten Parsen oder Perser sollen nach dem Zeugniß des Herodot dem Feuercultus ergeben gewesen sein und sich erst allmälig zu der dualistischen Lichtlehre erhoben haben, welche Zoroaster (s. d.) um 600 v. Chr. predigte und welche in den sogenannten Zendbüchern (s. Persische Sprache und Literatur) vorgefunden wird. Hiernach nahmen sie ein gutes Princip, Ormuzd, und ein böses, Ahriman, an, aus denen in einer vorweltlichen Periode Lichtwesen und Geister der Finsterniß hervorgingen. Ormuzd schuf sechs Amshaspands, 28 Izeds und eine Menge Ferwers, die später menschliche Seelen wurden, Ahriman dagegen eben so viele Dews. Nach Verlauf von 3000 J. brachte Jener die Körper- und Menschenwelt hervor und herrschte nun unangefochten 3 Jahrtausende hindurch. Dann begann die ebenso lange währende Periode des Kampfes mit Ahriman und der Sieg der Finsterniß, bis endlich nach Vernichtung der Dews beide Principe sich versöhnen und die Bekehrung der von Ahriman verführten Menschen durch den Propheten Sosiosch, sowie die Auferstehung der Körper sammt Erneuerung aller Dinge erfolgte. Früher erklärte man den in den Zendbüchern erwähnte Zeruane Akerene, d. i. die unendliche Zeit, für das Urwesen, aus welchem nach der Ansicht der Parsen Ormuzd und Ahriman erst hervorgegangen seien; nach neuern Forschungen beruht dies auf einem Mißver-

ständnisse, indem die Zeruane Akerene nur ein Attribut jener Principe ist. Daß die Zendlehre vielfach auf die christliche Speculation einwirkte, zeigen besonders die Gnostiker (s. d.) und unter diesen am meisten Mani (s. d.). Später wurde die altpersische Religion durch den Islam verdrängt, doch ging Manches aus ihr in die Ansichten der Sabier (s. d.) über. Die Anhänger des Ssufismus (s. d.) bilden eine pantheistisch-mystische Secte in Persien. Vgl. Rhode „Die heilige Sage des Zendvolks“ (Frankf. 1820).

Persische Sprache und Literatur. Die persische Sprache, sowohl die der ältern als die der neuern Zeit, gehörte, soweit sie uns bekannt geworden sind, zu dem großen Stamme der Indogermanischen Sprachen (s. d.). Die aus der ältern Zeit sind das Zend und das Pehlewi. Beide sind uns blos aus religiösen Schriften bekannt. Das Zend oder die Sprache, in welcher die Religionsbücher Zoroaster's abgefaßt sind, war wahrscheinlich im nördlichen Persien herrschend, wird mit einem Alphabete semitischen Ursprungs von der Rechten zur Linken geschrieben und steht dem ältesten Sanskrit der Vedas sehr nahe. Eine Uebersicht der grammatischen Formen gibt Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik“ (4 Abthlg., Berl. 1833—42). Der Begründer des wissenschaftlichen Studiums dieser Sprache wurde E. Burnouf (s. d.). In ihr sind uns zahlreiche Fragmente der alten Religionsbücher des Zoroastrischen Cultus erhalten, von denen wir als die wichtigsten erwähnen a) Wendidad, mythische Berichte über den ursprünglichen Zustand Persiens und den ersten Anbau dieses Landes; ferner Gesetze, moralische und theologische Lehren enthaltend, herausgegeben von Olshausen (Bd. 1, Hamb. 1829) und von Framji Aspandiarji „The Vandidad, with a Gujarati translation, paraphrase and comment“ (2 Bde., Bombay 1842); b) Izeschne oder Jasna, liturgischen Inhalts, Lobpreisungen und Hymnen. Vgl. „Commentaire sur le Yaçna“ von E. Burnouf (Bd. 1, Par. 1833) und „The Yaçna in Gujarati“ (2 Bde., Bombay 1843); und c) Wispered, Anrufungen der Himmelsgeister und der Genien der Natur; vgl. „The Vispard in Gujarati“ (Bombay 1843). Diese drei genannten Werke werden zu gewissen liturgischen Zwecken oft zusammengeschrieben und heißen dann zusammen „Vendidad-Sade“ (herausgegeben Par. 1829—43 und Bombay 1834). Außerdem gibt es noch einzelne Hymnen und ähnliche liturgische Fragmente im Zend. Das Pehlewi war wahrscheinlich im westlichen Persien vorherrschend, ist uns aber bis jetzt noch wenig bekannt; es scheint eine Mischung von persischen und semitischen Wörtern, mit vorherrschender persischer Grammatik. Die in ihr erhaltenen Denkmäler beziehen sich ebenfalls ausschließend auf die Religion des Zoroaster. Die wichtigsten sind a) die unter der Herrschaft der Sassaniden verfaßten Uebersetzungen und Paraphrasen der alten Zendbücher, auf welchen allein das traditionelle Verständniß dieser Bücher bei den jetzigen Parsen beruht, und b) das Bundehesch, eine Art dogmatischen Handbuchs über die Religion Zoroaster's, welches Abhandlungen über den Ursprung der Wesen, über die Einrichtung des Himmels und der Gestirne, über die Geschöpfe der Erde, den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts, die Genealogie Zoroaster's und der alten persischen Königsgeschlechter umfaßt, aber eine ziemlich späte Compilation ist. Andere Bücher dieser Art sind das Wiraf-nameh u. s. w. Die vollständigste Uebersetzung fast aller im Zend und Pehlewi erhaltenen Ueberreste gibt Anquetil Duperron in seinem „Zendavesta“. Außerdem finden sich noch Denkmäler einer alten Sprache Persiens, wie sie zur Zeit der Achämeniden geredet wurde; die aber von den beiden genannten bedeutend abweichen. Die Keilschriften (s. d.) enthalten die einzigen Ueberreste derselben. Aus dieser ältern Sprache entwickelte sich mit der Zeit das Parsi oder Neupersische, ursprünglich die Sprache des südwestlichen Persiens. Es hat einen modernen Charakter, indem es die vielen Flexionsendungen jener ältern persischen Mundarten verloren; doch ist sie großer Anmuth und Geschmeidigkeit fähig. Am reinsten findet man es im „Schânâmeh“ des Firdûsi (s. d.). Seit der Herrschaft der Araber in Persien und der Verbreitung des Islam daselbst, nahm das Neupersische viele arabische Wörter in sich auf; auch wird es mit arabischen Schriftzeichen geschrieben. Durch die mongolische Herrschaft wurde es im

nördlichen Indien sehr verbreitet und bildete bis auf die neueste Zeit die Sprache der Diplomatie, des höhern geselligen Lebens und der Gerichtshöfe. Die vorzüglichsten Sprachlehren sind Lumsden's „Grammar of the persian language" (2 Bde., Kalkutta 1810, Fol.) und Jones „Grammar of the persian language" (9. Aufl., Lond. 1828) und die besten Wörterbücher von Burhâni kati (Kalk. 1818, 4.), Ferhengi Schuuri (2 Bde., Konst. 1746, Fol.) und Heft kulzum (7 Bde., Lucknow 1822, Fol.); Meninski's „Lexicon turc.-arab. persicum" (neue Ausgabe von Jenisch und Klezl, 4 Bde., Wien 1780—1802, Fol.) und Richardson's „Dictionary persian, arabic and english" (vermehrt von Johnson, Lond. 1829, 4.). Vgl. auch Vuller's „Institutiones linguae pers." (Gieß. 1805). Uebrigens hat die neupers. Sprache viele Dialecte, wie das Kurdische an der westlichen Grenze Persiens u. s. w.

Die neupersische Literatur verdankt ihre Entstehung erst der Zeit, wo der Islam in Persien Eingang fand; sämmtliche Schriftsteller in ihr sind Mohammedaner. Die ersten neupersischen Schriften, theils poetischen, theils historischen Inhalts, stammen aus der Zeit der samanidischen Fürsten im 9. und 10. Jahrh. Von dieser Zeit an wurde die persische Literatur, in Persien selbst sowie in Indien, namentlich die Poesie und die Geschichte, ununterbrochen gepflegt, so viele gewaltsame politische Stürme auch das Land verheeren mochten. Der Reichthum der pers. Literatur ist ungemein groß; eine Uebersicht gewährt Hâdschi Khalfa (s. d.) in seinem „Lexicon bibliographicum".

Die Poesie umfaßt eine Menge kleinerer lyrischer Gedichte, in sogenannte Diwâne oder Sammlungen vereinigt, auch größere historische, romantische und allegorische Gedichte und viele Märchen und Erzählungen in Prosa, mit Versen untermischt. Der älteste bekannte Dichter ist Rudegi, um 952, welcher auf Befehl des samanidischen Fürsten Nasr ben Achmed die Fabeln des Bidpai in das Persische übersetzte. Aus der Zeit der Ghaznawiden ist zu erwähnen Firdusi (s. d.), an dessen großes Nationalepos sich viele verwandte Dichtungen anlehnen, wie z. B. das „Barsu-nameh", das „Sam-nameh" und andere mehr; Anvari, ein gelehrter Panegyriker und Odendichter, um 1150; Nisâmi, um 1190, der Begründer der romantischen Epik und Verfasser einer Chamsse, d. h. einer Sammlung von fünf größern romantischen Gedichten, welche betitelt sind „Chosru und Schirin", „Leila und Medschnûn (bearbeitet von J. Atkinson, Lond. 1836), „Die sieben Schönen", eine Sammlung von sieben Novellen („Behram Gur und die russische Fürstentochter" herausgegeben von Fr. v. Erdmann, Kasan 1843), „Iskender-nameh" eine sagenhafte Ausschmückung von Alexander's des Großen Leben und Thaten (Kalk. 1812, 4., zum Theil übersetzt von Rückert und Charmoy) und „Die Kammer der Geheimnisse", eine Sammlung moralisch-didaktischer Erzählungen (herausgegeben von Bland, Lond. 1844); Chakâni, um 1200, einer der gelehrtesten Odendichter; Ferid eddin Attâr, um 1270, der Verfasser mehrerer religiösen und ascetischen Gedichte, z. B. des „Mantiket ettaïr" oder des Vogelgespräches, worin er die theosophische Beschauung Gottes schildert, und des „Pendnâmeh" oder des Buchs des guten Rathes (mit franz. Uebersetzung herausgegeben von Sacy, Par. 1819); Dschelâl eddin Rûmi, ein Zeitgenosse des Vorigen, der meist zu Iconium am Hofe der seldschukidischen Sultane lebte und als der größte religiöse oder mystische Dichter gilt, der Verfasser des großen Gedichts „Mesnewi" (mit türkischer Uebersetzung und Commentar, 6 Bde., Kairo 1836, Fol.) und vieler lyrischer Gedichte (herausgegeben in einer Auswahl von v. Rosenzweig, Wien 1838, 4.); Saadi (s. d.); Emir Chosru, ein Zeitgenosse des Saadi, der wie Nisâmi eine Chamsse dichtete; Hâfis (s. d.), der berühmteste Odendichter, um 1300; Dschâmi (s. d.), einer der fruchtbarsten und anmuthigsten persischen Dichter, um 1400; Hâtifi, gleichfalls Verfasser einer Chamsse, und Feisi, am Hofe des Großmoguls Akbar, ums J. 1540, der auch die altindische Erzählung von Nala und Damaganti in einem kunstvollen Epos (herausgeg. Kalk. 1831) bearbeitete. Die neuesten größern Gedichte der Perser sind das „Schehinschah-nâmeh", das Buch der Könige, welches die neueste Geschichte Persiens in Versen erzählt und das „George-nâmeh", von Firos ben Kaus (3 Bde.,

Bombay 1839), das die Eroberung Indiens durch die Engländer schildert. Die eigentliche Volksliteratur, kleine Lieder über die einfachsten Verhältnisse des Lebens, Balladen und Cyklen historischer Gesänge, schildert A. Chodzko in seinen „Specimens of the popular poetry of Persia“ (Lond. 1842), ein Fragment daraus „Die Abenteuer und Gesänge Körruglu's“, übersetzt ins Deutsche von Wolff (Jena 1843). Die Perser sind das einzige mohammedanische Volk, welches auch die dramatische Poesie angebaut hat; die Stücke sind ganz den Mystères der ältern französischen Literatur zu vergleichen und reich an natürlicher ergreifender Lyrik. Vgl. Chodzko „Sur la littérature dramatique des Persans“ (Par. 1844). Die Geschichte der persischen Dichter haben beschrieben Dauletschah in seinem Werke „Teskeret esschoara“, d. i. Beschreibung der Dichter, und Lutf Ali Beg, dessen Werk „Ateschkedeh“, d. i. Feuertempel, herausgegeben von Bland (Lond. 1844), die Geschichte der persischen Dichter bis in die neuesten Zeiten fortsetzt. Vgl. Hammer „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ (Wien 1818, 4.). Von den zahlreichen Sammlungen von Novellen, Märchen, Erzählungen erwähnen wir nur folgende: „Anvári soheili“, d. i. Kanopische Lichter, eine vortreffliche, mit allem Zauber der persischen Sprache geschmückte Bearbeitung der Fabeln des Pitbai; „Behári danisch“, d. i. Frühling der Weisheit, verfaßt von Inâjet Allah in Indien, übersetzt von Scott unter dem Titel „Garden of Knowledge“ (3 Bde., 1799); „Tûtinámeh“, d. i. Papageienbuch, persisch und englisch von Hadley herausgegeben, deutsch von Iken und Kosegarten (Stuttg. 1822) und „Baktijâr-námeh“, d. i. Geschichte des Prinzen Baktijâr, von Ouseley herausgegeben und übersetzt unter dem Titel „Tales of Bakhtyar and the ten veziers“ (Lond. 1801; Par. 1839). Durch Persien ist auch der große Reichthum der indischen Literatur an Fabeln und Märchen vermittelt worden. (S. Bidpai und Tausend und Eine Nacht.)

Der historische Theil der neupersischen Literatur ist eben so reichhaltig als wichtig. Die persischen Geschichtsschreiber behandeln theils die allgemeine Geschichte der mohammedanischen Staaten, theils insbesondere die der zahlreichen arabischen, persischen, türkischen und mongolischen Dynastien, welche in Persien und Indien ihren Sitz aufschlugen. Nur Weniges davon ist bis jetzt gedruckt. Wir erwähnen das „Tarichi Tabari“ oder die persische Bearbeitung der großen arabischen Chronik des Tabari, verfaßt von El Balami im Jahre 974, franz. von Dubeux (Bd. 1, Lond. 1835); „Dschâmi ettewârich“, d. i. Sammler der Chroniken, eine Geschichte der Mongolen, vom Vezier Raschid Eddin, um 1320 herausgegeben und übersetzt von Quatremère (Bd. 1, Par. 1836); die Chronik des Wassâf, um 1333, welche die Geschichte der Nachkommen Dschingis-Khan's enthält und in einem überaus kunstreichen Stile geschrieben ist; „Lubb ettewârich“ oder Mark der Chroniken, von Kaswini, um 1370; die Geschichte Timur's, von Scherif eddin Jesdi, um 1460, franz. von Petit de Lacroix (Par. 1724); „Rauset essafa“, d. i. die Flur der Lauterkeit, von Mirchond, um 1520, eine große Universalgeschichte, aus welcher Wilken u. A. mehrere Abschnitte herausgegeben haben, z. B. „Geschichte der Samaniden“ (Gött. 1810, und von Defrémery, Par. 1845); „Geschichte der Ghaznawiden“ (Berl. 1832); „Geschichte der Bujiden“ (Berl. 1835); „Geschichte der Sassaniden“ von Defrémery (Par. 1844; franz. von Sacy, Par. 1793); „Geschichte der Ismaeliten“, von Jourdain (Par. 1812); „Geschichte der Seldschukiden“, persisch und deutsch von Vullers (Gieß. 1837); „Geschichte des Dschingis-Khan“, von Jaubert (Par. 1841); „Geschichte der Sultane von Kharesm“, von Defrémery“ (Par. 1842) u. s. w.; die Geschichte Indiens von Ferischta, um 1640 (2 Bde., Bombay 1831; engl. von Briggs, 4 Bde., Lond. 1829); die „Tusukâti Timûr“ oder Einrichtungen Timur's, persisch und englisch von White (Oxford 1783); die „Wakiâti Bâburi“ oder Begebenheiten des Großmoguls Babur, von ihm selbst aufgezeichnet, englisch von Erskine (Edinb. 1826; deutsch von Kaiser, Lpz. 1828); die „Wakiâti Dschihângiri“ oder Begebenheiten des Großmoguls Dschihângir, englisch von Price (Lond. 1829); das „Ajîni Akbari“ oder die Ordnung Akbar's, eine statistische Schilderung des Mogulreichs in Indien unter Akbar, englisch von Gladwin (2 Bde., Kalk.

1783, 4.); die Geschichte des Nadir schah, von Mahdi khan (Teheran 1842; franz. von Jones, Lond. 1770); „Die Geschichte der Afghanen", von Neamet ullah, englisch von Dorn (2 Bde., Lond. 1829); „Das Leben des Schaikh Ali Hasin", persisch und englisch von Belfour (2 Bde., Lond. 1830) und „Siyar Mutakherin" enthaltend die Geschichte Indiens von 1705—82, von Gholam Husain khan (2 Bde., Kalk. 1832, 4.; engl., 3 Bde., Kalk. 1789). Eines der neuesten historischen Werke „Measiri sultanije" gibt die Geschichte der jetzt regierenden Dynastie (Teheran 1825; englisch von Brydges, Lond. 1833).

Auch andere Fächer des Wissens finden sich in der neupersischen Literatur bearbeitet. In Bezug auf die Ethik erwähnen wir das „Kàbùsnàmeh", von einem dilamitischen Prinzen verfaßt um 1080, deutsch von Diez (Berl. 1811); die „Achlàki nàsseri", von Nassir eddin Tussi, um 1270; die „Achlàki Muhsini", von Hossein Wàis Kaschifi, um 1480 (Kalk. 1809); und „Achlàki Jelàli" (Kalk. 1811; engl. von Thompson, Lond. 1839); die Religionsgeschichte betreffend nennen wir das Buch „Ulemàï islam", Nachrichten über die altpersische Religion (persisch von Olshausen, Par. 1829; deutsch von Vullers, Bonn 1832), sowie den „Dabistan", eine Darstellung aller Religionen Asiens (Kalk. 1809; engl. von Troyer, 3 Bde., Lond. 1843); zur Rhetorik gehört: „Hadaik ul belaghet", d. i. die Lauben der Beredtsamkeit von Schems Eddin (Kalk. 1814), „Nahr ul fàsahet", d. i. der Strom der Beredtsamkeit, von Mirza katil (Kalk. 1820); zur Geographie „Heft iklìm" oder die sieben Klimate, von Amin Achmed Rasi, und „Adschàibel buldàn" oder die Wunder der Länder, von Berdschendi; zur Medicin: das „Tochfet el mùmenin", von Mohammed Mumin Husseini, um 1700; der Philologie: die oben neuerwähnten großen neupersischen Wörterbücher. Außerdem haben die Perser viele Werke der altindischen Literatur übersetzt, z. B. die epischen Gedichte „Ramayana" und „Mahàbharata" die theologischen Abhandlungen der Vedas („Upnekhat", lat. von Anquetil Duperron, 2 Bde., Straßb. 1804) u. s. w. Reichhaltige Verzeichnisse neupersischer Werke sind Stewart's „Catalogue of the oriental library of the late Tippo Sultan of Mysore" (Cambridge 1809) und Ousely's „Catalogue of several hundred manuscript works" (Lond. 1831).

Persil, Jean Charles, Pair von Frankreich, wurde am 13. Oct. 1785 zu Condom geboren, studirte die Rechte, erlangte im 19. Jahre in Paris den Grad eines Doctors derselben und praktizirte, nachdem er sich vergebens um eine Professur zu Grenoble und Paris beworben hatte. Im Juni 1830 wurde er von seiner Geburtsstadt zum Deputirten erwählt und unterzeichnete am 28. Juli 1830 mit 62 Deputirten die Protestation gegen die Ordonnanzen. Auf Dupin's des Aeltern Empfehlung zum Generalprocurator von Rheims erwählt, zeichnete er sich durch unermüdlichen Eifer in Bekämpfung der Journale und Parteien aus, die einer der Regierung feindlichen Richtung folgten, und stand daher in den Tuilerien in hoher Gunst. Seine gerichtlichen Verfolgungen wider die Gegner der Regierung blieben meist ohne Erfolg, weil die Geschwornen von mildern Ansichten ausgingen, als er und die Angeklagten häufig freisprachen. Auch in der Abgeordnetenkammer war er ein wüthender Gegner der Liberalen, denen er doch vor der Julirevolution angehört hatte; er drang auf immer strengere Maßregeln zur Unterdrückung des Parteigeistes und stieg daher zu so hohem Ansehen, daß er im April 1834 zum Justizminister ernannt wurde. Mit dem Eintritt des Thiers ins Ministerium, im Februar 1836, mußte er sich zwar zurückziehen, erhielt aber schon im September desselben Jahres seine frühere Stellung wieder. Im April 1837 verlor er sie von Neuem, da mit dem Grafen Molé, der weniger leidenschaftliche Barthe die Leitung des Justizministeriums erhielt; denn man fing an einzusehen, daß das bisher befolgte System der Unterdrückung und der Rückschritte ganz Frankreich der Regierung entfremdete. Dafür ward P. zum Präsidenten der Münzcommission ernannt, eine Stelle, die eigentlich nur eine einträgliche Sinecure war. P. sah dies für eine unverdiente Zurücksetzung an und schloß sich der liberalen Partei gegen den Grafen Molé an; nahm im Jahre 1839 offen gegen die Regierung Partei und die Regierung

nahm ihm das einträgliche Amt zur Strafe ab. Dies Verfahren brachte ihn zur Besinnung, er sagte sich durch eine feierliche Erklärung von der liberalen Coalition los, erhielt die Verzeihung des Königs, eine andere Sinecure und ward am 7. Nov. 1839 zum Pair ernannt. In der Abgeordnetenkammer folgte ihm als Deputirter von Condom sein Sohn, der aber eine ziemlich stumme Rolle gespielt hat.

Persius, Aulus, Flaccus, römischer Satyriker, geb. 34 n. Chr. zu Volaterrä in Etrurien, verlor seinen Vater Flaccus, einen angesehenen Römer, frühzeitig und kam 12 Jahre alt nach Rom, wo er zugleich mit Lucan, seine Studien unter Leitung des Grammatikers Palämon, des Rhetors Verginius Flaccus und des Stoikers Annaeus Cornutus vollendete. Den Seneca lernte er erst später kennen, doch trennte die Verschiedenheit der Ansichten stets beide Männer von einander. P. war von Gestalt schön, sein Charakter sanft und seine Lebensweise so wie seine Liebe zu Mutter und Geschwister musterhaft. Er starb nach Sueton im 30., nach Andern im 28. Lebensjahre. Die auf uns gekommenen Schriften des Persius bestehen aus 6 Satyren. Er schildert in denselben die Sittenverderbniß seiner Zeit, steht aber dem Horaz und selbst in vielen Stücken den Lucan weit nach. Sein Versbau ist oft fehlerhaft, sein Latein unrein und das Häufen von Bildern und Anspielungen, wozu ihn wohl die Sorge für eigene Sicherheit nöthigen mochte, machen ihn häufig dunkel. Uebrigens ist er ernst, streng und kräftig. Ausgaben: mit Comment. von J. Casaubonus (Par. 1605, ebend. 1615, Lond. 1647); von Dav. Wedderburn (Amsterd. 1664); lat. und engl. von Thom. Sheridan (Lond. 1739); neuere: von König, Götting. 1804 u. A.; deutsch von Passow (Lpz. 1809); dann von Weber (Lpz. 1826), Plum (Kopenh. 1827); Dübner (Lpz. 1833); Orelli in den „Eclogae poetarum lat." (Zür. 1833), O. Jahn (Lpz. 1843); Heinrich (Lpz. 1844) und Düntzer (Trier 1844). Deutsche Uebersetzungen lieferten Donner (Stuttg. 1822), Weber (Bonn 1834) und Teuffel (Stuttg. 1844).

Person, Personalleistungen, Personenrecht. Person wird von dem lateinischen Persona, d. h. Larve, Gesichtsmaske der Schauspieler in Komödien und Tragödien abgeleitet, bezeichnet aber im Deutschen einen Menschen als Einzelwesen, das sich seines Hierseins, so wie des Zweckes, auf den sich sein Handeln bezieht, bewußt und vermöge seiner geistigen Natur Rechte und Verbindlichkeiten zu übernehmen fähig ist, im Gegensatz der Sachen, die blos als Objecte rechtlicher Verhältnisse und als Mittel erscheinen. In diesem Sinne fallen die Grenzen zwischen Person und Mensch, als dem von der Natur bezeichneten Subjecte rechtlicher Beziehungen, nieder, und jeder Sterbliche, unter welchen Verhältnissen er auch geboren ist, hat das Recht der Persönlichkeit empfangen, das er nicht veräußern oder verlieren kann, weil die Persönlichkeit auch bei dem Wahnsinnigen mit dem Wesen und der Erscheinung des Menschen ein unzertrennliches Ganzes bildet. Spricht man von einer juristischen oder moralischen Person, so versteht man darunter eine Gesammtpersönlichkeit, d. h. einen Verein mehrerer Personen, die sich zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes, unter Genehmigung einer darin competenten Behörde verbunden haben. Dahin gehören größere und kleinere Gesellschaften, Handelsvereine u. s. w. Auf diese Weise kann man sich einen Staat, insofern er der Inbegriff von Personen ist, die einen gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen suchen, oder eine ganze Nation als eine juristische oder moralische Person als eine Einheit vorstellen. Jede Person hat ein ihr zukommendes Recht und daraus entsteht das Personenrecht (ius personarum), welches Rechte bezeichnet, die mit persönlichen Eigenschaften, sowohl natürlichen als bürgerlichen, individuellen und solchen, die in einem Verhältniß zu Andern bestehen, verbunden sind. Das Personenrecht, dem das Sachen- und Forderungsrecht entgegensteht, betrachtet die Menschen, wie sie durch ihre schon blos natürliche Ungleichheit in ihrer Fähigkeit zu handeln und so folgeweise auch in ihren Berechtigungen verschieden sind. Ferner begreift das Personenrecht alle Verschiedenheiten, die auf blos conventionellen Verhältnissen, auf Abstammung, persönlicher Würdigkeit, Religion u. s. w. beruhen; kurz dasselbe umfaßt alle natürlichen und bürgerlichen Zustände des Menschen, Leben, Alter, Mündigkeit, Tod, Geschlecht, Ehe, Verwandt-

schaft, Standes-, Gemeinheits- und Staatsbürgerrechte u. s. w. in sich. Da jede Person innerhalb eines Staates lebt, so ist sie auch verpflichtet, gewisse Abgaben und Dienstleistungen zur Verwirklichung des Staatszweckes zu übernehmen. Daraus entspringen die Personalabgaben und Personalleistungen. Unter jenen versteht man Steuern, die ohne Rücksicht auf Vermögen und Einkommen von den Personen der Unterthanen erhoben werden, z. B. die Kopf- und Rangsteuer (s. d.). In gewissem Sinne kann man auch die Consumptionssteuern dazu rechnen. Die Personalleistungen sind Dienste, zu denen der untergebene freie Staatsbürger gegen seine Herrschaft verpflichtet ist; sie bestehen in Frohndiensten (s. d.) verschiedener Abstufung, hier bei der Gutsherrschaft, dort in Absicht auf den Staat beim Straßen-, Wasser- und Wegebau, bei Vorspann und Stellung von Postpferden mit dazu gehörigen Knechten. Die Personaldienste sind, wo sie noch bestehen, als Reste des altgewordenen Feudalismus Beweise noch nicht zeitgemäß ausgebildeter Finanzwirthschaft.

Personification, bei den Griechen Prosopopöie genannt, heißt in der Rhetorik und Poetik die Einkleidung abstracter Begriffe oder lebloser Dinge in lebende Wesen, um die Rede lebhafter und anschaulicher zu machen. Dies geschieht entweder dadurch, daß man den Gegenstand anredet oder selbst redend einführt, oder auch ihm gewisse Lebensäußerungen beilegt u. s. w., z. B. „Sei uns gegrüßt, du holde Freiheit"! Auch im gewöhnlichen Leben bedienen wir uns häufig der Personification, besonders mittels der Metapher (s. d.), z. B. in dem Satze: „Die Natur ist wieder erwacht", „Der Herbst predigt uns die Vergänglichkeit alles Irdischen" u. s. w. Zu derselben Gattung von Figuren gehören die Apostrophe (s. d.) und Sermocinatio (s. d.).

Perspective nennen wir die Wissenschaft, welche uns die Regeln angibt, Gegenstände, von einem gegebenen Standpunkt aus gesehen, nach ihrer Gestalt und Farbe auf einer ebenen Fläche darzustellen. Da sie nun die Gegenstände zwar nach ihrer Gestalt zeichnet, aber nicht nach ihrem wirklichen, sondern nach ihrem scheinbaren Verhältnisse zu einander, nicht wie sie sind, sondern wie sie uns, von einem bestimmten Standpunkt aus gesehen, erscheinen, so beruhet dies theils auf der beschreibenden Geometrie, theils auf der Optik. Bei der beschreibenden Geometrie nämlich, welche das wirkliche Verhältniß der Gegenstände zeichnet, ist kein Standpunkt gegeben, derselbe ist unendlich weit angenommen, somit sind auch die Lichtstrahlen, die von den Gegenständen in unser Auge treffen, unter sich parallel, und folglich finden in der beschreibenden Geometrie keine Verkürzungen Statt; wohl aber in der Perspective. Doch nicht blos mit der Darstellung der geometrischen Form von Gegenständen, wie sie unserm Auge erscheint, sondern auch mit der Farbe derselben, besonders wie uns diese in größerer oder geringerer Entfernung von unserem Standpunkte erscheint, beschäftigt sich die Perspective. Sonach zerfällt sie in zwei Theile: in die Linear- und Farben- oder Luftperspective. Der erste Theil gibt uns die Regeln, die Formen der Körper blos nach ihren Grenzen, also ihre Umrisse ohne Rücksicht weder auf Schatten und Licht, noch auf ihre Farbe, zu zeichnen. Der zweite Theil lehrt die Gegenstände nach ihrer Beleuchtung sowohl, als auch nach ihrer Färbung für unser Auge täuschend darzustellen. Um einen Begriff von dem Wesen der Linearperspective und von perspectivischen Zeichnungen zu erhalten, stelle man sich vor, es sei zwischen uns und dem zu zeichnenden Gegenstand, sei dies nun einzelner Körper, eine Gruppe, oder eine ganze Landschaft, eine durchsichtige Ebene, z. B. eine Glastafel, senkrecht und parallel mit unserer Augenachse hingestellt. Alle Lichtstrahlen nun, die von jenem Gegenstande unser Auge treffen, nehmen ihren Weg durch die Glastafel und werden auf derselben, wenn unser Auge in unverrückter Lage bleibt, ein getreues verjüngtes Bild jenes Gegenstandes abschneiden. Die Spuren jener Lichtstrahlen könnte man durch einen färbenden Stoff auf die Glastafel zeichnen, und dieses also erhaltene Bild nennt man die perspectivische Projection jenes Gegenstandes. Die senkrechte durchsichtige Tafel nennt man die Bilderfläche, auf der wir eine horizontale Linie in gleicher Höhe mit unserem Auge und eine verticale Linie ziehen. Diese horizontale heißt die Augenlinie oder der Horizont, weil jede horizontale Ebene, z. B. das Meer in der Höhe unseres

Auges, wir mögen hoch oder tief stehen, verschwindet. Der Punkt, wo die Verticale den Horizont schneidet, heißt die Fundamental- oder Grundlinie, und unsere Entfernung von der Bildfläche heißt die Distanz. Da es bekannt ist, daß wir einen Gegenstand am deutlichsten erkennen können, wenn wir dreimal so weit von ihm entfernt sind, als seine Größe beträgt, so ist es hiernach leicht, die richtige Distanz von der Bildfläche zu bestimmen. Aus der Anschauung wissen wir, daß uns die Gegenstände um so kleiner erscheinen, je weiter sie von uns entfernt sind, und daß alle Lichtstrahlen, wenn sie nicht durch ein anderes Medium gehen, sich in geraden Linien fortbewegen, folglich müssen die Gegenstände zuletzt in einem Punkte zu verschwinden scheinen, und dieser Punkt muß in der Horizontallinie liegen. Eben so verschwinden Licht und Schatten und alle Farben in der Entfernung immer mehr, die Farben verschmelzen immer mehr mit dem bläulichen Tone der Luft, so daß der Localton zuletzt ganz verschwindet, und die Gesetze dieser Abstufungen, sowie die der Reflexe, lehrt die Luftperspective. Obgleich nun die Grade in der Luftperspective sich nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linearperspective, weil sich das Verhältniß der Abstufung von Schatten und Licht und von den Farben nach der größern oder geringern Reinheit der Luft richtet, so erfolgt diese Abstufung doch immer nach denselben Gesetzen und bewirkt eben den Schein des Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände. Aus dem bereits Gesagten ist klar, daß alle bildenden Künstler, als Maler, Architekten, Bildhauer u. s. w. die Perspective nicht entbehren können, und daß dieselbe überhaupt für Jeden, welcher Gegenstände, sowie sie dem Auge erscheinen, auf einer Ebene täuschend darstellen will, zumal wenn er die Natur nicht vor sich hat, von großer Wichtigkeit ist. Der Künstler wird zwar, wenn er den zu zeichnenden Gegenstand vor Augen hat, sich immer auf sein Augenmaß und einige praktische Hülfsmittel verlassen, ohne gerade Alles nach der Perspective construiren zu wollen, was überdies auch unmöglich ist; allein er wird, wenn er die Regeln der Perspective kennt, die Natur richtiger anschauen, weil er schon im Voraus weiß, ob die Linien steigen oder fallen, ob die Schatten und Lichter stärker oder schwächer an dem einen Orte, als an dem andern sein müssen, damit sein Gemälde die rechte Haltung bekomme. Auch um ein Gemälde richtig beurtheilen zu können, hat man die Kenntniß der Perspective nöthig. Erst in der neuern Zeit ist das Feld dieser Wissenschaft mehr angebaut worden. Die altgriechischen Maler haben die Perspective nicht als Wissenschaft gekannt; wir finden dieselbe aber in ihren Malereien, z. B. in den noch übrigen Herculanischen hin und wieder angewendet. Bei den Byzantinern finden wir auch noch wenige Spuren von der Perspective und erst von Leonardo da Vinci (geb. zu Mailand 1452), der überhaupt tiefe Kenntnisse der Theorie der Malerei besaß, wissen wir, daß er die Perspective bearbeitet und durch Zeichnungen erläutert hat. Eben so Albrecht Dürer. Beide bildeten die Linearperspective durch besondere Lehrbücher aus. Als Gründer der Luftperspective ist Jan van Eyck (s. d.) zu betrachten, sowie in Italien Paolo Uccello in Florenz, zu Anfang des 15. Jahrh., als wesentlicher Förderer derselben gilt. Vgl. Valencienne „Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspective“ (deutsch, Hof 1803) und Jacobi „Praktische Anleitung zur Perspective“ (Lpz. 1821).

Perspectivmalerei heißt diejenige Gattung der Malerei, in welcher vorzugsweise die Perspective hervortritt. Besonders ist dies der Fall bei Architekturstücken, namentlich wo das Innere großer Gebäude, z. B. von Tempeln und Kirchen, dargestellt wird, weshalb man auch solche Darstellungen geradezu Perspectiven nennt. Unter den Italienern lieferten Matteo Zaccolini, Andr. Pozzo und Giov. Paolo Pannini; unter den Franzosen Jacq. Rousseau und sein Schüler Phil. Meusnier u. A.; unter den Niederländern im 16. Jahrhundert de Vries, Heinrich Steenwijk, Vater und Sohn, Pet. Neefs, Emanuel de Witte, Pet. van Bronkhorst, van der Heyden und van Deelen ausgezeichnete Perspectiven.

Perth, sonst Johnston, Hauptstadt einer Grafschaft gleiches Namens in Mittelschottland, am schiffbaren Flusse Tay, liegt in reizender Gegend, denn in einiger Entfernung erhebt sich das majestätische Grampiangebirge. Sie gehört zu den schönsten von Schott-

lands Städten, hat 1800 Häuser und 20,000 Einw. und besteht aus zwei Theilen, der Alt- und Neustadt (westlich); in der letztern sind lauter schöne Häuser von gleicher Höhe mit entzückenden Aussichten. Es gibt hier eine Akademie der mathematischen und philosophischen Wissenschaften, antiquarische Gesellschaft, 2 Bibliotheken und eine Handlungsschule, gute Baumwollen- und Leinwandfabriken und Twistspinnereien, außerdem beträchtlichen Handel und Nahrungsquellen durch Bleichen, Gerberei und Lachsfischerei im Flusse Tay. Eine Meile davon, wo einst der Sitz der altschottischen Könige war (Scone), steht jetzt eine gothische Burg, dessen Eigenthümer der Graf von Mansfield ist. — Die gleichnamige Grafschaft ist 110 □M. groß, wird abwechselnd von malerischen Hügeln und reizenden Thälern durchschnitten und hat zahlreiche Binnenseen und Flüsse, unter denen der Tay mit dem prächtigen Wasserfalle Mones und der Forth die beträchtlichsten sind. Sie zählt 143,000 Einw., die sich von Ackerbau, Viehzucht und Fabrikation von Leinwand, Tuch, und Wollenwaaren nähren. Der Boden der Grafschaft hat durch Ossian's Lieder, sein Grab, Macbeth's Schloß und alte Druidendenkmäler einen classischen Ruf.

Perthes, Christian Friedr., Buchhändler zu Gotha, einer der ausgezeichnetsten Männer seines Fachs, geb. zu Rudolstadt am 20. Apr. 1770, gest. zu Gotha, am 18. Mai 1843, verlor frühzeitig seinen Vater durch den Tod und kam, ehe er die nöthige Schulbildung erlangt hatte, 1787 in die Lehre nach Leipzig, wo er weder Zeit noch Gelegenheit fand, das Fehlende nachzuholen. Er selbst klagte später darüber, daß er keine andere Beschäftigung gehabt habe, als mit dem Suchbuche unter dem Arme von einer Buchhandlung zur andern zu laufen. Nach zurückgelegter Lehrzeit kam er 1793 als Gehülfe in die B. G. Hoffmann'sche Buchhandlung nach Hamburg, deren Chef er später, dankbar für Vorbild und Lehre, in seiner kleinen Schrift über den Buchhandel (abgedruckt in Pölitz's „Jahrbüchern“ 1829) ein Denkmal der Pietät setzte. In Hamburg eröffnete er 1796, völlig mittellos, eine Sortimentsbuchhandlung, in welche auch sein nachheriger Schwager Besser als Compagnon eintrat. Seine unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit natürlichem praktischen Sinn und Besser's gründliche Sprach- und Naturkenntniß halfen ihm aber so bedeutend, daß die Handlung bald eine der ersten und geachtetsten in Deutschland wurde. P. faßte aber seinen Beruf nicht blos im gewöhnlichen kaufmännischen Sinne auf, er setzte sich daher auch nicht aus bloßer Speculation, sondern aus Achtung gegen den höchsten Zweck des Buchhandels, die Menschenbildung, mit vielen ausgezeichneten Männern aller Fächer des Wissens in Verbindung und unterhielt mit ihnen einen ausgebreiteten Briefwechsel, den er selbst dann pflegte, wenn die Betreffenden Fächern angehörten, in denen er keine oder nur wenige buchhändlerische Unternehmungen machte, ja gegen die er vielleicht sogar Abneigung hatte, wie Politik und Staatsrecht. Die Bekanntschaft mit Matth. Claudius in Wandsbeck, dessen älteste Tochter er heirathete, und mit den beiden Stollberg zog ihn auch in die jenem Kreise eigenthümliche religiöse Richtung und da er Alles, was er trieb, warm erfaßte, stellte er sich nun dem damals herrschenden religiösen Indifferentismus kräftig entgegen. Seine nicht ohne Vorliebe von ihm gepflegten Unternehmungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur, die ihm Herzenssache geworden waren, geben davon Zeugniß. Auf dem Gebiete der Religiosität huldigte er der strengen Kirchlichkeit, in der Politik der conservativen Richtung. Uebrigens wußte er durch kluge Speculation und richtige Benutzung der schwachen Seiten des französischen Mauth- und Censurbeschränkungssystems sein Geschäft auch während der französischen Herrschaft blühend zu erhalten. Als 1813 der deutsche Freiheitsruf erscholl, trat P. mit an die Spitze des Aufstandes gegen die Franzosenherrschaft in Hamburg, und als bald darauf die Franzosen in das verrathene Hamburg zurückkehrten, stand er an der Spitze der muthigen Männer, die mit den Waffen in der Hand auszogen und auf fremdem Boden erklärten: „Wo wir sind, da ist Hamburg“. Er wurde, nachdem er an den Feldzügen im nordwestlichen Deutschland Theil genommen, als Abgeordneter des hanseatischen Directoriums mit dem Bürgermeister Smidt von Bremen in das Hauptquartier der hohen Verbündeten nach Frankfurt a. M. gesendet und brachte von da die Freiheitsacte der hanseatischen Städte mit zurück. Als er nach

Niederlegung der Waffen das von Davoust ausgesogene Hamburg wiedersah, fand er seine Buchhandlung so gut wie vernichtet und sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, wieder von vorn anzufangen. Er löste indeß die geschäftlichen Schwierigkeiten, die sich unter solchen Umständen gehäuft haben mußten, auf eine höchst ehrenhafte Weise, ohne von den Unterstützungsanerbietungen, die ihm zahlreich gemacht wurden, Gebrauch zu machen. Im Jahre 1821, nach dem Tode seiner ersten Gattin, verließ er Hamburg und siedelte sich nach Gotha über, wo er, bald neue Familien- und Freundesbande anknüpfend, den Sortimentshandel aufgab und sich blos dem Verlagshandel widmete. Wir erinnern hier nur an das großartige und classische Unternehmen von Heeren's und Ukert's „Geschichte der europäischen Staaten", für dessen Ausführung er die ausgezeichnetsten Historiker zu gewinnen wußte. Durch sein Ansehen in der deutschen Buchhändlerwelt half er die deutsche Buchhändlerbörse in Leipzig mit begründen, in deren größerm Saale sein Portrait aufgestellt ist. Manche fürstliche Anerkennung wurde dem verdienten Manne zu Theil, und die Universität Kiel ernannte ihn, der keine Universitätsbildung besaß, zum Doctor der Philosophie, „weil er Lebensweisheit erworben und wirksam geübt".

Pertinax, Publius Helvius, ein Römer, war Präfect der Stadt und bereits 68 Jahre alt, als Kaiser Commodus (s. d.) am 31. Dec. 192 n. Chr. ermordet und er zum Kaiser ernannt wurde. Sein strenger Ernst und die Einfachheit seiner Sitten erregte aber bald die Unzufriedenheit der Prätorianer, die ihn in einem Aufstande am 28. März 193 ermordeten.

Pertinenzien werden im gewöhnlichen Leben Dinge genannt, welche zu einem Hauptgegenstande gehören und als zufällig mit jenem verbunden nicht auf dessen Wesen einen solchen Einfluß äußern, daß dieser aufhörte zu sein, was er war, wenn einige der P. von ihm genommen würden. Man könnte diese P., im Gegensatze zu den wesentlichen oder nothwendigen Theilen eines Ganzen, zufällige oder wesentliche nennen. Denselben Sinn hält auch die Rechtswissenschaft fest, indem sie mit P. Alles bezeichnet, was als Zubehör, in Rücksicht auf die Hauptsache als Nebensache erscheint, und nach deren Entfernung oder Trennung die Hauptsache zwar an ihrem Werthe verliert, jedoch immer dieselbe bleibt. Gemeiniglich werden gewisse Rechte und Eigenschaften einer Sache, Gegenstände, die durch die Länge der Zeit mit den Hauptgegenständen innig verbunden sind, oder durch deren Losreißung offenbarer Nachtheil erwachsen würde (Gärten, Anpflanzungen eines Gutes), ferner Gegenstände, welche die Gesetze als nützliche Theile des Ganzen erklärt haben und die zur Führung eines Geschäftes nöthig sind, P. genannt.

Perturbationen oder Störungen der Planeten nennt man die Abweichungen der Planeten von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe um die Sonne oder ihre Hauptplaneten, welche bei den Hauptplaneten von den gegenseitigen Anziehungen, bei den Nebenplaneten theils von der gegenseitigen Anziehung der Nebenplaneten desselben Systems, theils von der ungleichen Anziehung herrühren, welche die Sonne auf sie und ihren Hauptplaneten ausübt. Diese Störungen sind doppelter Art, nämlich theils periodische, theils Säcularänderungen. Jene bringen nun eine bald nach der einen, bald nach der andern Richtung gehende Abweichung vom Normalzustande hervor, die sich aber in gewissen Perioden gegenseitig ausgleichen. Solche Aenderungen betreffen hauptsächlich die Orte der Planeten, während die Säcularänderungen die Gestalt und Lage ihrer Bahnen betreffen. Diese letztern können durch beständige Anhäufungen der Zeit beträchtlich werden. Die Achsen der Planetenbahnen leiden nur periodische Aenderungen, die übrigen Elemente derselben Excentricität, Neigung u. s. w. leiden Säcularänderungen, d. h. solche, die theils mit der Zeit immer in demselben Sinne zunehmen, theils ihrer ungemein langen Periode wegen, nach denen die Zunahme in Abnahme übergeht, und umgekehrt, gleichfalls als Säcularänderungen angesehen werden können. Beim Monde entstehen die drei wichtigsten P. durch die starke Einwirkung der Sonne, nämlich 1) die Evection, eine Veränderung der Excentricität der Mondsbahn; 2) die Variation, welche daraus entsteht, daß die Gravitation des Mondes gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn seiner Geschwindigkeit

entgegenwirkt, in der andern aber dieselbe beschleunigt; und 3) die jährliche Gleichung, welche davon herrührt, daß die Erde dem Monde im Winter näher als im Sommer ist. Eine andere Art von P. ist das jährliche Fortrücken der Apsidenlinien der Planetenbahnen nach der Ordnung der Zeichen, ferner das Vorrücken der Nachtgleichen und das Wanken der Erdaxe. Bei den untern Planeten sind die Störungen minder stark und zahlreich als bei den obern.

Pertz, Georg Heinrich, preuß. geh. Regierungsrath, Oberbibliothekar der königl. Bibliothek und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu Hanover am 28. März 1795, studirte 1813—16 zu Göttingen, wo er auch Doctor der Philosophie wurde, und erregte zuerst durch seine „Geschichte der merowingischen Hausmeier" (Hanov. 1819) die Aufmerksamkeit des Ministers Freiherrn von Stein, der damals mit dem Plane umging, die deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters gesammelt herauszugeben. Pertz wurde zum Mitgliede der zu diesem Zwecke errichteten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ernannt, übernahm die Bearbeitung der Karolingischen Geschichtschreiber und trat zu Ostern 1820 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und Italien an, von der er erst 1823 nach Hanover zurückkehrte, wo er inzwischen zum Secretär am königlichen Archive ernannt worden war. Hierauf übertrug ihm der Minister von Stein die ganze Leitung des von ihm gestifteten Unternehmens, welches nun auf alle wichtigen Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters, die Geschichtschreiber, Gesetze, Kaiserurkunden, Briefe und kleinern Denkmäler verschiedenen Inhalts ausgedehnt und zur Ausführung vorbereitet wurde. Im Winter 1823—24 und 1825 besuchte er abermals mehrere der bedeutendsten Bibliotheken und Archive Deutschlands und trat darauf mit dem ersten Bande der „Monumenta Germaniae historica", (Han. 1826, Fol.) hervor, von denen bis 1849 zehn Bände erschienen sind. Hierauf unternahm er eine Reise an den Rhein, durch Belgien, nach Paris und dann nach England. Der König Georg IV. ernannte ihn damals zum königlichen Bibliothekar und Archivrath in Hanover und später zum Historiographen des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg, sowie er auch Mitglied des neuerrichteten Oberschulcollegiums zu Hanover wurde. Von 1832—37 redigirte er die neubegründete „Hanoversche Zeitung". Auch war er Vertreter der Stadt Hameln in der zweiten Kammer der Ständeversammlung von 1832. Sodann besuchte er 1833 wieder mehrere Bibliotheken und Archive und machte im Sommer 1835 eine wissenschaftliche Reise durch Holland, 1837 nach der Schweiz und nach Savoyen und 1839 wieder nach Paris. Im Jahre 1842 folgte er dem Rufe nach Berlin in die angegebene Stelle. Außer der rüstigen Fortführung seines großen Werks, aus dem er die vorzüglichsten Quellenschriftsteller unter dem gemeinschaftlichen Titel „Scriptores rerum germanic. in usum scholarum" besonders abdrucken ließ, gab er auch das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (Bd. 5—8, Han. 1824—43), in welchem er namentlich über seine Reisen ausführlich berichtete, und neuerdings Leibnitz's „Gesammelte Werke" (Bd. 1—3, Han. 1843—46) heraus.

Peru, südamerikanische Republik von 3° 20′ bis 21° 30′ S. Br. wird im Norden von Equador, im O. von Brasilien, im S. von Bolivia, im W. vom stillen Ocean begrenzt und hat 32,000 Q.M. gegen 2 Mill. Einw., welche ein Conglomerat von eingewanderten Spaniern (Weißen), Mulatten, Creolen, Mestizen (Farbigen), Negern und eingebornen Indianern bilden, von welchen Letztern ein Theil Christen sind, der andere aber völlig im rohesten Naturzustande in den Urwäldern lebt und sich theilweise durch die wildeste Rohheit (Menschenfresser) auszeichnet. Der natürlichen Beschaffenheit des Bodens zufolge zerfällt das Land in drei verschiedene Ländermassen: in die Küstenlandschaft am stillen Ocean, in die Hochgebirgsschaft und in die östlichen Hochebenen. Die in ewige, wogende Nebel eingehüllte Küstenlandschaft breitet sich als eine dürre, unfruchtbare, fast menschenleere, mit Steingerölle und leichten Flugsandhügeln bedeckte Wüste aus, der es an aller Bewässerung fehlt, wo der Regen für ein Unglück gilt, weil er, wenn er heftig wäre, den leichten Boden in Sumpf verwandeln oder gar dem Meere zuführen

würde, und nur die aus dem Meere sich entwickelnden Nebel das sterile Erdreich dürftig befruchten. Im Osten, wo die Küstenlandschaft terrassenförmig den Cordilleren zuwärts sich erhebt, beginnt die Hochgebirgslandschaft, voll von meist noch thätigen Vulkanen, aber auch fruchtbaren Gebirgsthälern und ergiebigen Feldern auf den abgeplatteten Kämmen der Anden, deren zwei parallellaufende Hauptketten durch Querketten verbunden werden; von hier beziehen die Küstenbewohner ihre Nahrungsmittel an Getreide. Weiter nach Osten hin am Abhange der Anden beginnt der schönste Theil des Landes, welcher, nach O. zu sich senkend, fruchtbare Hochebenen und gleich den chilenischen laubbedeckte Gefilde umschließt; an sie reihen sich jene unübersehbaren Ebenen (Pampa's) mit ihren herrlichen jungfräulichen Forsten und üppigem Graswuchse, durchfurcht und bewässert von dem Riesenstrome des Landes (Marañon) und dessen zahlreichen Nebenflüssen, der hier in Apurimak seinen Quellfluß hat. Das Klima ist in den traurigen Sandböden der Küstenlandschaft drückend heiß bei einem stets bewölkten Himmel; in den gut angebauten Gebirgsthälern die Luft rein und gesund und ungeachtet der hohen Lage mild. Amerika's Hauptstrom, der Amazonenfluß, beginnt hier seinen Lauf; unter mehreren Seen im Innern des Landes nennen wir den Titicacasee, und an der Westküste die Meerbusen Guayaquil, Salinas und Chonosgolf. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist mit geringen Ausnahmen der von Südamerika gleich; in den fruchtbaren Alpenthälern und den cultivirten Ebenen baut man Zucker, Kaffee, Baumwolle, Taback, Indigo, Mais, Reis, Getreide, Südfrüchte, Wein, Ingwer, Zimmt, Chinarinde (mit welcher seit 1785 großer Handel getrieben ward, der seit 1815 gänzlich aufgehört hat), peruvianischen Balsam und Bananen, besonders in dem Thale Huanuco; das Thierreich liefert Pferde, Lama's, Hornvieh, Schafe, Schweine, Fische, Wild; die Gebirge bieten reiche Gold- und Silberschätze, Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Alaun, Salpeter, Schwefel, Marmor, Steinkohlen, Salz, besonders die Lager von Maynas, unter ihnen vorzüglich die von Uchiza auf dem andern Ufer des Huallaga, zu Tocache, Sapuosa, Pilluana und bei Balsapuerto. Der Bergbau ist die vorzüglichste Quelle des Landreichthums, die aber bei der Trägheit ihrer Arbeiter und bisherigen Planlosigkeit und Unkunde, welche die Anlegung unzähliger Schachten auf einem kleinen Raume beweist (nach Pöppig auf einem Zehntheil einer Q.M. gegen 1000 Löcher), sowie bei der Unmoralität der Besitzer und arbeitenden Indianer, deren Zahl vor der Revolution auf 8000 sich belief, gewiß schon versiecht wäre, wenn nicht die kleinste Mühe reich belohnt würde. Die Ertragsberechnung von Humboldt in den Jahren 1791 bis 1801 war durchschnittlich 200,000 Mark Silber, und der Gewinn der Jahre 1825 bis 1833 beweist, daß seit der Emancipation Peru's derselbe dem der frühern Jahre nur wenig nachsteht. Aus den Hauptbergwerken auf dem Cerro de Pasco wurden gewonnen:

im Jahre 1825:	288	Barren	= 56,971	Mark	6	Unzen
" " 1826:	818	"	= 163,852	—	—	—
" " 1827:	1068	"	= 221,707	—	7	—
" " 1828:	829	"	= 201,330	—	7	—
" " 1829:	359	"	= 82,031	—	—	—
" " 1830:	457	"	= 96,265	—	—	—
" " 1831:	635	"	= 135,139	—	3	—
" " 1832:	994	"	= 219,381	—	3	—
" " 1833:	1133	"	= 244,071	—	4	—
	6581	Barren	= 1,420,750	Mark.		

also durchschnittlich 731 Barren = 157,860 Mark = 1,341,818 spanische Thaler, wozu noch ein Viertel als durch diebische Arbeiter gestohlenes Gut zu rechnen ist. In den Jahren 1826 bis 1833 wurden 1,922,739 Mark Silber und 2,689 Mark Gold in der Münze zu Lima geprägt, wozu neben denen von Pasco auch die Silberminen von Yauricocha, Chota, Huantjaya, die Goldminen zu Pataz und Huilies und verschiedene Goldwä-

schen das Material lieferten. Ein Theil der Eingebornen lebt noch frei und unabhängig, ein Theil ward durch Jesuiten und Franziskaner zum Christenthum bekehrt; sie sind argwöhnisch, heimtückisch, ohne Muth zu Verbrechen, trübsinnig, unreinlich und dem Trunke ergeben, ohne Sinn für Häuslichkeit, gewissenlos, diebisch, träg und gefräßig. Als sittlich verdorben und unedel, von Geburt die Keime des Bösen in sich tragend, waren namentlich und wohl nicht mit Unrecht, die Mestizen verachtet und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Nur erst die republikanische Constitution von 1823 ertheilte auch den Mestizen gleiche Rechte, obgleich diese arbeitsscheue Kaste unter strenger Aufsicht steht. Was die Volksbildung betrifft, welche die Universitäten zu Lima, Cusco-Guamanga befördern sollen, so ist dieselbe nur sehr mittelmäßig, daher man die Zeit, in welcher jeder peruanische Bürger lesen und schreiben können soll, bis auf 1840 hinaus verschoben hatte. Wo vor Jahrhunderten Jesuiten die Wilden in den Urwäldern aufsuchten, an den Ufern der Flüsse ihre Hütten (Missionen) erbauten und in patriarchalischer Einfachheit die Söhne des Waldes zu mildern Sitten gewöhnten, da beginnt seit dem beklagenswerthen Aufstande des Santos Atahualpa 1743 bis 1751) nach der Vertreibung der Weißen die frühere Finsterniß einzubrechen, und die schönen Denkmäler der Entsagung und Aufopferung der Franziskaner bis 1812 werden ebenso schnell vom Urwalde bedeckt werden, als die Barbarei der von der jetzigen Regierung in jeder Hinsicht vernachlässigten Indianer wieder herrschend wird, wie sich dies leider in dem gänzlichen Verfalle der Franziskaner-Missionen nicht nur am Huallaga und dem Abhange der Anden von Jauja, sondern und namentlich auch derer in Maynas von Jesuiten gegründeten zeigt. Das spanische Vicekönigreich, Niederperu und Bolivia umfassend, 64,000 Q.M. groß, zerfiel in 7 Intendancias, lieferte alljährlich der Krone 7 Millionen Thaler und stand unter einem zu Lima residirenden Vicekönig. Niederperu ohne Bolivia, der Freistaat Peru, zerfällt, nach der Abtretung Guayaquil's an Bolivia in folgende 8 Departements: 1) Lima mit der Hauptstadt gl. N. 2) Libertad mit der Hauptstadt Truxillo, und der Landschaft Maynas (welche sich als in der neuesten Zeit gebildetes Gebiet von Uchiza bis zu den Vorderanden von Quito, von den Höhen Chachapoyas bis zur brasilischen Grenze erstreckt und den fruchtbarsten Theil Peru's umschließt), mit Moyobamba, Lamas, Balsapuerto mit ungefähr 8000, sonst 13,000 Bewohnern von brauner Farbe. 3) Junin mit Huanuco. 4) Ayacucho mit Huamanga. 5) Arequipa mit der Hauptstadt gleiches Namens. 6) Cusco mit der Hauptstadt gleiches Namens. 7) Punno mit der Hauptstadt gleiches Namens und Callao. 8) Pampas. In den Händen des Präsidenten liegen die allgemeinen Regierungsgeschäfte, dem ein Ministerium und ein von zwei Kammern gewählter Staatsrath zur Seite stehen. Die Militärmacht der Republik ist nach den Bestimmungen von 1832 auf 3000 Mann festgesetzt.

Die ältere Geschichte P.'s besteht größtentheils aus Mythen und ist uns nur durch die Schriften des Garcilaso de la Vega (s. d.) bekannt. Die Gründung des Reichs fällt ungefähr in das 12. Jahrh. nach Chr. und geschah, nach der Sage, durch ein himmlisches Geschwister- und Ehepaar, den Manco Capac und Mama Oello, die von der Gottheit, der Sonne, ausgesendet, in der Gegend des Titicacasees erschienen und die rohen Urmenschen zu civilisiren begannen. Ihre Nachfolger, die Inkas (s. d.), führten den Sonnendienst ein und errichteten auf streng theokratischen Grundlagen einen bis in die geringsten Einzelheiten genau geregelten, blühenden und mächtigen Staat, in welchem nur ein Glaube, ein Gesetz und eine Sprache herrschten und der im 16. Jahrh. von den Andes von Pasto bis in die Mitte von Chile und Tucuman reichte. Auf die erste Nachricht Balboa's von Peru's Gold- und Silberminen machte sich Pizarro (s. d.) 1525 auf, im Bunde mit Diego von Almagro und Hernando de Luque, die Schätze der neuen Welt zu erobern. Habsucht und Ehrgeiz trieben ihn von Panama nach den unbekannten Küsten P.'s, und ungeachtet der größten Schwierigkeiten besiegte er, durch Almagro unterstützt, die Hindernisse und landete bei Tumbez, der Residenz eines Inka. Die Küste ward durchstrichen, und mit Proben des Landesreichthums kehrte er nach Panama zurück. Der Wi-

verstand des Gouverneurs von Panama trieb ihn nach Europa; er gewann Karl V. und seine Minister und kehrte 1529 als Statthalter der zu erobernden Länder zurück. Gräuelscenen, deren nur goldgierige Spanier fähig waren, verkündeten den Einbruch verworfener Räuberhorden in die friedlichen Orte wehrloser Indianer; die Ermordung des Inka, der vorher aus Furcht Christ geworden war, und den loszukaufen sein treues Volk unermeßliche Summen gegeben hatte, eröffnete das blutige Drama, welches der Auswurf aller civilisirten Nationen in Peru aufführte. Doch der Ruf solcher Greuel- und Schandthaten kam vor Karl's V. Ohr. Durch die Abfassung eines Gesetzbuches für Amerika, und die Errichtung des königlichen Gerichtshofes zu Lima sollte nach Pizarro's Ermordung 1541 der Vicekönig Nunez eine bessere Zeit an P.'s Himmel heraufführen, wo spanische Heere gegenseitig sich blutig bekriegten. Nunez aber fiel, und nach wie vor blieb das Land der Schauplatz empörender Greuel; erst als Gonsalez Pizarro auf dem Blutgerüste geendet hatte, kehrte unter dem Priester Pedro de la Gasca nach und nach die Ruhe zurück. Bekannt ist, was seitdem Jesuiten und Franziskaner in P.'s Wäldern für die Gesittung und Beruhigung des racheerfüllten Volkes gewirkt haben. Die von Ocopa aus nach dem obern Huallaga unter den Chilonos, Xibitos und Lamistas von Franziskanern, sowie die von Jawja bis zum Ucayale von Jesuiten gegründeten Missionen sind Zeugen der edelsten Wirksamkeit gewesen, und wenn die letzten Spuren hiervon zu schwinden drohen, so ist dies nur ein trauriger Beweis der Thätigkeit der jetzigen Regierung, sowie Bestätigung der Wahrheit, daß in P. die Fackel der Freiheit nur zündete und zerstörte, was frommer Christeneifer früherer Zeiten zum Theil gebaut hat. Der Verfall jener Missionen, die einzige Quelle zu hoffender Cultur P.'s, datirt sich von dem Aufstande Atahualpa's 1743. Mit der Vertreibung der Weißen mußten die frommen Mönche fliehen; die Sonne der Civilisirung ging in fortwährenden Kämpfen der unglücklichen Indianer gegen die weißen Bedrücker unter, und selbst der Freiheitsruf Nordamerika's verdrängte nur die Spanier, um einer Regierung Platz zu machen, die ihre Aufgabe in Beziehung auf Peru noch zu lösen hat. Mit Hilfe Columbia's ward 1824 in der Schlacht von Ayacucho das spanische Joch zerbrochen. Bolivar schuf das junge Bolivia und ward ungeachtet des Widerspruches 1826 zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik Peru (Niederperu) ernannt. Dieser Stelle entsetzt riefen die Unzufriedenen den General Santa-Cruz an die Spitze der Regierung, welchem General Lamar folgte, der Colombia und dem Bolivar den Krieg erklärte. Der Verlust der Flotte bei Guayaquil 1828, und die Schlacht bei Torgoni am 26. Februar 1829 demüthigten P., welches nach Eroberung Lamars unter dem General Gamarra mit Colombia Frieden schloß, in welchem Peru eine große Geldsumme zahlen und das Gebiet und den Hafen von Guayaquil an Bolivia abtreten mußte. Noch dauert der Bürgerkrieg in diesem unglücklichen Lande fort und nutzlos wäre die Herzählung der vielen Präsidenten und Protectoren und der Constitutionen, welche sich in P. schnell verdrängt haben. Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf den jetzigen Zustand P.'s, der nach den neuesten Reiseberichten nicht der erfreulichste ist, und vergleichen wir die Republik mit dem ehemaligen spanischen Vicekönigreiche nach der Schreckensherrschaft Pizarro's und seines Anhanges, so möchte das Resultat nicht zu Gunsten der republikanischen Regierung ausfallen. Handel und Gewerbe liegen fast gänzlich darnieder, vom Ackerbau ist nur wenig, von der Colonisirung der Ureinwohner ist gar nichts zu reden; die Bildung der Farbigen ist nur geringer Gegenstand der Sorge der Regierung, die, selbst ohne Kredit, kaum im Stande ist, die einzelnen cultivirten Landstriche zu erhalten. Die ihren Wäldern zueilenden, das gesellschaftliche Band zerreißenden, mit Abgaben ganz gegen die Gesetze gedrückten Indianer schützt sie nicht einmal vor den Bedrückungen der aus Mestizen gewählten Geistlichkeit, die, wie noch 1831 in Yurimaguas geschah, am heiligen Dreikönigsfeste umgeben von einem Walle leerer Körbe verlangt, daß die Indianer sie mit Fleisch, Wachs, Copal, Sarsaparille und Eiern anfüllen, von ihnen am Charfreitage die Begräbnißkosten für den Gekreuzigten fordern und sie Wochen lang in den Wäldern in ihrem Dienste umherjagen. Wohin aber die Habsucht weltlicher Beamten führt, die ohne alle Verantwortlichkeit handeln, zeigt sich

in Folgendem. Der damalige (1828) Subpräfect von Maynas, ein Mann, auf dem der Fluch des ganzen Districtes ruht, und der bald nachher nach Colombia entfloh, befahl die Einlieferung von 30 Knaben, welche, nach den Gesetzen der Centralregierung, auf öffentliche Kosten unterrichtet werden, um sie einst in der Heimath als Alcalden gebrauchen zu können, nach der Hauptstadt von Maynas, nach Moyobamba, obwohl hier keine Unterrichtsanstalt besteht. Unter den Yurimaguas und Cocamas fand er Widerstand, die muthlosen Chamicuros jedoch wurden überfallen und mußten 30 Knaben liefern. Statt sie unterrichten zu lassen, vertheilte er sie an seine Freunde als Dienstboten, und da es in den Küstenländern als Luxus gilt, einen kleinen Waldindianer Cholito, der nöthigen Falls heut zu Tage noch auf Treibjagden eingefangen wird, als Diener zu besitzen, so mußten sie nach Truxillo in die Knechtschaft wandern. Nur Wenige kehrten in ihre Heimath zurück, und zwei Jahre lang versammelten sich beim Mondwechsel die armen kinderberaubten Mütter, um eine Nacht unter Klaggesängen zu verbringen. Diese und ähnliche Verbrechen sind keine Seltenheiten in Peru. Ebenfalls große Schande macht es der jetzigen Regierung von Maynas, daß sie bewaffnete Expeditionen (Jagden) der Indier in ihren Wäldern stillschweigend billigt, da es jene milde Behandlung durch die Mönche war, welche die Gutmüthigkeit und Unverdorbenheit der Ureinwohner erhielt und hundert Meilen tief in den Wäldern die Irrenden mit Worten des Friedens anredete. Ja man ging in der neueren Zeit soweit, jene Ueberreste der Missionen zu Exilen für Verbrecher zu machen, die gegen die Landesgesetze nicht mit dem Tode bestraft und aus Mangel an Zuchthäusern nicht eingekerkert werden können. Vgl. außer den ältern Schriften von Ulloa, Helm u. A., H. M. Brackenridge „Voyage to Southamerica“ (Lond. 1820); Mathison „Voyage to Chile, Peru etc.“ (Lond. 1825); Basil Hall „Journal etc.“ (Lond. 1824); M. B. Stevenson „Account of Southamerica“ (Lond. 1827); Arch. Smith „Peru as it is“ (Lond. 1839); F. J. Meyen „Reise um die Erde“ (Berl. 1834); E. Pöppig „Reise in Chile, Peru etc. (Lpz. 1836); Tschudi „Peru“ (2 Thle., St. Gallen 1845—46).

Peruanische oder peruvianische Rinde, s. Chinarinde.

Perubalsam wird, wie der Name anzeigt, in Peru gewonnen, wahrscheinlich durch Auskochen des Holzes und der Zweige von myroxylon peruiferum, ist doppelt entweder der weiße oder der schwarze, von angenehmem Geruche, in Alkohol auflöslich, enthält viel Eidotter und ist pharmaceutisch.

Perücke ist ursprünglich eine aus Haaren geflochtene Kopfbedeckung, mit der Bestimmung, den Mangel an natürlichem Haare zu ersetzen. Ein in den Perückenangelegenheiten sehr erfahrener Deutscher, Friedrich Nikolai aus Berlin, hat daselbst in einem besonderen Buche (1801) eine historische Untersuchung über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken angestellt und bewiesen, daß es, so weit unsere Geschichte zurückgeht, von den ältesten Zeiten her Perücken gegeben habe. Derselbe führt auch eine ziemlich reichhaltige Perückenliteratur an, woraus man ersieht, daß die Perücken oftmals der Gegenstand sehr heftiger Disputationen auf akademischen Kathedern gewesen sind. Früherhin war der Gebrauch der sonderbaren Lockengehäuse des Kopfes keine allgemeine National-Mode, weder bei Männern noch bei Frauen, wenn man die Wuth der römischen Damen in der Kaiserzeit abrechnet, die bekanntlich keinen Schmuck für zierlicher hielten, als sich mit den geraubten hochblonden Locken deutscher Jungfrauen zu putzen. Hin und wieder waren auch nicht blos Haarperücken im Gebrauch, vielmehr gab es seidne, wollene, Zwirn-, Papp-, Draht- und Gypsperücken, lange und kurze, mit und ohne Locken, und in der Kunstsammlung des Waisenhauses zu Halle wird eine Perücke aus feinen Glasfäden gezeigt; ja Lichtenberg hielt es in seinem satyrischen Eifer sogar für möglich, aus Kartoffeln, woraus man Alles macht, auch Perücken zu verfertigen. Der hauptsächlichste Gebrauch der falschen Haare beruhte indessen, die römischen Damen ausgenommen, auf diätetischen Gründen oder auf Eitelkeit, welche ein Erbübel oder lasterhafte kahle Stellen des Kopfes bedecken wollte. Auf diesen Gebrauch sind auch die gegenwärtigen Haartouren und Halbperücken eingeschränkt. Aber im Mittelalter war dies ganz anders, da man sich das natürliche Haar kurz abschnitt und

das so geschorene Haupt in eine Wolke von Menschen- oder Ziegenhaaren und von Puder hüllte. Das glorreichste Zeitalter der Perücken hob mit Heinrich III., Ludwig XIII. u. XIV. von Frankreich an. Die eingeführten hohen Haarbüschel waren die sogenannten lang herabwallenden Allonge- und dickwulstigen Quarréperücken, in welche zunächst der Hof mit seinen Hofschranzen, dann alle hohen und niedern Staatsdiener, die Geistlichen, Vornehmen und Reichen ihre Köpfe steckten. Als im Laufe des dreißigjährigen Krieges die Perückenwuth die Niederlande ergriffen hatte, trat die Geistlichkeit für und wider die Lockengehäuse auf den Kampfplatz, Zopfprediger eiferten in der Beichte und den Synoden zu Geldern, Zwolle, Gouda, Amsterdam, Enkhuysen und Utrecht (1640—44), indem sie entschieden, der Geistliche wie der theologische Student, welcher eine Perücke trüge, solle seines Amtes und seiner Ansprüche für verlustig erklärt, ja aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden. In der Zeit dieser Kämpfe um Haare und Bart gab der bekannte Gelehrte Salmasius in Leyden einen lateinischen Brief über das Haar heraus, der 745 Druckseiten lang ist, und damit das Zeichen zum lächerlichen Perücken- und Kolbenkampfe zwischen den Universitäten Utrecht, einer Perückenfeindin, und zwischen Leyden, welche die Kopfgehäuse unter Umständen dulden wollte. Die ganze niederländische Geistlichkeit zerspaltete sich in zwei Parteien, in die langhaarige und kurzhaarige. Es konnte nicht fehlen, daß jetzt die niederländischen Kanzeln von geschorenen, natürlichen und unnatürlichen Haarteufeln erdröhnten, gerade wie ein Menschenalter früher, als man in Deutschland Pluderhosen aus mehr als 100 Ellen Tuch trug, deutsche Hosenprediger in der Kirche gegen den Hosen- und Venusteufel eiferten. Mit der Vermählung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit einer oranischen Prinzessin kamen die gepuderten und parfümirten Perücken auch in die nördlichen Länder Deutschlands. In kurzer Zeit strahlte der ganze Berliner Hof in hübsch langen und gekräuselten Wolkenperücken, sogar die kleinen Prinzchen, der eine 10, der andere 8 und der dritte 2 Jahre alt, trugen ihre falschen Lockengehäuse. Die neue Mode, die Ludwig XIV. ausgebildet hatte und die eben so sehr ihren Umzug in Europa hielt, als der bekannte Ausspruch dieses Königs, griff in Berlin so rasch um sich, daß der damalige Rector des Joachimsthal'schen Gymnasiums, Ranyc eine verdammende Streitschrift über die Perücken herausgab. Auch in Frankreich machte sich schon damals ein Herr Thiers, französischer Doctor der Theologie durch eine Geschichte der Perücken einen Namen. Allein dort wie hier achtete die Mode auf keine Einwendung. Der brandenburgische Kurfürst ernannte einen Hofperückier und nahm sogar einen Leibperückier mit ins Feld. Unter dem König Friedrich I., an dessen Hofe ein Herr Savigny als bloßer Lakai den königlichen Kopf zu besorgen hatte, erlebten die preußischen Perücken ihr goldenes Zeitalter. Eine funfzigthaler Perücke war nichts Seltenes, und Staatsleute trugen solche Mißgeburten zu 200 bis 300 Thaler. An tausend Thaler kostete eine Königsperücke, die aber nur in Paris verfertigt werden konnte, wo sich inzwischen eine Innung von 850 Perückenmachern etablirt hatte, die sich aber nach einem zehnjährigen Prozesse 1760 trennte, als der königliche Staatsrath durch ein Decret die Haarfrisirer für Künstler erklärt hatte. Bei den Geldverlegenheiten, in welche Friedrich I. von Preußen durch seine Prunkliebe gerathen war, verfiel die Finanzverwaltung auf den Gedanken, nicht blos die Karossensteuer, sondern auch eine Perückensteuer einzuführen. Ob nun wohl dieses ein kräftiges Mittel gegen den Ungeschmack war, so liefen die Menschen mit ihren versiegelten und plombirten Köpfen herum und behielten ihre Haarwolken, da auch der Hof in seinen gepuderten Lockengehäusen blieb, bis Friedr. Wilhelm I. in seinem gesunden Sinne sein unförmliches Haargebäude in das Feuer warf. Von dieser Zeit an zogen sich die Haarwolken allmälig, auch unter Friedrich II. und Kaiser Joseph II. in Haarbeutel und dicke, dann immer dünner gewordene Zöpfe zusammen, bis die französische Revolution kam und im ganzen deutschen Reiche die Zöpfe abschnitt.

Perugia, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im Kirchenstaate, mit etwa 32,000 Einw., wenn man die Bevölkerung der weitläufigen Vorstädte hinzurechnet, war schon in den ältesten Zeiten sehr berühmt, denn sie gehörte zu den zwölf Hauptstädten des

tuskischen Bundesstaates, wurde 445 v. Chr. von den Römern überwunden und im sogenannten perusinischen Kriege von Octavian Augustus bis auf geringe Ueberbleibsel zerstört. In der Nähe ist der Lago di Perugia oder der Lagus Trasimenus, an dessen Ufern der Punier Hannibal einen neuen Siegeskranz erworben hat. Als die Longobarden sich in Italien festsetzten, nahmen sie auch Perugia weg, wurden aber von Karl dem Großen verjagt, und dessen Sohn schenkte die Stadt dem Papst (Fürstbischof) von Rom. In den gibellinischen und guelfischen Stürmen des Mittelalters erlitt Perugia viele Unfälle, ist aber immer noch eine bedeutende Stadt. Sie ist der Sitz eines Bischofs, hat 48 Klöster, 45 Kirchen und darunter die Kathedrale mit ausgezeichneten Gemälden von Pietro Vanucci, der in Perugia geboren deswegen il Perugino (s. d.) genannt wird, von dem wie von andern großen Meistern, wie von Rafael, Prachtwerke im schönen Regierungspalaste, im Rathhause und in der bedeutenden Sammlung der dortigen Akademie der schönen Künste aufbewahrt werden. Bei der Kathedrale San Lorenzo ist auch ein Schatz seltener Handschriften und eine Bibliothek von 30,000 Bänden. In der Kirche St. Dominico, die eine der schönsten Façaden ziert, sind die Grabmäler der beiden Päpste Benedict XI. und Julius III., von denen jener schon im ersten Jahre seiner Statthalterschaft Christi an vergifteten Feigen 1304, dieser 1555 mit Tode abging. Perugia ist außerdem Hauptstadt der gleichnamigen Delegation, die auf einem Flächenraum von $81^1/_2$ Q.M. gegen 204,000 Seelen enthält.

Perugino, s. Vanucci, Pietro.

Peruzzi, Balthasar, in Armuth geboren zu Accajano im Gebiet von Siena 1481, erzogen unter allerlei Mühsal, war sein ganzes Leben eine fortlaufende Kette von Betrübniß und Unfällen. Bescheiden und schüchtern wurden ihm stolze und unverschämte Nebenbuhler überall vorgezogen, und er starb, als er eben anfing bekannt zu werden, wie man glaubt vergiftet, in größter Dürftigkeit 1536. Erst nach seinem Tode wurde die ganze Größe seines Genies erkannt. Allgemein hielt man ihn für einen der besten Baumeister seiner Zeit und unter den Kunstmalern für den geschicktesten Meister.

Pervigilien nannten die Alten jene Feste, welche zu Ehren gewisser Gottheiten, vorzüglich der Ceres, Venus und des Apollo des Nachts gefeiert wurden. Da sie vielfache Gelegenheit zur Unsittlichkeit gaben, so wurden sie, mit Ausnahme der nächtlichen Feier der Bona Dea, durch strenge Gesetze in Rom verboten. Wir besitzen noch einen aus fast hundert Versen bestehenden lat. Hymnus an die Venus, unter dem Namen „Pervigilium Veneris", der zum Absingen am Vorabende des Festes dieser Göttin bestimmt war. Früher schrieb man diesen Hymnus dem Catullus (s. d.) zu, doch entstand er wahrscheinlich erst im 3. Jahrh. n. Chr. Die correcteste Ausgabe lieferte Orelli, der ihn mit den „Fabulae" des Phädrus (Zür. 1831) herausgab. Er findet sich aber auch in Lindemann's „Selecta carmina e poetis lat." (Lpz. 1823) und in du Méril's „Poeseos popularis ante saec. XII. latini decantatae reliquiae" (Par. 1843) abgedruckt. Besonders bearbeitet wurde er von Schulze (Gött. 1812, 4.); eine gute deutsche Nachbildung lieferte Bürger in seiner „Nachfeier der Venus". Vgl. Paldamus „De pervigilio Veneris" (Greifswald 1830).

Pesaro, das alte Pisaurum, in der päpstlichen Legation Urbino, an der Mündung des Foglia in das adriatische Meer hat 15,000 Einw. und ist der Sitz eines Bischofs. Die Stadt liegt in einer sehr freundlichen Gegend, ist gut gebaut und mit prächtigen Kirchen, Palästen und andern Gebäuden geschmückt. In mehreren Kirchen und Klöstern finden sich berühmte Gemälde. Die Bewohner beschäftigen sich zum Theil mit Verfertigung von Fayence-, Krystall- und Seidenwaaren, zum Theil mit Handel. Der Hafen ist nur für kleinere Fahrzeuge tauglich. Die in der Umgegend wachsenden Feigen, die einen Hauptgegenstand des Handels der Einwohner bilden, werden für die wohlschmeckendsten in Italien gehalten.

Pescennius Niger, Cajus, war Gegenkaiser des römischen Kaisers Septimius Severus (s. d.), wurde aber von diesem 194 nach Chr. bei Issus in Cilicien überwunden.

Peschek, Christian, nächst Adam Riese (s. d.) der bekannteste Rechenmeister der frühern Zeit, so daß man sprüchwörtlich die Richtigkeit einer Berechnung nicht besser zu bekräftigen glaubte, als wenn man sagte, daß sie nach Adam Riese und P. richtig sei, wurde zu Zittau am 31. Juli 1676 geboren und starb als Lehrer der Mathematik am 28. Oct. 1747. Unter seinen populären Rechenbüchern sind am bekanntesten sein „ABC der Rechenkunst" (neue Ausg., Zittau 1750) und die „Rechenstunden (neu herausgegeben von Heynatz, 3 Bde., Zitt. 1801—9).

Pescherähs, s. Feuerland.

Peschiera, Stadt und Festung in der Provinz Mantua des lombardisch-venetianischen Gouvernements Mailand mit 400 Einw. und 800 M. Besatzung, ist ein wichtiger militärischer Punkt wegen seiner Lage am südlichen Ufer des Gardasees, da, wo der Mincio ausfließt und an der von Tyrol herabkommenden Straße, die sich hier nach Brescia, Mantua und Verona scheidet, und kann gewissermaßen als ein freilich etwas entferntes detaschirtes Fort von Mantua angesehen werden. P. gehörte früher zur Republik Venedig, wurde aber 1796 beim Ausbruche des Kriegs den Oesterreichern eingeräumt. Napoleon sah dies als Verletzung der Neutralität an und der österreichische General Beaulieu, statt diesen Platz um jeden Preis zu behaupten, überließ ihn nach der Schlacht bei Lodi Bonaparte, der denselben durch den General Chasseloup in tüchtigen Vertheidigungszustand setzen ließ und auf diese Weise der Festung Mantua, als er diese hierauf belagerte, die Zufuhr von Tyrol und dem Gardasee her abschnitt. Ein wesentliches Hinderniß wurde der Verlust dieses Stützpunkts für Beaulieu's Nachfolger, Wurmser, als er wieder zum Angriff überging und noch mehr, als er sich über den Mincio zurückziehen mußte.

Peschito, d. h. einfach oder treu, ist der Name einer syrischen Uebersetzung des alten und neuen Testaments, welche wahrscheinlich auch die älteste Uebersetzung des neuen Testaments überhaupt sein mag. Sie enthält aber nicht das ganze neue Testament, denn es fehlen darin vier katholische Briefe und die Offenbarung Johannis. Nach syrischer Sage wird bald der Evangelist Marcus, bald Thaddäus als Verfasser angegeben. Richtiger schreibt man die Abfassung der Peschito einem Christen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. zu, weshalb ihre Autorität von großem Gewicht ist.

Pest und mehr noch Pestilenz heißt in der Volkssprache eine jede bösartige, weit ausgebreitete Epidemie. In diesem Sinne gebrauchen auch die alten Schriftsteller dieses Wort, die in ihren Werken zahlreiche Nachrichten über derartige Krankheiten uns überliefert, aber diese Krankheiten nicht genau genug beschrieben haben, daß wir den Charakter, welchen die neuere Wissenschaft mit diesem Worte verbindet, in ihren Erscheinungen wiederfinden könnten. Außer den Epidemien, welche die alttestamentlichen Schriften, Thukydides, Josephus u. A. genauer beschreiben, werden noch viele andere im Alterthume genannt, welche bald diesen, bald jenen Theil der damaligen civilisirten Welt heimsuchten; die erste jedoch, welche sichern Nachrichten zufolge der im engern Sinne sogenannten Pest gleich war, ist die, welche, von 542 n. Chr. an, vom Oriente ausgehend, ein halbes Jahrh. lang Europa entvölkerte. Von dieser Zeit an scheinen die Schriftsteller die Pest nach ihrem festgestellten Charakter von andern Epidemien genau unterschieden und unter diesem Namen diejenige Krankheit verstanden zu haben, welche wir noch jetzt bei uns Pest nennen. Diese Krankheit, auch Drüsenpest, Bubonenpest, orientalische Pest (pestis oder morbus pestilentialis) genannt, ist ein Fieber, das sich durch Ansteckungsfähigkeit und schnell fortschreitende weite Verbreitung auszeichnet und anfangs oft den entzündlichen, meist aber den fauligen oder nervösen Charakter an sich trägt. Sie unterscheidet sich von andern Fiebern dieser Art durch die begleitende Entzündung der Drüsen, besonders in den Weichen (bubones pestilentiales), und die Pestbeulen (carbunculi), harte, schmerzhafte, bald in Brand übergehende entzündete Geschwülste in den häutigen und muskulösen Theilen, und kann in Hinsicht ihrer das Leben zerstörenden Wirkungen vielleicht nur mit dem gelben Fieber (s. d.), das man deshalb auch die abendländische Pest genannt hat, verglichen werden. Die übrigen Erscheinungen der Pestkrankheit sind sehr verschieden, wie

der Verlauf der Krankheit selbst und die Dauer der ganzen Epidemie bald länger, bald kürzer ist. Die Krankheit tödtet in vielen Fällen fast augenblicklich oder binnen wenigen Stunden, in andern weniger acuten zwischen dem fünften und neunten Tage, manchmal auch noch später, und es ist zweifelhaft, ob dasselbe Individuum zweimal oder noch öfter von ihr befallen werden kann. Ebenso verschieden nach dem Charakter der einzelnen Epidemien sind die Menschenklassen, welche die Pest vorzugsweise heimsucht, in Hinsicht auf Geschlecht, Alter, Beschäftigung, Körperconstitution u. s. w., und noch weniger bestimmt ist das eigentliche Wesen der Seuche nach ihren nähern und entferntern Ursachen. Gewöhnlich wird Aegypten, wo jährlich Pestfälle vorkommen und von wo aus so oft diese Geißel der Menschheit sich über die andern Länder verbreitete, als der eigentliche Heerd der Pest bezeichnete, doch ist dem von vielen Naturforschern widersprochen worden. Denn wenn auch vielfache übereinstimmende Beobachtungen die Thatsache feststellen, daß mit Eintritt der höchsten Sonnenhitze in diesem Lande sofort die Krankheit aufhört, weswegen sogar Einige den 16. Juni jedes Jahrs als äußerste Grenze der Gefahr angesehen wissen wollen, so darf man die Pest doch noch nicht als ägyptische Epidemie charakterisiren, da es ebenfalls erwiesen ist, daß auch von andern Orten Pestepidemien ausgingen. Namentlich hat Konstantinopel, welches nach ältern und neuern Behauptungen seit dem J. 531 n. Chr. niemals ganz frei gewesen sein soll, eine traurige Berühmtheit als Pflanzstätte der Pest erlangt. Die Länder, wo die Pest ihre verheerenden Wirkungen bis jetzt ausgebreitet hat, scheinen sich auf das nordöstliche Afrika, Westasien und das südliche und mittlere Europa zu beschränken; niemals ist sie über den Ocean in die neue Welt gedrungen. Da jene Länder sehr verschiedene klimatische und andere Verhältnisse haben, so kann auch nur eine besondere atmosphärische oder tellurische Constitution in dem Entstehungsorte einer Epidemie als Ursache angesehen werden, von wo aus sich unter günstigen Umständen das Pestgift weiter verbreitet. Das für die Entstehung der Pest günstigste Witterungsverhältniß ist noch nicht genau ausgemittelt, jedoch scheint eine heiße und feuchte Luft, die überhaupt der Gesundheit nachtheilig ist, weil sie die Zersetzung organischer Stoffe und die Erzeugung von Miasmen (s. d.) am meisten befördert, auch die Entwickelung dieser Krankheit sehr zu unterstützen. Außerdem sind noch Elend und Mangel, Unreinlichkeit, gedrängte Bevölkerung und moralische, namentlich niederdrückende Einflüsse mächtige Hülfsmittel, die Pest zu erzeugen. Das hauptsächlichste Mittel zur Verbreitung aber ist unstreitig das Pestgift, welches durch die Krankheit selbst erzeugt wird, jedoch seinem Sitz und Wesen nach durchaus noch nicht näher, wenigstens nur mehr negativ als positiv bekannt ist. Durch die Luft scheint es sich weniger zu verbreiten, desto mehr theilt es sich durch unmittelbare Berührung mit, und hängt sich namentlich an feste Gegenstände, besonders Pelzwerk und wollene Kleidungsstücke, wodurch es sich als ein wahres Contagium (s. d.) zeigt. Diese Eigenschaften haben aber zu der Einrichtung der Desinfections- und Quarantaineanstalten (s. Quarantaine) geführt, denen es das christliche Europa zu danken hat, daß es seit 1816, wo sie in der neapolitanischen Stadt Noja ausbrach, von dieser furchtbaren Seuche frei geblieben ist, nachdem sie bis dahin in jedem Jahrhunderte mehrmals die Völker desselben bis an die Küsten der Nord- und Ostsee decimirt hatte. Um den Einzelnen, der mitten auf dem Schauplatz der Verheerung steht, vor der Gefahr der Ansteckung zu sichern, hat man mancherlei Mittel vorgeschlagen, besonders Ortsveränderung, Reinlichkeit, öfteres Wechseln und Lüften der Kleider, Mäßigkeit in allen Genüssen und Anstrengungen, Bekleidungen mit leinenen und seidenen Stoffen, Einreibungen des Körpers mit Oel, Räucherungen und namentlich Vermeidung der Berührung Pestkranker oder von Pestkranken gebrauchter Dinge, doch geben diese Vorsichtsmaßregeln keine vollkommene Sicherheit gegen die Ansteckung. Daß übrigens ein von Angst freies Gemüth und eine höhere Richtung der Seele kein geringes Schutzmittel seien, scheint sich dadurch zu bestätigen, daß in Konstantinopel verhältnißmäßig weit weniger Franken von der Pest ergriffen werden, als Türken, daß aber auch wieder von jenen im Verhältniß weit mehr sterben, weil ihnen ihre höhere Einsicht die Gefahr besser erkennen läßt, ohne daß sie der türkische Schicksalsglaube

aufrecht erhielte. Die große Anzahl der eingeschlagenen Behandlungsmethoden der an der Pest Erkrankten zeigt hinlänglich theils wie verschieden der Charakter der einzelnen Epidemien sei, theils wie wenig in dieser Krankheit die menschliche Kunst vermag; nur das bestätigt sich immer mehr, daß der schon von den besten Aerzten aller Zeiten aufgestellte Grundsatz, strenge Diät, häufige Lüftung der Krankenzimmer, Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen und Aufrechterhaltung des moralischen Muths des Kranken, jeder andern Heilmethode den entschiedensten Vorschub leiste. Vgl. Clot-Bey, „De la peste observée en Egypte" (Par. 1840) und Frari, „Della peste e della publica amministrazione sanitaria" (Ven. 1840).

Pestalozzi, Johann Heinrich, ein durch seltenen Eifer und rastlose Thätigkeit, für Menschenbildung und Menschenglück zu wirken, ausgezeichnet verdienstvoller und edler Mann, ward am 12. Januar 1746 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren und nach dessen Tode von Anverwandten in Gottesfurcht und Einfalt des Herzens erzogen. War auch dem Jünglinge das Studium der Klassiker höchst angenehm, so zeigte sich doch gleicherweise schon früh in ihm der Hang zu dem Berufe, den er als Mann zur Veredlung des niedern Volkes erwählte. Zuerst studirte er Theologie, wendete sich aber, nach einem fehlgeschlagenen Versuche zu predigen, dem Rechtsstudium zu und gab durch einige in Druck gegebene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung, sowie durch Uebersetzung einiger Reden des Demosthenes Proben seines Fleißes und seiner Talente. Veranlaßt durch Rousseau's „Emil" und eine schwere Krankheit, die er sich durch angestrengten Fleiß zugezogen hatte, verbrannte er nach seiner Genesung seine literarischen Sammlungen, entsagte allem Umgang mit Büchern, kaufte ein Gärtchen, das er Neuhof nannte, und fing, 22 Jahr alt, an dasselbe zu bewirthschaften. Ein Jahr später verheirathete er sich mit Anna Schultheß, einer Kaufmannstochter aus Zürich. In seinen ländlichen Verhältnissen lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigener Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder, deren er bald mehr als 50 um sich sah, und deren Lehrer und Vater er ward. Statt von allen Seiten in so hochherzigem Unternehmen unterstützt zu werden, verhöhnte die blinde Menge ihn und sein Vorhaben, welches aus eignen Kräften auf längere Zeit fortzuführen er nicht im Stande war. Doch jemehr Hindernisse zu besiegen sich ihm entgegenstellten, um so feuriger ward sein Muth, jeweniger Hülfe und Beistand er fand, desto fester ward sein Vertrauen auf das Gelingen seines frommen Vorhabens. Im J. 1790 erschien sein originelles Volksbuch „Lienhard und Gertrud", worin er seinen Enthusiasmus für Bildung und Beglückung der niedern Volksklassen aussprach, zugleich sich aber auch als einen Zögling der Natur darstellte und eine Methode des Unterrichtes entwickelte, von deren Anwendung er die herrlichsten Wirkungen hoffte, gebaut auf die Grundidee einer naturgemäßen Entwickelung der geistigen Anlagen und Kräfte. „Christoph und Else", „Abendstunden eines Einsiedlers" und andere Werke erschienen zur Erläuterung seiner Methode, Proben seines stillen Fleißes, obschon ihm Kränkungen mancherlei Art die Freude am Gelingen seines Planes verbitterten. Sein Mangel an besonnener, praktischer Kraft ließ aber sein Unternehmen nicht gedeihen. Er gerieth, trotz der Aufopferungen seiner edlen Frau, immer tiefer in Schulden und mußte endlich seine Armenerziehungsanstalt aufgeben. Mit Unterstützung des schweizerischen Directoriums legte er zwar 1798 eine andere Erziehungsanstalt für arme Kinder in Stanz an, wo er für beinahe 80 Kinder aus der Hefe des Volks Lehrer, Vater und Diener ward, doch auch dieses Unternehmen wurde noch vor Ablauf des Jahres durch den Krieg und die Ränke der ihm feindlichen Partei zerstört. Er ging jetzt als Schullehrer nach Burgdorf und legte ein neues Institut an, welches reichlichen Zuspruch fand. Im Jahre 1801 erschien ein neues Buch: „wie Gertrud ihre Kinder lehrt"; später „das Buch der Mütter" und die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse", welche an vielen Orten einer guten Aufnahme sich erfreuten. Auch fand er in Burgdorf treue und redliche, ihm ergebene Mitarbeiter; da er aber als Mann des Volkes dessen Rechte hochachtete und zu lebhaft vertheidigte, verlegte er

1804 auf kurze Zeit seine Anstalt nach München-Buchsee, — wo er mit Fellenberg in nahe Berührung kam, dem nachherigen Gründer des ökonomischen Instituts zu Hofwyl — und begab sich in demselben Jahre nach Yverdun (Iferten), woselbst ihm die Regierung das Schloß zur Errichtung einer Bildungsanstalt für Zöglinge aus verschiedenen Ständen anwies. Viele Reisende, zum Theil schon gegen das Unternehmen P.'s durch die zuversichtliche, in hochtrabendem Tone abgefaßte Ankündigung eingenommen, fanden sich zu Yverdun ein; unter ihnen Neugierige und Unwissende, aber auch Verständige und Kenntnißreiche, welche, von den überraschenden Wirkungen der neuen Methode ergriffen, mit der Erklärung zurückkehrten, daß nur eigene Anschauung der Wirkungen an Ort und Stelle zu einem richtigen Urtheile über P.'s Methode verhelfen könnte. Allenthalben glühte der Eifer für dieselbe, und nicht blos junge Männer haschten nach dem Neuen, nein selbst Veteranen auf dem Felde der Pädagogik verließen ihre Fahnen und schwuren dem Reformator Ergebenheit und Treue. An Bekämpfern und Widersachern konnte es indessen auch nicht fehlen; sowohl der schon geärntete Beifall, als auch die alles Vorhandene und Bestehende oft aus Unkunde herabwürdigenden Schüler des großen Schulmeisters, eine Eigenthümlichkeit fast aller Autodidakten, entrüsteten viele gelehrte und verdiente Schulmänner und schadeten der an sich meist zweckmäßigen Methode. Doch ist nicht zu übersehen, daß gerade diese Widersprüche manche Idee zur Klarheit brachten, welche der Urheber derselben zufolge seiner geringen Kenntniß pädagogischer Werke nicht erstreben konnte, daß seine oft unklaren Begriffe von Sachkundigen geprüft und berichtigt, dadurch der Geist von dem Buchstaben gesondert und der Sache eine mildere Form gegeben ward. P. genoß die Achtung vieler edeldenkender Schulmänner; in seiner Seele war nun einmal der schöne Traum einer goldenen Zukunft aufgestiegen, obgleich von demselben nicht die Erlösung der Menschheit gehofft werden konnte, da ja die Erfahrung hinlänglich dargethan hat, wie unzweckmäßig es sei, die ganze Menschheit nach einer Methode erziehen zu wollen. Bei ihren einzelnen Mängeln hat aber doch P.'s Methode viel guten Samen ausgestreut, vergessenes Gute ins Gedächtniß zurückgerufen und vervollkommnet, und schon darum verdient das redliche Streben ihres Urhebers den wärmsten Dank der Mit- und Nachwelt. Leider fehlten P. alltägliche Lebensklugheit und jene Eigenschaften, durch welche es ihm nur möglich war, unter seinen Mitarbeitern Eintracht und Ordnung zu erhalten. Die Streitigkeiten derselben unter sich und gegen P. selbst trübten dessen Lebensabend und untergruben seine Anstalt. Nach den deutschen Befreiungskriegen sank sie sichtlich, Geldverlegenheiten kamen dazu, denen nicht einmal durch die vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke P.'s (15 Bde., Stuttg. und Tüb. 1819—1826) abgeholfen werden konnte, obgleich eine Summe von 12,000 Thaler daraus gewonnen wurde, und P. mußte 1825 seine Anstalt nach 25jährigem Bestehen, auflösen. Er zog sich zu seinem Enkel auf den Neuhof zurück, schrieb hier seinen „Schwanengesang" (1826) und „Meine Lebensgeschichte als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Iferten (Lpz. 1826) und starb zu Brugg im Aargau am 17. Febr. 1827. Neu ist und bleibt die Idee Pestalozzi's: allen Unterricht mit der Anschauungslehre (s. d.) zu beginnen und die Fortbildung der dem Menschen innewohnenden Kraft auf naturgemäße Weise zu leiten; daher nicht Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. an und für sich, sondern nur insofern zu treiben sind, als sie Mittel werden, die schlummernde Kraft des Kindesgeistes zu erwecken und zu erstarken in fortgesetzter Betrachtung der Außendinge. — Was der große Menschenfreund gewollt, welche Aufgabe er zu lösen strebte, darüber gibt Niederer, ein geistvoller Mitarbeiter P.'s, in der Schrift: „Pestalozzi's Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitcultur" (Iferten 1812) vollständige Belehrung. Ladomus, Himly, Plamann, Zeller, Trapp, Schultheß u. A. folgten treu dem von P. bezeichneten Wege, weniger gewissenhaft und mehr selbständig der zugleich verstorbene würdige Jugendlehrer Tillich und der freisinnige von Türk. Nach Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland, ja bis nach Nordamerika trugen Schüler den Namen und die Methode P.'s mit wechselndem Erfolge. In Anerkennung seiner Verdienste um das Volksschulwesen wurde auch der 12. Jan. 1846 an vielen

Orten Deutschlands und der Schweiz festlich begangen und zu seiner Erinnerung mehrere wohlthätige Erziehungsanstalten gestiftet. Vgl. Biber „Beitrag zur Biographie P.'s" (St. Gallen 1827); Blochmann „Heinrich P.; Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens" (Lpz. 1846) und Christoffel „P.'s Leben und Ansichten, in einem wortgetreuen Auszuge aus sämmtlichen von P. herrührenden Schriften" (Zür. 1846).

Pesth, Pestinum oder Pestum, ungar. Buda-Pest, Ungarns reichste, betriebsamste, schönste und volkreichste Stadt, 36° 45′ östl. L., 47° 19′ 25″ nördl. B., 215 Ellen über der Meeresfläche, am linken Donauufer, Ofen gegenüber, auf einem sandigen Vieleck, 3 Stunden im Umfange, und von einer reizenden Weingegend umgeben, ist regelmäßig gebaut, reich an schönen Gebäuden und Palästen, und wächst jährlich bedeutend an Umfang und Einwohnerzahl, die vor dem Jahre 1848 sich schon auf 120,000 beliefen, der Insurrectionskrieg von 1848 und 49 hat die Stadt aber sehr entvölkert, so daß man jetzt (1850) kaum 76,000 Einw. zählt, welche Abnahme neben dem Kriege der verheerenden Pest und der im großen Maße überhandnehmenden Auswanderung zugeschrieben werden muß. Unter ihnen sind jetzt 2400 Lutheraner, 1900 Reformirte, 900 nicht unirte Griechen und 7900 Juden. Die Stadt zerfällt in 5 Haupttheile: 1) die innere Stadt; 2) die neue oder Leopoldstadt mit dem schönen Marktplatz; 3) die Theresienstadt; 4) die Josephstadt und 5) die Franzstadt. Die innere Stadt ist jetzt mit der Leopoldstadt verschmolzen, von den drei andern ist sie aber durch breite Landstraßen getrennt. Die Vergrößerung der inneren hat Thore, Ringmauern und Wall weggedrängt. Die weitläufige Bauart, die vielen einstöckigen Häuser mit Gärten und weiten Hofräumen geben ihr einen orientalischen Charakter, und die verschiedenartigen Einwohner, Ungarn, Deutsche, Slowaken, Griechen, Raizen und Juden mit ihren verschiedenen Religionen, Sprachen, Nationaltrachten und Eigenheiten, und das merkantilische und literarische Leben und Blühen machen sie zu der interessantesten und gebildetsten Stadt Ungarns. Alles waltet friedlich durcheinander, Sitten, Religionen, Trachten und Sprachen, unter denen die deutsche im Mittelstande, im amtlichen Verkehr und in höhern Ständen vorherrscht.

Mit Ofen ist sie durch eine Schiffbrücke von 46 Pontons vom Anfang des März bis Ende November verbunden. Die 15 Kirchen, 11 katholische, 2 griechische, 1 lutherische und 1 reformirte, sind gut gebaut. Außerdem sind 2 große und 5 kleine Synagogen und 13 Klöster da. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die große Caserne, das Invalidenhaus genannt, 1727 von Karl VI. erbaut, worin die Invaliden und Garnison wohnen; das Josephinische oder Neugebäude, Caserne für das 5. Artillerieregiment und Hauptgeschützort für ganz Ungarn; das neue Theater, welches 3000 Zuschauer faßt; das Universitätsgebäude. Die Universität ist eine der reichsten auf der Erde, mit einer Bibliothek von mehr als 60,000 Bänden, einem Naturalien-, Münz- und physikalischen Cabinet, einem chemischen Laboratorium und einem anatomischen Cabinet mit berühmten Wachspräparaten, einem botanischen Garten, einer Sternwarte bei Ofen, einer Thierarzneischule und dem dreifachen Universitätshospital mit einer Klinik. Die Universität besteht blos aus drei Facultäten; denn die katholisch-theologische ist ein Generalseminarium, von der Universität getrennt und von einem Erzbischof, mit 18,000 Gulden Gehalt, geleitet. Ebenso ist das Nationalmuseum, begründet durch den Grafen von Szechényi, davon getrennt, mit dessen großer Bibliothek und einem vollständigen Münzcabinet, nebst einer Naturalien-, Kunst-, Antiquitäten-, Siegel-, Waffen- und technologischen Sammlung und Denkmälern und Abbildungen berühmter Ungarn. — Das Gymnasium der Piaristen hat über 800 Schüler, die städtische Normalschule über 400, die katholischen Pfarrschulen gegen 2000. Das englische katholische Fräuleinstift hat über 400 Zöglinge und 40 Pensionarien. Die Septemviraltafel, erst aus 7, jetzt aus 20 Mitgliedern bestehend, das höchste Appellationsgericht, das in letzter Instanz entscheidet und unter dem Vorsitz des Palatinus eine immerdauernde Gesetzcommission bildet, und die königliche Tafel, theils ein Appellationsgericht von 22 Beisitzern, theils Justizbehörde, um in erster Instanz zu entscheiden, so wie die Comitatsbehörde der reichsgesetzlich vereinten Pesther, Pilisser und

Solther Gespannschaft haben hier ihren Sitz. Der städtische Magistrat, aus dem Bürgermeister, Stadtrichter und 12 Räthen gebildet, hat neben sich 1 Tribun mit 106 sogenannten Wahlbürgern, welche die Commune schützen und alle 3 Jahre neue Magistratspersonen wählen oder die alten bestätigen. Die Behörde der Verschönerungscommission, durch den ehemaligen Reichspalatin, Erzherzog Anton Joseph, organisirt, führt die Aufsicht über die Bauten. Als Mittelpunkt des ungarischen Handels hat Pesth bedeutende Handlungen, ungerechnet eine Unzahl Klein-, Fabrikat- und Victualienhändler. Obgleich der jetzige Handel durch den Druck der Ausfuhrzölle und durch den Verfall des Verkehrs auf dem Continente sehr gehemmt wird, erfreut er sich doch eines guten Wachsthums. Die vier Messen jährlich, jede 14 Tage, ziehen öfter über 20,000 Fremde und Inländer mit Waaren, an Werth 16—17 Millionen Gulden, herbei. Jede Messe bringen sie auf 14 bis 15,000 Wagen und 2000 Schiffen die Waaren herbei, unter denen allein 50 bis 60,000 Eimer Wein sind. Jedesmal werden gegen 5 Millionen Gulden umgesetzt, besonders gegen österreichische Fabrikate und türkische Speditionswaaren. Die Oel-, Taback-, Lederfabriken, die Seidenzeug- und Flormanufactur, die Schuh- oder Zischmenmachermeister, die Silberdrahtzieher, Corduanbereiter und Goldschmiede befinden sich alle in blühendem Wohlstande. Vergnügungsörter, außer denen in der Stadt, sind das Stadtwäldchen, eine Viertelstunde von der Theresienstadt, wohin doppelte Alleen, Wein- und Obstgärten den Weg verherrlichen; die Margaretheninsel, in Ofen, ein reizender Garten, von dem der Pöbel ausgeschlossen ist, der englische Garten, eine Viertelstunde südlich von der Stadt u. A. Zu der Stadt gehören noch 2 Donauinseln: die Stadtinsel und das Badhäusel; der Steinbruch, ein Weinberg, der jährlich 20 bis 30,000 Eimer sehr guten Wein gibt. Hier ist auch die berühmte Ebene Rakos, wo früher die Reichstage abgehalten wurden. In der Nähe des Stadtwäldchens ist jetzt ein Eisenbad, mit eisenhaltigem kohlensaurem Wasser. Der Boden umher, eine Schicht von Torf und Moor, quellig und thonig, ist äußerst fruchtbar. — Die Römer hatten hier eine Colonie angelegt, Transacincum. Schon zur Mongolenzeit war Pesth eine bedeutende Stadt mit deutschen Einwohnern. Die Mongolen zerstörten die Stadt, aber sie erhob sich in Kurzem und ward nach dem Absterben des arvadischen Stammes (1307) durch die Kronprätendenten, durch die Hussiten und durch Dosa's Kreuzheer wieder heimgesucht. Mit dem Wachsthum des Reichs wuchs auch die Stadt und kam besonders durch die Reichstage, die oft gegen 100,000 Menschen hierherzogen, zu Ansehen. Die Schlacht bei Mohacz (1526) brachte sie unter ein 160jähriges Joch der Türken, wodurch und durch die vielen Belagerungen Ofens sie fast ganz zertrümmert wurde. Aber als sie 1686 wieder frei geworden war, wuchs sie durch Ansiedelungen der deutschen Raizen u. A., durch aufblühenden Handel, durch Karl VI., unter Maria Theresia und besonders durch Joseph II., der die Universität (1784) hierher verlegte, das Generalseminarium, das Lagerhospital und das Neugebäude erbaute, zusehends. Sie zählte 1790 2500 Häuser, 1810 2900, 1820 4000 und jetzt über 5000 Häuser. So ist die Stadt zu dem Mittelpunkte des ungarischen Handels, zu literarischer, ökonomischer und amtlicher Bedeutsamkeit emporgeblüht und sieht sich mit dem ganzen Reiche in noch immer erstarkendem und sich bildendem Leben und Wirken. Während der J. 1848 u. 1849 hat sie zwar in dem Insurrectionskriege von beiden Parteien viel gelitten, doch soll sich bereits wieder Handel und Industrie heben. Vgl. Schams „Beschreibung der Stadt Pesth" (Pesth 1820).

Pestilentiarius ist der hier und da noch vorkommende Titel von Geistlichen, welcher auf deren Function in den Zeiten der Pest hindeutet.

Petarde ist eine Art metallenen, kurzen, glockenförmigen Geschützes, das mit Jagdpulver und etwas lebendigem Quecksilber geladen an Mauern, Thoren, Gattern, Brücken und Ketten des Feindes angebracht wird, um sie zu sprengen oder zu petardiren. Der Feuerwerker heißt Petardirer. Chinesische Petarden sind Lustfeuerwerke, die in der Stube abgebrannt werden können.

Petau, Denis, gewöhnlich Petavius genannt, ein um die wissenschaftliche Behandlung der Chronologie sehr verdienter französischer Gelehrter, geb. am 21. August

1583 zu Orleans, erhielt bald nach Vollendung seiner Studien eine Professur der Philosophie zu Bourges, trat dann in den Jesuitenorden und lehrte öffentlich in verschiedenen Städten, zuletzt in Paris, wo er am 11. December 1652 starb. Er suchte die verschiedenen Zeitrechnungen der Alten durch Ermittelung der Cyklen (s. Cyklus) und Anwendung der mathematischen Elemente unter sich auszugleichen und den ungeordneten Stoff in ein systematisches Ganze zu verarbeiten, wobei er mit mehr Vorsicht als Jos. Scaliger (s. d.) verfuhr. Sein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist das „Opus de doctrina temporum" (2 Bde., Par. 1627, Fol.), dem er noch das „Uranologium" (Par. 1630, Fol.) folgen ließ, welche beiden Werke später auch vereint erschienen (3 Bde., Amst. 1703 und Verona 1734, Fol.). Seine oft gedruckten „Tabulae chronologicae" (Par. 1628, Fol.) und das mehr compendiöse „Rationarium temporum" (Par. 1630; zuletzt 2 Bde., Leyd. 1745) dienten viele Jahre hindurch als Lehrbücher beim historischen Unterrichte in den Schulen.

Petechien oder Peteschen (pestichiae, petechiae oder lenticulae) nennt man kleine, etwas dunkelroth gefärbte Flecken in der Haut, von der Größe eines Nadelkopfs bis zu der einer Linse, die beim Fingerdrucke nicht verschwinden, gruppenweise entstehen und ohne Schmerzen oder Abschuppung wieder verschwinden. Sie treten entweder symptomatisch zu Unregelmäßigkeiten in der Verdauung, zu Krankheiten mit starken Congestionen nach der Haut, Hautausschlägen und andern Uebeln mit Schwäche des Gefäßsystems und Neigung zur Auflösung des Blutes, daher zu Faulfiebern, Nervenfiebern, Scorbut u. s. w.; oder selbstständig in epidemischen Fiebern, wo sie sich gleich anfangs zeigen und Fleckfieber (febres petechiales) genannt werden, und in der Blutfleckenkrankheit (morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii) auf. Hieraus ergibt sich, daß die Petechien, nach den sie begleitenden Umständen verschiedene Bedeutung haben und verschiedene Behandlung erfordern. Die zuletzt angeführte Krankheit kommt nicht epidemisch vor, ist fieberlos, mit Blutausfluß aus der Mundhöhle verbunden, übrigens nicht gefährlich, wenn sich nicht andere üble Umstände damit verbinden oder der Blutausfluß nicht zu stark ist. Zusammenziehende Mittel mit lauen Bädern und Essigwaschungen werden mit gutem Erfolg dagegen gebraucht. Vgl. Pfeufer „Beitrag zur Geschichte des Petechialtyphus". (Bamb. 1831).

Peteos, oder Peteus, der Sohn des Orneus und Vater des Menestheus, führte die Athener gegen Troja. Später von Aegeus aus Athen vertrieben, ging er nach Phocis und gründete Stiris.

Peter I. oder der Große, Alexiewitsch, Kaiser von Rußland, ist der größte Monarch, der jemals über das unermeßliche Russenreich geherrscht hat. Bis zu seiner Zeit war der russische Staat, wenn er dieses Namens würdig ist, in Europa nur ein Winkelstaat, welcher nach der Ansicht der damaligen ausgezeichnetsten Politiker den Angriffen der Pforte und Persiens bald erliegen mußte; aber die Tage von Karlowitz und von Pultawa (1699 u. 1709) gaben dem schwerfälligen Staate einen Umschwung und eine Kraft, daß alle Berechnungen der Politik stillstanden, und das alternde Europa vor der strotzenden Jugendfülle des Nordens erbebte. Der Schöpfer des russischen Kolosses ist Peter, der rohe und ungelehrte Sohn Alexei's und der Natalia Narüschkin. Er war am 30. Mai 1672 geboren und empfing unter heftigen Parteistürmen, die seine herrschbegierige Stiefschwester Sophia erregte, kaum zehn Jahre alt, die Krone 1682. Die schlaue wohlgebildete Sophia zog das wilde Soldaten-Corps der Strjelizen, die den Janitscharen in Konstantinopel nicht ungleich waren, auf ihre Seite und bereitete ein Blutbad (15. Mai 1682), mit dem sie nichts Geringeres beabsichtigte als ihren schwachsinnigen Vollbruder Iwan, für den sie die Zügel der Regierung ergreifen wollte, auf den Thron zu setzen und das ganze Geschlecht der ihr verhaßten Narüschkin auszurotten. Dieser, wie ein zweiter Versuch zum Umsturz der Regierung gelang nur theilweis, Peter blieb auf dem Throne, erhielt aber seinen Bruder zum Mitregenten, und Sophia hatte Gelegenheit, ihrem eitlen Gelüste der Herrschsucht neben Natalia zu fröhnen. Sophia von einem Theile der unzu-

friedenen Kneesenaristokratie getragen, griff mit gebieterischer Hand um sich und ging so weit, daß sie in den Urkunden neben den Namen der Czaren den ihrigen mit unterschrieb und sich auf Münzen mit der Krone abbilden ließ. Inzwischen lebte Peter von den Staatsgeschäften entfernt in dem angenehmen Dorfe Preobraschenskoe unter einer erlesenen Schaar adeliger Jünglinge, mit denen er die Zeit im Soldatenspiel vertrieb oder auch wohl listige Streiche, sogar mancherlei Ausschweifungen ausübte. Die junge Schaar wuchs zu zwei Compagnien, deren Hauptmann François Jacques le Fort war, der Sohn eines Kaufmanns aus Genf, ein viel versuchter Abenteurer, aber ein guter und kühner Kopf. Gerade dieser Genfer war der Schöpfer der kleinen Schaar und hatte unter den Hofmeistern Peters nicht den untersten Platz. Der junge Czar, gelehrig und wißbegierig, mit offnem Verstande, begriff die Absichten seines Führers und überließ sich diesem ganz, so daß daraus ein für die folgende Zeit höchst einflußreiches und inniges Verhältniß zwischen Erzieher und Zögling entstand. Peter selbst entschloß sich unter seinen Altersgenossen die Dienste eines Gemeinen zu versehen, bis ihn der Hauptmann beförderte. In Kurzem war die Schaar der Jünglinge ein tüchtig eingeübtes Corps, das später zur Grundlage der ganzen russischen Armee diente. Die herrschsüchtige Sophia wähnte in ihrer Verblendung, Peter gehe ohne ihr Zuthun auf dem Lande unter roher Umgebung in dem Strudel der Zuchtlosigkeit unter, da er doch unvermerkt an Geist und Körper kräftig erstarkte und eine Festigkeit des Charakters erlangte, die an Unbeugsamkeit und Starrsinn grenzte. Als Sophia aus ihrem Irrthum erwachte, war es zu spät, und ihre Versuche, den am 27. Januar 1689 mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin vermählten Stiefbruder und dessen Mutter Natalia zu ermorden, bestrafte Peter, gestützt auf die Kraft seiner Freunde, Le Forts und des Schotten Gordon, mit Verweisung in das Kloster. Von diesem Augenblicke an erschien Peter im Glanze seiner Würde und Majestät, er demüthigte die Strjelizen, weil sie zum dritten Mal an dem Frevel seiner Stiefschwester Theil genommen hatten, und hielt als stattlicher Ritter seinen Einzug in Moskau. Iwan, ein Schatten auf dem Throne, kam ihm entgegen, und Peter umarmte ihn vor dem Schlosse unter den Augen aller Anwesenden und nahm ihn mit sich auf den Herrscherstuhl, wo er bis an sein Lebensende 1696 geduldig neben seinem Beschützer, dem jüngern Peter, saß. Nachdem Peter den bösen Geist der Zwietracht in seiner Familie und im Reiche beschworen und die ersten Hindernisse aus dem Wege geräumt hatte, legte er Hand an das große Werk, das in seiner Seele gereift war, und der kühne Gedanke wurde zur That, die Russen zu entwildern und seinem Staat unter den Reichen Asiens und Europas das Ansehen zu sichern, zu dem er durch Umfang, Lage und innere Hülfsquellen berechtigt war. Die Art, wie er diesen Plan ausführte, die Hindernisse, welche er dabei zu überwältigen hatte, und der Erfolg, der seine riesigen Bestrebungen krönte, haben Peter dem Ersten bei der Mit- und Nachwelt den Namen des Großen erworben. Es gibt im eigentlichen Sinne des Wortes keinen Theil aller der Richtungen, in denen sich das menschliche Leben bewegt, den Peter nicht reformirt und besser gestaltet hätte: sein großartiger, scharf durchdringender Geist erkannte die Lücken und fand die Mittel zur Besserung, mochten es Staats- oder Religionsangelegenheiten, Gesetzgebung, Politik oder Verwaltung, Industrie oder Handel, Wissenschaften oder Künste, öffentliches oder Privatleben, Kriegs- oder Friedensangelegenheiten betreffen. Peter der Große ist für Rußland die Brücke von der alten zur neuen Zeit, er ist selbst die neue Zeit, eine Morgensonne, die dem jungen am Himmel heraufsteigenden Jahre entgegen lacht. Er war ein auserfehenes Rüstzeug Gottes zur Vollendung himmlischer Absichten. Die Natur hatte ihm alle Kräfte geschenkt, mit denen Großes vollbracht wird: diese Körperlänge (6 Fuß 8½ Zoll engl. Maß), dieses Feuerauge, dieser flammende Ernst auf seiner Stirn, diese wilde Majestät durch Gutmüthigkeit gemildert, verkündigten den Mann zum Herrschen geboren. Er war Selbstregierer im vollsten Verstande des Wortes. Aber er umfaßte nicht blos Alles mit seinem Herrscherblick, er vereinte auch die Regierungskunst mit der Kunst der Vollführung. Der erfahrenste General, der beste Seemann, der klügste Minister seines Reichs war er seinen höchsten Staatsdienern ein Muster der Thätigkeit und des Fleißes.

Vier Stunden Schlaf, und der Körper war gestärkt, der Geist zu neuen Anstrengungen erquickt; um drei Uhr des Morgens verließ er das Bett und las ein Paar Stunden gute Bücher, die seinen dürstenden Geist mit edler Belehrung sättigten. Alsdann ging es zur Arbeit der verschiedensten Art. Es war nichts Seltenes, daß man ihn in der nämlichen Stunde jetzt bei einem Senator, jetzt bei einem General, jetzt bei einem Kaufmann, dann in der Schmiedestätte, dann beim Minister, dann auf dem Bauplatze fand. Dieselbe Hand, welche den ersten Grundstein der Stadt Petersburg einsenkte und in Moskau chirurgische Operationen vollzog, führte die Zügel der Regierung eines weiten Reiches mit Kraft und Einsicht und leitete alle Fäden und Interessen der Staatenpolitik im europäischen Norden. Peter der Große zeichnete die Maximen, durch welche die Macht seines Hauses sich über Asien und Europa verbreitete. Nicht Jagd, nicht Musik, kein Schauspielhaus gab ihm Unterhaltung; nur am Schachbret oder an der Drechselbank, an der lärmenden Kriegsmusik und im Umgange mit erfahrenen Männern fand er jeweilige Erholung. Vom Kartenspiel pflegte Peter zu sagen: „entweder haben die Spieler keinen Geschmack an nützlicher Unterhaltung, oder es ist Eigennutz, der ihnen die Karten in die Hand gibt. Eins ist so niederträchtig wie das Andere". Die Parole seines ganzen Lebens war nützliche Thätigkeit. Von dem Bauplatze flog er in die Manufakturen, aus den Stückgießereien auf die Schiffswerfte, aus den Staatsversammlungen in Krankenhäuser, vom Exercierplatz auf die Schiffe, aus den Tempeln der Religon auf den Czarenthron, überall gleich groß und gleich thätig. Wie er es mit der Arbeit meinte, erklärte er selbst, wenn er zum jungen Nepljujew sagt: „sieh Bruder, ich bin euer Czar und ich habe Schwielen in meinen Händen. Euch ein Beispiel zu geben, darum arbeite ich selbst". An seiner Tafel wohnte die Genügsamkeit, seine Kleidung war einfach; er verpraßte den Schweiß seiner Unterthanen nicht im Wohlleben oder eitlem Prunk; er schämte sich nicht, gestopfte Strümpfe zu tragen. Er war Mensch mit Menschen, nur mit dem einzigen Unterschied, daß er einer der Größten unter den Sterblichen war. Wenn seine Umgebung in asiatischem Pomp glänzte, ging Peter schlicht einher und strahlte durch sich selbst. Das Hof-Ceremoniell war ihm lästig und zuwider, weil es die Schwingen seiner rastlosen Geistesthätigkeit lähmte. Einen neu angekommenen römisch-kaiserlichen Gesandten beschied er zur ersten Unterredung früh Morgens in die Naturalienkammer, und den preußischen Gesandten empfing er beim ersten Gehör am Bord eines Kriegsschiffes, das noch nicht vom Stapel gelaufen war. Peter, der gerade oben am Maste Seile ordnete, lud den Kommenden zu sich empor, und da der Gesandte sich entschuldigte, glitt der Czar, einem Matrosen gleich, am Seile zu ihm herab und gab ihm am Maste Gehör. Dieser Mann, mit den Schwielen in der Hand, war es, der sich die weite, große Aufgabe stellte, die asiatischen Sitten seines Volkes zu brechen und eine rohe, auf ihre Unwissenheit stolze, von den gebildeten Völkern sich sondernde Nation entschieden auf die Bahn zur sittlichen und wissenschaftlichen Bildung zu bringen. Diese Aufgabe hat ein Fürst gelöst, der selbst rauh und ungebildet ein Sproß dieser Nation war; Peter hat die Aufgabe mit der bewunderungswürdigsten Festigkeit und mit der Kraft eines himmlischen Genius gelöst. Die Wirkungen dieser Kraft dauern, indeß das Rauhe und Drückende, was dieser mächtige Geist bei seinem gewaltigen, unaufhaltsamen Schwunge für die Zeitgenossen haben mußte, längst von den Wogen der Vergangenheit verschwemmt ward. Den Anfang der totalen Umgestaltung machte Peter beim Militär. Inländer und eingewanderte Deutsche wie Franzosen rief er zusammen und schuf eine drohende Landmacht; aus jenen Compagnien, die Poteschnie-Schaar genannt, die aus seinen Gespielen bestanden und mit ihm aufgewachsen waren, bildete er die preobraschenskoischen und semenowskischen Garderegimenter, unter denen er selbst Hauptmann einer Compagnie war. Bis in die Tage Peters hatte Rußland kein einziges Schiff und keinen Theil an dem großen Seehandel, der weniger ergiebige Länder reich und mächtig machte. Aber schon 1693 hatte der Czar einige Fahrzeuge, die ihn auf das weiße und Eismeer trugen. Peters Seele war mit keinem geringeren Plane erfüllt, als seiner Nation die ihr früher bekannten aber entrissenen Wege des Handels zu öffnen und dadurch sowohl die Industrie,

als die Staatskräfte zu heben. Zwei Punkte seines Reichs boten dazu die glücklichste Gelegenheit, die Ufer des schwarzen Meeres und das Gestade der Ostsee. Zunächst fiel sein Blick auf Asow, eine wohl befestigte und von 400 auserlesenen türkischen Truppen vertheidigte Seestadt. Peter konnte anfänglich nichts ausrichten, er verlor von seinem unermeßlichen aber ungeordneten Heere an 20,000 Mann und mußte abziehen, da die russische Kriegskunst noch in der Kindheit war 1695. Um des Erfolges gewisser zu werden, ließ Peter erfahrene Ingenieurs aus Oesterreich kommen, baute eine kleine Flotte aus unvollkommenen Schiffen und wiederholte 1696 den Angriff auf Asow. Nach 2monatlicher Arbeit, welche von abgesandten türkischen Tartarenhaufen oft unterbrochen wurde, mußte sich die Stadt dem Sieger ergeben, am 29. Juli 1696. Als Peter Asow, als den Schlüssel zum asowschen Meere, erobert hatte, ließ er nicht blos zur Sicherung der neuen Erwerbung 55 Kriegsschiffe vom ersten bis zum fünften Range bauen, sondern er faßte auch den kühnen Plan, den Don und die Wolga durch einen Kanal zu vereinigen und so das kaspische mit dem schwarzen und mittelländischen Meere zu befreunden. Damit Rußland selbst für die neue Schöpfung erzogen würde, sandte Peter einen Theil des jungen Adels ins Ausland, dort ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Der Alte, auf seine Vorrechte trotzige Adel, der aus dem hölzernen Herkommen nicht herauswollte, ergrimmte über die Neuerungen und griff mit verbrecherischer Hand zu Verschwörungen gegen den kühnen Umbildner Rußlands. Am 2. Febr. 1697 sollte die böse Rotte der Conspiration losbrechen, aber das Gewebe der List ward entdeckt, und Peter zerriß es mit kräftiger Hand. Die erstarrte Kneesenaristokratie machte in der Folge mehrere Versuche, dem Volke seinen Liebling zu entreißen, aber eine höhere Gewalt schützte den Genius Rußlands vor Meutereien und Dolchen der verdumpften Kneesengesellschaft. Im Jahre 1697 unternahm P. selbst eine große Reise ins Ausland, sein Durst nach Wissen trieb ihn in ferne Länder. Um dem lästigen Ceremoniell auszuweichen und um desto besser beobachten zu können, mischte er sich unter das Gefolge einer Gesandtschaft, an deren Spitze Peters Liebling le Fort stand. Der Weg ging durch Livland, Preußen, Brandenburg, Hanover und Amsterdam, wo er sich von seiner Begleitung trennte und die Tracht eines holländischen Schiffszimmermanns annahm. Die Schiffsbaukunst genauer kennen zu lernen, ging er in Saardam als Zimmermann in die Werkstätte, leistete die Dienste des Handwerks und arbeitete unerkannt als Geselle. Der Mann, welcher über einen Welttheil gebot, bewohnte in dem holländischen Saardam ein kleines Häuschen, in welchem er sich mit eigener Hand ein Bad und ein hölzernes Lager baute, sich auf eigenem Heerde sein Feuerchen unterhielt und aus den selbst eingekauften Lebensmitteln seine Speisen zubereitete. In dem einen Augenblick sandte er Befehle an sein Heer, das in der Ukraine gegen den Halbmond kämpfte, wie er dem König August von Polen kräftigen Schutz verhieß; in dem folgenden nahm er sein Beil in die Hand und ging auf die Werfte, erkundigte sich nach jedem Seil und Nagel, die zum Schiffbau gehörte und setzte Jeden in Verwunderung über die Gelehrigkeit des unbekannten Zimmergesellen. Es hat wohl niemals einen größern Zimmermann als Peter den Großen gegeben. Nach längerm Aufenthalte in Holland ging er nach Wien und von da beschleunigte ein Aufstand der Strjelitzen seine Rückkehr, obwohl Gordon die Rebellen zu Paaren getrieben hatte, ehe noch Peter in Moskau ankam. Seine Getreuen zu belohnen, stiftete er am 30. Aug. 1698 den St. Andreasorden. Aber im folgenden Jahre traf ihn der harte Schlag, daß ihm der Tod seine zuverlässigsten Lebensgefährten Gordon und le Fort entriß 1699. In ihre Stelle rückte ein Mann von dunkler Herkunft aber von großen Geistesgaben, Menschikow (s. Menzikoff). Nachdem er nach dem Muster der preobraschenskoischen Garde ein Heer regulärer Truppen von 32,029 Mann organisirt hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit auf Verbesserung altherkömmlicher Gebräuche. Er verbot dem Adel, mit langen Zügen von Leibeignen und Dienern zu erscheinen, und verordnete, keiner der Aristokraten solle sich des Zaren Gholop (d. h. Sclav) nennen, weil er nicht über Sclaven, nur über seine Unterthanen herrschen wollte. Die alte langhinschleppende Nationaltracht wurde abgeschafft, die langen Bärte mußten abgelegt werden, und die Frauen erhielten mehr

Freiheit und die ihrem Geschlechte zustehende Würde. Er ließ Buchdruckereien anlegen, aus denen Werke über Kriegskunst, Seewesen, Geographie, Geschichte — meist nur Uebersetzungen des Auslands — hervorgingen und im Volke verbreitet wurden. Als ein Mönch auf Peter's Befehl die Staatengeschichte von Puffendorf übersetzt und darin an der Stelle, wo über Rußland einiges Bittre gesagt ist, abgeändert hatte, fragte der Czar zornig: „heißt das übersetzen? Da hast du dein Buch wieder. Geh und übertrage Wort für Wort, was der Deutsche von uns geschrieben hat. Nicht zur Schmach meiner Unterthanen, zu ihrer Besserung will ich das gedruckt wissen. Sie müssen erfahren, was man im Auslande bisher über sie geurtheilt hat, damit sie erkennen, was sie waren, was sie durch meine Bemühungen wurden und wonach sie noch zu streben haben". Diese eigenthümliche Ansicht Peters, gerechten und besonnenen Tadel zu ertragen und weiter zu verbreiten, ist werth, jetzt noch mit goldnen Buchstaben gedruckt zu werden, sowohl für diejenigen, welche immer tadeln und nie mit Besonnenheit, als für die, welche jede auch noch so gründliche Ausstellung für unerträglich und selbst rebellisch halten. Peter that immer mehr Schritte aus dem Alten herauszukommen und die erstarrte Nation mit sich auf den Gipfel politischer Größe emporzureißen. Die Kalenderverbesserung wurde aufgenommen, das Jahr begann mit dem 1. Januar, die Kirchen-Ritualien bekamen einen Stoß, und zahlreiche Schulen öffneten ihre Lehrzimmer dem Volksunterricht. Im Auswärtigen führte das Waffenglück unter einsichtsvollen Feldherrn zuerst einen 2jährigen Waffenstillstand, dann den Karlowitzer Frieden mit der Pforte auf 30 Jahre herbei 1699. Asow blieb in den Händen Rußlands. Inzwischen loderten die Flammen des nordischen Krieges, den die feindlichen Mächte Schweden und Dänemark erregt hatten, hell auf, und Peter, von August von Polen und Friedrich IV. von Dänemark eingeladen, schloß mit diesen Fürsten um so begieriger ein Bündniß, weil der Czar darin die Wege zur Ostsee und die Mittel erkannte, durch die er die Grenzen seines Reiches bis an die Wellen des baltischen Meeres ausdehnen konnte. Schon am 19. Aug. 1700 erfolgte Kriegserklärung an Schweden. Die Russen stürzten sich mit großer Eilfertigkeit auf das schwedische Ingermannland bis zur Stadt Narwa, wo ihr rascher Siegeslauf in einer fruchtlosen Belagerung stillstand. Karl XII., welcher die Mauern von Kopenhagen erschüttert und nach 6wöchentlichem Feldzuge den Dänen den Frieden dictirt hatte (18. Aug. 1700), eilte wie auf den Flügeln des Windes mit 8,000 Mann den Russen entgegen, die bei Narwa 38,000 Mann unter dem Oberbefehl des Duc de Croy standen. Das russische Heer ward vernichtet. Als Peter auf dem Marsche mit ansehnlichen Verstärkungen die Nachricht von der Niederlage der Seinen erfuhr, sagte er „ich weiß es wohl, noch manchmal werden die Schweden uns schlagen, aber wir lernen; die Zeit wird kommen, da wir über sie siegen". Peter's Wort rief ein neues Heer unter die Waffen, die Glocken wurden von den Thürmen genommen, und in wenig Monaten standen 250 Feldstücken bereit zur blutigen Arbeit, und während Karl XII. Polen überwältigte und siegesfroh bis auf die Ehrenfelder seines Ahnen bei Lützen fortstürmte und den Vertrag von Alt-Ranstädt dictirte, zogen Peter's Verheißungen, Vorrechte und Privilegien ganze Schaaren thatenlustiger Ausländer nach Rußland. Der russische Feldmarschall Scheremetiew eroberte Marienburg, Nöteburg (das Peter Schlüsselburg nannte) und Nyenschanz (1. Mai 1703), und schon am 27. Mai d. J. senkte Peter den ersten Grundstein zu der bald mächtigen Handels- und Residenzstadt Petersburg in die Erde. Unter dem Donner der Kanonen wurde rüstig gebaut, 40,000 Menschenhände arbeiteten täglich, und nach Ueberwindung unsäglicher Mühen stand zuerst die Festung in 4 Monaten vollendet an der Newa. Der Zufall führte ein holländisches Handelsschiff in die Nähe der Newa, Peter kleidete sich als Matrose und leitete als Lootse, wie Paul Jones, das Schiff durch die Sandbänke bis an die Wohnung des Fürsten Menschikow, der neben dem Hüttchen des Czaren einen Palast bewohnte. Der Schiffer erhielt Belohnungen und für die Wiederkehr viele Freiheiten, wurde zur czarischen Tafel gezogen und erfuhr erst hier, daß der Czar selbst sein Lootse gewesen sei. Von dem Tage an stiegen Bauten über Bauten, Kanäle, Straßen und Paläste in so großer Anzahl aus der Erde, daß Petersburg, des Czaren Lieblingssitz und

gleichsam der Augapfel, die schönste Stadt Rußlands wurde. Unterdeß rastete das Kriegsschwert nicht müßig in der Scheide. Eine schwedische Flotte wurde am 4. Mai 1704 auf dem Peipussee vernichtet, Rönne, der erste Commandant von Petersburg, schlug den Schweden Schlippenbach bei Reval, Dorpat und Narwa fielen in russische Hände (24. Juli und 20. Aug.), und mit der Eroberung Iwangrod's war die Unterwerfung Ingermannlands vollendet. Peter hielt seinen Siegeseinzug in Moskau mit 14 eroberten Flaggen, 40 Fahnen, 80 metallenen Kanonen und 159 schwedischen Stabsoffizieren. Das Kriegsglück in den nächsten Jahren schwankte an den Grenzen Rußlands und in Polen, bis Karl XII. mit 43,000 Mann gegen den Czaren aufbrach. Peter wich und erschwerte die Uebergänge über die Flüsse, wie er die Felder verwüstete, durch die der Feind zog. Karl kam 1708 nach Grodon, wandte sich nach der Ukraine, um sich mit Mazeppa, dem Hetmann der Kosacken, zu verbinden, und zerstreute am 4. Juli ein russisches Heer bei Gholowtschin am Dnepr. Bald darauf erschien Peter bei seiner Armee, mit der er sogleich den schwedischen General Löwenhaupt bei Liesna zur Schlacht zwang und völlig vernichtete am 28. Sept. 1708. Inzwischen vereinigte sich Karl mit Mazeppa, gerieth aber in harte Bedrängniß, als die Kosacken nicht zu den Waffen gegen Rußland griffen, und ging mitten im kältesten Winter weiter. Auf den Ebenen Pultawas trafen die Helden ihres Jahrhunderts zusammen, und es sollte entschieden werden, ob Schweden oder Rußland im Norden Europas gebieten werde. An dem einen blutigen Tage verlor Karl XII. alle Ernten seines 9jährigen Ruhmes, und den die Welt für unüberwindlich gehalten hatte, der floh, sein ganzes Heer war völlig vernichtet, und die erworbenen Siegerkränze schlangen sich um das Haupt des russischen Czaren. Der Sieg bei Pultawa ist einer der vollkommensten, welchen die Geschichte kennt, und zugleich einer der erfolgreichsten, denn durch ihn sank Rußlands Waage, und Schweden liegt seitdem in Ohnmacht. „Unsern Feind" — schrieb Peter nach Petersburg — „hat Phaetons Schicksal getroffen, und fest gesenkt ist endlich der Grundstein unserer Newa-Stadt". Während Peter seine ganze Thätigkeit auf die Verwaltung seines Reiches verwandte, ein neues Heer aus 33 Regimentern Infanterie, 24 Regimenter Cavalerie und Corps von 58,000 Besatzungssoldaten errichtete, den Handel in Petersburg beflügelte und glänzende Bauten ausführte, erklärte er, Livland nur für sich zu erobern, und zog das Schwert gegen die schwedischen Ueberreste, die er im Bunde mit August von Polen und mit Preußen vertrieb und Livland sich aneignete 1710. Aber der schwedische Löwe richtete sich nochmals auf; die Pforte, unter deren Schutz Karl XII. geflohen war, sandte eine Kriegserklärung, und Peter mußte, nachdem er einen Verwaltungssenat von 8 Mitgliedern niedergesetzt hatte, abermals in das Getöse der Schlachten ziehen. Am Pruth fiel er mit seinem Heere unvorsichtig in die ihm gelegten Schlingen und seine Siegeslaufbahn schien still zu stehen. Nur die Geistesgegenwart Katharina's, die nach der Verstoßung seiner Gemahlin Eudoxia seine Geliebte geworden war und ihn auf allen Feldzügen begleitete (s. Katharina I.) rettete ihn. Er gewann durch Bestechung den Huschier Frieden, in welchem er alle Eroberungen am schwarzen Meere wieder abtrat, am 23. Juli 1711. Aus Dankbarkeit für die treuen Dienste ließ er sich mit Katharina öffentlich trauen, am 19. Febr. 1712, und setzte ihr 1722 die Kaiserkrone auf. Nach einer Reise in das Karlsbad, wo er seine wankende Gesundheit hergestellt hatte, vermählte er seinen Sohn Alexei aus erster Ehe mit einer braunschweigischen Prinzessin, hatte aber das beklagenswerthe Schicksal, daß der widerspenstige Thronerbe sich mit den unzufriedenen Kneesen zum Untergange seines Vaters verschwor. Alexei entsagte am 4. Febr. 1718 dem Thronrechte, fiel einer Criminaluntersuchung in die Hände und wurde auf dem Wege des strengsten Rechts zum Tode verurtheilt, starb aber vorher auf dem Krankenlager 1718. Inzwischen hatte Peter die Schweden aus Pommern und Holstein vertrieben, und nach dem Trevemünder Siege die Herrschaft auf der Ostsee und den Besitz von Finnland erkämpft. Zum Andenken stiftete er den Katharinenorden. Jetzt stand er am Ziele seiner Wünsche nach Außen hin, nun lenkte er seine Blicke wieder auf das Innere seines Reiches. Hier traf er aber auf große Gebrechen und noch größere Verbrechen. Die niedern wie hohen Beamten beugten

die an sich noch unvollkommenen Gesetze und erpreßten von dem Fleiße der Unterthanen den letzten Lebenstropfen. Peter hatte das Uebel kaum erkannt, als der Sturm seines ganzen Zornes gegen die unwürdigen Staatsbehörden losbrach. Ganze Kneesenschaaren wanderten in die sibirischen Steppen, selbst Günstlinge des Kaisers mußten in die sibirische Wildniß. Daneben fuhr er fort, dem Handel neue und neue Schwingen anzusetzen, Petersburg erhob sich in Kraft und Majestät, Gesetze schirmten den Bürger wie den Bauer vor der Habsucht des Adels, und die ersten Funken der Wissenschaften fielen auf den Heerd des Volkes nieder. Ewig denkwürdig sind die prophetischen Worte, die einst Peter öffentlich aussprach: als er seiner Umgebung die Pflege der Künste empfahl: „dem Umlaufe des Bluts im menschlichen Körper gleicht der Kreislauf der Künste und Wissenschaften, und in diesem Kreislauf trifft nun Rußland die Reihe. Ahne ich recht, so kehren die Wissenschaften, den Süden verlassend, im Norden ein, um zurückzukehren nach Griechenland, ihrer Heimath". Bald darauf ging der Czar, obwohl Kaiser Karl XII. wieder auf den Schauplatz des Krieges trat, auf Reisen, und in Paris umarmte er das steinerne Bildniß Richelieu's, mit den Worten: „Großer Mann, dir würde ich die Hälfte meiner Staaten geben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen"! Nach seiner Rückkehr unternahm der unübertreffliche schwedische Minister Görz, seinen König mit den Czaren auszusöhnen, die Fäden zu einem Frieden wurden angeknüpft, aber Karl's Tod vereitelte die Hoffnungen. Peter achtete den König so sehr, daß er bei der Trauerbotschaft Thränen weinte und mit erstickter Stimme ausrief: „ach, mein Bruder, wie jammerst du mich"! Drei Jahre lang blieb das Geschäft des Friedens, der dem Blutvergießen im Norden Einhalt thun sollte, unvollendet. Peter war in der Zwischenzeit nicht müde, für sein Volk zu wirken. Er wollte es eben so aus den Fesseln des Aberglaubens als aus den Banden der Bojaren-Tyrannei befreien. Die schleichende Kabala der Jesuiten, die sich in Rußland eingenistet hatten, mußte fort, und der Gottesdienst erhielt eine bessere Form 1719. In demselben Jahre sank Peters letzte Hoffnung, sein Sohn, Peter Petrowitsch; der Czar war darüber so bekümmert, daß er sich drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Trank einschloß. Endlich kam auch der Tag des Friedens, der, zu Nystädt vollzogen, Peters Eroberungen an der Nordsee bestätigte 1721. Aber noch durfte das Schwert nicht in der Scheide rasten, denn Persien stand auf dem Kampfplatze und forderte den Helden zu den Waffen. Noch ehe er zur Armee abging, ordnete er die Reichsfolge (1722) und nahm den für die europäischen Staatenverhältnisse wichtigen Titel eines Kaisers an. Das Glück begleitete seine Fahnen gegen Persien, Derbent wurde eingenommen, und das kaspische Meer dem russischen Handel geöffnet. Nach seiner siegreichen Rückkehr ernannte er eine Gesetzcommission, krönte seine Katharina und stiftete die Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Um diese Zeit trat ein langverhaltenes Uebel, die Strangurie, mit aller Heftigkeit ein. Die einzige Freude, die ihm noch Erholung gewährte, war der Anblick des Schiffbaues, des ladogaischen Kanals, den Münch baute, und der Stadt Kronstadt. Aber auch diese war nicht von Dauer. Im Anfange des Jahres 1725 wurde das Leiden lebensgefährlich; das Uebermaß der Schmerzen raubte ihm bald die Besinnung, die nur in den wenigen Zwischenräumen wiederkehrte. Er starb am 25. Jan. (8. Febr.) 1725. Die dankbare Nachwelt, wenn sie auch die ihr gewiesene Bahn verließ, war doch von Bewunderung durchdrungen und setzte dem großen Czaren ein passendes Denkmal, das ihm Katharina II. am Säcularfeste der Thronbesteigung weihte. Die Statue stellt Petern zu Pferde, einen rothen Granitfelsen hinanfsprengend, mit ausgestreckter Rechte dar: die einfache Inschrift ist: Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII. Vgl. Motley „The History of the life of Peter I." (3 Bde., Lond. 1739); Mauvillon „Histoire de Pierre I." (Amsterd. und Lpz. 1742, 3 Bde.); A. Gordon „The hist. of Peter I. the Great" (1755; 2 Bde., deutsch Lpz. 1765); Voltaire „Histoire de l'empire de Russie sous P. le grand" (Genf 1761—63, 2 Bde.); „Tagebuch des Kaisers P. des Großen" (Petersb. 1770—1772, 2 Bde., 4.). J. von Stählin „Original-Anekdoten von P. dem Großen" (Lpz. 1785; G. A. von Halem „Leben Peter's des Großen" (Münst. und Lpz. 1803—1804, 3 Bde.); Segur „Histoire de Russie et de Pierre le

Grand" (Par. 1829, 2. Aufl.); Bergmann „Peter der Große als Mensch und Regent" (1823—1835, 6 Bde.); E. Pelz „Geschichte Peter's des Gr." (Lpz. 1849).

Peter II., Alexejewitsch, Kaiser von Rußland, 1727—30, Peter's des Großen Enkel, der Sohn Alexei's (s. d.), geb. 1714, bestieg 1727 nach dem Tode Katharina I. im 13. Jahre seines Alters den russischen Thron, kraft eines Testaments Katharina I. Menschikow, auf dessen Veranlassung dieses Testament besonders gemacht worden war, hatte darin die Clausel einzuschalten gewußt, daß der junge Fürst sich mit seiner Tochter Maria vermählen sollte, während er gleichzeitig für seinen Sohn die Schwester des Kaisers, Natalie, zur Gemahlin begehrte. Er glaubte dadurch seinen Einfluß gesicherter, als wenn Katharina's Tochter, die Herzogin Anna von Holstein, den Thron bestiegen. Die mächtige Familie der Dolgorucky's wußte jedoch die Ausführung dieses Projects, welches dem Kaiser selbst widerstrebte, zu verhindern; Mentschikow wurde mit den Seinen nach Sibirien verbannt, und schon stand der junge Kaiser im Begriff sich mit einer Prinzessin aus der Familie der Dolgorucky zu verbinden, als er am 29. Jan. 1730 an den Blattern starb, worauf Anna Iwanowna (s. d.), Herzogin von Kurland, den Thron bestieg, Mentschikow's Familie zurückberief und die Dolgorucky's theils hinrichten ließ, theils in die Verbannung schickte. Während P.'s kurzer und thatenloser Regierung wurde die frühere Kaiserin Eudoria, Peter's des Großen erste, von ihm verbannte Gemahlin, aus ihrem Gefängnisse befreit, und ein Grenzvergleich mit China zu Stande gebracht, während die von Peter dem Großen eroberten Provinzen Astarabad, Ghilan und Masanderan den Persern zurückgegeben wurden.

Peter III., Kaiser von Rußland, als Herzog von Holstein Gottorp, Karl Peter Ulrich genannt, war der Enkel Peter's des Großen und Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein und der Anna Petrowna. Da mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, wurde er von der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peter's I. mit Katharina I. kraft der Thronfolgeordnung ihres Vaters, am 18. Nov. 1742 zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland ernannt und vermählte sich am 1. Sept. 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt Zerbst, die bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche den Namen Katharina Alexjewna annahm. Nach Elisabeths Tode (1762, 5. Jan.) bestieg er unter dem Namen Peter III. den Thron. Sogleich sehnte er sich mit dem großen Friedrich II., dessen Feindin Elisabeth gewesen war, und die im Bunde mit Oesterreich und Frankreich ihn vergeblich zu demüthigen versucht hatte, aus, ließ die Armee zurückrufen, die er zur Wiedererlangung des Antheils an Schleswig bestimmte und überhaupt sich an Dänemark zu rächen trachtete. Er ließ deshalb seine Armee aus Pommern ins Mecklenburgische rücken, die Dänen rüsteten sich, und Peter wollte sich persönlich an die Spitze seiner Truppen stellen, als eine Revolution ausbrach, die ihn des Thrones entsetzte. Er hatte die Nationalität angetastet. Seine Liebe für die Holsteiner und seine holsteinische Leibwache, die Maßregeln wider den nationalen Bart der Geistlichen und die Kirchenbilder, seine Beschränkung der Großen und die Feindschaft mit seiner Gemahlin Katharina wurden sein Untergang. Die Verschwörung, geleitet vom Grafen Panin und Katharinens Günstling Orloff, brach in der Nacht vom 8. bis 9. Juli 1762 aus. Peter wurde des Thrones für verlustig erklärt und Katharina als regierende Kaiserin ausgerufen. Peter war in Oranienbaum und konnte sich nicht ermannen, nach seiner Residenz zu gehen mit seinen treugebliebenen Regimentern. Er unterwarf sich und floh. Obgleich er den 10. Juli der Krone feierlich entsagte, so beschloß doch Katharina, um völlig sicher zu sein, seinen Tod. Er wurde den 14. Juli 1762 von den Orloff's in seinem Gefängnisse zu Ropscha erdrosselt. (S. Katharina II.). So endete der Unglückliche nach 6monatlicher Regierung in seinem 34. Jahre. Vgl. „Biographie P.'s III." (2 Bde., Tüb. 1809).

Peter, Könige von Aragonien. Unter den vier Königen dieses Namens, Peter I., 1094—1104, Peter II., 1196—1213, Peter III., 1276—85, Peter IV., 1336—87, sind besonders die beiden letzten berühmt. — Peter III., geb. 1236, folgte seinem Vater Jakob I. auf den Thronen von Valencia, Aragonien und Cata-

lonien, während sein jüngerer Bruder, Jakob, König von Majorca wurde. P. hatte sich schon als Prinz im Kriege gegen die Mauren ausgezeichnet. Im Jahre 1262 vermählte er sich mit Constanze, der Tochter des Königs Manfred (s. d.) von Sicilien und faßte darauf nach der Hinrichtung Konradin's (s. d.) den von Johann von Procida entworfenen Plan auf, Sicilien dem Usurpator Karl von Anjou zu entreißen, was ihm auch vollständig gelang. (S. Sicilische Vesper.) Vergebens that der Papst P. und die Sicilianer in den Bann, Sicilien blieb in P.'s Gewalt und gehörte bis zu Ende des 15. Jahrhunderts dem jüngern Hause Aragonien. Als Karl's von Anjou Sohn, der Prinz von Salerno, in dem Seesiege bei Neapel P.'s Gefangener wurde, so ließ der Papst gegen P. das Kreuz predigen und schenkte dessen Krone dem Sohne des Königs von Frankreich, Karl von Valois, der auch 1285 in Catalonien einfiel; P.'s Bruder, Jakob, hielt ihn auf, schlug ihn dann zur See und nöthigte ihn zur Rückkehr. P. starb am 10. Nov. 1285 zu Villafranca de Penades. — Peter IV., gewöhnlich der Grausame genannt, geb. am 5. Sept. 1319, der Urenkel Peter's III., ein Sohn Alfons' IV., folgte diesem am 24. Jan. 1336 auf den Thronen von Valencia, Aragonien und Catalonien. Nachdem er sich selbst die Krone aufgesetzt hatte, statt sich wie bisher vom Erzbischof von Saragossa krönen zu lassen, beschränkte er die verfassungsmäßigen Rechte der Kronvasallen, hob deren Vorrechte der Selbsthülfe und Verbindung (Insurrection) gegen den König auf, setzte aber statt dessen einen höchsten Richter, unter dem Namen des Justicia (Justitia Aragonum), ein, der die Streitigkeiten zwischen König und Ständen und der Stände unter sich untersuchen und entscheiden sollte. Da sein Schwager, der König Jakob II. von Majorca, bei dieser Gelegenheit die Kronvasallen unterstützt hatte, so nahm ihm P. die Krone, vereinigte das Königreich der Balearen 1349 wieder mit Aragonien, verkaufte aber die dazu gehörige Herrschaft Montpellier an Frankreich. Sowie er im Innern sich Achtung und Ansehen zu verschaffen wußte, so machte er sich auch im Auslande gefürchtet. Die Mauren fühlten seinen tapfern Arm; im Bunde mit Pisa besiegte er eine genuesische Partei in Sardinien, die die Insel von Aragonien trennen wollte, und wurde vom Papste mit dieser Insel belehnt; er gerieth selbst mit dem Könige Peter dem Grausamen (s. d.) von Castilien und mit dem Könige Karl dem Bösen von Navarra in Krieg. Sein Ehrgeiz veranlaßte ihn, die Tochter des Königs Friedrich's von Sicilien, Maria, als sie zu ihrem Verlobten, Johann Galeazzo von Mailand, reisen wollte, gefangen zu nehmen und sie an seinen Enkel Martin zu vermählen. Der Zug gegen das Herzogthum Athen aber, das seine Ländersucht ebenfalls reizte, mißlang 1382 vollständig. Nachdem er 1386 sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert, starb er zu Barcelona am 5. Jan. 1387 in bitterer Reue über seine gewaltsamen Eingriffe in die Rechte der Kirche.

Peter der Grausame, König von Castilien und Leon, wurde zu Burgos am 30. Aug. 1334 geb. und obgleich reich an trefflichen Anlagen des Geistes und Körpers, doch durch die Vernachlässigung seiner Erziehung und von Günstlingen geleitet, ein Sclave heftiger Leidenschaften, die ihn in blutige Familienkriege verwickelten. Die erste Triebfeder seiner Willkür und Rachsucht war seine Liebe zu Maria Padilla, einer klugen und schönen Frau. Mit ihr soll er heimlich vermählt gewesen sein, obgleich er 1353, auf Zureden seiner Mutter, sich auch mit Blanca, der Tochter Peter's von Bourbon und Schwester der Königin von Frankreich, vermählte. Er erhob willkürlich die Brüder und Verwandten der Padilla zu den höchsten Ehrenstellen, wodurch er sich mit Don Juan de Albuquerque, seinem Günstlinge überwarf, der nach Portugal floh, weil er für sein Leben fürchtete. Jetzt folgte P. nun ganz seiner Willkür; er ließ seine Gemahlin Blanca einsperren, durch eine Versammlung von Bischöfen seine Scheidung von ihr aussprechen und vermählte sich mit der schönen Donna Juana Fernandez, der Witwe des Don Diego de Haro und Schwester Don Fernandez' de Castro, die er aber schon nach wenigen Monaten wieder verstieß. Jetzt verbanden sich seine verfolgten Verwandten und beleidigten Günstlinge zu einem Aufstande gegen ihn, an dessen Spitze sein Halbbruder, Heinrich von Trastamara, trat, und zugleich belegte der Papst P. mit dem Bann und Aragon mit dem Interdict. Aber P. unterdrückte den

Aufstand und wüthete dann mit Gift und Dolch so unter seinen Gegnern, daß Heinrich sich endlich zur Flucht nach Frankreich genöthigt sah. Vergeblich reizte der Letztere den König Peter den Grausamen von Aragon zum Kriege; dieser endete 1361 ohne besondere Folgen. Seine verstoßene Gemahlin Blanca starb in demselben Jahre an Gift; bald darauf verlor er auch Maria Padilla durch den Tod. Darauf erklärte er vor den Ständen in Sevilla seine Verbindung mit Maria Padilla für eine rechtmäßige Ehe und verlangte, daß die mit ihr erzeugten Kinder, der Infant Alfonso, der bald nachher starb, und drei Töchter als thronerbfähig anerkannt würden. Jetzt verband sich der Graf von Trastamara, unterstützt vom Papste und dem Könige Karl V. von Frankreich mit Aragonien und Navarra gegen P., der, seinem Heere mißtrauend, bei der Annäherung des feindlichen Heeres nach Galicien floh und in Coruña sich nach Bayonne einschiffte, wo er den Prinzen **Eduard** (s. d.) von Wales, den sogenannten schwarzen Prinzen, in sein Interesse zu ziehen wußte, so daß dieser ihn mit Heeresmacht wieder auf seinem Throne zu befestigen versprach. Während nun Heinrich von Trastamara in Castilien einzog, daselbst mit Jubel aufgenommen und 1366 als Heinrich I. gekrönt wurde, drang Peter an der Spitze eines englischen Heeres in Castilien ein und erfocht auch in der Ebene Najara, in der Provinz Burgos, einen glänzenden Sieg über Heinrich. Von neuem im Besitz seines Thrones, überließ er sich abermals seiner ungezähmten Rachsucht und ließ alle, selbst die entferntesten Anhänger Heinrich's theils mit Einziehung ihres Vermögens, theils mit dem Tode bestrafen, sogar viele der vornehmsten Frauen Castiliens wurden hingerichtet. Doch Heinrich war in der Zwischenzeit nicht unthätig gewesen und hatte namentlich vom Papste Urban V. in Avignon Beistand erhalten. Mit einem kleinen aber tapfern Heere kam er über die Pyrenäen. Von allen Seiten strömten ihm Anhänger und Freunde zu und als er sich abermals in offener Feldschlacht mit seinem Bruder maß, am 14. März 1369, in der Ebene von Montiel in der Provinz la Mancha, neigte sich der Sieg auf seine Seite. Peter starb von Heinrich's Dolch getroffen. Vgl. Nunez de Cunha „Vida de Dom P." (Lissab. 1666, 4.) und Dillon „History of the reign of P. the cruel" (2 Bde., Lond. 1788).

Peter von Amiens, genannt der **Einsiedler**, war in der Diöcese von Amiens geboren, diente früher als Soldat, verheirathete sich, ward aber nach dem Tode seiner Frau Einsiedler. Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem lernte er den traurigen Zustand der dortigen christlichen Bewohner unter der Herrschaft der Saracenen kennen und ermunterte nach seiner Rückkehr den Papst, einen Heereszug zur Befreiung des heiligen Landes zu Stande zu bringen. Bekanntlich genügte eine Aufforderung des Papstes an die zur Kirchenversammlung zu Piacenza im Jahre 1096 herbeigeströmte Menge, ein bedeutendes Heer zu sammeln, welches entschlossen war, unter P.'s Anführung auszuziehen. Doch Zuchtlosigkeit der Menge und Planlosigkeit der Führung zogen denselben schon in Ungarn eine entscheidende Niederlage zu. P. kehrte mit dem Reste nach Frankreich zurück, und schloß sich hier dem Zuge Gottfried's von Bouillon an, der 1099 Jerusalem eroberte. P. wurde daselbst Statthalter, kehrte aber bald in seine Heimath zurück und starb 1115 in dem von ihm gegründeten Kloster zu Huy.

Peterhof, ein kaiserliches Schloß am Meerbusen von Kronstadt, vier Meilen von Petersburg und durch prächtige Alleen mit der Residenz verbunden, kann das russische Marly und Versailles, in Bezug auf den Reichthum an Wasserkünsten aller Art in seinen Gärten genannt werden; ja es übertrifft Versailles noch in Hinsicht der zahlreichen kunstvollen Wasserwerke und der weitläufigen Gärten und Orangerien, sowie an Schönheit der Lage, da P. auf einem ziemlich bedeutenden, von dunkeln Wäldern beschatteten Hügel des finnischen Meerbusens liegt und eine reizende Fernsicht auf die Festungsmauern von Kronstadt und die Wasserfläche des Meeres gewährt. P. ward von Peter dem Großen zuerst angelegt und war dessen Lieblingsaufenthalt. Die weitläufigen Schloßgebäude sind reich an historischen Erinnerungen aller Zeiten; in dem einen Saale sieht man die herrliche von Ludwig XVIII. dem Kaiser Alexander zum Geschenk gemachte Gobelintapete, welche Peter den Großen auf dem stürmischen Ladogasee darstellt; in einem andern die von dem berühmten

Maler Hackert verfertigten großen Darstellungen der Seeschlacht bei Tschesme und des Brandes der türkischen Flotte, welches Gemälde er um so treuer darzustellen vermochte, da auf Befehl Katharina II. der Admiral Orlow in des Malers Gegenwart auf der Rhede von Livorno eine mit Pulver gefüllte Fregatte in die Luft sprengen ließ. In andern Sälen sieht man Kleidungsstücke und Werkzeuge Peter's des Großen. Auch findet man hier das Schlafgemach des Kaisers in dem Zustande, worin es sich bei seinem Tode befand. Noch gegenwärtig ist P. ein beliebter Aufenthaltsort der kaiserlichen Familie, die alljährlich hier den größten Theil der Sommerszeit zubringt. Am Geburtstage der Kaiserin Alexandra, am 1. (13.) Juli, findet hier jenes weltberühmte Fest statt, das mehr denn 100,000 Menschen zu Fuß, zu Roß und Wagen, auf Kähnen und Dampfboten hierher lockt, um die sämmtlichen Wasserkünste in Bewegung zu sehen und die herrliche Illumination des ganzen Gartens zu bewundern. Die kaiserliche Familie fehlt bei diesem Feste nie, und mischt sich gern mitten unter die dichtesten Haufen des Volks. Monplaisir, Marly, Eremitage und Alexandria, sind einzelne Lustschlösser, die zu den geräumigen Anlagen P.'s gehören.

Petermännchen ist die Benennung einer kurtrierschen silbernen Scheidemünze, die 5 Pfennige Conv. Münze galt und ihren Namen von dem Bilde des heiligen Petrus im Revers derselben erhielt. Auch gab es dreifache Petermännchen von demselben Gepräge, welche einen Batzen oder 16 Pfennige Conv. Münze galten. Neue Petermännchen galten = 1 rhein. Ortsgulden.

Petersberg, in früherer Zeit auch Lauterberg (Mons serenus) genannt, ein $1^3/_4$ M. nördlich von Halle, in einer Ebene gelegener und 1125 F. hoher Berg, erhielt seinen Namen wohl von dem, auf seinem Gipfel erbauten, dem heiligen Petrus gewidmeten Kloster regulirter Chorherren des Augustinerordens. Das Kloster wurde 1127 vom Grafen Dedo von Wettin, einem ältern Bruder des Markgrafen Konrad von Meißen, gestiftet; 1154 im Bau vollendet, brannte 1199 fast ganz nieder, erhob sich aber bald wieder und wurde nach der Reformation 1540 säcularisirt. Die Gebäude nebst der Kirche im byzantinischen Stil, in welcher mehrere Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin begraben liegen, wurden 1565 durch einen Blitzstrahl entzündet und bis auf die Mauern durch die Flammen verzehrt, worauf man 1567 die gegenwärtige Kirche innerhalb der niedergebrannten erbaute. Als eine Merkwürdigkeit ist das Epitaphium der alten Grafen von Wettin zu betrachten, dessen Figuren offenbar in einer Nachbildung von Figuren aus früherer Zeit bestehen. Auch finden sich nicht weit von der Kirche die Ruinen eines Sanctuariums oder einer Taufkapelle, die, von der Sage als ein ehemaliger Götzentempel bezeichnet, ohne Zweifel weit älter als die Kirche ist. Die Wiederherstellung der Kirche in ihrer ursprünglichen Gestalt hat 1841 der König von Preußen genehmigt und auch eine bedeutende Summe dafür bewilligt. Das Chronicon montis sereni ist eine treffliche Quelle für die Geschichte des Klosters, wie überhaupt eine der reichsten Quellen für den darin abgehandelten Zeitraum der Geschichte. Es geht von 1124—1225, soll einen Presbyter des Klosters, Konrad zum Verfasser haben und wurde zuerst von Mader (Helmst. 1665, 4.), dann in Hoffmann's „Scriptores rerum lusatic." (Bd. 1.) und in Mencken's „Scriptores rerum german." (Bd. 2) abgedruckt und zuletzt von Eckstein (Halle 1844 flg., 4.) herausgegeben. Vergl. auch Puttrich „Denkmale der Baukunst" (Abthl. 2, Bd. 2, Lpz. 1845, Fol.).

Petersburg, 1) Gouvernement im europäischen Rußland, besteht aus dem ehemaligen Ingermannland, Theilen von Karelien und Nowgorod, ist 848 □M. groß, eben, morastig, sumpfig, waldig und sandig, vom finnischen Meerbusen, Ladoga-Peipussee, und den Flüssen Newa, Luga, Narowa, Sestra u. A. bewässert. Die 810,000 Einw., Letten, Finnen, Esthen, Russen und Deutsche treiben Ackerbau aber wenig Viehzucht. Es wird in 9 Kreise getheilt. 2) Ein Kreis des Gouvernements, an der Newa und dem kronstädter Meerbusen. 3) Die Hauptstadt des Gouvernements und des ganzen russischen Reichs, Residenz des Kaisers und eine der schönsten Städte Europas, an der Newa, die hier in

mehreren Armen in den finnischen Meerbusen mündet, auf 7 von der Newa und deren Kanälen gebildeten Inseln, hat einen Umfang von fast 5 Meilen und in beinahe 10,000 Häusern, worunter eine Menge Paläste 476,000 Einw., unter denen gegen 390,000 der orthodoxen griech.-russ. Kirche und über 70,000 andern Religionen angehören. Uebrigens sind in P. fast alle Nationen vertreten, denn im Jahre 1843 befanden sich daselbst 3027 Franzosen, 2700 Engländer, 5616 Preußen, 2573 Oesterreicher &c. Die Deutschen, deren Gesammtzahl sich über 20,000 beläuft, bilden die Mehrzahl der Fremden. Viele hohe und niedere Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker, namentlich die meisten Bader, wie auch alle Apotheker gehören zu ihnen. Ganz betäubend ist der erste Anblick der nordischen Siebenhügelstadt. Der glanzvolle, jugendliche, regelmäßige, großartige Charakter, die Pracht zahlreicher, dichtgedrängter Paläste, der Glanz der goldenen Kuppeln und Thürme, der dichte Wald buntbewimpelter Masten, das Gewimmel von zierlichen Lustbarken und Schaluppen, das Gewühl fröhlicher bunter Bevölkerung, die schöne großartige Regelmäßigkeit der Straßen und Plätze und die eigenthümliche Belebtheit derselben von schmutzbärtigen Russen mit buntgestreiften Hemdärmeln oder umgekehrten Pelzen neben den Glanzprocessionen der Hofleute und Honoratioren und Menschen mit den verschiedenartigsten Costümen und Physiognomien u. A. wirken wie ein zauberisches Panorama. Die Stadt zerfällt in 12 Theile, und jeder in mehrere Stadtviertel oder Polizeibezirke. 1) Der Petersburger Stadttheil, der größte auf einer Newainsel, von Peter dem Großen im Jahre 1703 angelegt, mit der sechseckigen Festung, die jetzt als Gefängniß dient mit der Peter-Paulskirche und dem kleinen hölzernen Häuschen Peter des Gr., einer Ingenieurcadettenschule mit 560 Zöglingen und einem botanischen Garten. 2) Der Wasili-Ostrowsche Theil auf einer von der großen und kleinen Newa gebildeten Insel, am kronstädter Busen. Hier ist das Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit der Bibliothek von 100,000 Bänden und 12,000 Handschriften, Münz-, Medaillen-, Naturalien-, Mineralien- und anatomischen Cabinet mit einem botanischen Garten; die kaiserliche Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, Akademie für russische Sprache und Geschichte, Landcadetteninstitut mit 3 Kirchen und 1260 Zimmern, Seecadetten- und Pageninstitut, Fräuleinstift, Universitätsgebäude, Börse, Packhäuser, Collegienpalast u. s. w. Hier findet man die 12 rechtwinklig sich schneidenden Straßen. 3) Erste Admiralitätsseite, zwischen der Newa und Moika, vom Nicolaikanale durchschnitten, mit in Granit gefaßten Ufern, Winterpalast mit marmornen Paradetreppen, mit Kunstwerken verziert; Eremitage von Katharina II. erbaut, mit 400 Gemälden, 30,000 Kupferstichen, 13,000 Gemmen, einer großen Bibliothek und andern Merkwürdigkeiten, der Michailowsche Palast, kostet 6 Mill. Rubel, daran der große und kleine Sommergarten; Marmorpalast an der Newa, Senatspalast, das Admiralitätsgebäude mit 100 Kanonen, und der Lowanow'sche Palast. 4) Die zweite Admiralitätsseite mit 18 Straßen, dem großen Theater und der Nicolaikirche. 5) Dritte Admiralitätsseite mit 18 Straßen und der großen Perspective, die zum Kloster Alex. Newsky führt, Lindenpromenade, Matrosenkirche u. s. w. 6) Die vierte Admiralitätsseite, von 18 Straßen gebildet, mit dem Triumphthor und dem Katharinenpalast. 7) Der Stückhoff'sche Stadttheil an der Newa, mit dem italienischen Garten, Stückgießerei, Zeughaus, Tapetenfabrik, deutsch-lutherische St. Annenkirche, die Kaserne. 8) Der Moskow'sche Theil mit Kasernen. 9) Der Roschetwensky'sche Theil zwischen der Newa und dem Ligowschen Kanal, mit dem taurischen Palast und dem Woskres. Kloster. 10) Der Wiborger Theil, mit dem Land- und Seehospital, einer Zuckersiederei u. s. w. 11) Der Karätnoi- und Jämskoi'sche Theil mit dem Alex. Newsky'schen Kloster. P. hat 156 Brücken; 10 von Gußeisen, darunter eine 28 Elle breit, 31 von Granit verbinden die 7 Inseln der Stadt. Die griechische Kirche hat 115 Tempel ohne die Kapellen und Klöster, die Andersgläubigen, die hier ruhig geduldet und nicht im Geringsten beeinträchtigt werden, 33, 5 deutsch-lutherische, 2 reformirte, 1 katholische, 1 Moschee, Synagogen u. s. w. Diese zusammen, beinahe 150, bilden mit ihren grandiosen Massen und zum Theil vergoldeten Thürmen eine eigenthümliche Zierde der Stadt. Orgel und Musik fehlt in den

griechischen, die Sängerchöre mit ihrem unvergleichen alten Kirchengesang ersetzen sie. Sie stehen stets offen und nehmen den Frommen jederzeit in ihrem Schooße auf, haben weder Sitze noch Logen, der Fürst steht vor Gott neben dem Bettler, und die begoldete, besilberte und bespitzte Dame neben dem Mugik, auf dessen Kleide nicht eine Hand breit gleiches Tuch zu sehen ist. Jeder, ohne Rücksicht auf den Andern, schlägt sein Kreuz, betet, kniet, berührt mit der Stirn den Fußboden und murmelt wohl hundertmal sein: Hospodin pomillny! (Herr sei mir gnädig!) Predigten sind selten, früher gar keine. Jeder bleibt so lange, als es ihm beliebt, und man sieht zu gleicher Zeit Ein- und Ausgehende. Die prächtigsten Kirchen sind die Isaakskirche und die der heiligen Mutter Gottes von Kasan im großen Prospect. Von den vielen und sehenswerthen Denkmälern nennen wir besonders: das Monument Peter's des Großen, auf einem 17,000 Ctr. schweren Granitblock, ebenfalls aus Finnland als ein einziges Stück geholt —, von Falconet und Montferrand gegossen; die Bronzestatue Suwarows, den Marmorobelisk Rumjänzoffs, die Statuen des Sommergartens von Conradini u. A. — In allen Arten von Künsten hat P. berühmte Meister, aber größtentheils Ausländer. Es hat 50 öffentliche Erziehungsanstalten mit ungefähr 7000 Kronzöglingen, worunter das Landcadetteninstitut von einem Umfange von 3/4 Stunden und 1260 Zimmern die großartigste Anstalt Europas ist, und fast für Alles und Jedes Institute und Stiftungen. Es zählt 30 russische und 13 ausländische, worunter eine tartarische, Buchhandlungen und 14 Druckereien außerdem. Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten erwähnen wir das Land- und Seehospital, das Irrenhaus, Blindeninstitut, Blatterimpfungshaus, Findelhaus mit 5000 Kindern u. A. Vergl. F. Gottl. Hand Kunst und Alterthum in Petersburg (Weimar 1827). Zu den erwähnten Bildungsanstalten gehören noch die Bibelgesellschaft, Universität seit 1819 mit ungefähr 900 Studenten, die an Militärkleidung gebunden sind, nicht ohne schriftliche Erlaubniß aus der Stadt und keine Theater und Bälle besuchen dürfen — die theologische Alex. Newskyuniversität, die medicinisch-chirurgische Akademie, Gymnasien, Institute, für Land-, See-, Artillerie-, Ingenieur- und Bergcadetten für Schiffbau, Militär, Lehrer, Theater u. s. w., die deutsche Petrischule, Mädcheninstitute. Paläste: die Börse auf dem 900 Fuß langen und 750 Fuß breiten Börsenplatze, von Anarenghi erbaut. Die Flußfront umgibt ein halbrunder Platz, 2 imposante Schiffssäulen, mit Statuen und Basreliefs verziert, erheben sich stolz an den Seiten; eine ionische Colonade von 44 Säulen umgibt das lange Viereck des Gebäudes, der große Saal, 126 F. lang, ist mit Emblemen des Handels prächtig decorirt. Das Hoftheater, der Michailoff'sche Palast, das Katharinen- und Annenstift, die Akademie, das kaiserliche Winterpalais, dessen Inneres durch den großen Brand im Winter von 1837 bis 1838 fast ganz zerstört, aber seitdem prachtvoller wieder hergestellt ist, das Leihhaus, der riesige Marmorpalast, den Katharina ihrem Orloff erbauen ließ und viele andere Privatpaläste. In den ungeheuern Sälen des Palastes der Akademie sind die Reichthümer der drei Naturreiche angehäuft, 2150 Stück aus dem Thierreich, 10,000 Stücken aus dem Mineral- und über 16,000 St. aus dem Pflanzenreich, dazu orientalische Putzsachen, Merkwürdigkeiten aus Sibirien, über 6000 Kaisermedaillen und 8000 Münzen des Orients, physikalische Apparate und vieles Andere. Die Mineraliensammlung enthält uralte Versteinerungen grauer Vorwelt, ungeheure Aerolithen, riesige Muscheln, Amethisten, Topasen, Smaragden in ihren natürlichen Gehäusen, einen kleinen Obelisk aus den 50 kostbaren Marmorarten Sibiriens zusammengesetzt, einen andern von russischen Edelsteinen erbaut, das seltsame Blumenembryo und so weiter, und täglich strömen noch alle Merkwürdigkeiten des Riesenlandes hier zusammen. Petersburg ist die größte Handelsstadt Rußlands, hat 120 Großhändler und wenigstens ein Viertel der Bevölkerung sind Kleinhändler, empfängt jährlich auf 1100 Handelsschiffen die Erzeugnisse der 5 Welttheile und auf 12,000 Barken und Flößen die Schätze des Reichs. 230 Mill. Rubel werden alljährlich umgesetzt, für Ausfuhr 120 Mill. und drüber, für Einfuhr 100 Mill. Rubel. Die Fabriken sind ebenfalls bedeutend, doch steht P. in der Fabrikthätigkeit andern Städten, namentlich Moskau nach, besonders erwähnen wir die Gobelinstapeten-, Kronglas-,

Spiegelglas-, Porcellan-, Baumwollen- und andere Fabriken, Pulvermühlen und Stückgießereien. An Vergnügungen und Vergnügungsörtern ist P. reich: Tanzen, Rutschen Schaukeln, Musiciren, Spielen, Wasserpartien, Soirées, Theecirkel u. s. w., sind der Petersburger Vergnügungen. Man geht ins prächtige Opernhaus, in den musikalischen, Tanz-, Bürger-, amerikanischen-, englischen oder einen andern Club und ergötzt sich. Wer dazu nicht Gelegenheit hat, besucht die Kaffee-, Speise-, Billard-, Wein- und Branntweinhäuser, oder rutscht oder setzt sich in eine Schaukel, oder läuft Schlittschuh. Das originellste Vergnügen machen sich die Russen während des Volksfestes, der Einsegnung der Newa jährlich zu Ostern und Weihnachten. Nach der Feier wird unter freiem Himmel gezecht, gebechert und betrunken. In den höhern Ständen herrscht ungeheurer Luxus und eine steife, streng abgemarkte Conversation, vorzüglich in der kastenartig gesonderten Kneesenaristokratie. Lustschlösser in der Nähe von Petersburg sind Czarkoe-Selo, das prächtigste Lustschloß der Welt mit einem wahren Feengarten, Peterhof, Oranienbaum, Pawlowsk, Gatschina, Katharinenhof, Kamenoi-Ostrow und andere. P. ist als Sitz des Kaisers auch zugleich Sitz der höchsten Landesbehörden. Er und der oberste Reichsrath sind Quellen der Gesetzgebung. Dem Reichsrath folgt der dirigirende Senat und dann der heilige Synod. P. wurde bekanntlich von Peter dem Großen 1703 angelegt. Er selbst leitete den Bau. Schon zu Gefallen siedelte sich an, was konnte, und es grenzt ans Wunderbare, wie nach einem Jahrhundert auf dem öden Sumpfe eine der prächtigsten Städte Europas stehen kann. Vgl. Mayer „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt" (Hamb. 1829); Storch „Gemälde von Petersburg" und Lüdemann „Petersburg wie es ist" (Dresden 1830).

Petersen, N. M., einer der bedeutendsten dänischen Sprach- und Alterthumsforscher der Gegenwart, wurde 1791 in der Nähe von Odense geboren, auf der dortigen lateinischen Schule gebildet und begann schon auf der Schule mit dem später europäisch berühmt gewordenen Rask Islands Sagen zu lesen. Ohne sich eigentlich den Facultätsstudien gewidmet zu haben, ward er 1815 Lehrer am Seminar zu Brahetrolleborg in Fünen; nach der Aufhebung dieses Seminars im Jahre 1826 lebte er in Kopenhagen in sehr beengten Verhältnissen, bis er 1830 als Registrator beim geheimen Archiv angestellt ward. Schon auf dem Seminar widmete er sich mit Eifer dem Studium der nordischen Geschichte und Poesie; nahm Theil an dem durch Rask angeregten Streit über dänische Rechtschreibung und arbeitete damals eine vollständige dänische Grammatik aus, von der 1826 die „Dänische Wortbildungslehre" als Probe erschien. Umfassender legte er die Resultate seiner Sprachforschungen in der Schrift nieder: „Geschichte der dänischen, norwegischen und schwedischen Sprache und ihre Entwickelung aus der Stammsprache" (2 Bde., Kopenh. 1829—30). In demselben Jahre 1830 übersetzte er Depping's Schrift von den Seezügen der Normannen ins Dänische und verfaßte eine dänische Sprachlehre für Deutsche. Als Mitglied der nordischen Gesellschaft für Alterthumskunde übernahm er die dänische Uebersetzung des 4. bis 10. Theils der „Fornmanna Sögur", auch die geographischen Erläuterungen im 12. Theile dieser Uebersetzung sind von seiner Hand; 1834 erschien der erste Theil seines Handbuchs der altnordischen Geographie und im demselben Jahre „Dänemarks Geschichte in der ältesten Zeit" 3 Bde., ein durch Quellenforschung und durch einfache, ansprechende Darstellung ansprechendes Werk. Seine archäologischen Forschungen legte er in der „Nordischen Zeitschrift für Alterthumswissenschaften" nieder.

Petersgroschen oder Peterspfennig, hieß jene Steuer, welche bis zu den Zeiten Elisabeths jede Familie in England entrichtete und nach Rom geschickt wurde. Ursprünglich war sie dem Papste im Jahre 726 vom Könige Inas bewilligt worden, um davon ein Seminar für englische Geistliche und die Apostelgräber zu Rom zu unterhalten, und wurde jährlich am Peterstage eingesammelt. — Unter Petersgroschen versteht man auch die zur Zeit der engl. Heptarchie behufs der ebenerwähnten Abgabe geprägten Denare in Silber. Sie sind jetzt sehr selten.

Petersilie (Apium petroselinum) eine aus Sardinien stammende, auch in Deutsch-

land ihres Krautes und ihrer Wurzel halber häufig angebaute Pflanze, ist besonders in drei Spielarten bekannt, nämlich die gemeine Petersilie, die wurzelige Petersilie mit breiten Blättern und dicken Wurzeln und die krause Petersilie mit krausen, zierlichen Blättern, die zum Decoriren der Speisen dienen. Die gemeine Petersilie hat viele Aehnlichkeit mit dem giftigen Schierling. Berühmt sind die Erfurter und die große lange Bardowicker Petersilienwurzel. In England und Holland kommt eine besondere Spielart vor, deren Wurzel 2 bis 3 Fuß lang wird. Die Samen der Petersilie enthalten ein gelbes ätherisches Oel. Wurzel und Samen werden auch in der Medicin ihrer zertheilenden und harntreibenden Eigenschaft halber angewendet.

Peterskorn, s. Einkorn.

Peterswalde, ein Dorf im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, liegt in einer rauhen Gegend des Erzgebirges, an der Straße von Dresden in das Teplitzer Thal und ist fast nur von Schnallen-, Knopf- und Löffelmachern bewohnt. Geschichtlich ist es bekannt durch einige Gefechte zwischen den Franzosen, die nach Böhmen einbrechen wollten, und den Verbündeten unter Pahlen und Kleist am 16. Sept. 1813, die aber ohne eigentliche Entscheidung blieben. — Peterswalde, ein großes Fabrikdorf im Breslauer Regierungsbezirk der preuß. Provinz Schlesien, hat 4400 Einw., die sich von Wollen- und Baumwollenweberei nähren, und ein schönes, dem Grafen Stollberg-Werningerode gehöriges Schloß, wo der Kaiser Alexander im Jahre 1813 während der Zeit des Waffenstillstandes sein Hauptquartier hatte.

Peterwardein, ist eine sehr starke österreichische Festung an der slavonischen Militärgrenze mit einer unbedeutenden Stadt, die etwa 5,000 Einw. zählt. Die Festung liegt auf einem isolirten und 34 Klaftern hohen Serpentinfelsen und besteht aus zwei gesonderten Theilen, der obern und untern Festung, die beide an 10,000 Mann aufnehmen können. Unter den Wällen P.'s erkämpfte Eugen von Savoyen mit einem Heer von 60,000 M. einen vollständigen Sieg über ein türkisches Heer, das 180,000 M. stark unter dem Großvezier Ali stand, 5. Aug. 1716. Vgl. Scham „Topographische Beschreibung von P." (Pest 1829).

Petilius Cerialis, röm. Feldherr, focht als Legat unter Nero's Regierung im Jahre 60 n. Chr. gegen die unter der Königin Boadicea empörten Briten. Im Jahre 69 verließ er den Vitellius, schloß sich seinem Verwandten Vespasian an, und wurde von diesem mit Annius Gallus im Jahre 70 nach Gallien geschickt, um den furchtbaren Aufstand, der dort unter der Führung des Batavers Claudius Civilis ausgebrochen war, zu unterdrücken (s. Gallien). Er schlug den Civilis bei Trier in einer blutigen Schlacht und folgte ihm, als dieser sich mit seinen Batavern in die Sümpfe seines Landes zurückgezogen hatte, auch dahin, während er durch den Einfluß der Veleda (s. d.) ihm den Beistand anderer Germanen zu entziehen suchte, wodurch er endlich einen friedlichen Vergleich herbeiführte. Hierauf wurde ihm die Verwaltung Britanniens übertragen, die er bis 78 n. Chr. führte und wo er die Herrschaft der Römer vornehmlich durch siegreichen Krieg gegen die Briganten befestigte.

Pethion, Alexander, war zu Port-au-Prince 1770 geboren, nahm lebhaften Antheil an den Befreiungsversuchen der Schwarzen auf Domingo (s. Haiti), wurde 1798 Generaladjutant, nach der Ermordung Toussaints Lieutenant Christophs und Gouverneur des südwestlichen Theiles von Domingo. Aber als sich Christoph unter dem Namen Heinrich I. zum König hatte krönen lassen, stimmte Pethion für eine republikanische Repräsentativverfassung, wurde Präsident des zum Republikanismus geneigten südwestlichen Theiles von Domingo, schlug den König Heinrich I. am 1. Jan. 1808 und öffnete dem Handel alle Häfen, sowie er zweckmäßige Maßregeln für den Unterricht der Schwarzen und der Mulatten anordnete. Von Neuem 1815 zum Präsidenten ernannt, starb er 1818 und hatte in Boyer (s. d.) einen würdigen Nachfolger.

Pethion de Villeneuve, Jérôme, war 1753 zu Chartres geboren, Advocat in seiner Geburtsstadt und wurde hier 1789 von dem Bürgerstande zur Versammlung der

Reichsstände abgeordnet. Ein angenehmes Aeußere, sehr gefälliger Umgang, unternehmender Geist und hinreißende Beredtsamkeit erwarben ihm den großen Einfluß, den er bei der Revolutionspartei übte. Er war in den Versammlungen einer der heftigsten Gegner alter Mißbräuche und zeichnete sich besonders aus in den Verhandlungen über Befreiung der Schwarzen und über das Recht des Volkes, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Als der Ausbruch der französischen Revolution sich England mitgetheilt hatte, erhielt P. 1791 eine Sendung dahin, um gemeinschaftliche Pläne mit den engl. Revolutionsmännern zu besprechen. Nach der Verhaftung Ludwig's XVI. zu Varennes wurde er nebst Barnave und Latour-Maubourg beauftragt, den König nach Paris zurück zu führen. Am 18. Nov. 1791 zum Maire von Paris ernannt, begünstigte er den Aufruhr der Jacobiner und soll den Aufstand der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau am 20. Juni 1792 durch seine Anschlagzettel bewirkt haben. Er ward daher von der Departementsverwaltung von Paris am 6. Juli seines Amtes entsetzt. Am 13. Juli von der Nationalversammlung zur Verantwortung gezogen, vertheidigte sich P. durch Schmähreden gegen den König, der seine Absetzung bestätigt hatte, und erhielt von der Versammlung sogleich sein Amt zurück. Noch empfindlicher war die Kränkung für den König, als er am folgenden Tage, nebst der Königin dem Bundesfest beiwohnend, beschimpft wurde und um die Hüte des Volkes mit Kreide geschrieben sah: „es lebe Pethion"! In der Sitzung der Nationalversammlung vom 3. Aug. forderte Pethion nun selbst die Absetzung des Königs im Namen aller Sectionen von Paris, wurde aber sogleich von mehreren Sectionen Lügen gestraft. Als ohne Pethion's Zuthun der Aufstand des 9. und 10. August ausgebrochen war und die Oberhand behielt, da hatte Pethion's Ansehen beim Volke bedeutend abgenommen; Robespierre, Danton und Marat waren die Herren des Tages, und alle Bemühungen Pethion's, dem Blutbad des September Einhalt zu thun, waren vergebens. Dagegen wählte ihn der Nationalconvent bei seiner Entstehung sogleich zu Präsidenten. In dieser Eigenschaft verkündete er am 21. Sept. 1792 die Republik und war Mitglied des Ausschusses, dem der Entwurf der neuen Verfassung oblag. In dem Prozesse des Königs stimmte er für den Tod, wobei er ihm jedoch das Recht der Appellation an das Volk zugestand. Seit den Ereignissen des 10. August Robespierre's erklärter Feind, fand er sich mit ihm zugleich in dem am 26. März 1793 errichteten Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß gewählt. Pethion bot alle Kräfte auf, dem Schreckenssysteme Einhalt zu thun; allein die Mehrzahl des Ausschusses beharrte bei demselben. Robespierre beschuldigte nun P., daß dieser um Dumouriez's Pläne wisse, und bewirkte die Errichtung einer Untersuchungscommission gegen ihn. Am 2. Juni 1793 ward seine Anklage decretirt. Doch P. wartete diese nicht ab und entfloh. Lange Zeit irrte er zum Landesverräther verurtheilt in der Bretagne und an den Ufern der Gironde, und kam dort wahrscheinlich durch Hunger ums Leben. Man fand seinen Leichnam halb von den Thieren aufgezehrt bei St. Emilion im Juli 1794. Seine „Oeuvres" (4 Bde., Par. 1793) enthalten politische Reden und Flugschriften.

Petit, Franç. Pourfour du, ein berühmter franz. Arzt, geb. am 24. Juni 1664 zu Paris, studirte in Montpellier und in Paris die medicinischen Wissenschaften, erhielt in ersterer Stadt 1690 die Doctorwürde und diente von 1693—1713 als Militärarzt. Darauf ließ er sich in Paris nieder und erwarb sich daselbst als Augenarzt eine bedeutende Berühmtheit. Er starb am 18. Juni 1741. Außer mehreren Abhandlungen über Anatomie der Augen und Staaroperationen in den „Mémoires" der Akademie besitzen wir von ihm „Dissertation sur une nouvelle méthode de faire l'opération de la cataracte" (Par. 1727), „Lettres d'un médecin des hopitaux du roi à un autre médecin" (Par. 1710) und andere Schriften, in denen er theils seine eigenen Beobachtungen über Augenkrankheiten beschrieb, theils die Anderer besprach. — Ein anderer franz. Arzt, Jean Louis P., geb. am 13. März 1674 zu Paris, begann schon in früher Jugend das Studium der Anatomie, so daß Littre ihn schon als 12jährigen Knaben zum Repetenten für seine Vorträge annehmen konnte. Einige Jahre blieb P. in dieser Stellung, widmete sich

aber der Chirurgie und ward 1692 Militärchirurg, später Chirurgien aide-major des Militärhospitals zu Tournay. Im Jahre 1700 kehrte er nach Paris zurück, hielt anatomische und chirurgische Vorlesungen und erwarb sich einen solchen Ruf, daß ihn die Könige von Polen und Spanien zu sich beschieden und auch andere ausländische Fürsten ihn um seinen Rath ersuchten. Im Jahre 1731 wurde er Director der Académie royale de chirurgie. Er starb am 7. April 1750. P. hat sich um die Fortbildung der Chirurgie durch Erfindung und Verbesserung vieler Operationen große Verdienste erworben. Seine hauptsächlichsten Verdienste sind „L'art de guérir les maladies des os" (3. Ausg., von Louis, 2 Bde., Par. 1758—72; deutsch, Berl. 1743) und das nach seinem Tode von Lesne herausgegebene „Traité des maladies chirurgicales" (3 Bde., Par. 1774). — Antoine P., ebenfalls ein sehr bekannter Arzt, geb. 1718 zu Orleans, studirte in Paris, erlangte 1746 daselbst die medicinische Doctorwürde und erwarb sich bald in allen Fächern der Heilkunde einen bedeutenden Ruf. Im Jahre 1768 wurde er Inspector aller franz. Militärhospitäler und 1769 Professor der Anatomie und Chirurgie zu Paris, legte aber 1776 diese Aemter nieder und zog sich auf sein Landgut zu Fontenoi aux Roses und zuletzt nach Olivet bei Orleans zurück, wo er am 21. Oct. 1794 starb. Von seinen Schriften nennen wir besonders: „Recueil de pièces concernant les naissances tardives" (2 Bde., Par. 1766).

Petition, stammt aus dem Lateinischen und bezeichnet ein Gesuch oder eine Bitte, im publicistischen Sinne eine Bittschrift, die nach vorausgegangener Berathung einer ganzen Corporation dem König oder der gesetzgebenden und regierenden Gewalt eingehändigt wird. Es wird darin gewöhnlich um Abstellung eines Uebelstandes oder um Erlassung eines Gesetzes gebeten. Das Petitionsrecht ist ein wesentlicher Theil einer gutgeordneten Staatsverfassung und am weitesten in Großbritannien ausgedehnt. Dort dürfen große Versammlungen, nicht selten zu 100,000 Staatsbürgern, sich gemeinsam berathen und ihre Wünsche, Bitten und Beschwerden in einer P. der Regierung, dem Ministerium, dem Parlament oder dem Könige vorlegen. Vgl. Bill. In unumschränkten Monarchien ist diese Freiheit entweder sehr beschränkt, da den Petitionären strenge Gesetze vorgeschrieben sind, oder gar nicht gestattet.

Petition of rights, ist ein durch die Willkür Karl's I. von England 1628 veranlaßtes Gesetz des Parlaments, des Inhalts: kein englischer Unterthan habe Steuern und Abgaben zu erlegen, zu denen das Parlament seine Zustimmung versagt habe; auch brauche Niemand Dienste zu leisten oder Militär in Quartier zu nehmen und überhaupt sich Staatsleistungen zu unterziehen, wenn nicht Alles dieses vorher vom Parlamente gut geheißen wäre. In dieser Urkunde wurden die ältern Bestimmungen der magna charta in Hinsicht der Sicherheit der Personen und des Eigenthums feierlich wiederholt, willkürliche Verhaftungen sollten aufhören, und die Unverantwortlichkeit für Alles, was in beiden Häusern des Parlaments gesprochen worden war, ward bestimmt festgesetzt.

Petitio principii ist ein aus dem Lateinischen entlehnter und in die Sprache der Philosophie aufgenommener Kunstausdruck, welcher jene fehlerhafte Beweisführung bezeichnet, die, weil sie die Grundsätze der Principien nicht darlegt und beweist, ein Cirkelbeweis genannt wird.

Petitorienklage (petitorium) oder petitorisches Rechtsmittel, heißt das gerichtliche Verfahren, durch welches Rechte auf Besitz erlangt werden, im Gegensatz der possessorischen Rechtsmittel, durch welche der bisherige Besitzstand behauptet wird.

Petra, die alte Hauptstadt der Nabathäer, lag mitten in der peträischen Wüste Arabiens, 25 M. vom arabischen Meerbusen, in einem von Bergen eingeschlossenen Felsenthale und wurde der Sage nach von Rechem, König der Midianiter, erbaut. Unter den römischen Kaisern war sie der Sitz eines Metropoliten. Die unter dem Namen Karek oder Hadsche noch vorhandenen Ruinen bestehen in zahllosen Felsgräbern

und andern Werken der Baukunst und wurden zuerst von den Engländern Irby und Mangles, dann durch den Grafen Léon de Laborde wieder aufgefunden.

Petrarca, Francesco, ist unter den gepriesenen Wiederherstellern der Wissenschaften, eines bessern Geschmackes und der Liebe für alte Literatur der Würdigste, welcher den Lorbeer, den ihm die Mit- und Nachwelt aufgesetzt hat, mit Ruhm und Ehre trägt. In Arezzo, einer toscanischen Stadt, wohin sich seine Aeltern bei den Parteikämpfen in ihrer Wohnstadt Florenz geflüchtet hatten, erblickte P. am 20., nach A. am 4. Juli 1304 das Licht der Welt; die ersten sieben Jahre wurde er auf einem kleinen Gute zu Ancisa im Val d' Arno, von 1313 im Städtchen Carpentras, nahe bei Avignon, wohin sich sein Vater gewandt hatte, erzogen, 1318 ging er nach Montpellier und 1322 nach Bologna, um nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studiren. Als er 1325 seine Mutter und 1326 auch seinen Vater verloren hatte, überließ er sich seiner Neigung, entsagte den Rechtswissenschaften und ging zur Theologie über. Nach Avignon zurückgekehrt, sah er 1327 Laura zum ersten Mal, machte darauf mehrere Reisen, 1330 mit seinem Gönner Jacob Colonna nach Lombes, einer Stadt am Fuße der Pyrenäen, durch Frankreich, Flandern und Theile Deutschlands 1333 und ging 1337 zum ersten Mal nach Rom, kam aber am 19. Aug. 1338 nach Avignon zurück und lebte, beschäftigt mit gelehrten Untersuchungen und mit dem Entwurf zu der Epopöe Afrika oder Scipio, in dem einsamen Thale Vaucluse, bis er den 23. Aug. 1340 von Paris und Rom zugleich die ruhmvolle Einladung erhielt, in ihren Mauern die Dichterkrone zu empfangen. Er schiffte sich 1341 ein, ließ sich am Hofe des gelehrten Königs Robert von Neapel prüfen und erhielt am ersten Osterfeiertage 1341 auf dem Capitol zu Rom den heiß gewünschten Lorbeerkranz. Von Unruhe, Unbeständigkeit und von glühender Liebe zu Laura getrieben, eilte er wieder nach Avignon 1342, verließ es aber eben so schnell, als er es gesucht hatte, ward mehrmals päpstlicher Gesandter und flog aus volkreichen Städten in die Einsamkeit, und hatte er einen stillen Ort gefunden, eilte sein flüchtiger Fuß wieder ins Gewühl der geräuschvollsten Residenzen, nach Avignon, nach Rom und Parma, Neapel und Paris. In Parma wurde ihm die traurige Nachricht gebracht, die Pest, welche damals im südlichen Europa wüthend um sich griff, habe seine Laura 1348 hingerafft. Nachdem er im Glauben seines Jahrhunderts die Jubelfeier in Rom mit begangen hatte 1350, reiste er nach Padua und erhielt 1351 aus den Händen Boccaccio's ein Schreiben vom florentinischen Senat, der ihn mit dem Versprechen, ihm die eingezogenen väterlichen Güter wieder auszuliefern, auf die neugeschaffene Akademie einlud. Er dankte für Beides und ging nach Avignon, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete. Nach zwei Jahren floh er den Ort, wo seine Angebetete begraben lag, auf immer, ohne zu wissen, wohin er sich wenden wollte, bis er auf Zureden des Johannes Visconti seinem abenteuerlichen Umherschwärmen ein Ziel setzte. Neun Jahre blieb er in Mailand und die letzten zehn Jahre seines Lebens brachte er, außer einigen nicht kleinen Zwischenzeiten, die er sich zu Venedig und Pavia aufhielt, in Padua zu, eine Wahl, zu welcher ihn mehrere Ursachen und unter diesen hauptsächlich eine in Frankreich ausgebrochene und in Mailand ebenfalls heftig wüthende Pest bestimmten. Sein letzter Aufenthalt war Arqua, ein von Bergen umgebenes Dorf in der Nachbarschaft Paduas. Dort hoffte er seine Gesundheit, die in seinem höheren Alter zu wanken anfing, wieder herzustellen, aber er erlag den Angriffen eines heftigen Fiebers; man fand ihn des Morgens am 18. Juli 1374 in seinem Bibliothekzimmer, mit dem Kopfe auf ein Buch gestürzt, erblaßt. Sein Leichenbegängniß war eins der glänzendsten, der Bischof, die Geistlichen und der ganze Adel Paduas begleiteten seinen Sarg. P. hatte seine ansehnliche Bibliothek der Stadt Venedig vermacht. Eine außer der Ehe erzeugte Tochter, Francisca (1343 geboren), mit einem mailändischen Edelmann Franz von Brossano verheirathet (1363) überlebte ihn. Die Pfründen, welche er besaß und die ihm ein sorgenfreies und bequemes Leben gestatteten, waren ein Archidiaconat und nachher ein Kanonicat zu Parma, eine Priorei im Kirchengebiete von Pisa und ein Kanonicat zu Padua. Kaiser Karl IV. ernannte ihn auch zum Pfalzgrafen 1357. Das ihm mehrmals angetragene Amt eines

apostolischen Secretärs hat er aus Liebe zur Unabhängigkeit niemals angenommen. Geachtet und geliebt von den Großen seines Jahrhunderts stand er mit ihnen in engeren Verbindungen und im Briefwechsel. Die Kaiser, mit denen er zusammenlebte, waren Ludwig der Bayer und Karl IV., den er in Prag besuchte, aber ihm den Antrag, auf der neugestifteten Universität ein Lehramt zu übernehmen, abschlug. Die Päpste Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI., Urban V., die Könige von Neapel Robert II. und Johann I., die Kaiserin Anna und die Familie der Colonna, so wie die Viscontis Galeazzo I., Luchini, Johann, Matthäus II., Galeazzo II. und dessen Bruder Barnabas nahmen den gefeierten Dichter und kräftigen Wiedererwecker der Liebe für höhere Wissenschaften unter den Schutz ihrer Macht oder zogen ihn in die Arme ihrer Freundschaft. Schon der Umgang mit den Mächtigsten, so wie die Freundschaft Petrarcas mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seines Jahrhunderts legen ein unverwerfliches Zeugniß ab, daß er nicht zu den gewöhnlichen Köpfen zu zählen ist. In zwei Dingen ragte Petrarca weit über seine Zeitgenossen hinaus, er hat nicht blos als begeisterter Bewunderer des classischen Alterthums sein Jahrhundert mit sich emporgehoben, sondern er hat auch als reiner lyrischer Dichter der Liebe von einem Zartgefühl, das den Namen des classischen verdient, und als glücklicher Sprachbildner der Mit- und Nachwelt ein wahres Musterbild aufgestellt. Petrarca's Studien und großartige Leistungen sind von der Art, daß sie nicht die Schöpfungen eines und desselben Geistes zu sein scheinen. Die gelehrten Schriften dieses Mannes tragen den Stempel der besonnenen Erfahrung, der reifen, fast kalten Ueberlegung und gründlichen Weisheit; er trägt, wohin er sich mit seinem strahlenden Geiste wendet, seinen Jüngern und seinem ganzen Jahrhundert die Fackel der Aufklärung vor und bezeichnet und erleuchtet die verlassene Bahn, welche allein zur Ausbildung eines bessern Geschmackes führt. Er schrieb wie ein ächter Weiser mit seltener Klarheit über den Verfall der Kirche und Kirchenzucht, über die Mängel und Gebrechen der Regierungen wie der Staaten und Völker, über die Sittenlosigkeit und Entartung seiner Zeitgenossen, über die unmäßigen Ausschweifungen der höhern wie der niedern Geistlichkeit, über die Anmaßungen des Adels und über tausend andere allgemeine Angelegenheiten der Menschheit. Damals war die Liebe zu dem classischen Alterthume durchaus erloschen, die Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur lagen unbeachtet und von Staub überschüttet in den dunkeln Schränken der Bibliotheken, während die Gelehrten sich, ihre Kräfte und ihre Zeit in trocknen meist elenden Wortkrämereien verloren. Ein günstiger Augenblick gab dem Jüngling P. einen alten Classiker in die Hand, er las, er verschlang die ihm neue Lektüre, und sie weckte alle schlummernden Funken seines reichen Geistes. Die Freude, welche P. als Jüngling an den genialen Schöpfungen der Römer wie der Griechen genossen hatte, mit denen er auch die Tage seines Greisenalters oft erheiterte, wollte er auch der Mitwelt gönnen; und so begann er mit rastlosem Eifer das schwere Werk, den erstaunten Zeitgenossen die überschwenglichen Schätze des Alterthums zu eröffnen. Man muß den damaligen Verfall der Wissenschaften und Künste kennen, um alle die Schwierigkeiten, die der unverzagte P. beseitigte, messen und die Erfolge, welche sein Bestehen krönten, würdigen zu können. In seinen früheren Jahren weinte er bittere Zähren, als ihm sein Vater die Lesung der alten Schriftsteller verweigerte und im Zorn einige Alte ins Feuer warf. Noch in späteren Jahren war in ihm diese Anhänglichkeit und Verehrung gegen die kostbaren Ueberreste der Vorwelt nicht erloschen; um eines einzigen Buches willen, von dem er gehört, drang der Unermüdliche bis in die dunklen Tiefen des Ardennen-Waldes, um das vergessene Werk ans Licht zu stellen. Cicero, dessen Briefe an Freunde er zuerst herausgab, Seneca, Augustin, Virgil und vor Allen der ihm geistesverwandte Plato, den er anfänglich nur in lateinischer Uebersetzung lesen konnte, waren seine Lieblinge, die er, wie Alles, was sein Geist erfaßte, mit unbegrenzter Schwärmerei anpries und verehrte. Die andere Seite in P.'s Wesen ist sein dichterisches Feuer. So besonnen, überlegt, kalt, strafend, richtend, verdammend, kräftig und belehrend er in seinen übrigen Schriften war, so warm, schmelzend, feurig und schwärmerisch ist er in seinen Dichtungen. In allen seinen Ideen, Aussichten und Erwartungen, in seinen Planen und

Handlungen sind die Merkmale von Ueberspannung, in dem Wankelmuthe, der seine Lebensweise, seine Entschlüsse und Wünsche charakterisirt, lebt jene Geistesunruhe, die gewöhnlich eine Folge allzulebhafter und die übrigen Seelenkräfte überwiegender Einbildungskraft ist. Phantasie ist es, die den Dichter Petrarca in alle Zonen der Dichtkunst trieb, die ihm, dem Lobpreiser der stillen Einsamkeit, alle Ruhe der Seele raubte und rastlos von einem Orte zum andern verfolgte. Seine Gedichte, die besten aus dem Zeitraume von 1327 bis 1354, bestehen in Sonetten, Canzonen und Sestinen, in denen mit seltenen Ausnahmen die lautersten Düfte zarter Liebe wehen. Die wichtigste Veranlassung, die Liebe und die weibliche Grazie zu besingen, gab seine glühende Neigung zu einer schönen Frau, Laura (s. d.), die er auch nach ihrem Tode fortfuhr in Gedichten zu verherrlichen. Erst in seinem Alter, als er ein gewissenhafter Katholik geworden war, erklärte er, daß er die Leidenschaftlichkeit dieser Liebe, die daraus entsprungenen Gedichte und überhaupt seine Jugendverirrungen bereue. Seine Gedichte, die viele schwer verständliche Stellen enthalten, haben ungemein viele Erklärer gefunden, von denen wir nur Gesualdo, Castelvetro, Velutello und Tassoni nennen, und mehr als 200 Ausgaben erlebt; die vollständigste Ausgabe seiner „Rime" mit Tassoni's u. A. Erklärungen erschien zu Padua (2 Bde., 1827—29). Deutsche zum Theil sehr gelungene Uebersetzungen einzelner Gedichte lieferten Gries, A. W. v. Schlegel, und Daniel (Krefeld 1836), der sämmtlichen Gedichte K. Förster (2. Aufl., Lpz. 1833) und Kekule und Biegeleben (Stuttg. 1844). Seine lateinischen Werke wurden zu Basel 1496 u. 1581 und sehr oft einzeln gedruckt. Ueber sein Leben finden sich reiche Materialien in seinen Briefen, dem sogenannten „Geheimniß" und in seiner eigenthümlichen „Zuschrift an die Nachwelt". Die vorzüglichsten seiner Biographen sind der Abbé de Sade (ein Nachkomme Laura's), Tiraboschi, Baldelli, Fernow, Wismayr und Ugo Foscolo. Des Prof. Marsand in Padua „Bibliotheca Petrarchesca" (900 Bände), deren Verzeichniß zu Mailand erschien, kaufte Karl X. von Frankreich 1829 für seine Privatbibliothek im Louvre.

Petrefacten, s. Versteinerungen.

Petrejus, Marcus, lieferte als Legat des Consuls Caj. Antonius im Jahre 62 v. Chr. dem Catilina (s. d.) die Schlacht bei Pistoria (jetzt Pistoja) in Etrurien, in welcher dieser besiegt und getödtet wurde. — Ein jüngerer Marcus Petrejus stand, nachdem er bereits die Prätur bekleidet hatte, mit zwei Legionen als Legat des Pompejus im jenseitigen Spanien, focht mit Afranius (s. d.), einem andern Legaten desselben, vereinigt bei Ilerda (dem jetzigen Lerida in Catalonien) am Sicoris (Segre) gegen Julius Cäsar, mußte sich aber diesem im August 49 v. Chr. mit Afranius ergeben. Beide wurden von Cäsar begnadigt und entlassen, schlossen sich aber demungeachtet wieder an Pompejus an und flohen nach dessen Besiegung nach Afrika, wo sie im J. 46 ihren Untergang fanden. P. irrte nach der Schlacht bei Thapsus als Flüchtling mit dem König Juba (s. d.) umher, und beschloß endlich in der Verzweiflung mit diesem sich gegenseitig zu tödten. P. fiel durch die Hand des Juba, der dagegen von ihm nur leicht verwundet worden war, und der sich darauf durch einen Sclaven tödten ließ.

Petri, Bernh., Oekonomierath und Gutsbesitzer zu Theresienfeld bei Wien, geb. am 2. April 1767 in Zweibrücken, fand an dem Markgrafen von Baden einen Gönner, der ihn zu seiner weitern Ausbildung als Oekonom und Gärtner nach England sendete. Später bereiste P. Frankreich, Holland, Belgien und Deutschland, und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr besonders mit landschaftlichen Gartenanlagen. Als der Herzog zur Zeit der französischen Revolution fliehen mußte, wendete sich P. nach Oesterreich, wo er auf mehreren Herrschaften die schöne Gartenkunst einführte. Später wurde er Güterdirector im Dienste des Fürsten Johann von Liechtenstein und ward von diesem nach Spanien geschickt, um Merinos einzukaufen. Obgleich er dazu die Erlaubniß der spanischen Regierung nicht erhielt, so bewirkte er doch heimlich die Einkäufe und brachte 1803 neben der Heerde für den Fürsten auch eine zweite für sich selbst mit. Im J. 1808 nahm er seine Entlassung aus den Liechtensteinischen Diensten und begab sich nach seinem Gute There-

stenfeld, wo er sich hauptsächlich der Schafzucht widmete. Er war der Erste der die Inzucht der Merinos in Deutschland betrieb und sie in Schriften lehrte. Auch machte er sich sonst vielfach verdient. Von seinen Schriften sind besonders die über die Schafzucht von Werth; z. B. „Das Ganze der Schafzucht" (Wien 1825); „Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angrenzenden Länder" (3 Bde., Wien 1825) und „Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höhern Schaf- und Wollkunde" (Wien 1829).

Petrikau, polnisch Piotrków, eine Kreisstadt in der ehemaligen Wojewodschaft Kalisch des Königreichs Polen, mit fast 2500 Einw., ist eine der ältesten polnischen Städte. Hier wurden im 15. und 16. Jahrhundert die ersten polnischen Reichstage gehalten (S. Sejm) und nach Stephan Bathori's Bestimmung trat hier von 1578 an auch der oberste Gerichtshof des Reichs, das sogenannte Tribunal, aus dem Adel und der Geistlichkeit jährlich für Großpolen zusammen, wodurch die Stadt großen Ruf erlangte. Im Jahre 1562 fand in P. eine heftige Disputation zwischen Katholiken und Socinianern (s. d.) statt.

Petrobrusianer, s. Secten.

Petrographie oder Gesteinslehre heißt derjenige Theil der Geognosie, welcher sich blos mit der Beschreibung der Felsarten beschäftigt; petrographische Karten sind daher solche, welche die Vertheilung der Gesteine auf der Erdoberfläche darstellen. Zuweilen wird das Wort indessen auch gleichbedeutend mit Geognosie gebraucht.

Petronius, Titus, Arbiter, römischer Schriftsteller des 1. Jahrh. nach Chr., war aus Massilia gebürtig, kam später an den Hof des Claudius und stieg unter dessen Nachfolger Nero bis zum Consul. Da er einen besonders feinen Geschmack bei Anordnung der üppigen Hoffeste verrieth, wählte ihn Nero zu seinem Vertrauten und Arbiter (Anordner). Später wurde er durch Tigellinus, Obersten der Leibwache, einen in allen Künsten der Wollust erfahrenen Menschen, verdrängt und aus Eifersucht beim Kaiser verdächtig gemacht, als habe er an der Verschörung des Piso Theil genommen. Um daher durch freiwilligen Tod einer schimpflichen Verurtheilung zuvor zu kommen, öffnete sich P. die Adern 67 v. Chr. P. ist ohnstreitig einer der schlüpfrigsten römischen Schriftsteller. Von seinem „Satyricon", einer treuen Darstellung der herrschenden Zügellosigkeit seiner Zeit, sind nur noch Fragmente übrig, welche jedoch, so wie die im 16. Jahrh. zu Traun in Dalmatien entdeckten, von Einigen, wie Niebuhr und Weichert für unecht und spätern Ursprunges gehalten werden. Ausgabe derselben: von Pet. Burmann (Amst. 1743, 2, 4); von Anton (Lpz. 1781); deutsch von Heinse, von Schlüter und von Gröninger (1804). Die angeblich zu Belgrad gefundenen und von Franz Nodot (Par. 1694 u. Amst. 1756) veröffentlichten, sowie die aus der Bibliothek zu St. Gallen von Marchena (Par. 1800) herausgegebenen Fragmente beruhen auf einem literarischen Betruge. Vgl. Niebuhr „Zwei classische Schriftsteller, Curius und P., des 3. Jahrh. n. Chr." in dessen „Kleinen historischen Schriften" (Bonn 1828) und Studer „Ueber das Zeitalter des P." im „Rheinischen Museum" (Hft. 1, 1842).

Petropawlowsk oder Peter-Pauls-Hafen, auch Awatscha genannt, ist der Hauptort der russischen Seeprovinz oder Halbinsel Kamtschatka im nordöstlichen Asien, am nördlichen Theile der Awatschabai, einer Bucht des kamtschatkischen Meeres und der Sitz eines russischen Gouverneurs, eines Commissars der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Der Ort zählt gegen 100 aus Baumstämmen gezimmerte Häuser, eine kleine Kirche und 5—600 Einw., worunter auch einige Kamtschadalen. Die aus ungefähr 200 Mann bestehende Besatzung hat vorzugsweise den Zweck, die Aufstände der Kamtschadalen, die noch gegenwärtig häufig stattfinden, zu unterdrücken. Der Hafen ist sicher und geräumig. Von Petersburg ist es beinahe 1900 M., von der russisch-preußischen Grenze, von Tauroggen bei Tilsit, fast 2000 M. entfernt, was überhaupt die größte Entfernung zweier Orte im russischen Reiche bezeichnet. In der Nähe von P. erhebt sich der Vulkan Awatscha, aus dem am 8. Aug. 1827 ein so bedeutender Aschen- und Staub-

auswurf stattfand, daß die Stadt P., wie einst Pompeji, auf mehrere Stunden des Tages in völlige Nacht gehüllt war.

Petrosawodsk, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Olonez, liegt in einer rauhen Gegend an einem Busen des Onegasees, und ist zum Theil auf Felsen erbaut, die unmittelbar zum See abfallen und in wilden, zerrissenen Formen sich darstellen. Die Stadt wird von der Lososinka, einem Felsbache, durchflossen, der sich hier in den Onega ergießt. Das Klima von P. ist sehr rauh und streng, denn Kältegrade von 28—30° R. sind nichts Ungewöhnliches; demungeachtet ist die Zahl der Bevölkerung im Steigen. Vor 20 Jahren zählte P. kaum 3300 Einw., 1839 dagegen schon 6652 Einw. Auch hatte es bereits damals sechs Kirchen, sieben Schulen und sieben Fabrikgebäude. In der Nähe liegt die große Kroneisengießerei Alexandrowsk, in welcher über 700 Menschen beschäftigt sind.

Petrus, der Apostel, eigentlich Simon, ein Fischer aus Bethsaida in Galiläa, war mit Andreas einer der ersten, welche Jesus zu seinen Begleitern und dereinstigen Aposteln erwählt hatte. Seine Bekehrung und sein Betragen in der nächsten Umgebung zeugen von seiner Liebe zum Meister und von dem festen Vertrauen auf das Gelingen des hohen Planes, welches er mit dem ihm eigenen Feuer seines Charakters zu fördern strebte. Häufig erscheint er als Wortführer im Kreise der Jünger, und weit entfernt, von Jesu eine gewisse Oberherrschaft über die andern Apostel erhalten zu haben (welche Behauptung die röm. Kirche erfand, um das Ansehn des Papstes darauf zu bauen), machte er sich öfterer Uebereilungen schuldig, welche nur durch die innigste Reue, durch die Freude sich begnadigt zu sehen und durch seine unermüdete Thätigkeit im Dienste des Herrn gemildert wurden. Am Pfingstfeste predigte er das Evangelium, und es wurden durch ihn mehrere Tausende gläubig; da die Apostel seinen Vorschlägen stets geneigt waren, so gelang es ihm auch späterhin, die Ansicht des Paulus: die Heidenchristen von der Beobachtung des mosaischen Gesetzes frei zu sprechen, geltend zu machen. In den Gemeinden zu Pontus, Galatien, Bithynien, Cappadocien breitete P. die neue Lehre aus. Vom Jahre 44 aber, wo er auf wunderbare Weise aus dem Gefängniß zu Jerusalem befreit wurde, bis zur Zeit der ersten Versammlung der Apostel im Jahre 50, fehlen zuverlässige Nachrichten, und sein in diese Zeit gesetzter Aufenthalt in Rom kann durch nichts bewiesen werden. Im J. 67 soll er unter Nero mit Paulus den Märtyrertod gestorben sein. Seine beiden Sendschreiben, an die Gemeinden Klein-Asiens gerichtet, athmen Licht und Wärme des vertrauten Schülers Jesu, der mit großer Lebendigkeit herrliche Gedanken an einander reiht, ohne über deren innern Zusammenhang nachzudenken. In der katholischen Kirche wurden ihm zu Ehren Feste angeordnet: Petri Stuhlfeier und Petri Kettenfeier. Jenes fällt auf den 18. und 22. Febr. und erinnert an die unerwiesene Errichtung des bischöflichen Stuhles zu Rom, vom Papst Paul IV. 1558 angeordnet; die Kettenfeier, am 1. Aug., deren Einführung ungewiß ist, erinnert an die Fesseln, welche P. zu Jerusalem und Rom getragen hat. Mit Unrecht werden dem P. zugeschrieben ein „Evangelium“, „Acta“ und eine „Apocalypsis“. Vgl. Mayerhoff „Einleitung in die Petrinischen Schriften“ (Hamburg 1835).

Petrus Lombardus, s. Lombardus, Petrus.

Petrus de Vineis, s. Vineis, Petrus de.

Petschenegen, ein wildes Nomadenvolk türkischen Stammes, nennen sich selbst Kangli oder Kangar, während sie von den Russen Petschenegi, von den Deutschen Pecinaci oder Pizenaci, von den Griechen Bisseni genannt werden. Sie wohnten ursprünglich zwischen der Wolga und dem Jaik. Durch die Wolga wurden sie von den Chazaren geschieden, im Süden und Südosten hatten sie dagegen die Uzen zu Nachbarn. Vom 9. bis zu Ende des 11. Jahrh. spielen sie eine wichtige Rolle in der Geschichte Europa's, indem durch sie gewissermaßen die Zeiten der Völkerwanderung wiederholt wurden. Zuerst traten sie 839 auf, wo sie einen Einfall in das Chazarenreich machten, 867 bekriegten sie die Slawen in Kiew, die kurz zuvor noch den Chazaren zinsbar gewesen waren. Aber die

Chazaren, Uzen und Slawen verbanden sich gegen den gemeinsamen Feind und vertrieben die Petschenegen aus ihren bisherigen Wohnsitzen, die nun von den Uzen in Besitz genommen wurden. Nach längerm Umherirren fielen sodann die Petschenegen über die Ungarn zwischen dem Don und Dniestr her und vertrieben diese, die bisher den Chazaren unterworfen gewesen waren, im J. 883, trotz alles Widerstandes und trotz der Hülfe der Chazaren aus ihren Sitzen. Bald herrschten sie nunmehr wieder vom Don bis an die Abuta. Um diese Zeit, in der sie den Gipfel ihrer Macht erreichten, waren sie in 8 Stämme getheilt, von denen 4 auf der Ostseite des Dniepr an den Grenzen der Uzen, Chazaren und Alanen und 4 auf der Westseite des Dniepr, in Galizien, Siebenbürgen, am Bog, in der Moldau und einem Theile der Walachei ansässig waren. In späterer Zeit beunruhigten sie besonders die Grenze des byzantinischen Reichs durch ihre Angriffe. Im J. 970 zogen sie vereint mit den Russen gegen Konstantinopel. Zwischen 997 und 1038, zur Zeit Stephan's des Heiligen, bauten sie sich an der Grenze von Mähren an; im J. 1010 fielen sie in Bulgarien und Thrazien ein, kamen 1028 auf einem Streifzuge bis nach Thessalonich, eroberten 1048 einen großen Theil Bulgariens und zogen 1049 über die Donau, wo sie um Driabiza und Nissa ihre Sitze aufschlugen. Zur Zeit der Kreuzzüge finden wir sie besonders in Serbien, Bulgarien, Dardanien und Kleinscythien, wo sie den Kreuzfahrern den Durchzug durch jene Länder oft sehr beschwerlich machten und ihnen mehr als eine Niederlage beibrachten. Später wurden sie von den Griechen und Ungarn häufig geschlagen, obwohl sie erstern in Verbindung mit den Walachen auch in der Folge noch manche Verluste beibrachten. Im 12. Jahrhundert besaßen sie noch einen kleinen Theil von Siebenbürgen, waren indeß schon größtentheils den Magyaren zinsbar, verschmolzen mit der Zeit mit diesen immer mehr, und verschwanden im 13. Jahrhundert endlich gänzlich aus der Geschichte.

Petschora, s. Peczora.

Petter, Anton, war am 12. April 1783 zu Wien geboren. Mit seinem Freunde Karl Ruß, Inspector der kaiserlichen Gemäldegallerie zu Belvedere, arbeitete er für die Idee des Erzherzogs Johann, das Vaterland und seine Geschichte zum Gegenstande der Dichtkunst, Malerei und Bildhauerei zu erheben, und solches Streben ward mit glücklichem Erfolge gekrönt. P. schloß sich keiner Schule an; zu seiner Ausbildung ging er 1808 nach Rom, ward 1814 Mitglied, 1820 Professor und 1828 Director an der Akademie zu Wien. Seine Leistungen gewannen öfters den Preis, und nachdem sein Pinsel die historischen Denkwürdigkeiten Griechenlands und Roms verherrlicht hatte, rief sein Künstlertalent Scenen der vaterländischen Geschichte aus dem Schoße der Vergangenheit zurück; unter Anderem: wie Maximilian seine Braut, Maria von Burgund, empfängt; Maximilians Zusammentreffen nach dem Siege bei Guinegate mit seiner Gemahlin, welche ihren Sohn Philipp auf dem Arme trägt; Rudolph von Habsburg nach der Schlacht auf dem Marchfelde; die Königin Johanna von Aragonien am Sarge ihres Gemahls und Karl's V. Besuch bei seinem Gefangenen, dem König Franz I.; doch vergaß er auch in neuerer Zeit nicht ganz das classische Alterthum, wie dies sein Prometheus, der die Pandora zurückweist (1834), beurkundet.

Pettrich, Franz, Bildhauer, geb. 1770 zu Trebnitz in Böhmen, wo sein Vater Tischlermeister war, erlernte in Dresden die Zeichenkunst, und wurde daselbst schon 1795 Hofbildhauer, 1800 Mitglied und später Professor an der Akademie. Er hat zahlreiche Büsten, Statuen, Basreliefs und Monumente geliefert. Besonders sind zu erwähnen sein großes Relief am Reithause zu Dresden (ein Wettrennen mit Zweigespann) und das Grabdenkmal des Generals Christiani in Dresden. Seine Gestalten sind von gewählten Formen und vielem Ausdruck. — Sein Sohn, Ferdinand P., ebenfalls Bildhauer, geb. in Dresden 1798, bildete sich theils auf der dasigen Akademie, theils in Rom unter Thorwaldsen für seine Kunst aus. Seine Werke gefallen durch ihre Anmuth und Entschiedenheit des Stils, so z. B. sein Mädchen mit der Angelruthe, seine Reliefs Tag und Nacht (1823), Belisar, Christus u. s. w. An Martin Wagner's großem Friese für die Wal-

halla hatte er nebst Schöpf bedeutenden Antheil, auch sind die drei Künstler miteinander vereinigt in der Scene, wo ein Apostel einer schmausenden Jagdgesellschaft entgegentritt. Im J. 1835 ging er als Director einer neueinzurichtenden Kunstakademie nach Pennsylvanien und später nach Brasilien, wo er bedeutende Aufträge ausführte.

Peucer, Kaspar, Philosoph, Arzt und Mathematiker, wurde 1525 zu Bautzen geboren und war Melanchthons Freund und Schwiegersohn. Der Kurfürst von Sachsen übertrug ihm die Oberaufsicht über die Akademie und überhäufte ihn mit Auszeichnungen aller Art (er ward Pathe des Prinzen Adolph). Doch plötzlich sank sein Ansehn durch den Umgang mit Calvinisten und besonders durch einige Schriften, wodurch er in den Verdacht des Kryptocalvinismus kam. Die Beschuldigungen seiner Feinde bewirkten 1574 seine Gefangennehmung. Nach 11 Jahren, in welcher Zeit seine erste Gemahlin vor Gram gestorben war, öffneten die Bitten des Fürsten von Anhalt (1586) seinen Kerker; er ging nach Zerbst, wo er sich mit einer reichen Witwe vermählte, und starb 1602 zu Dessau. Einige seiner Schriften sind: „Elementa doctrinae de circulis caelestibus et primo motu“ (Wittenb. 1551); „De praecipuis divinationum generibus comment.“ (Wittenb. 1553, 2. Ausg., 1572); sowie die astronomischen Abhandlungen „De dimensione terrae“ und „De nova stella“. Vgl. Leupold „Leben Kasp. P.'s“ (Bautzen 1745, 4.); Eichstädt „Narratio de Casp. P.“ (Jena 1841, 4.) und Heimburg „De Casp. P.“ (Jena 1842).

Peucer, Heinrich Carl Friedrich, Sachsen-Weimar'scher Oberconsistorialpräsident, am 26. Sept. 1779 zu Buttstädt bei Weimar geboren, wurde auf dem Gymnasium in Weimar gebildet und studirte zu Göttingen seit dem Jahre 1799 Philologie und Jurisprudenz. Als Mitglied des philologischen Seminar's zog er die Aufmerksamkeit Heyne's auf sich, der ihm die Ausarbeitung des geographisch-historischen Index zu der neuen Ausgabe seines Virgils übertrug. Seine juristischen Studien vollendete er in Jena und ward nach glänzend bestandenem Examen 1805 sofort als Hofadvokat angestellt. Nach der Schlacht bei Jena übernahm er in Weimar und dann in Buttstädt Kriegscommissariatsgeschäfte, ging 1807 als Secretär einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Paris, wurde 1809 geheimer Secretär des Großherzogs; 1810 Assessor mit Stimmrecht bei der Landesregierung; 1811 Regierungsrath mit dem Beisitze im Oberconsistorium; 1815 geheimer Regierungsrath und Oberconsistorialdirector und 1837, nach Vereinigung der beiden Oberconsistorien zu Weimar und Eisenach Oberconsistorialpräsident. P. hatte viel Sinn für Dichtkunst, namentlich für die dramatische, und da er während seines Aufenthalts in Paris das französische Theater besonders kennen gelernt hatte, gab er von 1819—23 das „Classische Theater der Franzosen“ heraus (Lpz., 4 Bde.), bearbeitete später Victor Hugo's „Hernani“ für die deutsche Bühne und übersetzte noch mehrere französische Bühnenstücke. Seine übrigen literarischen Productionen sind theils gesammelt in den „Weimar'schen Blättern“, theils zerstreut in Wieland's „Merkur“, Falk's „Elysium und Tartarus“, in der „Zeitung für die elegante Welt“, im „Journal für Luxus und Mode“, in dem von ihm in den Jahren 1816 und 17 herausgegebenen „Sonntagsblatt“ erschienen. Für seine engeren Freunde gab er die „Mosaiksteine“ (Weimar 1836) heraus.

Peutinger, Konrad, geb. zu Augsburg am 14. Oct. 1465, der Sprosse patrizischer Eltern, besuchte Italien, studirte zu Padua, nachher zu Rom unter Pomponius Lätus die Rechte und kehrte als Doctor derselben in seine Vaterstadt zurück. Als Senatsmitglied seit 1493 wirkte er für Augsburg manche Vortheile bei den Kaisern Maximilian und Karl V. aus. Daneben war er äußerst thätig für Verbreitung altrömischer Studien, namentlich für Sammlung von Inschriften; dahin gehören die „fragmenta Romanae vetustatis“ 1505 und vorzüglich die Karte, welche die Militärstraßen des größten Theiles im abendländischen Kaiserreiche darstellt und seinen Namen Tabula Peutingeriana führt. Dieses im Jahr 393 zu Konstantinopel auf Befehl des Kaisers Theodosius oder nach neueren Forschungen 425 entstandene, kostbare geographische Werk wurde von Konrad Celtes in der Bibliothek zu Tegernsee gegen Ende des 15. Jahrh. aufgefunden und von diesem dem Peutinger vermacht, der diese Karte für die aus dem Antoninischen Itinerarium

entstandene hielt, aber durch den Tod an der Herausgabe derselben gehindert wurde; denn er starb 82 Jahre alt am 28. Dec. 1547. Vierzig Jahre nach P.'s Tode fand Marc. Welser einzelne Bruchstücke derselben, welche unter dem Titel „Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca“ erschienen. Später war Welser so glücklich, auch das Original, welches man für verloren glaubte, zu finden; nach verjüngtem Maßstabe ließ er Bruchstücke copiren und abdrucken 1591. Erst im 18. Jahrh. fand man unter Peutingers Papieren die ganze Karte, welche inzwischen nur eine Copie aus dem 12. oder 13. Jahrhundert sein soll und vom Prinzen Eugen der Wiener Bibliothek geschenkt worden ist. Christ. v. Scheyb war der Erste, welcher die ganze Karte herausgab 1753, worauf 1824 ein neuer Abdruck in Leipzig erschien, begleitet von einem Commentar Mannerts.

Peyron, Amadeo, Professor der orientalischen Sprachen am Athenäum zu Turin und Secretär der dasigen Akademie, geboren am 17. Juli 1789 zu Turin, ist einer der ausgezeichnetsten Sprachforscher neuerer Zeit, besitzt umfassende Sprachkenntnisse, indem er ebensowohl Meister der indogermanischen als der semitischen Sprachen ist; ein großer Alterthumsforscher und einer der feinsten Kenner und Beurtheiler der Antiken; überdies einer der anspruchslosesten, liebenswürdigsten und bei jedem wissenschaftlichen Streben zur Hülfe bereitwilligsten Männer. Sein Meisterwerk ist das „Lexicon linguae copticae“ (Turin 1835, 4.) und die Grammatica ling. copt. (Turin 1842, 4.); seine übrigen Arbeiten befinden sich in den „Memorie della accademia di Torino“.

Peyronnet, Charles Ignace, Graf von, ist 1775 in Bordeaux von bürgerlichen Aeltern geboren, studirte die Rechtswissenschaft und wurde, nachdem er längere Zeit die Advocatur geübt hatte, durch den Einfluß des Ministers Decazes 1816 Präsident des Tribunals erster Instanz in seiner Geburtsstadt und bald nachher General-Procurator am königlichen Gerichtshofe in Bourges. Die sogenannte Verschwörung brachte ihn 1819 nach Paris, und nicht lange darauf that er sich unter Villele's Ministerium im rechten Centrum, zuletzt auf der rechten Seite der Deputirten-Kammer hervor, indem er das historische Recht und die freieren Befugnisse des königlichen Kabinets mit sichtbarer Energie und so ausnehmender Beredtsamkeit verfocht, daß ihn der König zum Siegelbewahrer ernannte und ins Ministerium Villele rief 1821. Eine königliche Ordonnanz verlieh ihm am 17. Aug. 1822 den Grafenstand. Wiewohl P. die alten Vorrechte des Advocatenstandes, wie sie vor 1810 gegolten hatten, wiederherstellte, die Censur einführte, durch Verminderung der Gerichtsämter die nicht-royalistischen Räthe zu entfernen trachtete, auf den Krieg gegen Spanien mit Heftigkeit drang, sich entschieden für die Septennalität der Deputirtenkammer erklärte (1824) und der Urheber des strengen Sacrilegiengesetzes gegen Kirchenentweihung war (1825), so entging er doch keineswegs dem Tadel beider sich entgegengesetzten politischen Parteien. Die eifrigsten Königsfreunde und die Pfaffen wie die Höflinge sahen in ihm einen schwankenden Vertreter der absoluten Monarchie. Als Villele dem Ministerium Martignac wich, verlor auch P. seinen Posten 1828, wurde aber zum Pair von Frankreich ernannt. Im folgenden Jahre mußte Martignac seine Aemter niederlegen, und Polignac, welcher die Zügel der Regierung mit keinem andern Vorsatz ergriff, als die absoluteste Monarchie in Frankreich zu gründen, rief den in den Privatstand zurückgetretenen P. in das Conseil und ertheilte ihm am 20. Mai 1830 das Ministerium des Innern. Mit ihm war die Phalanx des Absolutismus, welche alle in der Charte geheiligten Reichs-Grundgesetze vernichten wollte, fest geschlossen, und die Ultra's der Königlichgesinnten sahen in ihrer Verblendung gewissen Sieg über die täglich wachsende Volksbewegung. P. war kein so blinder Trabant der Congregationsschwärmer, daß er nicht die dunkeln Vorboten blutiger Stürme erkannt hätte. Die Wahlen der Departements waren zu Gunsten der Liberalen ausgefallen, von denen die härtesten Maßregeln zu befürchten waren. Das heraufziehende Ungewitter zu beschwören, sandte P. Emissarien aus, welche den Liberalen Concessionen verheißen sollten. Aber den Absolutisten schwoll, als die List auf Algier geglückt war, und Siegestaumel die Köpfe des Hofes berauschte, der

Uebermuth so sehr, daß der schwache König auf Anrathen seiner Pfaffen und einer aristokratischen Camarilla erklärte: „keine Concessionen mehr!“ Der Minister P., welcher immer noch fortfuhr, die Gährung durch Hoffnungen zu erdrücken, erhielt die gebieterische Weisung, er sei zu Vollziehung des souveränen Systems, nicht zur Einschränkung desselben ins Ministerium gerufen worden. Von der Stunde an siegte bei P. der Ehrgeiz, die Stütze des königlichen Thrones zu sein, über die bessere Einsicht, und als ein kräftiges Werkzeug der um sich greifenden Pfaffenpolitik erließ der Minister des Innern unter den bekannten Ordonnanzen des 25. Juli 1830 allein die vierte, in welcher die Auflösung der Deputirtenkammer befohlen ward, die Bezirkswahlcollegien am 6. Sept., die Wahlen in den Departements am 18. Sept. und die Zusammenberufung der Pairs- und Deputirtenkammern für den 28. Sept. 1830 festgestellt wurden. Aber die letzten Tage des Juli stürzten das Ministerium Polignac und vertrieben die Familie der Bourbons, welcher P. mit vieler Treue diente, vom Throne und aus den Grenzen Frankreichs. Der ganze Haß der Franzosen entlud sich gegen die Werkzeuge der gesetzlosen Herrschermacht, und Polignac wie P. mußten, der blutigen Rache zu entgehen, die Flucht ergreifen. Der Exminister des Innern überdeckte sein Haupt mit einer ungeheuren Perücke, zog grobe wollene Strümpfe und plumpe Bauerschuhe an und entwich in einem Kostüm, wie es die ärmere Volksclasse auf dem Lande trägt. In dieser Maske glaubte er die Grenzen Frankreichs erreichen zu können. Aber in Tours ward er angehalten, erkannt und nach Paris transportirt. Die Pairskammer, die über das Polignac'sche Ministerium zu Gerichte saß, verurtheilte P. und die übrigen Minister zu lebenswieriger Gefangenschaft und zur Erlegung aller Prozeßkosten. Aller seiner Würden und Aemter entsetzt, ward P. nach Vincennes und später auf das Schloß Ham abgeführt, 26. Dec. 1830, wo er den Wissenschaften, dem einzigen Ersatzmittel für gescheiterte Hoffnungen, lebte und einige Schriften „die Gedanken eines Gefangenen“ (2 Bde., deutsch 1834—35) und eine „Histoire des Francs“ (Paris 1835) dem Druck übergeben hat. Durch die Ordonnanz vom 17. Oct. 1836 erhielt er seine Freiheit wieder.

Peyrouse, s. Lapeyrouse.

Pfaff, Christian Heinrich, ein berühmter Chemiker und Physiker, Professor der Medicin und Chemie zu Kiel, geb. am 8. März 1773 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt und zu Tübingen die Akademie, wo er sich der Medicin und den Naturwissenschaften widmete. Er gründete seinen literarischen Ruf durch sein Werk „Ueber thierische Elektricität und Reizbarkeit“ (Lpz. 1795), zu welchem seine Inaugural-Dissertation „De electricitate sic dicta animali“ die Vorbereitung enthielt. Er war der Erste, welcher Brown's System den Deutschen bekannt machte. Im Herbste 1795 begleitete er als practischer Arzt eine gräfliche Familie nach Italien und ward bald nach seiner Rückkehr im Jahr 1797 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Kiel berufen, wo er kurze Zeit nachher auch die Professur der Chemie erhielt. Die dänische Regierung ließ ihn 1801 nach Paris reisen, wo er mit Cuvier und Volta in Verbindung kam. Auf seiner Rückreise stellte er in Haarlem im Verein mit van Maanen jene physikalischen Versuche an, deren Resultate so berühmt geworden sind. Wieder nach Kiel gekommen, wurde er ordentlicher Professor der Medicin und erhielt das Lehrfach der pharmaceutischen Chemie. Das Ergebniß seiner Forschungen in diesem Kreise des Wissens hat er in seinem Werke „System der materia medica nach chemischen Prinzipien“ (7 Bde., Lpz 1808—24) niedergelegt, und 1831 gab er eine im Auftrag der Regierung verfaßte „Pharmacopoea slesvico-holsatica“ heraus. Während seines langjährigen akademischen Lehramtes hat er zur Bereicherung der Physik und Chemie unausgesetzt Beiträge geliefert in einer Menge größerer und kleinerer Schriften, von welchen die bedeutendsten folgende sind: „Ueber Newtons Farbentheorie, Göthe's Farbenlehre u. s. w.“ (Lpz. 1813); „Ueber den thierischen Magnetismus und Electromagnetismus“, „Handbuch der analytischen Chemie“ (Altona 1825). Von Gehler's „physikalischem Wörterbuche“ ist er einer der Herausgeber und thätiger Mitarbeiter. Auch für politische und religiöse Interessen war er schriftstellerisch wirksam durch

gute Beiträge in den „Kieler Blättern", so wie er auch in früherer Lebensperiode „Phantasien auf einer Reise durch die würtembergische Alp" und „Neuaufgefundene Gedichte Ossians" herausgab.

Pfaffe, während man zur Zeit der Reformation und später mit diesem Namen einen unwissenden und liederlichen katholischen Geistlichen bezeichnete, war er in früheren Zeiten um so ehrenvoller, weil man jeden zum höheren Clerus gehörigen Geistlichen, um ihn zu ehren, Papa, Vater, nannte. In der Regel unterschrieben sich die Geistlichen P. F. A. F. (pastor fidelis animarum fidelium, der treue Hirt gläubiger Seelen), und daraus hat man witzig die Entstehung des Wortes Pfaff hergeleitet, richtiger jedoch ist die Ableitung von Papas.

Pfaffenhofen, eine kleine Stadt im Kreise Oberbayern, an der Ilm, mit 1800 Einw., ist geschichtlich bemerkenswerth durch den Sieg, den im österreichischen Erbfolgekrieg am 15. April 1745 die Oesterreicher unter dem General Batthyanyi über die vereinigten Franzosen und Bayern davontrugen, noch mehr aber durch das Gefecht, welches am 19. Apr. 1809 zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter Oudinot hier vorfiel, in welchem der Letztere Sieger blieb.

Pfahlbürger waren ehedem solche Stadt-Bürger, die das Bürgerrecht besaßen, aber nicht in der Stadt wohnten. Es ist nicht ausgemacht, warum man sie so nannte, indem Einige den Namen von den Grenzpfählen an den Stadtmarken, außerhalb welcher der Pfahlbürger wohnte, Andere von dem Pfahle ableiten, an welchem der Name des Pfahlbürgers angeheftet worden sei. Uebrigens ließen sich zur Zeit, als der Bürgerstand als der Dritte zu Ansehn und Macht gelangte, Grafen und Fürsten in die Zahl der Pfahlbürger aufnehmen, vorzüglich aber trachteten viele Freie und Unterthanen der Gutsherrschaften und Fürsten als Pfahlbürger in den Städten Schutz gegen die adeligen Gewaltthätigkeiten zu erhalten. Auch mochten die Städte selbst das Recht der Pfahlbürgerschaft zum Nachtheil der Gutsherrschaften dergestalt weit ausdehnen, daß oftmals Reichsgesetze gegen den Mißbrauch erschienen. — Die Bewohner der Vorstädte werden oft ebenfalls Pfahlbürger genannt. — Pfahlgerichte oder Zaun- und Pfahlgerichte nannte man die auf den Umfang der Mauern und Zäune eines Guts beschränkte Gerichtsbarkeit.

Pfahlgraben, s. Teufelsmauer.

Pfalz (palatium, d. i. Palast) nannte man die im ganzen deutschen Reiche zerstreut umherliegenden kaiserlichen Schlösser, in welchen sich die Kaiser abwechselnd aufhielten, um so durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit in allen Provinzen möglichst gleichmäßig zu handhaben. — Pfalzgraf (Comes palatinus) war der Titel der Richter und obersten Beamten der fränkischen und deutschen Könige in ihren Pfalzen. Den höchsten Rang unter ihnen behauptete der Graf der Pfalz zu Aachen (dem Archisolium totius regni), welcher einer der obersten Kronbeamten des Reichs war und namentlich als Reichsoberrichter den Vorsitz im Reichslehngericht führte. Aus den Ländern, die dessen Gerichtssprengel ausmachten, entstand die Pfalzgrafschaft am Rhein. Nach der goldenen Bulle stand der Pfalzgraf am Rhein als Richter sogar über den Kaiser. Jedes der alten deutschen Herzogthümer hatte auch wieder seine Pfalzgrafschaft, welche in Sachsen und Bayern mit dem Herzogthume vereinigt wurde, in Franken und Schwaben erlosch. Später stellten die Kaiser Hofpfalzgrafen (Comites S. Palatii Lateranensis) an, um gewisse kaiserliche Rechte auch in den reichsständischen Gebieten auszuüben. Es gab zwei Classen derselben, davon die eine ausgedehntere Vollmacht (comitiva major) als die andere hatte. Jene konnte den Adel und die comitiva minor ertheilen, diese Doctoren und Notarien creiren, uneheliche Kinder legitimiren, Wappenbriefe ertheilen u. s. w. Jetzt ist die ganze Hofpfalzgrafenwürde veraltet.

Pfalz (Palatinatus), eine Provinz Deutschlands, welche aus zwei von einander getrennten Theilen besteht und in die obere und untere Pfalz zerfällt. Die obere Pfalz lag zwischen der Grafschaft Kulmbach, Böhmen, Neuburg, Bayern und dem Nürnbergischen

Gebiete, umfaßte 130 □M. mit der Hauptstadt Amberg. Die untere Pfalz, Pfalz bei oder am Rhein, wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit, „Deutsch-Italien, des heiligen römischen Reichs Weinkeller“ genannt, erstreckte sich längs des Rheins zu beiden Seiten von der Neckarmündung bis zur lothringischen Grenze und umfaßte auf 75 □M. die eigentliche Kur-Pfalz, Zweibrücken, Birkenfeld und die veldenzischen Lande. Otto der Erlauchte, Graf von Wittelsbach und Herzog von Bayern, wird als erster erblicher Pfalzgraf am Rhein angeführt, der nach seiner Ernennung zum Herzog von Schwaben durch Kaiser Heinrich III. seinem Bruder Heinrich die Pfalz überließ. Von diesem kam die Pfalz an seinen Stiefsohn Siegfried, der mit Gottfried von Bouillon 1096 an dem ersten Kreuzzuge Theil nahm und dem Grafen von Calw die Verwaltung seiner Lande übergab. Kaiser Konrad III. verlieh das Land 1140, da Wilhelm, Siegfrieds Sohn, ohne Erben gestorben war, dem Grafen Hermann von Stahleck, nach dessen Tode Kaiser Friedrich I. 1156 seinen Bruder Konrad mit der erledigten Pfalz belehnte. Dieser hinterließ das Land seinem Schwiegersohn Heinrich von Braunschweig, der aber als Freund Otto's IV. von Friedrich II. geächtet und Ludwig der Bayer mit der Pfalz belehnt wurde, dessen Sohn Otto durch Verheirathung mit Agnes, der Tochter des geächteten Heinrichs, in den Besitz der Pfalz gelangte. Nachdem der letzte Hohenstaufe Konradin 1254 auf dem Blutgerüste zu Neapel gestorben war und Rudolph I. den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, ward Bayern im Besitze der Pfalz bestätigt. Otto's Söhne theilten sich 1255 in die Länder, so daß Heinrich Niederbayern, Ludwig Oberbayern mit der Pfalz erhielt, die Kurwürde jedoch beiden Brüdern gemeinschaftlich verblieb. Ludwig's Söhne theilten abermals ihr Land, Rudolph erhielt die Kurpfalz, Ludwig, nachheriger Kaiser, Ober- und Nieder-Bayern, und trat, nachdem er seinen Bruder Rudolph vertrieben hatte, an dessen Söhne ein Stück von Bayern und die Pfalz ab (die spätere Oberpfalz), von dessen Nachkommen Ruprecht III. den Kaiserthron bestieg, als Wenzel von Böhmen 1400 entsetzt worden war. Nach Ruprechts Tode 1410 theilten sich seine vier Söhne in die pfälzischen Lande, so daß Ludwig der Bärtige die Kurpfalz, Johann Sulzbach und Neuburg, Stephan Simmern, Zweibrücken und Veldenz, Otto Sinsheim und Mosbach erhielt. Die Neuburg-Sulzbachische Linie starb mit Christoph, nachherigem Könige von Dänemark 1448 aus, deren Länder nach Ruprechts Verordnung an die Kurlinie zurückfielen Die Mosbach-Sinsheimische Linie hatte gleiches Schicksal, indem sie mit Otto's Sohne Albrecht, Bischof von Straßburg, erlosch, und nur die Kurpfälzische und Simmernsche Linie blieben übrig. Die Kurpfalz regierte seit 1476 Friedrich der Sieghafte, dessen Nachfolger wegen des Streites mit dem Kaiser das Land räumen mußte, welches 1508 einer seiner Söhne, Ludwig V., erhielt und bis 1541 besaß. Seine Regierung umfaßt die Zeit, in der das Licht der Reformation auch in die Pfalz drang, und obgleich selbst Katholik, duldete er es doch, daß Joh. Brentz u. A. die Grundsätze des Lutherthums unter dem Schutze des Ritters Franz von Sickingen verbreiteten. Otto Heinrich, der als Pfalzgraf zu Neuburg residirte und dort schon 1526 die Reformation eingeführt hatte, folgte auf Ludwig in der Kur; auf seinen Befehl wurde 1556 im ganzen Lande der katholische Gottesdienst abgeschafft. Er starb 1559, und mit ihm erlosch die kurpfälzische Linie des Bärtigen. Nach der unter allen Familiengliedern stattgefundenen und von Karl V. bestätigten Vereinigung erhielt Friedrich III. aus der Simmernschen Linie die Kurpfalz. Während er als Freund der Reformation nach dem Streite der lutherischen und reformirten Theologen die schweizerische Lehre und den Heidelberger Katechismus 1563 einführte, zeigte sich sein Nachfolger Ludwig VI. als Freund der Lutheraner, der 1577 reformirte Geistliche und Professoren zu Heidelberg entsetzte und ein lutherisches Collegium anordnen ließ. Auf Ludwig VI. und Friedrich IV. folgte der unglückliche Friedrich V., der die Krone von Böhmen annahm, um nach der Schlacht am weißen Berge 1620 mit dieser auch die Kurlande zu verlieren und den ungetheilten Besitz der Pfalz seinen Nachfolgern entriß; die Kurwürde ward von Ferdinand II. dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen, der sie auch behielt, als durch den westfälischen Frieden Friedrichs Sohne Karl Ludwig, die Unterpfalz

und die neue 8. Kurwürde ertheilt, Bayern aber die Oberpfalz gelassen wurde. Mit seinem Sohne Karl ging 1685 die Simmernsche Linie unter, nachdem, als Christine von Schweden 1654 dem Throne entsagte, Herzog Karl Gustav von Zweibrücken, Schwestersohn Gustav Adolph's, als Karl X., Großvater Karl's XII., Schwedens Thron bestiegen hatte. Von den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg folgte nach dem Erlöschen der Simmernschen Linie Philipp Wilhelm, dessen Sohn Johann Wilhelm 1694 Veldenz mit der Kurpfalz vereinigte und 1706, als Maximilian Emanuel von Bayern in die Reichsacht fiel, auch die obere Pfalz bis 1714 besaß. Im folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp, der Letzte von Neuburg, nach dessen Tode 1742 Karl Philipp Theodor, bisher Pfalzgraf von Sulzbach, mit einem Theil der jülichschen und bergischen Lande die Kurpfalz und nach Maximilians III. von Bayern Tode 1777 auch den größten Theil von Bayern mit der Pfalz vereinigte und die 5. Kurstelle sowie das Erbtruchseßamt wieder erhielt. Die Fürsten der Neuburgischen und Sulzbachischen Linie bedrückten die Protestanten in der Pfalz, und ungeachtet sich viele protestantische Mächte für eine günstigere Behandlung derselben verwendeten, wurden doch bis an Karl Theodors Tod 1799 laute Klagen gehört. Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrücken, folgte, mußte aber nach den Beschlüssen des Lüneviller Friedens 1801 die untere Pfalz abtreten. Die Länder des linken Rheinufers erhielt Frankreich, und die des rechten wurden so vertheilt, daß die Oberämter Bretten, Heidelberg, Ladenburg an Baden, Lindenfels, Otzburg, Umstatt an Hessen-Darmstadt, Vorberg und Mosbach an Leiningen-Dachsburg und Kaub an Nassau fielen. Nach Napoleon's Thronentsetzung brachte der zweite Pariser Frieden 1815 die von Frankreich acquirirten pfälzischen Gebiete an Deutschland zurück, welche an Bayern, Preußen und Hessen-Darmstadt vertheilt wurden.

Pfalzgraf, s. Pfalz.

Pfand (lateinisch pignus und daher pigneratio, Pigneration, Verpfändung), heißt eine Sache, die der Schuldner seinem Gläubiger zur Sicherheit einer Hauptforderung gesetzt oder gestellt hat, damit der Creditor für den Fall ausbleibender Zahlung seine Forderung aus dem Werthe des gestellten Gegenstandes auf rechtlichem Wege befriedigen könne. Ein solches Pfand besteht am häufigsten aus beweglichen Gegenständen, so daß man die letztern als regelmäßig verstanden voraussetzt, wenn kurzweg von Pfand die Rede ist. Man nennt dieses deswegen auch Faustpfand, in alten Zeiten in gewisser Beziehung auch Kistenpfand. Dadurch wird Pfand von Hypothek unterschieden, welche wesentlich zu demselben Zwecke, den Gläubiger zu sichern, aber ohne Uebergabe des Gegenstandes bestellt wird. Das Pfand entsteht durch den sogenannten Pfandcontract, durch welchen das vorwaltende Verhältniß zwischen dem Pfandbesitzer und dem Verpfänder gebildet wird, und welcher als zu den Realcontracten gehörig dem Gläubiger den Besitz des Pfandes überträgt, im Gegensatz zum Pfand- oder Hypothekenvertrag (pactum hypothecae), durch den eben die Hypothek entsteht, während in jenem Fall der Begriff des Faustpfandes erzeugt wird. Alle auf Verpfändung und auf die zwischen dem Gläubiger wie dem Schuldner stattfindenden Verhältnisse bezüglichen Bedingungen und Rücksichten werden im Pfandrechte zusammengefaßt und erklärt. Einige Rechtskundige zogen das Pfandrecht zum Theil in die Lehre von den Obligationen, Andere nahmen es für ein blos dingliches oder Realrecht. Das Pfandrecht ist seiner Natur nach kein selbständiges Rechtsverhältniß, vielmehr ist es rücksichtlich seiner Entstehung, Wirkung und Dauer, weil es ohne Hauptforderung nicht bestehen kann, allezeit von einem andern Rechtsverhältniß abhängig. Daher sagt man, das Pfandrecht habe eine accessorische Eigenschaft. Eine fernere Eigenthümlichkeit des Pfandrechts ist die Untheilbarkeit (causa ejus indivisa) desselben. Sind z. B. zwei Sachen von gleichem Werthe für eine Summe verpfändet worden, so wird, wenn die Hälfte der Schuld abgetragen ist, doch nichts von den verpfändeten Sachen freigegeben, als nur nach Abtrag der ganzen Schuld, und alsdann sind aber auch die sämmtlichen Pfänder erlöst. Außerdem ist das Pfandrecht von ähnlichen Rechtseinrichtungen zu unterscheiden, nämlich erstens von dem Innebehaltungsrecht (retentio), zu welchem auch die Compensation gehört.

Die Retentio ist das Recht des Inhabers einer fremden Sache, sie so lange inne zu behalten, bis seine Forderung befriedigt ist, ohne den Consens des Eigenthümers des Gegenstandes. Zweitens von dem privilegium exigendi oder privilegium creditorum, von den neuern Rechtslehrern auch privilegium personale genannt, einem gesetzlichen Vorzugsrecht, welches gewissen Gläubigern zu statten kommt, die kein Pfandrecht, sondern nur ihr persönliches Forderungsrecht haben. Drittens von dem Gegennutzungsvertrag, welcher zwar beim Pfandrecht häufig vorkommt, ihm aber nicht eigenthümlich ist. Er beruht auf dem Willen der Contrahenten und besteht wesentlich nicht in Gewährung einer Sicherheit für den Gläubiger, sondern blos im Genuß der Früchte. Wo dieser Vertrag, der ein antichretischer ist, nicht geschlossen wird, hat der Pfandgläubiger kein Nutzungsrecht. Letzterer hat außerdem und in allen Fällen die Pflicht, für Erhaltung des ihm übergebenen Pfandes Sorge zu tragen, widrigen Falls der Pfandschuldner, sobald ihm das Pfand in verschlechtertem Zustande zurückgegeben wird, Ersatz verlangen und darauf klagen kann. Die oberste Eintheilung des Pfandrechts gründet sich auf die Verschiedenheit seiner Entstehung und zerspaltet sich hiernach in das freiwillige und nothwendige. Jenes entsteht mit dem Willen des Verpfänders und in Uebereinstimmung mit dem Gläubiger. In dieser Beziehung kann es ein vertragsmäßiges, öffentliches, privates, letztwilliges oder ein stillschweigendes sein. Das nothwendige Pfandrecht, welches unabhängig von dem Willen des Pfandschuldners entsteht, und welches, weil es gewaltsam gefordert wurde, bei unsern Vorfahren ein Nothpfand hieß, zerfällt in ein gesetzliches, prätorisches oder richterliches. Das deutsche Alterthum hatte die Lehre vom Pfandrechte begreiflicher Weise noch nicht so vollständig als sie jetzt ist; aber man kannte doch schon verschiedene Arten Pfandversicherungen. Man unterschied zwischen essendem, zehrendem und liegendem Kistenpfand; jenes war ein in lebendigem Vieh ausgesetztes, das der Pfandgläubiger so lange innebehalten durfte, als es des Essens und Trinkens entbehren konnte. Von liegenden Pfändern galt der Gebrauch, daß man sie dem armen Manne 14 Tage zu gut halten sollte; trat alsdann die sogenannte Pfandlöse, d. h. die Auslösung, nicht ein, so war das Pfand ein verstandenes (verfallenes) und verkaufliches, was man ein fahrendes Pfand hieß. Man kann hierüber J. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer" (S. 618) vergleichen. Im neueren Pfandrechte, das wesentlich von dem alten abweicht, gibt es folgende hauptsächliche Punkte, die einer Berücksichtigung werth sind. Einigen sich der Verpfänder und der Gläubiger dahin, daß ein bestimmtes gestelltes Pfand verfallen sei, sobald es der Pfandschuldner nicht nach Ablauf einer bestimmten Zeit eingelöst habe, so heißt diese Uebereinkunft, da der Schuldner sein Wiedereinlösungsrecht verliert, ein commissorischer Vertrag. Im Wesen des Pfandes liegt, daß es dem Gläubiger für irgend eine gesetzliche Forderung Sicherheit leiste. Dieses hängt aber allemal von der rechtlichen Natur der Sachen ab, von denen nicht jede zum gewährleistenden Pfande bestellt werden kann. Verpfändung ist wesentlich ein Veräußerungsact, und daraus folgt, daß eine Person alles Dasjenige, was sie nicht verkaufen kann, auch nicht verpfänden kann. In der Regel können Sachen aller Art, welche den Inbegriff des Vermögens bilden, körperliche und unkörperliche, gegenwärtige und zukünftige, auch baares Geld, wie beim baaren Pachtvorschuß, verpfändet werden; die es nicht können, sind nur als Ausnahmen zu betrachten. Hiernach sind zuerst alle dem Verkehr, absolut oder relativ, entzogene Sachen der Verpfändung unfähig. Dahin gehörten nach altrömischen Rechte alle zum Gottesdienst geweihte Sachen (res sacrae), die gefreiten (religiosae) und die gefriedeten (sanctae). Damit ist im gewissen Sinne das katholische Kirchenrecht einverstanden, denn dieses gestattet nur in unabwendbarer Nothwendigkeit Verpfändung der als heilig betrachteten Kirchensachen. Das protestantische Kirchenrecht, dem der Begriff der Heiligkeit der Kirchensachen fremd ist, ist noch nachsichtiger als das katholische. Ferner können alle Sachen öffentlichen Eigenthums, wie Ehrensäulen, Statuen, Triumphbogen u. A., die nicht zum Eigenthum eines Einzigen gehören, nicht verpfändet werden, oder nur dann, wenn sie zum Vermögen einer Gemeinde, einer moralischen Person gehören, und diese mit ihrem Willen zustimmt, oder das Recht sie zwingt. Zu den

Sachen, deren Verpfändung verboten ist, sind alle streitigen (res litigiosae), die Mitgiftsgrundstücke der Ehefrauen und das Vermögen Unmündiger zu rechnen. Das Recht gibt hierbei eine Menge Unterschiede und Abtheilungen an, die aber nicht alle hier verzeichnet werden können. Die aus der Verpfändung entspringenden Klagen sind hauptsächlich petitorische und possessorische (s. d.). Das Pfandrecht erlischt, sobald der Begriff der Satisfactio der Hauptforderung für den Gläubiger eintritt. Allein es kann das Pfandrecht unter gewissen Bedingungen auch ohne Tilgung der Hauptforderung aufhoren. Eine besondere nicht auf Schuldverträgen beruhende Art Pfandes entsteht durch Pfändung. Sie wird von dem, welcher in seinem Besitzstande oder in gewissen Gerechtsamen verletzt wird, nur dann vollzogen, sobald er den Frevler bei der That ergreift. Alsdann hat der Pfändende das Recht, ein Pfand von dem Gepfändeten zu nehmen, darf diesen aber nicht auf widerrechtliche Art mit Gewalt zwingen, noch auf fremdes Gebiet verfolgen; auch muß er dem Gepfändeten, sobald dieser ein Pfand gelassen hat, anzeigen, wie hoch der Schadenersatz, und um welchen Preis das Pfand lösbar sei. Ueberdem hat der Pfänder die Pflicht, erstens das P. gut aufzubewahren und, im Fall der Gepfändete sich nicht zum gütlichen Vergleich versteht, dem competenten Gericht von der Pfändung Anzeige zu machen. Die Behörde übernimmt nun Zwangsmaßregeln und verurtheilt den Schuldigen nach Recht und Gesetz auch dann noch, wenn der Erlös aus dem öffentlich verkauften Pfande nicht zur Deckung des Schadens und der Gerichtskosten hinreicht, Zuschuß bis zur rechtlichen Befriedigung zu gewähren. So darf ein Eigenthümer fremdes Vieh, das auf seinem Gehöft oder auf seinem Acker Schaden anrichtet, pfänden; Fuhrleute werden gepfändet, wenn sie verbotene Wege fahren oder Ortszölle und Brückengelder umgehen; der Flurwächter darf Jeden, der auf unrechten Wegen oder über Fruchtäcker, Wiesen und durch Anpflanzungen geht, reitet oder fährt, anhalten und pfänden, sobald der Uebertreter nicht sogleich die geforderte Summe des Schadenersatzes leistet. Die Pfändung ist demnach ein Act der Selbsthülfe, als solche zwar nach den Grundsätzen des Rechts verboten, wie denn schon der allgemeine Land- und Reichsfrieden von 1495 alle Selbsthülfe verbot und aufhob, aber doch vornehmlich für die Landwirthschaft von großem Nutzen. — Vgl. Gesterding „Lehre vom Pfandrecht nach Grundsätzen des römischen Rechts" (Greisfw. 1816); Sintenis „Handbuch des gemeinen Pfandrechts" (Halle 1836).

Pfandbriefe, s. Creditsystem.

Pfändung, s. Pfand.

Pfanne (acetabulum) nennt man in der Anatomie die an der äußern seitlichen Wand des Beckens (s. d.) befindliche Gelenkgrube, welche den Kopf des Oberschenkelknochens aufnimmt. Sie ist halbkugelförmig ausgehöhlt und umschließt, wenn man den auf ihrem Rande befestigten sehnigen Ring dazu rechnet, mehr als eine halbe Kugel, so daß der von ihr aufgenommene Knochen nur sehr schwer aus ihr heraustritt, eben so schwer aber in sie zurückzubringen ist.

Pfau (Pavo) ist ein hühnerartiger Vogel, der durch Alexander dem Großen aus dem nördlichen Indien, wo er wild lebt, nach Europa gebracht wurde und hier zahm auf großen Höfen zur Zierde gehalten wird. Er zeichnet sich aus durch schönes Gefieder, zumal der langen Schwanzdeckfedern des Männchens, welche am Ende schöne Augenflecke haben, sich aufrichten können und ein Rad schlagen. Auf dem Kopfe hat er kleine Federbüschel; auf dem Rücken ist er glänzend goldgrün; die Flügel sind gelblichbraun mit Goldrändern. Im wilden Zustande sind die Pfauen Waldvögel halten sich meist auf sehr hohen Bäumen auf, leben wie alle Hühner in Polygamie und fressen weiche Früchte, aber keine Insecten. Der tibetanische Pfau hat doppelte Sporen; doppelte Augenflecken auf den Schwanzfedern und noch prachtvollere Färbung als der europäische; der sumatranische Pfau ist einfacher gefärbt als der gemeine Pfau (Pavo cristatus) und fast gleichförmig dunkelgrün. In alten Zeiten galt der Pfau, vorzüglich die Pfauenzunge bei den Römern für ein Leckerbissen, und Lucull, wird erzählt, habe seine Gäste einst mit

10,000 Pfauenzungen bewirthet. In der Mythologie ist der Pfau das Symbol der Götterkönigin Juno.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, der bekannte deutsche Fabeldichter, am 28. Juni 1736 zu Colmar geboren, wollte zu Halle die Rechte studiren, verlor aber die durch zu anhaltendes Studiren schon geschwächten Augen gänzlich in seinem 21. Jahre. Dieser Himmelsgabe beraubt, wirkte dennoch der edle Dulder segensreich sein langes Leben hindurch; er lebte in glücklicher Ehe, kehrte zur Lieblingsbeschäftigung früherer Jahre, zur Dichtkunst, zurück, und nicht unbedeutend war der Erfolg seines Fleißes. In seinen Fabeln und Epigrammen, sowie in seinen übrigen schriftstellerischen Arbeiten spricht sich tiefes religiöses Gefühl, unschuldiger Frohsinn, ein zufriednes Herz bei den Widerwärtigkeiten des Lebens, und heiterer, oft treffender Witz aus. Er suchte jedoch und fand auch einen ausgedehnteren Wirkungskreis in der von ihm und seinem Freunde, Hofrath Lerse, mit königlicher Genehmigung in Basedow's Grundsätzen errichteten Erziehungsanstalt zu Colmar, welche unter dem Namen einer Militärschule 1773 ins Leben trat und bis zu ihrer Aufhebung 1792 deutsche Jünglinge bildete. Ungetheilt lebte er nun seinen literarischen Arbeiten und ward 1803 zum Director des evangelischen Consistoriums zu Colmar und zum Mitgliede der Präfectur des Departements Oberrhein berufen. Er starb den 1. Mai 1809. Sämmtliche Werke P.'s erschienen in der 5. Aufl., (6 Bde., Tüb. 1817—20).

Pfeffer, ein Gewürz von dem es verschiedene Arten gibt, unter denen der schwarze, weiße und lange Pfeffer am bekanntesten sind. Der weiße ist keine besondere Frucht, sondern wird aus dem schwarzen gewonnen, wenn dieser geschält und gereinigt ist. Engländer, Holländer u. A. bringen ihn aus Indien, wo er namentlich in großen Pflanzungen zu Java, Sumatra und Malacca gebauet, vor der Reife gesammelt und getrocknet wird. Die Pflanze heißt der Schwarzpfefferstrauch oder piper nigrum. Spanischer Pfeffer oder Cayennepfeffer sind die rothen, grünen, zum Theil auch violetten, beerenartigen Kapseln verschiedener Arten von Beißbeeren (Capsicum), die man trocknet, pulverisirt und im tropischen Amerika dem schwarzen Pfeffer vorzieht; in Deutschland wird er wenig gebraucht.

Pfefferkuchen, Lebkuchen oder Honigkuchen heißen tafelförmige Kuchen, aus Mehl, Honig, Syrup und andern süßen Substanzen, zum Theil mit Zusatz von Mandeln und Gewürzen, die hauptsächlich zur Weihnachtszeit als Leckerei genossen, aber auch in der Küche zu verschiedenen Speisen gebraucht werden. Sie werden meist in besondern Leb- und Honigkuchenbäckereien verfertigt. Die besten Pfefferkuchen liefert Nürnberg, nächstdem Erlangen, Basel, Offenbach, Ulm, Braunschweig, Breslau, Thorn und Danzig. Der sogenannte dicke Pfefferkuchen, von braunem Ansehen, enthält in der Regel gar keine Gewürze und wird fast nur zu Brühen verwendet. Die sogenannten Pfeffernüsse werden besonders gut in Braunschweig und Offenbach bereitet.

Pfefferküste, s. Malabar.

Pfefferminze (Menta piperita) ist eine perennirende officinelle Pflanze, die in England wild wächst, sonst auch in Gärten cultivirt wird. Sie hat einen starken gewürzhaften Geruch und Geschmack und dient in der Apotheke zur Bereitung eines destillirten Wassers, gewürzhafter Getränke, Oel und einer Art Kampfer. In den Conditoreien wird das Pfefferminzöl zur Bereitung der Pfefferminzkügelchen gebraucht.

Pfeffers oder Pfäffers heißt eine Benedictinerabtei im südöstlichen Theile des schweizer. Cantons Sanct Gallen zwischen dem Rhein und der Tamina, in einer schönen Gegend auf einem hohen Berge, die im 8. Jahrhundert gestiftet, 1665 durch Feuer gänzlich zerstört, nachher aber mit bedeutender Pracht wieder aufgebaut wurde. Es besaß früher großen Reichthum, kam jedoch nach und nach herab und wurde 1838 säcularisirt. Besonders berühmt wurde der Ort wegen der in der Nähe befindlichen Mineralquelle, welche in einer von der Tamina durchströmten Schlucht, aus der das linke Ufer derselben bildenden Felswand durch mehrere über einander liegende Spalten zu Tage geht. Die Tamina selbst kommt vom Sardonagletscher, welcher im Süden des Cantons am Fuße der 9380 Fuß

hohen Scheibe liegt, stürzt sich durch ein wildes, von hohen Felsen eingeengtes Bett erst nach Osten und dann nach Norden zu, wo sie in der Nähe von Ragaz vom Rheine aufgenommen wird. Die Quelle deren Ursprung durch die fast senkrecht emporsteigenden Felsen in dichte Finsterniß gehüllt ist, soll der Sage nach, schon im Jahre 1038 entdeckt worden sein. Gewiß ist, daß sie im Jahre 1240 wieder aufgefunden und bald darauf zur Heilung von Krankheiten gebraucht wurde. Wie man dabei zu Werke ging, ist nicht mit Gewißheit zu sagen, denn der Zugang zur Quelle war wohl Anfangs kaum anders zu bewerkstelligen als daß man sich an Seilen in den Felsenschlund, auf dessen Boden der Strom brauste, hinabließ. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts soll der Abt Johann von Mendelbüren ein Badehaus zur bequemern Benutzung der Quelle haben erbauen lassen, indem Querbalken in beide gegenüberstehende Felswände unterhalb der Quelle eingesenkt wurden, auf denen das leichte Haus ruhte, welches die Badegäste beherbergte. Doch mußte man immer noch auf hängenden Leitern hinabsteigen oder sich an Seilen oder auf Hängesesseln hinablassen. Die Sonne beleuchtete nur am hohen Mittage eine kurze Zeit diesen schauerlichen Wohnort. Dem ersten Hause wurde nach einiger Zeit noch ein zweites an einer andern Mündung der Quelle beigefügt. Im Jahre 1543 baute man von der Seite aus eine schmale hölzerne, auf in die Felswand getriebenen Balken ruhende Brücke, welche 250 F. weit über die 140 F. tief darunter strömende Tamina durch die 30 F. breite Schlucht in dichter Dunkelheit zu den Badehäusern führt. Als jedoch letztere baufällig und das untere Haus im Jahre 1629 ein Raub der Flammen geworden war, ließ der Abt Jodocus Hößlin an dem Orte, wo sich das Bad jetzt befindet, auf dem linken Taminaufer ein Badegebäude aufführen und das Thermalwasser dahin leiten. Am 11. März 1680 verschüttete ein Bergsturz die Quelle so, daß man sie nach fast erst zwei Monate langer angestrengter und lebensgefährlicher Arbeit wieder in ihren gewöhnlichen Fluß bringen konnte. Darauf legte der Abt Bonifacius Tschupp 1704 den Grund zu den noch jetzt stehenden Badegebäuden, die 1716 vollendet wurden. Der letzte Abt des Klosters Placidius Pfister, erwarb sich durch viele Verbesserungen um das Bad namhafte Verdienste; eine ausgedehntere Benutzung des Bades wurde aber erst unter der Leitung der Cantonsregierung möglich gemacht, besonders durch die 1840 vollendete Wasserleitung nach Hof Ragaz und die Anlegung einer Kunststraße, auf welcher man in einer Stunde zu Wagen, was früher gar nicht ausführbar, von Ragaz nach P. gelangen kann. Das Badehaus von P. liegt 2130 F. über dem Meere, während die unmittelbar daran stoßenden und die Tamina auf beiden Seiten einschließenden Felsen sich noch 5—600 F. höher erheben, so daß an den längsten Tagen die Sonne nur 7 Stunden in das enge Thal hinscheint. Die klosterartigen untereinander verbundenen Gebäude sind 486 F. lang, füllen aber mit 44 F. Tiefe den ganzen Raum zwischen den Bergen und dem Strome aus und enthalten 140 sehr einfache Zimmer für Kurgäste, Säle zu geselligen Vereinen, gewölbte Bäder, eine Kapelle und einen geräumigen Trinksaal. Aus allen diesen Angaben und daraus, daß das Badehaus an der weitesten Stelle, welche in der Nähe der 680 Schritt davon entfernten Quelle gefunden werden konnte, erbaut ist, geht hervor, daß der Raum zu der bei einer Badekur so nothwendigen Bewegung in freier Luft sehr gering ist und die Spaziergänge sich nur auf die Besteigung der Berge beschränken, von denen man die imposantesten Aussichten auf die großartigen Scenerien der Alpennatur genießt. Das Sehenswertheste aber ist der Gang zur Quelle auf der schon erwähnten Brücke, welcher von Reisebeschreibern und Dichtern, z. B. Ebel, Fenimore Cooper, Wessenberg u. A., als über alle Beschreibung schauerlich geschildert wird. Jetzt hält sich der größere Theile der Badegäste im Hofe Ragaz auf, wo die Badegebäude in einem freundlichen Stil erbaut und gut eingerichtet sind und auch die Oeffnung des Thals in das des Rhein mit den zusammentreffenden Verbindungsstraßen vom Züricher-, Wallenstädter- und Bodensee zahlreiche Gelegenheit zu nähern und weitern Ausflügen darbietet. Ebenso merkwürdig wie der Ort ihres Ursprungs ist die Quelle selbst in Hinsicht auf den Werth ihrer Wirkungen und auf die anscheinende Indifferenz ihres Wassers. Letzteres unterscheidet sich fast nur seiner Temperatur (an der Quelle 29,75°,

im Badehause 29,50° und in Ragaz 27,75°) nach vom gewöhnlichen Quellwasser und wird nur wegen seiner Wirkungen den erdig-alkalischen Mineralquellen zugezählt. Diese Wirkungen sprechen sich besonders durch Belebung des Blut- und Nervensystems, Bethätigung und Verbesserung der Ab- und Aussonderungen und Umänderung der festen und flüssigen Theile aus und werden daher, wenn nicht Vollblütigkeit, Congestionen, Bluthusten oder fieberhafte Beschwerden den Gebrauch des Wassers verbieten, bei chronischen Leiden der Verdauung, Stockungen und beginnenden Verhärtungen in den Unterleibsorganen, chronischen Nervenleiden, katarrhalischen Affectionen, rheumatischen und gichtischen Uebeln u. s. w. angewendet. Man benutzt die Quelle zum Bad und zum Getränk. Früher badete man bei der sogenannten Ausbadekur zuerst eine Stunde, dann jeden Tag eine halbe Stunde länger bis zur Dauer von acht Stunden, worauf man, sobald sich das entstehende Badefriesel (Psydracia thermalis) zu vermindern begann, auf dieselbe Art bis auf eine Stunde zurückging; jetzt verweilt man gewöhnlich eine Stunde im Bade oder benutzt die andern Badearten, zu denen sich auch Vorrichtungen finden. Vgl. Kaiser „Die Heilquelle zu P. und Hof Ragaz" (3. Aufl., St. Gallen 1843).

Pfeifen, s. Tabakspfeifen.

Pfeifen oder Hartschnaufigkeit ist eine sehr gewöhnliche Krankheit der Pferde, die sich besonders durch eine gewisse Behinderung des Ein- und Ausathmens, durch Ziehen der Flanken, Aufreißen der Nasenlöcher und heftiges oder geringers Röcheln bemerkbar macht. Die Ursachen können verschieden sein. Ein hartschnaufiges Pferd ist nicht von besonderm Werth.

Pfeifer heißen die kleinen Maden oder Larven mehrerer Rüsselkäfer und Nachtschmetterlinge, die im Sommer an den Oelgewächsen, besonders an den Sommerrübsen, große Verheerungen anrichten. Den Namen haben sie von dem Umstande, daß die von ihnen durchlöcherten Rübsenschoten einige Aehnlichkeit mit Querpfeifen erhalten. Das beste Mittel gegen die P. ist eine sehr frühe oder späte Aussaat, wodurch die späte Blüthezeit des Rübsen dem P. entrückt wird.

Pfeifergericht, hieß die Feierlichkeit, mit der die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg alljährlich in der Herbstmesse in Begleitung von Nürnberger Kunstpfeifern nach Frankfurt a. M. zogen und dort das versammelte Gericht um Bestätigung ihrer alten Zollfreiheit ersuchten. Sie übergaben dabei einen weißen, hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Castorhut, 2 weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen, während die Musikanten aufspielten (daher der Name).

Pfeiffer, Burkhard Wilhelm, kurhessischer Oberappellationsgerichtsrath, ausgezeichnet als Staatsmann, praktischer Rechtsgelehrter und juristischer Schriftsteller, am 7. Mai 1777 zu Kassel geboren, wurde in Marburg erzogen, wohin sein Vater Johann Jacob P. 1779 als Professor der Theologie kam. Auch er studirte Anfangs Theologie, vertauschte aber bald dieses Studium mit dem der Rechtswissenschaft und erwarb sich in seinem 21. Jahre die juristische Doctorwürde. Im folgenden Jahre wurde er Archivar bei der Regierung zu Kassel, 1803 Staatsanwalt und 1808 erster Substitut des Generalprocurators bei dem Appellationsgericht in Kassel. In dieser Zeit war die Erläuterung des französischen Rechts der Hauptgegenstand seiner schriftstellerischen Thätigkeit, nachdem er schon früher durch zwei Schriften „Vermischte Aufsätze über Gegenstände des römischen und deutschen Rechts" (Marb. 1802) und „Ueber die Grenzen der Civilpatrimonialjurisdiction" (Götting. 1806), sich einen Namen erworben hatte. Er gab nun „Rechtsfälle, entschieden nach dem Gesetzbuche Napoleon's" (2 Bde., Hanov. 1811—13), „Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Proceßordnung Westfalens" (1 Bd., Hanov. 1812) und im Verein mit seinem Bruder: „Napoleon's Gesetzbuch nach seinem Abweichungen von Deutschlands gemeinem Recht" (2 Bde., Götting. 1808) heraus. Nach der Wiedereinsetzung des Kurfürsten wurde er 1814 in die Regierung und 1817 in das Appellationsgericht zu Kassel berufen. Als 1818 der Kurfürst diesem Gerichtshofe die Frage vorlegte: ob die vom König von Westfalen verfassungsmäßig vorgenommene Veräußerung von

Staatscapitalien nach den Landesgesetzen gültig sei? entschied das Appellationsgericht die Frage bejahend. Der Kurfürst aber erließ kurz darauf eine Verordnung, worin er alle in der westfälischen Zeit getroffenen Verfügungen über die von Kurhessen ausgeliehenen Capitalien wieder aufhob. Diese willkürliche Handlung wurde in einer halb officiellen Schrift vertheidigt, welche den Ausspruch des Appellationsgerichts hart angriff. P. warf den Angriff in einer trefflichen Schrift zurück: „Inwiefern sind die Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers für den rechtmäßigen Regenten nach dessen Rückkehr verbindlich"? (Hanov. 1819), gab im folgenden Jahre seine Entlassung und ging nach Lübeck, wo er sogleich als Rath in das Appellationsgericht aufgenommen wurde. Als der alte Kurfürst todt war, kehrte er nach Kassel zurück und führt jetzt dort den Vorsitz im Appellationsgericht. In neuester Zeit war er eine Zeitlang kurhess. Bevollmächtigter im Verwaltungsrathe des preuß. engern Bundes. Spätere Schriften von ihm sind: „Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien" (Kassel 1825); „Grundzüge der rechtlichen Entscheidung des Sachsen-Gothaischen Successionsfalles" (Kass. 1826); „Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem herzoglichen Gesammthause Gotha insbesondere" (2 Bde., Kassel 1826); „Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft" (3 Bde., Hanov. 1825—31); „Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen" (Kassel 1834).

Pfeil, Wilhelm, Oberforstrath und Director der preußischen Forstakademie zu Neustadt-Eberswalde, ward 1783 den 28. März zu Rammelburg am Unterharze geboren. Die seinen Wohnort umgrenzenden Wälder waren nach beendeten Schulstunden des Knaben Lieblingsaufenthalt. Noch hatte er nicht das Gymnasium zu Aschersleben verlassen, als der frühe Tod seines Vaters den Plan, die Rechte zu studiren, vernichtete. Unterstützt von Göckingk, seiner Mutter Bruder, trat er bei einem Förster in die Lehre, nach deren Beendigung er das Glück hatte, auf einer Reise mit dem sächsischen Oberforstmeister von Hünerbein die Forsten von Neufchatel, den Alpen, Vogesen und dem südlichen Deutschland kennen zu lernen. Seit 1804 ward er durch Verwendung seines Onkels auf den schlesischen Gütern der Prinzessin von Kurland Förster, nachher Oberförster, und hier in der Stille lebte er seiner Wissenschaft, kaufte unter mancherlei Entbehrungen Bücher und benutzte die Gelegenheit, die in diesen gemachten Vorschläge zu prüfen. Aus den Feldzügen von 1813 und 14 zurückgekehrt, trat er in seine frühern Verhältnisse zurück und ward 1816 Administrator der fürstlich Carolath'schen Forsten in Schlesien, als welcher er seine Forst- und landwirthschaftlichen Kenntnisse erweiterte und berichtigte. Im Jahre 1821 wurde er Lehrer an der neuerrichteten Forstakademie zu Berlin und Professor; aber ungeachtet der angenehmen Verhältnisse und des Umganges mit gelehrten Männern, unterstützte er doch den Plan des Ministers Motz, eine neue Anstalt zur praktischen Ausbildung junger Forstmänner zu gründen, welche auch unter seiner Leitung zu Neustadt-Eberswalde ins Leben trat, und deren Director er gegenwärtig ist. Von seinen Schriften, welche wegen ihrer Abweichung vom Wege der Gewohnheit ihm viele Gegner erweckten, erwähnen wir: „Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten" (2 Bde., Züllich. 1816, umgearbeitet als: „Neue vollständige Anleitung zur rc." (Berl. 1829—31); „Grundsätze der Forstwissenschaft" (Züllich. 1822); „Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft", gibt er im Verein mit mehrern Gelehrten heraus.

Pfeile wurden schon im frühen Alterthum gebraucht und sollen von den Kretensern erfunden sein. Die Hebräer und die Griechen hatten Pfeile von Rohr; die Römer eiserne. Letztere scheinen auch bei den nordischen Völkern und in Deutschland schon seit den frühesten Zeiten im allgemeinen Gebrauch gewesen zu sein, was man wenigstens aus den zahlreichen Auffindungen, namentlich in Gräbern, schließen kann.

Pfeiler nennt man alle freistehende oder mit einer Wand verbundene Stützen von Stein oder Mauerwerk. Sie dienen theils als Säulen zur Unterstützung von Bogen und Gewölben, theils als Pilaster (s. d.), theils als Stützpfeiler zur Verstärkung von Mauern, die einen Gegendruck auszuhalten haben. Sie heißen Strebepfeiler, wenn

sie dazu dienen, einen starken Druck von oben aufzuhalten, wie z. B. bei altdeutschen Kirchen.

Pfennig, ist eine allgewöhnliche Scheidemünze. Nach dem frühern Münzfuße wogen 20 Pfennige eine Unze und das Silber war fein; später prägte man sie auch von Kupfer und unterschied neue Weißpfennige, von feinem Silber, und schwarze oder Kupferpfennige, deren oft 500 und mehr auf einen Gulden gerechnet wurden. Seit der Einführung von Groschen rechnet man 12 Pfennige auf einen Groschen Conv. Münze und 4 leichte Pfennige auf einen rhein. Kreuzer. In neuen Münzsystem des deutschen Zollvereins werden 12 Pfennige auf einen preuß. Silbergroschen, in Sachsen dagegen 10 auf einen Neugroschen gerechnet.

Pferch oder Hordenschlag, heißt ein durch Horden viereckig abgezäunter Platz auf freiem Felde zur Aufnahme des Viehes, besonders der Schafe. Man bringt auf diesen Platz kein Stroh, um reinen Schafdünger zu erhalten; gewöhnlich schlägt man die Horden auf lockerem Boden auf und rückt sie nach und nach weiter, um auf diese Weise den ganzen Acker zu düngen, welches man Pferchdüngung nennt. Aber nicht allein Schafe, auch andere Viehearten, auch Gänse sind dazu zu verwenden. Für den Schäfer befindet sich bei solchen Hordenschlag immer eine zweirädrige Hütte, welche man Pferchhütte nennt.

Pferd, das, (equus caballus) gehört nach Cuvier in die 7. Ordnung Dickhäuter (pachydermata), wo es die dritte Familie der Hufthiere (solipeda) bildet. Es hat in jeder Kinnlade 6 Schneidezähne, in der Jugend an der Krone mit vier Kronen versehen und überall 6 Backenzähne mit quadratischer Krone. Die Hengste haben außerdem noch 2 kleine Eckzähne in der Oberkinnlade, bisweilen sogar in beiden. Diese Gattung enthält noch 5 andere Arten. Das eigentliche Pferd ist als ein schönes nutzbares und kluges Thier bekannt. Wilde Pferde (Tarpan oder Tarpani der Mongolen), finden sich um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Sibirien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Auch in Ceylon und im Innern Afrikas soll es wilde Pferde geben. Verwilderte findet man noch in mehreren Gegenden, z. B. im südlichen Amerika, zumal in Paraguay, durch die Spanier dorthin verpflanzt. Sie sind sehr wild, halten sich in Heerden bei einander und stellen Wachen aus, die durch Wiehern nahe Gefahr ankündigen, worauf sich dann Alles auf die Flucht begibt. Man erlegt und fängt sie auf verschiedene Art. Ihr Fleisch verspeisen mehrere asiatische Völker. Das eselähnliche, mausefahle, langhaarige Geschöpf der Wüste ist unter der Hand des Menschen eins der schönsten und edelsten Thiere geworden. Man theilt die Pferde nach der Farbe ein, in einfache, zusammengesetzte und ungewöhnliche. Braun bis zum Tiefschwarz in allen Uebergängen, weiß und isabellgelb sind die einfachen Farben dieser Thiere; grau und wolfsgrau die zusammengesetzten; Tiger-, Schäcken-, Porzellan- und andere Farben sind die ungewöhnlichen. Klima und Boden haben auf die Schönheit des Pferdes sichtbaren Einfluß. Doch ist es wie der Hund dem Menschen unter allen Zonen nützlich geworden. Die arabische Raçe verdient vor allen den Vorzug, und schon im grauen Alterthum war sie berühmt. Klima und die Beschaffenheit des Bodens, sowie menschliche sorgfältige Pflege haben sie zu diesem Range erhoben. Man hält dort ordentlich Stammregister über sie. Die arabischen Pferde sind von mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig-schlank, stolz, feurig und dauerhaft. Nach ihnen folgen dem Range nach die berberischen an den Küstenländern Afrikas. Sie sind ebenfalls mittler Statur und schlank, haben aber am schöner gebogenen Hals eine dünnere Mähne und einen kleineren, wohlgestalteten Kopf. An sie reihen sich die spanischen an, dann die englischen, von denen das Hauptsächlichste früher schon unter dem Artikel englische Pferde angegeben ist. An sie grenzt zunächst das italienische Pferd, besonders das neapolitanische und venetianische. Außer diesen zählt Europa noch eine Menge anderer Raçen, nämlich die Polacken, die eigenthümlich gestalteten Pferde aus der

Ukraine, die dänischen und deutschen, als: die holsteinischen, mecklenburgischen, friesländischen u. A., meistens stark gebaut, oft fleischig und hoch gewachsen und tüchtig für Arbeit. Einer andern aber wenig zulässigen Eintheilung zufolge wird in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde unterschieden. Im Allgemeinen ist das Pferd eines der gelehrigsten Thiere, das sein Gefühl durch seine Stimme, das Wiehern, ausdrückt. Seine Waffen sind die Hinterfüße, boshafte wehren sich auch mit dem Gebiß und schlagen mit den Vorderfüßen. Die wilden Pferde fressen Gras und Kräuter, die gezähmten sind an Getreidearten gewöhnt. Hohe, trockne, doch nicht sandige und dürre Gegenden sind für sie die besten Weideplätze. Reinlichkeit und Ordnung beim Füttern, sowie gesunde Ställe, sind zur Erhaltung des Pferdes nothwendig. Die Stute geht fast ein Jahr trächtig und bringt gewöhnlich ein Füllen, selten zwei; das Säugen dauert meist 5 Monate. Im Allgemeinen sollte kein Pferd vor dem 4. Jahre gebraucht werden. Viele Hengste werden entmannt und als solche Wallachen genannt. Unnatürlich ist das Englisiren, wobei der Schweif, die Zierde des Pferdes und fast sein einziges Mittel, Insecten von sich abzuwehren, bis auf einen Fuß abgekürzt wird. Die Anstalten, wo Pferde gezogen werden, heißen Stutereien oder Gestüte, die man in wilde, halbwilde, zahme und Stallgestüte eintheilt. Das Alter der Pferde läßt sich bis ins 8. Jahr nach den Zähnen bestimmen. Der Hengst hat in beiden Kinnladen 12 Vorder-, 4 Hunds- und 24 Backenzähne, zusammen 40 Zähne. Bei der Stute trifft man entweder kleinere oder gar keine Hundszähne an.— Die Pferde sind mancherlei Krankheiten unterworfen: Druse, Rotz, Wurm, Koller, Darmgicht, Durchfälle, Verschlagen, Bräune u. A.; überdem leiden sie von Insecten, von der Pferdebremse und Anderen, die in dem Innern der Pferde als Larven leben und sie bei großer Menge tödten. Endlich ist noch zu erwähnen, daß viele Völkerschaften Asiens, auch in Rußland, die Milch der Pferde zu Getränken zubereiten; gegohrene Stutenmilch ist sehr berauschend. Die Sitte war ehemals über Litthauen bis herein nach Preußen, ehe dieses 1283 christlich wurde, verbreitet. Die Noth hat auch bei Belagerungen und in ähnlichen Drangsalen des Krieges wie des Hungers Pferdefleisch zu essen gelehrt. Dieses eine Zeit lang unter Wasser gelegt, verwandelt sich in eine Art Fett, dem Walrath nicht unähnlich. Haare und Felle der Pferde werden sehr mannichfaltig benutzt. — Bei den ältesten Völkern des Heidenthums stand das Pferd als edelstes, klügstes und vertrautestes Hausthier in hohem Ansehen; der Held führte mit ihm Gespräche, theilte mit ihm die Freuden des Sieges und die Leiden der unternommenen Mühsale. Selbst die Götter, denen bei den germanischen und anderen Völkern eigne Rosse geheiligt um die Tempel und in geweihten Hainen erhalten wurden, thaten den Sterblichen ihren Willen durch dieses Thier kund. Pferdeopfer waren den Göttern unter gewissen Umständen die liebsten. Sogar ein todter Pferdekopf besaß nach dem damaligen Wunderglauben noch schützende Kräfte gegen Böses. Die alten Griechen erhoben das Pferd sogar zum Musenroß (Pegasus) und versetzten es unter die Sterne. Weitere Belehrung hierüber findet man in Grimm's „Deutsche Mythologie“ (Gött. 1835, S. 376—384).

Pferdekraft ist ein in der Mechanik und Maschinenlehre eingeführtes allgemeines Maß für größere Kräfte. Kleinere Kräfte mißt man so, daß man durch directen Versuch und Berechnung ermittelt, wie viel Pfund die betreffende Kraft in einer Minute einen Fuß hoch (in Frankreich, wie viel Kilogramm einen Mètre hoch) zu heben im Stande sein würde; und nennt diese Zahl dann Fußpfunde (Kilogramme Mètre). Für große Kräfte werden die Zahlen unbequem groß und man muß eine größere Einheit wählen. Watt in England fand durch wiederholt angestellte Versuche, daß die mittlere Leistung eines Pferdes = 33,000 Fußpfund in der Minute (550 in der Secunde) sei; seitdem rechnen die britischen und mit ihnen die deutschen Maschinenbauer meist nach Watt'scher Pferdekraft, deren Zahl also einfach angibt, wie vielmal 33000 Fußpfund in der Minute eine Maschine leistet. Seitdem hat aber Smeaton und neuerdings auch Andere nachgewiesen, daß man im Durchschnitt auf ein Pferd nur 22,000 Fußpfund rechnen könne, auch schwanken die französischen Mechaniker zwischen 75—100 Kilogramm Mètre in der Secunde. Die Un-

sicherheit die dadurch eingetreten ist hat die Nothwendigkeit gezeigt, den ohnehin ungeeigneten Namen der Pferdekraft aufzugeben und sich über ein solches Maß allgemein zu einigen. Auch haben mehrere Franzosen schon verschiedene Vorschläge dazu bekannt gemacht. Bei der Angabe von Maschinen nach Pferdekraft ist es daher um Täuschungen und Differenzen zu vermeiden, unerläßlich, die Größe der zu Grunde gelegten Pferdekraft zugleich mit anzugeben.

Pferdezucht begreift sowohl die Erzeugung und Aufziehung als die Behandlung und Nutzung des Pferdes in sich. Die Nothwendigkeit und der Nutzen des Pferdes für den Kriegsdienst, für die Landwirthschaft und den täglichen Verkehr ist hinlänglich erwiesen, denn seine Leistungen werden weder durch andere Thiere ersetzt, noch durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen entbehrlich, sondern erhalten vielmehr durch solche Einrichtungen eine noch weitere Bedeutung. Die Pferdezucht ist also eine unabweisbare sehr wichtige Angelegenheit und ist als solche auch in den meisten Staaten bereits anerkannt, wo sie den besondern Schutz und die Fürsorge der Regierung genießt. Nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der verschiedenen Gegenden erwachsen auch in dem Betriebe der Pferdezucht in den verschiedenen Gegenden besondere Anforderungen, weshalb denn auch jedes Land seine eigene, den besondern Bedürfnissen entsprechende Pferdezucht hat. Die Aufzucht der Pferde geschieht entweder gestütsmäßig (s. Gestüte) oder hauszüchtlich. Die Gestütspferdezucht eignet sich nur für den Staat und für größere und wohlhabende Landwirthe, denn ihr Betrieb erfordert viele Kenntnisse und größere Capitalien, rentirt in stark bevölkerten Gegenden wo der Boden einen hohen Werth hat, nicht genügend und liefert auch nicht die erforderliche Anzahl der für den allgemeinen Gebrauch nöthigen Pferde. Die ausgedehnteste Pferdezucht ist daher diejenige, wo der Landwirth neben den zu den Zwecken des Ackerbaus dienenden Pferden jährlich einige Fohlen nachzieht. Diese Pferdezucht wird auch dadurch vielfach begünstigt, daß der Staat die Beschäler hält und sie zur Bedeckung der Stuten der Landwirthe auf besondern Beschälstationen aufstellt. Besonders begünstigt wird die Pferdezucht in Gegenden, wo Weideflächen und Wiesen in großer Ausdehnung vorkommen, wie z. B. in Mecklenburg, Hanover, Ostpreußen; in sehr bevölkerten Staaten dagegen, wo der Grund und Boden zum Frucht- und Futterbau auf das Aengstlich sie benutzt wird, ist sie weniger an ihrer Stelle und wird daher auch nur im Kleinen betrieben. Doch ist gerade diese Pferdezucht die nützlichste, wenn sie besonders von Seiten des Staats durch edle Landgestütsbeschäler unterstützt wird. Die Hauspferdezucht liefert nicht nur die Pferde für den Ackerbau und für den Verkehr, sondern in manchen Ländern auch die Pferde für die Armee.

Das Pferd nützt durch seine Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, und diese Eigenschaften bestimmen die Güte, die Brauchbarkeit und den Werth des Pferdes und dürfen daher nicht blos zufällig an einem einzelnen Pferde, sondern müssen sicher bei sämmtlichen Pferden einer Zucht angetroffen und in jedem zu erziehenden Pferde in höchst möglicher Vollkommenheit erzielt werden. Sie werden den Pferden anerworben, wenn man nur solche Pferde zur Zucht auswählt, welche diese Eigenschaften als Familienzug schon in einem ausgezeichneten Grade von ihren Aeltern und Voraltern ererbt haben und so fähig sind, dieselben auch auf ihre Nachkommen zu vererben. Die Vererbung der Eigenschaften der Zucht auf ihre Nachzucht erscheint daher als eine Hauptsache bei der Pferdezucht. Diese Vererbung ist treu, wenn sich die Eigenschaften der Zuchtpferde in gleicher Vollkommenheit wieder bei den Fohlen zeigen; beständig, wenn sie auch wieder von diesen Fohlen auf die weitere Nachzucht vererbt werden; zufällig, wenn sich in einer Zucht auf einmal bessere Eigenschaften finden als bei den Aeltern, die sich aber in der Nachzucht wieder ganz verlieren. Man hat daher nur solche Pferde zur Zucht auszuwählen, welche von Zuchten abstammen, die diese Eigenschaften schon lange als Familienzug besitzen und dieselben immer getreu auf ihre Nachkommen vererbt haben. Es hängt von den Bedürfnissen der einzelnen Länder ab, ob die Züchtung eines Pferdeschlags für die Ackerbau und das Frachtfuhrwesen nützlicher ist, als die Züchtung eines edlern Pferdes für den Reitdienst und für den Luxus. Doch

ist möglichste Entwickelung und Ausbildung der für den bestimmten Dienst nöthigen Eigenschaften stets die hauptsächlichste Aufgabe der Pferdezüchter und selbst bei dem Pferdeschlag für die gewöhnlichen Dienste muß fortschreitende Verbesserung der Pferdezucht zur Richtschnur im Betriebe dienen, um den hierdurch gebildeten Pferdeschlag nach und nach zu andern höhern Diensten zu befähigen, und so mehr Nutzungszwecke in demselben zu vereinigen.

Die verschiedenen Betriebsarten bei der Pferdezucht sind die Reinzucht, Selbstzucht, Inzucht und Kreuzung. Die Reinzucht besteht darin, daß Pferde von gleichartigem Stamme und gleich vollkommenen Eigenschaften zusammengepaart und auch in der Nachzucht unvermischt von andern Pferdestämmen erhalten werden, wie z. B. bei der arabischen und englischen Pferdezucht. Sie ist die beste und vollkommenste Züchtungsart, weil durch sie der Pferdezucht die dauerndste und treueste Vererbungsfähigkeit erworben wird. Demnächst kommt die Selbstzucht, die darin besteht, daß man von den Pferden eines schon vorhandenen Stammes die besten und für die beabsichtigten Zwecke mit den vollkommensten Eigenschaften ausgestatteten Zuchtpferde auswählt und zusammenpaart und auch in der Nachzucht wieder die Zuchtpferde nur aus demselben Stamme wählt, so daß hierdurch endlich eine sichere Vererbung der diesem Stamme eigenthümlichen Eigenschaften eworben wird. Bei der Inzucht werden die bessern Pferde einer gewissen Familie stets zusammenpaart und außer den Gliedern derselben keine fremden Pferde mit ihr vermischt. Sie erreicht zwar eine sichere Vererbungsfähigkeit, vererbt aber neben den Vorzügen auch die Fehler der Familie. Die Kreuzung endlich paart bessere fremde Hengste mit den vorhandenen einheimischen Zuchtstuten zusammen, um einem schon vorhandenen Pferdeschlage gewisse, ihm fehlende Eigenschaften anzuerwerben. Sie wird Blutanfrischung genannt, wenn bei einem schon bessern Pferdestamme ein Hengst von derselben Abstammung und von denselben Eigenschaften wie die frühern, durch welche man den Pferdestamm gründete, wieder eingeführt wird. Vollblut wird erzeugt, wenn, wie bei der Reinzucht, nur die besten und vollkommensten Zuchtpferde gleich vorzüglicher Abstammung zusammengepaart werden. Halbblut erhält man dadurch, wenn Hengste des Vollblutstammes mit Stuten geringerer Abstammung und anderer minder vollkommener Eigenschaften zusammengepaart werden. Dreiviertelblut u. s. w. aber, wenn Stuten dieses Halbblutstammes wieder nur mit Hengsten des Vollblutstammes gepaart werden.

Bei der Auswahl der Zuchtthiere hat man darauf zu sehen, daß der Hengst von reiner Abstammung ist, daß er einen regelmäßigen Körperbau, gute Stellung und Haltung, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, vollkommen entwickelte und gesunde Zeugungstheile, eine angemessene Größe, eine seiner Abstammung entsprechende Farbe hat und munter und lebenslustig ist. Die Stute muß in Größe und Gestalt dem Hengste ziemlich ähnlich sein, einen zarten weiblichen Charakter, ein gut gestelltes Vordertheil, eine gewisse Weite im Hintertheile, ungetrübte Gesundheit, Kraft und Milchergiebigkeit zeigen. Der Hengst ist erst mit seinem 5., die Stute mit ihrem 4. Lebensjahre zuzulassen. Das Beschälen geschieht entweder im Freien oder an der Hand. Vierzig Stuten kann man einem ausgewachsenen kräftigen Hengst zum Beschälen zutheilen. Die Beschälzeit fällt gewöhnlich in die Monate März bis Juni. In Gestüten werden über die Paarung besondere Listen geführt, worin Name und Abstammung des Hengstes und der Stute, Tag des Beschälens, Tag der Geburt, Geschlecht des Fohlens u. s. w. angemerkt werden. Gewöhnlich geht eine Stute 49—50 Wochen trächtig. Drei Wochen nach der Geburt kann man die Stute schon wieder zu leichter Arbeit anhalten; doch darf im Anfang die Trennung von dem Fohlen nicht zu lange dauern. Schon einige Wochen nach der Geburt ist dem Fohlen ein wenig Hafer zu reichen; auch kaut es dann schon an feinem Heu. Gute Fütterung und gute Pflege trägt zur Erstarkung der Fohlen sehr viel bei, auch ist die Meinung ganz irrig, daß das Fohlen nicht geputzt werden dürfe. In Gestüten läßt man die Fohlen so lange saugen, bis man sie mit Sicherheit absetzen kann. Bei der Hauspferdezucht währt die Saugzeit gewöhnlich 3 bis 4 Monate. Das Entwöhnen darf aber nur nach und nach geschehen,

damit sich das Fohlen nicht zu sehr grämt und dadurch im Wachsthum zurückkommt. Das abgesetzte Fohlen soll wenigstens bis mit dem zurückgelegten 1. Jahre unangebunden gehalten werden. Auch jetzt erhält das Fohlen nur Hafer, Heu und reines Wasser; Grünfutter ist ihm schädlich. Da junge Pferde am besten im Freien gedeihen, so ist es räthlich, sie täglich einige Zeit auf einem besondern, eingehegten, ebenen Platz (Fohlentummelplatz) zum Herumtummeln zu bringen, wobei jedoch di Geschlechter streng geschieden werden müssen. Erst im 2. Lebensjahre kann man dem jungen Pferde auch Grünfutter reichen, doch darf der Futterwechsel nicht zu schnell stattfinden. Zwischen dem 1. und 2. Jahre gewöhnen sich die Fohlen manche Untugenden an, welche später als wirkliche Fehler hervortreten, weshalb sie ihnen gleich anfangs abgewöhnt werden müssen. Im 3. Lebensjahre muß das Fohlen schon an seinen künftigen Dienst gewöhnt werden. Das zurückgelegte 3. Jahr ist der richtige Zeitpunkt, wo das junge Pferd, unbeschadet seiner körperlichen Entwickelung und Ausbildung, zu einigen Dienstleistungen angestellt werden darf, doch haben Pferde, welche erst mit dem 4. oder 5. Jahre zum Dienste verwendet werden, große Vorzüge vor den früher zum Dienst angehaltenen. Gegen den Herbst des 4. Jahres muß es aber geschont werden, weil es dann die Mittelzähne wechselt. Nie soll übrigens ein junges Pferd mehrere Tage hindurch ruhig im Stalle stehen. Um kräftige Arbeitspferde zu erhalten, werden die nicht zur Zucht zu verwendenden Hengste in ihrem 4. Lebensjahre castrirt, indem die erst in diesem Alter wallachten Pferde weit mehr Kraft, Temperament und Ausdauer besitzen, als die früher castrirten. Die beste Zeit zum Wallachen ist der Febr. und März oder der Oct. und Nov. Zu der Zeit, wo der Wechsel der Eckschneidezähne, gewöhnlich im Herbst zwischen dem 4. und 5. Jahre, eintritt, sind die Pferde zu keinerlei anstrengenden Arbeiten zu verwenden. Vgl. Ammon „Handbuch der gesammten Gestütskunde und Pferdezucht" (Königsb. 1833); Hering „Das Pferd, seine Zucht, Behandlung u. s. w." (Stuttg. 1837); Reska „Die Pferdewissenschaft in ihrem ganzen Umfange" (Prag 1838); Baumeister „Kurzgefaßte Anleitung zur Hauspferdezucht" (Ulm 1843); Schönberg „Anleitung zur Pferdezucht" (Dresd. 1833); Dietrichs „Handbuch der praktischen Pferdekenntniß" (Berl. 1835); Stewart „Rath für Pferdekäufer" (Hanov. 1837) und Ammon „Ueber Verbesserung und Veredelung der Landespferdezucht" (Nürnb. 1831).

Pfingsten (von griech. Pentekoste, d. h. 50), auch das Fest des heiligen Geistes, das Fest der Begründung der christlichen Kirche, bestimmt im Jahre 305 auf einer Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien, das dritte hohe Fest im Jahre, zur Feier der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel, welche, wie die Bibel sagt, 50 Tage nach der Auferstehung des Heilands mit andern feurigen Zungen redeten.

Pfinzing, Melchior, stammte aus Nürnberg, geb. 1481, war längere Zeit geheimer Secretär bei dem Kaiser Maximilian I., dann Propst zu St. Sebald in Nürnberg, außerordentlicher Rath, Canonicus zu Trient, Propst zu St. Alban in Mainz und zuletzt unter Kaiser Karl V. Propst zu St. Victor bei Mainz, wo er den 12. Nov. 1535 starb. Er ist der Verfasser eines von Seiten der Kunst, Sprache und Geschichte sehr merkwürdigen Gedichts, welches, mit 118 Holzschnitten von H. Schäufelein verziert, zu Nürnberg 1517 unter folgendem Titel erschien: „Geuerlichkeiten und Geschichten des löblichen streitbaren und hochberühmten Helden Herrn Tewrdannckhs (Theuerdanks)". Dieses romantisch-epische Gedicht besang unter dem Namen des Theuerdank die Jugendgeschichte Maximilians und besonders die Geschichte seiner Bewerbung um Maria von Burgund. Aus der gefährlichen Lage, in welche personificirte Leidenschaften den Helden oftmals versetzten, retteten ihn jedesmal Verstand, Tugend und edler Rittersinn. Der Ton des Gedichts ist nüchtern und bürgerlich steif, der poetische Stil ist gezwungen und rauh, und Tiefe der Erfindung fehlt dem Gedichte ebenso sehr als besondere poetische Schönheiten. P. folgte dem Geiste des Jahrhunderts, wie dieser auch in anderen größeren erzählenden Gedichten, z. B. in der „Mörin des Hermann von Sachsenheim" herrschend ist; der Theuerdank ist durchweg

allegorisch. Es ist wahrscheinlich, daß P. sein Werk in den Jahren 1512—16 in Nürnberg ausarbeitete, auch glaubt man, daß Maximilian selbst an der Ausarbeitung Theil gehabt habe. Vgl. Heller „Skizze einer Geschichte der verschiedenen Ausgaben des Theuerdank" in den „Beiträgen zur Kunst und Lit. Gesch." (Heft 1, 2, Nürnb. 1822). Ueber die oftmaligen meist verunglückten Umarbeitungen und Ausgaben A. G. Titz „Ueber den Theuerdank" (Altorf 1714) und J. D. Köler „Diss. de inclyto libr. Theuerd." (Altorf 1717 und 1790); Bouterweck „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit" (Band 9, S. 371 flg.).

Pfirsche, Pfirsich oder Pfersching heißt die Frucht des Pfirschenbaumes (Amygdalus persica), dessen Vaterland man mit Gewißheit nicht kennt, der aber schon seit sehr frühen Zeiten, auch von den Griechen und Römern in Europa gezogen worden ist und zur Gattung der Mandelbäume gehört. Die Pfirschen sind an Größe, Saftigkeit, Geschmack und Färbung verschieden, haben aber alle eine mehr oder weniger dünne, sammetartig anzufühlende Schale.

Pfister, Albrecht, ein um die Buchdruckerkunst hochverdienter Mann, der erst in neuerer Zeit die gerechte Würdigung gefunden hat, wurde um 1420 geboren und starb um 1470. Ueber seine speciellen Lebensverhältnisse herrscht große Ungewißheit. Einige halten ihn für einen Briefdrucker, der selbständig in Bamberg den Druck mit beweglichen Buchstaben erfand, Andere für einen ehemaligen Gehülfen Gutenberg's. Jedenfalls ist er eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den Buchdruckern des 15. Jahrh. Er übertraf an Productivität alle andern Buchdrucker vor 1462, selbst Gutenberg, Fust und Schöffer, demungeachtet wird er nur von einem einzigen seiner Zeitgenossen, einem jüdischen Convertiten, dem Dr. Paul von Prag, erwähnt, der um das Jahr 1459 auf der letzten Seite eines auf der Krakauer Universitätsbibliothek befindlichen handschriftlichen Glossariums in lateinischer Sprache folgende dürftige Notiz von ihm gibt. „Der Büchermacher ist ein Künstler, der Bilder und Schriftzeichen in Tafeln aus Erz, Eisen oder hartem Holz eingräbt, mit Farbe überstreicht und auf Papier, eine Wand oder ein reines Bret einen Abdruck liefert. Zu meiner Zeit ist in Bamberg ein Mann gewesen, der die ganze Bibel auf Platten geschnitten und in vier Wochen auf feinem Pergament abgedruckt hat". Diese dürftige Hinweisung auf die Pfister'sche „Biblia pauperum" ist Alles, was die Mitzeit über den verdienten Mann sagt, und nur seine zum Theil höchst bedeutenden Werke, unter denen sich eine weit ansehnlichere Bibel befindet als die Gutenbergische, legen Zeugniß von seiner Thätigkeit ab. Seine Typen haben zwar mit den Gutenbergischen einige Aehnlichkeit, doch reducirt sich diese mehr auf einen blos allgemeinen Nationalductus. Dennoch ist, wie z. B. von Schaab die Ansicht daraus abgeleitet worden, daß er Anfangs in Gutenberg's und Fust's Druckerei als Arbeiter gestanden, sich aber von ihnen am Ende des Jahres 1455 getrennt und mit einem Vorrathe kleiner Missaltypen nach Bamberg begeben, oder dieselben auch von einem andern Arbeiter dieser Druckerei erhalten und damit in den Jahren 1456 bis 59 die lateinische (36zeilige) Bibel gedruckt habe, die im letztern Jahre erschien. Die Forschungen, die man in neuerer Zeit über seine Lebensumstände angestellt, haben zu keinem Resultate geführt. Vielleicht ist er der Sohn eines gewissen Ulrich Pfister, der als „Geleitsgeldner" auf der Frankfurter Messe in einer Urkunde von 1440 vorkommt. In Bamberg aber begann er mit dem Drucke von Schul- und Gebetbüchern, und Donatfragmente haben sich aus seiner Officin bis auf unsere Zeiten erhalten. Wir haben xylographische Ablaßbriefe von ihm aus den Jahren 1454 und 1455 eine „Manung der cristenheit widder die Durken" aus derselben Zeit, einen Kalender von 1457, eine „Biblia pauperum" und das Buch der vier Historien (beides von 1462) u. s. w. Vor Allem aber ist die schon erwähnte lateinische 36zeilige Bibel, 3 Bände in Folio (881 Blätter) hervorzuheben. Von seiner Au'gabe des Boner'schen „Edelstein" kannte man bisher nur eine Ausgabe und ein einziges Exemplar, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches schon Lessing in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" (Bd. 1, Berl. 1793) besprach. Eine andere Ausgabe desselben Buches, das schon als das erste deutsche Druckwerk

mit vollständiger Angabe des Orts und Druckjahrs merkwürdig ist, war vor mehreren Jahren im Besitze des Antiquars Stöger in München, welcher für das aus 77 Blättern bestehende Buch früher die Summe von 11,000 Fl. oder 300 Fl. Leibrente forderte. Jetzt ist dieses Exemplar vom König von Preußen für 1000 Thaler gekauft und der öffentlichen Bibliothek in Berlin geschenkt worden. Eine Beschreibung desselben gab Sotzmann im „Serapeum" (1845). Das Vermögen P.'s scheint durch die Herausgabe seiner schönen Druckwerke erschöpft worden zu sein, und die buchdruckerische Thätigkeit der Familie erlosch mit der Ausgabe von Otto's von Passau „Goldenem Thron", die Sebastian P., Albrecht's Sohn, besorgte, wenn es anders als gewiß anzunehmen ist, daß dieses Werk von Sebastian P. herrührt. Vgl. Jäck „Albr. P. und dessen sämmtliche Nachfolger im Bücherdrucke und Handel zu Bamberg von 1450—1835" in dessen „Beschreibung der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg" (1835).

Pfister, Johann Christian von, einer der vorzüglichsten neueren Geschichtschreiber Deutschlands, geboren den 11. März 1772 zu Pleidelsheim bei Marbach, studirte 1790 bis 95 im evangelischen Seminar zu Tübingen, wo er mit seinem Lehrer Schelling Freundschaft für das ganze Leben schloß. Er entschied sich für die historischen Studien und hatte eben den ersten Theil seiner Geschichte von Schwaben vollendet, als er Johannes von Müller's Schweizergeschichte kennen lernte und jetzt erst die Quellen zu studiren begann. Er reiste nach Wien, untersuchte die geschichtlichen Handschriften in der kaiserlichen Bibliothek und fand hierauf auch in der Handschriftensammlung des Prälaten von Schmid in Ulm, in den Archiven der vormaligen Reichsstädte und Abteien in Oberschwaben und im königlichen Archiv in Stuttgart reichhaltige Quellen zur Fortsetzung seiner schwäbischen Geschichte. Er wurde 1813 Pfarrer zu Untertürkheim bei Stuttgart und im Sommer 1832 Prälat und Generalsuperintendent in Tübingen. Auf dem Landtag, wohin ihn sein Amt berief, hat er stets mit der ministeriellen Partei gestimmt. Er starb am 30. Sept. 1835 zu Stuttgart. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Historischer Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg" (Heilbr. 1816); „Denkwürdigkeiten der würtembergischen und schwäbischen Reformationsgeschichte" (im Verein mit dem Prälat Schmid; 2 Thle., Tüb. 1817); „Herzog Christoph zu Würtemberg" (2 Bde., Tüb. 1819); „Die evangelische Kirche in Würtemberg" (Tüb. 1821); „Herzog Eberhard im Barte" (Tüb. 1822); „Geschichte von Schwaben" (1—5 Bd., Heilbr. 1820 bis 27) und „Geschichte der Deutschen" (5 Bde., Hamb. 1829—35), welche zu der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten" gehört und sich durch Gründlichkeit und Gefälligkeit des Stiles auszeichnet.

Pfizer, Gustav, ein bekannter lyrischer Dichter und Kritiker, geb. am 29. Juli 1809 zu Stuttgart, wo sein Vater, Karl von P., ein durch gründliche Schriften bekannter Rechtsgelehrter, damals Amtsschreiber, später Director des Obertribunals war, bildete sich anfangs auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann im Seminar von Blaubeuern und studirte von 1825—30 im dem Stifte zu Tübingen, wo er auch längere Zeit als Repetent fungirte. Aufsehen erregte er zuerst durch die Herausgabe seiner „Gedichte" (Stuttg. 1831), denen er, nachdem er Italien besucht, eine zweite Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1834) folgen ließ. Sodann schrieb er „Martin Luther's Leben" (Stuttg. 1836), dem sich ein größeres Gedicht „Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Silvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrhundert" (Stuttg. 1844) und die durch gediegene Behandlung des Stoffes und höchst gelungene Darstellung ausgezeichnete „Geschichte Alexander's des Großen für die Jugend" (Stuttg. 1846) anschlossen. Zugleich nahm er thätigen Antheil an den in Stuttgart erscheinenden Uebersetzungen von Bulwer's, James und Byron's Werken. Auch übernahm er 1836 die Leitung der als Beiblatt zum „Ausland" erscheinenden „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" und 1838 die Redaction des zum „Morgenblatt" gehörigen lyrischen Bestandtheils. Neue Gedichte, namentlich das größere Gedicht „Die Tatarenschlacht" gab er in seinen „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" (Stuttg.

1840). Dem Gebiete der Kritik gehören seine Schriften „Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch" (Stuttg. 1837) und die Beurtheilung von Heines Schriften und Tendenz in der „Deutschen Vierteljahrschrift". Gewöhnlich rechnet man ihn zur schwäbisch-lyrischen Schule, doch unterscheidet sich P. wesentlich von den übrigen Vertretern dieser Richtung durch den vorwaltend reflectirenden Charakter seiner Poesien, die durch Ton und Haltung an Schiller's Reflectionsmanier bald mehr, bald weniger erinnern, und dadurch, daß er, wie namentlich in dem Gedichte „Der Welsche und der Deutsche", die geschichliche Entwickelung des Völkerlebens in freier und kräftiger Auffassung dichterisch darstellt. Seine ehrlich gemeinte Kritik der Heine'schen Dichtungen veranlaßte Heine zu seinem berüchtigten „Schwabenspiegel", worin er mit beißenden Witzen und unbegründeten Anschuldigungen gegen die gesammte schwäbische Richtung in der Poesie zu Felde zog, ohne seinen Gegner entwaffnen und widerlegen zu können. In der neuesten Zeit wandte er sich auch der Politik zu. Namentlich unterstützte er die gemäßigt liberale Partei seines Vaterlandes auf den Landtagen von 1848 und 49 und schrieb in neuester Zeit mehrere Broschüren, worin er die Nothwendigkeit für Würtemberg nachzuweisen suchte, sich dem sogenannten Dreikönigsbündniß anzuschließen.

Pfizer, Paul Achaz, berühmt als freisinniger Redner in der würtembergischen Deputirtenkammer, der Sohn des Rechtsgelehrten Karl von P., geb. zu Stuttgart den 12. Sept. 1801, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte 1819—1823 zu Tübingen die Rechte, wurde dann Secretär beim Justizministerium und erhielt 1827 die Stelle eines Oberjustizassessors in Tübingen. Aufmerksamkeit erweckte er zuerst durch sein Werk „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1831), wovon im Frühling des nächsten Jahres eine zweite vermehrte Ausgabe erschien. Philosophie, Kunst und Politik bilden den Gegenstand desselben. Diese Schrift zog ihm ein Verhör zu, er gab im Frühjahr 1831 seine Entlassung darauf hin ein und wurde nun von der Stadt Tübingen im Dec. 1831 beinahe durch einstimmige Wahl zum Abgeordneten in die zweite Kammer ernannt, wo er gleich bei seinem ersten Auftreten im Jan. 1833 durch die Freisinnigkeit seiner Grundsätze und seine glänzende Rednergabe allgemeines Aufsehen erregte. Mit der siegreichen Kraft der Rede verbindet er eine Ruhe und sogar eine Sanftheit des Vortrags, welche den Einfall eines würtemberger Landmannes rechtfertigt, der ihn mit Melanchthon verglich. Sein Antrag in Betreff der Bundesbeschlüsse gab zu den lebhaftesten Erörterungen Anlaß. Als im Februar die zweite Kammer durch ein Regierungsrescript aufgefordert wurde, des Abgeordneten P.'s Antrag mit „verdientem" Unwillen zu verwerfen, vertheidigte er sich in einer kurzen Rede, welche er mit den Worten schloß: „Ich bereue nichts und nehme nichts zurück". Hierauf wies die Kammer das ihr gethane Ansinnen mit Bestimmtheit ab und wurde nachher aufgelöst. Pfizer hatte sich durch sein Betragen in der Kammer die Hochachtung nicht nur der deutschen, sondern auch der französischen Nation erworben, welche in allen ihren Zeitschriften das Lob des wackern würtembergischen Deputirten verkündete. Die karlistische „Gazette de France" drückte ihr Mißfallen an ihm so aus, daß sie ihn einen zweiten Luther nannte. Von seiner Flugschrift: „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus" (Tüb. 1832) sagte die „Revue Germanique": „Das ist endlich wieder eine jener zu seltenen Schriften, ohne deren Erscheinen man an der politischen Zukunft der Deutschen verzweifeln müßte". Die neuen Wahlen brachten P. wieder als Abgeordneten von Tübingen in die zweite Ständeversammlung des Jahres 1833; doch als er hier wie auf den Landtagen von 1836 und 1838 seine Bemühungen, den Zustand des nach seiner Meinung durch die Bundesgewalt schwer gefährdeten deutschen Verfassungswesens zur öffentlichen Discussion zu bringen, von keinen bedeutenden Erfolgen gekrönt sah, lehnte er beim Ablaufe der Wahlperiode, wie mehrere andere Abgeordnete, den Wiedereintritt in die Ständeversammlung entschieden ab, in der Ueberzeugung daß bei dem Mangel an Preßfreiheit in Verbindung mit andern Hemmnissen alle derartigen Anstrengungen einzelner Oppositionsparteien, statt zur Belebung der deutschen Particularverfassungen, nur zur Verdächtigung des Liberalismus und zum Mißtrauen gegen die Repräsentativ-

32*

verfassungen führen müßten. Erst im Jahre 1848 trat er wieder mit größerer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands und Würtembergs hervor. Er nahm die Wahl in die zweite würtembergische Kammer, wie in die Nationalversammlung an und sprach in der jüngsten Zeit wiederholt für den Anschluß Würtembergs an das sogenannte Dreikönigsbündniß in den öffentlichen Blättern, da Kränklichkeit ihn an seine Wohnung fesselte. Außer den erwähnten hat er auch eine Schrift „Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde" (Straßb. 1832), „Das Recht der Steuerverwilligung nach den Grundsätzen der würtembergischen Verfassung mit Rücksicht auf entgegenstehende Bestimmungen des deutschen Bundes" (Stuttg. 1836), „Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch eine Verfassung des Bundes" (Stuttg. 1835) und „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" (Stuttg. 1842) herausgegeben.

Pflanzen sind lebende, organische Wesen und unterscheiden sich von Thieren wesentlich nur durch den Mangel an willkürlicher Bewegung. Die Wissenschaft, die sich mit ihnen beschäftigt heißt Botanik (s. d.). Die Pflanzen bestehen, wie die Pflanzenanatomie (Phytotomie) lehrt, aus festen und flüssigen Theilen; die erstern erscheinen in ihrer Elementarform als Zellen und als Gefäße. Zellen sind Bläschen, die aus einer zarten Membran gebildet und mit meist farbloser Flüssigkeit erfüllt sind; und sich nach bestimmten Gesetzen aneinanderreihen. Sie finden sich vorzüglich in den einfachsten Pflanzen (den sogenannten Zellenpflanzen), wo sie als feine Schnüre oder Gallertkörper erscheinen; bei den höher organisirten Pflanzen finden sich dagegen in den Zwischenräumen der Zellen Gefäße, die zum Theil aus Fasern gebildet und mannichfaltig gestaltet sind. Entweder umgeben sie jeden Pflanzentheil ringförmig oder verlaufen spiralisch, sind einfach, ästig oder netzförmig verzweigt, treten stellenweis zu größern Bündeln zusammen, zeigen sich auf Querdurchschnitten holziger Stengel als Jahresringe, bilden auf Blattflächen die zierlichen Nerven und Netze und enthalten nur Luft aber keine Flüssigkeiten, welche sich vielmehr in besonders gebildeten Zwischenräumen der Zellen oder in besondern Erweiterungen derselben, den Saftgängen befinden und bewegen, die vorzüglich in der Rinde und dem Baste, seltener im Innern des Stammes liegen. Die Luft im Innern der Pflanze wird nicht allein in jenen Gefäßen, sondern oftmals auch in Zwischenräumen des Zellgewebes, den Lufthöhlen, aufbewahrt, und ist je nach der Tageszeit von wechselnder Beschaffenheit, in dem die Pflanzen bei Tage Sauerstoff, bei Nacht Kohlensäure von sich geben und umgekehrt aufnehmen. Diese Elementartheile verbinden sich zur Bildung der auf Ernährung und Wachsthum, auf Vermehrung und auf Fortpflanzung bezüglichen Organe, von welchen diejenigen der zwei letztern Abtheilungen nur Umgestaltungen der Organe der beiden ersten Functionen sind. Die Wurzel, die im Gegensatze zu allen andern Pflanzentheilen vom Lichte ab und in den Boden einzudringen strebt, bildet bisweilen einen unterirdischen Stamm, ist andere Male fein getheilt, trägt aber jederzeit am Ende ihrer feinsten und letzten Fasern ein zartes durchscheinendes Wülstchen von schwammartiger Beschaffenheit, welches den eigentlichen aufsaugenden Theil ausmacht. Der Stamm strebt deutlich nach dem Lichte, wächst daher empor, kommt aber auch, wenn gleich seltener, als unterirdischer vor, der nur seine Aeste dem Lichte entgegenstreckt. Die Stellung der ihn bildenden Gefäße ist in den zwei Hauptabtheilungen des Pflanzenreichs sehr verschieden und charakteristisch. (S. Dikotyledonen und Monokotyledonen.) Die Blätter sind Ernährungsorgane und stehen stets tiefer als die Knospen; in ihren Achseln oder Winkeln entspringen die Aeste, die allen Gefäßpflanzen eigenthümlich sind, in der Abtheilung der Zellenpflanzen aber nur bei Moosen und Lebermoosen vorkommen. In dem Baue der Aeste wiederholt sich die Bildung des Stammes, nur mit dem Unterschiede, daß die dort in einander gewickelten Theile hier nebeneinander in einer ebenen Fläche, und deshalb theils gedrängter, theils lockerer liegen, zum Theil sogar durch sogenannte Spaltöffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehen. Zu den Vermehrungsorganen rechnet man die Knospen, welche alle dem künftigen Aste zukommenden Theile im zusammengedrängten Zustande enthalten. Die Blume wird eingehüllt durch den Kelch, der die letzten oder äußersten Blätter darstellt. Die Theile der innern Blüthen-

hülle sind wirbelförmig oder in flachen Spiralen gestellt. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den Organen der Befruchtung und der Fortpflanzung, den Staubfäden, dem Pistill und den in diesem befindlichen Eiern. Mit Ausschluß der letztern sind alle diese Theile blattartige Organe, deren Abstammung von der gewöhnlichen Blattbildung leicht zu verfolgen ist und die daher auch in Hinsicht des anatomischen Baues mit dem Vorbilde sehr übereinkommen. Die Pflanzenanatomie ist in den letzten Jahrzehnden durch Link, Mirbel, Treviranus, Meyer, Mohl, Unger, Bischoff, Schleiden u. A. so sehr bereichert worden, daß man sie für eine neuentstandene Wissenschaft ansehen kann. Mit der chemischen Beschaffenheit der Pflanzen beschäftigt sich die Phytochemie oder Pflanzenchemie. Von den unzerlegten oder Elementarstoffen der Natur hat man bis jetzt erst 18 im Pflanzenreiche gefunden. Die Hälfte davon ist nicht metallisch, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Chlor, Brom, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor und Jod, die andere Hälfte umfaßt Kalium, Natrium, Calcium, Magnium, Alumium, Silicium, Mangan, Eisen und Kupfer. Die Pflanzen enthalten auch manche organische Säuren, die wieder mit andern Stoffen ternäre Verbindungen bilden; die gewöhnlichsten sind Essig-, Klee-, Apfel-, Citronen-, Wein-, Gallus-, Gerbe- und Benzoesäure. Außerdem sind viele Pflanzen sehr reich an schleimigen Stoffen, wie Gummi und Pflanzengallerte, an Stärkemehl und Zuckerstoffen. Den thierischen Stoffen verwandt sind Pflanzenleim, Pflanzeneiweiß, Osmazom der Pilze u. s. w. Je nach Alter, äußern Einwirkungen und physiologischen Hergängen sind diese chemischen Bestandtheile der Pflanzen manchen Umänderungen unterworfen. Die mikroskopische Erforschung des Baues und die raschen Fortschritte der Chemie sind ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Lehre vom Leben der Pflanzen gewesen und haben eine neue Wissenschaft (Pflanzenphysiologie, Phytologie oder Phytonomie) hervorgerufen, die zwar noch im Entstehen begriffen ist aber schnell heranwächst. Die allgemeinen, das Leben regelnden Gesetze gelten bei Pflanzen ebenso wie bei Thieren, nur in geringerm Grade, oder durch schwächere Aeußerungen sich darlegend. Von den Grundkräften des thierischen Organismus fehlt indessen der Pflanze eine, nämlich die Empfindung oder Sensibilität; denn wenn auch einzelne Pflanzen scheinbar gegen äußere Reize empfindlich sind, durch sonderbare Drehungen Licht und directen Sonnenstrahl aufsuchen, wohl sogar nach fruchtbarem Boden fortkriechen, regelmäßig schlafen u. s. w., so sind dies nur Folgen von Reizbarkeit oder Irritabilität und daher unwillkürliche Bewegungen, oder sie treten ein in Folge des in der Natur bestehenden, alles Lebende beherrschenden Umlaufs. Empfindung und somit alle Sinne, müssen der Pflanze fehlen, indem sie des vermittelnden Organs, eines Nervensystems, ganz entbehrt. Das Athmen der Pflanze besteht in dem besonders durch die Blätter vermittelten Einsaugen und Aushauchen; legt man ein frisches Blatt in Brunnenwasser, so bedeckt es sich mit Luftbläschen, die am Tage Sauerstoff enthalten. Auch dünsten Pflanzen viele Feuchtigkeit aus, und man glaubt die Menge desselben bei einem Baume mittlerer Größe auf 30 Pf. Wasser täglich anschlagen zu dürfen. Verdauung und Ernährung gehen bei den Pflanzen leichter und ohne Vermittelung eines nothwendigen zusammengesetztern Apparats von statten, indem einmal die Nahrungsstoffe einfacher und beinahe ganz vorbereitet sind, überhaupt aber das Geschäft noch mehr das Ansehen eines rein chemischen Prozesses erlangt als im Menschen. Liebig, Boussingault u. A. haben in dieser Beziehung genaue Untersuchungen und sinnreiche Experimente angestellt und dadurch eine neue und vielversprechende Wissenschaft, die Agriculturchemie (s. d.) ins Leben gerufen. Auch die Lehre von der Fortpflanzung der Gewächse hat viele Umänderungen erfahren, obgleich die Ansicht nicht durchgedrungen ist, welche die Sexualität der Pflanzen ganz in Zweifel zog, oder die Bedeutung der Theile, wie sie seit Linné angenommen worden ist, umkehrte.

Die Pflanzengeographie oder die Lehre von den Verhältnissen der Gewächsarten zur Oberfläche der Erde zerfällt in zwei Abtheilungen. Die allgemeine Pflanzengeographie handelt von den Gesetzen der Verbreitung der Pflanzen über die Erde; die specielle oder die Topik dagegen von dem besondern Vorkommen einzelner Pflanzen oder von den Standörtern derselben. Es mangelt aber dieser Wissenschaft noch eine

genügende Ausführlichkeit, da nur erst ein geringer Theil der Gewächse bekannt und noch ein sehr großer Theil der Erdoberfläche in dieser wie in jeder andern Beziehung zu durchforschen übrig ist. Es sind bis jetzt etwa 100,000 Gewächse beschrieben; nach vergleichender Berechnung dürfte sich ihre Anzahl auf 300,000 belaufen. Eigentlich kosmopolitische Pflanzen gibt es, außer den vom Menschen, zumal mit europäischen Cerealien, verschleppten sogenannten Unkräutern, nur sehr wenige; vielmehr hat die Pflanzenwelt jedes Welttheils ihre besondern und vorherrschenden Formen, und verleiht dadurch dem Lande Das, was man seine natürliche Physiognomie nennt. In manchen getrennt liegenden großen Ländern erreicht diese Eigenthümlichkeit der Vegetation die äußersten Grenzen. In Neuholland z. B. findet man unter 5000 sehr charakteristisch gebildeten Arten nur 400, die auch in andern Ländern vorkommen; die Flora von Südafrika ist ebenso besonders, und selbst innerhalb engerer Umgrenzungen wiederholt sich, wenngleich im geringern Maße, Dasselbe, wie in Südfrankreich verglichen mit Norddeutschland. Die thermometrischen Verhältnisse erklären hier Vieles, aber nicht Alles; denn Jeder sieht ein, warum an der Südküste Englands, in der Nähe des wärmern Meeres, Pflanzen im Freien gedeihen, die auf gleicher Breite dem Continentalclima Deutschlands erliegen und warum manche Alpenpflanzungen der Schweiz in Norwegen tief unten vorkommen; allein noch bleiben viele auf gleich leichte Art unerklärbare Erscheinungen. Bei ganz gleichem thermischen Klima gedeihen viele nordasiatischen Pflanzen nicht in Deutschland und deutsche nicht in Nordamerika oder auf den Falklandsinseln. Eine zweite Bedingung der Verbreitung der Pflanzen liegt in der Bodenbeschaffenheit; Urgebirge und Diluvialschichten, Kalk- oder Sandboden haben ihre besondern Floren. Es bleibt mit einem Worte hier der Schlußfolgerung noch ein sehr weites Feld offen. An aufgehäuften Beobachtungen fehlt es nicht, seit der eigentliche Begründer der Pflanzengeographie, Alex. von Humboldt, in seinen „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" (Tüb. 1805, 4.) die einfachern Gesetze entwickelte und ein großes Musterbild der Art hinstellte, wie solche Forschungen zu betreiben sind. Ihm sind sehr viele Reisende gefolgt, die mit dem Barometer in der Hand die Höhe der Pflanzenzonen bestimmten, geognostisch den Boden prüften, und kaum gibt es noch ein irgend zugängliches Land, über welches solche Nachweise ganz fehlten.

Pflanzenkrankheiten nennt man bei den Gewächsen diejenige widernatürliche Beschaffenheit, wodurch ihre Verrichtungen, entweder sämmtlich oder doch einige derselben leiden und der Zweck zu dem sie bestimmt sind, verhindert wird. Sie werden zumeist hervorgerufen durch unpassendes Erdreich, widernatürlichen Standort, späte Nachtfröste, anhaltenden Regen, große Dürre, heftige Stürme, Schmarotzerpflanzen, Insekten und Verletzungen mancher Art. Die Krankheiten der Gewächse sind verschiedener Art; sie sind allgemein, wenn sie die ganze Pflanze befallen; örtliche, wenn sie nur einzelne Theile derselben befallen; sporadische, welche unter einer Menge Pflanzen derselben Art die eine oder andere befallen; epidemische, wenn eine große Anzahl Pflanzen zugleich von derselben Krankheit befallen wird. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind Mehlthau, Honigthau, Rost, Brand, Kräuselkrankheit, Schorf und Fäule.

Pflanzenkunde, s. Botanik.

Pflanzenthiere, s. Zoophyten.

Pflaster (emplastrum) nennt man ein zur äußern Anwendung bestimmtes, klebendes, ziemlich feste Consistenz besitzendes und aus verschiedenen Substanzen bestehendes Arzneimittel, die Pflastermasse, als auch die davon gefertigten Präparate. In die Pflastermasse, deren Grundbestandtheil Wachs oder Harz oder ein Gemisch aus Bleioxyd mit Oel ist, können fast alle andern Arzneien in geeigneten Formen aufgenommen und so mittels des aufgeklebten Pflasters in ununterbrochener Berührung mit der Haut erhalten werden. Der Zweck des Pflasters ist theils die Luft von der bedeckten Hautstelle abzuhalten, theils eine Wirkung auf dieselbe auszuüben, welche entweder auf diese eine Stelle beschränkt bleibt oder sich auch weiter verbreitet, und hauptsächlich also Erwärmung, Reizung und somit Ableitung des Säfteandrangs von andern Theilen nach der bedeckten Stelle,

Erweichung der darunter liegenden Theile, Abstumpfung der Nervenreizbarkeit und dadurch Linderung des Schmerzes u. s. w. bezweckt. Besonders häufig jedoch gebraucht man die Pflaster in der Chirurgie, um getrennte Theile wieder zu vereinigen, Verbandstücke zu befestigen, oder, indem man einen harten Gegenstand durch das Pflaster auf einer Stelle festhält, einen fortwährenden Druck auszuüben u. s. w. In früherer Zeit hielt man die Wirkung der Arzneistoffe in ihrer Anwendung als Pflaster für größer als sie wirklich ist, daher noch die vielen im Volke verbreiteten Vorschriften zu Pflastern.

Pflasterung ist ein gar nicht unwesentlicher und für große Städte sehr wichtiger Theil der Baukunst. Man unterscheidet rauhe und platte Pflasterung. Zu jener verwendet man größere oder kleinere, am zweckmäßigsten gleich große, feste und dauerhafte Steine, die bei der Lütticher Pflasterung ziemlich quadratisch bearbeitet werden. Zur platten Pflasterung bedient man sich meist der Platten von Sandstein oder Granit, oder der Ziegelsteine; auch hat man statt der Steine in neuerer Zeit Holzklötzchen, Asphalt, Eisen und Kautschuk in Anwendung gebracht. Vorzugsweise dient die platte Pflasterung zu Trottoirs und zum Pflastern von Brücken, Thoren, Einfahrten und Höfen. Die ersten Trottoirs wurden in London 1762 von Portlandsteinen angelegt. Ganze Straßen mit Holzpflasterung gibt es in London (Oxfordstraße), Petersburg (Alexander-Newsky-Perspective) und Paris. Dieselbe hat das Gute, daß das Rasseln der Wagen vermieden wird; sie ist sehr dauerhaft, doch fallen die Pferde auf ihr sehr leicht und bei entstehendem Feuer ist sie gefährlich. Vor einigen Jahren gewann, besonders in steinarmen Gegenden die Pflasterung der Trottoirs mit Asphalt große Verbreitung, doch hat sie sich nicht sehr haltbar gezeigt. Ganz mit Asphalt sind z. B. in Paris der Place de la concorde, die Fußwege in den Champs élysées und die Boulevards belegt. Eiserne Trottoirs sind zwar höchst dauerhaft, aber auch sehr kostspielig und namentlich im Winter sehr gefährlich zu begehen. Kautschuktrottoirs, die das angenehmste und dauerhafteste Pflaster abgeben sollen, hat man in neuester Zeit in London versucht. Rom hatte schon unter Appius Claudius gepflasterte Straßen. Cordova in Spanien wurde unter maurischer Herrschaft im 9. Jahrh. gepflastert. Paris soll zuerst unter König Philipp II. August im 13. Jahrh. gepflastert worden sein. London erhielt bereits im Anfange des 15. Jahrh. Pflaster.

Pflaumen oder Zwetschen sind die Früchte des Pflaumenbaums (Prunus domestica), welcher, ursprünglich im wärmern Europa heimisch, jetzt beinahe über den ganzen Erdtheil, die nördlichsten Gegenden ausgenommen, verbreitet ist. Sie sind besonders reich an Zuckerstoff und gehen leicht in Gährung über. Man hat weit über 50 Spielarten, unter denen die Mirabelle und Reineclaude die vorzüglichsten sind. Die Spielarten unterscheiden sich durch Gestalt, Farbe und Geschmack, haben aber alle ein gelbliches Fleisch.

Pflicht bedeutet überhaupt eine gewisse Verbindlichkeit. Soll nun Pflicht Statt finden, so muß ein Gesetz da sein, wodurch bestimmt wird, was gethan oder gelassen werden soll. Ein solches Gesetz heißt ein sittliches und geht von der Vernunft aus, hat auch deshalb nur Bezug auf vernünftige Wesen. Diese müssen aber auch zugleich sinnliche Wesen sein. Denn wäre ihr Wille rein, so könnten sie denselben von selbst auf das Gute richten. Daher ist auf Gott der Begriff von Pflicht nicht anwendbar, sondern nur auf den Menschen. Dem zufolge ist zuvörderst die Verpflichtung eine active und eine passive. Jene liegt in der gesetzgebenden Vernunft, die uns zunächst verpflichtet; diese im pathologischen Willen, welcher eben verpflichtet wird. Wenn daher Einer den Andern verpflichtet, so verleiht der Letztere dem Erstern für ein besonderes Lebensverhältniß, z. B. das bürgerliche, eine gesetzgebende Auctorität. Darauf beruht die erste Eintheilung der Pflichten in ursprüngliche und abgeleitete. Jene beziehen sich auf alle Menschen, diese nur auf gewisse, z. B. auf die Bürger eines Staats; denn es kann ja Menschen geben, die noch im Naturzustande leben, und dann keine Bürgerpflichten hätten. Mit Rücksicht auf die Pflichtobjecte, d. h. die Gegenstände, auf welche eine durch die Pflicht gebotene Handlung gerichtet ist, zerfallen die Pflichten in Pflichten gegen uns selbst und gegen Andere. Diese Andern sind aber nur

Menschen, denn von Pflichten gegen Gott, gegen Engel, gegen Verstorbene, Thiere, ja gegen die gesammte Natur, reden Einige mit Unrecht, indem sie den Pflichtbegriff unstatthaft erweitern. Der Mensch kann nämlich nur vernünftiger Weise gegen vernünftige Wesen, mit welchen er in Wechselwirkung oder Gemeinschaft steht, unmittelbar verpflichtet sein. Die Pflichten gegen Gott fallen in der einen zusammen, Gottes Willen zu thun, welcher uns dann aber Pflichten gegen uns und Andere durch das Vernunftgesetz auflegt. Wollte man nun noch besondere Pflichten gegen Gott annehmen, so müßte man voraussetzen, daß der Mensch auf Gott einwirken könnte, was ungereimt wäre. Die Gottesverehrung aber als Religionspflicht gedacht, gehört nicht in die Moral, sondern in die Religionslehre. Pflichten gegen Engel kann es nicht geben, da wir von ihnen nichts wissen, eben so wenig wie von den Verstorbenen. Was man in Bezug auf diese gelehrt hat, (z. B. Heiligen anzurufen, und Messen für die Seele eines Verstorbenen lesen zu lassen), beruht auf Aberglauben oder priesterlicher Gewinnsucht. Daß man ehrenwerthe Todte in Ehren hält, ist Pflicht gegen die Menschheit überhaupt. — Naturwesen endlich, leblose und lebendige, nicht muthwillig zu zerstören, erfordert die Achtung gegen uns selbst, nicht gegen jene, die ja dann auch Pflichten gegen den Menschen haben müßten. Hieraus ergibt sich ferner, daß die unmittelbaren Pflichtobjecte lauter persönliche Wesen sind, alles Unpersönliche aber nur mittelbares Pflichtobject sein kann. Ein Kunstwerk, auch wenn es unser Eigenthum ist, zu zerstören, verbietet die Achtung gegen uns selbst und die Pflicht gegen die Menschheit, der man dadurch den Genuß desselben entzöge. — Wenn die Pflichten in Rechts- oder Zwangspflichten und in Tugend- oder Gewissenspflichten eingetheilt werden, so sind die erstern solche, die sich erzwingen lassen, die andern aber solche, die man dem Gewissen eines Jeden überlassen muß. — Von den reinen und angewandten Pflichten bezeichnen die letztern die Pflichten, in so fern sie im Leben vorkommen, die ersteren aber, wie sie von dem Vernunftgesetz ursprünglich bestimmt sind. — Die Eintheilung der Pflichten in vollkommene und unvollkommene ist sehr alt, aber auch sehr unbestimmt. An sich betrachtet kann es keine unvollkommene, d. h. halbe Pflicht geben. Wozu man in einem gegebenen Falle verpflichtet ist, dazu ist man eben ganz verpflichtet. Es fällt jedoch diese Eintheilung mit jener zusammen, wo man Pflichten der Gerechtigkeit und Gültigkeit unterscheidet. Die erstern sind vollständig bestimmt, z. B. das Gebot: halte den Vertrag! Hingegen das Gebot: sei wohlthätig! ist nicht vollständig bestimmt, da es Jedem überlassen ist, wie und wem er Wohlthaten erweisen will. Man gibt, um jedem Mißverstande vorzubeugen, entweder die Eintheilung in vollkommne und unvollkomme Pflichten auf, oder setzt an ihre Stelle vollkommen oder unvollkommen bestimmte Pflichten. Was endlich den Unterschied zwischen den höhern und niedern Pflichten betrifft, so bezieht sich derselbe auf die Collision der Pflichten, indem diejenige, welche im Collisionsfalle den Vorzug hat, die höhere, die andere, die niedere heißt.

Pflicht nennt man auf Flußfahrzeugen den für Passagiere und Schiffer bestimmten Raum, der auf Seeschiffen Kajüte heißt. In einem Boote ist die Pflicht das Furcbret im Hintertheile.

Pflichttheil (Portio seu pars legitima omnium rerum ac jurium, quae defunctus habuit) ist im Allgemeinen derjenige Theil einer Erbschaft, welcher bestimmten, mit dem Erblasser nahe verwandten Personen, selbst wenn sie in dem letzten Willen des Erblassers übergangen wären, aus der Erbschaft ihres Blutsverwandten zufällt und zufallen muß, und nur unter gewissen Verhältnissen ihnen genommen werden kann und darf. Nach römischem Rechte haben Anspruch auf den Pflichttheil, 1) die Descendenten (eheliche Abkommen des Erblassers), 2) die Ascendenten (Aeltern, Großältern), 3) vollbürtige Geschwister, 4) die halbbürtigen Geschwister vom Vater her; die sub 1 und 2 jedoch nur dann, wenn sie ihren Verwandten, falls dieser ab intestato (ohne Testament) verstorben wäre, vollständig beerbt haben würden; die sub 3 und 4 aber, wenn ihnen eine infamirte Person vorgezogen worden. Außerdem gebührt nach R. R. den Adoptirten, den unmündigen Arrogirten, der armen Ehefrau eines reichen Mannes ein Pflichttheil, welcher nach

der Größe des Vermögens im Augenblicke des Todes und nach Abzug der Schulden berechnet wird. Nach dem gemeinen deutschen Rechte gab es nur zwei Gründe der Erbfolge: Blutsverwandtschaft und Schutzrecht. Aus dem gesammten Nachlasse eines Verstorbenen erhielten die Blutsverwandten des Mannes — Schwertmagen — das Heergeräth, die Wittwe desselben die Gerade; aus dem Erbe der Frau aber deren Blutsverwandte — Spillmagen — die Gerade zum Voraus. Anfangs waren die Schwertmagen die alleinigen Erben der Grundstücke; in späterer Zeit erbten jedoch mit ihnen die Spillmagen gemeinschaftlich nach der Nähe der Parentel oder Linie, d. h. Alle, die mit dem Verstorbenen einen nähern gemeinschaftlichen Stammvater hatten, schlossen Diejenigen aus, die erst durch einen entfernteren Stammvater mit ihnen verbunden waren. Im neuern gemeinen deutschen Rechte haben sich jedoch mit der Zeit eine Menge Abweichungen gebildet. Das preußische Recht gesteht blos (wie in Sachsen durch das Gesetz vom 31. Jan. 1829 „die Intestaterbfolge betreffend") den Descendenten, Ascendenten und überlebenden Ehegatten, nicht aber den Geschwistern einen Pflichttheil zu. Der Pflichttheil der Descendenten beträgt bei einem oder zwei Kindern ein Drittel, bei drei und vier Kindern die Hälfte, bei mehr als vier Kindern zwei Drittel der Intestat-Erbportion, d. h. desjenigen Erbantheils, den jedes Kind erhalten haben würde, wenn die gesetzliche Erbfolge stattgefunden, also der Erblasser keinen letzten Willen hinterlassen hätte. Concurriren Kinder mit Enkeln und Urenkeln, so erhalten diese nur den Pflichttheil, welchen ihr Ascendent — Vater, Großvater — zu beanspruchen hatte. Der Pflichttheil der Ascendenten beträgt stets die Hälfte der Intestat-Erbportion. Der Pflichttheil der Ehegatten ist stets die Hälfte der Intestat-Erbportion, jedoch verschieden, je nachdem der Ueberlebende mit Descendenten, Ascendenten, Geschwistern oder entferntern Seitenverwandten des Erblassers concurrirt. Sind nur drei oder weniger Kinder vorhanden, so erbt der Ehegatte ein Viertel, sind mehr als drei Kinder, so erhält er Kopftheil. Hinterläßt der Erblasser blos Ascendenten und Geschwister ersten Grades, so erbt der Ueberlebende ein Drittel, sind jedoch nur Verwandte entferntern Grades, d. h. solche, die bisher noch nicht genannt worden, vorhanden, so erbt der überlebende Ehegatte stets die Hälfte der ganzen Verlassenschaft. Sind endlich gar keine nahen Anverwandten (bis zum 7. Grade) da, so erhält der überlebende Ehegatte den ganzen Nachlaß. Sonach besteht also der Pflichttheil des überlebenden Ehegatten in der Hälfte des Viertheils, Kopftheils, Dritttheils, der Hälfte des Nachlasses und in der ganzen Verlassenschaft.

Pflug, das berühmte und bekannte Werkzeug des Ackerbauers, Sinnbild des Friedens und Quelle des Staatenwohls. Seine jetzige Vollkommenheit hat er natürlich erst in der Folge der Zeit erhalten. Der Pflug der Römer (aratrum) war schon ziemlich vollkommen und in verschiedenen Formen da. Die Haupttheile desselben waren: der Baum (temo), an dem das Joch befestigt wurde, die Pflugsterze (stiva), an deren Ende ein Querholz (transversa regula, manicula) war, womit der Pflüger ihn regierte, unten das Pflugschar (vomer) das an dem Pflugscharbaum (dentale) befestigt war. Zwischen dem Baume und dem Schar fand sich ein krummes Stück Holz (buris) an dem zwei Streichbreter (aures), das aufgerissene Erdreich auseinander zwangen und glätteten. Vor dem Schar ging das Pflugeisen (Sech, culter) her, das Erdreich aufzuritzen. Räder, Erdbreter und Pflugeisen gehörten schon den vollkommnern Pflügen an, die gewöhnlichen hatten sie nicht. Das Wesentliche unsers jetzigen Pflugs sind: das Haupt, worauf der ganze Pflug gebaut ist, unten mit einer eisernen Sohle belegt, auf der Seite eine Schiene. An dem Ganzen ist unten und vorn das Schar befestigt durch einen Haspen, Bolzen und Riegel. An der linken Seite läuft das Streichbret hin, mit einem dünnen Schieneneisen (Streichschiene) überzogen. Von dem Haupte krümmen sich 2 Pflugsterzen empor, die der Pflüger faßt und damit den Pflug lenkt. Der Pflugbalken (Grengel) ist mit Löchern versehen. Er ruht auf dem Pflugstöckchen an dem die Räder sich befinden. Von diesem geht die Grengelkette aus, die vermittelst eines Vorsteckers (Stössel) den Balken hält. Je nachdem die Furche tiefer oder flacher werden soll, wird vermittelst der Löcher im Balken der Pflug verlängert oder verkürzt. Vor dem Schar

geht das Sech (Koller, Säge) her, in der Gestalt eines großen krummen Kneifts, um die Erde, besonders wo sie verras't ist, aufzuschneiden. Von dem Pflugstöckchen aus geht ein krummes Stück Holz, an dem die Wage, wovor die Pferde gespannt werden, befestigt ist (Pflugwetter, Leyer). Bei starken Aeckern hat man noch eine besondere Art Hakenpflug (Rührhaken, Radlitz), in die Quere zu pflügen. Es gibt verschiedene verbesserte Pflüge; als die besten und in neuester Zeit immer allgemeiner in Anwendung gebrachten Pflüge sind besonders zu nennen, der Schwerz'sche, der Flandrische, der Brabanter, der Ruchadlo, der altenburgische Statenpflug, der Funghänel'sche und der Hildebrandt'sche Pflug. Die Engländer Heathcoat und Parkes haben in neuerer Zeit auch einen Dampfpflug construirt, der in je drei Minuten eine 660 F. lange Furche zieht und besonders zum Aufbrechen von Mooren dient (s. Ackergeräthe).

Pfordten, Ludw. Karl Heinr. von der, bayerischer Premierminister, wurde am 11. Sept. 1811 zu Ried im Innviertel geboren, wo sein Vater, aus dem sächsischen Geschlechte Derer von der Pfordte stammend, damals bayerscher Landrichter war. P. erhielt seine Schulbildung erst zu Burgebrach, in Unterfranken, wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war, dann vom Dekan Clarus in Bamberg, endlich auf dem Gymnasium zu Nürnberg, worauf er im Herbst des J. 1827 die Universität zu Erlangen bezog, um daselbst die Rechte zu studiren. Schon als Knabe hatte er durch seinen unermüdlichen Fleiß und seine ungewöhnlichen Anlagen große Hoffnungen für die Zukunft bei seinen Aeltern und Lehrern erregt. Auch in seinem Universitätsleben blieb er seinem Charakter treu, obgleich er sich auch dem öffentlichen akademischen Leben keineswegs entzog und auch hier eine hervorragende Rolle spielte. Der Tod seines Vaters im J. 1828 und ein anderer Zwischenfall nöthigten ihn, seine Studien in Erlangen zu unterbrechen, doch führte ihn das Glück im Herbste 1830 nach Heidelberg, wo er unter Thibaut und Mittermaier seine juristischen Studien fortsetzte und an diesen beiden Männern eine kräftige Stütze fand. Auf ihren Rath beschloß er sich der akademischen Laufbahn zu widmen, erhielt aber Anfangs dazu die Erlaubniß des Königs von Bayern nicht, der ihn dagegen zum Referent in der Ministerialcommission zur Berathung der materiellen Interessen des Landes ernannte und erst im J. 1833 ihm die Erlaubniß ertheilte, sich an der Universität zu Würzburg als Privatdozent zu habilitiren. Seine Vorträge fanden unter den Studirenden bald so großen Beifall und er wußte sich so schnell die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erwerben, daß er bereits im Jahre darauf zum außerordentlichen und 1836 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt und 1837 in den Senat gewählt und Mitglied der Bibliothekscommission sowie des Directoriums der Universitäts- und Stadtpolizei wurde. In dieser neuen Stellung gab er seine „Abhandlungen aus dem Pandektenrechte"; auch lieferte er eine Reihe Recensionen in verschiedene juristische Zeitschriften. Ein Cabinetsbefehl rief ihn 1841 aus dieser angenehmen Lage und ernannte ihn zum Appellationsrath in Aschaffenburg. P. erhielt bei seinem Abgange von Würzburg zahlreiche Beweise von Achtung und Liebe der Studirenden und Bürger und ging nur ungern in seinen neuen Wirkungskreis über. Desto bereitwilliger war er, einen Ruf an die Universität Leipzig als Lehrer des Pandektenrechts anzunehmen, der ihm 1843 ward. Auch hier gelang es ihm bald, sich die Achtung seiner Collegen und Commilitonen zu erwecken. Als aber im März des J. 1848 die allgemeine Bewegung, die sich in Deutschland kund gab, sich auch Sachsens bemächtigte und die bisherigen Minister genöthigt wurden, ihre Aemter niederzulegen, wurde ihm das Ministerium des Auswärtigen und des Innern übertragen, welches letztere er aber bald seinem Collegen Oberländer überließ und statt dessen das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts übernahm. Bei der Kränklichkeit des Dr. Braun, der Anfangs den Vorsitz im Ministerrath geführt hatte, war es ganz natürlich, daß P. eine entschiedene Ueberlegenheit bei den Verhandlungen des Gesammtministeriums erringen mußte. Daher werden wir wohl nicht irren, wenn wir alle Regierungshandlungen vom Spätsommer 1848 bis zum 24. Febr. 1849, wo das sogenannte Märzministerium von den Kammern zum Austritt genöthigt wurde, P. zuschreiben. Namentlich war wohl die wachsende Hinneigung

der sächsischen Regierung zur Aufrechthaltung des sächsischen Particularismus P.'s Werk. Nach der Auflösung des Märzministeriums begab sich P. zuerst nach Frankfurt a. M., an den Sitz der deutschen Centralgewalt, und mehrere Zeitungen verbreiteten das Gerücht, daß er die damalige Ministerkrisis benutzt habe, um die Stelle eines Reichsministers zu erhalten. Von Frankfurt begab er sich nach München und ward nach einiger Zeit zum Minister des Auswärtigen ernannt. In dieser Stellung war er es besonders, welcher durch seine entschiedene Weigerung, dem preußischen Dreikönigsbündniß beizutreten, Deutschland um die Hoffnung einer baldigen Einigung gebracht hat. Nach langen Unterhandlungen und Intriguen brachte er andere Unionsvorschläge für Deutschlands Fürsten zu Stande, denen am 27. Februar 1850 die Königreiche Sachsen und Würtemberg beitraten und die von Oesterreich ebenso warm vertreten werden, als die preußische Reichsverfassung entschieden gemißbilligt wurde, vielleicht nur deshalb, weil die Münchner Uebereinkunft die Gestaltung Deutschlands auf lange Zeit wieder hinausschiebt, während das Berliner Verfassungswerk die einheitliche Gestaltung Deutschlands in der nächsten Zukunft verhieß. P. wurde im Januar 1850 zum Ministerpräsidenten des bayerschen Ministeriums ernannt.

Pforr, Johann Georg, berühmter Thiermaler, der Sohn eines im siebenjährigen Kriege verarmten Pachters, geboren zu Upfen in Niederhessen am 4. Jan. 1745, kam in die Bergakademie zu Reichelsdorf und von da durch Vermittelung des hessischen Ministers Weitz als Maler in eine Porzellanfabrik, verließ diese aber aus Neigung zur Thiermalerei wieder und trat bei Eröffnung der Malerakademie in Kassel als Schüler von 32 Jahren in dieselbe 1777. Dort gewann er im folgenden Jahre den Preis und wurde nicht blos der Freund des bekannten Kunstmalers Tischbein, welcher damals Gallerieinspector in Kassel war, sondern auch dessen Schwager. Pforr hatte sich 1781 in Frankfurt niedergelassen und starb daselbst am 9. Juni 1798. Wie er ein Mann der Natur und Wahrheit war, so waren auch die Früchte seiner Kunst in allen Theilen der Spiegel der Wirklichkeit. Von seinen Kabinetstücken nennt man einen Löwen und Tiger, welche das Schönste ihrer Art sein sollen. Er ist der deutsche Wouwerman, groß als Thiermaler überhaupt, und zumal unübertroffen in seiner Darstellung des Pferdes; die Anatomie desselben hatte er wissenschaftlich studirt und er kannte es kurz aus- und inwendig. Auf diesen Gegenstand verwandte er auch besondere Sorgfalt. Bei seinem Tode hinterließ er unter vielen andern auch ein noch unbeendetes Heft der vorzüglichsten Pferderaçen, wovon er elf Platten vollendet hatte, ein anderer Künstler fügte die zwölfte bei, die sehr schnellen Absatz fanden und deshalb öfters herausgegeben wurden. — Sein Sohn Franz P., geb. 1788 zu Frankfurt, erwarb sich ebenfalls als Maler und Zeichner schnell einen Ruf. Er bildete sich in Kassel unter Tischbein, in Wien, wo er von 1806—10 lebte und dann in Rom, wo er 1812 starb. Seine Compositionen und Zeichnungen gab der Kunstverein zu Frankfurt am Main heraus (3 Hfte., nebst einem Supplemente, Frankf. 1832—35).

Pforta oder Schulpforte, die größte und berühmteste der drei vom Kurfürfürsten Moritz von Sachsen aus den Gütern eingezogener Klöster gestifteten Fürstenschulen (s. d.), liegt eine Stunde von Naumburg in einer anmuthigen Gegend und wurde am 1. Nov. 1543 aus einem ehemaligen Cistercienser-Kloster gebildet. Anfangs war die Zahl der Zöglinge auf 100 bestimmt, aber schon Kurfürst August, Moritz's Nachfolger, fügte noch 50 hinzu und ließ das Schulgebäude vergrößern. Jede der kursächsischen Städte hatte eine bestimmte Anzahl Freistellen zu besetzen, die sie in Ermangelung Einheimischer auch an Bürgerssöhne anderer sächsischer Städte vergeben konnten. Dasselbe Vorrecht erhielten einige adelige Familien. Die altclassische Philologie bildet die Grundlage des ganzen Unterrichts und wurde durch zweckmäßige Vertheilung der öffentlichen Lehrstunden und der dem Privatfleiße gewidmeten Studir- und Repetitionsstunden, durch strenge Zucht und Ordnung und durch unablässige Belebung eines edeln Wetteifers wesentlich gefördert. In der neuern Zeit erhielt die Anstalt wesentliche Verbesserungen zuerst durch den verdienstvollen Rector Geisler (1779—87), dann unter der Leitung des Oberhofpredigers Reinhard, durch die Rectoren Barth (1787—95) und Ilgen (1802—29). Zugleich

wurde in dieser Zeit (1799—1806) ein völliger Umbau des Schulhauses vorgenommen. Als die Schule in Folge der Theilung Sachsens unter preußische Hoheit kam, wurden die Lehrer vermehrt und die jetzt 9000 Bände umfassende Bibliothek, der physikalische und mathematische Apparat, die Musikalien- und Zeichnungensammlung theils neu gestiftet, theils neu vermehrt. Ihre Einkünfte betragen jetzt jährlich gegen 44,000 Thlr. Es zählt die Schule gegenwärtig 100 königliche, 69 städtische und 11 Stifts- und Geschlechtsfreistellen, wozu noch 20 Extraneerstellen kommen. Von 1543—46 haben in P. mehr als 10,000 Zöglinge Aufnahme und Unterricht erhalten und darunter sehr viele nachmals hochberühmt gewordene Männer. Vgl. Schmidt und Kraft, „Die Landesschule P." (Lpz. 1814); Kirchner, „Die Landesschule P. in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit dem Anfange des 19. Jahrh. Programm zur Jubelfeier" (Naumb. 1843) und Puttrich „Schulpforte, seine Kirche und sonstigen Alterthümer" (Lpz. 1838, Fol.).

Pfortader oder Pfortadersystem ist ein eigenthümliches, in das große eingeschobenes, in sich geschlossenes Gefäßsystem, welches im Darmkanal wurzelt, hier mit dem Aortensystem durch die Zweige der Eingeweide- und Gekröspulsadern zusammenfließt, und sich in der Leber pulsaderartig verbreitet, wo es sich durch die Lebervenen mit dem Systeme der Körperblutadern vereinigt. Man theilt das Pfortadersystem ein in einen venösen, vorzüglich durch drei große Stämme gebildeten, und in einen arteriösen Theil, welche Eintheilung in der Beschreibung der Leber näher zu erörtern ist. Das Pfortadersystem findet sich bei allen Wirbelthieren, d. h. bei den Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren, und ihre Entwickelungsgeschichte hat gelehrt, daß der venöse Theil der Pfortader der zuerst entstehende Abschnitt des ganzen Gefäßsystemes des neu entstehenden Thieres ist. Die Pfortader führt dasjenige Blut, aus welchem die Galle in der Leber bereitet wird, und dieses Blut erleidet durch das aus der Milz kommende Blut einige, noch nicht ganz bekannte Veränderungen, wodurch es zur Gallenabsonderung tauglicher wird. Daß dies so ist, scheint mit großer Wahrscheinlichkeit aus einigen zuverlässigen Beobachtungeu zu erhellen, wo man Thieren die Milz ausgeschnitten hatte, und die Gallenabsonderung gestört war. Daß aber die Galle, die für die Verdauung der Speisen so höchst nothwendige Flüssigkeit, aus dem Blute der Pfortader abgesondert wird, ergibt sich unter Anderm auch aus den zwar seltenen, aber doch schon beobachteten Fällen, wo das Pfortadersystem sich nicht durch die sogenannte Pforte (eine Vertiefung in der Leber) in dieses gallenbereitende Organ begab, sondern unmittelbar mit der untern Hohlader sich verband, und wo die Verdauung wegen des Mangels gehörig bereiteter Galle so fehlerhaft war, daß der Tod bald erfolgte. Das Pfortadersystem ist der Sitz vieler Beschwerden, die vorzugsweise bei Menschen, die eine sitzende Lebensweise führen und zur Vollblütigkeit geneigt sind, Statt finden. Körperliche Bewegung, vorzüglich vor und einige Zeit nach der Mahlzeit, ist eins der besten Mittel, jene Beschwerden zu heben oder ihnen vorzubeugen. Vgl. Hönlein „Descriptio anatomica systematis venae portarum in homine et in quibusdam brutis" (Mainz 1808, Fol.).

Pforte, hohe oder osmanische Pforte wird die türkische Regierung genannt. Der Ursprung dieser Benennung ist wohl auf die alte orientalische Gewohnheit zurückzuführen, wonach die Thore der Städte und Königspaläste zu Versammlungsplätzen und zu Gerichtshöfen benutzt wurden. Dieses geschah besonders im alten Persien und im byzantinischen Reiche, wo die Herrscher am Hauptthor ihres Palastes, umgeben von den Großen des Reichs, Recht sprachen. Der Ausdruck „Hohe Pforte" war daher schon im byzantinischen Reich gewöhnlich, sowohl in der eigentlichen Bedeutung für das kaiserliche Hauptthor, als auch in der figürlichen, in welcher es die höchste Staatsgewalt bezeichnet. Wie die meisten Hof- und Staatsformen, so wurde auch diese Benennung von den Osmanen bei der Organisation ihres Reichs von den Byzantinern herübergenommen. Sultan Orchan war der Erste, welcher nach byzantinischem Muster das Thor seines Palastes in Brusa „Hohe Pforte" nannte.

Pforzheim, Badens wichtigste Fabrikstadt, liegt im Mittelrheinkreise am Einflusse

der Würm und der Nagold in die schiffbare Enz und besteht aus der eigentlichen Stadt und den 3 Vorstädten: die Brötzinger, die Aue und die Altstadt (mit einem Schlosse). Sie hat 8000 Einw., ein adeliges Fräuleinstift, ein Hospital, Irren- und Siechhaus, ein Gymnasium, Waisen- und Zuchthaus, wichtige Bijouteriefabriken, die jährlich für 600,000 Gulden Goldwaaren verkaufen, und in welchen gegen tausend Menschen arbeiten, Tuchfabriken, Leinwandbleiche, ein Eisenhammerwerk (liefert jährl. 5000 Cntr. Eisen), eine Saffiangerberei, eine Papierfabrik und eine Türkisch-Garnfärberei. Am bedeutendsten ist der Holzhandel mit Holland auf den Flüssen Enz, Nagold und Würm, wodurch jährl. an 30,000 Klaftern Brennholz nach Holland geliefert wird. Ihre Lage an der Heerstraße von Frankreich ins südliche Deutschland ist besonders für den Handel geeignet. Reuchlin ist hier 1455 geboren. Die 400 Bürger von P., die ihrem Markgrafen Georg Friedrich als Leibwache folgten und in der Schlacht bei Wimpfen 1622 gegen die 20,000 Kaiserlichen unter Tilly sich so lange vertheidigten, bis die Ihrigen und der Markgraf entkommen waren, gehören zu den schönsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte. Die den Spartanern gleich gefallenen vierhundert Bürger hat L. F. Posselt durch eine gelungene Gedächtnißrede würdig gepriesen. Der Großherzog Leopold ließ ihnen ein Denkmal in der Begräbnißkirche errichten.

Pfropfen, s. Pomologie.

Pfründe, s. Präbende.

Pfuel, Ernst v., preußischer General, 1780 zu Berlin geboren, trat aus der Militärakademie als Lieutenant in das erste Garderegiment zu Potsdam. Im Kriege mit Frankreich gehörte er zu Blüchers Generalstabe und befand sich in Lübeck, wohin Blücher mit seinem Corps, nach der unglücklichen Schlacht von Jena und nach Gefangennahme des Fürsten von Hohenlohe, durch einen kühnen Marsch längs der Elbe sich gerettet hatte. Nach Lübecks Capitulation und Blüchers Ergebung an Bernadotte, Soult und Murat ging P. nach Dresden, trat 1809 in österreichische Dienste und nach Ausbruch des französisch-russischen Krieges in russische als Chef des Generalstabes Tettenborns. Er kehrte in sein Vaterland und in Blüchers Generalstab zurück, als auch Preußen zu den Waffen griff, wurde von den Verbündeten zum Commandanten von Paris und später zum Generalmajor ernannt. Beim Ausbruche der Unruhen im Herzogthume Neufchatel im April 1831, erhielt er als Divisionscommandeur zu Köln den Befehl, die streitenden Parteien zu beruhigen, und sah sich bei seinem zweiten Erscheinen im October desselben Jahres genöthigt, durch Gewalt der Waffen Ruhe und Ordnung wieder herzustellen und das Ansehn königlicher Gesetze aufrecht zu erhalten. (Vgl. Neuenburg). Er wurde darauf zum Gouverneur von Neuenburg, 1844 aber zum General der Infanterie ernannt. Im Frühjahr des Jahres 1848 ward er in das Großherzogthum Posen gesandt, um die Ruhe daselbst wieder herzustellen und später ward ihm auch das Kriegsministerium angeboten, das er aber nur kurze Zeit verwaltete.

Pfund, bezeichnet durch das Zeichen ℔, ist eine Gewichtseinheit, von verschiedener Schwere in verschiedenen Fällen. Das gewöhnliche Pfd. (Kramerpfund) hält 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfd. Fleischergewicht ist schwerer, auch das der Tuchmacher, in Apotheken nur 24 Loth, bei Gold und Silber ehemals = einer Mark oder 16 Loth. Das Schiffpfund, wornach Frachten berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner, drunter und drüber, in Celle 320, Hanover 336, Bremen 306, Osnabrück und Hildesheim 300 gewöhnliche Pfde. Im Allgemeinen ist Pfd. die doppelte Mark und hält an holländ. Assen (4864 auf die kölnische Mark) 1) als Gold- und Silbergewicht: in England 7770, in Florenz und Livorno 7060, in Genua 6612, Neapel 6677, Rom 7090, Rußland 8512, Venedig 7456; 2) als Handelsgewicht: in Aachen 9728, in Altona 10080, Amsterdam 10279, Archangel 8512, Bamberg 10103, Barcelona 6430, Basel 10202, Berlin 9728, Bordeaux 10228, Braunschweig 9716, Bremen 10387, Breslau 8434, Brüssel und Brügge 9697, Köln 9728 (die doppelte kölnische Mark), Dänemark 10388, Danzig 9062, Dresden 9716, Dublin 9444, in England als Troy-gew. 7770, als voir du pois 9444, als Königsgewicht 14166, Erfurt 9822, Florenz 7273, Frankfurt an d. O. 9738,

Frankfurt am M. 10595 und 9720, Geldern 9714, Genf 11477 und 9564, Gibraltar 9728, Gothenburg 8848 (für Eisen 7078), Hamburg 10080 (zum Theil wie in Köln), Hof 13260, Irkutsk 10198, Irland 11333, Königsberg jetzt 9748, Leipzig 9716 (für Fleischwaaren 10179), Lyon 8840 (für Seide 9564), Lissabon 9560, Lübeck 10059, Madrid 9580, Magdeburg 9748 (9728?), Marseille 8358, Messina 6610, Moskwa 8512, Naumburg 9716, Neapel 6677, Norwegen 10388, Nürnberg 10610, Ofen 10228, Ostende 9697, Paris 10202 (in der Medicin 7648), Posen 8288, Prag 10690, Rom 7345, Rotterdam 10279 und 9789, Rußland 8512, Sardinien 8343, Schweden für Victualien 8848, für Eisen 7078, beim Bergwerk 7822, für Medicin 7416, in Landstädten 7450, Sicilien 6610, Stralsund 10059, Straßburg 10202 und 9812, in Triest, Wiener und venetianischem Gewicht, Venedig 9955 und 6300, Wien 11690 (für Safran 10608), Wittenberg 9701, und anderswo anders. — 3) Das Medicinalgewicht in Deutschland meist 7452, in England 7766, in Holland 6680 rc. 4) Ehemals hieß 1 Pfd. Gold eine Mark von 16 Loth. 5) Das Fleischergewicht ist schwerer als das Krämerpfd., seit 1816 in Preußen gleich.

Pfund dient ferner (von den Zeiten her, wo man sich die Münzen zuwog) zur Bezeichnung verschiedenen Münzbetrages, das Pfd. Schillinge sind 20 dergleichen, das flämische Pfd. daher = 20 fläm. Schillingen, wird aber als Pfd. Banco in Amsterdam zu $3^5/_{12}$, in Hamburg zu $3^{13}/_{24}$, als Pfd. Courant in Holland zu $3^1/_4$, in Belgien zu 2 Rthlr. $18^3/_4$ Gr., als Pfd. Permiß in Belgien zu $1^1/_4$ Rthlr. Conventionsgeld angenommen. Das Pfd. Sterling in England hält 20 Shillings und macht jetzt beinahe 7 Rthlr. Das nordamerikanische Pfd. hält an Silberwerth 4 Rthlr. 18 Gr. 3 Pf. In Schwaben ist ein Pfd. gleich 20 Schillingen (120 Pfennigen). Ein Pfd. schwarzer Münze, wornach in Bayern die Zinsen und gerichtlichen Strafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder $5^6/_7$ Gulden weißer Münze. In Bern ist ein Pfd. $7^1/_2$ Batzen, in Unterwalden 5 Batzen. Die Bank in Berlin rechnet nach Bankpfunden à 30 Gr. Die französischen Pfd. (Livres) halten ungefähr 6 Gr., die italienischen (Lire) 2 Gr. 3 Pfd. Als Zahlmaß ist Pfd. gleich 240 Stücken, weil man den Schilling zu 30 (zu $1^1/_2$ ursprünglichen Schocken) annahm. Wie man daher in Nord-Deutschland die Münzen nach Schocken rechnete, so rechnete man sie in Oesterreich nach Pfunden und Schillingen. Ein Pfd. Schläge sind 8, ein Schilling Schläge 12 Hiebe (in der Weidmannssprache). In der Bibel: mit seinem Pfunde wuchern, d. h. seine Talente ausbilden. Auch kommt Pfd. als Weinmaß vor, und in Weingärten heißt Pfd. Tagewerk (Joch).

Pfyfer, Ludwig, geb. 1715 zu Luzern, trat noch sehr jung in französische Kriegsdienste, erhielt 1738 das Hauptmannspatent und den St. Ludwigsorden, zeichnete sich sehr vortheilhaft in den Feldzügen von 1734—47 aus und ward 1748 Maréchal de Camp. Während jener Feldzüge war er von seiner Vaterstadt zum Mitglied des großen und 1752 zum Mitglied des innern Rathes ernannt worden. Im Jahre 1763 avancirte er zum Generallieutenant und erhielt das Commando eines Regiments; 1768 legte er dieses nieder und starb 1802. Bekannt ist er als Verfertiger einer Abbildung der Schweiz im geometrischen Maßstabe und erhabener Arbeit von gefärbtem Wachs. Er begann diese Arbeit mit dem Pilatusberge und setzte sie fort bis zum Hauenstein, der Grenze des Canton Basel. Wahrhaft erstaunlich ist die durchgängige Genauigkeit und Richtigkeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Nicht genug, daß alle Flüsse, Seen, Bäche, Thäler, Berge, die unbedeutendsten Hügel, Städte, Fahr- und Landwege sich vorfinden, so sind selbst Jagdwege, einzelne Weiler und Landhäuser, Sennhütten, die verschiedenen Arten von Gebüschen und Holzungen, kurz alle Gegenstände darauf ausgeführt, welche in diesem malerischen Lande nur einigermaßen merkwürdig zu nennen sind. Der Reisende findet es zu Luzern und kann sich dessen mit vielem Nutzen bedienen.

Phäaken, nach Homer ein kleines Volk, dessen Stammvater Phäar, der Sohn Neptuns und der Vater des Alkinoos, genannt wird, bewohnte anfangs Hyperia auf Sicilien, wurde hier von den Cyklopen vertrieben und ließ sich auf Korfu (Scheria) nieder,

Die P. galten für ein üppiges verweichlichtes Volk, waren aber sehr gastfreundlich. Die Erzählung des Homer über das Abenteuer des Odysseus im Lande der Phäaken, ist verschieden ausgelegt worden. Mannert und Ukert finden darin eine dunkle Sage von den Tyrrhenern, Andere sehen darin nur die Schilderung eines Schlaraffenlandes, während noch Andere das Wort etymologisch als Dunkelmänner deuten und darunter Fahrmänner des Todes nach einer aus einer ausländischen Religion entlehnten Vorstellung verstehen. Vergl. Welcker „Die Phäaken", im „Rheinischen Museum". (Bd. 2, 1833).

Phädon, ein griechischer Philosoph, geb. zu Elis im Peloponnes. Als die Athener sein Vaterland eroberten, ward er, kaum zum Jüngling herangewachsen, verkauft und erst durch die Bemühungen des Sokrates wieder aus der Gefangenschaft befreit, dem er von nun an unzertrennlich bis zu seinem Tode folgte. Er stiftete die elische Schule; seinen Namen hat Platon dem Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele vorgesetzt, wie ihn auch Mendelssohn zu demselben Zwecke benutzte. So gründlich sein Philosophem hier ist, so oberflächlich ist es bei Jenem. Seine eigenen philos. Dialoge sind verloren gegangen.

Phädra war die Tochter des kretischen Königs Minos II. und der Pasiphae, und Gemahlin des Theseus, welcher sie mit ihrer Schwester Ariadne entführte. Als sie einst nach Eleusis kam und den Hippolyt sah, welcher von Theseus, vor ihrer Ankunft in Athen, dorthin geschickt worden war, verliebte sie sich in den Jüngling, ohne zu wissen, daß es ihr Stiefsohn sei. Da sie nicht Gegenliebe fand, erhing sie sich aus Gram. Nach Andern suchte sie sich an Hippolyt dadurch zu rächen, daß sie ihn beim Theseus eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre beschuldigte. Der Vater fluchte dem Sohne, und Hippolyt kam bald darauf um. Die Nachricht von seinem Tode trieb die Ph. zur Verzweiflung, in der sie sich entleibte. Schon von Sophokles und Euripides wurde diese Begebenheit als Stoff zu Trauerspielen benutzt. Bekannt ist Schillers „Phädra", eine Uebersetzung und Verbesserung der Ph. des alten französischen Tragikers Racine (s. d.).

Phädrus, lateinischer Fabeldichter, vielleicht aus Thracien gebürtig. Zeit und Ort seiner Geburt sind unbekannt. Als Kind wurde er wahrscheinlich im thrazischen Kriege gefangen nach Rom gebracht, von Augustus aber frei gelassen. Wir besitzen von ihm 5 Bücher Fabeln in jambischen Versen. Unter den 90 Fabeln, aus welchen diese Bücher bestehen, befinden sich nur 30, wozu er den Stoff aus dem Aesop entlehnte. Obgleich man ihn auch nicht für den Erfinder der übrigen hält, so haben dieselben doch durch seine Darstellung und Einmischung eigener Gedanken an Zusammenhang, Interesse und treffender Moral sehr gewonnen und zeichnen sich besonders durch Reinheit, Zierlichkeit und Einfachheit aus. Die von vielen Neuern seit Christ (s. d.) erregten Zweifel gegen die Echtheit der Fabeln, die man in ein weit späteres Zeitalter herabsetzt, sind noch nicht vollkommen durchgeführt und bestätigt worden. Aber unecht sind die 32 Fabeln, die 1808 Cassitti in Neapel herausgegeben und dem Phädrus zugeschrieben hat. Die übrigen Fabeln entdeckte zuerst Franz Pithou (Pithoeus) 1595 zu Rheims, und sein Bruder Peter, nach diesem auch Nicolaus Rigaltius (1599), gaben sie zuerst heraus. Spätere Ausgaben sind von Dav. Hoogstraten (Amst. 1701); von Pet. Burmann (Leyden 1718); von Richard Bentley (Amst. 1727); eine der brauchbarsten von J. G. Schwabe (Halle 1779—81, 3 Thle.); von Orelli (Zür. 1832).

Phänomen bedeutet im Allgemeinen Erscheinung, so daß alles der sinnlichen Wahrnehmung sich Darstellende darunter begriffen ist. Im Besondern und vorzugsweise aber bezeichnet man damit alle Erscheinungen und Ereignisse, welches wir mittelst unserer Sinnesorgane in der Natur wahrnehmen. So ist der Auf= und Niedergang der Gestirne ein Phänomen, so Sonnen= und Mondfinsterniß, Leuchtkugeln, Nordlichter u. s. w. Alle Phänomene sind ein Gegenstand der philosophischen Naturforschung, welche sie zu erklären strebt, was freilich bei allen Phänomenen nie völlig erreichbar ist, jedoch den menschlichen Geist in der Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze mehr und mehr fördert. Sie müssen zu dem Ende beobachtet, zusammengestellt, wie sie unter verschiedenen Verhältnissen sich zeigen, verglichen und dabei muß Täuschung von Wirklichkeit geschieden werden. Nur so ist

es möglich, auf die Ursachen der Phänomene und von diesen auf die allgemeinen Gesetze zu schließen, nach welchen sie in der Natur erscheinen. Die Lehre über solche Erscheinungen, die übrigens auch die Welt des Geistes betreffen, heißt **Phänomenologie**, ein Ausdruck, der zumeist durch die Hegel'sche Schule in öftern Gebrauch gekommen ist.

Phaëthon, der Leuchtende, homerisches Beiwort des Sonnengottes und später eigener Name desselben. Phaëthontiden oder Phaëthontiaden sind also die Töchter des P. oder Helios, sonst Heliaden genannt, nach Andern aber die 5 oder 7 Schwestern des jugendlichen P., welche dessen Sturz vom Sonnenwagen betrauern. Der Sonnengott vertraute, wie Hesiod erzählt, einst dem P. auf seine Bitten den Wagen; da dieser indeß die feurigen Rosse mit seiner Kraft nicht zu lenken vermochte, schweiften sie von der gewöhnlichen Bahn ab und verbrannten auf der Erde Alles, so daß die Aethiopen von der zu heftigen Sonnenhitze schwarz wurden. Zeus hierüber erzürnt, schmetterte mit seinem Blitze den P. in den Eridanus herab. Seine Schwestern fanden ihn und wurden vor Gram in Schwarzpappeln verwandelt, deren Thränen an der Sonne zu Elektron (Sonnenstein) oder Bernstein verhärteten; der benachbarte Ligyerfürst Kyknos, ein Verwandter des P., ward zum klagenden Schwane. Nach Hesiod war dieser P. vom Klymenos, einem Sohne des Helios, mit der Ocean-Nymphe Merope erzeugt; nach Andern aber vom Helios mit der Nymphe Klymene, Gemahlin des Merops, Königs im östlichen Aethiopien. Euripides hat den Mythos zum Stoff einer Tragödie gewählt, von der man 1817 in einem Pariser Palimpsest ansehnliche Bruchstücke gefunden hat. — **Phaëton** hieß auch der Sohn des Kephalos und der Eos, den Aphrodite seiner Schönheit wegen entführte und zum Hüter ihres Tempels auf Kypros bestellte.

Phaëtusa, die Tochter des Helios und der Neära, hütete mit ihrer Schwester Lampetia die heiligen Sonnenheerden auf Thrinakia.

Phalänen, s. Schmetterlinge.

Phalanx bedeutet, wie schon bei Homer, sowohl die einzelnen Schlachtreihen, als auch die ganze Schlachtordnung. Eine ähnliche Bedeutung behielt das Wort auch bei den Athenern und Lacedämoniern, welche die geschlossenen Glieder des Haupttreffens so nannten. Am berühmtesten wurde der macedonische Phalanx, vor dessen furchtbarem Anblick nach Livius eigener Erzählung selbst der Heldenmuth des Aemilius Paulus vor der Schlacht bei Pydna erbebte. Der Phalanx bestand nur aus Infanterie, die in einem geschlossenen Viereck aufgestellt war. Die ursprüngliche Zahl soll 4000 gewesen sein, welche Philipp I., der während seiner Gefangenschaft zu Thebä in der Schule des Epaminondas die griechische Schaarkunst kennen gelernt hatte, um das Doppelte vermehrte. Sein Sohn Alexander vermehrte den Phalanx auf 12,000 Mann. Richtig bemerkt Niebuhr III. 546, daß dem Phalanx noch immer verschiedene Corps leichter Infanterie, welche aus Bergvölkern gebildet waren, beigesellt waren, sowie auch manchmal Reiterschaaren hinzukamen. Die Phalangiten trugen 14—16 Fuß lange Spieße (Sarissae) und große Schilde. In der Regel war die Aufstellung 16 Mann tief, und vom sechsten Gliede an legten die Burschen die Sarissen über die Schultern der vorstehenden Glieder, die Spitzen nach oben gerichtet, wodurch eine Art von Schirmdach gegen die feindlichen Geschosse gebildet wurde. Die Benennung der Aglaspiden und der Leukaspiden, auch Chalkospiden genannt, welche Livius einen doppelten Phalanx nennt, beruht auf der Verschiedenheit der Schilde. Die Römer wandten den Phalanx nur bis zum Jahre 406 an, wo man anfing den Fußsoldaten Sold zu zahlen. Der makedonische Phalanx blieb unbesiegt bis auf Perseus, und hätte sich auch hier vielleicht gegenüber den stürmenden römischen Manipeln bewährt, wenn nicht die Ungünstigkeit des bergigen Terrains diese Schlachtordnung unbrauchbar gemacht hätte.

Phalaris, Tyrann von Agrigent, berüchtigt wegen seiner Härte und Grausamkeit, ward zu Astypaläa auf Kreta um 555 v. Chr. geb., mußte sich von hier wegen politischen Umtrieben flüchten und ging nach Sicilien. Hier bemächtigte er sich 571 v. Chr. der Oberherrschaft zu Agrigent und erhielt sie sich bis zu seinem Tode, den er nach 16 Jahren in einem Volksaufstande fand. Das bekannteste Beispiel seiner Grausamkeit ist die Art

und Weise, wie er den Athener Perillus in dem von diesem verfertigten ehernen Stier verbrennen ließ. Unecht sind, wie Bentley bewiesen hat, die ihm zugeschriebenen Briefe, 148 an der Zahl, voll edler Empfindungen und Grundsätze. Die beste und neueste Ausgabe derselben ist von Lennep und Valkenaer (Gröningen 1777, verbessert von G. H. Schäfer, Lpz. 1823).

Phaleros, der Sohn des Alkon und Enkel des Erechtheus oder Eurysthenes, ein Argonaut, der Erbauer von Gyrton, soll mit seiner Tochter Chalkiope oder Chalkippe nach Chalkis auf Euböa ausgewandert sein, von wo ihn sein Vater vergebens zurückverlangte. Im Hafen Phaleron, den er gegründet haben soll, stand ein ihm geweihter Altar.

Phallus war bei den alten Griechen und Römern die Abbildung des männlichen Gliedes, welches als Symbol der Zeugungskraft und der durch die ganze Natur verbreiteten Fruchtbarkeit verehrt wurde. Phallus-Kultus war hauptsächlich mit dem Dienste des Priapos, Bacchos und Osiris verbunden und hatte auch in den Mysterien so wie überhaupt im Naturdienste einen Platz. An manchen Festen trug man den Phallus in öffentlicher Procession durch die Straßen, und das Volk, zumal in Athen, sang dabei derbe, oft unzüchtige Lieder, die Phallus-Gesänge genannt wurden.

Phanerogamen nennt man diejenigen Gewächse, deren deutliche Blüthen mit Staubfäden und Pistillen, wodurch sie sich befruchten, versehen sind. Sie machen drei Viertel der sämmtlichen bis jetzt bekannten Gewächse aus und sind im Gegensatze zum letzten Viertel, zu den Kryptogamen (s. d.), von Linné mit diesen Namen belegt worden.

Phanes ist eine mystische Gottheit der Orphischen Lehre. Sie stellte den Urstoff der Welt vor und wird auch Eros, Erikapäos, Metis und Protogenos genannt. — Phanes hieß auch ein Thebaner, der den Kultus des Dionysios Lysios von Theben nach Sicyon brachte.

Phantasie wird von dem griechischen Wort „Phantasia" abgeleitet, welches ein „Darstellen in die Erscheinung" und die „Erscheinung" selbst bezeichnet. Im Deutschen hat man den griechischen Ausdruck durch den lateinischen „Imagination", weit vernünftiger aber durch „Einbildungskraft" (s. d.) oder „Einbildungsvermögen" wiedergegeben, und sie für völlig gleich mit diesem gehalten. Es ist aber Einbildungskraft von der Phantasie wesentlich verschieden. Unter jener wird die bildnerische Fähigkeit des Geistes verstanden, durch welche das unter Vermittlung der Sinnlichkeit in Vorstellungen aufgefaßte Mannigfaltige zur Einheit gebracht wird. Die zerstreuten Bilder, welche zur Einheit verbunden werden sollen, sind in dem Bewußtsein des Geistes doppelter Art, entweder Vorstellungen und Erinnerungen, die früher durch Erfahrung in der Sinnen- oder Außenwelt gesammelt, nun im Geiste aufbewahrt und willkürlich oder unwillkürlich eben als Erinnerungen wieder erneut und belebt werden; oder es sind Erfindungen und eigene Schöpfungen. Diesen wesentlichen Unterschied der im Geiste vorhandenen Vorstellungen und Bilder hat schon der griechische Ideal-Philosoph Platon bemerkt, indem er die nachbildende von der darstellenden Einbildungskraft trennte, erstere als diejenige, deren Bildungen ihre entsprechenden Gegenstände in der Außenwelt haben, letztere als die, deren Gegenstände blos von der ideellen Welt dargeboten werden. Hierauf beruht denn auch der Unterschied der Einbildungskraft von der Phantasie; jene ist das nachbildende, diese das darstellende und schöpferische Seelenvermögen. Daraus folgt, daß die Einbildungskraft, da sie die früher von der Außenwelt empfangenen Vorstellungen wiederbringt, lediglich auf dem Behaltungs- und Erinnerungsvermögen der Seele oder auf dem Gedächtniß beruht. Je lebendiger und kräftiger dieses ist, desto lebendiger ist auch gemeiniglich die Einbildungskraft, dergestalt, daß die Wiederbelebung der frühern Vorstellungen die Stärke des sinnlichen Eindrucks erhält. Wer sich zum Beispiel den früher genossenen Wohlgeruch einer Rose so vergegenwärtigen kann, daß er denselben auch in Abwesenheit der Rose zu genießen vermeint, besitzt Einbildungskraft, und von dem kann man sagen, er bilde sich ein, eine Rose zu riechen. Die Einbildungskraft ist blos reproductiv. Nicht so die Phantasie,

welche in gewissem Betracht sich frei über die Erfahrung erhebt, aber nicht in der Art, daß sie neue Stoffe schafft; vielmehr ist sie wie der ganze menschliche Geist an die Stoffe und Grundformen der Natur gebunden. Nur darin bewährt sie sich in ihrer eigenthümlichen Kraft, daß sie aus gegebenen Stoffen willkürlich oder unwillkürlich combinirt, die ihrer Form nach nicht in der Sinnenwelt oder in der Erfahrung vorhanden sind. Das Gesetz, nach welchem sie hierbei verfährt, ist ebenfalls ein gegebenes und aus der Natur entnommen, dem ähnlich, welches der Vernunft bei ihrer Thätigkeit vorgeschrieben ist. Soll z. B. ein Ideal von den Rosen entworfen werden, so wird es nicht anders möglich sein, als wenn alle zur absoluten Schönheit der verschiedenen Rosenarten gehörigen Merkmale gesammelt und die Vorstellungen zu einem Ganzen nach demjenigen Gesetze vereinigt werden, nach welchem die Natur selbst jede Rose gebildet hat. Es kann alsdann die Phantasie noch weiter und Bildungen versuchen, die in Hinsicht der Combinationsgesetze von der Natur ganz und gar abzuweichen scheinen. So erfanden die Griechen das Musenroß, dem sie Flügel verliehen, aber auch in der Weise und in der Form ansetzten, daß das natürliche Gesetz doch sichtbar ward. Es würde lächerlich und verkehrt gewesen sein, wenn sie dem Pegasos die Flügel hätten z. B. am Schweife anbringen wollen. Man kann also sagen, die Phantasie bringe Schöpfungen, die aus natürlichen Stoffen und natürlichen Grundformen der Erfahrungswelt, aber nach eigenen der Natur blos analogen Gesetzen gebildet sind. Die wunderbaren Gebilde ganzer Nationen und Zeitalter, sowie die polytheistischen Religionen mit ihren Mythologien und Fabeln sind aus dem Vermögen der Phantasie gekommen. Die olympischen Götter, die Vorstellungen vom Elysium und Wallhalla, vom Tartarus, von Himmel und Hölle sind Erzeugnisse der Phantasie. Von diesen Dingen hat der Verstand eben so wenig Erfahrungsbegriffe, als von den Grundanschauungen des Raumes und der Zeit, die nothwendig auch in das Gebiet der Phantasie fallen. Je überwiegender dieselbe ist, desto kühner ist ihr Flug, desto dreister sind ihre Schöpfungen, die alsdann ins Außerordentliche, Wunderbare, Widernatürliche übergehen. Man gedenke blos der altitalischen, etruskischen, ägyptischen, zum Theil der altnordischen Mythologien und ihrer bildnerischen Darstellungen. Dreist behauptet, ist die Phantasie, wie sie sich in Religion, in den Werken der Künste und in den Wissenschaften offenbart, das sichere Kriterium, ganze Nationen, lange Jahrhunderte und den Osten der Welt vom Westen, den Norden vom Süden zu unterscheiden. Die Phantasie ist hauptsächlich die begeisternde Muse der schönen Künste, ohne sie kann es wohl Dichter geben, ihre Darstellungen haben aber kein Fleisch, kein Blut, keine Seele. Das sogenannte Dichtungsvermögen ist wesentlich nichts anderes als Phantasie. Sie ist immer und überall schaffend. Im Verein mit der Vernunft, als der höchsten Entwickelungsstufe des Geistes auf der Erkenntnißseite, und mit der höchsten Entwickelung des Geistes auf der Willensseite vollendet die Phantasie im menschlichen Gemüthe die heilige Trias des geistigen Lebens. Ueberwältigt sie nicht mit ihrer Gluth den freien Willen, und gelingt es diesem, von der Vernunft unterstützt, sich auf gleicher Höhe mit ihr zu erhalten, so wird nicht sowohl ihre Kraft gebrochen, als vielmehr vom Niedern zum Höhern erhoben, und sie ist es dann, die zu den Idealen führt. So wird sie in den schönen Künsten das eigentliche Vehikel, in welchem der Geist sich als genial über andere emporschwingt. Genie ohne Phantasie ist kaum denkbar. Da sie aber im Innern der geistigen Thätigkeit ihr eigentliches Gebiet hat, so hängt sie auch um so mehr von körperlichen Einflüssen ab, als überhaupt das geistige Leben mit dem körperlichen in genauer Wechselwirkung steht. Die menschlichen Leidenschaften erregen sie, wie diese von ihr hervorgerufen werden, wenn der Vernunft und dem freien Willen das Ruder der Herrschaft entfällt. Schläft die Vernunft, so treibt oft die Phantasie ihr Spiel ungebunden, wie im Traume, im Rausche oder in krankhaften Zuständen, z. B. bei Nerven- und Fieberkranken. Die Bilder, wenn sie nicht von der Einbildungskraft reproducirt sind, heißen alsdann Phantasmen (s. d.), d. h. Schein- oder Truggestalten, denen blos die Phantasie Realität verleiht; wir nennen sie sehr bezeichnend Hirngespenster oder Hirngespinnste (s. Gespenst). Der sich bei lebhafter Phantasie solchen Trugbildern leicht

hingibt und seinen Willen dadurch bestimmen läßt, heißt ein **phantastischer** Mensch oder ein **Phantast**.

Phantasmagorie ist derjenige Theil der Optik, welcher Bilder (Phantasmen) in Hohlspiegeln u. s. w. zeigt; daher das Gespensterzeigen. Die **Phantasmaskopie** bedeutet das Sehen solcher Bilder, die der Aberglaube für Gespenster und Geistererscheinungen hält. Alsdann sind Phantasmaskopen Menschen, die sich in ihrer bangen und täuschenden Vorstellung mit Geistern und Gespenstern oder mit wahnwitzigen Gebilden ihrer kranken und überspannten Phantasie selbst quälen.

Phantasmen, Erscheinungen, Hirngespinnste, sind Bilder, welche dem menschlichen Geiste, ohne von einem äußerlich gegenwärtig vorhandenen Gegenstand erzeugt zu sein, durch die Phantasie erschaffen, so lebhaft erscheinen, daß er Leben und Wirklichkeit in ihnen zu sehen vermeint. So lange weder Geist noch Körper in ihrer organischen Vollkommenheit und Gegeneinanderwirkung gestört werden, unterscheidet der Geist vollkommen die Schöpfungen und Bilder der Phantasie, seien es erneuerte oder neugeschaffene, von den Bildern, die er durch unmittelbare sinnliche Wahrnehmung erkennt. Aber bei gestörtem Organismus, sei es durch übermäßige geistige Anstrengung oder durch körperliche Krankheit, vermag er sich oft nicht mehr Rechenschaft zu geben, ob die Phantasie an sich in Thätigkeit sei und schaffe, oder ob er Bilder wirklich vorhandener Gegenstände wahrnehme. Verwechselt er in solchen allemal krankhaften Zuständen die Schöpfungen seiner Phantasie mit der Wirklichkeit, glaubt er die Bilder, die ihm die Phantasie erschafft und vorführt, seien Abdrücke äußerer, gegenwärtig daseiender Gegenstände, so sagt man, er habe **Erscheinungen** oder **Phantasmen**. Dergleichen krankhafte Zustände kommen, wie schon erwähnt, durch überspannende oder ungeregelte Thätigkeit des Geistes, durch Leidenschaften und Affecte, durch mannigfach krankhafte Zustände des Körpers. So haben Nervenfieberkranke, Kranke, welche an der Gehirnentzündung leiden und Andere dergleichen Erscheinungen. Sie sehen ihre entfernten Bekannten bei sich, unterreden sich mit ihnen, vernehmen ihre Antworten; ein anderes Mal werden sie von Räubern und Mördern verfolgt oder gar vom Teufel, oder finden sich in den himmlischen Räumen oder an den Pforten der Hölle und sehen das Entsetzlichste, was nie ein Menschenauge je gesehen hat. Bei Wahnsinnigen hat sich irgend eine Idee, ein Lieblingswunsch, ein Furchtgedanke und dgl. fixirt, so daß sie nur noch in ihm leben und denken, in ihm und nach ihm sich eine neue Welt erschaffen, die sie für die wirkliche halten, während sie die Wirklichkeit übersehen und von ihren Einwirkungen nicht mehr berührt werden. Momentan, vorübergehend kommen dergleichen Erscheinungen zuweilen bei Leuten vor, die sich zu anhaltend, überspannend angestrengt haben, wie man von einem Anatom erzählt, der bis in die Nacht hinein anhaltend mit dem Seciren eines Leichnams beschäftigt gewesen, zuletzt eine Gestalt auf seinem Stuhle sitzen sah. Große Sehnsucht nach geliebten Personen und anhaltendes, anstrengendes Denken an sie, hat sie öfters plötzlich zum Schrecken des Sehnsucht erfüllten Gemüthes in Gestalt vor sie gezaubert. Wie manchem Furchtsamen grinzt in der Ferne, wenn er sich im Dunkeln im Freien befindet, ein Todtengerippe oder sonst ein Ungeheuer entgegen, und es ist eine alte Weide, die seine Phantasie zu einem Schreckbilde umschafft. Doch es sind ja die Erscheinungen, durch unsere Phantasie erschaffen, genug bekannt und können hier des Weitern übergangen werden. Ein Mensch, welcher Erscheinungen oben erwähnter Art hat, kann nicht Phantast (und Fantast) genannt werden; mit diesem Namen bezeichnet man einen **Schwärmer**, d. h. einen Menschen, der, so zu sagen, ins Blaue hinein räsonnirt, Ideen und Gedanken spinnt, die sich mit dem Leben, wie es nach menschlicher Bedingung sich gestaltet hat, nicht vertragen wollen, die keinen haltbaren Grund und Boden haben, auf denen sie fußen, und deshalb wie Seifenblasen untergehen und Niemals Realität bekommen, d. h. verwirklicht und ausgeführt werden können. Auch der heißt ein **Phantast**, der seine Einbildungen in die wirklichen Gegenstände hineinträgt, sie vergrößert, ausschmückt, ihrem Werthe nach überhebt, wenn er z. B. einen schön gestickten Hosenträger himmlisch findet oder den Stein küßt, auf den der Fuß seiner Schönen getreten. Eine ähn-

liche Bedeutung, wie das Wort Phantasmen, hat das Wort **Phantom**, welches sich sprachwidrig aus dem Griechischen gebildet hat und überhaupt ein Phantasiebild, im Besondern ein Trugbild bedeutet. Dasselbe Wort, Phantom, kommt auch noch in der medicinischen Wissenschaft vor, wo es eine plastische Nachbildung eines Menschenkörpers oder eines Theiles desselben bedeutet, welche zum wissenschaftlichen Unterricht für angehende Mediciner, wie zu Uebungen in der Geburtshülfe, gebraucht wird.

Phantastisch, s. Phantasie.

Phantasus, s. Morpheus.

Phantom, s. Phantasmen.

Pharao, (der Rächende) Name mehrerer Könige Alt-Aegyptens, vorzugsweise derjenige, welcher den Israeliten den Auszug aus Aegypten verwehrte, und als er sie verfolgte, im rothen Meere umkam.

Pharao oder Faro, eines der gewöhnlichsten Hazardspiele, war schon in sehr früher Zeit bekannt und erhielt seinen Namen wohl von dem Könige Pharao, der sonst auf einem der Kartenblätter abgebildet war und in diesem Spiele für ein sehr glückliches Blatt galt. Es wird mit der vollen französischen Karte gespielt, und auch alle dabei vorkommende technische Ausdrücke sind aus dem Französischen entlehnt, jedoch meist so verstümmelt, daß sich ihre eigentliche Bedeutung gar nicht erkennen läßt, z. B. Paroli, Lappé, Six et le va, Sept et le va u. s. w.

Pharaonsratze, s. Ichneumon.

Pharisäer machten seit 150 v. Chr. die dritte jüdische Secte unter dem Maccabäer Jonathan aus, welche sich einer äußerlichen Gottesfurcht mit größter Strenge befleißigten und Werkheilige genannt wurden. Neben dem geschriebenen Gesetz Mosis, dessen Buchstaben sie nur auslegten, beobachteten sie noch das durch Tradition fortgepflanzte. Die Evangelisten stellen sie als Heuchler und Volksbetrüger dar, welche als solche das Volk beherrschten und als Mitglieder des Synedriums in den politischen Stürmen in Judäa eine bedeutende Rolle spielten.

Pharmaceutik und **Pharmacie,** s. Apothekerkunst.

Pharmakologie oder Arzneimittellehre lehrt Alles, was zur Kenntniß von Arzneimitteln erforderlich ist, theils die Arzneistoffe an sich in der Pharmakognose oder Arzneikenntnißlehre, theils ihre Zubereitung in der Pharmacie oder Arzneibereitungslehre, theils ihre Anwendung bei Krankheiten in der Pharmakokatagraphologie, Receptirkunst oder Arzneiverordnungslehre. Die Arzneimittel waren anfangs einfach, rein pflanzlicher Natur, in Griechenland von den Wurzelgräbern oder Rhizotomen zum Verkauf feil geboten. Man lernte die wohlthätigen Wirkungen verschiedener Pflanzen, auch durch Mischung unter einander, immer genauer kennen, die Rhizotomen erhielten den Namen Pharmakopolai (von Pharmakon, das Mittel), mit welchem auch Aristoteles, Philosoph und Lehrer Alexander des Großen, weil er sich in seiner Jugend mit dem Aufsuchen von heilsamen Pflanzen beschäftigt hatte, belegt wurde. Nach und nach machte die Chemie die Arzneimittel zusammengesetzter, und seit arabische Chalifen seit dem 7. Jahrh. in Aegypten und Griechenland herrschten, wurde die Arzneimittelkunst ganz besonders gefördert und ausgebildet in besondern Officinen, den Apotheken. Um nun aber wegen der großen Gefahr, die für das Leben der Kranken daraus entspringen konnte, alle Willkür in der Zubereitung derselben abzuwenden, erschienen seit dem 9. Jahrhundert Sammlungen gesetzlicher Vorschriften in dieser Hinsicht unter dem Namen Pharmakopöen oder Dispensatorien. Die erste Pharmakopöe erschien von Saben Ebn Sasel, Lehrer an der Schule zu Dschondisabur, und im 12. Jahrhundert eine von einem christlichen Bischof und Leibarzt des Chalifen zu Bagdad, die nachher allen arabischen Apotheken zur Norm diente. Jedes Land bekam später seine Pharmakopöe je nach dem verschiedenen Stande der Wissenschaft, so daß in Deutschland fast jeder kleine Theil desselben seine eigene Pharmakopöe hat, was für die Verordnung von Mitteln mit wesentlichem Vortheile verbunden ist.

Pharnabazus, ein persischer Satrap von Bithynien, der mehrfach in die Kämpfe

Spartas mit Athen verwickelt wurde, trat zuerst unter Darius Nothus um 411 v. Chr. als Verbündeter der Spartaner auf. Alcibiades (s. d.) schlug ihn, wurde aber später auf Lysander's (s. d.) Betrieb in Phrygien von ihm überfallen und getödtet. Ebenso hinterlistig zeigte er sich aber bald gegen Lysander selbst, blieb jedoch seinem neuen Könige, Artaxerxes Mnemon, gegen dessen aufrührerischen Bruder, Cyrus treu, und gewann, als Sparta sich gegen Artaxerxes rüstete, den athenischen Flüchtling Konon (s. d.) für die Uebernahme des Oberbefehls über die persische Flotte, mit welcher dieser bei Knidos einen glänzenden Sieg erfocht. Mit Wiederherstellung der Ruhe nach dem Frieden des Antalkidas im J. 387 v. Chr. sank sein Ansehen und Einfluß.

Pharnaces I., König von Pontus, der Großvater Mithridates des Großen, eroberte um 180 v. Chr. die mächtige und reiche griechische Stadt Sinope und machte sie zum Sitze des Reichs. Die Römer setzten seinen fernern Eroberungsgelüsten Schranken und nöthigten ihn, das schon eingenommene Paphlagonien und Galatien herauszugeben und mit den Königen Eumenes II. von Pergamus, Ariarathes V. von Kappadocien und Prusias von Bithynien Frieden zu schließen. — Pharnaces II., der Sohn Mithridates des Großen, trieb diesen 63 v. Chr. durch Empörung zum Selbstmorde und erhielt dafür durch Pompejus das bosporanische Reich. (S. Bosporus). Als Cäsar nach der Niederlage des Pompejus bei Pharsalus im J. 48, mit dem alexandrinischen Kriege beschäftigt war, benutzte er die so günstige Gelegenheit, um sich wieder in den Besitz des Reichs seines Vaters zu setzen. Er nahm Kappadocien und Armenien ein, schlug Cäsar's Legaten Domitius Calvinus und den Dejotarus (s. d.) bei Nikopolis, eroberte hierauf Pontus und wüthete grausam gegen die Landeseinwohner und Römer. Später zog Cäsar gegen ihn, schlug ihn, nachdem Pharnaces Vergleichsvorschläge verworfen hatte in der Schlacht bei Zela am 2. Aug. 47 und vernichtete seine Macht. Pharnaces selbst floh in das bosporanische Reich, wurde aber gleich nach seiner Ankunft von einem seiner Diener Asander ermordet.

Pharsalus, s. Lucanus, Cäsar und Pompejus.

Pharus, s. Leuchtthurm.

Phaselis, eine alte, von Doriern gegründete Stadt in der kleinasiatischen Landschaft Lycien, an den Grenzen Pamphyliens, hatte drei gute Häfen, bildete längere Zeit einen eigenen Staat und erreichte durch Schifffahrt und Handel einen hohen Wohlstand. Wegen ihrer Verbindung mit den Piraten im Kriege Roms gegen die Seeräuber wurde sie durch den Proconsul Publius Servilius Isauricus um 76 v. Chr. zerstört.

Phasen nennt man in der Astronomie die theilweise erleuchteten Scheiben der Haupt- und Nebenplaneten. Die vorzüglichsten sind die des Mondes, Mars und der Venus. (S. Mondphasen). Die der Venus sind schon durch schwache Fernröhre sichtbar; sie und Merkur glänzen übrigens am hellsten, wenn sie sichelförmig erscheinen. Mars erscheint nie sichelförmig und weicht nie sehr von der Kreisgestalt ab, da der nur sichtbar erleuchtete Theil der Scheibe nie weniger als $^7/_8$ der ganzen Scheibe beträgt.

Phasis, ein reißender und schiffbarer Strom in Kolchis, ergießt sich in das schwarze Meer und heißt jetzt Rioni. Eine besondere Berühmtheit erhielt er durch die Sage von der Argonautenfahrt, indem Jason (s. d.) an der Mündung dieses Stromes landete und mit Hülfe der Medea von hier aus das goldene Vließ holte.

Phegeus, König in Arkadien, der Bruder des Phoroneus, gab der Stadt Erymanthos (später Psophis) den Namen Phegeia. Er war Vater der Alphesiböa oder Arsinoë, des Pronoos und Agenor, oder des Temenos und Arion. Von den Söhnen des Alkmäon (s. d.), den er vom Muttermorde entsühnt hatte, wurde er getödtet. — Phegeus hieß auch der Sohn des Dares und Priester des Hephästos in Troja, der von Diomedes getödtet wurde; und der Gefährte des Aeneas, welchen Turnus erlegte.

Phelloplastik, Korkbildnerei, ist eine von einem römischen Künstler, Agostino Rosa, in den J. 1780 bis 1790 erfundene, und von dem Baurath Mey noch vervollkommnete Kunst, die Werke der Architectur in verkleinerten Nachbildungen aus Kork dar-

zustellen. Diese haben vor den übrigen Modellen aus Holz, Thon u. s. w. den Vorzug, daß ihre Anfertigung wohlfeil, mit weniger Schwierigkeiten verknüpft ist und zugleich weit mehr leisten, indem die natürliche Beschaffenheit des Korks schon das Ansehen der vom Zahne der Zeit angegriffenen Baumaterialien nachahmt, doch erfordern sie in der Anlage und Ausführung ebenso viel Geschmack als eine genaue Kenntniß der Perspective.

Phemios, der Sohn des Terpios, ein Sänger, der den Freiern im Hause des Odysseus vorsang. Da er dieses nur gezwungen gethan, schenkte ihm Odysseus bei seiner Rückkehr auf Fürsprache des Telemachos das Leben.

Phemonoe, die Tochter des Apollon und erste Priesterin desselben zu Delphi, war der Sage nach die Erfinderin des Hexameter.

Pherä, eine einst mächtige Stadt Thessaliens, lag nahe am Pelion, und besaß eine Akropolis und die im Alterthume berühmte Heilquelle Hyperia. Die Sage macht sie zum uralten Königssitz des Admetus und der Alcestis. Später erlangte sie eine besondere politische Bedeutsamkeit durch eine selbstständige Tyrannenherrschaft, die auf die innern Angelegenheiten Griechenlands längere Zeit ihren Einfluß geltend zu machen und zu wiederholten Malen sich ganz Thessaliens zu bemächtigen suchte. Unter diesen Herrschern wird außer Lykophron, der zu Ende des peloponnesischen Kriegs, und dessen Sohn Jason, der um 378 v. Chr. regierte, namentlich der Schwiegersohn Jason's ein gewisser Alexander, wegen seiner beispiellosen Grausamkeit erwähnt, indem er außer andern unerhörten Gräuelthaten viele Unschuldige theils lebendig begraben, theils in Thierhäute einnähen ließ, um zum Vergnügen Jagdhunde darauf zu hetzen, bis er nach dreizehnjähriger blutiger Regierung von seiner Gattin und deren Brüdern 357 v. Chr. ermordet wurde. Bedeutende alte Ueberreste finden sich bei dem heutigen Velestino. Vgl. Leake „Travels in Northern Greece" (Bd. 4, Lond. 1835).

Pherecydes, ein Philosoph des Alterthums, geb. auf der kykladischen Insel Syros oder Syra, Schüler des Pittacus, lebte um 560 v. Chr. Er schrieb über das Wesen und die Natur der Götter, und soll der Erste gewesen sein, welcher die Thiere für bloße Maschinen hielt. Nach Cicero's Zeugniß lehrte er zuerst über die Unsterblichkeit der Seele. Sein größter und geliebtester Schüler war Pythagoras. Die von ihm zurückgelassenen Bruchstücke finden sich erläutert und gesammelt, mit einer Biographie des Pherecydes von Sturz in „Pherecydis fragmenta etc." 1789, 3. Ausg. 1824). — Ein anderer Pherecydes stammte von der Insel Leros, war Zeitgenosse des Herodot, hielt sich in Athen auf und stellte die auf die Geschichte Athens und anderer Städte und Staaten bezüglichen Sagen in einem mythisch-geschichtlichen Werke von zehn Büchern zusammen. Wahrscheinlich war die „Archaeologia attica", welche die Alten ebenfalls unter seinem Namen anführen, davon unterschieden. Die Fragmente haben Sturz in der vorerwähnten Ausgabe und Müller in „Historicorum graec. fragmenta" (Par. 1840) herausgegeben. Vgl. Matthiä „De Pherecydis fragmentis" in dessen „Vermischten Schriften (Altenb. 1833).

Pherekrates aus Athen, einer der vorzüglichsten Dichter der ältern attischen Komödie, lebte um 430 v. Chr. und war ein Zeitgenosse des Eupolis und des Aristophanes. Er war anfangs Schauspieler, wendete sich aber später mit vielem Glücke der dramatischen Poesie zu und schrieb eine Reihe von Lustspielen, in denen er nicht die Politik, Tagesgeschichte oder öffentlichen Charaktere zum Gegenstande seines Spottes nahm, sondern den Stoff aus der Mythologie sich schuf, obgleich hin und wieder bittere Anspielungen auf einzelne Personen, wie auf Alcibiades und namentlich auf die Tonkünstler seiner Zeit, vorkommen. Die Metrik bereicherte er mit einer besondern, aus sieben Sylben bestehenden trochäisch-daktylischen Versart (–⏓|–⏑⏑|–⏓), welche nach ihm der pherekratische Vers genannt wird. Von den ihm beigelegten 18 Stücken wurden einige schon im Alterthume als unecht bezeichnet. Die noch erhaltenen Bruchstücke sind von Runkel (Lpz. 1829) und Meineke in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berlin 1839 fg.) gesammelt und erläutert worden.

Phidias, ein Athener ist noch heut zu Tage für Bildhauer und Architecten ein unübertroffenes Muster, dessen Name von Künstlern und Gelehrten mit einer heiligen Ehrfurcht genannt wird. Seine Geburt fällt in die 73. Olymp. (488—485 v. Chr.), sein Tod Olymp. 87. 1. (432). Nachdem er nämlich die Athene Kallimorphos, von der unten die Rede sein wird, angefertigt hatte, beschuldigte man ihn, einen Theil des dazu bestimmten Goldes untergeschlagen zu haben, jedoch bewirkte eine angestellte Nachwägung seine Freiheit für diesmal. Aber das Gemälde des Perikles und sein eigenes, womit das Schild der Athene Parthenos geschmückt war, schien den Athenern seine unheilige Gesinnung zu beurkunden, und man klagte ihn der Gotteslästerung und der Entweihung der Kunst an. Er starb im Gefängnisse, noch ehe sein Urtheil gesprochen wurde. — Der sogenannte alte Styl der Kunst, welchen wir nur aus Münzen und sparsamen Beschreibungen kennen, der sich aber bis auf die Zeit des Phidias in Athen geltend gemacht hatte, trug das Gepräge des Harten und Geradlinigten. Mit Perikles aber beginnt die Periode des Hohen und Erhabenen in der Kunst, welche, voll des edelsten Ausdrucks und majestätischer Würde, sich vorzüglich für Göttergestalten eignet, die nicht durch romantische Schönheit sowohl, als vielmehr durch Großartigkeit und Erhabenheit imponiren sollen. Auf diesem Standpunkte erhielt sich die Kunst bis auf Praxiteles hinab. Phidias ist der Repräsentant dieser Periode, und neben ihm werden noch die Namen des Scopos und Myron genannt. Phidias selbst war ein Schüler des Agelades, den sein Ruhm jedoch bald überstrahlte. An der Spitze des athenischen Staates stand damals Perikles, den man wegen seiner Beredtsamkeit den Donnerer genannt hat. Theils durch seinen Kunstsinn, theils durch die ungeheuere Masse von Reichthümern, welche seit den persischen Kriegen in Athen zusammengeflossen waren, verbreitete sich in diesem Staate eine unglaubliche Prunksucht und Liebe zum Luxus. Deshalb gelang es dem Perikles leicht durch seine Beredtsamkeit, die Athener zu den kostspieligsten Bauten zu bewegen, die vielleicht je in so kurzer Zeit in einem Staate auf einmal aufgeführt worden sind; denn was Rom in 7 Jahrhunderten nicht schaffen konnte, ob es gleich dem Erdkreise Gesetze schrieb, das bewerkstelligte das kleine Athen in noch nicht vollen 50 Jahren. Alle diese Bauten leitete Phidias, er, der Meister in der Kunst von Ol. 82 oder 83 (452—448) bis kurz vor seinem Tode; und gewiß nicht mit Unrecht hat man ihn den Homeros der Kunst genannt, denn wie Jener das Ideal des Dichters bleibt, so bleibt es Phidias für den Künstler. Zwar ist längst das Theseion, das Parthenon, die Propyläen, die Gemäldegallerie, das Odeion, zwar ist alles Dies durch verheerende Kriege dahingesunken, traurige und spärliche Trümmer geben uns einen Begriff von ihrer ehemaligen Größe, aber Phidias Name ist geblieben und wird ewig bleiben. Diese Bauten kosteten dem athenäischen Staate damals 7,000,000 Pf. Sterling. Was also Wunders, daß bei so unermeßlichem Lohne ein ganzes Heer von Künstlern jeglicher Gattung nach Athen strömte, und der Winke des Phidias lauschte? Aber der hohe Meister selbst arbeitete nur das Schwerste, das Schönste und Größte. Unter all seinen Werken ragt sein olympischer Zeus hervor. Cicero erzählt (de orat. II.), daß Phidias ihn nach 3 homerischen Versen geschaffen habe (Il. *ά.* 529), deren Uebersetzung wir so geben:

> Also sprach der Kronide und winkte mit finsteren Augen,
> Aber es rollten herab die ambrosischen Locken des Königs
> Von dem unsterblichen Haupt, und es bebte der hohe Olympos.

Dem Sinne dieser Verse entsprach das Bild. „Hoher Reichthum", sagte Otfr. Müller in seiner Archäologie, „der die einfach erhabene Figur umgebenden plastischen Zierden, tiefste Wissenschaft in der Anordnung der Maße der sehr kolossalen Figur und der erhabenste Schwung des Geistes in der Auffassung des Zeus-Ideales machten diese Statue zu einem Wunder der alten Welt. Die zum Grunde liegende Vorstellung ist die des allmächtig herrschenden, überall siegreichen Gottes in huldvoller Gewährung, gnädiger Erhörung menschlicher Bitten. In ihm schauten die Griechen den Zeus gegenwärtig — ihn vor dem Tode nicht erblickt zu haben, war beinahe ein solches Unglück, wie uneingeweiht in die Mysterien zu sterben". Diese Statue befand sich in dem von Libo erbauten Tempel des Zeus

zu Olympia. Sie war 40 Fuß hoch, saß auf einem Throne von Cedernholz, der mit Reliefs von Gold, Elfenbein und Ebenholz köstlich geziert war, und stand auf einem Fuß-Gestelle von 12 Fuß. Der Tempel selbst war nur 64 Fuß hoch. Von der Stirn herab wallten dem Könige der Menschen und Götter die ambrosischen Locken, umwunden von einem goldenen Olivenkranze, an sich schmiegend an Wange, Hals und Nacken. Die feurigen Augen schauten ruhig und klar mit lebendigem Glanze aus der hochgewölbten majestätischen Stirne; die Züge des Gesichtes waren fein, und der Bart floß in glänzenden Wallungen hernieder auf die männliche Brust. Der ganze Körper war kolossal, und wie die Griechen sich überhaupt keine Schönheit denken konnten ohne Kraft und Fülle, so trat überall auch in dieser Statue ein kräftiger und muskulöser Bau hervor, ein Zeichen, daß er Himmel und Erde erschüttern könne. Der obere Theil war nackt, die Hüften umschloß ein weiter Mantel von getriebenem Golde, auf welchem sich eine durch Malerei nachgeahmte Stickerei befand, bei der dem Phidias sein Bruder Panäus geholfen haben soll. In der Rechten hielt er die Nike, in der linken das Scepter mit dem königlichen Adler, ein Zeichen seiner königlichen Herrschaft. Die ganze Statue war mit einem köstlichen Teppich verschleiert, welcher erst dann fortgezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte, und der Beschauer sank anbetend vor dem gewaltigen Götterkönige in den Staub! Siehe Volkels, Siebenkees und Tölkes Schriften über den Tempel zu Olympia. Aehnlichen Ruhm hatte Phidias sich schon durch die Statue der Pallas Athene, der Schutzgöttin Athens, erworben. Dreimal versuchte er es, das Ideal dieser Göttin zu schaffen. Zuerst schuf er sie aus Bronze, wozu ein Zehntel der marathonischen Beute verwandt wurde. Diese Statue stand an dem Tempel der Athene Polias (Städte-Beschützerin) auf der Akropolis, und ihr Helmbusch und die Spitze der Lanze ragten so hoch empor, daß man sie sehen konnte, wenn man um die Spitze von Sunium fuhr. Sie war als schirmende Vorstreiterin (daher Promachos genannt) dargestellt. Ohne Zweifel sollte dies an den Sieg auf den marathonischen Gefilden erinnern. Die zweite Schöpfung stellte sie als die jungfräuliche Göttin (Parthenos) dar und war auf dem Parthenon aufgestellt. Die Statue war aus Gold und Elfenbein verfertigt, zwanzig griechische Ellen hoch. Sie war mit der Aegide umgürtet, trug den Speer in die Höhe gerichtet und den Schild nach unten gesenket. In diesem Schilde waren die unheilvollen Gemälde des Perikles und Phidias. Auf der rechten Hand hielt sie die Nike, sich selbst zugewandt. Vgl. Böttiger Andeut. über Archäol. S. 86. Sie stellte eine siegreiche, doch in ruhiger Majestät herrschende Gottheit dar. Das aus getriebenem Golde gegossene Gewand war so kunstreich gearbeitet, daß es selbst abgenommen werden konnte. Der Städtebelagerer Demetrius raubte es. Die dritte Statue war aus Bronze, und da sie an zarter Schönheit die beiden übrigen übertraf, soll Phidias ihr allein seinen Namen beigefügt haben. Die Lemnier kauften sie und schenkten sie der Akropolis, weshalb sie neben dem Namen Kallimorphos (die Schöne) auch die Lemnische heißt. Die vielen andern Statuten des großen Phidias übergehen wir des Raumes wegen. Durch seine zahlreiche Schule wurde besonders Elis um Olympia mit vielen Statuen geziert. Unter seinen Schülern zeichnen sich besonders Argerakritos und der selbstständige Alkamenes aus. Die unglaubliche Thätigkeit dieses Meisters geht am anschaulichsten aus dem von Otfr. Müller und Sillig im „Catalogus artificum" gegebenen Verzeichniß seiner Werke hervor, welches ganze Gruppen von Göttern und Heroen (für Delphi), einen ehernen Thron (der Minerva Hygiea auf der Burg von Athen) und neben der Statue der Venus, des Hermes, Apollon, einer springenden Amazone ꝛc., auch eine Cikade, eine Fliege, eine Maus und ein Gemälde im Olympium zu Athen zum Beweise anführt, daß P. mit seiner Meisterschaft alle Arten bildlicher Kunstübung umfaßte.

Philä, eine kleine Felseninsel im Nil in Oberägypten, unterhalb des kleinen Wasserfalls, südlich von Elephantine (s. d.), war im Alterthume berühmt durch seine Tempel und Prachtgebäude aus der Zeit der Ptolemäer, die noch jetzt in ihren Trümmern die Bewunderung auf sich ziehen. Sie heißt jetzt Dschesira el Birbe. Vgl. Parthey „De Philis insula eiusque monumentis" (Berl. 1830).

Philadelphen hießen die Mitglieder eines geheimen Bundes in der französischen Armee, der den Sturz Napoleons und die Herstellung der Republik bezweckte. Ihr Haupt soll der Brigadegeneral Oudet gewesen sein, der, wie man erzählt, nach der Schlacht bei Wagram mit 35 seiner mitverschworenen und von ihm angestellten Offiziere in einen Hinterhalt gelockt und dort erschossen wurde. Als eine Aeußerung dieses Bundes wird die Verschwörung Mallet's (s. d.) im J. 1812 angesehen. Ueber das Nähere der Sache herrscht indessen bis jetzt ein völliges Dunkel.

Philadelphia, Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien, auf einer großen Ebene zwischen dem Delaware und Shuylkill unter 40° N. Br. gelegen, von Penn und seinen Glaubensbrüdern 1682 in einer wilden Gegend gegründet, ist jetzt nach Newyork die größte und volkreichste Stadt der nordamerikanischen Staaten, hat breite und gerade Straßen, zu Anfang des Jahres 1840 258,037 Einw., ein Gemisch fast aller europäischen Nationen. Der Marktplatz, der größte in Amerika, der mit der herrlichen Reiterstatue des großen Schöpfers der Freistaaten geschmückte Washintonplatz, verdienen besondre Erwähnung, so wie unter den öffentlichen Gebäuden: die Bank der Union, ein nach dem Muster des Pantheons in Athen aus weißem Marmor aufgeführtes Prachtgebäude, das Staatenhaus, in welchem 1776 die Freiheit proclamirt und der Generalcongreß bis zu seiner Verlegung nach Washington 1801 seinen Sitz hatte; das Münzgebäude, das einzige in den nordamerikanischen Freistaaten, das 1815 gegründete Athenäum, die zu der 1780 gestifteten Universität gehörigen Gebäude, die allgemeine philadelphische, 1731 von Franklin begründete Bibliothek und die Gebäude der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste. Ferner bemerken wir das Arsenal und die Wohlthätigkeitsanstalten, welche ihr Dasein der Menschenliebe der Quäker verdanken: z. B. das Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beschäftigt und mehrere andere wohlthätige Anstalten die musterhaft eingerichtet sind. Eine der großartigsten Stiftungen ist das von dem Bankier Steph. Girard mit dem Fonds von 2 Mill. Dollars ausgestattete Waisenhaus, für welches von ihm in der Stiftungsurkunde die Bestimmung getroffen worden ist, daß nie ein Geistlicher die Schwelle der Anstalt überschreiten darf. Das öffentliche Armen- und Krankenhaus besteht aus vielen Gebäuden und zu ihm gehört ein anatomisches Museum, ein Klinikum und eine Bibliothek. Ferner besitzt P. das 1826 gestiftete Zufluchtshaus (house of refuge), worin aber nur männliche Individuen unter 26 Jahren und Mädchen nicht über 18 Jahre aufgenommen werden; ein Arbeitshaus mit einer Entbindungs-, Waisen- und Krankenanstalt, ein Irrenhaus, eine Gesellschaft zur Beförderung der Abschaffung des Negerhandels, die 1784 durch Franklin gestiftet wurde, eine Gesellschaft zur Unterstützung fremder Einwanderer und eine deutsche Ansiedelungsgesellschaft, die im Gasconade-County in Missouri eine Ansiedelung und die Stadt Hermann gegründet hat. P. ist übrigens Hauptsitz der Wissenschaften und Künste, wie Newyork Mittelpunkt des Handels ist. Es hat eine 1780 gestiftete Universität, seit 1812 eine Akademie der Naturwissenschaften, seit 1805 eine Akademie der schönen Künste, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine amerikanische philosophische Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine medicinische, eine chemische, eine mechanische und deutsche Gesellschaft, eine Gesellschaft zur Aufnahme des Landbaues (seit 1785) mit Sammlungen von Mineralien und Modellen, ein Seminar für Missionäre zur Bekehrung der Neger in Afrika (seit 1818), eine Taubstummenanstalt, eine Menge guteingerichteter Schulen, zwei Kunstvereine, 4 Theater ꝛc. Seit 1835 bestehen hier die von dem Rheinbayer P. M. Wolsieffer gegründeten Singvereine der „Männerchor" und der damit verbundene „Frauenchor", die mit den in Baltimore von demselben Mann gegründeten ähnlichen Vereinen, dem „Liederkranz" und der „Harmonie", abwechselnd in P. und Baltimore gemeinschaftlich Concerte geben. P. ist der Hauptsitz der Quäker, welche hier besondere Vorrechte genießen; doch haben alle andere Religionsparteien freie Religionsübung. Die Zahl der Kirchen beträgt 165, doch sind die Mehrzahl der Bewohner der presbyterianischen und englisch-bischöflichen Kirche zugethan, oder Methodisten und Katholiken. Die 1837

gestiftete deutsch-evangelische Gemeinde besitzt in der Julianenstraße eine eigene Kirche, welche im Febr. 1840 eingeweiht wurde. Die Juden haben eine Synagoge. Die Einwohner unterhalten blühende Fabriken aller Art und den Handel, die Schifffahrt unterstützt nicht nur die vortheilhafte Lage der Stadt, sondern auch 5 öffentliche und Privatbanken, 11 Assecuranzen und andere Anstalten. Die Stadt besitzt auch viele Buchdruckereien, einen bedeutenden Buchhandel, eine Handelskammer und seit 1791 die Münze für die ganze Union, für welche 1829 ein neues Gebäude errichtet wurde. Außerhalb der Stadt liegen die große Strafanstalt, in der das Zellensystem eingeführt ist, und das schöne Marinehospital. Der Delaware trägt selbst vor der Stadt noch Seeschiffe. Der Hafen ist sehr geräumig und die Schiffswerfte von großer Wichtigkeit. Mangel an Trinkwasser machte den Bau der prächtigen Wasserleitung von dem Schuylkill nöthig, deren Kosten auf 432,512 Dollars berechnet werden, und die niedrige ungesunde Lage der Stadt, so wie der oft plötzliche Uebergang von großer Hitze zu strenger Kälte begünstigen die Verheerungen, welche das gelbe Fieber hier schon mehrmals angerichtet hat.

Philadelphia, Jacob, einer derjenigen Männer, welche im 18. Jahrh. zugleich mit dem Grafen Saint-Germain (s. d.), Cagliostro (s. d.), Mesmer (s. d.), Casanova (s. d.) u. s. w. die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Noch im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wollten fast alle Professoren der höhern Magie, sowie alle gemeinen Taschenspieler Schüler P.'s sein. Auch haben sich die wunderlichsten Sagen über ihn bis in die neuesten Zeiten fortgepflanzt, wie man denn erzählt, daß P. unter Friedrich dem Großen zu gleicher Zeit zu vier Thoren in Berlin hinausgefahren sei. Eine andere Sage, zu der der Professor Lichtenberg in Göttingen die Veranlassung gab, läßt P. an dem Faden eines in die Luft geworfenen Bindfadenknäuels sich so hoch hinaufschwingen, bis er den Augen der Zuschauer sich entzog, worauf er, wie eine andere Sage hinzusetzt, seine Glieder stückweise herabfallen ließ, die sich dann, in einen Korb gesammelt, mit dem zuletzt herabgekommenen Rumpfe und Kopfe wieder vereinigten, so daß unser Held ganzbeinig, frisch und munter, wie vor der Luftfahrt, dastand. Nach einer dritten Sage ließ sich der Zauberer entweder kurz vor oder gleich nach seinem Tode durch seinen Diener in Stücke zerhauen, mit dem gemessenen Befehl, diese in ein mit aromatischen Kräutern gefülltes Faß zu legen, was er nach neun Monaten öffnen solle, indem er dann verjüngt in das Leben zurückkehren werde. Der Diener habe die Zeit nicht erwarten können, das Faß daher vor dem neunten Monat geöffnet und nun ein fast völlig ausgebildetes Kind gefunden, welches selbst einmal geathmet habe, gleich darauf aber für immer verschieden sei. P. wurde von jüdischen Aeltern zu Philadelphia in Nordamerika, in den ersten 20 Jahren des 18. Jahrh. geboren, erhielt bei der Beschneidung den Namen Jacob und nahm, als er Christ wurde, den seiner Vaterstadt an. Für Mathematik und Physik zeigte er frühzeitig eine große Vorliebe und gründete auf diese Wissenschaften seine spätere Lebensbahn. Eine Zeit lang lebte er bei dem Herzog von Cumberland, Heinrich Friedrich, nach dessen Tode hielt er von 1757 an in England als Künstler der Mathematik, wie er sich selbst nannte, seine mathematisch-physikalischen Vorstellungen, und lenkte schon 1758 die Aufmerksamkeit auf sich. Von jetzt an durchreiste er Portugal und nach und nach fast alle Länder Europas, oder wie er sagte, alle vier Welttheile. Die Kaiserin Katharina II., welche er zwar durch eins seiner Kunststücke in Schrecken gesetzt haben soll, die ihn aber doch ihrer goldenen Huld würdigte, ließ ihn durch den Fürsten Orlow 1772 zum Congreß nach Fokschani in der Walachei einladen und sendete ihn von da nach Konstantinopel zum Sultan Mustapha III., welcher ihn so lieb gewann, daß er, wie Lichtenberg in seiner Satyre bemerkt, von da ab für die Vormittagsstunden von 11—12 für die genannte Stadt engagirt wurde. Am 18. und 24. Aug. 1773 gab P. zwei Vorstellungen am kaiserlichen Hofe zu Wien, die ihm mit 300 Rthlr. bezahlt wurden; bald darauf ließ er sich in Potsdam und Berlin sehen. Den Besuch, den er Göttingen im J. 1777 zugedacht hatte, vereitelte Lichtenberg. Im J. 1778 beschenkte ihn der Magistrat zu Schwäbisch-Hall mit einer Ehrenmedaille, und 1779 befand er sich in Straßburg und beabsichtigte, von da aus in die übrigen Theile der Schweiz

zu gehen. Wo er sich von da an hingewendet habe, weiß man nicht; doch besuchte er noch zwischen 1794 und 1795 die Schule zu Pforte. Der eigentlichen Taschenspielerkunst wollte P. fremd sein und Kunststücke, die mit ihr in Verbindung standen, betrachtete er als Nebensachen. Uebrigens ließ er sich seine Vorstellungen ziemlich theuer bezahlen. Er lebte sehr anständig und schickte noch 1797 an einen gewissen Oetzel aus Köthen, wo er sich aufhielt, sobald er sich nicht auf Reisen befand, von Kehl aus eine Summe Geldes, um damit Mehreres für ihn zu berichtigen. Wo, wie und wann er gestorben, ist unbekannt.

Philagrius, ein griechischer Arzt, lebte wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr. und scheint sich besonders um die Chirurgie Verdienste erworben zu haben, wie die Bruchstücke aus seinen Werken beweisen. Außer diesen Bruchstücken hat sich nichts von ihm erhalten.

Philalethen oder Freunde religiöser Wahrheit, nannte sich eine Anzahl Unbekannter, in deren Namen 1830 zu Kiel eine Schrift erschien, in welcher nebst dem Entwurfe zu einer Bittschrift an die Fürsten Deutschlands auch die Grundsätze der neuen Gesellschaft veröffentlicht wurden. Geleitet von der Ueberzeugung, in keiner der vorhandenen Religionsgesellschaften Befriedigung, noch Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen zu finden, fühlten sie sich genöthigt, auch äußerlich von ihnen sich zu trennen und um Erlaubniß zu bitten, eine religiöse Gesellschaft zu gründen, die frei von allen bindenden Glaubenssätzen, nur durch Symbole und kirchliche Gebräuche als bestehend sich darthut, die, wie jede andere, den Schutz der Fürsten nachsucht, Gehorsam und Treue verspricht, keine Beeinträchtigung ihrer bürgerlichen Rechte befürchtet, weil das äußere Bekenntniß gewisser Glaubenslehren ein nur unsicherer Bürge wahrer Religiosität ist, und die Grundsätze der neuen Gesellschaft keinesweges dem Staatenwohle nachtheilig, es auch nur die in Fesseln gelegten Religionswahrheiten sind, welche den Abfall der Wahrheitsfreunde von der herrschenden Kirche veranlaßt haben. Die Grundsätze der neuen Gesellschaft sind mit Wissenschaftlichkeit und Bestimmtheit ausgesprochen und mögen bei den aufgeklärten Freidenkern unserer Zeit einen guten Anklang gefunden haben, namentlich im Gegensatze zu der damals so vielfach besprochenen halleschen Verketzerungsgeschichte; auch würde das Auftreten der Philalethen weit mehr Epoche gemacht haben, wenn die Pariser Julirevolution nicht die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt von diesem Gegenstande abgelenkt hätte. Man kann die Philalethen als Vorläufer der Protestantischen Freunde (s. d.) und des Deutschkatholicismus ansehen.

Philammon, der Sohn des Chrysothemis oder des Apollon und der Chione, Vater des Thamyris und Eumolpos, ein thrazischer Sänger, soll die lernäischen Mysterien eingeführt haben, den Delphiern gegen die Phlegyer zu Hülfe gezogen und im Kampfe gefallen sein.

Philäni ist der Name eines durch seltene Vaterlandsliebe berühmten karthagenischen Brüderpaars. Als nämlich Karthago und Cyrene einst in Grenzstreitigkeiten verwickelt wurden, kamen beide Nationen zur gütlichen Beilegung derselben darin überein, daß eine jede derselben an einem und demselben Tage und zu derselben Stunde zwei Abgesandte von ihren bis dahin anerkannten Grenzen abschicken wolle und daß dann der Ort, wo beide Parteien zusammentreffen würden, die Grenze ausmachen solle. Die karthag. Brüder hatten aber durch größere Schnelligkeit einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und als die Cyrener mit ihnen zusammen trafen, wollten sie die getroffene Bestimmung nicht anders annehmen, als unter der Bedingung, daß die beiden Karthager an dieser Stelle sich lebendig begraben ließen. Dies geschah, und zur Erinnerung an diese von den Alten vielfach erzählte und ausgeschmückte Begebenheit errichtete man unter dem Namen Arae Philaenorum, d. h. Altäre der Philäni, auf dem südlichen Punkte der großen Syrte ein Denkmal. Zu Strabo's Zeit war es bereits verschwunden, doch behielt stets die Gegend selbst den Namen.

Philanthropinismus. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat

zu Dessau ein Mann auf, der die herrschende Erziehungs- und Unterrichtsweise der Humanisten (s. d.) angriff, einer liberaleren rein menschlichen Erziehung der Jugend im Gegensatze zu den pedantischen Schulmethoden die Bahn brach und ihr zum endlichen Siege zu verhelfen strebte. J. B. Basedow (geb. 1723, gest. 1790) hatte selbst unter den Fehlern häuslicher und der Schul-Erziehung gelitten, und nur der Druck starrer theologischer Unduldsamkeit, die natürliche Folge fehlerhafter Erziehung und mangelhafter Einrichtung der Schulen, ihn gehindert, seine Ideen jetzt schon zu verwirklichen. Rousseau's Emil, jenes in Frankreich, Holland, England und Deutschland enthusiastisch aufgenommene, in Paris durch Henkershand zerrissene und verbrannte Buch, schloß ihm das Geheimniß der Kinderseelen noch mehr auf und führte ihm, ungeachtet mancher Uebertreibungen, Chimären und Einseitigkeiten, die zu bewerkstelligende Beseitigung verjährter Erziehungsthorheiten und Schulgräuel zu Gemüthe. Hatten schon Locke's freimüthige und ruhige „Gedanken über Erziehung" wohlthätig auf ihn gewirkt, so war ihm Rousseau's Emil eine jener glänzenden Erscheinungen, welche wohl blenden und leicht irre führen, aber auch eine Region erhellen, wohin das gemeine Auge nicht zu dringen vermag. Die Ansichten jener Männer suchte er mit den Grundsätzen des ersten Pädagogen des 17. Jahrh., Amos Comenius (s. d.), zu vereinigen, trat 1774 mit seinem Elementarwerke als Reformator des Erziehungs- und Schulwesens auf und fand unter Fürsten und Privatpersonen warme Theilnahme und Unterstützung, namentlich einen thätigen Beförderer seines Planes an dem edlen Franz von Dessau, ungeachtet dieser schon oft in seinen Hoffnungen, auf Veredlung des nachfolgenden Geschlechts hinzuwirken, getäuscht worden war. Die zur Einrichtung einer Pflanzschule für Lehrer zu Bildnern von Weltbürgern, eines Philanthropins, einer Werkstätte der Menschenliebe, aufgebrachte Summe reichte jedoch nur soweit zu, daß in demselben Jahre ein philanthropinisches Erziehungsinstitut zu Dessau ins Leben treten konnte. Durch naturgemäße Abhärtung und Gymnastik die Jugend zu stärken, dadurch auch möglichst der Pest geheimer Jugendsünden zu wehren, die erniedrigenden unzweckmäßigen Schulstrafen und körperlichen Züchtigungen zu verbannen, und der geistigen Entartung nicht etwa durch mit der Ruthe eingebläuete, nieverstandene Aussprüche der Gesandten Gottes, sondern durch eine in kindlicher Einfalt dargestellte Lehre der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit entgegen zu arbeiten, den Kirchenglauben für reifere Jahre aufzubewahren, allen Unterricht mit sinnlicher Anschauung, frei von allem Wort- und Gedächtnißkram zu beginnen, die alten Sprachen nur als Mittel geistiger Ausbildung, nicht als Zweck, wie die Humanisten auf den sächsischen Fürstenschulen, zu treiben, das Kind zum Menschen, zum einfachen, Wahrheit und sittliche Freiheit liebenden Weltbürger zu erziehen und erst dann die Berufsbildung folgen zu lassen, — das waren die Grundsätze Basedow's, durch deren Realisirung er eine neue Aera der Pädagogik herauffühъren und in seinem Philanthropinum ein neues, an Leib und Seele kraftgesundes Geschlecht heranbilden wollte. Zu Dessau arbeitete an diesem Institute der oft verkannte und vielfach gekränkte Wolke mit rastlosem Eifer und gutem Erfolge: aber Basedow's Unbestand in der Freundschaft bewirkte innere Disharmonie; der zu häufige, fast alljährige Wechsel der Direction, da Basedow nur einige Jahre aushielt, mußte die Auflösung der Mutteranstalt, an der von Zeit zu Zeit ehrenwerthe Männer arbeiteten, herbeiführen, welche auch 1793 wirklich erfolgte und die Entstehung mehrer Töchteranstalten zur Folge hatte, welche kürzere oder längere Zeit bestanden und an die Mutter erinnerten. Ulysses von Salis hatte zu Marschlins, Bahrdt zu Heidesheim ein Philanthropinum gestiftet, Pfeffel und Lerse in gleichem Sinne die Militärschule zu Colmar gegründet, Wolke und Campe arbeiteten zu Dessau, Trapp in der Nähe Hamburgs, Olivier, Spazier und Rudolph in Privatinstituten, und vor Allen Salzmann zu Schnepfenthal, welche Anstalt noch jetzt wohlthätig fortwirkt, da ihr edler Stifter ausdauernd und geduldig die Hindernisse besiegte und an Guts-Muths, Weissenborn u. A. treue Mitarbeiter fand. Jedoch nur kurze Zeit machte der Ph. Aufsehn, schnell wie sein Steigen war auch sein Fall. Die zu tiefe Herabwürdigung alles Bestehenden kränkte manchen alten treuen Schulmann und reizte zum Widerstande, ja wohl zum Angriff des Neuen, und

durch augenblicklich geringen Erfolg der Basedowschen Methode unterstützt, wurden die vielen Spielereien und Erleichterungsmethoden, so wie der hochtrabende Ton der unverschämten Lobredner Gegenstand des bittersten Spottes und des schärfsten Tadels. Unleugbar aber bleibt dem Stifter dieser Schule das große Verdienst, einen längst vergessenen Gegenstand, von welchem Menschenwohl abhängt, aufs Neue in Anregung und zur Sprache gebracht, Aufmerksamkeit und Theilnahme und besonders die Sorge der Regierungen erweckt zu haben, indem seit jener Zeit ein guter Geist waltet, der die Arbeiten treuer und tüchtiger Schulmänner würdigt, unterstützt und die Bildung der Jugend zu fördern sich ernstlich angelegen sein läßt. Dies erhellt aus dem seit Basedow veränderten Zustande der Volks- und Landschulen. Einem wohlthätigen Geiste ist seitdem die Finsterniß und Barbarei der Landschulen gewichen, Kinderzucht und Erziehung haben ihre Härte verloren, und die Schule hat eine den Kindern angenehme Gestalt gewonnen, in der sie an Geist und Körper erstarken, wozu die durch jene Schule veranlaßten vielen Jugendschriften Lehrern und Schülern treffliche Hülfsmittel in einer reichen Auswahl darbieten, aber auch Verweichlichung und Schwächung durch Selbstbefleckung haben der Gymnastik, Zopf und Perücken der freiern Bewegung und Abhärtung weichen müssen. Namhafte Pädagogen gingen aus jener Schule hervor: Wolke (st. 1825), Iselin (st. 1782), Schweighäuser (st. 1801), Campe (st. 1818), Trapp (st. 1817), Salzmann (st. 1811), Lieberkühn (st. 1788), Becker, Guts-Muths, und vor Allen der treue und thätige Rathgeber Basedow's Domherr von Rochow (st. 1800), der mit seinem Schulbuche als Reformator, namentlich der Landschulen, auftrat und auf seinem Gute Rekhan, so wie in der Umgegend 1733 Musterschulen errichtete, zu denen junge Männer aus allen Gegenden kamen, um die dortige Lehrart kennen zu lernen und weiter zu verpflanzen. Was Basedow geleistet, erkennt die Nachwelt dankbar an, und nur, wen Mißgriffe und häufige Verirrungen seiner Schüler blind gemacht haben, dürfte im Stande sein, das außerordentliche Gute und Zeitgemäße zu verkennen, was in so vielen Ideen Basedow's und Rousseau's lag. Noch jetzt ist beherzigenswerth: F. J. Niethammer „Streit des Philanthropinismus und Humanismus." (Jena 1808).

Philemon und **Baucis** war ein armes greises Ehepaar, welches in Phrygien in einer Hütte friedlich und zufrieden wohnte. Einst, als Jupiter und Merkur beschlossen hatten, die Erde zu durchreisen, um die Sitten und Gesinnungen der Menschen zu prüfen, wurden sie in Phrygien, nachdem sie schon von Vielen zurückgewiesen waren, endlich in der elenden Hütte des Philemon freundlich und wohlwollend aufgenommen. Als diese an dem Weine, der, obgleich er getrunken wurde, nicht abnahm, die hohe Würde ihrer Gäste erkannten, wollten sie ihnen zu Ehren die einzige Gans, die sie besaßen, opfern; aber die Gans flüchtete sich zu den Füßen der Götter, welche aufstanden und dem greisen Paar befahlen, ihnen auf einen Berg zu folgen. Hier sahen sie die ganze Gegend zur Strafe für die schlechte Aufnahme der Götter von Wasser überschwemmt, aber mitten in derselben ihr Hüttchen in einen Marmortempel verwandelt. Auf erhaltene Erlaubniß, sich eine Gnade zu erbitten, baten sie sich nur aus, Priester in dem Tempel sein zu dürfen und einander nicht zu überleben. Die Gunst ward ihnen gewährt. Nachdem sie lange die Würde der Priesterschaft verwaltet, wurden sie endlich zu gleicher Zeit, er in eine Eiche, sie in eine Linde verwandelt, wobei sie noch zärtlich von einander Abschied nahmen.

Philemon, einer der vorzüglichsten Dichter, der Begründer der sogenannten neuen griechischen Komödie, lebte um 320 v. Chr., war aus Soli in Cilicien gebürtig und ein Zeitgenosse des Menander (s. d.), mit dem er um den Vorrang stritt, den ihm auch Einige von den Alten zugestanden. Von seinen 97 Lustspielen sind nur noch Bruchstücke übrig, die zugleich mit denen des Menander am besten von Meineke unter dem Titel „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berl. 1823), dann verbessert und berichtigt von demselben in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) und von W. Dindorf in der Ausgabe des Aristophanes (Par. 1838) herausgegeben worden sind. — Denselben Namen führten auch mehrere griechische Grammatiker, unter denen wir beson-

ders den Lexikographen **Philemon** nennen, welcher in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., nach Andern erst im 10. Jahrh. lebte und ein „Lexicon technologicum“ verfaßte, herausgegeben von Burney (Lond. 1812) und Osann (Berl. 1821).

Philes, Manuel, ein griechischer Dichter der spätesten Zeit, aus Ephesus gebürtig, blühte in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Er schrieb ganz im Geschmacke seiner Zeit, ein größeres Gedicht in Jamben, „Ueber die Eigenschaften der Thiere“, welches Pauw zuletzt herausgegeben hat (Utr. 1730, 4.), ferner mehrere Epigramme und andere kleinere Gedichte, von denen Wernsdorf unter dem Titel „Philae carmina graeca“ (Lpz. 1768, 2. Aufl., Danz. 1773) eine Ausgabe besorgte. Vgl. Thorlacius „De Manuele Phile iambographo graeco“ (Kopenh. 1813).

Philetas, ein elegischer griechischer Dichter und Freund des **Hermesianax** (s. d.), war aus Kos gebürtig und lebte seit 306 v. Chr. zu Alexandria am Hofe des Ptolemäus Lagi, der ihm den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder, besonders des Thronfolgers Ptolemäus Philadelphus, anvertraute. Sein Vater, ein Grammatiker, bewog ihn, sich der homerischen Kritik zuzuwenden, der er sich mit vielem Eifer widmete. Nebenbei trieb er auch Poesie, in der er, ganz im Geiste jener Zeit, große Gelehrsamkeit zur Schau trug. Dennoch ist der Verlust seiner Elegien sehr zu beklagen, da sie die alten Kunstrichter gleich nach denen des Kallimachus setzten und **Propertius** (s. d.) sie als Vorbild sich wählte. Der Sage nach war er von so dünner und leichter Gestalt, daß er Blei in den Sohlen tragen mußte, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden, und fand seinen Tode in Folge zu scharfen Nachdenkens über eine Art verfänglicher Schlüsse. Gute Sammlungen der erhaltenen Fragmente besitzen wir von Kaiser (Gött. 1793), N. Bach (Halle 1829) und Schneidewin im „Delectus poeseos graec. elegiacae etc.“ (Gött. 1838); eine treffliche deutsche Uebersetzung von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen“ (Frankf. 1826).

Philhellenen, d. i. Griechenfreunde, wurden vorzugsweise Diejenigen genannt, welche im griechischen Freiheitskampfe für die Griechen entweder selbst die Waffen ergriffen, wie z. B. der deutsche Graf Normann **Ehrenfels** (s. d.), der für Griechenlands Freiheit 1822 zu Missolunghi starb, oder dieselben mit Geld und andern Kriegsbedürfnissen unterstützten.

Philidor, François André **Danican** genannt, ein ausgezeichneter Schachspieler und Componist, geb. 1726 zu Dreux, machte als Kapellknabe unter des Kapellmeister Campra's Leitung so schnelle Fortschritte in der Musik, daß schon in seinem 11. Jahre eine von ihm componirte Motette am Hofe aufgeführt wurde. Nachdem er das Institut der Kapellknaben verlassen hatte, gab er in Paris Musikunterricht. Bald aber zeigte sich in ihm eine lebhaftere Neigung als die zur Kunst; er ward ein meisterhafter Schachspieler und beschloß dieses Spiel zum Werkzeug seines Glückes zu machen. Er trat deshalb 1745 eine Reise nach Holland, Deutschland und England an. In London ließ er 1749 seine „Analyse des Schachspiels“ drucken, welche oftmals neu aufgelegt wurde. Die Schachgesellschaft daselbst nahm ihn zum Mitglied auf und verpflichtete ihn, alle Jahre auf ihre Kosten nach London zu reisen. In Berlin gewann er (1750) 3 Spiele Schach, die er mit verbundenen Augen gegen 3 Meister zugleich spielte. Nach Frankreich 1754 zurückgekehrt widmete er sich von Neuem der Musik. Seine Composition von Drydens Ode „das Alexanderfest“ erhielt Händels Lob. Er arbeitete nun für das Theater de la Foire-Saint-Laurent, und nachdem seine erste komische Oper „der Schuster Blaise“ (1759) Beifall gefunden, ließ er jedes Jahr eine neue aufführen. Einige seiner Operncompositionen z. B. „Tom Jones“ und besonders der „Hufschmied“ wurden auch in Deutschland mit Beifall gegeben. Beim Ausbruch der Revolution reiste er nach London, wo er am 31. August 1795 starb. Seine Arien sind freier und mannigfaltiger als die der gewöhnlichen französischen Opern. Sein Styl hat etwas Kräftiges und Großartiges. Doch der Ruhm eines großen Schachspielers überragt bei ihm bei Weitem den eines Componisten.

Philipp griech. Name, s. v. a. Freund der Rosse) ist Eigenname vieler Fürsten, von denen die wichtigsten nach alphabetischer Anordnung ihrer Reiche im Folgenden angeführt werden.

Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, 1363—1404, der Stifter des jüngern Hauses Burgund (s. Valois), war der vierte Sohn des Königs Johann von Frankreich und wurde am 15. Jan. 1342 geboren. Schon als 14jähriger Jüngling schützte er in der Schlacht von Poitiers das Leben seines Vaters mit eigener Aufopferung und bewies dabei so glänzende Tapferkeit, daß er den Namen des Kühnen (le Hardi) erhielt. In dieser Schlacht fiel er zugleich mit seinem Vater in die Hände der Engländer, theilte mit diesem die lange Gefangenschaft zu London, und ward mit ihm erst 1360, durch den Frieden von Bretigny, in Freiheit gesetzt. Nach der Rückkehr verlieh Johann dem Sohne, den er sehr liebgewonnen, die zum Herzogthum erhobene Grafschaft Touraine. Drei Jahre später gab er ihm auch das 1361 mit der Krone vereinigte Herzogthum Burgund (s. d.) und erhob ihn außerdem zum ersten Pair von Frankreich. König Karl V. (s. d.), sein ältester Bruder, der 1364 den Thron bestieg, nahm ihm zwar Touraine wieder, bestätigte ihn aber im Besitz von Burgund. Im Jahre 1369 heirathete P. Margaretha, die Erbtochter des Grafen Ludwig's III. von Flandern, welche schon mit dem letzten Herzog von Burgund capetingischen Stammes vermählt oder verlobt gewesen war. Nach dem Tode seines Schwiegervaters 1384 erhielt er das Erbe Margaretha's, die Grafschaften Burgund, Flandern, Artois, Réthel, Nevers und vereinigte sie mit dem Herzogthume Burgund; obgleich diese Länder im Namen seiner Gemahlin bis zu deren Tode verwaltet wurden. Die Genter, welche sich mit Hülfe der Engländer gegen die burgundische Herrschaft wehrten, gewann er durch Nachsicht und Vorstellungen. Mit gleicher Weisheit verfuhr er in der innern Verwaltung seiner weiten Domainen. Er setzte in seiner Residenz Dijon sowie zu Lille Oberrechnungskammern ein und begünstigte aus allen Kräften das Emporblühen der Manufacturen, des Handels, der Künste und Gewerbe. Zum Nachtheil seiner Länder ließ er sich jedoch aus Ehrgeiz in die Partei- und Familienkriege Frankreichs verwickeln. Schon 1380, mit dem Tode Karl's V., gerieth er im Verein mit seinem ältern Bruder, dem Herzoge von Berri, in heftigen Streit gegen den ältesten, den Herzog von Anjou, welcher sich die unumschränkte Regentschaft während der Minderjährigkeit Karl's VI. (s. d.) anmaßte. Erst 1382, nach Anjou's Entfernung nach Neapel, gelang es ihm, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen. Nachdem aber der König 1388 seinen Regierungsantritt erklärt, mußte P. seinem Neffen, dem Herzoge von Orleans, wieder weichen. Als Karl VI. 1392 in Wahnsinn verfiel, ergriff P. unter dem heftigsten Widerstande des Herzogs von Orleans abermals das Staatsruder und schloß 1396 im Interesse seiner eigenen Staaten, deren Handelsverbindungen durch den Krieg litten, einen Waffenstillstand mit England. Der Herzog von Orleans benutzte zwar eine kurze Entfernung P.'s vom Hofe im April 1402, um die Regentschaft an sich zu reißen, mußte dieselbe aber, als P. zu den Waffen griff, demselben wieder überlassen. In Folge der Feindseligkeiten, welche die Engländer an der flandr. Küste gegen den Grafen von Saint-Pol eröffneten, ging P. im April 1404 nach Flandern. Auf dieser Reise überfiel ihn eine epidemische Krankheit, der er am 27. April 1404 unweit Brüssel erlag. Ein überaus glänzendes Hofleben und die fortgesetzten Rüstungen, durch welche er nur seine Autorität als Regent von Frankreich behaupten konnte, hatten ihn aufs tiefste verschuldet. Zu seiner feierlichen Beisetzung in Saint-Denis mußte man eine Anleihe machen. Er war ein Mann von großen Fähigkeiten, von Lebenserfahrung, Ritterlichkeit und, ungeachtet seines Ehrgeizes, ein edelmüthiger Charakter. — Sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene, 1404—19, geb. am 28. Mai 1371, folgte ihm in den burgundischen Ländern. Bei weitem furchtbarer, unternehmender und gewaltthätiger als der Vater, gerieth er sogleich mit dem Hause Orleans (s. d.) in tödlichen Kampf um die Regierungsgewalt. Erst nachdem er 1407 seinen Nebenbuhler zu Paris auf offener Straße hatte ermorden lassen, gelang es ihm, der Königin Isabelle das Staatsruder aus den Händen zu winden. In dem

Bürgerkriege, der jetzt ausbrach, überließen sich beide Parteien, die orleanische (s. Armagnacs) wie die burgundische, unglaublichen Ausschweifungen. Heinrich V. (s. d.) von England benutzte diese Wirren zu einem Einfall in Frankreich und Johann verband sich im Oct. 1416 mit demselben förmlich zur Eroberung und Theilung der franz. Länder. Im Aug. 1417 überwältigte er Paris und vertilgte seine Feinde zu Tausenden, während die Engländer in der Normandie hausten. Scheinbar söhnte er sich, um sich des Bündnisses mit Heinrich V. zu entledigen, mit dem Dauphin, dem spätern Karl VII. (s. d.) aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft am 10. Sept. 1419 auf der Brücke von Montereau von dessen Begleitern ermordet. — Sein einziger Sohn und Nachfolger aus der Ehe mit Margaratha von Bayern, **Philipp der Gütige**, 1419—67, geb. zu Dijon 1396, war einer der mächtigsten Fürsten des 15. Jahrhunderts. Um den Tod seines Vaters zu rächen, bemächtigte er sich durch die Königin, die ihren Sohn den Dauphin unnatürlich haßte, zunächst der Regierungsgewalt, uud begünstigte durch große Verheißungen gewonnen, auch den Vertrag von Troyes, am 21. Mai 1420, durch welchen Frankreich an die Dynastie Heinrich's V. von England überliefert werden sollte. Er erkannte nach dessen und des wahnsinnigen Karl's VI. Tode den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich an und setzte im Verein mit den Engländern den Kampf gegen den rechtmäßigen Karl VII. von Valois fort. Der Ehehandel der schönen Jacobäa (s. d.) von Hennegau klärte ihn indessen seit 1424 über sein wahres Interesse auf. Konnte die Vereinigung der Kronen Frankreich und England wirklich zu Stande kommen, so mußte er selbst zu einem kleinen, abhängigen Fürsten herabsinken. Er beschloß deshalb als Vermittler zwischen den Kämpfenden aufzutreten und sein Schiedsrichteramt Karl VII. theuer zu verkaufen. Am 6. Aug. 1435 eröffnete er zu Arras eine Friedensverhandlung zwischen den Engländern und Karl VII., in welcher er Letzterm die Krone von Frankreich, Erstern aber die Normandie nebst einigen andern Provinzen zusprach. Die Engländer verwarfen diese Bedingungen und P. schloß am 21. Sept. 1435 mit Karl VII. einen Separatfrieden und trennte hierauf die Seinigen von den englischen Truppen. Dieser Frieden bereicherte ihn mit einer Menge französischer Provinzen, die er nun zu Burgund schlug. Einige Jahre vorher hatte er auch durch Beraubung seiner Cousine, Jacobäa, Hennegau und ganz Holland an sich gebracht. Die schweren Auflagen, die er seinen Ländern im Kriege auflegte, brachten namentlich die Genter zu wiederholter Empörung. P. schlug dieselben am 14. Juli 1451 in einer furchtbaren Schlacht, wobei 20,000 Rebellen durchs Schwerdt oder in der Schelde umkamen. Desto segensreicher gestaltete sich seine Regierung nach dem Frieden; Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten in den burgund. Ländern empor und machten dieselben zum Mittelpunkt der mittelalterlichen Cultur und Civilisation. Nach der Einnahme von Konstantinopel faßte P. den Plan zu einem großen Kreuzzuge gegen die Türken, suchte sich darüber mit den deutschen Reichsfürsten zu einigen und empfing selbst die Gesandten der Perser, Armenier und aus Trebisond. Besorgnisse indeß vor den eifersüchtigen Absichten Karl's VII., dessen Erbprinzen, Ludwig XI. (s. d.), er in seinen Staaten aufnahm, vereitelten das Unternehmen. Sein Lebensabend wurde durch die Streitigkeiten mit seinem eigenen Sohne und die Anmaßungen des undankbaren Ludwig's XI. getrübt. Er starb am 15. Juli 1467 zu Brügge. Sein Hof war der glänzendste seiner Zeit. Aus seiner letzten Ehe mit Isabella von Portugal hinterließ er den Sohn und Nachfolger Karl den Kühnen (s. d.), durch dessen Erbtochter Maria die burgund. Hauptmacht an das Haus Oesterreich gelangte. Vgl. Barante „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois" (10 Bde., Par. 1824).

Philipp II. August, König von Frankreich, 1180—1223, der Sohn und Nachfolger Ludwig's VII., wurde am 25. August 1165 geboren, erhielt durch den Bischof Clemens von Metz eine treffliche Erziehung und zeigte schon als Knabe einen kräftigen Geist und große Selbständigkeit des Charakters. Sein Vater nahm ihn, nach der Sitte der Capetinger, schon 1179 zum Mitregenten an, ließ ihn zu Rheims krönen und verheirathete ihn zugleich mit Isabella von Hennegau, dem letzten directen Sprößling der Karolinger und

befestigte dadurch den Thron in den Augen des Volks. Als sein Vater am 18. Sept. 1180 starb, übernahm der Graf von Flandern, der Oheim seiner Gemahlin, die Vormundschaft, mußte sich aber mehr mit der Rolle eines Ministers begnügen. Den Anfang seiner Regierung bezeichnete P. mit drei Edicten, die ganz dem Geiste seiner Zeit entsprachen. Das erste verurtheilte alle Ketzer zum Feuertode; das andere verordnete die Austreibung aller Gaukler, Schauspieler und Possenreißer; das dritte befahl, daß alle Lästerer und Schwörer bei Gottes Haaren und Zähnen, wenn dieselben niederen Standes, ersäuft, von vornehmem Stande aber mit Geld gestraft werden sollten. Im April 1182 wurden die zahlreichen Juden der Erbländer, die den Handel an sich rissen, das Volk durch Wucher aussogen und sich den Leistungen entzogen, ihrer Güter beraubt und ebenfalls aus dem Lande vertrieben. Nach dem Tode seiner Gemahlin gerieth P. mit dem Grafen von Flandern in Streit, nöthigte diesen, die Grafschaft Vermandois abzutreten und beschränkte mit kräftiger Hand die aristokratischen Gewaltthätigkeiten. Wegen Poitou entzweite er sich mit Heinrich II. von England, und nur die Vermittelung des Papstes verhinderte den Ausbruch offener Feindseligkeiten. Jerusalems Eroberung durch Saladin 1187 erweckte abermals den Fanatismus heiliger Kriege, und nach geschlossenem Friedensvertrag zwischen P. und Richard I., Löwenherz, Heinrich's Nachfolger, traten beide Fürsten, 1190, nach ihrem Zusammentreffen bei Sicilien und ungeachtet der zwischen beiden Nationen herrschenden Eifersucht den Kreuzzug an. Bei der Erstürmung von Ptolemais hatte schon wegen gröblicher Beleidigungen Leopold von Oesterreich mit seinen Truppen Asien verlassen; ihm folgte P., der nur einen kleinen Theil seines Heeres zurückließ, nahm nach seiner Rückkehr dem Grafen von Flandern Artois und verheirathete sich mit Ingelberga, Schwester des dänischen Königs, die er aber sogleich wieder verstieß. Während Richard in Trifels gefangen gehalten wurde, verleitete und unterstützte er dessen Bruder Johann in seinen Ansprüchen auf Englands Thron und eroberte ungeachtet des Eides, mit welchem beide Könige den Frieden während des Kreuzzuges beschworen hatten, 1192, einen Theil der Normandie. Die Engländer, treu ihrem Könige, kauften ihn aus der den Kaiser Heinrich VI. wenig ehrenden Gefangenschaft für eine Million Thaler los, und an der Spitze eines Heeres vernichtete Richard P.'s Eroberungspläne, welcher Krieg abwechselnd bis an Richards Tod 1199 fortdauerte. Wegen seiner dritten Verheirathung drohete Papst Cölestin, welcher diese Ehe für ungültig erklärte, mit dem Bannstrahle, den Innocenz III. wirklich gegen den ungehorsamen Sohn der Kirche schleuderte, so daß sich P. genöthigt sah, seine dritte Gemahlin zu verstoßen nnd Ingelberga zu gestatten, getrennt von ihm, als Königin zu leben. Der Krieg mit England brach heftig aus, als Arthur von Bretagne von Johann von England gefangen und ermordet, und die Heirath Ludwig's, P.'s Sohn, mit Blanca von Castilien, Johanns Nichte, vereitelt worden war. P. nahm die wichtige Grenzfeste Chateau-Gaillard und vereinigte mit der Krone Frankreichs 1204 die Normandie, welche seit Karl dem Einfältigen 912 genommen war, so wie später ganz Maine, Anjou, Poitou und Nantes. Johann's Versuch, 1206 die verlornen englischen Besitzungen in Frankreich wieder zu erobern, war nicht glücklicher als die früheren; da predigte Innocenz III. 1208 das Kreuz gegen die Albigenser im südlichen Frankreich, welche unter dem Grafen Raimund von Toulouse und Peter von Aragonien Schutz fanden, und nahm auch P. nicht selbst an diesen Henkerskriegen Theil, so mehrte er doch durch feile Söldner die Zahl der heiligen Häscher. Als England unter dem Interdicte seufzte 1208, rüstete P. eiligst eine Flotte aus, um dieses Reich in Besitz zu nehmen, und da Johanns Demüthigung seinen Plan vereitelte 1213, wendete er seine Waffen gegen Flandern, und verlor er auch seine Flotte, so siegte doch sein Sohn über Johann, P. selbst über Kaiser Otto IV., Johanns Bundesgenossen, 1214 bei Bovines, welchen Sieg er durch die Gründung der Abtei Notre-Dame de la victoire bei Senlis verewigte. Er unterstützte die Bewerbungen seines Sohnes Ludwig um die Krone von England, wo Johann entsetzt war; doch des Letzteren Tod, sowie der Papst, der Vater und Sohn in den Bann that, vereitelten ihre Pläne, indem Heinrich III. folgte und mit Frankreich einen Waffenstillstand schloß, der nur durch die Eroberung von La Rochelles unterbrochen ward.

P. starb im 43. Regierungsjahre am 14. Juli 1223. Durch sein militärisches Talent, seine geistige Ueberlegenheit über die damaligen Könige Englands, durch glückliche Kriege und nicht minder durch seine Ungewissenhaftigkeit in der Politik, gelang es ihm, die Grenzen seines Reiches zu erweitern und durch Einführung eines stehenden Heeres zu schützen. Er vereinigte viele Kammergüter mit der Krone, bildete die Pairskammer und legte den ersten Grund zur Souveränetät seiner Nachfolger. Als gläubiger Sohn der römischen Curie verfolgte er die Ketzer, begünstigte jedoch die Wissenschaften, legte Landstraßen an und verschönerte Paris durch zahlreiche Gebäude. Er führt in der Geschichte den Beinamen „der Eroberer". Vgl. Capefigue „histoire de Ph. Auguste" (4 Bde., Par. 1829).

Philipp IV., der Schöne, König von Navarra und Graf von Champagne, geb. zu Fontainebleau 1268, folgte seinem Vater P. III. 1285 auf dem Throne Frankreichs. Beim Antritt seiner Regierung schloß er mit den Königen von Castilien und Aragonien Frieden und bestimmte seinen Bruder Karl von Valois und seinen Vetter Karl II. von Neapel auf die Krone Siciliens zu verzichten. Nachdem zwischen ihm und Eduard I. von England der wegen Handelsbeeinträchtigungen veranlaßte Krieg beendet war, und P. in demselben zugleich auch über Englands Bundesgenossen Kaiser Rudolph von Nassau und den Grafen von Flandern Vortheile errungen hatte, verbündete er sich mit Eduard I., um den päpstlichen Eingriffen in weltliche Dinge zu trotzen und die Macht der Könige aufrecht zu erhalten. Bonifacius VIII. (s. d.) begann den Kampf mit P., welcher statt die Tiara zu heben, Petrus Stuhl erschütterte und dem Inhaber desselben den Heiligenschein raubte, die Herrscher Roms fast 60 Jahre in die Gewalt des Pariser Hofes brachte und zu fast willenlosen Werkzeugen französischer Intriguen machte. Die Bulle nämlich, in der Bonifacius 1296 den Geistlichen befahl, an keinen weltlichen Regenten Geld zu steuern, beleidigte P. um so mehr, da sie in einer Zeit erschien, als dieser zu den Kriegen mit England große Summen nöthig hatte. Daher erfolgte ein königl. Decret, in welchem den Geistlichen bei Strafe der Entsetzung verboten ward, nach fremden Ländern Geld zu schicken. Ueber P., der mehrere Streit- und Schmähschriften mit dem Papste wechselte, ward 1303 die Excommunication ausgesprochen, jedoch die Bekanntmachung derselben verhindert, indem der päpstliche Bote gefangen gesetzt und in demselben Jahre zu Paris gegen Bonifacius, als den ausschweifendsten und unwürdigsten Menschen, der Proceß eröffnet wurde, der deshalb, jedoch vergeblich, Kaiser Albrecht zum Kriege gegen P. zu reizen suchte. Zu Anagni, wohin sich Bonifacius geflüchtet hatte, überfielen ihn P.'s Diener, welche ihn mißhandelten und gefangen hielten, wonach er in Raserei alsbald starb. In Clemens V. erwählte sich P. den neuen Papst, der auch 1309 seine Residenz zu Avignon aufschlug. Weniger glücklich, als gegen den Papst, war P. im Kriege gegen Flandern und in den Versuchen, nach Albrecht's Tode seinen Bruder Karl von Valois auf den deutschen Kaiserthron zu bringen, da die deutschen Fürsten schon Heinrich VII. gewählt hatten. Die reichen und ausgedehnten Besitzungen der Tempelherren in Frankreich hatten schon längst Philipp's Habsucht gereizt; er beeinträchtigte sie mehr und mehr in ihren Rechten, und um einen Schein des Rechtes zu ihrer gewaltsamen Vernichtung, eine Entschuldigung für die unerhörten und unmenschlichen Grausamkeiten zu finden, die an ihnen seit ihrer Gefangennehmung 1306 bis zur wirklichen Aufhebung ihres Ordens durch Clemens V. 1311 begangen wurden, beschuldigte man sie der Abgötterei, der geheimsten, niedrigsten Sünden und der Aufreizung des Pöbels gegen die Obrigkeit (s. Tempelherren). Dem letzten Versuche zur Unterjochung Flanderns widersetzte sich das ganze bewaffnete Land, so daß P. zu einem Vergleiche gezwungen ward, dessen Ende er nicht erlebte; er starb den 29. Nov. 1314. Ruhm- und Geldgierde, Herrsch- und Habsucht sind die unverkennbaren Züge in P.'s Charakter. Sie verleiteten ihn oft, seine Unterthanen ohne Noth durch Lasten und Abgaben zu drücken, sie machten ihn unerbittlich streng und ließen ihn stets mitleidslos, ja oft grausam handeln.

Philipp VI., König von Frankreich 1328—50, der erste aus dem Hause Valois, war 1320 Statthalter des heiligen Stuhles zum Schutze gegen den Visconti zu

Mailand und ward nach dem Tode seines Vetters Karl IV., mit welchem 1328 die capetingische Hauptlinie erlosch, König von Frankreich, worauf auch Eduard III. von England, Enkel P.'s IV., Ansprüche machte, ungeachtet ihn das salische Gesetz von der Thronfolge ausschloß. P. verzichtete 1335 gegen Entschädigung auf Navarra und unterstützte Robert von Flandern gegen seine rebellischen Unterthanen; aber ungeachtet seiner friedlichen Gesinnungen zeigten sich Vorboten des Krieges zwischen England und Frankreich, da Eduard den verbannten Robert von Artois mit der Grafschaft Richmond beschenkte, P. dagegen sich des vertriebenen schottischen Königs angenommen hatte. Von beiden Seiten rüstete man sich zum Kriege, den Eduard 1339 in Flandern begann und unterstützt von dem Rebellenoberhaupte Jakob Artevelde, nahm Eduard den Titel eines Königs von Frankreich an. Mit einem starken Heere hinderte P. das Vordringen des Feindes in Flandern, und verlor er auch 1340 die Kriegsflotte, so wurde doch wegen der Friedensunterhandluugen die Belagerung von Tournay aufgehoben. P.'s Weigerung seinem Gegner die Lehnsverbindung wegen Guyenne zu erlassen, sowie der Tod des letzten Herzogs von Bretagne, dem zufolge zwei Prätendenten auftraten, schürte die Kriegsflamme von Neuem an. Eduard, Beschützer des Einen, erschien 1343 mit einem Heere in Bretagne; der französische Kronprinz aber schloß ihn ein, und Eduard konnte nur durch Abschließung eines 3jährigen Waffenstillstandes die gänzliche Vernichtung seines Heeres verhindern. Nach Beendigung desselben fiel Eduard 1346 in die Normandie ein, nahm Caen, wollte Rouen belagern und ging, da alle Brücken über die Seine abgebrochen waren, längs des Flusses auf Paris los, während P. auf der andern Seite folgte. Da erkannte P. seinen Fehler, daß ihm der Rückzug abgeschnitten war; nur die ausgezeichnete Taktik des englischen Führers konnte das Heer retten, und gebot, die Richtung nach Flandern einzuschlagen. Bei Crecy, wo Eduard in vortheilhafter Lage sich befestigt hatte, erreichten die Franzosen 1346 die Feinde; aber der unüberlegte, zu hitzige Angriff gab der Schlacht eine unglückliche Wendung, so daß die Engländer, welche sich hier schon des Schießpulvers und der Kanonen bedienten, den vollständigsten Sieg errangen und P. 1347 zu einem nachtheiligen Waffenstillstande zwangen. Vor seinem Tode erhielt er durch Schenkung die Dauphiné mit der Bedingung, daß der jedesmalige Kronprinz von Frankreich Wappen und Titel eines Dauphins führen sollte. P. starb 1350. Er war ein tapferer, verständiger Herrscher, ein gutmüthiger König, glücklich in seinen ersten, desto unglücklicher in seinen letzten Regierungsjahren. Die langen Kriege mit England, dessen Herrscher ihm in der Kriegskunst überlegen war, zwangen ihn, fortwährend die Auflagen zu erhöhen und eine Salzsteuer einzuführen, weshalb ihn die Engländer spottweise „den Urheber des salischen Gesetzes" nannten. Johann XII. gab ihm, wegen seiner Ergebenheit an den römischen Stuhl, den Ehrennamen des Katholischen.

Philipp I., der Großmüthige, Landgraf von Hessen, ward den 13. Nov. 1504 in der Nähe der pfälzischen Stadt Caub geboren, welche die Hessen unter Wilhelm, seinem Vater, belagerten. Nach dessen Tode lebte er von 1509 unter der Vormundschaft seiner Mutter und trat nach seiner Mündigsprechung, 14 Jahre alt, 1518 die Regierung seines Landes an. Er demüthigte Franz von Sickingen in einer Fehde, war unter den Fürsten, welche 1524 auszogen, den Bauernaufruhr zu dämpfen, was durch die Schlacht bei Frankenhausen gelang, und wurde daselbst mit Johann, Kurfürst von Sachsen, befreundet und für die Sache der Reformation gewonnen. In demselben Jahre erließ er schon das Edict in Bezug auf die Predigt des Evangeliums und die Moralität der Geistlichen, und um der neuen Lehre zum Siege zu verhelfen, ihre Bekenner vor feindlichen Angriffen sicher zu stellen, kam auf sein feuriges Anrathen zwischen ihm und dem Kurfürsten von Sachsen 1526 das Schutz- und Trutzbündniß zur Torgau zu Stande, worauf sich Philipp auf dem Reichstage zu Speier einfand und den Rechten der lutherischen Kirche kräftig und muthig das Wort redete. In sein Land zurückgekehrt begann er die Reformation nach einem großen Plane; die Mönche mußten die Klöster räumen, deren Güter eingezogen und zu zeitgemäßen und wohlthätigen Zwecken verwendet wurden; er bestätigte die von Franz Lam-

bert entworfene Ordnung der Kirchen des Landes und stiftete 1527 die Universität zu Marburg. Zu den fortwährenden Kriegsrüstungen trieb ihn sein Eifer, welchen die Nachricht Ottos von Pack erhöhte, daß die katholischen Fürsten ein Bündniß zur Unterdrückung der Reformation geschlossen haben sollten. Unter solchen Umständen unterschrieb er die Protestation auf dem Reichstage zu Speier 1529, übergab zu Augsburg 1530 das Glaubensbekenntniß, und weder die persönlichen Vorstellungen des Kaisers, noch die politischen Vortheile, die ihm gezeigt wurden, konnten ihn einer Sache untreu machen, deren Segen für die Menschheit in seiner ganzen Größe vor dem Auge seines Geistes entfaltet lag. Im höchsten Zorne verließ er mit seinem zahlreichen kriegerischen Gefolge den Reichstag, wohnte, nachdem er sich mit den Kantonen Zürich, Basel und Straßburg auf 6 Jahre bei den Angriffen auf die Religion verbündet hatte, der Zusammenkunft des Kurfürsten von Sachsen, der Markgrafen von Anhalt und Brandenburg und des Grafen von Mansfeld zu Schmalkalden bei und ward mit dem Kurfürst von Sachsen 1531 Haupt des schmalkaldischen Bundes. Er weigerte sich den Nürnberger Religionsfrieden 1532 zu unterzeichnen, bewirkte durch die Niederlage des Königs Ferdinand bei Lauffen 1534 die Wiedereinsetzung Ulrich's in seine würtembergischen Lande und sicherte durch den Vergleich zu Cadan in Böhmen die äußere Festigkeit der Reformation, welche die Einigung des Kurfürsten und Herzogs von Sachsen noch mehr erhöhete. Im Jahre 1536 brachte er in Kassel und Wittenberg eine sogenannte Concordienformel zu Stande und stand seit 1535 mit Johann Friedrich dem Großmüthigen an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes (s. d.). Siegreich bekämpfte er 1542 den Herzog Heinrich den Jüngern (s. d.) von Braunschweig, mußte sich aber nach der Schlacht bei Mühlberg dem Kaiser Karl V. unterwerfen. Er vertraute hierbei der günstigen Vermittelung seines Schwiegersohnes, des Herzogs Moritz von Sachsen, wurde aber gegen den Sinn der Capitulation vom Kaiser gefangen gehalten, mußte sein Geschütz ausliefern und 150,000 Fl. Strafgelder bezahlen. Erst 1552 am 3. Sept. erhielt er durch den vom Kurfürst Moritz (s. d.) erzwungenen Passauer Vertrag seine Freiheit wieder. Nach seiner Rückkehr in seine Erbstaaten sendete er den französischen Hugenotten Hülfstruppen zur Unterstützung. Er befleißigte sich fortan einer löblichen Regierung, theilte sein Land unter seine vier Söhne (s. Hessen) und starb am 31. März 1567. Mit Genehmigung seiner Gemahlin Christine, die erst 1549 starb, und nachdem er Luther's und Melanchthon's Zustimmung erhalten, ließ er sich 1540 Margarethe von Saale (gewöhnlich die linke Landgräfin genannt) vermählen und zeugte mit ihr sechs Söhne und eine Tochter. Seine Tochter Agnes vermählte er 1541 mit Herzog Moritz von Sachsen. Er war ebenso großherzig und tapfer als kenntnißreich und thätig, aber zu wenig staatsklug in seinen Handlungen. Große Verdienste erwarb er sich um die Reformation, den allgemeinen Landfrieden und besonders um Hessen. Vergl. Rommel „P. der Großmüthige, Landgraf von Hessen, nebst einem Urkundenbuche" (3 Bde., Gieß. 1830).

Philipp, August Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg, geb. am 11. März 1779 zu Homburg vor der Höhe, trat 1794 als Hauptmann in holländische Dienste und kam in französische Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Freilassung im Jahre 1795 trat er als Freiwilliger in die österreichische Armee, machte als solcher den Feldzug in Bayern und am Oberrhein mit, und ward 1797 Hauptmann im Linieninfanterieregimente Stain, darauf wurde er Major, 1805 Oberstlieutenant im Linienregimente Erzherzog Ferdinand Nr. 2, und bald darauf Oberst dieses Regiments. Von 1806—9 hielt er sich in Wien auf, wohnte 1809 den Schlachten bei Landshut, Regensburg, Aspern und Wagram bei und wurde bei Aspern zum Generalmajor befördert, bei Wagram aber schwer verwundet. Vom zweiten Wiener Frieden an bis 1812 befand er sich als Brigadier in Wien. Im Jahre 1812 nahm er Theil an den Gefechten bei Podubine und Slonym, und wurde in demselben Jahre znm Oberst-Inhaber des 19. Linieninfanterieregiments und 1813 zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Er war in den Schlachten bei Dresden, Kulm, Leipzig und im Gefecht bei Hochheim gegenwärtig, wurde im Nov. 1812 Gouverneur von Frankfurt a. M. und führte im Feldzuge von 1814 das Commando des 6.

Armeecorps der Verbündeten, mit denen er bis Lyon kam. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba war er 1815 als Divisionär thätig bei dem Rheinübergange bei Germersheim und in den Gefechten bei Straßburg. Von 1815—20 befand er sich wieder als Divisionär in Wien; doch verwandte man ihn auch zu mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen, wie 1818 nach Rußland und 1820 nach England. In Folge der politischen Ereignisse in Neapel ging er 1821 an der Spitze des österreichischen Armeecorps dorthin, wo er bis 1825 Gouverneur war. In diesem Jahre wurde er commandirender General in Illyrien, Innerösterreich und Tirol, mit dem Wohnsitze zu Grätz und 1827 in gleicher Eigenschaft nach Galizien, mit dem Wohnsitze Lemberg, versetzt, wo er bis Ende des J. 1829 blieb. Hierauf kehrte er in derselben Dienststellung wieder nach Grätz zurück. Im Jahre 1826 hatte er inzwischen eine diplomatische Sendung nach Rußland, zur Krönung des Kaisers Nikolaus, vollführt und die Zeit von 1828—29, während des russisch-türkischen Feldzugs, in Aufträgen seines Hofes im russischen Hauptquartiere zugebracht. Eine weitere diplomatische Sendung führte ihn 1829 und 1830 nach Warschau. Im J. 1832 wurde er Generalfeldzeugmeister. Noch befand er sich in Grätz, als ihm durch den am 19. Jan. 1839 erfolgten Tod seines Bruders Ludwig Wilhelm Friedrich die Regierung der Landgrafschaft Hessen-Homburg zufiel. Er nahm auch dieselbe durch ein von Grätz aus datirtes Patent an, ermächtigte aber für die Zeit seiner Abwesenheit seinen jüngern Bruder, den Prinzen Gustav, zur interimistischen Führung der Regierung. (S. Hessen-Homburg.) Er blieb in den Diensten des Kaiserhauses Oesterreich, begab sich aber im Juli 1839 in seine Landgrafschaft, uud wurde, als der Gouvernementswechsel der Bundesfestung Mainz von Preußen an Oesterreich für die nächsten 5 Jahre eintrat, im Aug. 1839 zum Gouverneur jener Festung ernannt, welche Stelle er auch am 29. Oct. 1839 activ antrat. Der Landgraf hatte sich 1838 in morganatischer Ehe mit der verwitweten Freifrau von Schimmelpfennig einer Bürgerlichen, welche vom König von Preußen zur Gräfin von Naumburg erhoben wurde, vermählt. Er starb am 15. Dec. 1846, worauf ihm sein Bruder Gustav, österreichischer Feldmarschalllieutenant, geb. am 17. Febr. 1781, in der Regierung folgte. Dieser ist seit 1818 mit der Prinzessin Luise Friederike von Anhalt-Dessau vermählt, aus welcher Ehe nur noch zwei Prinzessinnen am Leben sind, da der Prinz Friedrich, geb. am 6. April 1830, am 5. Jan. 1848 gestorben ist. Landgraf Gustav starb aber ebenfalls am 7. Sept. 1848 und ihm folgte nun sein jüngster Bruder Ferdinand, geb. am 26. April 1783, welcher österreichischer General-Feldmarschalllieutenant ist und im Jan. 1850 seinem Ländchen eine Verfassung gab.

Philipp von Macedonien war der dritte Sohn Amyntas II. und der Eurydice, Vater Alexander des Großen. Er wurde von seinem Bruder Alexander als Geißel nach Theben geschickt, wo er im Hause des Epaminondas lebte, durch dessen Umgang seine vortrefflichen Anlagen sich herrlich entwickelten. Nach dem Tode seines Bruders Perdikkas entwich er aus Theben und übernahm im Namen seines Neffen, des unmündigen Amyntas, die Regierung, wurde aber bald von den Macedoniern zum Könige ausgerufen, 360 v. Chr. Der Thron wurde ihm von allen Seiten her streitig gemacht, indem ein thracischer Fürst den Pausanias als Kronprätendenten aufstellte, Athen den Argäus unterstützte, die Päonier von Norden her in das Land drangen, und die Illyrier das Reich überschwemmt hatten. Allein er entledigte sich aller seiner Feinde entweder durch List oder mit Gewalt, und bildete sich in den Kriegen gegen dieselben ein tapferes und geübtes Heer. Um seine Finanzen zu verbessern trachtete er nach dem Besitze der griechischen Pflanzstädte an der macedonischen Küste und der goldreichen Bergwerke des Pagäus. Amphipolis, das er vorher für frei erklärt hatte, griff er unter nichtigem Vorwande an und eroberte es 358, so wie er sich auch 357 der genannten Bergwerke bemächtigte, die ihm jährlich 1000 Talente eintrugen. Um seine Pläne gegen Griechenland auszuführen, mischte er sich in die Angelegenheiten Thessaliens, verdrängte auf Bitten der Aleuaden den Tyrannen Lykophron von Pherä 356, der sich jedoch mit den Phocensern unter Onomarchus verband, aber mit ihm geschlagen wurde 352, worauf Philipp in drei Hauptstädte des Landes macedonische Be-

satzungen legte und es später 344 völlig zu einer macedonischen Provinz machte. Zugleich wollte er es versuchen 352, nach Besiegung des Onomarch durch die Thermopylen in Phocis einzufallen, wurde jedoch durch die Wachsamkeit der Athener, welche den Paß noch zeitig genug besetzten, daran gehindert. Nun richtete er sein Augenmerk auf die mächtige griechische Pflanzstadt Olynth auf der Halbinsel Chalcidice, die er, da die athenische Hülfe unter Chares zu spät kam, mit List und Gewalt eroberte 348. Ja er wußte es dahin zu bringen, daß er die erbitterten Athener nicht nur aus Euböa verdrängte, sondern sogar einen für ihn günstigen Frieden mit denselben abschloß 347, der ihm den Weg durch die Thermopylen bahnte 346. Er beendete nämlich den schon seit 356 dauernden heiligen Krieg gegen die Phocenser und wußte es dahin zu bringen, daß er Sitz und Stimme im Amphiktyonenrathe erhielt und den Vorsitz bei den pythischen Spielen. So war sein Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten fest gegründet. Um indeß seine Absichten gegen die Freiheit Griechenlands nicht zu offenkundig werden zu lassen, wandte er sich jetzt nach Thracien und Illyrien und vergrößerte auch hier den Umfang seines Reichs; als er aber Perinthus 342 belagerte und Byzanz bedrohte, vereitelten die Athener durch Absendung einer Flotte unter Phocion seine Absichten. Nun wandte er sich gegen die Barbaren an der Donau und schien die Angelegenheiten Griechenlands ganz aus den Augen zu verlieren; allein um so thätiger wirkte für ihn die Partei, welche er sich durch Geschenke und Bestechungen in Griechenland und namentlich in Athen zu verschaffen gewußt hatte, und das Haupt derselben, Aeschines, brachte es in der Versammlung der Amphiktyonen dahin, daß er zum Feldherrn gegen die Lokrer von Amphissa im dritten heiligen Kriege erwählt wurde 339. Er drang in Griechenland ein, überwältigte die Lokrer und besetzte dann, statt nach Macedonien zurückzukehren, die wichtige Grenzstadt Elatea. Da vereinigten sich die enttäuschten Athener auf Demosthenes Rath mit den Thebanern und rückten unter Chares und Lysikles in die Ebene von Chäronea. Allein auch hier trug Philipps kriegsgeübtes Heer den Sieg über die Griechen davon 338, und Athen ward genöthigt, Frieden zu schließen. Griechenlands Abhängigkeit von Macedonien war entschieden, und zu Korinth wurde Philipp zum Oberfeldherrn des beabsichtigten großen Zuges gegen Persien gewählt. Allein noch ehe er sich an die Spitze des Heeres stellen konnte, wurde er bei der Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige Alexander von Epirus zu Aegä von Pausanias ermordet 336. So hoch er als Feldherr und Staatsmann steht, so beflecken doch Habsucht, Verschwendung, Hinterlist, Treulosigkeit, Unmäßigkeit und Wollust seinen Charakter als Mensch, und wenn er auch oft Mäßigung im Glück zeigte, so war diese doch nur eine Folge seiner selbstsüchtigen Politik. Vgl. Olivier „Histoire de P., roi de Macedoine“ (2 Bde., Par. 1740 bis 60); Leland „History of the life and reign of Philipp“ (2 Bde., Lond. 1761, 4.) und Brückner „König P., Sohn des Amyntas von Macedonien und die hellenischen Staaten“ (Gött. 1837). — **Philipp III.**, ein Sohn Demetrius' II., gelangte im Jahre 221 auf den Thron Macedoniens, zu einer Zeit, wo dieses Reich nach langem Frieden, kräftig dastand, und dessen Selbständigkeit, gestärkt durch das Bündniß mit den Achäern keinen äußern Feind fürchten zu dürfen schien. Demungeachtet sah es sich durch die Römer schnell dem Untergange entgegengedrängt. P. hatte trotz des Vertrages mit den Römern das unter römischen Schutze stehende Illyrien beunruhigt und den Karthagern Hülfstruppen gesendet, und als nun auch König Attalus von Pergamus und die Republik Rhodus gegen die Absichten P.'s Hülfe in Rom suchten, so benutzten die Römer die Zeit nach der glücklichen Beendigung des zweiten punischen Kriegs, um Macedoniens Macht zu beschränken und ihren Einfluß im Osten festzustellen. Der Krieg zog sich anfangs langsam hin, bis Titus Quinctius Flamininus den Oberbefehl erhielt, der bald ganz Epirus und den achäischen Bund auf die Seite Roms brachte und P. selbst 197 v. Chr. bei **Kynoskephalä** (s. d.) aufs Haupt schlug, der nun der Hegemonie über Griechenland entsagen und alle griechischen Landschaften und Städte, die er bisher besetzt hatte, räumen mußte. Von Natur argwöhnisch und grausam, lieh jetzt P. mehr als je Schmeichlern und Verläumdern sein Ohr und ließ auf die Einflüsterungen seines mit einer Beischläferin erzeugten natürlichen

Sohnes Perseus (s. d.) seinen einzigen rechtmäßigen Sohn und Thronerben Demetrius durch Gift umbringen, starb aber 179 v. Chr. aus Reue und Gram darüber.

Philipp, Herzoge von Orleans, s. Orleans.

Philipp II., von 1556 bis 1598 König von Spanien erbte von seinem Vater Carlos (Karl V. in Deutschland) sämmtliche spanische Besitzungen: Spanien, die Niederlande, die er schon seit 1555 beherrschte, Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand, Tunis in Afrika, die canarischen Inseln und die Inseln des grünen Vorgebirges, in Amerika die Inseln Jamaica, San Domingo, Margaritha, Portorico und Cuba und die Kaiserthümer Alt-Mexiko, Peru und Chili. Zu diesen Besitzungen kamen später noch ganz Portugal und in der neuen Welt die Manila-Inseln, Neu-Merico und Neu-Navarra. Karl war ein kluger, der Verstellung sehr fähiger, umsichtiger und gewandter König, der in Spanien die Rechte und Freiheiten des Volks durch allmälige Beschränkung der Stände (Cortes) zu unterdrücken und für sich unumschränkte Herrschaft zu erwerben gestrebt hatte, ohne etwas zu thun, was für Spanien von heilbringenden Folgen gewesen wäre. Seine kostspieligen Kriege mit Franz I. von Frankreich brachten ihm zwar Ruhm, aber dem spanischen Volke mehr Schaden, als Gewinn, und fortdauernde innere Unruhen, aus dem Widerspruche des Volks gegen seine herrschsüchtigen Pläne hervorgegangen, bereiteten das Elend vor, in welches Spanien unter seinen Nachkommen versank. Sein Sohn, Philipp II., vollendete den Ruin des spanischen Volks durch Härte gegen die Unterthanen, durch Verfolgung aller Nichtkatholischen und durch unglücklich geführte, kostspielige Kriege, und lud als finsterer und mißtrauischer Despot den Haß und Fluch seiner Zeit auf sich. Vortreffliche Kriegsheere, erfahrene Feldherren, die ausgezeichnetsten Flotten jener Zeit, unendliche Reichthümer, welche aus den Goldgruben der neuen Welt nach Spanien kamen, erprobte Staatsmänner und endlich die schrecklichste Erfindung des religiösen Fanatismus, das Inquisitionsgericht, mußten seinem finstern Willen dienen. Ueberall, wohin er die Inquisition brachte, rief sie die gefährlichsten Unruhen hervor. Die Niederlande, in politischen, zumal in religiösen Sachen auf das Schrecklichste gedrückt, erhoben sich zu einem allgemeinen Aufstande, den nicht Torturen und Hinrichtungen, nicht der Herzog Alba (s. d.), seinem Könige an Fanatismus gleich, obgleich er der erfahrenste Feldherr seiner Zeit war, zu unterdrücken vermochten. Zwischen 7 niederländischen Provinzen kam 1579 die Utrechter Union zu Stande, und nach lange fortgesetztem kräftigem Kampfe gegen spanischen Despotismus bis in die Regierungszeit Philipp's IV. erlangten im westfälischen Frieden 1648 die Niederlande ihre völlige Unabhängigkeit. Philipp II. hatte dieser Krieg mehr als 564 Millionen gekostet und den Kern seines Heeres. In derselben Zeit, wo er seine ausgezeichnetsten Heere nach den Niederlanden schicken mußte, wurde er mit den Türken in Krieg verwickelt. Sicilien, Neapel und die balearischen Inseln waren zu der Zeit häufig von türkischen Korsaren beunruhigt und vielfach in ihrem Handel beeinträchtigt. Deshalb wurden die Türken seit 1570 bekämpft, und es hätte dieser Krieg nach dem Seesiege, welchen der Großadmiral, Juan d'Austria, über die Türken bei Lepanto 1571 erfocht, zu einem glücklichen Resultate führen können, wäre nicht Philipp von Eifersucht gegen Juan, seinen natürlichen Bruder, zurückgehalten worden, Verstärkung nachzuschicken, so daß der Sieg nicht verfolgt werden konnte; ein großer Theil der afrikanischen Besitzungen ging auf diese Weise verloren. An den häufigen Plünderungen der türkischen Korsaren, welche diesen Krieg veranlaßt hatten, hielt man die Moriskos, getaufte, in Granada lebende Araber, für mitschuldig, und deshalb wurde gegen sie das Edict erlassen, sie sollten sich weder nach der Art der Araber kleiden, noch sich der arabischen Sprache mehr bedienen oder ihre Kinder darin unterrichten lassen. Empörung von Seite der Moriskos, ein 2jähriger Krieg gegen sie waren die Folgen jenes Edicts. Ueber 200,000 der friedfertigsten und arbeitsamsten Bewohner von ganz Spanien verloren ihr Leben. — In dem Kampfe der Niederländer gegen Philipp waren jene durch Elisabeth, Königin von England, als Beschützerin der Glaubensfreiheit, der Völkergerechtsame, der Meere und des Handels, zuerst geheim, seit 1587 öffentlich unterstützt. Dadurch lud sie den Groll des Königs auf sich. Um sich zu rächen, rüstete er eine mächtige

Flotte aus, wie sie noch nie die Meere gesehen hatten, die Armada, die unüberwindliche, mit einem Kostenaufwande von mehr als 60 Millionen Thalern. Im Jahre 1588 lief sie unter dem Oberbefehl des Herzogs von Medina Sidonia aus, und zu gleicher Zeit sollte der Herzog von Parma mit einem Heere von den Niederlanden aus landen, um die Flotte zu unterstützen. Jedoch dies Heer wurde von den Engländern blokirt und konnte das Ziel seiner Bestimmung nicht erreichen. Die Flotte erschien im Kanal mit ihrer imponirenden Macht, aber es war ihr nicht bestimmt, den stolzen Namen, den ihr ihr König in seinem Stolze gegeben, zu rechtfertigen; ein heftiger Sturm warf sie aus dem Kanale, viele Schiffe scheiterten, wenige nur kamen nach Spanien zurück; die übrigen wurden eine Beute der vereinigten Engländer und Holländer. Mit diesem Unfalle verlor Spaniens Seemacht, die erst die größte der Welt gewesen war, ihre Bedeutung; die Seemacht Englands und der Niederländer hob sich und entzog Spanien die Vortheile seines Handels mit den Colonien. Gegen alle diese Nachtheile und Verluste gewährte ihm die durch Jesuitenkünste, wo nicht erwirkte, doch erleichterte Erwerbung Portugals nur geringe Entschädigung. Nachdem Sebastian, Nachfolger Johann's III. auf dem portugiesischen Throne seit 1557, auf dem unglücklichen afrikanischen Zuge, durch Ueberredung der Jesuiten unternommen, um den vertriebenen Mulei Molukko gegen den Sultan Mulei Mohamed von Marokko beizustehen, im Getümmel der Schlacht verschwunden war, entstand in Portugal wegen des künftigen Thronfolgers allgemeine Verwirrung. Fünf Kronbewerber, unter ihnen Philipp II. traten auf; Alle waren mit dem portugiesischen Königshause, näher oder entfernter verwandt und suchten Jeder seine Ansprüche geltend zu machen, bis sich die Mehrzahl der Cortes, von den Jesuiten und der Furcht vor Spanien bestochen, für Philipp II. erklärten. Portugal hatte sich durch Entdeckungen auf der See und unter den letzten Königen durch erfolgreiche Niederlassungen in Ostindien und Brasilien zu blühendem Gewerbfleiße, Handel und Wohlstand erhoben; aber Alles verfiel wieder unter dem Drucke spanischer Gewaltherrschaft. — Wie in allen auswärtigen Besitzungen Spaniens weder an Ruhe noch bürgerliche Wohlfahrt zu denken war, eben so wenig in Spanien selbst, wo der Druck schwerer Abgaben auf dem Volke lastete, wo die Inquisition durch Greuel aller Art, durch Folter und Scheiterhaufen alle Unterthanen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen sollte, wo der von der Natur so gesegnete Boden durch den Fanatismus gegen die Moriskos und durch Auswanderungen, wozu die Schätze in der neuen Welt lockten, unbebaut und öde lag; in solchem Lande mußten Handel und Gewerbe in gänzlichen Verfall gerathen. Nach einem stets bewegten, für sein Land so unglücklichen Leben starb Philipp II. im Jahre 1598 und hinterließ sein unglückliches Land seinem Sohne mit einer Schuldenlast von 150 Mill. Er war viermal vermählt; gegen seinen eigenen Sohn erster Ehe, Don Carlos, der gegen das Leben des Vaters einen verbrecherischen Anschlag gefaßt hatte, mußte er als Richter auftreten und ihn des Todes schuldig erklären lassen. Don Carlos aber verfiel nach seiner Verhaftung in eine Krankheit, die der Leibarzt des Königs durch künstliche Mittel tödtlich machte, und starb im 23. Lebensjahre 1568 am 15. Juli. Aus vierter Ehe mit Anna, Tochter Kaiser Maximilian's II., hinterließ er seinen Nachfolger.

Philipp III., von 1598—1621 König von Spanien, war ein unthätiger und schwacher Regent, abhängig von seinen Ministern und Mätressen. Er überließ das Staatsruder seinem Günstlinge Francisco Gomez de Sandoval, Herzog von Lerma, der wiederum seinem Günstlinge und ehemaligem Bedienten, Rodrigo de Calderon, die Führung der öffentlichen Angelegenheiten übertrug; Alle aber waren Werkzeuge der Jesuiten, die es auch dahin brachten, daß in den J. 1609 und 1610 über 600,000 Moriskos aus Valenzia, Granada, Murcia, Estremadura, Sevilla und Castilien, angeblich unter dem Vorwande, als wollten sie Unruhen erregen, verwiesen wurden. Die fleißigsten Arbeiter und Feldbauer mußten so das ohnehin schon durch Auswanderungen nach Amerika und langwierige Kriege noch schwach bevölkerte Land verlassen. Indessen währte der Kampf mit den Niederlanden fort, bis endlich Philipp genöthigt war, 1609 einen 12jährigen Waffenstillstand anzunehmen. Spaniens Schicksal wurde immer trauriger durch die Unthätigkeit und Abhängigkeit

des Königs. Kurz vor seinem Tode kam er zur Einsicht und Reue über sein nutzloses Leben durch eine Schrift, welche von einem Franziskanermönch Juan de Santa Maria verfaßt und ihm zugeeignet war. Der Herzog von Lerma und Calderon wurden entlassen, aber zu spät; denn kurz darauf starb P. 1621. Auf ihn folgte

Philipp IV., von 1621 bis 1665. Vielleicht hätte sich Spanien unter der Regierung dieses Königs erholen können, da er einen Minister, den Grafen Olivarez, an der Spitze des Staates hatte, der mit ausgezeichneten Talenten den regsten Willen verband, wenn nicht eine zu drückende Geldnoth geherrscht hätte, und Spanien in zu viele auswärtige Händel verwickelt worden wäre. Olivarez sah die geringe Bevölkerung des Landes als eine bedeutende Quelle der Noth an; seine wohlgemeinten Vorkehrungen die Vermehrung der Bevölkerung zu befördern, wurden vereitelt; er wollte alle spanischen Provinzen zu einem Staate eng vereinigen und beständig eine starke Heeresmacht unterhalten; der Plan scheiterte an der Widerspenstigkeit der Stände. Die Geldnoth wurde immer größer durch den erneuerten Krieg mit den Niederlanden, durch Krieg mit England, Frankreich und Italien. Peter Heyen, ein Niederländer, nahm 1628 die große spanische Silberflotte, Tromp schlug die spanische Flotte im Kanal, Portugal machte sich 1640 wieder frei, indem sich das Haus Braganza auf den Thron schwang, und die Niederlande wurden 1648 im westfälischen Frieden für unabhängig von Spanien anerkannt. Durch diesen, sowie später 1659 durch den pyrenäischen Frieden verlor Spanien fast allen auswärtigen Handel und blieb nur auf den Verkehr im Innern des Landes beschränkt. Im Jahre 1665 starb Philipp IV., ein schwacher König, dem noch der viel schwächere Sohn Carlos II., von 1665 bis 1700, folgte. Dieser blieb kinderlos und setzte in seinem Testament den Herzog Philipp von Anjou, zweiten Sohn des Dauphin in Frankreich und seiner Schwester, Ludwig's XIV. Enkel, zum alleinigen Erben der spanischen Monarchie ein.

Philipp V., von 1700 bis 1746 König von Spanien. Mit ihm kam das Haus Bourbon auf den spanischen Thron, wogegen viele fremde Mächte protestirten, und sich zu einem Bunde gegen das Haus Bourbon vereinigten am 7. Sept. 1700 im Haag; Oesterreich, die Niederlande, Preußen, Großbritannien und Portugal waren die Bundesgenossen, welche vereint einen 12jährigen Krieg gegen die Besetzung des spanischen Thrones durch Philipp führten, der in der Geschichte unter dem Namen des spanischen Erbfolgekrieges bekannt ist und von 1701 bis 1713 währt. Als während dieses Krieges für den Erzherzog Karl, den Sohn des Kaisers Leopold I., zu Valencia eine Verschwörung ausbrach, die, durch Engländer, Holländer und Portugiesen unterstützt, sich immer weiter verbreitete, mußte Philipp V., der am 18. Febr. 1701 in Madrid seinen Einzug gehalten hatte, 1706 fliehen, während Karl seinen Einzug hielt und sich als Carlos III. ausrufen ließ. Indeß 1711 starb der deutsche Kaiser Joseph I., der Erzherzog Karl folgte ihm jetzt als Karl VI. auf den deutschen Thron. Damit änderte sich die Politik Englands, Frankreichs Waffen waren auch vom Siege begünstigt, und es kam im April 1713 zu Utrecht zum Frieden, nachdem die bourbonische Dynastie in Spanien anerkannt wurde. Philipp V. hätte nun über das zerrüttete Spanien wieder einige Wohlfahrt verbreiten können, wenn er nicht durch den Plan seines Ministers, des Cardinal Alberoni, ihm die Krone Frankreichs zu verschaffen, in viele auswärtige Händel verwickelt worden wäre. Mit Verdruß über seine vielen Widerwärtigkeiten angefüllt, entsagte er 1724 der Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Ludwig, übernahm sie aber wieder, als dieser schon nach 7 Monaten starb. Nachdem er sich noch an der afrikanischen Küste der beiden Festungen Oran und Ceuta bemächtigt hatte, durch Einmischung in die Streitigkeiten über die polnische Krone in Verbindung mit Frankreich gegen Oesterreich auf den Kampfplatz getreten war, starb er während eines Krieges gegen Italien 1746, und ihm folgte sein Sohn Fernando VI.

Philipp von Neri, s. Büßende.

Philippeville, Stadt und Festung in der belgischen Provinz Namur mit ungefähr 1600 Einw., liegt an der Grenze gegen Frankreich, und hat schöne gerade Straßen

und in der Umgebung Marmorbrüche und Eisenwerke. P. entstand aus dem zur Grafschaft Hennegau gehörigen Flecken Coubigny, den Karl's V. Schwester, Maria von Oesterreich, 1555 befestigen ließ und nach Philipp II., ihrem Neffen, benannte. Im pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten. Im J. 1814 wurde es von den Verbündeten belagert und genommen und durch den Pariser Frieden dem Königreich der Niederlande einverleibt.

Philippi, eine große Stadt in Macedonien, erst Krenides, aber seit Philipp I. von Macedonien diese Gegend und Stadt erobert hatte, Philippi genannt, jetzt ein Dorf Feliba, in dessen Nähe noch Trümmern der alten Stadt emporragen. Hier ward die Mordschlacht geschlagen, in der Antonius und Octavius die letzten Funken der römischen Freiheit unter Brutus und Cassius auslöschten (42 v. Chr.). Die Bewohner der Stadt waren dieselben, an welche der Apostel Paulus seinen im neuen Testamente befindlichen Ermahnungsbrief gerichtet hat.

Philippiken, orationes philippicae, nennt man des Demosthenes Reden wider Philipp von Macedonien, welche dieser hielt, um die Athener gegen ihn in die Waffen zu rufen. Auch Cicero belegte seine Reden gegen den Antonius mit diesem Namen. Sprichwörtlich nennt man jetzt Philippica jeden heftigen Ausfall gegen eine politisch- oder literarisch-geachtete Person.

Philippinen heißen die 1200 größern und kleinern Inseln des großen Oceans, die zwischen dem 5° und 19° nördl. Br. und dem 135° und 145° östl. L. sich aufthürmen, denn sie bestehen aus über die Wolken sich erhebenden Gebirgsmassen, die sich in vielfachen Spitzen bis ans Meer drängen und den Inseln die zackichte, winkellichte und spitzige Form geben. Die Inseln bilden nämlich die südliche Fortsetzung der großen, die Ostküste Asiens umgebenden Vulkanreihe und sind sämmtlich vulkanischer Natur mit vielen noch thätigen Vulkanen, wie denn allein auf der südöstlichen Halbinsel Luzon auf einer Strecke von nicht weniger als 30 M. deren nicht weniger als 10 gefunden werden. Die Küsten sind von einer Menge Busen und Baien durchschnitten, welche vortreffliche Ackerplätze liefern. Von den ungefähr 6 Mill. Einwohnern — Malayen, Negern, Tagalen, Mestizen, Creolen und Chinesen nebst den vielen Colonisten, halten sich die Neger (Negritos del Monte) abgesondert und in den unzugänglichen innern Gebirgen unabhängig, ohne Staat und gesellschaftliche Ordnung wie die Thiere des Waldes. Die Malayen waren schon im Besitz einer bürgerlichen Verfassung und einiger Bildung, als die Spanier zuerst dort landeten (1521). Die größten sind Manila oder Luzon, mit der Hauptstadt Manila, die nördlichste von allen, mit einem Flächenraum von 2490 □M., auf dem $2^1/_2$ Mill. Menschen leben; dann Samar, Leyte, Mindanao oder Maghindanao mit der Hauptstadt gleiches Namens, Mindoro, Panai, Zebu, Bohol, Palawan u. s. w. Ihre Fruchtbarkeit geht ins Unglaubliche. Die Natur drängt hier Alles üppig, reichlich, sogar im Uebermaß hervor, und wenn die Spanier der Natur zu Hülfe kämen, würden sie die reizendsten und ergiebigsten Gegenden der Welt abgeben. Doch die feuchte Hitze, die das vegetative Leben so sehr fördert, ist zugleich Ursache der vielen Krankheiten der Menschen und des ungesunden Klimas. Reis, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, Muskatenbäume, Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und unzählige üppige Bäume, die mit den vollsaftigsten Früchten prangen, wachsen hier wild, die nur in Europa die ausgebildetste Kunst kärglich zu ziehen vermag. Hanfbäume, Baumwolle, Indigo, Farbehölzer, Sandelholz, Campeschenholzbäume, Cassien, Tamarinden, Aloe, Campherbäume, Areka, Betel, Taback, Eben- und Eisenholz, Vögel in Unzahl und von den buntesten Farben schmücken und beleben die schon lebendigen Spielarten der grünen Farbe, Affen wimmeln und springen in den Wäldern, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde findet man wild und als Hausthiere. Ohne Pflege sammeln hier unzählige Bienenschwärme den Honig, der von den Bäumen fließt. Das Meer wimmelt von Fischen und Schaalthieren und gibt Ambra und Perlen. Die Flüsse spülen Gold und Eisen ans Land, und das andere läßt spanische Trägheit in den Bergen schlummern. Die Malayen auf Mindanao bemächtigten sich dieser Insel vor

1521 und wohnten unter arabischen Fürsten — Sultanen von Salangan, und errichteten zu Suluh eine besondere Herrschaft. Maghellan entdeckte 1521 diese Inseln und landete zuerst auf Zebu, wurde aber vertrieben. Die Spanier landeten 1564 aufs Neue, eroberten Zebu, Mactan (1575), Suluh, Mindanao und Masbate (1589). Von 1571 an erbaueten sie die Stadt Manila auf Luzon, die jetzt, wenn die Einwohner der 8 Vorstädte Manilas mitgerechnet werden, mit 150,000 Menschen bevölkert ist; in der einen Vorstadt Pariana wohnen allein 11,000 Chinesen. Vor den Spaniern waren alle P. von den Chinesen abhängig. Der König von Spanien ließ die eroberten Inseln von einem dem Vicekönig von Mexiko untergebenen Statthalter regieren. In Manila residirt ein Erzbischof, unter welchem die drei Bischöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Engländer nahmen 1762 Manila ein, mußten aber im Frieden auf ihre Eroberungen verzichten, jedoch haben sie sich neuerdings auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigene Manilische Handelsgesellschaft, die ihre Waaren unmittelbar von den P. und nicht mehr, wie früher, durch Mexiko bezieht.

Philipponen, s. Roskolniken.

Philippsburg, Stadt im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden, am Einflusse des Salzbach in den Rhein, mit 1500 Einw., war ehemals eine Reichsfestung und zum Hochstifte Speier gehörig. Es war früher ein Flecken Udenheim, den Bischof Philipp von Speier zu seiner Residenz wählte, dem Apostel Philippus zu Ehren, Philippsburg nannte und ihn 1618 und 1623 befestigte. Im 30jährigen Kriege wurde P. nach der Reihe von den Schweden, Franzosen, Kaiserlichen und wieder von den Franzosen besetzt, welche letztere im westfälischen Frieden das Besatzungsrecht erhielten. In den Kriegen zwischen Ludwig XIV. und Deutschland, wurde die Stadt 1676 von den Deutschen erobert und im Nymweger Frieden ihnen zugesprochen, 1688 zwar abermals von den Franzosen genommen, im Ryswiker Frieden von 1697 aber wieder an Deutschland zurückgegeben. Dasselbe Spiel wiederholte sich 1734, wo die Franzosen die indeß sehr verfallene Festung mit leichter Mühe eroberten, sie aber 1735 wieder räumten. Im französischen Revolutionskriege wurde sie 1799 bombardirt, genommen und gänzlich geschleift. Im J. 1803 kam sie zu Baden.

Philister oder Philistäer ist der Name eines aus Aegypten nach Kanaan (Palästina) eingewanderten Volksstammes (wahrscheinlich zur Zeit der Gefangenschaft Israels), mit welchem die zurückgekehrten Juden in langwierigen Kriegen unter Josua's und der Richter Regierung lebten, bis endlich, nachdem die Juden eine Zeit lang ihnen zinsbar gewesen waren, unter Samuel die geraubte Bundeslade ihnen entrissen und Israels Freiheit erkämpft ward. Studenten pflegen die Spießbürger und diesen Gleichgesinnte Philister zu nennen.

Philistus, ein griechischer Geschichtsschreiber um 350 v. Chr., aus Syrakus gebürtig, lebte in vertrauter Freundschaft mit dem jüngern Dionysius und schrieb eine Geschichte Siciliens in 11 Büchern und außerdem eine besondere Schrift in 2 Büchern, worin er die Ereignisse während der Herrschaft des jüngern Dionysius behandelte. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Göller in seiner Schrift „De situ et origine Syracusarum“ (Lpz. 1818) und Müller in „Historicorum graec. fragmenta“ (Paris 1841) zusammengestellt.

Phillips, Georg, seit 1833 Professor der Rechte zu München, ward 1803 in der Gegend von Danzig geboren. Seine Aeltern stammten aus England, weshalb P. schon früh die englische Sprache und Geschichte studirte und zu London das britische Museum und dessen ausgezeichnete Bibliothek besuchte. Innige Freundschaft auf gleiche Gesinnungen gebaut verband ihn mit Jarcke (s. d.), der auch nicht geringen Antheil hat, daß P., damals schon Privatdocent zu Berlin, zur katholischen Kirche übertrat; und je weniger dieser Schritt auf das Wissenschaftliche, desto mehr aber auf das äußere Leben und P.'s Laufbahn in Preußen nachtheilig einwirkte, um so zuversichtlicher kann man annehmen, daß derselbe tief-

gefühltes Herzensbedürfniß war. P. folgte im Jahre 1833 dem Rufe als öffentlicher Lehrer der Rechte nach München, wo seine Vorlesungen warmer Theilnahme der Studirenden sich erfreuen. Seine Werke sind: „Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechtes" (Gött. 1825). Nach seiner Rückkehr von England erschien: „Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen" (Berl. 1827); „Grundzüge des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluß des Lehnrechts" (2 Bde., Berl. 1829); „Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung" (2 Bde., Berl. 1832, 3. Aufl., 1846). Eine hervorragende Stellung nahm P. seit 1838 ein, wo er in Verbindung mit Görres die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" begann, in denen er die Begebenheiten und literarischen Erscheinungen des Tags vom Standpunkte des römischen Katholicismus beurtheilt. Die Tendenz dieser Zeitschrift war, die Obergewalt der Kirche über den als eine bloße Polizeianstalt betrachteten Staat historisch und praktisch zu begründen und auf die Weise die kirchlich-politische Ordnung der Dinge im Sinne des römisch-katholischen Mittelalters wieder herzustellen. Sie richtet sich in den Augen jedes Vernünftigen selbst. Von seinen neuesten Schriften nennen wir das „Kirchenrecht" (Bd. 1—3, 1. Abthl., Regensb. 1845 bis 48) und die „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" (Münch. 1845).

Philo. Unter mehreren Gelehrten des Alterthums, welche diesen Namen führen, nennen wir 1) Philo Judaeus, ein griechisch redender Jude einige Jahre v. Chr. zu Alexandrien geboren, stammte aus priesterlichem Geschlechte und ward zu Alexandrien erzogen und gebildet, woselbst die neuplatonische Philosophie ihren Hauptsitz hatte. Sein rühmlicher Fleiß machte ihn später zu einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer damaliger Zeit, der mit einer seltenen Beredtsamkeit genaue Kenntniß der heiligen Schriften seines Volkes verband und dem die Uebertragung der von Aegypten nach Palästina übergekommenen allegorischen Erklärung der heiligen Schriften und ihre kirchliche Einführung zugeschrieben wird. War er auch weit entfernt, das Aeußerliche der in jener Zeit herrschenden philosophischen Secten, der Essener und Therapeuten anzunehmen, so billigte er doch im Allgemeinen deren Lehren und Ansichten und blieb nicht frei von der mystischen Auffassung und Auslegung der mosaischen Schriften nach orientalischer Denkweise. Wegen seiner reinen griechischen Schreibart nannte man ihn Moses Atticissans, und wegen seiner gründlichen Kenntniß der Philosophie Platons ward das Sprichwort gebräuchlich: Platon philonisirt oder Philo platonisirt. Unter der Regierung des Kaisers Caligula ging Philo im Auftrage seiner Alexandrinischen Glaubensbrüder als Gesandter nach Rom, um diese von den ihnen gemachten Beschuldigungen zu reinigen, fand aber daselbst nicht die gewünschte Aufnahme. Unter Claudius soll er eine zweite Reise dorthin unternommen haben, wie Eusebius, Hieronymus und Andere berichten, auf dieser Reise mit dem Apostel Petrus befreundet und auch Christ geworden sein, aus besondern Gründen aber den christlichen Glauben wieder abgelegt haben, welche letzte Nachricht jedoch der historischen Glaubwürdigkeit ermangelt. Seine zahlreichen Schriften erschienen 1742 zu London und sind von Thomas Mangey, und zu Erlangen von Jakob Pfeifer (1785—1792, 5 Bde.) und in der „Bibliotheca sacra" von Richter 1828 herausgegeben. 2) Philo (Herennius) aus Byblos, ein berühmter Grammatiker zu Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. Seine Schriften, unter denen die griechische Uebersetzung der Geschichte Phöniziens von Sanchuniathon obenan steht, sind nur zum Theil auf uns gekommen. Im Jahre 1835 fand ein Gelehrter Wagenfeil im portugiesischen Kloster Santa Maria do Merinhao ein vollständiges Exemplar der Philo'schen Uebersetzung auf und brachte es zum Drucke, doch wurde dessen Authenticität von vielen achtbaren Gelehrten bezweifelt. 3) Philo Byzantinus, Sophista genannt, der mit dem berühmten Baumeister gleiches Namens unter Demetrius Phalereus zu Athen (ums Jahr 300 v. Chr.) häufig verwechselt oder für diesen gehalten wird, lebte ums Jahr 150 v. Chr., schrieb über die 7 Wunderwerke der alten Welt, von Leo Allatius herausgegeben und von Gronovius in den thesaur. antiq. graec. aufgenommen und einige Bücher über Maschinen, wovon sich Fragmente in Thevenot's

collat. vet. mathematic. finden. Die jüngste Ausgabe mit Fragmenten einiger anderer besorgte Orelli (Lpz. 1816).

Philochorus, ein berühmter griechischer Geschichtschreiber, war aus Athen gebürtig und lebte um 300 v. Chr.. Unter dem Titel „Atthis" schrieb er ein umfassendes Werk über die Geschichte Athens und Attikas von den ältesten Zeiten an, welches er nach den Jahren der Könige und Archonten ordnete. Die Darstellung war zwar trocken und dürftig, die große Reichhaltigkeit des Stoffs gab dem Werke aber einen solchen Werth, daß die folgenden Geschichtschreiber es als Quelle benutzten. Die Bruchstücke sind von Lenz und Siebelis (Lpz. 1811) und von Müller in „Historicorum graec. fragmenta" (Par. 1841) gesammelt und erläutert worden.

Philodemus, aus Gadara in Syrien, ein epikurischer Philosoph, war ein Zeitgenosse des Cicero und Atticus, die ihn wegen seines Dichtertalents schätzten und schrieb in griechischer Sprache außer mehreren kleinern Gedichten, die sich in der Anthologie (s. d.) befinden, und einigen moralischen Abhandlungen namentlich zwei größere Werke, die man erst in neuerer Zeit zu Herculanum aufgefunden hat, das eine „Ueber Rhetorik" zuerst bekannt gemacht in den „Antiquitates herculanenses" (Bd. 5) und in den „Volumina herculanensia" (Bd. 2, Orf. 1825) zuletzt bearbeitet von Gros unter dem Titel „Philodemi rhetorica" (Par. 1840), das andere „Ueber die Musik", welches aus Rosini's „Volumina herculanensia" (Bd. 1, Neap. 1793, Fol.) von Murr (Straßb. 1804) und von demselben in einer deutschen Uebersetzung (Berl. 1806, 4.) herausgegeben wurde.

Philoktet, Sohn des Pöas und der Demonassa, berühmter Bogenschütze und Heerführer vor Troja, mußte auf Lemnos nach Ulysses Rath zurückbleiben, da seine Wunden, die er durch einen Natterstich auf Lemnos erhielt, bösartiger und übelriechender wurden. Der Seher Helenos verkündete den Griechen, Troja könne nur mit Hülfe P.'s erobert werden, da sich dieser im Besitze der todbringenden Pfeile des Herkules befände. Um sich dieser Pfeile zu bemächtigen, zog Ulysses mit Neoptolemus zurück nach Lemnos, wo P. schwach und krank schon 9 Jahre verlebt hatte, und als dies nicht gelang, so bewog ihn Neoptolemos, mit vor Troja zu ziehen. Hier heilten alsbald seine Wunden, Paris fiel durch seine Hand, und Ilion wurde erobert. Nach Trojas Fall erscheint P. in Italien und fand im Kampfe mit den früher Eingewanderten den Tod. Sophokles übergab der Nachwelt die Lebensgeschichte des Helden in dem nach ihm benannten Drama.

Philolaus war einer der vorzüglichsten Schüler des Pythagoras. Er schrieb mehrere Werke über Naturlehre, die bei den Alten in so hohem Rufe standen, daß Platon ein Manuscript derselben für 100 Minen kaufte. Seine Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne wurde von seinen ersten Nachfolgern angenommen, aber wahrscheinlich, weil sie nur als Meinung ohne Beweise aufgestellt war, später wieder vergessen. Nicetas von Syrakus verband damit die Lehre von der Bewegung der Erde um ihre Achse, wie Cicero in seinen „Academicae questiones" erzählt und namentlich diese Stelle soll den Kopernikus auf die Entdeckung des wahren Weltsystems geleitet haben.

Philologie ist ein griechisches Wort, so vieldeutig und so schwankend definirt, als der derselben Sprache entnommene Ausdruck „Philosophie". Die Unsicherheit in dem Kunstworte haben zum Theil die Erfinder desselben, aber weit mehr die neuern Bearbeiter der Philologie, als einer bald abhängigen, bald selbständigen Wissenschaft, veranlaßt, indem sie das philologische Gebiet bald erweitern, bald beschränken, hier fremdartige Bestandtheile zumischten, dort Zugehöriges ausschnitten oder den einen oder den andern Gesichtspunkt als den allein wesentlichen betrachteten und danach die Wissenschaft selbst zu gestalten versuchten. Das Uebel zu vergrößern kamen auch Exotretiker und speculirende Philosophen hinzu, die ohne das unermeßliche Gebiet des Wissens und der gesammten Literatur Schritt vor Schritt durchwandert zu haben, höchstens mit einigen encyklopädischen Kenntnissen ausgerüstet, beim Aufbau eines Systems für alle Wissenschaften auch der Philologie ihren Platz in der Reihe der übrigen Geistesthätigkeiten anweisen wollten. Auf diese Art entstand eine große Menge

von Meinungen über Philologie, die ein eigenes Buch erfordern würden, wenn man sie alle aufzählen wollte. Wer zum wahren Begriff der Philologie gelangen will, darf sich durch die verschiedenen Meinungen der Zeiten und Jahrhunderte nicht täuschen lassen. Man hat oftmals bemerkt, daß schon die athenischen Sophisten (s. d.) eine Art von Philologie trieben, die aber erst in Alexandria weiter ausgebildet, sich von dem Leben absonderte und damit beschäftigt war, den Zeitgenossen, ohne eigene Schöpfungskraft zu besitzen, den Genuß der classischen Erzeugnisse Griechenlands vorzubereiten und fördersamst zu erleichtern. Unter den damaligen Gelehrten, die unterstützt von reichen Museen und Büchersammlungen die fertigen Denkmäler ihrer hellenischen Vorfahren erklärten, ragte Eratosthenes (s. d.) hervor, der seiner Vielseitigkeit wegen zuerst den Namen „Philologos" erhielt. Im Allgemeinen bestand damals das Geschäft der Philologie in Exegese, Grammatik, Kritik und in willkürlichen, dem augenblicklichen Geschmacke angepaßten Compilationen. Betrachtet man aber die Philologie nach der einfachen Bedeutung des Wortes als eine Wissenschaft, die den „Logos" oder das „Wort" zum Gegenstande hat, wie es sich als Erscheinung des vernünftigen Geistes in den Werken der Wissenschaft und Kunst auslegt: so war die Alexandrinische Philologie noch weit von dem Ziele entfernt. Während diese ihre Bahn in einseitiger Richtung durchlief und geräuschlos erlosch, schlummerten in Rom alle und jede philologische Bestrebungen, bis Krates aus Mallos als Gesandter des Königs von Pergamus dorthin kam, durch einen Sturz in eine Kloake ein Bein brach und zum Zeitvertreib unter der Kur Vorlesungen über Sprachstudien hielt. Mancher Römer versuchte sich seitdem auf dem neuen Gebiete, doch alle übertraf Marcus Terentius Varro (s. d.), der vielseitigste Repräsentant der römischen Philologie, welcher im Geiste seines auf das Praktische gerichteten Volkes die Verbindung der philologischen Erudition mit dem Leben wiederherstellte, indem er zwar etymologisch-grammatische Erläuterungen aufsuchte, aber immer nur, um die Realien in Absicht auf Volk, Staat, Religion, Kunst und Leben auch aus dem Wesen und aus der Wurzel des Wortes zu erforschen. Wo sich Varro in die entlegensten Etymologien verliert, im Hintergrunde liegt immer ein großes historisches Resultat, ein Gedanke schwebt ihm vor der Seele, den er auch aus der Hülle des Wortes hervorzaubern will. Darum kann man sagen, Varro, der römische Philolog, ist als solcher kein dem Leben entfremdeter Schriftsteller, sondern er ist ein schaffender Geist, unter dessen Händen die Philologie Leben erhielt, wie die Statue des Pygmalion. Seinen Nachfolgern entfiel das Band, welches die philologischen Studien mit dem Leben verknüpft, und mit der zunehmenden Demoralisation des Volkes unter den Kaisern artete auch der gute Geist der Philologie in abgeschmackte grammatische Gaukeleien aus. Man war mit vereinzelten Ausnahmen blos darauf bedacht, Sammlungen von historischen, sprachlichen und mythologischen Notizen mit Emsigkeit und ohne Plan zu veranstalten, und dieses Chaos von Raritäten nannte man Philologie. Unter dem Schwarm von Commentatoren und Grammatikern sind die vorzüglichsten Diomedes, Sosipater Charisius, Donatus, Priscian und Martianus Capella. Sie zusammen geben beachtenswerthe Bemerkungen, sind aber für eigentliche Blüthe, gleichsam für Psychologie und für die Seele der Sprache, für Syntax so gut wie nicht vorhanden. Für Rhetorik haben wir das schätzbare Werk von Quintilian und den Dialog des Tacitus. Als das weströmische Reich unter den harten Schlägen des Schicksals unterging, entstand zwischen der antiken und der aus dem Schooß der Zeit sich allmälig loswindenden modernen Welt eine weite Kluft; die Philologie war so gut wie verschwunden, wenn man nicht etwa trockne grammatische Themata und schwache Mönchsversuche für Philologie ansehen will. Aber als auf Antrieb Petrarcas (s. d.) im 15. Jahrh. die Liebe für alte Literatur erwachte, erhob sich auch die Philologie aus dem Bette ihres langen, trägen Schlafes und wirkte mit neuer Bedeutung und in weit größerem Umfange.

Italien war das glückliche Land, dem die Gunst des Himmels den Genuß der classischen Werke zuerst verlieh. In der überschwenglichen Freude, an einer fertigen Literatur, welche die Hauptphasen menschlicher Bildung durchlaufen hatte, sich üben zu können, durch-

suchte man Museen und Bibliotheken und vervielfältigte mit edlem Eifer die theuren Ueberreste der alten römischen Welt, bis nach dem Falle Konstantinopels auch die hellenische Literatur unter dem italienischen Himmel warme Pflege fand. Nächst den erstern Förderern Petrarca, Boccaccio und Ravennas haben im 15. Jahrhundert Poggio, Filelfo, Bruni, Traversari, Manuel Chrysoloras, Bessarion, Gaza, Lascaris, Musurus, Guarino, Valla, Merula, Politianus, Perottus, Beroaldus, Barbarus u. A. die unwiderleglichsten Verdienste um Belebung der neuen Richtung. Reiche Förderungsmittel waren die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Gründung der Universitäten. In Italien, lange Zeit der alleinige Sammelplatz aller fähigen Geister, verehrte ein edler Wetteifer in Auffassung und freier Nachbildung den hohen Schönheitssinn der Alten; man forschte über Politik und Sitten, und die Kritik wagte sich an die Berichtigung der Texte wie an Auslegung des Inhalts, aber immer nur mit individueller Ansicht, weil sowohl Ueberblick und Einheit als geregelte Technik mangelten, und weil man das ganze Alterthum blos in seiner formalen Außenseite auffaßte. Die einmal genommene Richtung verfolgte man im 16. Jahrhundert mit vorherrschendem Eigensinne, und die besten italienischen Philologen achteten keinen Ruhm für höher, als wenn man ihre Schriftmanier ciceronisch nannte. Das war und ist ein Nationalfehler. Der Wohlklang, der Reiz, die Melodie der Sprache geht dem Italiener über Alles, darum gewann auch seine Sprache frühzeitig melodischen Wohllaut und Bernhardy hat sehr Unrecht, wenn er behauptet, die Rohheit der Landessprachen sei dem Aufkommen der Philologie damals ein günstiges Förderungsmittel gewesen. Für andere Völker kann man dies allenfalls zugeben, nur nicht für die Italiener, die in ihrem Dante, Guido, Cavalcanti, Cino von Pistoja, Guittone aus Arezzo, an Boccaccio und Petrarca die anmuthigsten Sprachkünstler erhalten hatten. Wie diese Dichter weit eher gegen die Gesetze der Dichtkunst verstoßen, wenn sie nur den Ruhm der Meisterschaft im Rhythmus gewinnen, so rangen die Philologen des 16. und noch im 17. Jahrhundert nach dem Preise, ihr Vorbild — meist den Cicero — in eignen Schriften formal erreicht zu haben. Man war geneigt, den innern Gehalt eines philologischen Werkes mit weniger Strenge zu wägen, wenn der Verfasser den Ansprüchen des Ohres genügte. Die Chorführer dieser Periode sind tüchtige Männer von zum Theil gründlichen antiquarischen Kenntnissen wie: Aldus und Paulus Manutius, C. Sigonius, Victorius, Robortellus, Ursinus, Macchiavelli, Bembo, Sannazaro, Majoragius, Nizolius, Sadoleto, Gyraldi, Muretus, Vida, Flaminius u. A. Man kann im Allgemeinen die Bemerkung über sie machen, daß je größer ihre antiquarische Erudition, desto weniger streng ihre Darstellungsart ist. An den Werken, die Maffei, Corsini, Marini, Fabretti, Visconti, Ferrari u. A. im 17. Jahrh. lieferten, erkennt man die Vorliebe für Kunstalterthümer. Aber auch dieses ist eine Einseitigkeit der Philologie. Die Kunst erschöpft, da ihr blos das Vermögen des Schauens zur Basis dient, keineswegs den ganzen Umfang der Sphären, in denen sich das Alterthum offenbart; ganze Zeiträume, in denen die Kunst keine Pflege fand, müßten ausfallen, und die Philologie wäre zerrissen, fragmentarisch, nicht wissenschaftlich. Außer dem Grundvermögen des Schauens, auf dem die Säulen der Kunst ruhen, gibt es noch drei gleich wichtige Kräfte, das Fühlen, Denken und Handeln, welche sich im Heiligen, im Wahren und im Guten oder in der Religion, in der Wissenschaft und in der Sittlichkeit ausdrücken. Diese drei Grundelemente bleiben bei der Philologie, die ihren Mittelpunkt in die Kunstalterthümer versetzt mehr oder minder unberücksichtigt oder erhalten nur eine secundäre Auslegung. Für Lexikographie waren besonders Facciolati (s. d.) und Forcellini (s. d.) thätig; in der neuern und neuesten Zeit beschäftigten sich die italienischen Philologen, wie Morelli, Piranesi, Borghesi, Sestini, Canina, Fea, Micali, Vermiglioni, Nibby, Garzetti, Inghirami, Gervasio, Guattani u. A. vorzugsweise mit einzelnen Untersuchungen über alte Geographie und Kunst, wozu besonders die Localverhältnisse aufforderten. Das kritische Element wird vielleicht nur von Fea (s. d.) und Mai (s. d.) vertreten.

Frühzeitig flogen die Funken der philologischen Aufklärung von Italien aus auf den

Heerd anderer Völker. Zwar vermochten einige Länder nie über die grammatische Behandlung der Sprache hinauszukommen, wie Spanien und Portugal, wo sie im 16. Jahrh. in Vives, Achilles Statius, Ciacconius und Sanctius einige tüchtige Vertreter fand; dagegen entwickelte sich die Philologie in Frankreich schnell und glänzend. Anfänglich nahm man Alles, was den Namen der classischen Vorwelt trug, ohne Unterschied und Prüfung in das geistige Leben auf, dann aber wich das philologische Streben merklich von der Richtung der Italiener ab, da Frankreich sich nicht in begeisterter Anschauung verlor, sondern die philologischen Studien mit practischen Berufsweisen zu verknüpfen trachtete. Die französische Philologie hat Massen gründlicher Erudition in Kritik, Grammatik, in Exegese, Linguistik und alterthümlichen Sachkenntnissen entwickelt und darin in mancher Hinsicht das in stilistischer Form weit überlegene Italien überflügelt. Man kann auch hier Wirkungen der Nationalität erkennen; wie Italien reiferen Kunstsinns und einer für alterthümliche Schönheit empfänglicheren Nationalliteratur sich erfreute, erwarben sich die französischen Philologen um praktische Beachtung alterthümlicher Lebensansichten und um Vervollkommnung des römischen Rechtsstudiums anerkannte Verdienste. Die humanistischen Wissenschaften, so hat man die Philologie genannt, gestalteten eine bedeutsame Opposition gegen das kirchliche Verdunklungssystem, verbreiteten hellere Ansichten über gesellschaftliche Verhältnisse, Kunstsinn und regelmäßigen Geschmack. Die Regierung, nach dem Muster mehrerer italienischer Höfe mit Literaturliebe prunkend, ließ der Philologie mannigfache Unterstützung angedeihen, und es entwickelte sich eine großartige literarische Thätigkeit, die herrliche Früchte trug, als die Resultate der gewonnenen Einsichten durch Hilfsmittel, durch Schulen und Institute allerlei Art in tausend Kanälen ins Volk geleitet wurden. Einen durchaus praktischen Sinn bezeugen die Werke eines Budäus, Brodäus, Lambinus, de Thou, Pithou, Hotoman, Turnebus, der beiden Stephanus u. A. Die größten Polyhistoren waren Saumaise (Salmasius), Casaubonus und das Genie, gleichsam der Großmogul unter den Philologen, Julius Scaliger. Daneben wirkte ein Schwarm verschiedener Fachgelehrten, Jeder in seiner Weise groß und von Verdienst. Diese Regsamkeit ward gelähmt, als das Edict von Nantes am Ende des 17. Jahrhunderts aufgehoben ward. Sobald die Regierungswillkür ihren Höhepunkt erreicht hatte, verstummte auch die philologische Freisinnigkeit; Geistesbildung ward zum Werkzeuge höfischer Absichten herabgewürdigt, und die eitle Aeußerlichkeit des Nationalcharakters begünstigte den Wahn, daß die großen Muster der Alten als Förderungsmittel selbständiger Vollkommenheit ausreichende Dienste geleistet haben. Allgemeinere und sprachlich gründliche Geistesbildung fand alsdann weniger Berücksichtigung; Werke des gelehrten Fleißes blieben dem engern Zunftkreise vorbehalten und meist auf patristische oder historische Literatur beschränkt; die Erklärung der Classiker verflachte sich in kurzer und bequemer Leichtigkeit; die durch sinnliche Anschaulichkeit zusagende Beschäftigung mit artistischer Archäologie und mit sogenannten alterthümlichen Realien gewann das Uebergewicht. Der Verfall des Schulwesens, bedingt durch Vernichtung des Protestantismus, war der Untergang der Philologie in dem Augenblick, als sie sich zur selbständigen Wissenschaft abrunden konnte. Der in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Ausländer wieder erweckte Eifer erlag den Stürmen der Revolution, bis mit dem 19. Jahrhundert die Vorliebe für geschichtliche Forschung wieder kam. Der Versuch der französischen Kaiserzeit, Paris mit allen aus fremden Ländern gewaltsam weggeführten Denkmälern der Kunst und der Wissenschaft auszuschmücken und zum Musensitz zu erheben, hat weniger gewirkt, als was der freie Trieb bei weniger Mitteln früher geschaffen hat. Paris hat in Absicht auf philologische Ausbildung mehr geglänzt als geleistet. Doch wie sehr man auch die Vernachlässigung der Philologie als Gesammtwissenschaft beklagen muß, so verdienen doch die Bestrebungen einzelner Männer gerechte Anerkennung. Wir nennen hier nur Petavius, Gassendi, Menage, Valesius, Dufresne, Petitus, André Dacier und dessen Gattin Anna Dacier, Huet, Hardouin, Mabillon, Montfaucon, Caylus, Fréret, d'Anville, J. J. Barthélemy, Gosselin, Brunck und in neuester Zeit Saint-Croix, Matter, Villoison, Raoul-Rochette, Boissonade, Quatremère de

Quincy, Courier, Letronne, Gail, J. F. Champollion, J. J. Champollion-Figeac, Clavier, Bouqueville, Millin, Mionnet, Belin de Bally, Sylvestre de Sacy, Cousin, Dubois-Maisonneuve, Lesage, Simonde de Sismondi, Pastoret, Duruy, Levesque und Gailhabaud. Für das Studium alter Denkmäler sorgte die 1663 gestiftete Académie des inscriptions und in neuerer Zeit haben die Expeditionen, welche die Franzosen nach Aegypten, später nach Morea unternahmen, die Besitznahme von Algier, sowie die Reiseunternehmungen Einzelner nicht wenig auf Förderung der antiquarischen Kunstforschungen eingewirkt. In der neuesten Zeit hat die Philologie in Frankreich einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, zum Theil durch Ausländer, wie Karl Bened. Hase (s. d.), E. Miller, Havet, die Gebrüder Müller, Egger, Fix, Sinner, Dübner, Henschel und Gros. Bei der Verbesserung des Secundarunterrichts durch Cousin und Villemain wurde in den höhern Bildungsanstalten auch das grammatische Element der alten Literatur mehr berücksichtigt und gelehrte Schätze wurden auf Kosten der Regierung in fernen Ländern aufgesucht. In der 1845 gegründeten „Revue de philologie, de littérature et d'histoire ancienne" ist aber ein Mittelpunkt aufgestellt, in welchem sich die vereinzelten Kräfte concentriren können, während sie zugleich räsonnirende Berichte über die wichtigsten Erscheinungen im Auslande enthält.

In England war das Schul- und Unterrichtswesen auf die Lesung der Alten gebaut, und die Classiker machten unter der Strenge einer nirgends so eifersüchtig gehüteten Methodik ein Element in der Nationalbildung aus. Der Eindruck dieses Unterrichts — schreibt Bernhardy, — der ganz von den alten Autoren, ihren Sprachen und ihrer Geschichte abhängt und keinen Wechsel im Sinne des Zeitgeschmacks erfährt, muß um so schärfer und characteristischer sein, als die Schule selbst einen eigenen unmittelbaren Kreis des Lebens umfaßt, worin der jugendliche Geist, größtentheils sich selbst überlassen, zur Beobachtung, zum Rechte persönlicher Meinung und zu williger Resignation gewöhnt wird. Die beiden Universitäten sind ein noch freierer Spielraum, welcher klösterlich begrenzt und auf classisches Studium angewiesen, nicht für den engen Beruf, sondern für allgemeine menschliche Denk- und Erkenntnißweise vorbereitet. Man entnahm daher aus dem frühzeitigen Umgange mit den Alten von jeher einen Kern gesunder Maximen, welche mit der Sinnesweise des Geschäftsmannes leicht verschmolzen, und das freie Urtheil, das unter allen dortigen Verhältnissen geübt zu werden pflegt, die warme Schätzung aller Gelehrsamkeit, fern von zünftigem Interesse, wandte sich mit gleicher Schärfe auch auf die Behandlung der alterthümlichen Werke. Die Stärke der britischen Philologie wird demnach in der Kritik und Beobachtung des Einzelnen erkannt; das antiquarische Verfahren, die historische Methode, selbst die Liebe zur griechischen Mathematik schließen sich besser daran, als Geschicklichkeit in der Interpretation und Forschung über Literatur. Aber ein Ganzes, ein helles Wissen ging aus der wählerischen und praktischen Betrachtung abgesonderter Felder nicht hervor. In dem philologischen Gebiete der Engländer ragt die Kritik wie ein Felsen auf der Ebene empor. Nach den Anfängen, die Crocyn, Linacre, Buchanan, und in ausgedehnterem Maße die antiquarischen Polyhistoren, Selden, Pearson, Bellenden, Gataker, Stanley, Barnes, Gale, Dodwell, Hudson, Wasse, Morus, Winterton, Upton, Blackwall, Baxter, Ruddiman, Hearne u. v. A. machten, trat das strahlende, kritische Genie Richard Bentley (s. d.) mit seinem durchdringenden Scharfsinn, großartiger Geisteskraft, immer regsamem Wahrheitsgefühl und mit eben so ausgebreitetem Kenntnißreichthum als mit glücklichen Ideenverbindungen auf und erhob die Kritik auf eine nie gewohnte Höhe. Alle Philologen Englands, Davis, Taylor, Markland, Dawes, Toup, Wood, Tyrwhitt, Wakefield, Porson, Elmsley, Gaisford, Blomfield, Parr, Leake, Gell mit den Historikern Gibbon, Gillies, Mitford u. A. sind seine Anhänger. So wurde die Kritik in der britischen Philologie das letzte Ziel der philologischen Wissenschaften, völlig, wie es Matthiä „Ueber den Begriff, den Zweck und den Umfang der Philologie", (Altenburg, Progr. 1831. 4.) behauptet), indem er Hermeneutik und Kritik als den Endpunkt des Ganzen, als einen praktischen Theil der Philologie betrachtet und alle übrigen Doctrinen für theoretische des

Philologen hält. Allerdings gebührt der Kritik und der damit verbundenen Dialektik ein hoher Rang, aber sie ist nicht die einzige und letzte Aufgabe der Philologie; diese soll nicht blos die Hüterin der Texte sein und nicht blos die Reinheit der Classiker vor Verfälschungen, unrichtigen Erklärungen und Irrthümern aller Art bewahren; sie soll nicht blos negirend oder höchstens in der Negation positiv sein, sondern sie soll eine Wissenschaft mit voller Schöpfungskraft und von viel weiterem Umfange als die Kritik selbst sein. Der gesammte reale Stoff wurde übrigens von Smith seit 1842 in einer Reihe encyclopädischer Werke in sehr brauchbarer Weise verarbeitet, indem darin selbst die neuesten Forschungen deutscher Gelehrten berücksichtigt sind. Zur Besprechung und Beurtheilung der philologischen Erscheinungen dient jetzt das Classical Museum, welches seit 1843 an die Stelle des Museum criticum Cantabrigieuse getreten ist.

Eine ganz eigenthümliche Gestalt nahm die Philologie in den Niederlanden an. Dort gehen die Spuren philologischer Bildung bis in das 14. Jahrh. zurück. Gerard Groote (st. 1384) eröffnete 1370 eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Deventer, aus welcher in Kurzem Thomas a Kempis und Rud. Agricola (s. d.) hervorgingen. Das Jahrhundert der Reformation hatte auch auf die niederländische Philologie einen wohlthätig aufregenden Einfluß. Die ersten Anfänge machten um diese Zeit P. Leopardus, die Canter, Pulmann, Modius, Nannius, H. Junius und in großartigerem Maße Lipsius; aber die Gründer des philologischen Studiums waren nächst dem feinen Satiriker Desid. Erasmus vor Allen Scaliger in Leyden und seine Anhänger. Es trat nun eine große Anzahl trefflicher Köpfe auf, Dousa, Merula, Meursius, Grotius, der grammatische Polyhistor G. J. Vossius mit drei Söhnen, D. und N. Heinsius, die Gronove, Grävius, Ryck, Perizonius, mit dem die kritische Forschung in der römischen Geschichte anhebt, die Burmanne, Haverkamp, Oudendorp, Spanheim, Drakenborch, Duker, Dorville, Wesseling, de Pauw, Clericus. Dann das Schulhaupt T. Hemsterhuis, der das Studium des Griechischen belebte und tüchtige Anhänger zog an Valckenaer, Ruhnken, Lennep, Pierson, Konn, Luzac, Wyttenbach, Schroder, Abresch, Sarn, Schultens u. A. Die niederländischen Philologen erkannten es recht gut, wie sich in der antiken Welt, vornehmlich in Griechenland findet, was wir anderwärts fast vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen. Darum geben die Niederländer (Holländer) der Philologie den Fachnamen „studia humanitatis" oder unlateinisch „St. humaniora". Dieser Titel kommt indessen der Philologie nicht ausschließlich zu, da ja auch die übrigen Wissenschaften in gleichem Maße auf Humanität (s. d.) abzwecken. Nicht viel mehr werth ist die im Deutschen seit Ernesti allgemein gewordene Benennung „humanistisches Studium". Vergleicht man im Ganzen die Leistungen der niederländischen Philologie mit dem, was die Wissenschaft fordert, so ergibt sich Folgendes: der Niederländer von Natur genügsam, haushälterisch, behaglich im Herkömmlichen, ohne Theilnahme an dem Fremden, abgeschlossen und verschlossen, kalt beobachtend und verstandesmäßig berechnend, Feind gewagter Speculation und freier, weit greifender Theorien, bedacht zu sammeln, nicht für sich, nur für seine Nachkommen, kein Fortschritt, kein Rückgang — ganz eben, so hat der Niederländer in der Philologie gearbeitet. Die einmal angeregte Manier ward mit unüberwindlicher Ruhe, mit zäher und selbst beschränkender Hartnäckigkeit festgehalten, man sammelte Schätze ungewöhnlicher Erudition in den riesenhaften Commentaren und speicherte Textesvarianten zusammen, auf denen die Worte des Autors wie Tropfen Oel auf dem breiten Strome schwimmen. Massen, nicht gerundet, nicht durchdrungen, überstürzten einander und erdrückten den Classiker. Bedacht, das Gewonnene zu bewahren, nicht um es methodisch zu verarbeiten, schuf man die gewaltigen Thesauren, in denen die einzelnen Theile philologischer Erudition wie Steinblöcke in Marmorbrüchen durcheinander liegen. Nur der nationale Sammlerfleiß der Niederländer konnte Thesauren, vor denen unsere Zeit erschrickt, anlegen und ausführen. Man kann sagen, daß die Philologie dieses Volkes eine leibhafte Quartanten- und Folio-Philologie war. Die

Nation hielt, bei vorherrschendem Sinn für das Römische, über 6 Menschenalter fest am urväterlichen Herkommen und bildete so recht das Zeitalter der philologischen Folianten aus, bis mit der Umwälzung des blutig geborenen Freistaats auch die „Vorurtheile und zünftigen Ordnungen erlöschen, auf die der philologische Ruhm der Niederländer gebaut war. Der hergebrachte Schöpfungstrieb wurde bodenlos, und die Wahrnehmung so vielfacher Mängel hat ein Annähern an nachbarliches Wirken befördert" (Bernhardy). Jetzt lebende Philologen: Jan Bake, van Heusde, van Goudoever, Geel, Bergmann, Grön van Prinsterer, van Lennep, Bosscha, Peerlcamp, Carsten, van Limburg-Brouwer u. A.

Unbedeutender waren die Fortschritte in Dänemark; erst in neuerer und neuester Zeit haben sich Thorlacius, Bröndsted (s. d.), Petersen und Bojesen um Mythologie, Kunst und Literatur, Bloch (s. d.) und Madvig um das Studium der griechischen und lateinischen Grammatik, Ingerslev und Henrichsen um Interpretation und Kritik verdient gemacht. (S. Dänische Literatur). — In andern Ländern hat sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Philologie auf einzelne Individuen in den Universitäts- und Hauptstädten beschränkt, ohne tiefer ins Leben einzudringen. In Oesterreich z. B. haben in Wien und Prag Eckhel (s. d.) für Numismatik, Steinbüchel für Archäologie, Locella und Titze für Interpretation und Endlicher für die lateinischen Grammatiker; in Rußland zu Petersburg Bayer, Köhler, Frähn (s. d.), Gräfe und der frühere Cultusminister Uwarow für Geschichte, Münzkunde, Erklärung und vergleichende Grammatik, zu Moskau früher Matthäi für Bereicherung der griechischen Literatur mit vorher ungedruckten Werken, zu Wilna Groddeck für griechische Literaturgeschichte, zu Kiew Neukirch und zu Dorpat Morgenstern und Neue für geschmackvolle Erläuterung einzelner Theile der Alterthumswissenschaft nicht Unerhebliches geleistet. Auch in dem neubegründeten Königreiche Griechenland ist seit Gründung der Universität zu Athen im J. 1837 für Aufnahme und Förderung der wissenschaftlichen Philologie durch Roß (s. d.) und Ulrichs Manches geschehen; Pittakis und Rangawis, Darvaris und Asopios sind für Bearbeitung alter Classiker, Gennadios für Grammatik, Byzantios für Lexikographie, Kontogonis für Mythologie, Gasis und Alexandridis für altgriechische, Typaldos für indische Literatur thätig gewesen, sowie auch mehrere Griechen außerhalb ihres Vaterlandes, zum Theil schon in früherer Zeit sich um Ausbildung der Philologie verdient gemacht haben, wie Neophytos Dukas, Negris, Minas, vor Allen aber Korais (s. d.). In jüngster Zeit hat die Philologie selbst in den nordamerikanischen Freistaaten Verehrer und Vertheidiger gefunden und in Newyork und Boston sind von einheimischen Philologen einige lateinische Schriftsteller herausgegeben worden.

In keinem andern Lande aber wurden die philologischen Wissenschaften mit so viel Liebe, beharrlichem Eifer und so glücklichem Erfolge bearbeitet, als in Deutschland. Agricola (s. d.) war es, welcher gebildet in Italien und Frankreich, zuerst den classischen Studien eine hohe Achtung zu verschaffen suchte, die sich auch bald in der Gründung mehrerer lateinischer Schulen öffentlich aussprach. Als die Reformation den Geist vom Kirchenzwange erlöste und die philologischen Studien auf die Universitäten verpflanzte, standen Melanchthon und Sturm (s. d.) an der Spitze tüchtiger Kritiker und Schulmänner, wie Camerarius, Fabricius, Caselius, Xilander, Wolf, Sylburg, Acidalius, Höschel, Neander, Glareanus, Ritterhusius, Rhodomann. Aber noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts entartete die Philologie unter den Händen lutherischer Theologen, die sich um Kirchenformeln illiberal zankten und darüber den Geist des Protestantismus verloren, in ein starres, unerquickliches Erziehungsgerüst auf eigensinnig und fast klösterlich beschränkten lateinischen Lyceen und Gymnasien, und wurde, wie die Schule, eine Dienerin der Kirche. Dazu kam noch der Sturm des dreißigjährigen Krieges, der den größten Theil Deutschlands in ein Feld voll Blut und Leichen verwandelte. Daher sind im 17. Jahrhundert, als das Leben an tiefen Wunden blutete und mit dem Bedürfniß des Unterhalts rang, wenige Philologen, die planmäßig arbeiteten und bleibenden literärischen Ruhm erwarben. Wackere Schulmänner hatten mit Gegnern der classischen Literatur zu kämpfen. Daneben ließen

sich die geschmacklosen Minellianer deutlich vernehmen. Folgende Männer erhielten aber das Andenken an die alte Literatur aufrecht: Gruterus (1560—1627), Gebhard 1592—1632), Bechner aus Gotha (1572—1632), Seber aus Suhl (1573—1634), Er. Schmid aus Delitzsch (1560—1637), Caspar Barth aus Küstrin (1587—1658), Reinesius aus Gotha (1587—1667), Freinsheim aus Ulm (1608—1660), Buchner aus Dresden (1591—1661), Weller (gest. 1664), Reyher aus Gotha (1601—1673), Vorst (gest. 1676), Daum aus Zwickau (1612—1687), Cellarius aus Schmalkalden (1638—1707) u. A. Das 18. Jahrh. rückte den philologischen Stoff einer Entscheidung näher, als J. Matth. Geßner und J. A. Ernesti (1707—1781), denen mehr oder weniger Korte, Heumann (1681—1764), Heusinger u. v. A. nacheiferten, mit sicherem Takt und glücklichem Blick den Massen die rechten Bahnen wiesen. Es war dies nach Bernhardy's richtigem Ausdruck der Zeitraum, in welchem ein freier Verein von selbständigen Geistern die vaterländische Literatur begründete, die Alten zum Gewinn der modernen Bildung an die Stelle der seichten Gallomanie in das Leben zurückführte und aus diesem wechselseitigen Verkehr das nationale Streben nach Universalität befruchtete. Winkelmanns Darstellung der antiken Kunst, Lessing's Kritik des literarisch Künstlerischen, Klopstock's Eifer für den formalen Sprachstoff, Wieland's fließende Manierlichkeit, des alten Voß Meisterschaft in Uebersetzungen, Herder und Schiller und ihre zahlreichen Genossen regten Aufklärung in allen menschlichen Dingen mächtig an. Kant warf die Fackel der Kritik in die dürren Fachwerke der eingeschrumpften Gelahrtheiten, und alle Theile der Wissenschaften wurden erleuchtet. Endlich schuf Göthe Kunstwerke, aus denen der antike Genius in moderner Hülle vernehmlich zu uns redete. Ein neuer Sinn durchdrang das Leben, das verkümmerte Schulwesen, dem der philantropistische Unfug den Krieg erklärt hatte, sog frische Nahrung, und es trat klar an den Tag, daß die Schätze des Alterthums die richtigste Grundlage der modernen Bildung seien. In freier Wirksamkeit erhob die Philologie ihr Ansehen und drang mit Vermeidung des Citatenreichthums in die Welt geistiger Anschauung. Heyne warf den niederländischen Particularismus von sich und versuchte schon die zerklüfteten Disciplinen am Faden der Kunstgeschichte methodisch zu einen. Aber indem er das durch die Philanthropisten verdächtig gemachte formale Sprachstudium nachsetzte, war sein System durchlöchert, weil es die erste Grundbedingung der Philologie verabsäumte. Nichts destoweniger hatte er eine ansehnliche Schule in Schneider, Böttiger, Mitscherlich, Huschke, Manso, Matthiä, Meierotto, Heeren, Meiners, Tiedemann u. A.

Der Erste, welcher die weit verzweigte und stets breiter sich ausdehnende Mannigfaltigkeit der philologischen Wissenschaft mit richtigem universalem Blick übersah und sie zu einem wohlgegliederten Organismus vereinigen wollte, war F. A. Wolf. Eine Anzahl urtheilsfähiger Männer, Reiske, Morus, Beck, Reiz, Hottinger, Jakobs wirkten unabhängig von heynischer Manier, Andere traten ihr offen entgegen, wie Joh. H. Voß und Gottfr. Schütz, der, als die Acta Eruditorum der drei Mencke's geräuschlos entschlafen waren, sein und seiner Freunde Kriegsbülletin, „die allgemeine Literaturzeitung", stiftete. Keiner aber trat der Schönheitsschule Heyne's so derb entgegen als dessen Schüler, Wolf, welcher den Grundsatz geltend machte, daß die Aufgabe der Philologie keine andere sei, als gründliche Kenntniß der alterthümlichen Menschheit in ihrer moralischen Ausbildung. Die Philologie hat zwei Richtungen erhalten; die eine Partei will aus ihr eine grammatische Gelehrsamkeit mit feiner Wortkritik, wie sie sich in Bentley's, Hemsterhuis, Porsons und Hermanns Schule bethätigt, machen; die Gegner sehen sie für eine Wissenschaft an, in welcher die antiquarischen Elemente das Hauptobject bilden. Wolf versuchte die widerstreitenden Ansichten zu vereinigen. Die dadurch gewonnene Wissenschaft hieß ihm nicht Philologie, sondern Alterthumswissenschaft. Man hat den Ausdruck sehr unpassend gefunden aus ganz unerheblichen Gründen. Wichtiger ist, daß Wolf in der Liste von 24 Theilen der Alterthumswissenschaft weder ein wissenschaftliches Princip des Ganzen, noch auch eine genaue systematische Begrenzung aufstellte; sein Gebäude steht selbständig,

fertig, sich selbst genügend, ohne Eingang, ohne Propädeutik, ohne Hilfslehre. Die Encyklopädie Bernhardy's (Halle 1832) geht in den Geist Wolf's ein und sie verspricht, den Organismus des griechischen und römischen Alterthums zur Anschauung zu führen. Sie entwirft zu diesem Behufe eine Architektonik der Philologie, als 1) Elemente der Philologie: Hermeneutik und Kritik; 2) Organon der Philologie: Grammatik; 3) Reale Wissenschaften der Philologie: Literaturgeschichte, Geographie, Geschichte, Mythologie; 4) Beiwerke der Philologie: die Kunst der Alten, die Literaturgeschichte der Ph. Allein auch diese Technik ist baufällig, vergleichbar dem System, das Pölitz über Poesie aufgestellt hat, indem er sie eintheilte in 1) Epos, 2) Lyrik, 3) Drama, 4) Ergänzungsklasse. Was man sonst nicht unterbringen aber auch nicht entbehren kann, wirft man unter die Beiwerke wie auf einen Beiwagen und hat damit eine in ihren Theilen nothwendig zusammenhängende Architektonik gegeben.

Ist es denn aber wirklich wahr, daß die Aufgabe der Philologie Reproduktion des gesammten classischen Alterthums sei? Wäre dieses, so fielen alle Grenzen zwischen ihr und der Geschichte nieder, die Philologie wäre nicht blos eine historische Wissenschaft, sondern wesentlich selbst Historie. Es wäre daher zu wünschen, daß, um Mißverständnissen zu begegnen, der Ausdruck Philologie aufgegeben und an seine Stelle Historie des Alterthums gesetzt würde. Aber es soll nach unserer Ansicht die Philologie das Alterthum nicht in seiner Totalität wiederbringen; unter dieser Masse müßte die einzelne Wissenschaft erliegen. Der Philolog müßte Jurist, Staatsmann, Mediciner, Naturforscher, Theolog, Philosoph — er müßte Alles in Allem und Jedes von Profession sein. Dagegen hat E. Gerhard in der Einleitung zu seinen „Grundzügen der Archäologie" behauptet, Endpunkt der Philologie sei die Uebung des kritischen und hermeneutischen Forschungsvermögens an einem freigewählten Stoffe und zwar so, daß Philologie und Archäologie, Sprachauslegung und Kunsterklärung als sich ergänzende Gegensätze eine Propädeutik für die Geschichtsforschung zum Verständniß ihrer Zeugnisse und ihres Bildervorraths abgeben und als Organon der Historie zu dieser in dasselbe Verhältniß treten, wie Logik als Begriffslehre und Mathematik als Formenlehre zur Philosophie. Allein auch diese Vorstellung ist leicht zu widerlegen, wie sie auch schon deswegen zurückgewiesen worden ist, weil sie der Philologie alle Selbständigkeit entzieht und sie in den Dienst der Historie herabstellt. Wie es uns scheint, dürfte Philologie auf ganz einfache Weise definirt werden als eine Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, Alles das zu ergründen und zu entwickeln, was von der Menschheit gefühlt und gedacht ist, in so fern dieses in der Sprache ausgedrückt ist. Diese Definition nimmt die orientalische Philologie in sich auf und ist von jener Sprachmeisterei, vor der Schelling so dringend warnt, himmelweit entfernt. Es läßt sich hierauf eine feste Architektonik aufbauen. Vielleicht beschenkt uns schon in der nächsten Zukunft ein erfahrener und geistvoller Philolog mit einem besser geordneten System der philologischen Wissenschaften, als die bisherigen sind. Es ist zu wünschen, daß es bald geschähe, damit auch die Gegner der altclassischen Philologie erkennen, wie dieselbe nicht blos in ihren Theilen innerlich zusammenhängend eine wirkliche Wissenschaft sei, sondern auch hohen Nutzen, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann, gewähre. Man hat in der neuern Zeit das Studium der alten Sprachen sehr in Anspruch genommen und die Frage oftmals aufgeworfen, ob wir von der Bildung der neuern Welt, von unserer Aufklärung und den Fortschritten aller Künste und Wissenschaften nicht glauben dürfen, daß sie die griechischen uud römischen Kinderschuhe vertreten haben, ihrem alten Gängelbande entwachsen, auf eigenem Grund und Boden fußen können? Es sei nothwendig, daß die Cultur, Kunst und Wissenschaft jedes modernen Volkes auf ihre eigenen Beine zu stehen komme. Den Werken der Alten möchte immer ihr größer oder geringer angeschlagener Werth bleiben, aber sie hätten in die Reihe von Erinnerungen, gelehrter Merkwürdigkeiten, unter das bloße Geschichtliche zurückzutreten, das man aufnehmen könnte oder auch nicht, das aber nicht schlechthin für unsere höhere Geistesbildung Grundlage und Anfang ausmachen müßte.

Wir würden ungerecht gegen uns selbst und noch ungerechter, ja anmaßend gegen die Verfügungen des Weltgeistes sein, wenn wir unserem Jahrhundert jeden Vorzug absprechen wollten. Unsere Zeit hat vor der römischen und griechischen Welt Unschätzbares voraus: eine auf einer reinen geistigen und sittlichen Grundlage beruhende, und schon darum wahrhaft göttliche Religion; umfassendere, durch größere Erfahrungen und allgemeinere Auffassungen sicher gestellte politische Ansichten und Systeme; eine große Ueberlegenheit in den mathematischen und Naturwissenschaften, endlich eine viel größere Thätigkeit und ein viel größeres Geschick in Anwendung der Wissenschaft auf technische und industrielle Zwecke. Aber es gibt, (wie Karl Zell in seinen „Ferienschriften" 3. Sammlung. 1833. S. 144 bemerkt) innerhalb dieses Umfanges jener Vorzüge Störungen, Schwächen, Widersprüche zwischen dem theoretischen Wissen und praktischen Sein, es gibt Gefahren und Abwege zu Einseitigkeiten und Uebertreibungen. Die antike Bildung ist eine Ergänzung dessen, was uns fehlt, und ein Correctiv gegen die Abirrungen, denen wir ausgesetzt sind. Sind wir dahin gelangt, die Vorzüge unserer modernen Bildung, welche uns durch unseren germanischen Volkscharakter, durch das Christenthum, durch umfassenderes Wissen und wissenschaftliche Kenntniß der Natur geworden sind, mit den Vorzügen der antiken Bildung zu verbinden und so gleichsam für das mehr innerliche, abstracte und allgemeine Wesen unserer Art und Weise einen schön gestalteten und kräftigen Leib mit einer schönen Menschenseele zu gewinnen: dann nähern wir uns möglichst dem uns als Ziel vorgesetzten Ideale der Bildung. Dieses Resultat ergibt sich, wenn wir die allgemeinen Grundzüge der antiken Bildung nach ihren schönsten Perioden und Erzeugnissen mit denen unsrer eignen Bildung vergleichen. Faßt man die vielen Trefflichkeiten, die auf dem Gebiete der antiken Welt ausgedrückt sind, in allgemeinere Begriffe zusammen, so sind es vier in dem Wesen der Menschheit begründete Vorzüge, die der modernen Welt in ihren Kunsterzeugnissen wie in ihrem Leben abgehen, Harmonie, Form, Einfachheit, Energie. Die alte Welt, vorzüglich die hellenische, bietet den edelsten Nahrungsstoff in der edelsten Form, die goldenen Aepfel in silbernen Schaalen. Die Großheit ihrer Gesinnungen, ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, der große Styl ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen sind von der Art, daß in dem Umfange keine Bildung so viel Vortreffliches, Bewunderungswürdiges, Originelles, Vielgestaltiges und Lehrreiches vereinigt war. Die Betrachtung dieser wesentlich schönen Naturen konnte den Philosophen Hegel so sehr erwärmen, daß er behauptete: „die Vollendung und Herrlichkeit der antiken Meisterwerke müsse das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und Tinctur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit dem Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzusaugen und in dieser Welt einheimisch zu werden, — der schönsten, die gewesen ist. Wenn das erste Paradies das Paradies der Menschennatur war, so ist dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menschengeistes, der in seiner schönen Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit, wie die Braut aus ihrer Kammer, hervortritt. Die erste wilde Pracht seines Aufganges im Morgenlande ist durch die Herrlichkeit der Form umschrieben und zur Schönheit gemildert; er hat seine Tiefe nicht mehr in der Verworrenheit, Trübseligkeit oder Aufgeblasenheit, sondern sie liegt in unbefangener Klarheit offen; seine Heiterkeit ist nicht ein kindisches Spielen, sondern über die Wehmuth hergebreitet, welche die Härte des Schicksals kennt, aber durch sie nicht aus der Freiheit über sie und aus dem Maße getrieben wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen". Wenn nun schon hieraus sich ergibt, wie wichtig, nothwendig und heilsam das Studium des classischen Alterthums ist, und daß die moderne Welt ohne dieses auf das Gebiet der Verworrenheit gerathen würde, so wird die wissenschaftliche Beschäftigung mit den antiken Werken noch von einer andern

Seite zur Pflicht. „Das Fortschreiten der Bildung“, sagt Hegel a. a. O., ist nämlich nicht als das ruhige Fortsetzen einer Kette anzusehen, an deren frühere Glieder die nachfolgenden zwar mit Rücksicht auf sie gefügt werden, aber aus eigener Materie, und ohne daß diese weitere Arbeit gegen die erstere gerichtet wäre; sondern die Bildung muß einen frühern Stoff und Gegenstand haben, über den sie arbeitet, den sie verändert und neu formirt. Es ist nöthig, daß wir uns die Welt des Alterthums erwerben, so sehr um sie zu besitzen, als noch mehr, um etwas zu haben, das wir verarbeiten. Um aber zum Gegenstande zu werden, muß die Substanz der Natur und des Geistes uns gegenüber getreten sein, sie muß die Gestalt von etwas Fremdartigen erhalten haben. Unglücklich der, dem seine unmittelbare Welt der Gefühle entfremdet wird; denn dies heißt nichts Anderes, als daß die individuellen Bande, die das Gemüth und den Gedanken heilig mit dem Leben befreunden, Glauben, Liebe und Vertrauen, ihm zerrissen wird! Für die Entfremdung, welche Bedingung der theoretischen Bildung ist, fordert diese nicht diesen sittlichen Schmerz und Anstrengung des Herzens, sondern den leichten Schmerz und Anstrengung der Vorstellung, sich mit einem Nicht-Unmittelbaren, einem Fremdartigen, mit etwas der Erinnerung, dem Gedächtnisse und dem Denken Angehörigen zu beschäftigen. Diese Forderung der Trennung aber ist so nothwendig, daß sie sich als ein allgemeiner und bekannter Trieb — der Centrifugal-Trieb der Seele — in uns äußert“. Tragen diese und andere Gründe, welche außerdem Friedrich Creuzer „das akademische Studium des Alterthums“, Heidelb. 1807, entwickelt, den Stempel der Wahrheit, so ist die Nothwendigkeit, Würde und der Nutzen der Philologie gegen die, selten geistvollen, oftmals schalen Einreden der Gegner sicher gestellt. Bei Weitem die Mehrzahl durchgebildeter Köpfe hat sich für das Studium des classischen Alterthums entschieden, und die Regierungen haben es, wiewohl neuerlich etwas schwankend, geschützt. Die großen Geister, welche unsere Nation als Sonnensöhne anbetet, Schiller und Göthe, Lessing und Herder, Canova und Thorwaldsen haben Alle aus dem castalischen Quell getrunken und mit dem Wasser aus diesem die Keime der Kunst in ihren Seelen genährt und großgezogen, ohne ihrer Originalität sich zu entäußern.

Die Regierungen sammelten Kunstschätze, und reiche Bibliotheken öffneten dem jungen Philologen ihre Pforten und ihre todten Schätze. Hier stiegen neue Schulen aus dem Boden und dort erwuchsen Seminarien, in denen eine mäßige Anzahl fähiger Köpfe ausschließlich für Philologie unterstützt und gebildet werden. Das erste philologische Seminar gründete Matthias Geßner in Göttingen (1737), es folgten die Universitäten Erlangen (1774), Kiel (1777), Helmstedt (1779), Halle (1789), Heidelberg (1807), Leipzig (1809), Berlin und Königsberg (1810), Marburg (1812), Breslau (1813), Jena, Bonn, Greifswald, Gießen, München, und Rostock, und außer Deutschland Dorpat. Gemeiniglich sind mit diesen Anstalten Bibliotheken verbunden, die in der Folge von großer Bedeutung werden können. Vgl. C. D. Beck „De consiliis et rationibus seminarii philologici“ (Lpz. 1809). Noch erwähnen wir einige Beförderungsmittel für die philologischen Wissenschaften. Philologische Zeitschriften wurden in Deutschland schon in frühern Zeiten unter verschiedenen Namen, wenn auch in beschränkterer Weise als jetzt gegründet, wo sie sich bei der raschen Zunahme der Literatur sehr vermehrt haben. Die bekanntesten sind gegenwärtig besonders Jahn's „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“, das „Museum des rheinisch-westfälischen Schulmännervereins“, die „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft“ und „Philologus, oder Zeitschrift für das classische Alterthum. — Die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner wurden 1837 bei der Feier der Gründung der Universität Göttingen von F. Thiersch zuerst in Anregung gebracht. Schon im Herbst 1838 konnte die erste Versammlung in Nürnberg zusammen kommen und seitdem sind diese Versammlungen jährlich wiederholt worden. Ein ähnliches, jedoch mehr praktisches Ziel verfolgen die Versammlungen norddeutscher Schulmänner, deren erste 1834 sich constituirte.

Philomele. Viele attische Dichter erzählen folgendes: Prokne, eine Tochter des

attischen Königs Pandion I., heirathete Tereus, einen thrazischen Fürsten. Als ihr Sohn Itys erwachsen war, reiste Tereus nach Athen und Prokne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Auf dem Rückwege entehrte dieser die P. und schnitt ihr, damit das Verbrechen geheim bliebe, die Zunge aus. P. indeß verräth der Schwester das Verbrechen in einem Gewebe. Beide schlachten nun aus Rache den Itys und setzen ihn dem Vater als Speise vor; dieser aber, die Stücken seines Sohnes erkennend, verfolgt die Schwestern und alle drei werden auf ihr Flehen zu den Göttern verwandelt; Prokne in die Nachtigall, Philomele in die Hausschwalbe, Tereus aber in den Wiedehopf. Spätere vertauschen die Namen der beiden Schwestern, so daß Philomele, des Tereus Gemahlin, zur Nachtigall, Prokne zur Schwalbe ward.

Philomelos, der Sohn des Jasion und der Demeter, Bruder des Plutos, lehrte zuerst Rinder an den Wagen spannen und wurde deshalb als Bootes von seiner Mutter unter die Sterne versetzt.

Philopömen, der letzte große Feldherr des achäischen Bundes, geb. zu Megalopolis in Arkadien 253 vor Christus, kämpfte schon als Jüngling in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger gegen Kleomenes von Sparta, hatte am Siege bei Sellasia später als Feldherr des Bundesheeres großen Antheil und focht unter Antigonus in Macedonien im Kriege auf Kreta. Von hier zurückgekehrt begann er als Oberfeldherr des achäischen Bundes 210 die Reform des griechischen Kriegswesens, um Griechenlands Freiheit gegen innere und äußere Feinde vertheidigen zu können. Glücklich war der Erfolg: nach dem Siege über die Aetolier bei Messene zog er gegen Sparta's Tyrannen Machanidas, dessen Heer er 207 bei Mantinea vernichtete; er schlug den Tyrannen Nabis und nahm nach dessen Ermordung Sparta ein, welches er zwang, dem achäischen Bunde 191 beizutreten. Unzufriedene störten hier die Ruhe, 188 rückte er mit einem Heere vor die Stadt, ließ die ihm entgegenkommenden Ruhestörer hinrichten, erhielt Sparta durch Uebergabe, dessen Mauern er niederreißen ließ, Lykurgs Gesetze aufhob und Lacedämon zwang, als unterjochte Stadt dem Bunde beizutreten. Von nun an begann Rom's Politik Griechenlands Freiheit neidisch zu betrachten, und ungeachtet Philopömen schon öfter die Pläne der römischen Abgesandten vereitelt hatte, so wurde doch Sparta als unabhängiger Staat in den Bund aufgenommen, und um die wachsende Macht des Bundes zu vernichten, reizte Rom einzelne Städte zum Abfall. Messene war die erste, welche die Waffen ergriff, und zum achten Male führte der 70jährige kranke Greis das Bundesheer in den anfangs glücklichen Kampf gegen die Empörer. Doch er mußte der Uebermacht weichen, stürzte vom Pferde, und getrennt von den Seinen fiel er in die Hände der Sieger. Das Gefängniß entzog ihn den Augen des Volkes, dessen Wohlthäter er gewesen war: hier trank, auf Befehl des Tyrannen Dinokrates, der letzte große Grieche den Giftbecher 183, der so heldenmüthig als vergeblich sich bemüht hatte, Griechenlands Freiheit zu retten. Megalopolis ehrte lange Zeit sein Andenken durch jährliche Todtenopfer, und Lykortas rächte an der Spitze des Bundesheeres des Feldherrn Tod an Messene.

Philosophie. Den Begriff der Philosophie im Allgemeinen zu bestimmen, ohne genauer in ihr Wesen einzugehen, ist eigenthümlichen Schwierigkeiten unterworfen. Der Wortbildung nach heißt Ph. Liebe zur Weisheit, Streben nach wahrer Erkenntniß, und in dieser Bedeutung soll es schon Pythagoras gebraucht und sich statt des Namens eines Weisen den bescheidenern eines Freundes der Weisheit beigelegt haben. Das Wort erhielt so bei den Griechen Bürgerrecht im wissenschaftlichen Verkehr und wanderte von ihnen zu den Römern und den abendländischen Völkern. Aber diese Wortbedeutung gibt noch keinen nähern Aufschluß über den Begriff Philosophie und ebenso wenig einen Ueberblick über das Ganze der philosophischen Wissenschaften. Auch würden wir vergeblich versuchen, denselben Lesern deutlich zu machen, welche nicht in das Wesen der Philosophie eingedrungen sind. Wir begnügen uns daher hier nur Folgendes mitzutheilen: Die Philosophie hat von jeher darauf Anspruch gemacht, nicht an einen oder mehrere Gegenstände der Erkenntniß gebunden zu sein, sondern hat Alles in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen, was

irgend Gegenstand der Erkenntniß war. Dabei liegt das Eigenthümliche der Philosophie in der Art der Untersuchung irgend welcher Gegenstände; der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat längst darüber entschieden, daß philosophiren einen Gegenstand denkend untersuchen heißt, und alle Philosophie macht darauf Anspruch, denkende Erkenntniß desjenigen Objects zu sein, welche gewisse Begriffe und Begriffsreihen bezeichnen. Philosophische Versuche werden daher überall beginnen, wo in den durch die innere oder äußere Erfahrung dargebotenen Begriffen und Vorstellungsweisen das Bedürfniß einer ordnenden, ergänzenden, erweiternden Gedankenbewegung sich aufdringt; Philosophie selbst würde Erkenntniß in Begriffen und durch Begriffe sein. Alle Wissenschaften, die sich nicht blos damit begnügen, den bunten und ungeordneten Erfahrungsstoff, roh und unverarbeitet, wie er sich aufdrängt, aufzufassen, werden daher mehr oder weniger philosophische Elemente voraussetzen und in sich aufnehmen, und da alles Wissen in Begriffen besteht, so hat Das, was die Untersuchung irgend eines Objects zur eigentlich wissenschaftlichen macht, immer einen mehr oder weniger ausgebildeten philosophischen Charakter. Deshalb ist die Philosophie allgemeine Wissenschaft und das besagt ungefähr die alte Definition, daß sie die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge sei. Alle Wissenschaft strebt zur Philosophie hin und keine kann noch auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen, die einer philosophischen Behandlung unzugänglich wäre. Aber auch die Philosophie zieht ihren Nahrungsstoff aus allen übrigen Gebieten des Wissens. Wenn sich aber demungeachtet die Philosophie als eine besondere von den übrigen ausgesondert hat, so liegt der Grund hiezu nur darin, daß sich aus der Masse der übrigen Begriffe eine Anzahl von Begriffen hervorheben und als herrschende Mittelpunkte des Gedankenkreises ankündigen, deren Beschaffenheit und Geltung von entscheidendem Einflusse auf die Gesammtheit alles Dessen ist, was durch sie gedacht und erkannt wird. Dergleichen Begriffe, die in der Auffassung der gegebenen Erscheinungswelt sich nur willkürlich aufdringen, bilden gleichsam die Axe, um die sich die Reflexion dreht, sie sind die Grundlagen jeder Wissenschaft und deshalb kann die Philosophie auch die Wissenschaft der Principien genannt werden.

Das Verfahren, welches die Philosophie bei der Bewältigung der Ideen und weiteren Anordnung von vorn herein beobachtet, ist ein doppeltes; entweder das Mannigfaltige wird in seine nähern Bestandtheile und diese wieder in entfernte zerlegt, um Verstandeskenntnisse zu gewinnen, und dieses heißt das analytische Verfahren; oder es wird das dem Bewußtsein gegebene Mannigfaltige zur Einheit verknüpft, und daraus entsteht die synthetische Methode, die vornehmlich derjenige anwendet, welcher einen gewissen Satz als allgemein giltigen voraussstellt, um auf ihn alle daraus abzuleitende philosophische Wahrheiten in folgerechter Ordnung oder systematisch aufzubauen. Solche Sätze haben das Ansehn der Lehrsätze und sind Glaubensartikeln ähnlich, über die, wie über mathematische Wahrheiten und Lehrsätze nicht weiter nachgedacht werden soll. Die philosophischen Systeme, an deren Spitze solche Säße, ohne in ihrer Wahrheit vollständig begründet und erwiesen zu sein, stehen, heißt man dogmatische (s. Dogmatismus). Aber nicht nur die Lehre der Philosophie, sondern Alles, was der Mensch unternimmt, thut, treibt, denkt und redet, trägt immer und überall mehr oder weniger den Charakter des Einzelnen an sich; denn kein Mensch kann sich seiner Eigenthümlichkeiten so ganz entäußern, daß nicht wenigstens ein Theil derselben seinen Handlungen und seinem Denken eingepflanzt wird. Man kann sich vergleichsweise so ausdrücken, daß das, was der Mensch denkt und sagt, auch in der Weise, wie er es sagt und denkt, ihm so ähnlich ist, wie gemeiniglich die Kinder ihren Aeltern. Es gibt daher keine philosophische Wahrheit, die erstlich von den Einflüssen des Jahrhunderts, der Abstammung, der Nationalität, des Klima's und der Partei, und zweitens von der angebornen Art und Weise dessen, der die Wahrheit gefunden hat und sie mit seinen anderweitigen An- und Absichten verbindet, völlig frei wäre. Selbst die historischen Wahrheiten laufen auf ein kleines Häuflein zusammen, wenn man bedenkt, daß sie auch da, wo sie in aller möglichen Breite und Tiefe erschöpft scheinen, doch nicht in ihrer Allseitigkeit und ganzen gleichzeitig wirkenden

Ursächlichkeit, sondern gewöhnlich nur einseitig, halb, oberflächlich dargestellt werden. Es werden anderweitig, aber auch nicht immer allgemein wahre Beobachtungen mit dem von der Natur Gegebenen so geschickt verwebt, daß es den Anschein hat, als sei die aus der Eigenthümlichkeit des Forschers geflossene (subjective) Wahrheit eine von dem betrachteten Gegenstande entnommene (objective). Dazu kommt noch der wichtige Umstand, daß der einzelne Mensch, wenn er auch der größte Kopf ist, gegen die geheimnißvolle und unendliche Thätigkeit der Natur, mit all' seinem strahlenden Geiste doch nur ein Wesen von großer Beschränktheit ist.

Die Natur ist in Erfindungen wie in Mitteln so geistvoll und so reichhaltig, daß sie der Mensch in ihrer geheimnißvollen Tiefe nicht ergründen, noch erfassen kann. Was wir von ihr wissen, sind Bruchstücke, Traumgestalten, einzelne, oft unleserliche Blätter aus einem großen Buche. Tritt nun die Philosophie mit nichts weniger als mit dem Vorsatz in das All der geistigen und körperlichen Weltordnung, die Gesetze dieser Welt zu erforschen und bei den Spielen der Natur ihr gleichsam in die Karten zu sehen, so erregt sie schon im Voraus den Verdacht, daß das, was sie uns bringen will, höchstens einige halbverstandene Laute aus der großen, göttlichen Weltharmonie sein werden. Daher setzte mancher denkende Geist sein Vernunftvermögen daran, zu beweisen, der größte Theil der philosophischen Wahrheiten sei unhaltbar, und die Summe alles wirklichen Wissens vereinige sich in dem letzten Ergebniß, daß wir eigentlich nichts wissen und daß Alles salomonisch eitel wäre. Man nennt solche Philosophen Zweifler oder mit dem griechischen Ausdrucke **Skeptiker** und ihr System **Skepticismus** (s. d.). Allein das Vernunftvermögen wäre sehr übel bestellt, wenn der Mensch mit demselben auch nicht eine allgemeinere Wahrheit erringen könnte. Selbst der Skepticismus bewies es ja, daß, da er selbst einen, wenn auch vorerst nur verneinenden Grundsatz aufstellte und für ihn allgemeine Giltigkeit forderte, Gedanken zu grundsätzlichen Wahrheiten ausgebildet werden könnten. Die innere Thätigkeit und die Grenze der Vernunft wurde nun untersucht und wissenschaftlich ermittelt, in wie weit diese Thätigkeit bei Betrachtung der höchsten Angelegenheiten des Menschen, über Gott und Unsterblichkeit, über Freiheit des Willens, über den Zweck der Schöpfung wie über das Verhältniß Gottes zum Weltall ausreichend sei. Die Philosophie, welche diesen Weg geht, heißt die **kritische** oder der **Kriticismus** (s. d.). Andere sammelten die oft widerstreitenden Erfahrungsmassen auf einen Haufen und bauten darauf eine Erfahrungsphilosophie oder den **Empirismus**, der an gar keine Vernunfterkenntniß glaubt (s. **Empirie**). Leugnet nun noch der Empiriker alle durch Geschichte vermittelte höhere Unterstützung bei dem Streben nach vollkommner Wahrheit weg, so entsteht das System des **Naturalismus** (s. d.), der zum **Fatalismus** (s. d.) oder zur **Casuistik** heruntersinkt, wenn das Schicksal oder das blinde Ungefähr an die Stelle der ewigen Weltvernunft (Intelligenz) gesetzt wird. Aus den rohen Armen des Naturalismus wand sich die Vernunft los und schwang sich zu jener Wissenschaft empor, welche die reinsten und höchsten Ansichten von der Natur, geschöpft aus Naturgeschichte und Naturkunde, systematisch ordnet und organisch darstellt in der daher benannten **Naturphilosophie** (s. d.). Dem Naturalismus steht zuerst das System derjenigen Philosophen gerade zu entgegen, die etwas weit über sinnlichen Erfahrungen Stehendes annehmen und denen es unmöglich ist, unseren Geist von einem seiner Natur nach Unerfaßbaren abzulösen. Sie sagen, außer der vor unseren Sinnen hingebreiteten Natur gibt es noch etwas Höheres, eine unerforschbare, nur dem Glauben angehörige Geisterwelt, in die wir auf eine Weise aufgenommen sind, die dem in der Sinnlichkeit befangenen Verstande unerklärlich ist. Die auf solche nur dem Glauben zugewiesene Räthsel gebaute Philosophie heißt **Supernaturalismus** (s. d.). Geht die philosophirende Vernunft noch einen Schritt weiter und nimmt an, das Weltall selbst und alles wesentlich Wahrhafte so wie das, was sich als selbstständiges Wesen behaupte, sei von Gott durchdrungen, sei Gott gleich oder sei ein Theil der Gottheit, so entsteht der **Pantheismus** (s. d.).

Hier und da verläßt der denkende Geist seine Vernunft und seinen Verstand und legt

sich gefangen auf das bequeme Bett der Gefühle und der Phantasie. Es wird alsdann gelehrt, der Mensch bedürfe der wissenschaftlichen Entwickelung der Ideen nicht mehr, er solle seine Gemüthskräfte mit Gedanken über die höchsten Angelegenheiten nicht weiter incommodiren; denn Alles, auch das Widersinnigste, was aus Trophonius-Höhle der Gefühle und der Phantasterei komme, sei unmittelbare Eingebung und Offenbarung des ewigen Gottes, die der Mensch nur zu glauben habe. Diese vernunftlose schwärmerische Phantasie, die am menschlichen Geiste einen Todtschlag verübt, und deren Anhänger wie die Mönche vom Berge Athos nur ihren Nabel und den blauen Himmel angestrengt betrachten, heißt der Mysticismus (s. d.). Mit ihm ist das unter dem Namen des Sensualismus (s. d.) bekannte System in manchem Betracht verwandt, denn dieses verehrt im sinnlichen Vergnügen sein höchstes Gut, gleichsam seinen Gott; daher ist denn auch den Lehren der Sensualisten sinnlicher Schmerz das ärgste Uebel. Andere nahmen die Materie oder die Körperlichkeit als die Grundursache aller Dinge an und gründeten dadurch den Materialismus (s. d.), der, insofern die wirkliche Erscheinungswelt, der Stoff und die Masse als das Erste und Ursprüngliche angesehen wird, auch Realismus (s. d.) genannt wird. Diesem ist der Idealismus (s. d.) entgegengesetzt, welcher die ganze wirkliche Erscheinungswelt und alle Materie vom Geiste herleitet und durch denselben zur Anschauung bringt. Alle Dinge sind nach den Lehrsätzen des Idealismus nur Geschöpfe der Ideen, das einzig Ursprüngliche ist das Ideale oder das im Geiste lebende Urbild der Schöpfung; das Reale besteht erst in diesem und durch dieses und sei nur ein Erzeugniß unseres Vorstellungsvermögens. Das in diesem System Unerklärliche suchten andere Philosophen zu umgehen, indem sie lehrten, das Ideale und das Reale wären Jedes für sich ursprünglich, Keines durch das andere bedingt, und das Bewußtsein bestehe aus einer Verbindung des Seins mit dem Wissen. Sie lehren: „diese Verknüpfung ist eine ursprüngliche, nicht weiter zu erklärende, oder eine transcendentale Synthese, welche die ursprüngliche Thatsache und der letzte Grenzpunkt alles Philosophirens ist". Dieses System trägt den Namen des transcendentalen Syncretismus (s. d.). Endlich gibt und gab es Philosophen, die sich aus allen genannten Systemen Theilchen zusammenlasen und daraus ein neues ihnen maulrechtes bildeten; sie haben die passende Benennung: „Wählerische" oder Eklektiker (s. d.) erhalten. Das sind die hauptsächlichsten Phasen, in denen sich der philosophirende Geist mit mehr oder weniger Verirrung auf dem Gebiete der Speculation kund gegeben hat. Beinahe jedes der angeführten Systeme verfolgt in Absicht auf Eintheilung des unermeßlichen Ganzen seinen eigenen Weg, fast alle stimmen aber in der Annahme einer theoretischen und praktischen Philosophie überein, doch darin wesentlich von einander abweichend, was zur theoretischen und was zur praktischen gehöre. Der theoretische Theil behandelt die Gesetze der ursprünglichen Geistesthätigkeit an und für sich, z. B. in der Logik; die praktische Philosophie wendet die gewonnenen Regeln auf andere Erkenntnißtheile an, z. B. auf Rechts-, Tugend-, Religionslehre, auf Psychologie und Aesthetik u. s. w.

Ueber den Entwicklungsgang der Philosophie und ihre verschiedenen Richtungen gibt die Geschichte der Philosophie weitere Auskunft. Die ersten fragmentarischen Anfänge derselben sind fast überall mit mythischen Traditionen über den Ursprung der Welt und mit gnomischen und poetischen Ausdrücken alterthümlicher Lebensweisheit vermischt; ja viele Völker sind sogar nie dazu gelangt, aus dieser Hülle des Mythus und der Dichtung sich an das Licht des Gedankens hervorzuarbeiten. So namentlich die Orientalen. Wie wichtig auch für die allgemeine Culturgeschichte die ältesten Philosopheme der Indier, der Chinesen, Perser und Aegypter sind, so zeigen sie doch zum größten Theil ein entschiedenes Uebergewicht phantastischer Anschauungen über das reflectirende Denken, und obwohl gewisse Grundtypen philosophischer Gegensätze auch in ihnen sich erkennen lassen, so haben sie doch auf den Entwicklungsgang der Philosophie bei den Culturvölkern des Occidents im Wesentlichen keinen Einfluß gehabt. Vgl. Windischmann „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte" (3 Abthlg., Bonn 1827—32). Das Volk, bei welchem zuerst

das begriffsmäßige Denken als das einzige und wesentliche Instrument des wissenschaftlichen Verfahrens mit Klarheit erkannt und geübt wurde, sind die Griechen, deren philosophische Versuche sich nicht nur auf die drei Hauptgebiete der Dialektik, Physik und Ethik gleichmäßig erstreckten, sondern auch innerhalb der beiden letztern die wesentlichen Grundverschiedenheiten philosophischer Denkweisen fast vollständig repräsentiren (S. Griechische Philosophie). Für das Verhältniß der griechischen Philosophie zur neuern ist es charakteristisch, daß jene von einem unbefangenen Vertrauen zu der Kraft und Macht des Denkens ausging, die Dinge zu erkennen, wie sie sind, und daher bis auf Aristoteles herab eine durchaus objective Richtung hat. Der Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, durch das Denken das Wesen der Dinge zu erkennen, oder wenigstens die Frage nach den Kennzeichen (Kriterien) wahrer Erkenntniß, tritt erst nach Aristoteles in der jüngern Akademie hervor und die Streitigkeiten dieser mit der Stoa sind eine Art Vorspiel der Untersuchung über die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt, welche der neuern Philosophie von Cartesius bis Kant eine vorherrschend subjective Richtung gaben. Für das Alterthum waren diese Streitigkeiten nur das Symptom eines beginnenden Verfalls, der zuletzt zu dem Skepticismus einerseits, zur Schwärmerei andererseits führte. Die Römer, welche in Folge äußerer Berührungen seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. von griechischer Philosophie Notiz zu nehmen anfingen, waren, trotz der Bemühungen des Cicero (s. d.), das Verständniß griechischer Systeme seinen Landsleuten zu eröffnen, wenig geeignet, der Speculation einen neuen Schwung zu geben; aus praktischem Interesse neigten sie sich vorzugsweise den Lehren des Epikur und der Stoa zu, und was der Dichter Lucretius (s. d.), Seneca (s. d.), der Kaiser Marcus Aurelius (s. Antoninus, der Philosoph) u. A. für die Philosophie leisteten, ist entweder Reproduction früherer Systeme oder Ausdruck eines, wenn auch achtungswerthen, doch nur individuellen ethischen Bedürfnisses. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. war die Philosophie schon zum größten Theile Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden, oder einem principlosen Eklekticismus anheimgefallen, der sich einer unklaren Vermischung pythagoräischer und platonischer Lehren hingab und an einer allegorischspielenden Mystik Gefallen fand. Unterdessen war das Christenthum in die Welt getreten und drohte dem in sich selbst zerfallenden Heidenthum den Untergang; zwar konnte es sich weder gegen das Eindringen oriental. Gnosis (s. d.), noch gegen griechische Cultur und Wissenschaft abschließen: aber sein Stützpunkt, der Begriff einer göttlichen Offenbarung, erlaubte ihm nicht, menschliche Weisheit und Wissenschaft für ebenbürtig zu erklären; nur als Vorbereitung für die geoffenbarte Religion konnte und wollte es im günstigsten Falle die alte Philosophie gelten lassen. Der großartigste, obwohl fruchtlose Reactionsversuch des Heidenthums gegen das Christenthum war der alexandrinische Neoplatonismus (s. Neuplatoniker); oriental. Anschauungen mit platonischen und aristotelischen Lehren in Eins verschmelzend, setzte er der christlichen Offenbarung eine speculative Intuition entgegen; aber er verlor sich bald in ein phantastisches Spiel, in eine Apologie des Aberglaubens, und nachdem er mit der Anerkennung der christlichen Kirche seine politische Stütze verloren hatte, sank er zugleich mit dem Heidenthume. Für die Philosophie hatte die Erhebung des Christenthums zunächst die Folge, daß von den christlichen Lehrern, auch von denen, welche sich den Einflüssen der antiken Wissenschaft nicht entziehen konnten oder wollten, alle philosophischen Probleme lediglich von Seiten ihres Verhältnisses zum christlichen Glauben aufgefaßt wurden, und da sich das Christenthum schon längst sehr bestimmt als ein System von Dogmen auszubilden angefangen hatte, so mußte unter seiner Herrschaft die alte Unbefangenheit, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verkümmern. Dieser Geist der Kirche, die sich bald als Hierarchie ausbildete, wirkte mit dem Umsturz des römischen Reichs und der Ueberschwemmung des Occidents durch naturkräftige, aber rohe Völker zusammen, um die alte Cultur und mit ihr die Philosophie vergessen zu machen; christliche Kirchenväter, wie Tertullian, Päpste, wie Gregor der Große, verwarfen alle Wissenschaft und Kunst als weltliche Weisheit (scientia saecularis) und Jahrhunderte bedeckt eine tiefe Nacht der Unwissenheit, die

von den dürftigen Ueberlieferungen einer frühern Cultur nur kümmerlich erhellt und von Namen, wie z. B. Alcuin im 8., Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrh., nur spärlich unterbrochen wird. Indessen hatten Regenten wie Karl der Große und Alfred der Große für die Wiedereinführung eines regelmäßigen Unterrichts in Schulen, die in Klöstern und an den Sitzen der Bischöfe gegründet waren, gesorgt, und so entstand allmälig im 10. und 11. Jahrhundert die sogenannte Scholastik (s. d.), d. h. die Philosophie des Mittelalters, welche die nach und nach entstehenden Universitäten beherrschte und sich von der Kirche beherrschen ließ. Diese Unterthänigkeit unter die Kirche war in den Jahrhunderten der unbedingten Herrschaft des römischen Stuhls die Bedingung ihrer Existenz; sie durfte sich keine andere Aufgabe setzen, als die Gesammtheit der Dogmen dialektisch zu verarbeiten und in ein System zu bringen, und diese materielle Beschränkung wurde ihr durch das gänzliche Darniederliegen der Naturwissenschaften erleichtert. Der Gedankenkreis der Scholastik wurde aber nicht blos erweitert, sondern allmälig auch erschüttert, als seit dem 12. Jahrhundert durch den Verkehr mit Konstantinopel und durch Vermittelung der Araber, die von dem 9—13. Jahrhundert die reichsten Depositaire der Gelehrsamkeit waren (s. Arabische Literatur und Sprache; vgl. Schmölder „Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes“ Par. 1543, und H. Ritter „Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie“, Gött. 1844), die vollständigen Schriften des Aristoteles (s. d. und Peripatetische Philosophie) bekannter zu werden anfingen. Jetzt traten im 13. Jahrhundert die Heroen der Scholastik, Albert der Große (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.), Duns Scotus (s. d.), auf; bald darauf erhob aber auch der Nominalismus (s. d.) sein Haupt, und die für die Autorität der Kirche gefährliche Lehre, es könne etwas philosophisch wahr aber theologisch falsch sein und umgekehrt, machte die Fundamente des unbedingten Glaubens wankend. Das 15. und 16. Jahrhundert brachte nach der Eroberung von Konstantinopel die Periode der sogenannten restauratio literarum, die Wiedererweckung des Studiums des classischen Alterthums; die Behauptung, die Philosophie Platons stimme mehr mit dem Christenthum überein, als die des Aristoteles, erschütterte das Ansehen des Letztern; über den wahren Sinn seiner Lehre entbrannten heftige Streitigkeiten; die Reformation zerbrach die Fesseln Roms; von allen Seiten erfolgten bittere und heftige Angriffe auf die Scholastik; der Drang, statt unfruchtbaren Wortstreits über göttliche Mysterien die gesetzmäßige Ordnung der Natur zu erkennen, führte durch manche wunderliche Umwege magischer und mystischer Träumereien endlich zu den lichten Gedanken eines Copernicus und Galilei; das Mittelalter und mit ihm die mittelalterliche Philosophie eilten ihrem Ende entgegen.

So beginnt mit dem 16. und 17. Jahrhundert die neuere Philosophie, bedingt durch die Emancipation von hergebrachten Autoritäten, auf der einen Seite in Baco von Verulam (s. d.), auf die Naturforschung hinweisend, auf der andern in Descartes (s. d.), die allgemeinen Bedingungen der Erkenntniß erforschend. Es war von großem Einflusse auf die Richtung der neuern Philosophie, daß Descartes das Selbstbewußtsein als den einzig sichern Stützpunkt alles Wissens geltend gemacht hatte; die einfache Bemerkung, daß alles Wissen nur in dem Wissenden und für ihn vorhanden ist, lenkte die Aufmerksamkeit der Denker von den Objecten der Erkenntniß auf den Ursprung und die Grenzen derselben, und obwohl die objective Richtung der Philosophie in Spinoza (s. d.) und Leibnitz (s. d.) ihre Repräsentanten fand, so bildete doch zu diesem mit den Nachwirkungen der Scholastik reichlich versetzten philosophischen Dogmatismus einen sehr mächtigen Gegensatz die namentlich bei Locke (s. d.) hervortretende psychologisirende Richtung der Philosophie, die in dem Kriticismus Kant's den bestimmtesten und umfassendsten Ausdruck fand. (S. Deutsche Philosophie). Im Allgemeinen sind außer den ältern Werken von Brucker (s. d.) und Buhle (s. d.) und einer Menge kleinerer Lehrbücher zu vergleichen Tennemann „Geschichte der Philosophie“ (11 Bde., Lpz. 1798—1819); Dégérando „Histoire comparée des systèmes de la philosophie“ (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1822; deutsch von Tennemann, Marb. 1806); Tiedemann „Geist der speculativen Philosophie“ (7 Bde.,

Marb. 1791—97); Reinhold „Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie" (2 Thle in 3 Bdn., Gotha 1828—30); Derselbe „Lehrbuch zur Geschichte der Philosophie" (3. Aufl., 2 Bde., Jena 1845); Ritter „Geschichte der Philosophie" (Bd. 1—8, Hamb. 1829—45); Hegel „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" (3 Bde.); Marbach „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1838—1841); Erdmann „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie" (Bd. 1 u. 2, Riga 1836 fg.).

Philostratus, Flavius, der Aeltere, auch der Lemnier genannt, war 195 n. Chr. Rhetor in Rom und Athen, schrieb in überladenem Griechisch mehrere für Geschichte der Kunst, Philosophie und der damaligen Zustände wichtige Bücher, nämlich die „Biographie des Wunderthäters Apollonius von Tyana" in 8 Büchern, „Lebensbeschreibungen der Sophisten" in 2 Büchern, die „Heroika", welche Boissonade (Par. 1806) herausgegeben hat, „Beschreibung von 66 Gemälden", in der Gallerie zu Neapel und „Briefe". Zu den Gemäldebeschreibungen fügte Philostratos der Jüngere, des Erstern Schwestersohn, noch achtzehn neue bei, die zusammen am besten herausgegeben hat F. Jacobs „Philostratorum imagines et Callistrati statuae" (Lpz. 1825). Die „Opera" erschienen zuerst in Venedig 1501, dann 1522 in Fol., zuletzt von Olearius (Lpz. 1709, Fol.).

Philoxenus, ein mehr durch sein Schicksal als durch seine Leistungen bekannter griechischer Dithyrambendichter im 4. Jahrh. v. Chr. von der Insel Kythere gebürtig, und wegen seiner überaus heitern Laune am Hofe des ältern Dionysius (s. d.) zu Syrakus sehr beliebt. Als er aber ein Trauerspiel dieses eiteln Tyrannen, der als erster Dichter zu glänzen wünschte, für ein elendes Machwerk erklärte, schickte ihn derselbe in die Steinbrüche. Später erhielt er seine Freiheit wieder. Als er hierauf wieder vor Dionysius erschien, las dieser gerade neue Gedichte von sich vor. Alle Anwesenden zollten ihm schmeichelnd Beifall; nur P. rief: „Schicke mich in die Steinbrüche zurück, denn weit lieber will ich dort mein Leben zubringen, als hier so schlechte Gedichte anhören". Uebrigens war er im Alterthum wegen seiner großen Gefräßigkeit übel berüchtigt, die ihm auch den Tod zuzog. Er starb nämlich an dem übermäßigen Genusse eines sogenannten Meerpolypen von ungeheurer Größe. Da er sein Ende herannahen fühlte, verlangte er auch noch dessen übriggebliebenen Kopf mit den Worten: „Nun laßt mich auch diesen noch verzehren, da ich einmal sterben muß". Die Bruchstücke seiner Werke sind gesammelt von Bippart in „Philoxeni, Timothei, Telestis dithyrambographorum reliquiae" (Lpz. 1843) u. Schmidt in der „Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias" (Berlin 1845). Vgl. Berglein „De Philoxeno dithyramborum poeta" Gött. 1843). — Es gab auch mehrere griechische Grammatiker dieses Namens, die sich mit der Kritik des Homer u. s. w. beschäftigten.

Philtrum, s. Liebestränke.

Phineus, der Sohn des Belos und der Anchinoë, Bruder des Aegyptos, Danaos und Kepheus, Oheim und zugleich Verlobter der Andromeda, wollte den Perseus (s. d.) als dieser Letztere befreit hatte, hinterlistig ermorden, wurde aber selbst von Perseus in Stein verwandelt. — Phineus, der Sohn des phönizischen Königs Agenor, König zu Salmydessos in Thrazien, ein berühmter, aber blinder Seher, wurde von den Harpyien (s. d.) auf Befehl der Götter schrecklich gepeinigt, weil er seine Söhne aus erster Ehe auf Anstiften seiner zweiten Gattin, der Idäa, der Tochter des Dardanos, die jene der Unkeuschheit gegen sie beschuldigte, geblendet hatte. So oft P. nämlich speisen wollte, kamen die Harpyien herbeigeflogen, raubten den größten Theil der Speisen und besudelten dann den Rest. Also trafen die Argonauten den Phineus. Diesen versprach er unter der Bedingung, daß sie ihn von seinen Peinigerinnen befreiten, sie über ihre weitere Fahrt zu belehren. Sogleich wurden die Harpyien, die sich gerade einfanden, von den Argonauten Zetes und Kalais, die auch beflügelt waren, angegriffen und verfolgt, und Phineus von ihnen befreit.

Phiolen sind kleine hohle Kugeln oder plattgedrückte Gefäße mit langem cylindri-

schem Halse von Glas; sie vertragen, indem sie dünn aufgeblasen werden, leicht die Wirkung des Feuers und werden bei chemischen Operationen angewandt.

Phlegethon auch Pyriphlegethon, ein Feuerstrom in der Unterwelt der Griechen, der seine Feuerklumpen und glühenden Felsenmassen brausend in den Acheron stürzte, dem Kocytus gegenüber.

Phlegma hieß bei den ältern Chemikern das Wasser in einer sauren oder geistigen Flüssigkeit. Dephlegmiren ist daher die Absonderung der wässerigen Theile aus geistigen oder sauren Flüssigkeiten, so dephlegmirt man wässerigen Weingeist, wenn man ihn bei gelindem Feuer der Destillation unterwirft, wobei zuerst der geistige Theil übergeht, den man absondert, ehe der wässerige Theil, das Phlegma kommt. Ebenso verstanden die alten Mediciner unter Phlegma jede wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte, daher phlegmatisches Temperament.

Phlegmasie wird in der Medicin in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Bald bezeichnet dieses Wort Entzündung (s. d.) im Allgemeinen, bald nur eine auf einen kleinen Raum beschränkte und Oedem (s. d.) begleitete Entzündung, bald auch nur mit Rücksicht auf dieses letzte Symptom ödematöse Anschwellung der Füße. Aehnliche Bedeutung hat das Wort Phlegmone, womit man in engerm Sinne Hautentzündung ohne Rücksicht auf die ursächlichen Verhältnisse, den Verlauf und den wahrscheinlichen Ausgang derselben benennt.

Phlegon aus Tralles in Lydien, daher gewöhnlich Trallianus genannt, ein späterer griechischer Schriftsteller, war ein Freigelassener des Hadrianus und lebte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr. Er verfaßte außer einigen andern Schriften „Wunderbare Geschichten“, welche die große Leichtgläubigkeit des Erzählers selbst beweisen, und eine Abhandlung „De macrobiis“ oder über solche Leute, die ein sehr hohes Alter erreicht haben. Gute Ausgaben besorgten Franz (Halle 1775, 2. Aufl., 1822) und Westermann in den „Paradoxographi sive scriptores rerum mirabilium graeci“ (Braunschweig 1839).

Phlegyas, der Sohn des Ares und der Chryse, König der Gegend von Orchomenos in Böotien, die er nach sich Phlegyantis nannte, war Vater des Irion und der Koronis, die von Apollon Mutter des Asklepios wurde. Darüber erzürnt, zündete P. den Tempel des Gottes zu Delphi an, wurde aber dafür von dessen Pfeilen getödtet und mußte dann noch in der Unterwelt büßen. Einer andern Sage nach war er kinderlos und wurde von Nykteus und Lykos erschlagen.

Phlius, eine uralte Stadt im Peloponnes, zwischen Sicyon und Argolis, in einer fruchtbaren, vom Asopus bewässerten Ebene, bildete früher mit ihrem Gebiete Phlisia einen kleinen unabhängigen Staat. Nach dem Frieden des Antalkidas um 385 v. Chr. wurde sie durch Spartas Uebergewicht genöthigt, eine aristokratische Verfassung anzunehmen und schloß sich zuletzt dem erneuerten achäischen Bunde an und kam mit diesem unter die Herrschaft der Römer. Die bedeutenden Ueberreste der alten Stadt, die sich noch jetzt unter dem Namen Staphylifi in der Nähe des Asopus amphitheatralisch erheben, sind von Leake in seinen „Travels in the Morea“ (Bd. 3, Lond. 1830) und von Roß in seinen „Reisen und Reiserouten in Griechenland“ (Bd. 1, Berlin 1841) beschrieben worden.

Phlogiston, s. Brennstoff.

Phöbe, die Tochter des Uranos und der Gäa, durch Köos Mutter der Asteria und Leto, war nach der Themis und vor Apollon Vorsteherin des Delphischen Orakels. — Phöbe hieß auch die Tochter des Tyndareus und der Leda, Schwester der Klytämnestra. — Als später Apollon Phöbos zum Sonnengott wurde, nannte man P. die Artemis als Mondgöttin.

Phöbus, der Reine, Helle, ein Beiname des Apollon, und, nach seiner Identität mit dem Sonnengotte, des Helios.

Phocion, der berühmte Feldherr der Athener, berühmter aber als Mensch durch

seine Uneigennützigkeit und durch moralische Größe in dem damals demoralisirten Athen, deshalb er den Beinamen „der Rechtschaffene“ hatte, war angeblich der Sohn eines armen Löffelmachers Phokos, um 402 v. Chr. geboren, wurde liberal erzogen und war, mit Platons begeisternder Philosophie vertraut, eine Zeit lang Krieger unter Chabrias, dessen Achtung und Liebe er bald gewann. Die Zeit seines Ruhms fällt in die Unterjochung Griechenlands durch Philipp von Macedonien. Als dieser die Insel Euböa erobern wollte, wurde Phocion dem Plutarch von Eretria zu Hilfe geschickt; hier fand er aber schon Alles von Philipp bestochen, so daß er selbst in große Gefahr gerieth. Er verschanzte sich, wurde belagert und erfocht einen vollkommnen Sieg, verjagte die an Philipp verkauften Despoten in Euböa's Städten und kehrte ruhmreich nach Athen zurück. Dann nöthigte er denselben Philipp die Belagerung von Perianth und Byzanz aufzuheben. Aber er kannte Griechenland und sah wohl ein, daß es Philipps Macht nicht lange werde widerstehen können, rieth deshalb immer zum Frieden, wodurch er sich mit Demosthenes, der immer zum Kriege gegen den verhaßten Philipp von der Rednerbühne herunterfeuerte, verfeindete. Hieraus ist die Antwort erklärlich, die er einmal dem Demosthenes gab, als dieser sagte: Phocion, die Athener werden Dich noch einmal in ihrer Raserei umbringen! und Dich, sagte Ph., wenn sie bei Verstande sind. Die Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) begrub Griechenlands erstorbene Freiheit. Phocion wurde wieder Strateg, welches Amt er zur Herstellung des Friedens mit Macedonien benutzte. Es gelang ihm auch mit Alexander d. Gr., der seinem Vater (336) gefolgt war, und der ihm seine ganze Achtung und Freundschaft schenkte. Aus Persien schickte er ihm 100 Talente (100,000 Thaler) zum Geschenk, das aber die Ueberbringer wieder mitnehmen mußten. — Seine Gemahlin knetete selbst den Teig zum Brode, und er — der General, der Freund Alexander d. Gr., trug ihr dann Wasser zu. — Alexanders Tod rief der Athener Uebermuth ins Leben, aber Phocion rieth zum Frieden. Als ihn deshalb Hyperides fragte: Wann wirst Du den Athenern den Sieg rathen? „Wann ich sehen werde“, gab er zur Antwort, „daß die Jünglinge Zucht beobachten, die Reichen zum Kriege beisteuern, und die Redner aufhören, den öffentlichen Schatz zu verschwenden“. Als 80jähriger Greis noch vertrieb er den plündernden Mikion von Attika's Küsten. Polysperchon, nach Antipaters Tode, Vormund der Könige, schrieb den Athenern, er habe die Erlaubniß, in Athen eine demokratische Verfassung wieder einzuführen. Dies brachte in Athen allgemeinen Aufruhr hervor, und Nikanor, von Kassander nach Munychia geschickt, wäre umgebracht worden, wenn nicht Phocion ihn unterstützt hätte, sich des Piräus zu bemächtigen. Dies war gegen den Volksbeschluß. Phocion wurde der Verrätherei angeklagt und zum Giftbecher verdammt. Auf seinem Wege zum Tode rief ihm ein Freund mit Thränen zu: „Phocion, o was für ein unwürdiges Schicksal trifft Dich“! aber kein unerwartetes, versetzte Phocion, denn dieses Ende haben alle berühmte Athener genommen. Als die Athener ihr Unrecht einsahen, begruben sie seine Gebeine auf öffentliche Kosten, bestraften seine Ankläger und errichteten ihm Ehrensäulen.

Phocis, Landschaft in Mittelgriechenland, wurde im Norden durch den Oeta von Thessalien getrennt, grenzte gegen Osten an die epiknemidischen und opuntischen Lokrer und an Böotien, gegen Süden an den korinthischen Meerbusen, gegen Abend an die ozolischen Lokrer und Doris, und wurde vom Kephissus durchschnitten, der von Thessalien aus nach Böotien floß. Der höchste Berg der Landschaft war der Parnaß; auf diesem lag Lykorea, an seiner Südseite Delphi, diesem gegenüber der Hafen Cirrha und die Seestadt Anticyra; am korinthischen Meerbusen lag Bulis, an der böotischen Grenze Daulis. Auf der Ebene zwischen Delphi und Cirrha wurden die pythischen Spiele gefeiert. Die Gegend um den Parnaß bewohnten anfangs Hellenen. Nach und nach bildeten sich aus diesem Hauptstamme mehrere kleinere Staaten und in diese Zeit fällt auch die Gründung des phocensischen. Nach der Sage geschah dieselbe durch Phocus (daher der Name), den Anführer einer eingewanderten Colonie. Die Phocenser waren ein fleißiges und im Kriege tapferes Volk, ihre Verfassung anfangs monarchisch, später demokratisch. Eine Hauptrolle spielen sie in dem 355 v. Chr. ausgebrochenen phocensischen oder heiligen Kriege. Man unter-

scheidet gewöhnlich 3 heilige Kriege. Der erste wurde um 590 v. Chr. gegen die Seestadt Crissa geführt, welche in Phocis selbst gleichsam wieder einen besondern Staat bildete. Die Crissäer hatten den Tempel zu Delphi geplündert, wurden deshalb von den Amphyktionen mehrere Jahre bekriegt, bis der Thessalier Eurylochus Crissa zerstörte. Die Veranlassung zum zweiten gaben die Ph. dadurch, daß sie ein zum Tempel des Apollon zu Delphi gehöriges Stück Land angebaut hatten. Sie wurden von den Amphyktionen zu einer ungeheuren Geldstrafe verurtheilt, weigerten sich dem Urtheil zu unterwerfen, verbanden sich mit Athen und Sparta, wurden aber unter ihrem Anführer Philomelus (353) geschlagen. Philomelus selbst blieb in der Schlacht, sein Nachfolger verlor 352 gegen König Philipp, welchen die Amphyktionen zu Hülfe riefen, Schlacht und Leben, und Phocis verlor Sitz und Stimme im Rathe der Amphyktionen, die auf Philipp übertragen wurden. In dem bald darauf gegen die Lokrer von Amphissa im phocensischen Gebiete geführten dritten heiligen Kriege machte Philipp mit der eigenmächtigen Besitznahme von Elatea, der Hauptstadt von Phocis, den Anfang zu der 338 erfolgten Unterjochung Griechenlands. Wegen der in den Schlachten bei Kranon und Lamia gegen Antipater bewiesene Tapferkeit waren die Phocenser wieder in den Rath der Amphyktionen aufgenommen. Später (280) traten sie dem achäischen Bunde bei, kamen aber gleich den übrigen Gliedern desselben (146) unter römische Herrschaft. In dem jetzigen Griechenland bildet es mit Lokris ein besonderes Departement, mit der Hauptstadt Salona, wo die Griechen einen Sieg im J. 1823 erfochten. Vgl. Thisquen „Phocaica" (Bonn 1843).

Phocylides, ein griechischer Gnomendichter im 6. Jahrh. v. Chr., aus Milet oder Chios gebürtig, galt früher für den Verfasser eines Sittengedichts, das aber der Sprache und dem Inhalte nach der spätern christlichen Zeit, vielleicht dem 4. Jahrhundert angehört. Correcte Abdrücke davon finden sich in den Sammlungen „Poetae graeci gnomici" von Brunck (neue Ausg., Leipzig 1817) und Boissonade (Paris 1823) und in Gaisford's „Poetae graeci minores" (neue Ausg., Lpz. 1823). Eine besondere Bearbeitung mit deutscher metrischer Uebersetzung lieferte Stickel (Mainz 1831).

Phokos, der Sohn des Aeakos und der Nereide Psamathe, Gemahl der Asteria oder Asterodia, Vater des Krissos und Panopeus, wurde von seinen Halbbrüdern Telamon und Peleus, welche von ihrer Mutter Endeïs dazu angereizt worden waren, beim Diskuswerfen getödtet. Obgleich sie seinen Leichnam verbargen, kam das Verbrechen doch an den Tag, und sie mußten Aegina verlassen. Auch seine Söhne wanderten aus und gingen nach Phocis. — Phokos, der Sohn des Ornytion oder Poseidon, wanderte aus Korinth nach Tithorea aus, und gab der Gegend um Tithorea und den Parnaß den Namen Phocis (s. d.).

Pholos, ein Centaur, der Sohn des Silenos und einer malischen Nymphe, bewirthete den Herakles auf seinem Zuge gegen den erymanthischen Eber, wollte aber, als Herakles um Wein bat, das gemeinschaftliche Weinfaß der Centauren nicht öffnen. Herakles that es darauf selbst, und als die Centauren deshalb auf ihn eindrangen, entspann sich jener berühmte Kampf, in welchem die Centauren in die Flucht geschlagen wurden. P. fand seinen Tod, indem er sich den aus dem Leichnam eines Centauren gezogenen Pfeil auf den Fuß fallen ließ, und wurde dann vom Herakles auf seiner Rückkehr bestattet.

Phonetische Schrift, s. Hieroglyphen.

Phönix hieß bei den Aegyptern ein heiliger Wundervogel, der, wie Herodot erzählt, alle 500 Jahre aus Arabien kam, wenn sein Vater gestorben war. Das Gemälde, welches Herodot in Heliopolis (Sonnenstadt) sah, stellte den Sonnenvogel in der Größe eines Adlers mit rothen und goldfarbigen Federn vor. Bei seiner Ankunft aus Arabien brachte er den Leichnam seines Vaters in köstliches Kraut und Myrrhen gehüllt mit und begrub ihn im Sonnentempel. Andere berichten, daß der Phönix in seinem 500sten Lebensjahre sich ein Nest aus Myrrhenzweigen selbst zubereite und sterbe, und daß aus seiner Asche ein junger Phönix aufsteige. Der ganze Mythos bezieht sich auf symbolische Darstellung der Zeit und der bürgerlichen wie astronomischen Berechnung. Die erste Jahres-

berechnung der Menschen richtete sich gemeiniglich nach dem Gestirn, das der Erde am nächsten und am leichtesten zu beobachten war. Deshalb waren die ältesten Jahre lediglich Mondjahre, die in der Religion und im Cultus für heilig galten, und später, als man bessere Einsichten und Beobachtungen der Sonne und ihrer Umlaufszeit gewonnen hatte, nicht weggelegt werden konnten. Man half sich nun durch Aufstellung eines besondern Cyklus von Jahren, in denen das bürgerlich heilige Jahr mit dem astronomischen in Uebereinstimmung gebracht wurde. Eine der Perioden war der 500jährige Cyklus von Mondenjahren, nach dessen Ablauf das heilige Jahr mit dem Stand der Sonne ausgeglichen wurde; da aber die Aegypter das Sonnenjahr zu 365 Tagen rechneten, so blieb auch diese Ausgleichung immer noch fehlerhaft. Sie nahmen daher auch eine größere Periode von 1505 Mondenjahren oder drei 500jährige Phönixperioden an, welche zusammen 1460 Sonnenjahre, jedes 365 Tage, ausmachten, und dazu den fehlenden Rest des Sonnenjahres, den wir jetzt alle 4 Jahre mit einem Tage einschalten, und der in 1460 Jahren gerade 365 Tage beträgt, so rechneten, daß das 1460 Tropenjahr das vollendete 1461. war. Es trat mithin der Fall ein, daß die Aegypter nach Ablauf von 1460 Sonnenjahren eines verloren und darauf das 1462. folgen ließen, gerade wie die Weltumsegler auf ihren Ausgangspunkt nach einem Jahre zurückkommen mit Verlust eines Tages. Die große Sonnenperiode nannten die Aegypter das große Jahr. Eine oberflächliche Schrift hat Métral „Le Phoenix, l'oiseau du soleil" (Par. 1824) gegeben.

Phönizien. Die Phönizier waren ein Zweig des großen semitischen oder aramäischen Völkerstammes, der in vorgeschichtlicher Zeit die Ebenen vom Mittelmeere bis zum Tigris, von der Südspitze Arabiens bis zum kaukasischen Gebirge besetzt hatte und seine gemeinschaftliche Abkunft durch eine Hauptsprache, die nur in verschiedene Dialecte zerfiel, verrieth. Man muß sie nicht als ein besonderes Volk, sondern vielmehr blos als syrische Stämme betrachten, die sich an der Küste des Mittelmeeres niederließen. Vielleicht kamen sie aus Arabien, dem allgemeinen Vaterlande der semitischen Stämme, nahmen aber bei veränderter Landesbeschaffenheit eine veränderte Lebensart an. Ein eroberndes Volk konnten die Phönizier der Natur ihres Landes nach nicht werden, sondern mußten froh sein, sich gegen fremde Feinde zu schützen. Auch bildete Phönizien nie einen Staat, sondern bestand aus einer Anzahl einzelner Städte mit ihren Stadtgebieten, die unabhängig von einander dastanden. Oefter waren diese Staaten auch mit einander verbündet, und an der Spitze eines solchen Bundes stand Sidon, dann Tyrus. Das Bedürfniß der Vertheidigung bei der Schwäche der einzelnen Städte mußte von selbst zu einem solchen Bunde führen und die einzelnen Städte schickten zum gemeinsamen Vertheidigungsheere ihre Contingente an Land- und Seesoldaten. Uebrigens hatte jede Stadt im Innern ihre eigene Verfassung und blieb in Rücksicht auf dieselbe unabhängig. Die oberste Gewalt war in den Händen von erblichen Königen, und diese Würde dauerte auch unter der persischen Herrschaft fort; die Könige wurden tributpflichtige Fürsten, welche den Persern Geld und Schiffe gaben und sie auf ihren Zügen begleiten mußten. Doch war die Verfassung gewiß nicht despotisch, sondern beschränkt und näherte sich der republikanischen Form. Neben den Königen stehen Magistrate, und zu gewissen Zeiten gab es Rathsversammlungen der großen phönizischen Städte, wo ihre Könige über allgemeine Bundesangelegenheiten rathschlagten. — Die Priester bildeten auch hier eine zahlreiche und mächtige Kaste; sie standen dem Könige am nächsten und beschränkten ihn sicherlich. Sichäus oder Sicharbas, Oberpriester am Haupttempel zu Tyrus, war Gemahl der Dido und Schwager des Königs Pygmalion und seine Verfolgung und Ermordung erregte so großen Aufruhr, daß die Auswanderung einer großen Colonie erfolgte. Auch kann es bei einem Volke, wo in einem solchen Grade, wie bei den Phöniziern, Alles an der Religion hing, schwerlich fehlen, daß die Priester nicht auch Theil an der Verwaltung haben sollten, wenn wir gleich nichts Bestimmtes darüber wissen.

Wichtig ist bei einem handeltreibenden Volke, wie die Phönizier es waren, das Colonialsystem und die Ausbreitung ihrer Handelsniederlassungen. Groß war die Zahl der Colonien, deren man sich bediente, um den in einer großen Handelsstadt

entstehenden Pöbel abzuführen und seinen gefährlichen Gebrauch zu Staatsumwälzungen zu hindern. Sie folgten meist ihren Handelswegen von Osten nach Westen und waren Küstenstädte. Wann die ältesten phönizischen Colonien angelegt wurden, läßt sich nicht bestimmen; aber es geschah gewiß schon im hohen Alterthume. Denn wenn man auch an dem hohen Alter von Tartessus und Gades zweifeln wollte, so deutet doch wenigstens die Colonie des Kadmus auf eine Auswanderung aus Phönizien hin c. 1500 v. Chr. Indeß die Gründung ihrer meisten Colonien fällt gewiß erst in die Zeiten ihres blühenden Handels und ihrer Schifffahrt, von den Zeiten Davids bis auf Cyrus, 1000—555 v. Chr., in welche wenigstens die Stiftung von Utica, Karthago und Leptis fällt. Ebenso waren die Städte auf Kreta und Rhodus phönizischen Ursprungs, und auf vielen andern Inseln des Archipels finden sich Spuren phönizischer Städte, von wo sie aber später durch die Griechen verdrängt wurden. Auf der Insel Thasos an der thracischen Küste hatten sie Bergwerke, die Herodot selbst besuchte, selbst an dem schwarzen Meere und in den Gebirgen von Pisidien und Karien finden sich Spuren davon; allein sie scheinen dieselben von selbst aufgegeben zu haben, als die Macht der Griechen sich daselbst verstärkte. — An den Ufern des Nils duldeten die Aegypter keine Fremden, und folglich hatten auch die Phönizier daselbst keine Niederlassungen; doch scheinen sie vor Psammetich Antheil an dem alten Karavanenhandel durch Afrika gehabt zu haben; denn eine alte Sage legt die Erbauung von Theben in Oberägypten dem phönizischen Herkules bei, und ein Theil von Memphis soll von Phöniziern bewohnt gewesen sein. Von den italischen Inseln hatten die Phönizier Malta, Sardinien und Sicilien mit Colonien besetzt, die aber, wie die balearischen Inseln, später in die Hände der Karthager fielen. In Spanien waren die wichtigsten auswärtigen Besitzungen, und zwar von der Mündung der Guadiana bis zum Guadalquivir und Granada, wo besonders die Städte Tartessus, Gades und Carteja bekannt sind. Diese ihre spanischen Besitzungen hüllten aber die Phönizier absichtlich in Dunkel, um nicht die Eifersucht zum Nachtheile ihres Handels rege zu machen. Deshalb ist auch der Ausdruck Tartessus in der phönizischen Handelssprache so unbestimmt und willkürlich und bedeutet bald eine Insel, bald eine Stadt, bald ein Land, bald einen Fluß. — Wichtig und weit verbreitet waren die Seefahrten und der Handel des Volks. Schon in dem homerischen Zeitalter müssen sie Niederlassungen in Spanien gehabt haben, weil Homer bereits Zinn und Bernstein unter den phönizischen Handelsgegenständen erwähnt. Zinn findet sich nun zwar in Spanien; vielleicht besuchten sie aber auch die britischen Zinninseln. Den Bernstein holten sie wahrscheinlich selbst an den Gestaden der Ostsee, wenn sie ihn nicht von den Sarmaten durch Tausch gewannen. Ebenso kannten sie die am atlantischen Meere gelegene Westküste Afrikas. Spanien war ihnen besonders wegen seines Ueberflusses an Gold, Silber und andern Metallen, namentlich Zinn, wichtig, und die silberreichen Gebirge finden sich eben in den Gegenden, welche den allgemeinen Namen Tartessus geführt zu haben scheinen. Der Vorrath des Silbers war bei der ersten Ankunft der Phönizier daselbst so groß, daß sie ihre Schiffe ganz damit anfüllten, ihre sämmtlichen Geräthschaften davon verfertigten, wie das auch die Eingebornen thaten, die den Werth des Metalles erst durch die Phönizier kennen lernten und es gegen Waaren an dieselben vertauschten. Bald aber, als der erste Vorrath dieses Metalls erschöpft war, legten die Phönizier Bergwerke an, welche sie durch Eingeborne und Sclaven bebauen ließen. Doch nicht blos diese Metalle, sondern auch die Fruchtbarkeit Spaniens an Getreide, Wein, Oel, Wachs und Wolle erhielten das bleibende Interesse der Phönizier für das Land, deren allgemeiner Stapelplatz Gades blieb, bis es in die Hände der Karthager fiel. Wichtig für den Handel nach Westen und ins Innere von Afrika war seiner Lage nach der mittlere Theil der Nordküste Afrikas, das fruchtbare Tunis, wo die Colonien Utica, Karthago, Adrumetum, Leptis major und minor, Tysdrus und andere lagen. — Ferner trieben die Phönizier gemeinschaftlich mit Salomo Handel auf dem rothen Meere nach Ophir, das wahrscheinlich ein Gesammtname für die reichen Südländer im glücklichen Arabien, Aethiopien und Indien ist. Von daher brachten sie Gold, Elfenbein, Ebenholz, Affen und Pfauen. Doch scheinen sie, so groß auch die daraus her-

36*

vorgehenden Handelsvortheile waren, nicht lange im Besitze der Schifffahrt auf dem arabischen Meerbusen gewesen zu sein; bleibender waren die Vortheile ihres Handels nach Indien und Ceylon über den persischen Meerbusen. — Herodot erzählt, daß die Phönizier auf Veranlassung des Königs Necho von Aegypten vom arabischen Meerbusen aus ganz Afrika umschifft und dazu 3 Jahre zugebracht hätten. Zwar blieb diese Fahrt, die nach dem Charakter der Schifffahrt jener Zeit nur Küstenschifffahrt war, ohne bedeutende Folgen, weil kurz darauf die Eroberungen der Chaldaer ihren Anfang nahmen, von denen Sidons Fall die nächste Folge war; sie rührte aber von einem Könige her, welcher als Eroberer in Asien bis an den Euphrat vordrang, Flotten auf dem rothen und mittelländischen Meere erbaute, beide Meere durch einen Kanal verbinden und Afrika so zu einer Insel machen wollte.

Die Handelsgegenstände der Phönizier bestanden nicht blos in fremden Waaren, sondern auch in ihren Städten selbst herrschte der Gewerbfleiß. Unter ihren Fabriken standen die Färbereien, besonders in Purpur, oben an, und der tyrische Herkules wird als Erfinder der Purpurfärberei genannt. Es gab aber nicht blos rothen, sondern auch schwarzen und weißen Purpur und alle Mittelsorten. Man versteht deshalb unter Purpurfärberei das Färben mit animalischen Farben, namentlich mit dem Safte der Seemuschel. Die Purpurschnecke an der phönizischen Küste hatte einen hochrothen Saft, die an der italienischen und sicilischen einen violetten, die im atlantischen Meere einen schwarzen Saft. Da die Färberei der Phönizier stets in Wolle geschah, so mußten Wollenwebereien eng damit verbunden sein. Die Webereien waren zu Sidon, die Färbereien zu Tyrus am vollkommensten. Auch erfanden die Phönizier das Glas, das im Alterthume dem Golde gleichgeschätzt wurde. Ihre Glaswaaren und Bijouterien wurden allgemein gesucht, zu welchen Letzteren besonders künstlich gefertigte Ketten aus Bernstein und Gold, kunstreiche Arbeiten aus Elfenbein u. s. w. gehörten. — In den phönizischen Städten war die westliche Grenze des asiatischen Landhandels; hier flossen durch Umtausch die indischen, baktrischen, medischen, syrischen und arabischen Handelsgegenstände zusammen; hier geschah der Umsatz des Goldes aus der Wüste Kobi, des Silbers aus Spanien, des Zinns und Bernsteins; hier fanden sich Kaufleute aus den entferntesten Gegenden ein und tauschten ihre Landesprodukte gegen andere um. Jedoch führten die Phönizier den Handel nach dem entferntesten Osten nicht selbst, sondern durch Zwischenhandel der Karavanen, welche die Waaren bis nach Phönizien brachten, oder wenigstens in dessen Nähe, zum Beispiel nach Petra an der Grenze Arabiens. Unter diesen Waaren zuführenden Völkerschaften scheinen besonders die Midianiter und Idumäer wichtig gewesen zu sein, deren Sprache mit der phönizischen verwandt war. Dieser Landeshandel der Phönizier hatte besonders drei Hauptrichtungen; 1) der Südhandel, oder der arabisch-ostindisch-ägyptische, von hier kam Räucherwerk, Edelsteine, Zimmt, Kassia, Elfenbein, Ebenholz, Perlen, Wein, Stickereien und andere Luxuswaaren. 2) der Osthandel, oder der assyrisch-babylonische, für dessen Lebhaftigkeit durch die Wüste nach Babylon die Ruinen von Baalbek und Palmyra zeugen, welche Ruheplätze der Karavanen bildeten. Von hier erhielt man Wein, Wolle und die Erzeugnisse Hochasiens. 3) der Nordhandel, oder der armenisch-kaukasische, woher man Sclaven, Pferde und Kupfer bekam. — Aus Palästina bezog man Wein, Oel und Balsam durch Umtausch gegen andere Waaren; da aber dies Land zugleich die Kornkammer für Phönizien war, so läßt sich das gute Vernehmen mit demselben erklären. So stand dies einen so kleinen Landstrich bewohnende Volk nach allen Seiten in den friedlichsten Handelsverbindungen und beförderte dadurch außerordentlich die Verbindung der Völker im Alterthume. — Die Religion der Phönizier war ursprünglich Fetischismus; darauf erhielten sie ihre Gottheiten und Gebräuche von den Babyloniern, obgleich bei ihrer mehr republikanischen Verfassung die Priesterkaste keinen bedeutenden Einfluß erhielt, noch die Einheit als Kaste. Ihr Belsamen oder Moloch war der babylonische Baal, die Sonne, dem man Anfangs Menschenopfer brachte; Astaroth war die Astarte der Babylonier, der Mond, das Symbol der Fruchtbarkeit der Erde. Der Mythus von dem schönen Adonis

und der Liebe der Astarte zu ihm veranlaßte die jährliche Feier der Adonien, die erst späterhin sinnliche und ausschweifende Feste wurden, als man den Mylittendienst zu Babylon kennen lernte. — Melkarth, der tyrische Herkules, war Kriegs- und Handelsgott des Volkes, und die Mythen desselben gehören wahrscheinlich in die Urzeit des Volks, sind aber nicht mit Gewißheit zu deuten. — Von den Sprachdenkmälern der Phönizier ist bis auf unsere Zeiten nichts gekommen, als die Inschriften auf Münzen, Grab- und Votivsteinen, die oft der Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen sind. Die frühern Versuche des Spaniers Bayer, des Franzosen Barthelemy, des Engländers Swinton, die Schriftrāthsel zu lösen, hat Hamaker „Miscellanea phoenica" (Leyd. 1828) und vor Allen der Orientalist Gesenius „Paläographische Studien über phönizische und punische Schrift" (Lpz. 1835) übertroffen. Von alten phönizischen Schriftstellern ist Sanchuniathon (s. d.) der bekannteste. Er schrieb eine phönizische Urgeschichte, von der sich aber nur wenige Fragmente in griech. Uebersetzung erhalten haben.

Die politische Geschichte des Volkes knüpft sich fast einzig und allein an die Hauptstadt Tyrus und ist dunkel fragmentarisch. Zuerst wird Abikal erwähnt c. 1055 v. Chr., dessen Sohn Hiram 34 Jahre regierte, Zeitgenosse David's und Salomo's, mit welchem Ersteren er ein Bündniß schloß, ihm Cedernholz, geschickte Baumeister, Maurer und Zimmerleute zum Bau des Palastes in Jerusalem schickte. Dies Bündniß dauerte mit Salomo fort, und es wurde noch eine Art von Handelsvertrag geschlossen, der den Tyriern die Hafen Elath und Ezeongeber öffnete, und den Karavanenhandel mit Arabien entbehrlich machte; zugleich sollten darnach die Juden Getreide, Wein und Oel gegen die phönizischen Handelswaaren umtauschen. Auch sandte Hiram dem Salomo Werkleute zum Bau des Tempels und verschönerte selbst Tyrus, besonders durch den Bau des Tempels des Herkules und der Astarte. Von seinen Nachfolgern wissen wir nicht viel mehr, als die Namen. Von 885—848 herrschte Pygmalion, Sohn des Matgenus, der seinen Oheim und Schwager Sichäus seiner Schätze halber umbrachte. Deshalb sammelte Dido, dessen Gemahlin, nebst ihrem Bruder Barkas und ihrer Schwester Anna, die Unzufriedenen um sich und floh mit den Schätzen ihres Gatten nach Afrika, wo sie Karthago gründete. Zu Salmanassers Zeit wird erwähnt Eulāus 717—681, der die abtrünnigen Philister unterwarf und den Salmanasser durch Gold zum Frieden bewog, der aber, als er von Neuem gegen ihn zog, zur See geschlagen wurde. Unter Ithobal II., der sich mit Zedekias von Juda gegen die mächtigen Chaldäer verband, eroberte Nebucadnezar angeblich nach einer 13jährigen Belagerung Tyrus 586 und verbrannte die Landstadt, da die Einwohner nach der Inselstadt geflohen waren. Phönizien kam unter babylonische Herrschaft, die der Satrap Baal so mißbrauchte, daß er die Könige absetzte und Suffeten einrichtete, welche Würde aber nur 7 Jahre bestand und dann wieder mit der Königswürde vertauscht ward. Als Cyrus die babylonisch-chaldäische Herrschaft umstürzte, wurde Phönizien persische Provinz, behielt aber seine eigene Verfassung. Als Alexander zum Sturze des Perserreichs nach Asien zog, regierte Asalmik, ein tributbarer Fürst, in Tyrus und blieb dem Darius treu, weil Tyrus wohl von den Persern mochte milder behandelt worden sein. Die feste Lage der Stadt, 80 Kriegsschiffe und von Karthago zu erwartende Hülfe machten ihm Muth zum Widerstande. Alexander ließ Alttyrus auf dem Festlande schleifen und benutzte den Schutt, einen Damm nach der Insel zu führen, während die Tyrier eine Menge Weiber, Kinder und Greise zum Schutz nach Karthago einschifften. Das Meer riß ein großes Stück des Dammes ein, den aber Alexander vom Neuem aufführte, die Stadt zu Wasser und zu Lande angriff, 7000 Tyrier im Kampfe tödtete, 2000 Jünglinge aufhängen, Weiber und Kinder als Sclaven verkaufen ließ und 13,000 Gefangene machte. So fiel Tyrus nach 7monatlicher Belagerung, und sein Welthandel ging auf Alexandria über. Phönizien wurde nach Alexander's Tode lange der Zankapfel zwischen Syrien und Aegypten und kam zuletzt unter römische Herrschaft.

Phorbas, ein Sohn des Lapithes und der Orsinome, wurde von den Rhodiern zu Hülfe gerufen, um das Land von Schlangen zu reinigen, erhielt dafür bei ihnen Heroen-

dienst und wurde als Ophiuchos unter die Sterne versetzt. Nach einer andern Sage kam er aus Thessalien nach Olenos, von wo ihn der König von Elis, Alektor, gegen Pelops zu Hülfe rief und die Herrschaft mit ihm theilte. Hier heirathete er die Schwester des Alektor, Hyrmine, und zeugte mit ihr den Augeias und Aktor. Auch soll er mit den Phlegyern den delphischen Tempel geplündert und in Brand gesteckt haben, dafür aber von Apollon getödtet worden sein. — Phorbas hieß auch der König von Lesbos, der Vater der Diomede, die Achilles zur Beischläferin nahm.

Phorkos oder Phorkys, der Vater vieler Ungeheuer, ein Sohn des Pontus und der Gäa, oder nach Andern des Neptun und der Nymphe Thesea. Er zeugte mit seiner Schwester Ceto die Gräen (d. i. die grauen, schäumenden Wogen), Gorgonen, den hesperischen Drachen, die Scylla und die Thoosa, die Mutter des Polyphem. — Phorkas, der Sohn des Phänops, war Bundesgenosse der Troer und Führer der Phrygier, wurde aber von Aeas getödtet.

Phorometrie ist ein Theil der Mechanik, welcher die Tragfähigkeit eines Körpers lehrt, während sich die Phoronomie mit der Messung der Bewegung flüssiger und fester Körper beschäftigt. Mit dem Phorometer mißt man auch beim Landbau die Ertragsfähigkeit des Bodens.

Phoroneus, der Sohn des Inachos und der Nymphe Melia, Beherrscher des Peloponnes, Gemahl der Nymphe Laodike oder Kerdo, Vater des Apis und der Niobe, brachte der Sage nach der Hebe zuerst Opfer dar und vereinigte die in den Wäldern und Höhlen zerstreuten Menschen in gemeinschaftliche Wohnorte. Auch wird ihm die Erfindung des Feuers zugeschrieben. Von ihm stammen die mythischen Könige von Argos ab, die endlich von Danaos verdrängt wurden. Auch wurden ihm in Argos, wo man sein Grab zeigte, Todtenopfer gebracht.

Phosphor ist ein chemisch einfacher Stoff den 1669 ein Hamburger Kaufmann, Brandt, welcher sich mit Aufsuchung des Steins der Weisen beschäftigte, zufällig im Harne entdeckte, daher er auch Brandtscher Phosphor oder Harnphosphor genannt wird. Außer im Harne kommt er auch, gewöhnlich mit Sauerstoff, dem er nahe verwandt ist, verbunden in andern thierischen Substanzen vor, wie in den Knochen u. s. w. Bei festem Zustande ist er an Härte und Zähigkeit dem Wachs gleich, von blaßgelblich weißer Farbe, mit Fettglanz und stark durchscheinend, und er schmilzt bei 36° R.; er hat fast so wenig Geruch wie Geschmack; auflöslich ist er in Weingeist, Aether und Oelen und hat alsdann einen widerlich scharfen Geschmack. Geschmolzen mit Wasser oder Weingeist in einem verschlossenen Gefäße bis zum Erkalten geschüttelt, verwandelt er sich in einen feinen Staub, der zum pharmaceutisch-medicinischen Gebrauche dient. Der Phosphor hat die Eigenschaft, daß er im Dunkeln leuchtet; bei 60° R. an der freien Luft entzündet er sich zu einer hellen gelbweißen Flamme, was auch durch Druck und Reibung bewirkt werden kann. Seiner leichten Entzündlichkeit wegen wird er auch zu Feuerzeugen benutzt. Wenn sich Phosphor mit Wasserstoff gasförmig verbindet, so entsteht Phosphorwasserstoff. Es findet sich dieser, selbstentzündlich, mit dem Kohlenwasserstoff in Sümpfen und erzeugt die Irrlichter und andere Feuererscheinungen daselbst, riecht nach faulen Fischen, ist irrespirabel, unterhält die Flamme nicht und wird durch das Sonnenlicht zersetzt.

Phosphorescenz ist das Vermögen mancher Naturkörper im Dunkeln ohne Flamme zu leuchten. Es wird dies hervorgebracht zum Theil durch Einwirkung der Sonne oder künstlicher Wärme oder durch Ritzen und Reiben, ohne daß man jedoch schon ganz im Klaren über diese Erscheinung wäre. Alle drei Naturreiche bieten Körper dar, welche phosphoresciren, das Thierreich, besonders in den Familien niederer Organisation, z. B. viele Seefedern, wie pennatula phosphorea im mittelländischen Meere; mehrere Quallen und Medusen, wie stephanomia amphitritii in den Tropengegenden; viele Muschelthiere, wie salpa maxima im atlantischen Ocean; manche Krustenthiere, wie scolopendra electrica, ein langes, schmales, gelbes Thier, das über 140 Füße hat und sich häufig unter Steinen in feuchter Erde findet, viele Insecten, wie fulgora laterna-

rus, der amerikanische Laternenträger, dessen sich die Indianer sogar als Leuchte bedienen sollen, — das Johanniswürmchen, lampyris splendidula, dessen zwei vorletzte Hinterleibsringe im Dunkeln stark phosphoresciren. In den höhern Familien bietet sich diese Erscheinung wenigstens im abgestorbenen Zustande noch häufig, so bei fast allen Seefischen selten bei todten Vögeln und Säugethieren. Im Pflanzenreiche zeigt sich Phosphorescenz, außer bei einigen Schwammgewächsen, vorzüglich im abgestorbenen Zustande, im faulen Holze bei Erlen, Tannen, Fichten und Weiden. Aus dem Mineralreiche phosphoresciren unter Anderem Bergkrystall, Dolomit und Blende beim Reiben im Dunkeln; Flußspath, erdiger Apatit auf heißem Blech; mancher Flußspath und Baryt saugen das Sonnenlicht ein und leuchten nachher im Dunkeln. — Mehr hierüber siehe bei Heinrich „Ueber die Phosphorescenz der Körper“ (Nürnb. 1811—20, 5 Abhandl.).

Phosphorus, s. Lucifer.

Photinus, der Verfechter einer heterodoxen Ansicht im arianischen Streite, stammte aus Ancyra in Galatien und wurde später Bischof von Sirmium in Pannonien. Schon sein Lehrer, Marcellus von Ancyra, hatte die Homousie des Logos in Ausdrücken vertheidigt, welche die persönliche Unterscheidung in der Trias aufzuheben schienen, P. verfiel aber in offenen Sabellianismus, indem er den Logos für eine in Gott verborgene Kraft erklärte, die im Menschen Jesus mehr als in allen frühern Propheten gewirkt habe, aber nach dem Siege des Gottesreichs von ihm wieder weichen solle. Diese Lehre wurde zu Antiochien 345, sowie 346 zu Mailand verdammt und P. endlich selbst auf dem ersten Concil zu Sirmium im Jahre 351 seines Amtes entsetzt. Seine Gegner nannten ihn spottweise Skotinus, d. h. Finsterling. Vgl. Klose „Geschichte und Lehre des Marcellus und P.“ (Hamb. 1837).

Photius, Patriarch zu Konstantinopel, der gelehrteste Schriftsteller des 9. Jahrh., Geschichtsschreiber, Redner und trefflicher Literator, ausgezeichnet in Politik wie in den schönen Wissenschaften bewandert, war der Nachkomme reicher und vornehmer Aeltern. Er kehrte von seiner Gesandtschaftsreise von Bagdad zurück und ward zunächst kaiserlicher Oberhofmeister und bald darauf geheimer Kriegssecretär und erster Senator zu Konstantinopel. Ehrgeiz trieb ihn an, als Ignatius der Patriarchenwürde durch die Intriguen des Bardas entsetzt war, nach dieser geistlichen Stelle zu streben, und unterstützt von Bardas, seinem Oheim, durchlief er in wenigen Tagen die ganze Reihe geistlicher Würden, um 858 (859) den Patriarchenstuhl zu Konstantinopel zu besteigen, obgleich Photius bisher dem geistlichen Stande nicht angehört hatte. Um sich auf demselben zu erhalten, suchte er die Freundschaft des römischen Papstes Nicolaus I. zu gewinnen; dieser aber erzürnt über die Absetzung des Ignatius, in welche auch die päpstlichen Legaten gestimmt hatten, erklärte 862 auf einer Synode zu Rom die Wahl des Photius für ungültig und befahl, den Ignatius in seine Würde wieder einzusetzen. Die Erbitterung über die päpstlichen Anmaßungen fand vielfache Nahrung in den offenbaren Abweichungen der kirchlichen Lehren und Dogmen, und es begann von nun an die Spaltung beider Kirchen. Von Basilius von Macedonien, Michaels III. Nachfolger, wurde Photius verjagt, Ignatius 867 zurückberufen und über Photius und seine Anhänger 869 der Bann ausgesprochen. Nach seines Nebenbuhlers Tode kehrte Photius 878 auf den Priesterthron nach Konstantinopel zurück, da er sich die Gunst des Kaisers schon früher wieder erworben hatte. Auf der Synode zu Konstantinopel 879 duldete Photius nicht, daß die päpstlichen Legaten den Vorsitz führten, und kräftig behauptete er die Bulgarei als eine griechische Provinz gegen die Anmaßungen der römischen Curie. Die Päpste Martin II. und Hadrian III. störten aufs Neue den Frieden der Kirche, und Kaiser Leo der Weise setzte sogar den Photius 886 abermals ab, worauf dieser in einem armenischen Kloster 891 starb. Von seinen Schriften sind besonders zwei für die Literatur von Bedeutung: das „Myriobiblon“, auch „Bibliotheca“ genannt, eine Sammlung von Auszügen aus fast 300 griechischen Schriftstellern, deren vollständige Schriften größtentheils verloren gegangen sind, und ein griech. „Lexicon“. Das erstere Werk wurde von Höschel (Augsb. 1601, Fol.), A. Schott, mit latein. Uebersetzung (Genf 1611, Fol.;

neuer Abdruck, Rouen 1653, Fol.) und von Bekker (2 Bde., Berl. 1824, 4.) herausgegeben; das „Lexicon" dagegen zuerst von G. Hermann (Lpz. 1808, 4.), dann von Porson aus der einzigen Handschrift, die früher Gale besaß (Lond. 1822; vermehrter Abdruck, 2 Bde., Lpz. 1823). Außerdem besitzen wir von P. noch einen „Nomokanon" eine Sammlung kaiserlicher Gesetze und gottesdienstlicher Bestimmungen, herausgegeben von Justellus (Par. 1615, 4.) und in Voellus „Bibliotheca juris canon. veteris" (Bd. 2, Par. 1661, Fol.); seine zahlreichen „Briefe" (Lond. 1651, Fol.) und eine Schrift „De consolatione", herausgegeben von Rittershusius (Nürnb. 1601). Einige andere Abhandlungen und Bruchstücke hat A. Mai in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatican. codicibus edita" (Bd. 1 und 2, Rom 1825—27, 4.) herausgegeben.

Photographien, s. Lichtbilder.

Photometer ist ein Instrument zur Messung der Intensität des Lichts, aber nur vergleichungsweise. Der Graf Rumford brachte zuerst einen Photometer zu Stande: — ein weißer Bogen Papier, ein Paar Zoll davon ein cylindrischer halbzoll dicker Stab. Wenn man 2 Lichter dahinterstellt, werfen sie vermittelst des Stabes beide Schatten aufs Papier; nun rückt man das eine so lange, bis die Schatten gleich dunkel sind. Nun verhält sich die Helligkeit des einen zum andern, wie das Quadrat der Entfernung. So begründete man den Theil der Optik — die Photometrie. Leslie's Photometer ist jetzt unstreitig der beste: zwei correspondirende Thermometer, wovon die Kugel des einen geschwärzt ist. Im Dunkeln stehen beide Thermometer gleich. Im Lichte steht der geschwärzte höher und zwar um so viel mehr, je heller das darauf fallende Licht ist. Saussure maß das Licht mit tropfbarem Chlor. Ein künstlicherer ist der von Landriani. Wollaston schlug vor, das Sonnenlicht von einer kleinen spiegelnden Glaskugel zurückwerfen zu lassen und dieses mit dem blosen Auge oder mit dem Fernrohre beobachtete Bild mit dem Bilde einer Lichtflamme zu vergleichen, ein Verfahren, das zur Vergleichung der Sonne mit einem Sterne diente. Lampadius maß die Lichtstärke nach der Dicke der Körper, Leslie nach seiner erwärmenden Kraft, Saussure und Landriani endlich nach seinen chemischen Wirkungen. — Photometrie heißt die Lehre von der Abmessung des Lichts. Bouguer hat sie zuerst wissenschaftlich behandelt, noch vollständiger Lambert (1760).

Photophobie, s. Lichtscheu.

Phraates heißen mehrere Könige von Parthien (s. d.) aus dem Geschlecht der Arsaciden (s. d.); der bekannteste unter ihnen ist P. IV., der nach dem Tode seines Bruders Pacorus und seines Vaters Orodes I. im Jahre 36 v. Chr. den Triumvir Antonius (s. d.) schlug, im Jahre 20, um die Freundschaft des Augustus zu gewinnen, ihm die Feldzeichen des Crassus und Antonius und die noch unter den Parthern lebenden römischen Gefangenen auslieferte und bis 4 n. Chr. regierte.

Phraseologie ist die Zusammensetzung der Worte zu ganzen Redensarten. Anleitung dazu geben theils die Wörterbücher im Allgemeinen, theils besondere phraseologische Sammlungen. Schon in frühern Zeiten hat man solche Sammlungen besonders von der griech. und latein. Sprache, als man diese in den Schulen zu lehren anfing, veranstaltet. Das Wort Phrase bezeichnet übrigens sehr häufig eine hohle oder nichtssagende, aber schön klingende Redensart.

Phratrien hießen in Athen gewisse uralte Volksabtheilungen, die sich auf Stamm- oder Familienverwandtschaft gründeten, übrigens aber einen mehr religiösen und privatrechtlichen als politischen Charakter trugen. Jede einzelne Phratrie bestand aus 30 Geschlechtern und die Gesammtzahl derselben, die sich auf 12 belief, scheint auch durch Klisthenes (s. d.) keine Veränderung erlitten zu haben. Die neugebornen Kinder wurden in bestimmte Phratrienverzeichnisse eingetragen, um über die Aechtheit und Rechtmäßigkeit des angeborenen Bürgerthums zu wachen. Die Angelegenheiten wurden von Phratriarchen verwaltet und es gehörte zu den besondern Familienpflichten der Phratoren, bei einem vor-

gefallenen Mord die Verwandten des Ermordeten, welche die Sache vor Gericht betrieben, zu unterstützen und, wenn der Getödtete ohne Verwandte war, den Todtschlag zu sühnen. Eine ähnliche Einrichtung war bei den Römern die Curie (s. d.). Vgl. Buttmann „Ueber die Phratrien" in den historisch-philolog. Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1818—19).

Phrenesie nannte man früher eine heftige mit Delirium verbundene Gehirnaffection oder auch das Delirium allein.

Phrenologie ist der von Gall's (s. d.) Anhängern der Lehre desselben beigelegte wissenschaftliche Name, der eigentlich Seelen-, Gemüths- oder Verstandeslehre bezeichnet, gewöhnlich aber mit Schädellehre (s. d.) gleichbedeutend gebraucht wird.

Phrixos, der Sohn des Athamas und der Nephele, ein Enkel des Aeolos und Bruder der Helle (s. d.), ist bekannt durch die Flucht nach Kolchis auf jenem Widder mit goldenem Vließe. (S. Argonauten.)

Phrygien war das größte Land auf der Halbinsel Kleinasien, doch hatte es nicht immer gleichen Umfang. Man theilte es in Klein- und Groß-Phrygien. Jenes umfaßte die Landschaft Troas und Mysien vom Hellespontus an und hieß daher auch Hellespontiaka; auch Epiktetes, das Erworbene, wurde es genannt. Großphrygien grenzte nördlich an Bithynien und westlich an Mysien und Lydien, südlich an Lycien, Cilicien und Pamphylien, östlich an Cappadocien. Von diesem rissen eindringende gallische (keltische) Stämme um 280 v. Chr. einen Theil im Norden ab, der von da an Gallogräcia oder Galatia hieß. Der südliche Theil hieß Lykaonien. Das Land war fruchtbar, reichbewässert von Flüssen, besonders vom Mäander, Marsyas, Hermos, Sagaris und Halys, und hatte die merkwürdigen Berge Berecynthos, Kadmos und Dindymos. Städte darin waren: Ipsos, Kelänä, Hierapolis, Laodicea, Iconium, Gordium (daher der gordische Knoten), Ancyra (jetzt Angora), berühmt durch die angorischen Ziegen und treffliche Wolle, woraus schöne Teppiche bereitet wurden. Die Bewohner waren betriebsam und früh cultivirt, sie betrieben besonders Ackerbau und Viehzucht. Phrygien war nicht lange ein selbständiges Reich, und die Nachrichten von ihm als einem solchen sind sehr mangelhaft und in Mythen eingehüllt. Ein alter König wird Gordios genannt, der dann mit dem Namen Midas gewöhnlich abwechselt. Als mit Adrastos das königliche Haus ausstarb, gelangte die Herrschaft an den lydischen König Krösus, und mit Lydien kam es bald darauf an Persien, wo es eine eigene Satrapie ausmachte. In diesem Verhältniß einer Provinz blieb es fortwährend unter den wechselnden und unsichern Herrschaften der Nachfolger Alexanders des Großen, bis es mit Lydien und Kleinasien überhaupt an die Römer kam. — Die Phrygier waren berühmte Flötenspieler, und von ihrer Musik hatte eine Tonart den Namen der phrygischen Tonart.

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, deren Name zu einer allgemeinen Bezeichnung der ganzen Klasse wurde. Eigentlich soll sie Mnesarete geheißen haben. Geboren zu Thespiä in Böotien, einer Stadt, in welcher der Dienst des Eros einheimisch war, mußte sie anfänglich, arm wie die meisten Hetären, sich mühsam ihren kärglichen Erwerb verschaffen. Dann aber nach Athen gekommen, wurde sie die Freundin des Bildhauers Praxiteles und des Redners Hyperides und trieb hier bald ein so einträgliches Gewerbe mit ihren Reizen, daß sie sich, wie die Sage geht, erbieten durfte, für ihr erworbenes Geld die von Alexander dem Großen zerstörten Mauern von Theben wieder aufbauen zu lassen. Praxiteles aber verewigte ihre Schönheit durch seine Kunst, indem er ihr Bild neben der von ihm ebenfalls verfertigten Statue des Eros und der der Aphrodite zu Thespiä aufstellte. Der beständige Sieg ihrer Reize hatte sie stolz gemacht, daß sie wagte, eine Wette einzugehen, daß sie durch dieselben auch einen Mann von der strengsten Tugend, den Xenokrates, Schüler des Platon, besiegen würde. Sie besuchte ihn zur Nachtzeit, aber obgleich sie alle Künste der Verführung vor ihm entwickelte, bestand er dennoch die Probe, und sie verlor die Wette. P. setzte selbst im Alter ihr Gewerbe fort, und

Eitelkeit führte auch da noch ihr Liebhaber zu. S. **Hetären** und dazu Fr. Jacobs „Vermischte Schriften" (Thl. 4, S. 436 ff.)

Phrynichus aus Athen, der Schüler und Nachfolger des **Thespis** (s. d.) war einer der ersten Begründer der tragischen Kunst bei den Griechen. Schon 511 v. Chr. gewann er zum ersten Male den Siegespreis im Trauerspiele und erscheint dann noch einmal 476 v. Chr. als Sieger auf der Bühne. Er starb im hohen Alter vielleicht zu Syrakus am Hofe des Hiero. Er vervollkommnete den scenischen Apparat durch Einführung von Frauenmasken, und seine Chorlieder, über die sich selbst Aristophanes lobend ausspricht, wurden noch lange Zeit im Munde des Volkes gehört, als seine Trauerspiele durch das Auftreten des Aeschylus und Sophokles in Vergessenheit gekommen waren. Seine Schauspiele sind sämmtlich verloren gegangen; doch erwähnen die Alten besonders „Die Phönissen" und die „Einnahme von Milet", bei deren Aufführung kein Zuschauer sich der Thränen enthalten konnte, obgleich der Dichter selbst deshalb hart bestraft wurde, weil er einheimisches Unglück dargestellt hatte. Vgl. Hoffmann „Ueber Phrynichus" in Jahn's „Archiv für Philologie und Pädagogik" (1830) und Otfr. Müller „De Phrynichi Phoenissis" (Gött. 1835). — Ein **Lustspieldichter** gleiches Namens, war Zeitgenosse und Nebenbuhler des Aristophanes; Phrynichus hieß auch jener treulose athenische Feldherr, Gegner des Alcibiades, der die Schreckensherrschaft der Vierhundert herbeiführte und endlich unter den Dolchen der Demokraten fiel. — Bekannter aber ist der spätere griechische Grammatiker und Sophist **Phrynichus**, mit dem Beinamen **Arabius**, der aus Bithynien gebürtig war und um 180 n. Chr. ein großes rhetorisches Werk in 37 Büchern verfaßte. Bekker hat in den „Anecdota graeca" (Bd. 1, Berl. 1814) daraus Einiges mitgetheilt, ferner schrieb er „Eclogae nominum et verborum atticor.", die Pauw (Utr. 1739, 4.) und Lobeck (Lpz. 1820) herausgaben.

Phthiotis hieß der südlichste Haupttheil in **Thessalien** (s. d.), zwischen dem malischen Meerbusen (s. **Malea**) und dem Gebirge Pindus, mit der alten Stadt **Phthia**, dem Geburtsorte des Achilles. Die Bewohner dieser Gegend, ursprünglich Achäer, wurden zum Unterschiede **Phthioten** genannt.

Phylarchus, ein namhafter griechischer Geschichtsschreiber, lebte gegen das Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. unter der Regierung des Ptolemäus Euergetes und Philopator und schrieb ein Geschichtswerk in 28 Büchern, welches die Begebenheiten bis zum Tode des Ptolemäus Euergetes umfaßte, leider aber verloren gegangen ist. Einige Bruchstücke sind von Lucht (Leipzig 1836) und Brückner (Breslau 1839) gesammelt und erläutert worden. Vgl. Thoms „De Phylarchi vita et scriptis" (Greifsw. 1835).

Phyle, eigentlich die Vereinigung Einzelner zu einer Gemeinde, wurde, ähnlich dem römischen **Tribus** (s. d.), eine uralte kastenartige Stammeintheilung von Attika genannt, wovon die einzelnen Gemeinden oder Demen (s. **Demos**) wieder die Unterabtheilungen bildeten. Seit der frühesten Zeit war das Volk in vier solcher Phylen oder Stämme geschieden, deren Namen zu verschiedenen Malen wechseln, bis **Klisthenes** (s. d.) nach Vertreibung der Pisistratiden an die Spitze der Staatsverwaltung sich stellte und das Volk durch Vermehrung der Zahl dieser Stämme bis auf zehn zu gewinnen suchte. Diese zehn Stämme erhielten von den attischen Heroen Erechtheus, Aegeus, Pandion, Leos, Akamas, Oeneus, Kekrops, Hippothoon, Ajax und Antiochus ihre Benennung und dienten zur Eintheilung der freien Bewohner Attikas oder der athenischen Bürger während der beiden glorreichsten Jahrhunderte der Geschichte von Athen. Unter der macedonischen Herrschaft kamen noch zwei neue Stämme hinzu, die erst Antigonis und Demetrias hießen, dann aber die Namen Attalis und Ptolemais erhielten. Ein 13. Stamm wurde zu Ehren des Kaisers Hadrian unter dessen Namen errichtet. Jede Phyle hatte ihre eigenen Heiligthümer, eigene Ländereien und eine eigene Kasse mit besondern Beamten, und beschäftigte sich theils mit Besprechung von Communalangelegenheiten, theils mit der Wahl von Beamten. Vgl. Kutorga „De antiquissimis tribubus atticis" (Dorpat 1832).

Phyleus, der Sohn des Augeas, wurde von diesem als ein Freund des Herakles aus Ephyra verwiesen und ging nach Dulichion. Herakles gab ihm den Thron seines getödteten Vaters zurück, allein P. überließ diesen seinem Bruder Agasthenes. Mit der Ktimene, der Schwester des Odysseus, oder der Timandra zeugte er den Meges.

Physharmonika, ein Tastinstrument das mittels eines Pedals einen Blasebalg in Thätigkeit setzt, der die messingenen Zungen ertönen läßt, 1821 von Ant. Hankel in Wien erfunden. Das Instrument hat einen sehr schönen Ton und eignet sich zur Begleitung des Fortepiano, für welche beide Instrumente auch eigne Compositionen erschienen sind. Bis jetzt ist es noch wenig verbreitet.

Physik oder Naturlehre ist diejenige Wissenschaft, welche von den in der Natur wirkenden Kräften, von den Gesetzen, nach denen sie wirken, von den Erscheinungen, in welchen jene Kräfte auftreten, und von den Versuchen, in welchen man sie willkürlich zur Erscheinung bringt, handelt; ihr Gebiet ist die anorganische Körperwelt. An sich zerfällt die Physik in einen allgemeinen und besondern Theil. Die allgemeine Physik enthält die allgemeinen Grundbegriffe von den Eigenschaften der Körperwelt, die Lehre von der Materie und der Bewegung und begreift als solche die sogenannten mechanischen Wissenschaften, über Hemmung und Hervorbringung der Bewegung, Statik und Dynamik unter sich, welche, je nachdem sie feste, flüssige oder luftförmige Körper zum Gegenstande ihrer Betrachtung haben, wieder in besondere Disciplinen zerfallen. Die besondere Physik handelt von solchen Erscheinungen der Körperwelt, welche nicht aus den allgemeinen für alle Körper geltenden Gesetzen erklärt werden können, von dem Lichte, der Wärme, dem Schalle, der Elektricität und dem Magnetismus. Die Physik, insofern sie Theorie ist, kann zu ihrer Deutlichkeit die Experimente oder Versuche, die Naturkräfte nach gewonnenen allgemeinen Gesetzen willkürlich zur Erscheinung bringen, nicht entbehren, und können diese wiederum nicht von der Theorie abstrahiren, so daß es nicht thunlich ist, eine besondere Disciplin als Experimentalphysik abzusondern, man müßte denn blos die Praxis vor Augen haben und eine Anweisung geben wollen, wie dergleichen Experimente anzustellen seien, wie die Instrumente beschaffen sein und gebraucht werden müßten, und auf Vorsichtsmaßregeln beim Experimentiren aufmerksam machen wollen. Der neuern Zeit gebührt das Verdienst, die beiden Behandlungsweisen, Experimental- und theoretische Physik vereinigt zu haben. Die sogenannte naturphilosophische Behandlungsart der Physik, welche meist nach Analogien Schlüsse von einer Naturerscheinung auf die andere macht und die Erscheinungen selbst nach gewissen philosophischen Voraussetzungen ordnet und gegeneinander stellt, ist mit Recht bei den Physikern von Fach in Mißcredit gekommen, da sie nicht vermocht hat, klare Vorstellungen über die Naturerscheinungen zu entwickeln. Da diese naturphilosophische Ansicht Manches als bloße Kraftäußerung erklärt, dem die andere Ansicht ein materielles Substrat unterlegt, so hat man sie häufig als dynamische Ansicht jener als der mechanischen entgegengesetzt; doch gibt es auch eine wahrhaft philosophisch-dynamische Behandlungsart, welche mit mathematischer Schärfe wohl vereinbar ist. Gewöhnlich theilt man die Physik in zwei Hauptzweige: 1) Die mechanische Physik im engern Sinne, die es mit den Erscheinungen und Kräften in den gasförmigen, tropfbarflüssigen und festen Körpern zu thun hat und demnach von dem Falle, Schwerpunkte, Pendel, den Capillaritätserscheinungen, dem Druck und der Bewegung der tropfbaren und luftförmigen Flüssigkeiten (Hydraulik, Aërostatik und Aërodynamik), dem Barometer und dem Schalle (Akustik) handelt; und 2) die Lehre von den Imponderabilien (s. d.) oder den unwägbaren Stoffen, Elektricität, Galvanismus, Elektromagnetismus, Licht (Optik) und Wärme. Ihnen schließt sich noch die Meteorologie (s. d.) an, die jedoch eigentlich nur eine auf die zusammengesetzten Erscheinungen in unserer Atmosphäre angewendete Physik ist.

Schon in der frühesten Zeit wurden die Menschen durch die eigenthümliche Lebensweise in der Natur auf die Wunder derselben aufmerksam, und ihre Beobachtung äußerte von Anfang Einfluß auf das Leben. Bei den frühesten Völkern des Alterthums finden

wir physikalische und astronomische Kenntnisse, freilich nicht zu einem wissenschaftlichen Ganzen geordnet. Bei Indiern, Aegyptern, Hebräern u. A. waren die Kenntnisse, welche man über Natur und Naturerscheinungen hatte, Eigenthum der Priester und dienten ihnen zur Erhaltung ihres Ansehens, zur Unterdrückung und Bevormundung des Volkes. In Griechenland aber entwand sich das höhere Wissen durch den freien Geist des griechischen Volkes bald dem Priesterthume und fand Obdach und heiligen Schutz in den Schulen der Philosophen. Thales von Milet (600 v. Chr.) sagte zuerst eine Sonnenfinsterniß vorher; Anaximenes (520) setzte die Luft als Princip der Körperwelt; Pythagoras aus Samos (550) beförderte das Studium der Naturkunde; Leukipp und Demokrit von Abdera (gest. 404) verdienen als Begründer der eigentlichen Naturwissenschaften genannt zu werden. Anaxagoras von Klazomene (gest. 425) und Empedokles von Agrigent, der erste Gründer der Lehre von den 4 Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde; Platon (gest. 348) und Aristoteles von Stagira (gest. 322) sind in ihrer Philosophie für das Studium der Naturwissenschaften fruchtbar und wichtig. Unter den Römern sind in dieser Beziehung besonders zu nennen der Lehrdichter Titus Lucretius (gest. 51 v. Chr.), der Philosoph Lucius Annäus Seneca (gest. 65 n Chr.) und der unermüdliche Sammler Cajus Plinius Secundus (gest. 79 n. Chr.). Im Ganzen kann sich die Physik in der Folgezeit und während des Mittelalters weniger wissenschaftlicher Fortschritte rühmen bis auf Roger Baco (geb. 1214, gest. 1292), dem freilich bei seinem unermüdlichen Eifer, die Wissenschaft zu fördern, von Seiten der Geistlichkeit viele Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Richtige Speculationen, Alchemie oder Goldmacherkunst u. s. w. wurden in das Gebiet der Physik gezogen und als Hauptsache angesehen. Erst gegen Ende des 16. Jahrh. wurde der Geist wieder von diesen zu nichts führenden Speculationen zur Beobachtung zurück geführt, und man kann Franz Baco von Verulam (geb. 1561, gest. 1626) als eigentlichen Restaurator der Wissenschaft ansehen, indem er auf die Erfahrung als einzige lautere Quelle für das Studium der Naturgesetze hinwies, welchen Weg Galilei betrat und consequent verfolgte. Galileo de Galilei (aus Pisa, geb. 1564, gest. 1642) und Keppler legten mit ihren Schülern eine unerschütterliche Grundlage für Astronomie und Physik durch Ausrottung tief eingewurzelter Irrthümer und Festhaltung richtiger Thatsachen, die sie in ein mathematisches Gewand kleideten, so daß nach ihnen Isaak Newton aus Woolstrope (geb. 1642, gest. 1727) durch Begründung der bis zur neuesten Zeit beibehaltenen empirisch-mathematischen Methode der Naturwissenschaft den ganzen Bau der Wissenschaft in seinen wesentlichen Theilen vollenden konnte. Die Bereicherungen, welche seit dieser Zeit das Gebiet der Physik erfahren hat, sind so umfassend, daß wir hier nur im Allgemeinen an die Verbesserung der in unvollkommener Gestalt schon früher bekannten Thermometer, an die Entdeckung der Gasarten, die Erweiterung der Lehre von der Elektricität, besonders durch die Erfindung der Blitzableiter und des Galvanismus, die Polarisation des Lichtes, die Nachweisung der Verwandtschaft zwischen Elektricität und Magnetismus 2c. erinnern. Von den bedeutendsten Physikern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts nennen wir besonders Benj. Franklin, gest. 1790, Jos. Priestley, gest. 1804, Jos. Black, gest. 1799, Aloys Galvani, gest. 1788, Lichtenberg, gest. 1799, Jerem. Benj. Richter, gest. 1808, Joh. Wilh. Ritter, gest. 1810, Cavendish, gest. 1812, Malus, gest. 1812, Volta, gest. 1827, Davy, gest. 1829, André Marie Ampère, gest. 1836, und von den Lebenden Oersted, Biot, Faraday, Brewster, Gay-Lussac, Fechner, Pfaff, Dove, Seebeck, de Larive, Gauß, Weber, Poggendorf u. A. Von dem Nutzen der Physik brauchen wir wohl kaum zu sprechen. Zu unsern Bedürfnissen, Bequemlichkeiten und Vergnügungen, wie zur Abwendung von Gefahren können wir die Kenntniß der Eigenschaften und Wirkungen der Naturkörper nicht entbehren. Eine richtige und würdige Naturforschung dient aber auch dazu, um das finstere Gebäude des Aberglaubens zu stürzen und liefert die schönsten Beweise von dem Dasein einer weisen Weltregierung. Zur nähern Kenntniß der Physik verweisen wir auf Gehler's „Wörterbuch der Physik" (neue Aufl., 11 Bde., Lpz. 1825—

45); „Handwörterbuch der Chemie und Physik" von August, Barentin, Dove ꝛc. (Berl. 1842 flg.); Baumgartner „Die Naturlehre ꝛc." (8. Aufl., Wien 1844—45); Biot „Lehrbuch der Experimentalphysik", bearbeitet von Fechner (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1829); Brandes „Vorlesungen über die Naturlehre" (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1843—44); Pouillet „Physik", bearbeitet von J. Müller (2 Bde., 2. Aufl., Braunschw. 1845); J. Müller „Grundriß der Physik und Meteorologie" (Braunschw. 1846); Götz „Elemente der Physik nach mathematischen Grundsätzen" (Lpz. 1846) und Buff „Grundzüge der Experimentalphysik" (Heidelb. 1846), sowie auf O. Marbach's „Physikalisches Lexikon" (2. Aufl., Lpz. 1849 flg.). Die wichtigsten Journale für Physik sind „Poggendorf's Annalen", früher von Gilbert herausgegeben und die „Annales de chimie et de physique"; die besten Sammelwerke für die neuen Fortschritte Fechner's „Repertorium der Physik" (3 Bde., Lpz. 1832) und das von W. Beet und A. Seebeck in Berlin herausgegebene „Repertorium der Physik".

Physikalische oder **physische Geographie**, s. Geographie.

Physikotheologie nannte man früher überhaupt die natürliche Theologie und begriff darunter die auf Physik sich gründende Theologie oder Gotteslehre, die aus der Betrachtung der Natur und aus den in derselben vorgehenden Erscheinungen die Erkenntnisse von Gott und religiösen Gegenständen herleitet. Im engeren Sinne versteht man aber unter Physikotheologie nach ihrem Hauptinhalte, dem physikotheologischen Beweise, den Versuch, aus der regelmäßigen und weisen Einrichtung der Natur das Dasein Gottes zu folgern. Der physikotheologische Beweis beruht auf Folgendem: die in der Natur unverkennbare Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit aller Dinge kann nicht als wesentliche Eigenschaft in den Dingen selbst gegründet, sondern muß durch ein vernünftiges, von den Dingen verschiedenes Wesen hervorgebracht sein, und dieses Wesen ist Gott. Was man gegen diesen Beweis eingewendet hat, daß man dadurch nur auf einen Ordner und Baumeister der Welt und nicht auf einen Urheber derselben komme; daß Gottes moralisches Wesen ganz unberücksichtigt bleibe, daß man nicht wissen könne, ob unsere Vorstellungen auch wirklich den Dingen entsprechen, ist allerdings gegründet. Jedoch in Verbindung mit den übrigen Beweisen für das Dasein Gottes, dem unmittelbaren Gottesbewußtsein, dem ethikotheologischen, ontologischen und kosmologischen Beweise (vergl. d.) erhält dieser Beweis seine volle Kraft und ist besonders bei dem Volksunterrichte wirksam. Besonders Engländer und Deutsche (unter Letztern vor Allen Reimarus) haben diesen Beweis hervorgehoben und die ganze P. weiter ausgebildet.

Physiognomik ist die Kunst, aus dem äußern Ansehen, besonders aus dem Gesichte (Physiognomie) eines Menschen sein Inneres, seine geistige, intellectuelle und moralische Beschaffenheit zu erkennen. Indem sie immer zunächst von den Gesichtszügen eines Menschen ausgeht, nimmt sie zugleich Rücksicht auf das ganze eigenthümliche Erscheinen desselben in Kleidung, Sprache, Umgang u. s. w., insofern sich daraus auf gewisse geistige Beschaffenheiten schließen läßt. Sie stützt sich zumal auf die allgemein geltende Beobachtung, daß das Innere sich durch das Aeußere nach Naturgesetzen, unter welchen beide verbunden sind, ausdrücke, indem zwischen beiden eine Wechselwirkung stattfindet. Demnach wird sich der Geist in seinem äußerlich Sichtbaren, dem Körper, abspiegeln und am deutlichsten in denjenigen Theilen, die mit ihm am nächsten in Verbindung stehen. Diese Verbindung ist nun aber zumal die durch die Sinnesorgane, durch welche der Geist alle Eindrücke von außen empfängt. Die vorzüglichsten Sinnesorgane aber haben ihren Sitz an der Vorderseite des Kopfes, also wird es auch dieser Theil sein, das Gesicht in welchem sich vorzugsweise der Geist verkündet. Deshalb wird auch das Gesicht schon seit alter Zeit der Spiegel der Seele genannt und steht in der Physiognomik unter allen Mitteln, auf das Innere des Menschen zu schließen, oben an. Bei Betrachtung desselben sieht der Physiognomiker auf Größe, Umfang, Bildung, Färbung, Glätte oder Runzelung, Fülle oder Magerkeit des ganzen Gesichts oder einzelner Theile, auf Ebenmaß der Theile untereinander, auf Verhältniß zum Körper und zum Schädel u. s. w., auch auf Haare, Sprache und

Stimme, wie zuletzt auf die ganze Gestalt des Menschen und auf sein Erscheinen, wie oben erwähnt. Theils aus Beobachtung seiner selbst und nach gesammelten eigenen und noch Erfahrungen Anderer abstrahirt er sich gewisse Regeln, nach welchen er dann vom Aeußern auf das Innere eines Menschen schließt, was freilich bei der großen Masse von Ausnahmen, da der eine Mensch mehr als der andere über seine Gesichtszüge u. s. w. zu gebieten vermag und die Kunst, sich zu verstellen, versteht, oft zu großen Irrthümern führen kann und eine große Beobachtungsgabe nie zu einem gewissen Resultate führen kann. Zu Hülfe nimmt außer dem Angeführten der Physiognomiker noch die Physiognomien, wie sie sich bei einzelnen Thierarten ausdrücken, wo man dem Wolfe nach seiner Kopfbildung räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth zuschreibt u. s. w., und vergleicht mit ihnen das menschliche Gesicht. Wie schwer aber und unsicher man aus dem Aeußern des Menschen auf sein Inneres zu schließen vermag, zumal, da wohl schwerlich ein Mensch mit gründlicher Kenntniß des menschlichen Körpers genügende Erfahrung und vollkommenste Beobachtungsgabe verbunden besitzen möchte, ist leicht zu erkennen, und daher ist es auch gekommen, daß man der Physiognomik bedeutende Einwürfe stets entgegengestellt und von ihr behauptet hat, daß sie nie zur Wissenschaft sich erheben werde. Sie wissenschaftlich zu bearbeiten hat Lavater versucht, sich aber viele Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, weswegen er auch vielfach angegriffen und widerlegt worden ist. Scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat J. Jac. Wagner in seinem Buche „Ueber die Natur der Dinge“ (Lpz. 1803) aufgestellt. Vgl. J. K. Lavater „Von der Physiognomie“ (2. St., Lpz. 1772); J. K. Lavater „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“ (1—4 Versuch, Lpz. 1775—78, gr. 4. m. K.); Orbil. Anthroposcopus, „Versuch einer Geschichte der Physiognomik und der damit verbundenen Wissenschaften“ (Wien und Lpz. 1784); La Sue's „Grundlinien zur Physiognomik aller lebenden Körper vom Menschen bis zur Pflanze“ (aus dem Franz. mit nöthigen Zusätzen, Lpz. 1798); Cölestin Stöhr's „Physiognomik, oder Kunst, die Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen“ (2 Thle., Cob. 1804, 4.).

Physiokratisches System, s. Handelspolitik.

Physiologie, ist nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes beinahe ganz gleichbedeutend mit Naturphilosophie; doch schon seit langer Zeit ist dieser Name immer nur in beschränkterem Sinne gebraucht und für denjenigen Theil der Naturwissenschaften bestimmt, welcher im Allgemeinen von der Art der Existenz der lebenden Körper und von den Kräften, durch welche die Verrichtungen in ihnen geschehen, handelt. In diesem Sinne aufgefaßt, ist die Physiologie in neuern Zeiten richtiger Biologie (Lehre vom organischen Leben) genannt, insofern als dadurch die Wissenschaft bezeichnet wird, welche hauptsächlich in der Kenntniß derjenigen Eigenthümlichkeiten besteht, welche den lebenden Körper von der todten Materie unterscheiden. Im engern Sinne heißt Physiologie die Lehre von den Verrichtungen der Theile, aus welchen ein Organismus oder thierischer Körper besteht, und ihre hauptsächlichste Aufgabe besteht darin, die Gesetze, nach welchen im gesunden Zustande die Theile thätig sind, zu entwickeln; den Nutzen und die Art der Verrichtung eines einzelnen Organes zum Ganzen, und das Neben- und Miteinanderwirken aller anzugeben, und so einen möglichst vollständigen Begriff vom Leben des gesunden menschlichen Körpers festzustellen. Stellt sie sich diese Aufgaben, so wird sie, zum Unterschiede von der Biologie, Physiologie des Menschen genannt und Rudolphi, in seinem schätzbaren Werke (Grundriß der Physiologie), beschränkt sich blos auf diese, gerade, als verstünde es sich von selbst, daß (nach Galen's Meinung) nur menschliche Ph. unter dem Begriffe Ph. verstanden werden soll.

In Hinsicht auf ihre Stellung unter den medicinischen Wissenschaften erfordert die Physiologie das vorgängige Studium der Naturkunde im Allgemeinen, der Physik, Mathematik, Chemie, Anthropologie, Psychologie und Anatomie, obgleich die letztern drei schon als Unterabtheilungen derselben betrachtet werden können, und bildet sonach den Schluß der Wissenschaften, welche sich mit dem regelmäßigen Zustande der natürlichen Dinge beschäftigen. Zum Studium dieser Wissenschaft ist aber die Kenntniß der Pathologie und die

Beobachtung pathologischer Zustände und Vorgänge unerläßlich, weil oft aus dieser erst sich physiologische Resultate folgern lassen. Die Physiologie ist zwar selbst ein weites Feld für Forschung und Beobachtung, dient aber doch nur den medicinischen Wissenschaften als Mittel zum Zweck; weshalb sie sich auch mit der Medicin im Ganzen von jeher eng verbunden entwickelte. Auch lagen stets physiologische Grundsätze den medicinischen Systemen zum Grunde. Je unzureichender daher die physiologischen Kenntnisse waren, desto mangelhafter waren auch diese Systeme; am unhaltbarsten aber bewiesen sich stets diejenigen, deren Grundlage nicht eine beobachtete Thatsache, sondern eine Hypothese war. Hippokrates besaß zwar nur geringe physiologische Kenntnisse, demungeachtet war seine Medicin vorzüglich, weil sie sich auf unbefangene Naturbetrachtung stützte. Galenus (s. d.), ausgerüstet mit umfassender Kenntniß des bis dahin Entdeckten gab seinem medicinischen Systeme eine physiologische Unterlage, auf welcher es sich bis zu Ende des Mittelalters erhielt. Während dieser langen Zeit hatte sich die anatomische und chemische Erkenntniß erweitert und eine neue Epoche der Psychologie vorbereitet. Paracelsus (s. d.), der Reformator der Medicin, und seine Nachfolger, van Helmont (s. d.) und Sylvius (s. d.), verfielen, weil sie sich von Speculationen nicht frei zu halten wußten, in Abwege (s. Jatrochemiker) und selbst Harvey's (s. d.) folgenreiche Entdeckung des Blutumlaufs führte in der unmittelbar darauf folgenden Zeit zu den Irrthümern der Jatromathematiker (s. d.), denen Stahl (s. d.) sein System entgegenstellte, das die unerkannte Ursache des Lebens in einem geistigen Principe suchte. Der große Haller (s. d.) führte eine neue Epoche der Ph. herauf, indem er theils durch seine Lehre von der Irritabilität (s. d.) künftigen Entwickelungen vorarbeitete, theils auch mit rastloser Forschung die verborgenen Wahrheiten der Natur ans Licht zog. Ihm vorzüglich, in Verbindung mit den Fortschritten aller Naturwissenschaften und mit der scharfen Kritik der Kant'schen Philosophie, darf man es zuschreiben, daß die Unzulänglichkeit der Speculation immer mehr erkannt, die Physiologie aber von leeren, unhaltbaren Hypothesen gereinigt und auf positive Grundlagen zurückgeführt wurde. Zwar gab auch dieser Standpunkt wieder Veranlassung zu einseitigen extremen Auffassungen der Physiologie, doch hat Schelling's (s. d.) Naturphilosophie nicht wenig beigetragen, diese Extreme auszugleichen, indem sie ein höheres, nur aus seinen Wirkungen, nicht in seinem Wesen erkennbares und die Erscheinungen des organischen Lebens ergebendes Princip anerkannte, dabei eine strenge Skepsis handhabte und eine bis an ihre äußersten Grenzen führende Planmäßigkeit beobachtete. Als ausgezeichnete Physiologen der neuern Zeit nennen wir unter den Franzosen Bichat,[1] L. Dumas, Richerand, Fodéré, Chaussier, Cuvier, Broussais, Dupuytren, Fourcroy, Vauquelin, Magendie, Prevost u. A.; in England Abernethy, Lawrence, E. Home, Brewster, C. Bell, Nicolls, Brodie, A. Cooper, Westrumb, Shaw u. A.; den Amerikaner Marshal und von den Deutschen Blumenbach, Hildebrandt, die Gebrüder Treviranus, Rudolphi, Sömmerring, Weisberg, Alex. von Humboldt, Ph. F. v. Walther, Döllinger, die Gebrüder Weber, Carus, Ehrenberg, von Baer, R. Wagner, Rathke, Burdach, Tiedemann, Gmelin, Purkinje, Joh. Müller, Valentin u. A. Vgl. Pierer „Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch" (8 Bde., Lpz. 1816—29), Burdach „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft" (6 Bde., Lpz. 1826—40) und J. Müller „Handbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde., 3. Aufl., Kobl. 1837—40).

Phytochemie, Phytologie, Phytonomie, s. Pflanzen.

Piacenza, ein vom Po und den Apeninnen begrenztes Herzogthum, zählt gegen 188,000 Einw. und theilte immer das Schicksal Parmas (s. d.) mit dem es vereinigt war und noch ist. Die Stadt Piacenza, im Alterthum Placentia, franz. Plaisance, liegt am rechten Ufer des Po und hat 35,000 Einw. Sie ist eine zwar regelmäßig und schön gebaute, aber jetzt verödete Stadt. Alle Gebäude sind hier, was in Italien selten ist, von Backsteinen erbaut. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, reich an Kirchen und Klöstern unter denen sich besonders die Kathedrale mit gemalter Kuppel ausgezeichnet und hat ein Gymnasium, ein Theater, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und mehrere Hospitäler. Auch ist P. befestigt und in der hiesigen Citadelle hat Oesterreich das Be-

satzungsrecht. Die Stadt wurde 218 v. Chr. von den Römern als Vormauer gegen Hannibal erbaut, von den Galliern fast ganz zerstört, aber von den Römern wieder aufgebaut und befestigt. Im Mittelalter, wo hier 1095 und 1132 Kirchenversammlungen gehalten wurden, ward sie abwechselnd von verschiedenen Geschlechtern ihres hohen Adels beherrscht, kam dann an die Viscontis, endlich an das Haus Farnese, und theilte seitdem das Schicksal Parmas.

Piacenza, Herzog von, s. Lebrun, Charl. Franç.

Piano nennt man in der Musik den schwachen, Pianissimo den noch schwächern Ton, entgegen dem Forte, Fortissimo. Die Zeichen hievon müssen von den ausübenden Künstlern wohl beachtet werden, wo die Solostimme, mag sie Vocal- oder Instrumentalstimme sein, gehörig durchdringen und deutlich vernehmbar sein soll. Gute Orchester erhöhen auch durch Präcision den Genuß, welchen Chöre, Symphonien, Fugen u. dgl. gewähren, denen zwar oft Solostimmen, keineswegs aber jene Zeichen fehlen.

Pianoforte oder Fortepiano, ein Tastinstrument, dessen Saiten über mehrere auf dem Resonanzboden aufstehende Stege gespannt, durch kleine belederte Hämmer mittels der Tasten in Schwingung gesetzt und, wo ein Nachhallen nicht beabsichtigt wird, nach Berührung der Taste sogleich wieder mittels lederner Dämpfer gedämpft werden. Das P. hat, hauptsächlich durch Fülle, Stärke und Dauer des Tones das früher gebräuchliche Clavier ganz verdrängt. Um die Stärke des Tons noch zu vermehren, hat man auch die Zahl der Saiten für jeden Ton vermehrt, so daß jetzt Pianofortes gewöhnlich dreichörig, d. h. für jeden Ton drei Saiten vorhanden sind, und die Hämmerchen schlagen gewöhnlich von unten an die Saiten. Theils eine Veränderung, theils eine Verlängerung des Tons wird hervorgebracht durch die Züge, deren man aber gegenwärtig nur wenige anzubringen pflegt. Die wesentlichsten darunter sind: 1) der Zug, durch welchen die Dämpfer gehoben werden, bezeichnet durch Ped. (Pedale), oder ⊕·, während das Fallenlassen der Dämpfer durch einen Stern angedeutet wird; sodann 2) die Verschiebung, bezeichnet durch a una chorda, weil hier der Hammer nur eine Saite berührt, was einen sehr sanften Ton hervorbringt. Dem Clavier steht das Pianoforte in dem Punkte nach, daß bei jenem der Anschlag der Finger auf die Bildung des Tones größern Einfluß hat, während die Töne bei dem Pianoforte gleichsam fertig und bereit liegen; doch kann auch hier durch guten Anschlag noch sehr viel für den Ton gethan werden. Ihrer Gestalt nach sind die Pianofortes entweder tafelförmig oder flügelförmig. Erstere sind gewöhnlich schwächer im Tone, die letztern zerfallen wieder in lange Flügel und Stutze. Den langen Flügeln wird als Concertinstrumenten der größte Umfang und die größte Stärke gegeben. Der gewöhnliche Tonumfang des Pianofortes ist $6^1/_2$ Octave von dem tiefen Contra-C ausgehend. Auch hat man Pianofortes in aufrechtstehender Form gebaut, die aber wenig in Gebrauch gekommen sind. Erfunden wurde das P. in Dresden um 1717 von Chr. Gottlieb Schröder aus Hohenstein in Sachsen, doch erhielt es erst allmälig durch Verbesserungen den Grad der Vollkommenheit, durch welche es gegenwärtig bei allen musikalischen Unterhaltungen eine so bedeutende Rolle spielt. An Stärke und Festigkeit zeichnen sich die englischen Pianofortes vor allen andern aus; sie sind aber schwerer zu behandeln und sehr kostbar. Unter den deutschen Fortepianos nehmen die Wiener und Leipziger den ersten Rang ein und zwar in Wien die von Streicher, Stein, Bösendörfer, Tomaschek, in Leipzig die aus den Fabriken von Breitkopf und Härtel und Schambach und Meerhaut; auch die Instrumente von Irmler und von Ziegler in Leipzig, sowie die von Rosenkranz in Dresden, wo die tafelförmigen vorzüglich beachtenswerth sind, verdienen Erwähnung. — Die berühmtesten Pianoforteschulen sind die von Löhlein, nachher durch A. E. Müller und zuletzt von Czerny herausgegeben, Adam, Hummel, Kalkbrenner und endlich und hauptsächlich die von Czerny.

Piaristen, Väter der frommen Schulen. Die gemeinnützigen und zeitgemäßen Orden, ein Seminar zur Beförderung besserer Erziehung und geregelteren Unterrichts der Jugend, stiftete zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Spanier Joseph Casalanza,

zunächst blos für Rom; er wurde aber seines großen Nutzens wegen vom Papst Paul V. 1621 bestätigt, und im Besitze aller Privilegien der Bettelorden verbreitete sich derselbe seit 1690 in Italien, den österreich. deutschen Staaten, in Böhmen, Mähren, Litthauen, Ungarn und Polen, wo seine Glieder Piaren genannt wurden. Sie sind Weltgeistliche und übernehmen neben den drei gewöhnlichen Gelübden noch das vierte, welches den unentgeldlichen Unterricht der Jugend in der Religion und den Wissenschaften betrifft. Mit den Jesuiten, denen sie im Aeußern gleich waren, geriethen sie bald in Streit, weil sie, frei von der Jenen eigenen Politik, Gewissenlosigkeit und Herrschsucht, nur den wahren Vortheil der christlichen Kirche im Auge hatten und behielten und rastlos an der Bildung des Volkes arbeiteten. Wurden sie auch als Widersacher und Feinde jesuitischer Umtriebe von Innocenz X. beschränkt, so wuchs doch das Ansehen ihres Ordens, welches sie durch rastlose Thätigkeit in den Schulen unter Joseph's II. Regierung sicherten und ihre Würdigkeit durch die unter ihrer Leitung stehenden Schulanstalten in Polen und Ungarn, durch die ansehnlichen und blühenden Collegien in Oesterreich, Schlesien, Mähren und Böhmen bezeugten. Die Ordensregeln der Piaristen, die unter Leopold mit wenigen Aenderungen auch staatsrechtliche Sanction erhielten, wurden lange Zeit geheim gehalten, und erst die 1783 zu Halle erschienene, von Seyfert verfaßte Schrift „Ordensregeln der Piaristen" (2 Bde.) hat dieselben bekannnt gemacht.

Piasecki, Pawel, lat. Piasecius, einer der besten polnischen Geschichtsschreiber, geb. 1585, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt auf den Akademien zu Krakau und Prag, dann in Rom seine Ausbildung. König Sigismund III. zog ihn an seinen Hof, wendete ihm seine Gunst zu und benutzte ihn eine Zeit lang bei seinen Correspondenzen. Nach und nach erstieg P. die höheren geistlichen Würden in Polen, wurde 1643 Bischof von Przemysl und starb 1649. Seine Zeitgenossen rühmen seine Geistesbildung, seine Gelehrsamkeit, seine Toleranz und seine tiefchristliche Milde. Er schrieb ein „Chronicon gestorum in Europa singularium" (Krak. 1645 und 1648) das eine sehr freimüthige, unparteiische, besonders in Rücksicht auf Polen genaue Geschichte Europas vom Jahre 1592 bis 1645 enthält.

Piast, ein Landmann zu Kruszwice in Groß-Polen. Es wird von ihm erzählt, daß er nicht nur zur Zeit der Hungersnoth die Hauptstadt Gnesen mit Meth und Brod, sondern auch aus seinem Wunderfasse die Vornehmen, welche nach Popiels II. Tode zur Wahl des Herzogs zu Kruszwice versammelt waren, mit Meth versorgt habe, weshalb diese, auf ihn aufmerksam gemacht, ihn zum Herzog gewählt haben sollen. P. schlug seine Residenz 842 zu Gnesen auf, regierte mild und gut und führte während einer 50jährigen Regierung glückliche Kriege, die sein tapferer Sohn Ziemovit seit 892 fortsetzte. Er ist der Stammvater des piastischen Herrscherstammes, der die Linie der Könige von Polen und die der Herzöge von Schlesien umfaßt. Die erstere fängt mit dem Stammvater an; der männliche Zweig starb 1370 mit Casimir III. aus, worauf Jagello von Litthauen als Wladislaw I. 1386 als erster Jagellone Polens Thron bestieg; die weibliche Linie der Piasten erlosch in Polen 1669. Die fürstlich schlesische Linie der Piasten beginnt mit Ladislaw II., der vom Papste Eugen III. in den Bann gethan, von Polen verlassen, von seinen Brüdern besiegt und 1148 mit seiner Familie nach Deutschland verjagt, erster piastischer Herzog in Schlesien ward. In Georg Wilhelm, Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau starb 1675 die männliche; mit Charlotte, Gemahlin des Herzogs zu Holstein-Wiesenburg 1707, die weibliche Linie der Piasten auch in Schlesien aus.

Piaster ist eine Münze in Spanien von Silber, erst seit dem 17. Jahrhundert von runder Form, deren 9 bis 10 eine Mark ausmachen und einzeln einen Werth von 1 Thaler 13 Ngr. 3 Pf. haben. Die alten Piaster gelten 10, die neuen 8 Realen. Der italienische Piaster, namentlich die der Päpste Clemens' XI. und XII., ist eine Nachahmung des spanischen Piasters, und galt 10 Paoli, der halbe 5 Paoli und der Viertelpiaster, auch Piastrino genannt, namentlich in Toscana, $2^1/_2$ Paoli oder 10 Ngr. Ebenso wie in Spanien gelten die ältern Piaster $^1/_2$ bis 1 Paoli mehr als die

neuern. — Der türk. Piaster hat mit dem span. nichts gemein, wird in Silber ausgeprägt, ist meist ein Loth schwer, aber in neuerer Zeit selten von feinerem Gehalt als zehnlöthig, im Werth daher = 21 Ngr. Der einheimische Name ist Grusch. Der Piaster hat 40 Para oder 120 Asper.

Piave, ein Küstenfluß des adriatischen Meeres im lombard.-venetian. Königreiche, entspringt auf den tiroler Alpen, berührt die Orte Pieve di Cadore, Belluno und das Gebiet von Feltre und Treviso, wird von Noventa an schiffbar, nimmt den Cordevole und den Piavessakanal auf und theilt sich in zwei Arme, von denen der Hauptarm bei Porto di Cortellazzo, der andre mehr südwestlich ins adriatische Meer sich ergießt. An der Piave fand am 8. Mai 1809 ein Gefecht zwischen den Franzosen und Italienern unter dem Vicekönig Eugen und den Oesterreichern unter Erzherzog Johann statt, das trotz der tapfern Gegenwehr der Oesterreicher mit dem Rückzuge der Letztern endigte.

Piazzi, Giuseppe, einer der angesehensten Astronomen neuerer Zeit, geboren zu Ponte im Veltlin am 16. Jul. 1746, gest. am 22. Jul. 1826, trat 1764 in den Theatiner-Orden zu Mailand, hatte aber von den Mönchen manche Unbill zu ertragen, da sie sich vor seinen hellen Ansichten entsetzten und ihn verketzerten. Durch den Unterricht des Tiraboschi, Lesueur und Jacquier gebildet, erhielt er 1770 eine Professur auf der neu errichteten Universität zu Malta, kehrte nach deren Aufhebung nach Rom zurück, ging nach Ravenna und wurde nach verschiedenen merkwürdigen Schicksalen Professor der Dogmatik am Institut St. Andreas de Valla zu Rom, wo er auch den Pater Chiaramonti kennen lernte, der Freund desselben wurde und blieb, selbst als Chiaramonti als Pius VII. die päpstliche Tiara erhielt. Bald nachher berief ihn der Vice-König, Fürst Caramanica zur Professur der Mathematik nach Palermo und er erhielt den Auftrag eine Sternwarte zu bauen. Piazzi ging deshalb auf Reisen, nach Frankreich, wo er mit Lalande, Jeaurat, Bailly, Delambre, und nach England, wo er hauptsächlich mit Maskelyne und Herschel bekannt wurde 1788. Nach seiner Rückkunft begann der Bau der Sternwarte 1789, auf der Piazzi, sobald sie vollendet war, seine Beobachtungen anstellte. Er entwarf ein Sternverzeichniß von 6784 St., dem bald (1814) ein zweites und reichhaltigeres folgte. Inzwischen hatte er 1801 einen neuen Planeten, die Ceres (s. d.) entdeckt und darüber eine eigene Schrift verfaßt. Dabei muß aber auffallen, das ein so scharfsinniger Astronom, wie Piazzi war, die Beobachtung des Kometen für etwas Nutzloses erklärte. Er hat Vieles geschrieben, oft zerstreut in gelehrten Journalen; das Beste außer seinen Sternkatalogen sind die „Lezioni di astronomia“ (Palermo 1817, 2 Bde.). In demselben Jahre, als er dies Werk herausgab, ernannte ihn der König von Neapel zum Director der Sternwarte in Neapel und Palermo, deren Leitung er in den letzten Jahren seines Lebens seinem Schüler Cacciatore überließ, während er selbst an der Umbildung des Unterrichtswesens in Neapel und Sicilien lebhaften Antheil nahm. Er starb zu Neapel in einem Alter von 70 Jahren.

Pic heißt soviel, als hoher spitzer Berg. Bekannt sind besonders der Pic auf Teneriffa, einer der Canari'schen Inseln (s. d.) und mehrere Pics der Pyrenäen (s. d.).

Picard, Louis Benoit, ein französischer Lustspieldichter, neben dem französischen Kotzebue Pigault le Brun der angesehenste Komiker in der neuern Literatur, ist am 29. Juli 1769 geboren und ging gegen den Willen seines Vaters, eines Procurators in Paris, zur Bühne, hatte aber nicht das Glück, in den gewählten Rollen eines Schauspielers zu gefallen. Seiner Neigung zur Komik zufolge schrieb er hierauf mehrere Lustspiele von wenig Geschmack, bis das beifällig aufgenommene „Le badinage dangereux“ ihn zu weiteren Arbeiten ermuthigte. Neben einer großen Anzahl nicht mißlungener Komödien, die er schrieb, unternahm er es auch, die Franzosen, welche ihn ihren petit Molière nannten, wieder als Schauspieler zu ergötzen, ohne daß er hierin besondern Ruhm erlangt hätte. Er erhielt die Direction des Theaters Louvois, und als er der Bühne entsagt hatte, auch die Direction der Oper 1807, war in die zweite Classe des Instituts berufen worden und zog sich 1816 in Ruhe zurück, worauf er 1828 als geachteter Lustspieldichter in Paris starb. Seine vielen dramatischen Stücke, zu denen die neuesten noch nicht beigefügt sind,

erschienen zusammen zuletzt als „Oeuvres de Picard" (8 Bde., Par. 1821—22). Iffland, Th. Hell u. A. haben manche seiner Komödien ins Deutsche übersetzt. Ueberdies hat er auch eine Anzahl Romane geschrieben „Aventures d'Eugène de Senneville et de G. Delorme" (4 Bde., Par. 1813); „L'exalté" (Par., 4 Bde.); „Le Gilblas de la révolution" (5 Bde., Par. 1824).

Picarden, s. Adamiten.

Picardie, eine der ehemaligen 32 großen Provinzen Frankreichs, im nordöstlichen Theile desselben, begrenzt von der Champagne, den Niederlanden, der Normandie, Isle de France und dem Meere, zerfällt gegenwärtig in die Departements Pas de Calais, Somme, Oise und Aisne. Der Boden ist größtentheils eben und wird von der Somme, Oise, Canche, Authie, Lys, Aa, Deule und Scarpe durchflossen, trägt Getreide und andre Feldfrüchte, etwas Wein und hat auch an manchen Stellen Steinkohlen. Die Hauptstadt war Amiens. Dazu gehörte auch die Grafschaft Ponthieu mit der Hauptstadt Abbeville. Sie kam frühzeitig unter die Herrschaft der Franken, deren Könige zuerst in Amiens residirten. Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, erhielt die Grafschaft P. mit seiner Gemahlin Elisabeth zum Brautschatze; doch nach seinem und seiner Verwandten Tode fiel sie an Frankreich zurück, mit welchem sie fortan ununterbrochen vereinigt blieb.

Picart, Etienne, mit dem Beinamen le Romain, ein berühmter Kupferstecher, geb. zu Paris 1631, arbeitete lange Zeit in Rom und lieferte nach seiner Zurückkunft einen großen Theil zu der unter dem Namen „Cabinet du Roi" berühmten Kupferstichsammlung. Er war ein Protestant und zog, um den Religionsverfolgungen zu entgehen, 1710 mit seinem Sohne nach Holland, wo er 1721 zu Amsterdam starb. — Sein Sohn Bernard P., geb. 1673 (nach Andern 1663), erwarb sich frühzeitig einen großen Ruf als Kupferstecher und als Zeichner. Sebastian Leclerc war sein Lehrer in der Perspective und in der Architectur. In der Kunst der Composition bildete er sich nach van Schuppen. Sein Lieblingsgeschäft war, die Manier anderer Meister nachzuahmen, worin er ein so außerordentliches Talent bewies, daß selbst die geübtesten Kenner seine in Guido Reni's und Rembrandt's Weise gestochenen Blätter für Originalien dieser Künstler hielten. Er nannte dies „seine unschuldigen Betrügereien" und erwarb sich damit sowohl in Frankreich, als in Holland, wo er seit 1710 mit seinem Vater lebte, vieles Geld. Doch sah er mit der Zeit bei den vielen Bestellungen, die er erhielt, sich außer Stand, seine Arbeiten sorgfältig auszuführen, weshalb schon bei seinem Leben seine ältern Arbeiten geschätzter waren, als seine spätern. Er starb zu Amsterdam 1733. Seine bekanntesten Werke sind seine Kupferstiche zu dem von J. F. Bernard und Bruzen de la Martinière herausgegebenem „Traité des céremonies religieuses de toutes les nations" (Amst. 1725—43, 11 Foliobände); zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören der Kindermord nach seiner eigenen Zeichnung, die Zeit, wie sie die Wahrheit enthüllt, nach Lesueur, ein arkadischer Schäfer, nach Poussin, die Terpsichore und Kalliope, und die Bildnisse von seinem Vater, vom Prinzen Eugen, vom Regenten Herzog von Orleans, und von Roger de Pilar. Seine Figuren sind sauber gezeichnet und voll Lebendigkeit und Anmuth.

Piccini, Nicolo, einer der berühmtesten italienischen Componisten, ist geboren 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wo sein Vater ein Musiker war. Da ihn der Vater zum geistlichen Stande bestimmt hatte, wurde er in der Musik nicht unterrichtet, zu welcher ihn doch sein ganzes Wesen trieb. Er spielte einst beim Bischof von Bari einige (nur gehörte) Arien. Der Bischof behorchte ihn und ahnte das Talent in ihm, weshalb er seinen Vater überredete, ihn das Conversatorio di Santo-Onofrio (von dem berühmten Leo geleitet) besuchen zu lassen 1742. Der Unterricht eines Pedanten genügte ihm nicht. Er ging geniemäßig seinen eigenen Weg und componirte verschiedene Kleinigkeiten, endlich eine ganze Messe, von der Leo hörte, der ihn zwang, sie aufzuführen. Das Genie sprach sich gewaltig darin aus, aber nicht das Technische. Leo unterrichtete ihn nun selbst, nach dessen Tode der berühmte Durante. Nach 12 Jahren verließ er die Anstalt 1754. Der Prinz von Vintimille empfahl ihn dem Theater zu Florenz. Er componirte die Oper

„Le donne dispettose". Der Beifall bei der Aufführung ermunterte ihn zur Composition der Oper: „Le gelosie" und: „Il curioso del proprio danno", die 4 Jahre hindurch allgemein bewundert, gegeben wurde. Nach Rom berufen 1758, setzte er den „Alessandro nell' Indie" mit einer herrlichen Ouverture, und 1760 erschien „Cecchina" (die gute Tochter), die beste komische Oper Italiens, darauf 1761 seine Olympiade, worin er seine Vorgänger Pergolesi, Galuppi und Jomelli glänzend übertraf, in einer ganz neuen musikalischen Form, die von da an die gewöhnliche wurde. Er war 15 Jahre der Liebling des Publikums in Rom und Neapel, bis ihm ein Rival Anfossi Rom verleidete. Er blieb in Neapel, bis ein wiederholter Ruf ihn nach Paris führte 1776. Marmontel unterrichtete ihn im Französischen, so daß er schon nach einem Jahre den Roland von Quinault componirte. Er gerieth in Krieg mit Gluck. Man schlug vor, daß Jeder der großen Künstler für sich auf seine Weise die Iphigenie auf Tauris in Musik setze. Piccini fiel durch, versöhnte sich aber mit Gluck, welcher bald darauf Frankreich verließ. Inzwischen erschienen von Piccini: Atys, Dido (1783) (sein Meisterwerk), „Le Dormeur eveillé, le faux Lord, Diane et Endymion" (1785), „Penelope" u. A. Neue Rivalitäten entstanden durch die Ankunft Sacchini's (s. d.). In der Revolution verlor er seinen Gehalt, kehrte deshalb nach Italien zurück, äußerte aber revolutionäre Gesinnungen, wurde deshalb proscribirt und gerieth in Noth bis 1798, wo der Sänger David ihn für Venedig engagirte. Bald nachher ging er wieder nach Frankreich, wo er den 7. Mai 1800 in Passy starb, der hochgefeierte Componist von beinahe 200 Opern, Psalmen, Cantaten, Kirchengesängen. Sein größtes Verdienst ist, die italienischen Schnörkeleien durch seine classische Musik verbannt zu haben. Von seinen zwei Söhnen Joseph Maria, geboren zu Neapel 1758, gestorben 1826 und Louis Piccini 1766 zu Neapel geboren und zu Passy 31. Juli 1827 gestorben, hat der Letztere sich mehr Künstlerruhm erworben, als der Erstere. Joseph Piccini's Sohn und Nikolo's Enkel ist Louis Alexander, geboren zu Paris 10. Sept. 1779, ein glücklicher Nacheifrer seines Großvaters, Operndirector des Theaters St. Martin von 1803—7, seit 1814 an der königlichen Kapelle, und 1816 Director der königlichen Singakademie. Im October 1826 wurde er abgesetzt (man weiß nicht warum) und bekam eine Pension, mit der er in Paris lebt. P. ist einer der fruchtbarsten Componisten, und sein Name ist in der Musik mit dem Alexander in der Geschichte hinsichtlich des Ruhms zu vergleichen. Unter seinen beinahe 200 Compositionen behaupten: Romulus, Robinson-Crusoé, la Pie voleuse, Maria Stuart, le Vampyre, les deux Forçats, le Monstre, Jocko, Trente ans de la vie d'un joueur, le Mariage de Raison u. A. den ersten Rang.

Piccolo, heißt im Italienischen klein, gering; daher flauto piccolo, die Pickelflöte, eine Querpfeife, auf der hohe schreiende Töne geblasen werden. (S. Flöte).

Piccolomini. Das Geschlecht dieses Namens gehört unter die berühmtesten und ältesten in Italien, stammte eigentlich aus Rom und setzte sich später in Siena fest. Zwei Männer dieses Geschlechts haben sich besonders ausgezeichnet. Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, geb. 1405 zu Siena, machte in seinem Zeitalter vieles Aufsehen; denn zuerst war er Secretär der Baseler Synode (1431—1443), wo er die Rechte der Concilien gegen die Anmaßungen der Päpste vertheidigte. Später änderte er aber seine Ansichten gar sehr, indem er als Legat des Papstes Nicolaus vom Kaiser Friedrich III. das Aschaffenburger oder Wiener Concordat im Jahr 1448 erlangte, wodurch der päpstlichen Macht wieder viele Vortheile eingeräumt wurden, welche das Baseler Concil abgeleugnet und entfernt wissen wollte. Dieser Aeneas Sylvius Piccolomini, der die päpstliche Macht erst angegriffen, dann mit so vieler Beredtsamkeit vertheidigt hatte, wurde endlich selbst Papst, unter dem Namen Pius II. vom Jahre 1458 bis 1464. Er brachte seine Macht zu der Höhe, daß er dem Kaiser Friedrich Vorwürfe zu machen sich erlauben durfte, daß er römischen Curialisten Pensionen auf deutsche Kirchen anwies, ungestört Dispensationen und Ablaß übte und die Superiorität der allgemeinen Synoden aufhob. So wie einige seiner Vorgänger, war auch er beschäftigt, einen Krieg gegen die Türken zu bewirken, und in dieser Idee stiftete er sogar einen neuen Ritterorden: die Ritterschaft Jesu

Vor den übrigen Päpsten zeichnete er sich übrigens sehr durch seine Gelehrsamkeit aus: er war ein glücklicher lateinischer Dichter, schrieb das Leben des Kaisers Friedrich III. und eine Geschichte Böhmens. Er starb den 12. Aug. 1464. — Octavio Piccolomini verdankte seinen Anstrengungen die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Er ist den 11. Nov. 1599 geboren. Zuerst und vorzüglich zeichnete er sich im Kriegsdienste aus, dem er sich früh schon widmete, und zwar Anfangs in Mailand unter spanischen Truppen. Von hier aus kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. zu Hilfe sandte gegen Böhmen, als Rittmeister nach Deutschland. Hier focht er besonders gegen Gustav Adolph; in der Lützener Schlacht wurden vier Pferde unter dem Leibe ihm niedergeschossen, und auf dem fünften ermahnte und führte er, ungeachtet seiner vielen Wunden, die Seinigen mit seltener Tapferkeit immer zu neuen Angriffen an und versammelte noch zuletzt die zerstreuten Schaaren. Der Weg zu seiner Größe ging über seinen Wohlthäter und Freund Wallenstein. Das Vertrauen, welches ihm dieser Herzog schenkte, besonders dadurch, daß er ihn zum Oberbefehlshaber ob der Ens machte, um die ihm nicht ergebenen Obristen abzusetzen, ehrte er durch Verrath der Pläne desselben an den Kaiser. Zum Lohn erhielt er einen Theil der wallensteinischen Güter nach dem Tode dieses, vielleicht einst gerechtfertigten Mannes, und setzte seine Kriegsbahn fort. Er drang nach der Schlacht bei Nördlingen (am 7. Sept. 1634) mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre befreite er mit einem spanischen Corps die Niederlande von den dahin eingedrungenen Franzosen, und nachdem seine Kämpfe gegen die Holländer nicht mit gleichem Erfolge glücklich gewesen waren, eroberte er Hörter 1640, lieferte er im Jahr 1641 eine viertägige Schlacht gegen die Schweden in der Oberpfalz, bei welcher Gelegenheit er den schwedischen Obristen Schlang bei Neuburg gefangen nahm, und entsetzte 1643 die sächsische Stadt Freiberg gegen eben dieselben Feinde. Hierauf trat er als General in die Dienste des Königs von Spanien Philipp IV., dem er gegen die Franzosen und Holländer in den Niederlanden so viele Vortheile verschaffte, daß er mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt ward. Philipp hatte sich den General P. vom Kaiser ausgebeten; dieser aber rief ihn als Feldmarschall im J. 1648 gegen die siegreichen Schweden zurück. Der westfälische Friede endigte die Kriegsgeschäfte Piccolomini's; dagegen wurde er nun als geschickter Staatsmann gebraucht. Er ging nämlich im J. 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter zu dem Convente nach Nürnberg wegen der Vollstreckung des geschlossenen Friedens ab. Zur Belohnung erhob ihn der Kaiser zum Reichsfürsten, und der König von Spanien gab ihm das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder. Er starb den 10. Aug. 1656 zu Wien, und die Nachkommen seines Bruders Aeneas bekamen seine Güter, da er kinderlos gestorben war. Sie nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Picenum, eine Landschaft des alten Mittelitaliens, der südwestlichste Theil des jetzigen Kirchenstaats und der nordöstlichste des Königreich Neapel, lag zwischen dem Apennin und dem adriatischen Meere, an welches es von der Mündung des Flusses Arsinus (jetzt Esino) bis zu der des Flusses Aternus (jetzt Aterno oder Pescara) reichte. Seine Grenzen waren gegen Norden nnd Westen Umbrien, gegen Süden, wo das Land den Namen des Gebiets der Prätutier (das jetzige Abruzzo ulteriore primo) führte, Sabiner, Vestiner und Marruciner. In den ältesten Zeiten war es von Umbrern bewohnt; diese wurden von Sabinern überwunden, deren Schaar der Sage nach der dem Mars geheiligte Specht (picus) voranflog. Daher soll der Name des Landes und des Volks, Picentes, entstanden sein, das sich, wie es scheint, noch weiter nördlich über den Landstrich Umbriens verbreitete, der nachher von den senonischen Galliern (s. Gallien) genommen und nach deren Besiegung von den Römer wieder zu Umbrien gerechnet wurde. Mit den Senonen und darauf mit Pyrrhus hatten auch die Picenter gegen Rom gekämpft. Im J. 268 v. Chr. wurden sie durch den römischen Consul Publius Sempronius überwunden und traten in das Verhältniß der Bundesgenossen; ein großer Theil von ihnen wurde aber in das südlichste Campanien an den salernitanischen Meerbusen verpflanzt, wo die Stadt

Picentia der Hauptort dieser Picentiner war. In der Hauptstadt der eigentlichen Picenter, Asculum, gab im J. 91 v. Chr. die Ermordung des römischen Proconsuls Quintus Servilius und seiner Römer das Signal zum Ausbruch des Bundesgenossenkriegs. Asculum wurde 89 v. Chr. von den Römern genommen. Das römische Bürgerrecht wurde auch den Picentern, wie nach und nach allen Bewohnern Italiens zu Theil, und ihr Land bildete nach der Eintheilung des Augustus dessen fünfte Region. Unter den Städten P.'s sind im Innern Asculum (Ascoli) am Truentus (Tronto), Auximum (Osimo) und Interamna (Teramo), an der Küste Ancon oder Ancona, von syrakusanischen Griechen um 400 v. Chr. gegründet, Hadria (Atri) am Flusse Matrinus (Trontino), von illyrischen Liburnern angelegt, beides bedeutende Handelsstädte, und zwischen ihnen Cupra mit einem berühmten Tempel der tyrrhenisch-pelasgischen Here zu bemerken.

Pichegru, Charles, General der französischen Republik, war geb. 1761 zu Arbois in der Franche Comté, von Aeltern niedern Standes, machte auf dem Collége seiner Vaterstadt so bedeutende Fortschritte, besonders in der Mathematik, daß ihn der Pater Perault mit sich auf die Militärschule nach Brienne nahm. Hier ward er bald zum Repetitor ernannt und als solcher der Lehrer des jungen Napoleons, der ihn schon damals haßte. Auf Pérault's Anrathen verließ P. die pädagogische Laufbahn und trat in ein Artillerieregiment, in welchem er allmälig die untern Grade durchlief und ungeachtet seiner bürgerlichen Geburt beim Ausbruch der französischen Revolution nahe daran war, Lieutenant zu werden. Mit Leidenschaft gab er sich der politischen Bewegung hin und übernahm sogar zu Besançon die Leitung des demokratischen Clubs. Er ward Commandant eines Bataillons Freiwilliger, das sich unter ihm bald durch Mannszucht und Waffenruhm auszeichnete. Seit 1792 gehörte er zum Generalstabe der Rheinarmee, bis zu deren Divisionsgeneral er sich in kurzer Zeit emporarbeitete. Als diese nach dem Verluste der Weißenburger Linien sich aufzulösen drohte, war er es, der sie wieder herstellte. Er führte das Pürschen (Tirailliren) unter seinen Truppen ein, dadurch und durch seine reitende Artillerie wußte er die deutsche Taktik zu lähmen und oft die glänzendsten Siege zu erringen. Diese neue französische Taktik Pichegru's wurde bald im ganzen französischen Heere die übliche. Die Conventsdeputirten hatten indeß den kühnen Hoche zum Oberfeldherrn der Moselarmee ernannt, und Pichegru, der aus dem Elsaß zu ihm stoßen mußte, kam unter sein Commando. Er eroberte am 23. Dec. 1793 die Linien von Hagenau bei Freschweiler und nöthigte die Oesterreicher unter Wurmser zum Rückzuge hinter die Sur und von dort bis zum Geisberge bei Weissenburg. Den 26. Dec. eroberte er die Weissenburger Linien, entsetzte Landau, nahm Lauterburg und rückte den 29. Dec. in das befreite Landau ein. Das Alles meldete er, wie immer, kurz in 3 Zeilen, als wär's etwas Unbedeutendes. Hoche wurde verabschiedet, und P. bekam den Befehl über die Nord-Sambre- und Maasarmee. Mit dem Aufrufe an das Heer: „es lebe die Republik!" stellte er sich an die Spitze desselben, zog es aus seinem demoralisirten Zustande und gab ihm wieder Einheit und Muth. Gegen den Befehl aus Paris griff er den Feind in den Flanken an, indem er eine Abtheilung nach Westflandern fliegen ließ. Souham ging auf Courtray los, Moreau gegen Menin, Courtray wurde genommen und Clerfait von P. durch die Siege bei Courtray, Montcastel und Menin (26—29. April) zurückgetrieben, bis nach Tournay gedrängt, und Menin erobert. Die Oesterreicher nahmen indessen Landrecis. P. an der Maas hinaufrückend, um sich mit der Ardennenarmee zu vereinigen, schlug Clerfait vor Tournay (10—11. Mai). Der Fürst Coburg und der Herzog von York vereinigten sich, die P. den 18. Mai zwischen Menin und Courtray nach einem blutigen Kampfe schlug, 65 Kanonen eroberte, mehre Fahnen und vieles Gepäck. Diese Niederlage York's nöthigte den General Clerfait sich auf Thiel zurückzuziehen; um ihn aus dieser vortheilhaften Stellung zu vertreiben, belagerte P. Ypern. Clerfait wollte P. angreifen, der ihm aber zuvorkam und ihn den 12. und 13. Juni schlug, so daß Clerfait sich nach Gent zurückziehen und Ypern und ganz Westflandern dem Sieger überlassen mußte. Nun trennte P., nachdem er bei Oudenarde über die Schelde gegangen, Clerfait von der englischen Armee, schnitt

ihm den Rückzug nach Brüssel ab und schlug ihn mehrmals. Er bemächtigte sich der Städte: Brügge, Ostende, Gent, Oudenarde, ließ Nieuport und Sluys belagern und die vom Feinde eroberten Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und le Quesnoy einschließen, welche in Kurzem genommen waren. P. rückte nach Mecheln vor, schlug den 16. und 17. Juni die Engländer und Holländer aus ihren Verschanzungen an der Nethe und dem Kanal von Löwen, nahm Nieuport und das von den Engländern geräumte Antwerpen. Er machte nun einen allgemeinen Kriegsplan, in Verbindung mit der Rheinarmee und mit der Sambre- und Maasarmee gemeinschaftlich zu handeln, schlug die Engländer bei Vortel (16. Sept.), nahm Creuve-Coeur und das unüberwindliche Herzogenbusch nach 3monatlicher Belagerung, schlug die Engländer nochmals bei Puhlach (19. October), schloß Grave ein, besetzte Hulst, Axel und Sas de Gand, nahm Vanloo (29. October) und den 8. Nov. Nimwegen. Der unmenschliche Pariser Convent befahl jetzt allen französischen Generalen, keinem Engländer mehr Pardon zu geben, und die Besatzung, wenn sie sich in 24 Stunden nicht ergäbe, über die Klinge springen zu lassen. Der edle P. wich diesem scheußlichen Befehle aus. Die 600 Engländer in Herzogenbusch ließ er durch bedeckte Wagen aus der Stadt flüchten. Dem Convent berichtete er nie Specielles, sondern nur immer lakonisch kurz das Allgemeine. Er wurde krank, aber ohne auf die Rückkehr seiner Gesundheit zu warten, setzte er den Feldzug im Winter fort. In der heftigsten Kälte des 27—29 Dec. nahm er Grave, schloß Breda ein, ging über die zugefrorne Waal und nahm stürmend die Bommelinsel und das Fort S. Andreas. Der Feind zog sich nach Gorkum zurück, wo der Prinz von Oranien sein Hauptlager hatte; 20,000 Oesterreicher in britischen Diensten standen von Arnheim bis Wesel, und zwischen diesen und Oranien der Herzog von York. Aber dennoch wurden die Franzosen Meister des Landes zwischen der Waal und dem Lech. Die holländische Armee ging auseinander, und York gab die Vertheidigung von Holland auf, dessen Statthalter nach England floh, und P. zog triumphirend in Amersford, Utrecht (17. Jan. 1795), Gertruidenberg, Gorkum, Dortrecht und Amsterdam ein. Im März erhielt er den Befehl, die Bewegungen der Rhein- und Moselarmee zu leiten und den Oberbefehl über Moreau's Nordarmee und Jourdan's Sambre- und Maasarme zu führen. Kurz darauf begab er sich nach Paris, wo der zitternde Convent Rettung von dem Sieger Belgiens und Hollands erflehte. Er wurde den 1. April Befehlshaber der Pariser Nationalgarde gegen die Terroristen und Sansculotten, beruhigte, so weit es ging, durch Unterdrückung derselben das blutgedüngte Paris. Er ging zum Heere zurück mit der Ueberzeugung, daß eine solche Republik nicht das Volksglück herstellen könne, und wünschte die Bourbons auf ihren alten heiligen Thron zurück. Es entstand ein geheimer Briefwechsel zwischen dem Prinzen Condé und ihm, wovon das neue Vollziehungsdirectorium in Paris bald Nachricht erhielt. Man wollte ihn deshalb als Gesandten nach Schweden schicken; er begab sich aber in die Abtei Belleveaux, nahe bei seiner Vaterstadt, und lebte den Wissenschaften im Kreise seiner Familie. Er mußte hier sein Feldgeräth und seine Pferde verkaufen, um leben zu können. Er ward im März 1797 zum Volksrepräsentanten für das neue Drittel des gesetzgebenden Corps ernannt. Die Partei Clichy — der Directorialregierung gegenüber, wandte sich sogleich mit ihren Hoffnungen für die Bourbonen an P., welcher am 20. Juli eine Umbildung der Nationalgarden vorschlug, um sie gegen das Directorium gebrauchen zu können. Aber das Directorium und die Revolutionärs waren klug genug, das zu ahnen. Der Plan scheiterte an der Unentschlossenheit der Theilnehmer, und P. wurde mit mehreren Andern nach Cayenne deportirt. Als die Pestluft Einen nach dem Andern vergiftete, faßte P. mit sieben seiner Unglücksgenossen den Entschluß, zu entfliehen. Vor Sonnenaufgang versammelten sie sich bei dem Festungswerke von Sinamari, entwaffneten die Schildwache, bewaffneten sich und entflohen auf einem aus einem Baumstamme gezimmerten Nachen nach 8monatlicher Verbannung. Sie erreichten nach einer gefährlichen Fahrt von 2 Tagen das Fort Mont Krick, wo der Commandant Menschlichkeit an ihnen übte, einige Tage darauf landeten sie bei Paramaribo. Hier wurden sie ehrenvoll behandelt und auf einem für sie gemietheten Fahrzeuge bis zur Mündung des

Demerari gebracht (23. Sept. 1798), von wo aus sie nach London segelten. Dort wurde P. von den vornehmsten Parlamentsgliedern ehrenvoll besucht. Er trat nun als offener Gegner der französischen Machthaber auf, begab sich 1799 nach Deutschland, von da in die Schweiz, dann wieder nach Deutschland, wo er im Verborgenen lebte; von Napoleon verfolgt, der ihn persönlich haßte, flüchtete er sich wieder nach England, wo er bis 1804 blieb. Er ging heimlich nach Paris mit keinem geringern Plane, als die Ausgeburt der Revolution, den allmächtigen Napoleon zu stürzen und die Bourbons auf den Thron zu heben. Nicht ohne höhere Unterstützung gelangten die Verschworenen nach Paris, wo P. im Jan. 1804 auch Moreau (s. d.), aber wohl vergebens, Anträge machte. Doch die Verschwörung ward den Behörden verrathen, P. selbst von seinem Freunde, dem Kaufmann Leblanc, bei dem er eine Zuflucht suchte, der Polizei um 300,000 Frcs. verkauft. In der Nacht vom 28. Febr. wurde er von Gensdarmen im Schlafe überrascht und nach heftiger Gegenwehr gebunden und in den Temple gesetzt. Vor der Specialcommission, welche die Untersuchung gegen das Complott führte, bekannte er offen sein Verbrechen, leugnete aber durchaus, Moreau den Plan zur Ermordung Napoleon's mitgetheilt zu haben. Noch ehe das Urtheil gesprochen, fand man P. am Morgen des 6. Apr. 1804 erdrosselt auf seinem Bette im Gefängnisse liegen. Die Royalisten behaupteten, Bonaparte habe P. zur Erlangung von Geständnissen gegen Moreau erst foltern, dann erdrosseln lassen; doch ist dies eben so unwahrscheinlich als unerwiesen. Weit wahrscheinlicher ist es dagegen, daß P. sich selbst mit seinem Halstuche erdrosselt habe. Die Bourbons errichteten P. als Märtyrer ihrer Sache während der Restauration mehrere Bildsäulen, die aber in der Julirevolution von 1830 vom Volke umgestürzt wurden. Das Directorium veröffentlichte nach dem 18. Fructidor die den Verrath P.'s constatirenden Papiere, sowie den späteren Briefwechsel P.'s mit Condé, der mit der Gefangennahme des General Klinglin in Moreau's Hände gefallen, von demselben aber längere Zeit zurückgehalten worden war. Vgl. nach Montgaillard „Mémoire concernant la trahison de P. dans les années III., IV. et V. (Par. 1804).

Pichler, Joh. Peter, Kupferstecher, vornehmlich in der Schabmanier, geb. 1765 zu Botzen, wurde ein guter Zeichner durch den Unterricht des Malers Jos. Ant. Cusset zu Botzen, studirte dann in der Akademie der bildenden Künste zu Wien, widmete sich später, unter der Leitung des Professors der Schabkunst Jacobe und des Directors Schmutzer dem Kupferstechen und bald ausschließlich der Schab- oder Schwarzkunst. Die Blätter, welche unter seinem Schabeisen hervorgingen, zeigten bald die Stechart, in der er arbeitete, in ihrer höchsten technischen Vollendung und durften sich mit denen der, in dieser Methode so überwiegenden, Engländer Joh. Dixon, Thom. und Jac. Watson, Wilh. Pether, Valent. Green und Rich. Earlom messen. Er heirathete die Tochter des Prof. Jacobe und setzte sich 1791 in Dessau. Caravaggio, Tizian, Battoni, Domenichino, Albano, Cignani, Guido Reni, Vandyk, Correggio, Füger, Mengs, van Huysum, Hetsch, Rembrandt u. A. dienten ihm zu Originalen. Nach seines Schwiegervaters Tode, welcher 1797 erfolgte, besorgte er den Unterricht in der Schabkunst an der k. k. Künstlerakademie zu Wien; und da war es, wo er 1804 den Brutus, nach H. Füger, 1806 die Virginia, Gegenstück des Vorigen, nach Ebend., lieferte — Blätter, durch welche er seine Tüchtigkeit zur Professur hinlänglich bekundet hat. Allein noch 1806 starb der Künstler, im schönsten Mannesalter, in Folge seiner unmäßigen Lebensweise. — Johann Anton und Johann Pichler, s. Pickler.

Pichler, Karoline von, eine der besten Schriftstellerinnen der Gegenwart, geb. zu Wien den 7. Sept. 1769, seit 1796 Gemahlin des Regierungsraths v. P. Im Hause ihres Vaters, des Hofraths Greiner, im Kreise ausgezeichneter Gelehrten, Künstler und Schöngeister, welche Wien in Axinger, Haschka, Ratschki, Denis u. A. zu jener Zeit besaß, wuchs sie heran und ward vertraut mit den besten literarischen Produkten vaterländischer Geister. Selbst ein Muster der edelsten Weiblichkeit, trat sie in ihrem 30. Jahre als Schriftstellerin für das Geschlecht auf, dessen ehrenwerthestes Mitglied sie selbst war, und hat seit 1799, als ihr erstes Werkchen „Gleichnisse" erschien, zur Versittlichung des weiblichen Geschlechtes gewirkt, indem sie der Ver-

breitung und der Lectüre schlüpfriger, das reine Gemüth der Jungfrau trübender Romane segensreich entgegen gearbeitet hat. Alljährlich erschienen seitdem Schriften von ihrer Hand, z. B. der Agathokles, Ferdinand II. und die Grafen von Hohenberg. Hormayr's Plutarch, Biographien großer Charaktere des Vaterlandes gaben ihrer schriftstellerischen Thätigkeit eine neue Richtung, und sie machte in den historischen Romanen: „Die Belagerung Wiens von 1683" (Wien 1824, 2 Bde.), „Die Schweden in Prag" (Wien 1827), „Die Wiedereroberung von Ofen" (Wien 1829, 2 Bde.), die Großthaten ihres Volkes zum Gemeingute der Nation. Wie alle ihre Werke sich durch glückliche Wahl und würdevolle, sinnreiche Behandlung des Stoffes empfehlen, so ist dies vorzüglich mit den Werken: „Frauenwürde" und die „Nebenbuhler" der Fall, deren moralische Tendenz, unterstützt und gehoben durch höchst interessante Darstellung des Gegenstandes, ihr einen Platz unter den besten Schriftstellern unserer Zeit gesichert hat. Ihre letzte Schrift waren die „Zeitbilder" (2 Bde., Wien 1840). Ihre „Sämmtlichen Werke" erschienen in 60 Bdn., (Wien 1820—45), denen sich die nach dem Tode der Verfasserin erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" (4 Bde., Wien 1844) als Ergänzung anschließen. Sie starb am 9. Juli 1843 zu Wien.

Pickler, Johann Anton, auch Pichler oder Pieheler genannt und geschrieben, als Steinschneider verdient um plastische Kunst, ward geboren 1700 zu Brixen und sollte Kaufmann werden. Aus überwiegender Neigung aber begann er, und zwar ohne Lehrer, zu graviren, in welcher Kunst er erst später einigen Unterricht empfing. Zugleich lernte er bei Jos. Ziegler, einem böhmischen Glasschleifer. Hierauf begab er sich nach Neapel, wo er für Goldschmiede arbeitete. Auf äußere Veranlassung fing er, der bisher nur in Silber und Gold gestochen hatte, an, in Stein zu schneiden. Er machte hierin so schnelle Fortschritte, daß bald der Hof auf ihn aufmerksam wurde und ihn mit Bestellungen überhäufte. P. schnitt sowohl erhaben, als hohl in Edelsteine. Einige Zeit verlebte er in Deutschland und verheirathete sich hier; dann ging er zum zweiten Mal nach Neapel; endlich aber ließ er sich (1743) für immer in Rom nieder. Mehrere seiner Arbeiten reiheten sich an die schönsten antiken Muster dieser Kunst, z. B. ein Centaur, welchen er für den Dichter Metastasio in einen Siegelring grub, desgleichen eine Kamee, den Kopf des Homer darstellend. Er starb 1779 und hat das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher die seit der Zeit des Alterthums tief gesunkene Kunst des Steinschneidens wieder auf eine ansehnliche Höhe erhob. — Johann von P., der Sohn des Vorigen, zugleich geschickter Pastellmaler, ward geb. 1734 zu Neapel. Das Studium der Antiken und die Anleitungen seines Vaters brachten den jungen P. bald zu einer Vollkommenheit in der Steinschneidekunst, die alles bis dahin in neueren Zeiten Aufgestellte übertraf. Sein als Kamee geschnittener Herkules im Kampf mit dem nemeischen Löwen, sein nach Hero's Thurm schwimmender Leander, sein Achill, der die Leiche des Hector schleift, sind Meisterwerke. In Rom, wo P. lebte, ward er dem Kaiser Joseph II. bekannt, dessen Kopf er bewundernswerth ausführte. Das Anerbieten, den Kaiser nach Wien zu begleiten, lehnte P., mit so vortheilhaften Verheißungen es auch begleitet war, ab; Joseph ernannte ihn nun zu seinem Hofgraveur und erhob ihn in den Adelstand. Ebenso wies P. die ihm von England herüber gemachten Anträge zurück. Auch als Pastellmaler war er geschickt. Er starb in Rom 1791. Eine von Heveston gearbeitete Marmorbüste von ihm ist im Pantheon aufgestellt worden. — Anton P. und Johann P., Stiefbrüder des Johann von P., haben sich, der eine in Rom, der andere in Wien, ebenfalls in der Steinschneidekunst ausgezeichnet.

Pickelhering, s. Hanswurst.

Pico, Joh. Graf v. Mirandola, s. Mirandola.

Picten (Picti) heißen seit dem 11. Jahrh. n. Chr. die keltischen Bewohner von Caledonia (s. d.), die sich, in Verbindung mit den aus Irland eingewanderten Scoten durch ihre Einfälle in das römische Britannien furchtbar machten, und, nachdem die Römer das Land aufgegeben, die Herbeirufung der Sachsen durch die Briten veranlaßten. Bei der zunehmenden Macht der Scoten hielten sich die Picten im nördlichen schottischen Hoch-

land, doch wurde ihr Reich im J. 839 durch jene zerstört. Ihr Name, der seitdem aus der Geschichte verschwindet, soll nach Einigen aus dem Lateinischen (von pingere, d. i. malen) von der allerdings auch bei andern keltischen Völkern, wie den Briten, üblichen Sitte des Tätowirens vorkommen; wahrscheinlicher aber ist er, wie der der gallischen **Pictones** oder Pictavii (im heutigen Poitou) ein ursprünglich keltisches Wort.

Pictet, Marc. Aug., berühmter Naturforscher und Mitglied der ausgezeichnetsten Gesellschaften Europa's, geb. 1752 zu Genf, stammte aus einer alten ansehnlichen Familie. Nach dem Tode Saussure's, den er auf seinen wissenschaftlichen Reisen begleitete, ward er 1786 Professor der Philosophie und später Präsident der Akademie zur Beförderung der Künste zu Genf. Nur den Wissenschaften weihete er sein Leben, daher ihn die politischen Stürme wenig kümmerten, die, wie ganz Europa, so auch seine Vaterstadt erschütterten. Dessen ungeachtet traf ihn die ehrenvolle Wahl, 1798 an den Verhandlungen Theil zu nehmen, welche die Verbindung Genfs mit der französischen Republik veranlaßten; er ordnete das Finanzwesen seiner Vaterstadt und trug viel bei zur guten Verwaltung der Hülfsquellen, welche zur Erhaltung der protestantischen Kirche bestimmt waren. Somit war er auch für die Sorge um das öffentliche Wohl gewonnen, ward 1803 Sekretär des Gerichtshofes, bereiste Großbritannien, betrieb die Anlegung guter Landstraßen und Kanäle und stimmte für Napoleons lebenslängliches Consulat. Nach Aufhebung des Gerichtshofes ward er 1807 einer der Generalinspectoren des Kaiserreiches und wirkte als solcher segensreich für die Beförderung eines zweckmäßigen Volksunterrichts. Schon 1796 hatte er, unterstützt von seinem Bruder, dem Staatsrath Charles P. de Rochemont und dem Maire von Genf, Maurice, eine Zeitschrift unter dem Namen „Bibliothèque britannique" herausgegeben, die wegen ihrer ökonomischen und diplomatischen Aufsätze allgemeinen Beifall fand. Nach der Restauration von 1814 lebte P. blos den Wissenschaften; die Zeitschrift erschien unter dem Titel „Bibliothèque universelle", ihrem Inhalte nach jedoch unverändert, enthielt sie die Reisebeschreibung in Großbritannien, die nachher besonders abgedruckt wurde. Seine zahlreichen ökonomischen, physikalischen und mathematischen Schriften zeichnen sich durch Gediegenheit und Wissenschaftlichkeit aus, daher ihn auch die berühmtesten gelehrten Gesellschaften in ihre Mitte aufnahmen. Er starb am 8. April 1825. Sein Bruder war **Karl Pictet de Rochemont**, 1755 geb. und 1824 gestorben. Er nahm 1775 Dienste in einem französischen Schweizerregiment, verließ sie aber 1785 und heirathete die Tochter des Staatsrathes **de Rochemont**, dessen Familiennamen er fortan führte. Ohne Anstellung unter der französischen Herrschaft, nahm er von 1813 an wieder thätigen Antheil an den damaligen Weltereignissen, wurde 1815 Gesandter und bevollmächtigter Minister der Eidgenossenschaft in Paris, ward hierauf Staatsrath in Genf und widmete sich fern von politischen Angelegenheiten zuletzt der Landwirthschaft. Schriften: „Tableau des Etats-Unis d'Amerique" (Par. 1795); „La Suisse dans l'intérêt de l'Europe" (1821, deutsch, Tübingen 1821).

Picus, ein altitalienischer Waldgott, soll nach den Sagen der Lateiner Sohn des Saturnus und ältester König zu Laurentum und Vater des Faunus gewesen sein. Die Sage erzählt, er sei ein schöner Jüngling gewesen und habe die Nymphe Canens, d. i. die weissagende, zur Gattin erlangt; auf der Jagd sei er in den Bereich der Circe gekommen, die ihn, da er ihre Liebe verschmäht, in einen Vogel, der nun seinen Namen trug, den Specht (picus), verwandelt habe; Canens aber habe sich in Gram verzehrt und sei in Luft zerflossen. Der Specht selbst aber, dem Mars geheiligt, galt bei den Aboriginern, bei den Umbrern, Sabinern, Lateinern und Römern als weissagender Vogel; der Laut seines Gehackes, seine Stimme und sein Flug waren bedeutsame Augurien.

Piedestal heißt jeder einfache oder verzierte Untersatz, mittels dessen man Säulen, Statuen, Trophäen, Vasen u. s. w. eine etwas erhöhte Stellung gibt, um sie mehr hervorzuheben. Das Piedestal ist ein kurzer vierseitiger, oft auch runder oder vielseitiger Pfeiler mit einem Fußgesims und einer gegliederten Deckplatte. In den besten Zeiten der Kunst

setzte man die Säulen stumpf oder mit einem Fußgesims versehen auf den Boden des Tempels oder Gebäudes, welcher sich indessen gegen das umgebende Erdreich stets um eine oder mehrere Stufen erhob; erst später wurde das Piedestal erfunden, als man höhere Säulen brauchte und doch deren Dicke nicht vermehren wollte. Es gibt aber der Säule stets ein mageres und gebrechliches Ansehen, sobald nicht eine Wand dahinter liegt, wie z. B. bei Bogenstellungen zwischen Säulen. Sehr anwendbar sind indessen die Piedestals, sobald mehrere Ordnungen über einander stehen, für die obern, indem dadurch der Fuß der Säule, welche sich außerdem bei der Ansicht hinter den vorragenden Kranzgesims verstecken würde, hervorgehoben und sichtbar wird. (S. Säule).

Piek heißt die unterste, im Hinterschiffe gelegene Abtheilung; auf Kriegsschiffen liegt sie noch unter der Cajüte des Constablers, der in ihr das Ladezeug verwahrt.

Piemont, sardinisches Fürstenthum in Oberitalien, im N. von Wallis und Savoyen, im W. von Frankreich, im S. von Nizza und Genua, im O. von Mailand und Parma begrenzt, hat 560 QM., 2,840,000 Einw. Die Hauptkämme der Alpen an der Nord- und Westseite des Landes, mit dem Montrose und großen Bernhard auf den penninischen, mit dem Montblanc und kleinen Bernhard, dem Montcenis und Montviso auf den grajischen und cottischen Alpen, deren Ausläufer weit in das Land reichen, bilden die Gebirgsgegend, welcher die Stura, Sesia, Doria, Maira, der Tanaro u. A. entströmen und zu beiden Seiten dem Po zufließen. Gegen die Eismassen, kahlen Felsen und das rauhe, kalte Klima dieser Gegenden bilden die fruchtbaren Poebenen mit ihrer üppigen Vegetation und mildem Klima einen starken Contrast, und während jene edle und unedle Metalle, kostbaren Marmor liefern, bieten die Wein- und Obstpflanzungen, die mit zahlreichen Heerden bedeckten Wiesen und die gutcultivirten Getreidefelder reichen Gewinn. Ackerbau und Viehzucht, vor Allem aber der Seidenbau sind reiche Erwerbsquellen, weniger die Leinwand und Seidenmanufacturen. Außer den am Fuße der Alpen 20,000 Waldensern sind die Einwohner katholischer Confession. Viele Tausend Bewohner P.'s ziehen im übrigen Italien, in Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler umher und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. P. umfaßt mehrere alte Markgrafschaften und Grafschaften. Während der Herrschaft der Franzosen in Italien war es dem französischen Reiche, nach dem Sturze Napoleons aber wurde es Sardinien (s. d.) einverleibt.

Pierer, Johann Friedrich, geb. zu Altenburg am 22. Januar 1767, studirte zu Jena 1783 die Rechte, vertauschte jedoch deren Studium mit dem der Medicin. Nach erlangter Doctorwürde besuchte er die Hochschulen Deutschlands, ließ sich 1790 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und erhielt 1792 das Landphysikat. Im J. 1794 legte er aber den größten Theil seiner Praxis nieder, theils wegen Kränklichkeit, theils weil er sich mit den Neuerungen in der Heilkunde jener Zeit nicht befreunden mochte, gab aber seit 1788 nach einem früher schon entworfenen Plane die „Medicinische Nationalzeitung für Deutschland" heraus, eine Zeitschrift zur Beurtheilung der neuen Schöpfungen in der Medicin für denkende Aerzte. Um ihre mögliche Verbreitung zu fördern, kaufte er eine Buchdruckerei und begründete 1801 das „Literarische Comtoir". Die „Medicinischen Annalen" behielten die Tendenz der ersteren Zeitschrift; sie lieferten treue Berichte über den Erfolg der neuen Heilmethoden. Doch ungünstige Zeitverhältnisse drückten damals den deutschen Buchhandel nieder; der seit 1806 begonnene Auszug aus den Werken des Hippokrates, die „Bibliotheca iatrica", gerieth in Stocken, der Plan, in Verbindung mit den gebildetsten Aerzten Deutschlands ein „Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte" zu liefern, scheiterte, und es blieb ihm nur die werthvolle Verbindung mit jenen Gelehrten übrig, den Mitarbeitern für die allgemeinen medicinischen Annalen, welche 1813 und 14 jedoch ebenfalls einzugehen drohten. Er legte 1814 das Landphysikat nieder, ward zum Hofrath ernannt, und von einem harten Krankenlager erstanden, arbeitete er seit 1815 an dem „Allgemeinen medicinischen Realwörterbuche" (8 Bde.), welches er mit den Annalen 1816 an die Brockhausische Buchhandlung in Leipzig abtrat. Seitdem sein Sohn 1821 die

Druckereigeschäfte übernommen hat, lebte P. nur den Wissenschaften. Als Vorstand einer für den Zweck einer Regulirung des Medicinalwesens errichteten Commission arbeitete er 1823 und 1824 die umfassende Medicinalordnung für das Herzogthum Altenburg aus, ward 1826 zum Obermedicinalrath und consultirenden Leibarzt des Herzogs ernannt und starb am 21. Dec. 1832. In der letztern Zeit seines Lebens nahm er thätigen Antheil an dem von seinem Sohne redigirten „Encyclopädischen Wörterbuche". Der erwähnte Sohn, Heinrich Aug. P., der des Vaters Geschäft im erweiterten Umfange fortführte, studirte 1813 in Jena, machte den Befreiungskrieg mit und wurde nach der Rückkehr in das Vaterland Hauptmann der freiwilligen Jäger. Er starb am 12. Mai 1850 als Major außer Dienst. Das von ihm redigirte „Encyclopädische Wörterbuch" erhielt in der zweiten Auflage den Titel „Universal-Lexikon" (Altenb. 1840—46, 34 Bde.).

Pierinnen (Pierides), ein gewöhnlicher Beiname der Musen, den sie entweder von dem Orte Pieria in Macedonien am Fuße des Olymp, wo sie in der frühesten Zeit verehrt wurden, oder von dem ihnen geheiligten Berg Pieros in Thessalien, oder von ihrem Siege über die Tochter des Königs Pieros, oder endlich vom Pieros, einem Macedonier, erhielten, der ihren Dienst zuerst in Thespien einführte.

Pierrot, nennt man auf dem französischen Theater eine komische Charakterrolle, welche den Arlequin und Pulicinell in sich vereinigt und demgemäß gekleidet ist.

Pietisten, Pietismus. Das Wort Pietismus, d. i. Frömmigkeit, hat man nie im guten, sondern nur im üblen Sinne gebraucht, indem man damit den Nebenbegriff der unechten, Afterfrömmigkeit und übertriebenen Frömmigkeit verband und es geradezu durch Frömmelei übersetzte. Ein Pietist ist daher ein Frömmler, und noch jetzt nennt man einen Pietisten mit dieser übeln Nebenbedeutung einen Frommen. Die Anhänger des Pietismus nennen sich auch nie selbst mit diesem Namen, sondern schon in seinem Ursprunge am Ende des 17. Jahrh. wurde er ihnen von ihren Gegnern als Spottname beigelegt. Der Gründer des Pietismus wurde Spener (s. d.), ein Mann von echter Frömmigkeit, von sanftem und liebenswürdigem Charakter, gebildet durch Umgang und durch Reisen, mit Recht der Fenelon der Deutschen genannt. Mißvergnügt über den unseligen Geist der Polemik und des starren Dogmatismus mit Vernachlässigung des praktischen Christenthums in der Theologie suchte er in seinen nächsten Umgebungen in Frankfurt am Main, wo er erster Geistlicher war, seit 1670 durch seine Predigten und durch häusliche Andachtsstunden unter seinen Gemeindegliedern einen bessern Geist und einen mehr frommen, religiösen Sinn zu verbreiten. Die Andachtsstunden, welche Spener mit Einstimmung des Magistrats in seinem Hause hielt und die man Collegia pietatis nannte, fanden vielen Beifall, wurden aber auch von Einigen bespöttelt, und die Theilnehmer an denselben mit den Namen Pietisten und Frömmler belegt. Nicht blos durch mündliche Vorträge, sondern auch durch Schriften suchte Spener zu wirken und den Verirrungen des theologischen Geistes entgegenzuarbeiten. Er gab daher 1675 seine „Pia desideria", d. i. fromme Wünsche, 1677 eine Schrift „Ueber das geistliche Priesterthum" und 1680 „Ueber die allgemeine Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen" heraus. Er erklärte darin die Religion für ein Gemeingut aller Stände, sie sei nicht in leeren dogmatischen Formeln und theologischen Spitzfindigkeiten enthalten, sondern in einem kräftigen Wirken, in einem Glauben, der das Herz zu guten Thaten entflamme. Nicht die symbolischen Bücher, sondern die Bibel sei die Quelle der wahren Religion und Theologie, die auch den Laien zugänglich sei, und daher müßten die Laien durch häufiges gemeinschaftliches Vorlesen biblischer Stellen auf einander wirken. Die wahre Theologie habe nur ein wiedergeborner wahrhaft gebesserter Mensch. Neben Bibel empfahl er fleißiges Lesen der Schriften älterer Asceten und Mystiker, besonders Arndt's Schriften. Diese Schriften fanden allgemeine Verbreitung und die darin ausgesprochenen Grundsätze großen Beifall. Auch die Collegia pietatis wurden in vielen Städten z. B. in Hamburg, in Danzig u. A. bald nachgeahmt. Da es aber vielen Predigern an Speners Geiste und Anspruchslosigkeit fehlte, so gaben die Andachtsübungen zu manchen Verirrungen Veranlassung. Es schlich sich bei den Pie-

tisten ein gewisser Stolz ein und eine Verachtung Anderer als Weltkinder. Manche Laien wurden zu schwärmerischen Religionsideen verleitet, sie wollten zu dem Herzen mehr als zu dem Verstande sprechen, vernachlässigten über den Privatandachten den öffentlichen Gottesdienst, und Viele verbargen ihren unfrommen Sinn unter der Maske der Frömmelei. Dadurch kam die Gesellschaft in üblen Ruf, setzte sich vielen Spötteleien aus, gab Veranlassung zu Spaltungen und Streitigkeiten in den Gemeinden, so daß selbst Spener auf Anrathen des Stadtraths seine Andachtsübungen einstellte. Im J. 1682 wurde Spener als Oberhofprediger nach Dresden versetzt, wo er in demselben Geiste zu wirken fortfuhr, sich durch Herzlichkeit seiner Predigten auszeichnete, sich des Volks- und Jugendunterrichtes thätig annahm, auch die Kinderlehren und die Confirmation einführte. In Sachsen fand er aber eine bedeutende Gegenpartei an den Leipziger und Wittenberger Theologen, und in Leipzig entstanden sogar Unruhen über den sich dort ausbreitenden Pietismus. Drei junge Leipziger Docenten, Aug. Herm. Franke, Paul Anton und J. Kasp. Schade lasen in deutscher Sprache collegia philobiblica blos praktischer Art seit 1689, an denen auch Nichtstudirende Theil nahmen. Die Professoren und Prediger, deren Hörsäle und Kirchen seitdem leer wurden, leiteten unter Carpzov's Anführung bei dem Kirchenrathe in Dresden eine Klage ein, jedoch fand man bei der Untersuchung gegen das Leben und den Wandel der Verklagten nichts einzuwenden. Schon hier wurde Thomasius Anwalt der Pietisten, welcher Name jetzt als Spottname allgemein wurde, veranlaßt durch ein Gedicht von Feller, wo Pietist in einem guten Sinne gebraucht war. Im J. 1690 erschienen mehrere Schriften für und wider die Pietisten, von Franke selbst eine Apologie. Die theologische Facultät verbot darauf den drei Magistern das Lesen theologischer Collegia, die nun philosophische aber mit steter Beziehung auf die Bibel einrichteten. Der sächsische Kirchenrath verbot die Konventikel und alle Privatandachtsübungen. Nun verließen die drei Magister Leipzig. Schade ging nach Berlin, Anton nach Rochlitz und Franke nach Halle 1691. Dem Letztern zogen viele Schüler nach, und durch Speners Vermittelung, der bei dem Kurfürsten in Ungnade gefallen und als Consistorialrath und Propst nach Berlin gekommen war und auch dort vielen Anhang fand, kam die Universität Halle zu Stande 1694, bei deren Errichtung besonders Thomasius und Seckendorf thätig waren. Es wurden größtentheils Lehrer aus der pietistischen Schule (Anton, Breithaupt, Franke) berufen, und die Namen Pietisten und Hallenser wurden als gleichbedeutend genommen. Selbst die Frankischen Stiftungen wurden wie eine Propaganda des Pietismus betrachtet. Die neue Universität wurde durch Mayer in Hamburg, durch Schelwig in Danzig und durch die ganze theologische Facultät zu Wittenberg in einer Menge von Schriften auf das Heftigste angegriffen und verketzert. Man beschuldigte sie der Schwärmerei, der Verfälschung des wahren Glaubens, der Verachtung des Predigtamtes und des öffentlichen Gottesdienstes und nannte sie Separatisten; sich selbst nannten die Gegner Orthodoxe oder Rechtgläubige. Im J. 1695 erschien eine Schrift voller Mißverständnisse und Verdrehungen, die Spener 294 Irrthümer verwarf. Nach Speners Tode 1705 dauerten die heftigen, besonders gegen die Hallenser gerichteten, Streitigkeiten bis 1720 fort, und es wurden eine Menge Schriften gewechselt, bis die Höfe von Berlin und Dresden alle Streitschriften verboten, und vor Allem die Wolff'sche Philosophie ihren mächtigen Einfluß dadurch kund gab, daß sie die Parteien aussöhnte. Als kräftigster Vertheidiger des Pietismus trat in dieser Zeit J. Joach. Lange zu Halle auf, der dem „Timotheus verinus" von Löscher seine „Abfertigung des Timotheus verinus" und die „Gestalt des Kreuzreichs Christi", so wie den „Unschuldigen Nachrichten" die „Aufrichtigen Nachrichten von der Unrichtigkeit der unschuldigen Nachrichten" entgegensetzte 1718. Unterdessen hatten sich die Pietisten weit verbreitet und, da sich viele Schwärmer an sie anschlossen, in manchen Städten Unruhen veranlaßt, als in Erfurt, Gießen, Danzig, Wolfenbüttel, Halberstadt, Magdeburg, Hamburg, Langensalza, Straßburg, Waldeck u. a. O. Die Buttlerische Rotte, die Separatisten Rosenbach, Rämmling, Tennhardt versteckten sich unter dem Namen des Pietismus. Inspirirte, neue Propheten und Chiliasten traten unter diesem Deckmantel auf, so daß mehrere Ver-

bote gegen sie ergingen. In Schweden wurden 1713 und 26 die Collegia pietatis untersagt. In Dänemark und Würtemberg dauerten sie bis 1740 fort. In den um diese Zeit sich bildenden Religionsgesellschaften unter den Herrnhutern in Deutschland und unter den Methodisten in England fand der Pietismus Beifall und Aufnahme.

Bei manchen Nachtheilen, der Vernachlässigung theologischer und philosophischer Gelehrsamkeit, Begünstigung des Sectengeistes, des Separatismus und der Schwärmerei, der Beförderung der Frömmelei und der Scheinheiligkeit, lassen sich die wohlthätigen Folgen des Pietismus nicht verkennen, wozu gehört die Verbannung des scholastischen und polemischen Geistes aus der Theologie, des kalten Dogmatismus, die Beförderung eines praktischen Predigtwesens und Volksunterrichtes, die Erweckung des Bibelstudiums, die Ausbildung und der Gebrauch der deutschen Sprache für die Gegenstände der Theologie und Philosophie, sowie überhaupt die Erweckung eines ins Leben eingreifenden und belebenden Christenthums. Dieser Gewinn zeigt sich deutlich in der Theologie das ganze 18. Jahrh. hindurch, und die Wortführer unter den Theologen haben ihn daraus entnommen, indem ein Baumgarten, Buddäus, Mosheim, Rambach u. A. bei gründlichem gelehrten Wissen Liebe für die Religion und ein praktisches Christenthum begründeten und beförderten. Jedoch in neueren Zeiten, am Ende des 18. und im 19. Jahrh. hat man sich bei dem wiederauflebenden Pietismus nicht genug vor seinen Verirrungen gehütet; mit ihm stehen in weiterer oder engerer Verbindung die Erscheinungen einer im höchsten Grade zu mißbilligenden Schwärmerei. Nur zuviel Anhang fanden die Frömmelei und das Schwelgen in religiösen Gefühlen eines Lavater, Jung Stilling u. A. Bei den sich separirenden Hoffmannianern im Königreiche Würtemberg, den durch ihre Schwärmerei zu Gräuelthaten verleiteten Wildenspuchern, bei den in religiösen Gefühlen schwärmenden Momiers in Genf, in den Waadtlanden und in der übrigen Schweiz, bei den fanatischen Swawianern auf Fühnen, bei den einen blinden Glauben in Schutz nehmenden Lesern in Schweden zeigen sich die Verirrungen des Pietismus. Das Konventikel- und Traktatenwesen, gegen welches die Staatsgesetze haben einschreiten müssen, weil nicht selten schwache Gemüther dadurch zur Vernachlässigung und Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und zur Hintansetzung der heiligen Schrift verführt sind, die Verketzerung geachteter Kirchen- und Universitätslehrer, die unchristlichen Streitigkeiten unter den Religionslehrern, besonders auf der Universität Halle im Lauf der letzten Jahrzehnte, erkennen wir als Ausgeburten eines entarteten Pietismus. Noch jetzt ist der Pietismus weit verbreitet. In Würtemberg ist die Zahl der Pietisten sehr groß. Das Wupperthal scheint der Hauptsitz zu sein. Die Schweiz weiset eine große Menge auf. Die „Evangelische Kirchenzeitung" erscheint als Wortführer dieser Partei. — Von dem frühern unterscheidet sich der neuere Pietismus wesentlich dadurch, daß, während jener mit den Orthodoxen im Kampfe lag, dieser sich an den Supranaturalismus möglichst anschließend gegen den Rationalismus auftritt, denselben aber durch eine merkwürdige Verwechselung der Begriffe und durch eine gänzliche Verkennung seines Wesens für Deismus, Naturalismus, sogar für Atheismus hält, ihn des völligen Unglaubens beschuldigt und dazu Alles rechnet, was sich nicht unter die Fahnen des Pietismus stellt.

Pigafetta, Antonio, der Gefährte Magellan's und der Beschreiber von dessen Entdeckungsreise, ward gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Vicenza geb. Reiseberichte der Portugiesen und Spanier erweckten in ihm den Gedanken, ebenfalls auf Entdeckungen neuer Länder auszugehen, und er bereitete sich dazu eifrig durch die erforderlichen Studien vor. Bald bot sich ihm eine Gelegenheit. Karl V. von Spanien bestritt den Portugiesen das Eigenthum der Moluckischen Inseln und schickte eine Expedition unter Magellan (s. d.) dahin, welcher sich einen Weg durch den Westen zu bahnen versprach. P., den der spanische Gesandte zu Rom mit nach Spanien gebracht hatte, segelte als Beschreiber der Reise mit Magellan den 20. Sept. 1519 aus San-Lucar ab, und begann von diesem Augenblicke an sein Tagebuch, welches er ununterbrochen fortgeführt hat. Seine feste Körperbeschaffenheit rettete ihn aus den Krankheiten, welche so viele seiner Gefährten

hinrafften. Er kämpfte heldenmüthig auf den philippinischen Inseln in dem Gefecht bei Zahu, in welchem Magellan an seiner Seite nebst 55 der Seinen ums Leben kam; auch P. ward schwer verwundet. Nach vielen neuen Gefahren kam er mit 17 Begleitern am 8. Sept. 1522 endlich in Sevilla wieder an. Während aber das Schiff im Triumph auf das Land gezogen wurde, um als Denkmal dieser kühnen Reise aufbewahrt zu werden, welche, wie Bougainville bemerkt, zuerst unwiderleglich die Kugelgestalt der Erde bewies, eilten die Seefahrer, einem auf dem Meere gethanen Gelübde gemäß, kaum ans Land gestiegen, sogleich mit bloßem Kopfe und bloßen Füßen in die Kirche Unsrer Lieben Frauen zum Sieg, um den Himmel für ihre Rettung aus den schrecklichsten Gefahren ihren Dank darzubringen. Dann eilte P. nach Valladolid, um dem König mündlich Bericht über die Reise abzustatten. Dieser, wie auch Franz I. von Frankreich und Clemens VII., die P. hierauf besuchte, nahmen ihn sehr huldreich auf. Da sein Karl V. übergebenes Tagebuch nur die Hauptumstände der Reise enthielt, so unternahm er nun eine ausführlichere Beschreibung derselben, welche er dem Großmeister der Hospitaliten Philipp von Villers widmete, der ihn dazu aufgefordert hatte, eine Abschrift davon aber an die Königin von Frankreich und an Clemens VII. überbrachte. Schon ehe er dieses Werk schrieb, hatte seine Bekanntschaft mit Philipp von Villers ihn veranlaßt, 1524 in den Johanniterorden zu treten. Er wurde später Ordens-Comthur zu Novisa. Wann und wo er gestorben, ist von den Geschichtschreibern nicht bemerkt, eben so wenig seine weitern Lebensumstände: daher man vermuthet, daß er sein Leben ruhig in seinem Vaterlande beschloß. Jene ausführliche Erzählung seiner Reise war lange nur in J. A. Fabre's und Ramusio's Auszügen bekannt, bis endlich zu Anfang dieses Jahrhunderts der Abbé Amoretti in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand eine vollständige Abschrift davon entdeckt hat. Sie ist in einem Gemisch von spanischer und italienischer Sprache geschrieben und enthält Karten nach P.'s eignen Zeichnungen gefertigt, so wie ein von P. verfaßtes Wörterbuch der auf den Philippinen und Molucken herrschenden Sprachen, dessen Richtigkeit und Tauglichkeit die neuesten Reisenden bestätigt haben. Amoretti hat die von ihm gefundene Abschrift in gutes Italienisch und ins Französische (Paris, Jahr IX.) übersetzt.

Pigalle, Jean Baptiste, ein Bildhauer, geboren zu Paris 1714, der Sohn eines Zimmermanns, zeigte frühzeitig große Lust zum Modelliren, worin er doch nur langsam und mit Mühe Fortschritte machte. Nachdem er Lemoine's und Lemayne's Unterricht genossen, erhielt er von seinem Freunde, dem ältern Coustou, die Mittel, sich in Rom zu vervollkommnen, wo er drei Jahre lang Antiken kopirte. Nach Paris zurückgekehrt, erntete er durch ein Modell zur Statue des Merkur allgemeine Bewunderung. Dennoch lebte er hier lange Zeit in beschränkten Umständen: aus diesen zog ihn endlich die Marquise von Pompadour, deren ganzes Bild er in Lebensgröße ausführte, und die noch bei ihm die Statue der Verschwiegenheit und die Gruppe der Liebe und Freundschaft bestellte. Von nun an war sein Ruf begründet und er verbreitete sich noch mehr, als er für den König seinen Merkur ausarbeitete und als Gegenstück eine Venus fertigte, welche beide Statuen 1748 von Ludwig XV. dem König von Preußen geschenkt wurden. Die Maler- und Bildhauerakademie schickte ihm 1744 ihr Diplom und erwählte ihn bald darauf zu ihrem Kanzler. Im J. 1756 erhielt er vom König den Auftrag, das Grabmal des Marschalls von Sachsen auszuführen. Diese Arbeit ist P.'s Meisterwerk und setzt ihn den ersten Künstlern Frankreichs an die Seite, P. ward nun zum königlichen Bildhauer ernannt und mit dem St. Michaelsorden ausgezeichnet. Schmeichelhafter jedoch war es ihm, daß Bouchardon ihn mit der Vollendung seiner berühmten Reiterstatue auf dem Platze Ludwigs XV. beauftragte. Er fertigte 1765 für die Stadt Rheims das Denkmal Ludwigs XV. Seine Büste Voltaire's ist von treffender Wahrheit, nur ist die Wahrheit des magern Nackens derselben etwas Häßliches. Als 1776 das Denkmal des Marschalls von Sachsen in Straßburg aufgerichtet wurde, besuchte P. auch Berlin, seine lieben Statuen waren ja dort. Ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuß zieht, war seine letzte Arbeit. Ihre Schönheit und Zartheit ist bewunderungswürdig. Er starb am 20. Aug. 1785.

Pigault-Lebrun, Guill. Charles Antoine, geb. zu Calais, 8. April 1753, Sohn des Präsidenten daselbst, studirte in Boulogne, ging nach Paris, um seine juristische Laufbahn zu vollenden, aber sein lebhafter Geist konnte sich mit dem Aktenstaube nicht befreunden, er schrieb Romane, Dramen, Geschichte in einem reinen, energischen, originellen Stile. In seinen Lustspielen herrscht komische und in Trauerspielen pathetische Kraft. In seinen Romanen treten uns die Ideen, die die alte Staatsverfassung umstürzten und sich in das fürchterliche Chaos der Revolution verwirrten, entgegen. Sein unter Napoleon bekleidetes Amt bei den indirekten Steuern verlor er unter den Bourbons und starb 24. Juli 1835 in Lastlle. Von seinen 38 Werken nur folgende: „Le danger d'être trop sage" (1787) eine Erzählung; „L'enfant du carneval" (Roman); „Angelique et Jeanneton" und „Les Barons de Felsheim" (Romane). Lustspiele: „Le Pessimiste", „L'Orphelin", „L'Amour et la Raison", „La Mère rivale" etc. „Histoire de France" (8 Bde.). „Histoire de Charlemagne"; „Reisebeschreibungen"; „Kritisches und über Theater". Sämmtliche Werke: Paris 1824 in 20 Bdn. Vgl. „Vie et aventures de P." (Par. 1836).

Pigmente oder Farbstoffe nennt man alle Körper, welche an sich gefärbt und fähig sind, andern eine Farbe zu ertheilen. Je nach dem verschiedenen Gesichtspunkte, aus dem man sie betrachtet, lassen sie sich verschieden classificiren. Nach der Farbe, die sie geben, fällt ihre Bezeichnung mit der Farbe (s. d.) zusammen. Nach ihren optischen Eigenschaften, von denen zum Theil ihre technische Anwendbarkeit abhängt, zerfallen sie in durchsichtige (Lasurfarben) und undurchsichtige (Deckfarben), glänzende und matte. Nach ihrem chemischen Verhalten, welches ebenfalls die technische Verwendung bedingt, hat man feuerfeste Farben, welche je nach dem Grade ihrer Feuerbeständigkeit und ihrer Fähigkeit sich mit Kieselerde zu verbinden, für Porzellanmalerei über und unter der Glasur, Glasmalerei u. s. w. passen; Lack- und Applicationsfarben, welche nur als Ueberzüge mechanisch auf der Unterlage haften, ohne mit ihr in Wechselwirkung zu treten; sie heißen, je nachdem sie mit Wasser und Gummi, oder Leim, oder Oelen, oder Wachs und Harzen als Bindemittel verbunden werden, Aquarell- oder Wasser-, Tusch-, Leim-, Oel-, enkaustische Farben; ferner chemische Pigmente, welche durch chemische Verwandtschaft sich mit der Unterlage verbinden, wie die in der echten Färberei und dem Zeuchdruck verwendeten Farbstoffe; endlich die für Frescomalerei geschickten, d. h. des Auftragens mit frischem Kalk fähigen Pigmente. Echt werden die Farben genannt, wenn sie den Einwirkungen von Licht, Luft, Seife, schwachen Säuren und Alkalien widerstehen, unecht, wenn sie mehr oder weniger durch diese Einwirkungen verbleichen oder zerstört werden. Nach dem Ursprung werden die Farbstoffe eingetheilt in 1) Animalische Farben, wie der Purpur der Alten, Cochenille, Kermes und Sepia, sämmtlich leicht zerstörbar und unecht, höchstens in Verbindung mit chemischen Beizen stabiler, wie die Cochenille, und in ihrer chemischen Natur wenig erforscht. 2) Vegetabilische Farbstoffe. Hier sind zu unterscheiden die allgemein verbreiteten und wahrscheinlich die Glieder einer großen Metamorphosenreihe bildenden Farben der Blätter und Blüthen, deren Grundtypen das wachsähnliche Blattgrün, die rothen und blauen, vergänglichen, durch Säuren roth, durch Alkalien grün werdenden Farben der Blumenblätter, Beeren, Krautblätter u. s. w. das gelbe Anthoxanthin und das weiße Antholeucin bilden; ferner die sogenannten extrativen, meist gelben Farben vieler Wurzeln und Pflanzensäfte, z. B. des Rhabarbers, der Berberis u. s. w. in Wasser löslich, saurer Natur und von keinem großen Bestande; die stabileren meist rothen und gelben Farbstoffe mancher Hölzer, Wurzeln und Beeren, wie z. B. Krapp, Quercitron, Avignonbeeren, Safflor, Orleans u. s. w., die braunen gerbstoffhaltigen Farben des Katechu u. s. w., die durch eigenthümliche chemische Veränderlichkeit charakterisirten Farben des Campeche- und Brasilienholzes, die unter Einwirkung von Luft und Ammoniakdämpfen mittels eines Zersetzungsprocesses aus an sich wenig gefärbten Flechten entstehenden rothen und blauen Farben der Orseille und des Lackmus und endlich der in seinem chemischen Verhalten so eigene und charakteristische Indigo. Von allen diesen Pflanzen- und Thierfarben benutzt man die im Wasser löslichen oder mit Hülfe von Gummi und Leim zertheilbaren als Saft, Aquarell- und Tuschfarben,

die aber sämmtlich nicht decken. Diejenigen, welche der Verbindung mit Thonerde fähig sind, fällt man aus ihrer Auflösung durch Alaun, wodurch man gefärbte, unauflösliche, meist deckende, zum Theil aber auch äußerst feiner Zertheilung fähige Lackfarben erhält, wie den ächten Carmin, die Krapplacke, den Kugellack u. s. w., welche in allen Arten der Wasser-, Oel- und Zimmermalerei vielfach verwendet werden. (S. auch Färben). 3) Mineralfarben. Es gibt deren unzählige, doch wird die Wahl unter ihnen durch ihre chemischen Eigenschaften beschränkt. Alle Porzellan- und Glasfarben gehören hieher; sie sehen vorher ganz anders aus und erhalten erst durch den Proceß der Verglasung die gewünschte Farbe. Im ächten Zeuchdruck und der Färberei wendet man vorzüglich solche Farben an, welche sich aus ihren Bestandtheilen auf dem Zeuche selbst hervorbringen und aus Lösungen niederschlagen lassen, so Berlinerblau, Chromgelb, die verschiedenen Eisen- und Manganfarben. Als bloße Applicationsdruckfarbe und in der Wasser- und Oelmalerei ist jede Mineralfarbe anwendbar, die bei entsprechend billigem Preise und für den Zweck unschädlicher Beschaffenheit, die gehörige Schönheit des Tons an der Luft beibehält, durch die gewöhnlichen Gasarten nicht leidet, sich in Wasser, Oel, Firniß u. s. w. gut vertheilen läßt. Es ist dabei zu bemerken, daß diese Farben um so weniger decken, je krystallinischer sie sind. Hierher gehören Bleiweiß, Kremserweiß, Spanischweiß, Kreide, Tusche, Ruß, brauner, gelber und rother Oker, Pariserroth, Berlinerblau, Mineralblau, blauer Carmin, Kupfergrün, Berggrün, Schweinfurter Grün, Chromgelb, Neapelgelb u. s. w., auch die künstlichen Bronzen, Gold- und Silberfarben sind hierher zu rechnen. Vgl. Stöckhardt „Ueber die Zusammensetzung, Erkennung und Benutzung der Farben" (2. Aufl., Lpz. 1844). Die Darstellung der Mineralfarben, Lackfarben, Farbholzextracte u. s. w. geschieht gegenwärtig meist in besondern Fabriken, ja einzelne sind nur einzelnen Farben gewidmet, wie z. B. die große Zeltner'sche Ultramarinfabrik in Nürnberg, die Blaufarbenwerke für Kobaltfarben u. s. w. Der Handel mit Farben ist theils mit dem Droguenhandel verbunden, theils beschäftigt er Großhandelsgeschäfte.

Pilaster sind viereckige Pfeiler, welche dieselben Glieder und Verzierungen erhalten, die der Säulenordnung zukommen, zu der sie gehören. Selten werden sie freiste[illegible] angewendet, sondern stehen gewöhnlich in einer Mauer, vor der sie um ½—⅛ [illegible]er Breite vorspringen und unverjüngt bleiben. Bei Anwendung einer Säulenhalle sind sie an der Rückwand zur Auflagerung der Architrave unumgänglich nothwendig.

Pilâtre de Rozier, Jean François, ein Luftschiffer, geb. 1756 zu Metz, studirte erst in seiner Vaterstadt und hierauf zu Paris die Naturwissenschaften und die Mathematik, und hielt alsdann zu Paris physikalische Vorlesungen. Von hier kam er als Professor der Chemie nach Rheims. Doch bald rief ihn Monsieur (der nachherige Ludwig XVIII.) nach Paris zurück, indem er ihn zum Aufseher seines physikalischen und Naturalien-Cabinets ernannte. Er widmete sich hier eifrig den physikalischen Studien, als die Entdeckung der Aerostatik durch die Brüder Montgolfier (1783) seinem Forschergeiste ein neues Feld eröffnete. Was die Brüder Montgolfier noch nicht gewagt hatten, das wagte er; er bestieg selbst das Luftschiff und machte mehrere Male glücklich die kühne Reise. Nun faßte er den Plan, nach England durch die Luft zu fahren; er baute daher selbst ein Luftschiff, zu welchem Behuf Ludwig XVI. 40,000 Francs zu seiner Verfügung gestellt hatte. Allein er verband bei dessen Füllung die Einrichtung der Montgolfière mit der von Charles erfundenen, obgleich dieser Letztere vorausgesagt hatte, das heiße ein Pulverfaß auf ein Kohlfeuer setzen. Diese Unklugheit brachte ihm den Tod. Am 14. Juni 1785 stieg er mit Romain zu Boulogne sur-mer in die Luft; allein als er 2 bis 3000 Klaftern hoch gekommen war, fing der Ballon Feuer, und nach einer halben Stunde stürzten die beiden Reisenden zur Erde. Pilâtre war leblos; sein Gefährte starb einige Minuten darauf. Tournon de la Chapelle hat die Biographie und die Memoiren Pilâtre's herausgegeben. (Paris 1786).

Pilatus, Pontius, römischer Statthalter und Landpfleger von Judäa, vom J. 28 n. Chr. Geb., verfuhr sehr grausam gegen die Samaritaner, welche, von einem Betrüger

verführt, die goldenen und silbernen Gefäße, welche Moses auf dem Berge Garizim vergraben haben sollte, holen wollten. Nur wenige entgingen dem Tode durch die Flucht. Mochte er auch von der Unschuld Jesu überzeugt sein, so war er dennoch schwach genug, den Drohungen des auch gegen ihn erbitterten Volkes nachzugeben und über Jesum das Todesurtheil auszusprechen. Seiner Grausamkeit wegen soll ihn Vitellius, Statthalter von Syrien, beim Tiberius verklagt und dessen Nachfolger Caligula, als er 37 nach Rom kam, nach Gallien ins Exil gejagt haben. Die unter seinen Namen in dem Evangelium des Nikodemus sich vorfindenden „Acta et citationes ad Tiberium" sind gleich jenem unächt.

Pilger oder **Pilgrim**, vom lateinischen peregrinus, d. i. Fremder, nennt man vorzugsweise die aus Andacht nach fernen heiligen Orten Wallfahrtenden. (S. **Procession**). Das **Pilgerkleid** bestand in einem braunen oder grauen Gewande; der **Pilgerhut** war mit Meeresmuscheln geziert und hatte einen sehr breiten Rand; der **Pilstab** bestand aus einen langen, oben mit einem Knopfe, unten mit einer Spitze, an der Seite mit einer Kugel versehenen Stabe; die **Pilgerflasche** war ein ausgehöhlter Kürbis.

Pillau, eine befestigte Stadt in Ostpreußen, auf einer das Frische Haff von der Ostsee trennenden Landzunge der Frischen Nehrung gegenüber gelegen, bildet den Vorhafen von Königsberg, Elbing und Braunsberg, und gilt für die zweite Seehafenstadt der Provinz. Sie hat 4000 Einw., die sich mit Schiffbau, Seehandel, Kaviarbereitung und Fischerei, besonders mit Störfang, beschäftigen, ein gut befestigtes Fort, einen Leuchtthurm und eine Navigationsschule. Die jetzige Stadt wurde an dem schon vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm befestigten Orte erst von König Friedrich Wilhelm I. im J. 1722 angelegt, 1807 sehr tapfer gegen die Franzosen vertheidigt, 1812 für die Dauer des Kriegs mit Rußland dem Kaiser Napoleon durch Vertrag eingeräumt, 1813 von den Russen belagert und nach dem Abzuge der Franzosen an Preußen zurückgegeben. Die Halbinsel, auf deren Spitze P. erbaut ist, heißt wegen der herrlichen Aussicht und eines schönen Buchenwaldes Paradies.

Pillen (Med.) sind runde teigartige Kügelchen, unter deren Gestalt der Arzt besonders scharfe, übelschmeckende und in kleinen Dosen wirksame Mittel verordnet. Haben die P. diese letztere Eigenschaft, so ist bei ihrem Gebrauch die größte Vorsicht nöthig. Im figürlichen Sinne heißt auch wohl Pille im gemeinen Leben s. v. a. bitterer, empfindlicher Verweis, Vorwurf. Daher die Redensart: Jemandem eine Pille zu verschlucken geben.

Pillnitz, königliches Lustschloß am rechten Elbufer, $2^1/_2$ Stunden von Dresden am Fuße des 933 Fuß hohen Borsberges in einer reizenden, an Naturschönheiten reichen Gegend gelegen, Sommeraufenthalt der königlichen Familie, in welcher Zeit eine fliegende Fähre beide Elbufer in Verbindung setzt. Auf dem schönen und anmuthigen Wege, den die Bergstraße darbietet, geht der Wanderer, zur Seite die mit Weinreben bekränzten Elbufer, durch freundliche Dörfer, grünende Saatfelder und fruchtbare Auen bei Tolkwitz und Laubegast vorüber, weidet sich an den herrlichen Gartenanlagen des Grafen Marcolini bei Horstewitz, und den Grund der romantisch gelegenen Klippmühle durchschreitend erreicht er das in der Ebene liegende Dörfchen Pillnitz, das er mit seinen schönsten Gebäuden und zahlreichen Gärten von der Spitze des Zuckerhutes überschauen kann. Eine 2000 Schritt lange vierfache Lindenallee führt zum königl. Lustschlosse, welches aus 4 großen, einzeln stehenden aus pirnaischen Sandsteinen in einfachem Stile von 1788 bis 1801 erbauten Pavillons besteht, welche nicht hoch, mit chinesischen Kupferdächern und Säulenhallen nach toskanischer Ordnung einfach geziert sind, nach Westen hin von königl. Gärten mit Promenaden, Alleen und Hecken, und nach Osten hin von den Gebäuden des alten Schlosses begrenzt werden. Das Bergpalais befindet sich zwischen den beiden südlichen, das Wasserpalais, zu dem eine große und freie Treppe auf der Elbseite führt, zwischen den beiden nördlichen Flügeln. In dem neuen Schlosse wohnen die Glieder der königlichen Familie, das alte Schloß enthält Gemächer für diensthuende Cavaliere, den ehemaligen Venustem-

pel, 1729 von August I. auf der Stelle der Kirche erbaut und nach dem Geiste jener Zeit mit manchem unzüchtigen Gemälde, seit 1791 jedoch nur mit einigen Porträts denkwürdiger Frauen (Maria von Schottland, Gräfinnen Kosel und Königsmark) geziert. Letzterer brannte 1818 ab, auf seiner Stelle wurde unter Leitung des Oberlandbaumeisters Schuricht ein schöneres Gebäude errichtet, in welchem der große, mit herrlichen allegorischen Freskogemälden gezierte Speisesaal, sich auszeichnet. In einem einfachen, prunklosen und edeln Geschmacke wurde nördlich hinter dem Bergpalais und dem Kaiserflügel (1769) der königliche Garten angelegt und 1804 bedeutend erweitert. Nichts von Grabmälern, Grotten, Ruinen u. s. w. bietet sich dem Auge des Lustwandelnden dar, er scheint mehr das Werk der freischaffenden Natur zu sein. Eine Pappelinsel, eine Vestalin aus carrarischem Marmor, ein Meisterwerk Tippels zu Rom, zwei Pavillons, von denen der eine erst 1805 erbaut wurde, eine Menagerie und ein Vogelhaus sind die wenigen Hauptpartien des Gartens, um welche alles übrige Schöne nur wie von selbst erstanden zu sein scheint. Seiner vielen exotischen Gewächse wegen ist der botanische Theil des Gartens, mit dem Pavillon, in welchem sich das Saamenkabinet, die kostbare Sammlung gemalter Pflanzen und Schmetterlinge befinden, so wie die Gewächs- und Orangeriehäuser beachtenswerth. Schon an sich durch den majestätischen Elbstrom und den Kranz der Weinberge herrlich, hat Friedrich Augusts edler Sinn für die stillen und reinen Freuden der Natur die Umgebungen von Pillnitz verschönert. Dicht hinter dem Dorfe nimmt der Pillnitzer Grund den Wanderer auf und führt ihn auf dem Friedrichswege an der in gothischem Geschmacke angelegten Eisgrube und an dem durch Kunst hergestellten Weinberge in Schlangenwindungen nach dem Schloßberge oder dem Pillnitzer Vorgebirge. Hier findet er künstliche Burgruinen eines alten Raubschlosses mit geschmackvollen Zimmern, hier genießt er eine liebliche Aussicht auf Pillnitz und den breiten Wasserspiegel, und gelangt von hier über eine Brücke, welche der Bäume Grün dem Auge längere Zeit verbirgt, zu dem 1778 angelegten 138 Fuß hohen Wasserfall, dessen Wasser drei ausgemauerte Bassins aufnehmen. Auf der Spitze des Vorsberges angekommen bietet ihm die Eremitage mit ihren Breterzellen ein willkommenes Ruheplätzchen, und vom Altane über ihr schweift das trunkene Auge umher über das Elbthal von Meißen bis Königsstein, bis dorthin, wo die Gebirge des Meißner Hochlandes, das Böhmische und Erzgebirge, die Feste des Himmels berühren. Im Laufe des 15. Jahrh. gehörte Pillnitz (Billenitz) der von Carlowitzischen, nachher der v. Zieglerschen Familie und kam zu Ende des 16. Jahrhunderts an die von Loß, welche 1616 das alte Schloß erbauten, dessen Reste noch da sind. Durch Heirath erwarben es in der Mitte des 17. Jahrh. die von Bünau, von denen es, da der Hof auf seinen Jagden öfters hier einzukehren pflegte, Johann Georg IV. 1693 kaufte, und es der Gräfin Rochlitz (Fräulein v. Neidschütz) schenkte. Nach ihrem Tode kaufte es der Geheimerath von Einsiedel, der es an August I. abtrat. Dieser belehnte 1705 die Gräfin Kosel damit, nach deren Sturze aber es dem Feldmarschall Rutowsky zum Sommerwohnsitze angewiesen wurde. Später bezog es August selbst, erbaute noch zwei prachtvolle Paläste und wird es seitdem von der landesherrlichen Familie als Lustschloß im Sommer bewohnt. Friedrich August gab dem Ganzen von 1788—92 eine neue, schönere Gestalt, und unter ihm ward die für Europa ewig denkwürdige Fürstenversammlung vom 25. bis 27. Aug. 1791 gehalten, welcher Kaiser Leopold II. mit seinem Kronprinzen Franz II., Friedrich Wilhelm II. von Preußen mit seinem Kronprinzen Friedrich Wilhelm III., der Graf von Artois, der Prinz von Nassau und andere merkwürdige Personen beiwohnten, um zu bestimmen, welche Maßregeln zu ergreifen die französische Revolution nöthig mache. Die Pillnitzer Convention hatte zunächst ein Defensivbündniß der deutschen Fürsten zur Folge und dann die an den französischen Prinzen in den kräftigsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung, daß sie bereit seien, die Souveränetätsrechte und die persönliche Freiheit des Königs von Frankreich mit Kraft und Nachdruck, und wenn es sein müßte, mit den Waffen in der Hand zu schützen und wie ihre eigene zu erhalten. Diese gebieterische Erklärung, sobald sie in Frankreich kund war, fand den furchtbarsten Widerhall; es war eine Kriegserklärung

an ein freies und großes Volk, dessen Leidenschaften die willkürliche Einmischung fremder Herrscher reizte. Die Grenzen wurden in Vertheidigungszustand gesetzt und dem entscheidenden Kampfe sah Frankreich mit freudiger Zuversicht entgegen.

Pilory (Villory) ist im Engl. der Schandpfahl (s. d.).

Pilo, Graf von, s. Olavides, Don Pablo.

Pilot, s. Lootse.

Pilote oder der Pilotenfisch (Centronotus ductor), aus der Familie der Makreelen, erreicht die Länge eines halben Fußes, ist oben schwarzbraun, unten goldfarbig und unter den Seeleuten sehr berühmt, weil er in allen Meeren als Begleiter größerer Haifische erscheint; weshalb er eine so gefährliche Nähe sucht, ist nicht bekannt, vielleicht um die Möglichkeit reichlicher und leichter Nahrung zu erlangen; denn er ist außerordentlich gefräßig, schnell, und nicht leicht zu fangen, liefert aber ein wohlschmeckendes Gericht.

Pilpai, s. v. a. Bidpai.

Pilsen, die Hauptstadt des gleichnamigen böhmischen Kreises, an der Mies, der Sitz eines erzbischöflichen Vicariats, hat eine schöne Kirche, eine philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, mehrere Klöster und 9000 Einw., die wichtigen Handel mit Vieh, Leder, Federn und Pottasche treiben. Bei P. kam es im J. 976 zwischen Kaiser Otto II. und dem Herzoge Heinrich II. von Bayern zum Kampfe, aus welchem Letzterer als Sieger hervorging.

Pilze sind Pflanzen der niedrigsten Organisation; sie bestehen blos aus Zellgewebe; deutliche Geschlechtstheile fehlen ihnen, daher sie bei Linné in die 24. Klasse zu den Kryptogamen gezogen werden, dennoch produciren sie zum Theil Samen in besondern Schläuchen eingeschlossen; immer fehlt ihnen die grüne Farbe und nie haben sie etwas Blattähnliches. Sie entstehen allenthalben durch Urbildung, wo organische Substanzen in Fäulniß übergegangen sind und sich in steter Berührung mit der Luft befinden; viele bedürfen zu ihrem Gedeihen nicht einmal des Lichtes, sondern gedeihen am Besten im Finstern. Außer dieser Urbildung entstehen aber auch noch viele durch Samen. Man hat sie getheilt in Staub-, Faden-, Bauch-, Markpilze und Schwämme. Die erstern erscheinen an abgestorbenen und in Verwesung übergehenden Gewächsen als bloße Keimbläschen, wie der Getreidebrand im Samen der Kornarten. Die Fadenpilze sind einfache oder verzweigte, durchsichtige Fäden mit besondern Keimbläschen, wie der Schimmel. Zu den Bauchpilzen gehört der Mucor, eine Art Schimmel auf eingemachten Sachen. Die Markpilze haben in Schläuchen eingeschlossenen Samen, der, wie der ganze Pilz, von einer eigenthümlichen Haut überzogen ist. Hierher gehört unter andern die Trüffel, eine gesuchte Leckerspeise. Die Schwämme endlich sind Pilze, die aus einem saftreichen, oft schnell vergänglichen Gewebe bestehen; in einer eigenen Schicht auf der Oberfläche haben sie 8 in länglichen Schläuchen eingeschlossene Samen. Anfangs ist der junge Pilz in einer häutigen Blase eingeschlossen, die nachher zerplatzt; an seiner Spitze hat er meist eine flache, scheibenartige Ausbreitung, welche man Hut nennt. Hierher gehören viele Gattungen, unter andern der Morchel, der als Gewürz an Speisen häufig gegessen wird; sein Hut bildet eine faltige um den Stamm zusammengezogene Mütze. Viele Pilze, meist der Gattung Agaricus angehörend, sind eßbar und liefern eine Nahrung, die der aus dem Thierreich genommenen sehr ähnlich ist, indem sie sehr stickstoffhaltig ist und Eiweiß, Adipocire und Osmazom enthält. Zu ihnen gehört der Champignon (s. d.), der Tannling, den man im Herbste, der Pfifferling, den man den ganzen Sommer hindurch in hohen Wäldern findet; der Brätling, einer der kleinsten Schwämme rc. Auch unter der Gattung Boletus gibt es einige eßbare Arten; z. B. den Steinpilz, der in luftigen Eichenwäldern gegen den Herbst hin wächst. Andere Agaricus- und Boletusarten wirken dagegen, als Speise genossen, wenn auch nicht in allen Gegenden, als heftiges Gift; so z. B. der Pfefferschwamm, der nur in Kurland und Ostpreußen genossen wird, in Deutschland aber als das stärkste drastische Mittel wirkt, und der Fliegenschwamm, der in mehreren Gegenden Sibiriens zur Bereitung eines berauschenden

Getränks benutzt wird, in Deutschland aber, zufällig genossen, erst tolle Lustigkeit, dann Betäubung und tiefen Schlaf hervorbringt. Uebrigens sind alle Pilze schwer verdaulich und da die eßbaren mit den giftigen zusammenwachsen, so muß man bei ihrem Genusse sehr vorsichtig sein.

Pimenow, Stepan Stepanowitsch, russ. Collegienrath, Professor der Sculptur an der Akademie der Künste zu Petersburg, einer der genialsten neuern Bildhauer Rußlands, starb am 3. April 1833 zu Petersburg. Seine besten Arbeiten sind die kolossalen Statuen des heil. Wladimir und Alexander Newsky in der Kathedralkirche der Kasanschen Mutter Gottes; die ebenfalls kolossalen Statuen Homer's und Platon's in der kaiserlichen Bibliothek; Apollon im Wagen stehend und die Rosse lenkend über dem Alexandrinischen Theater; die kolossalen Statuen zweier Krieger in slawischer Kleidung bei der Triumphpforte an der Narwaschen Barrière; die emblematischen Figuren der Flüsse Newa und Dniepr und die erst nach seinem Tode von seinem Sohne Nikolai Stepanowitsch P. beendigten Statuen des Gesetzes und der Gerechtigkeit auf dem Senatsgebäude.

Pimpinelle oder Becherblume (Poterium sanguisorba), eine treffliche Futterpflanze, wird in mehreren Theilen Frankreichs gebaut, wo ihr Anbau zur Blüthe der Landgüter wesentlich beigetragen haben soll. Sie widersteht der größten Hitze wie der größten Kälte, duldet keine andere Pflanze neben sich, bleibt stets frisch und grün und kann mehrmals im Jahre geschnitten werden. Sie kann auch als Sallat, Gemüse und Suppenkraut gebraucht werden und hat arzneiliche Kräfte.

Pinakothek hieß bei den Römern der mit Statuen, Gemälden und Kunstsachen geschmückte Ort am Eingange ins Atrium; in der neuesten Zeit versteht man darunter eine Kunst-, namentlich Gemäldesammlung; berühmt ist besonders die von König Ludwig I. von Bayern erbaute P. in München (s. d.).

Pincette ist ein anatomisches Instrument in Gestalt einer kleinen Zange, die aus 2 Stahlplatten so zusammengesetzt ist, daß diese sich am obern Ende vereinigen und unten mit den Spitzen durch eigene Elasticität auseinandergehen, mit mäßigem Fingerdrucke einander aber so genähert werden können, daß man damit die feinsten Gegenstände, selbst Haare, daher auch Haarzange genannt, festhalten kann. Damit die Gegenstände gar nicht entschlüpfen können, sind die Spitzen innen mit Querriefen versehen. Man unterscheidet zwischen anatomischen und chirurgischen Pincetten, die nach besondern Zwecken in Form und Größe etwas von einander abweichen. Mit der P. sind oft noch andere Instrumente verbunden, wie der anatomische Haken oder ein Spatel zum Pflasterstreichen, mit dem besondern Namen Pincettenspatel.

Pindar, geb. 520 v. Chr., blühte in der schönsten Periode Griechenlands — in der berühmten Marathonischen Zeit, als der Zweifel den Olympos noch nicht erschüttert und Sittenlosigkeit das Volk noch nicht entmarkt hatte, da Vaterlandsliebe, Kunst und Wissenschaft, Nationalkraft und Ehre noch der kräftige Kitt des Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens waren. Pindar wurde zu Theben in Böotien geboren, gerade während der pythischen Spiele. Die Bienen sollen dem Kinde Honig in den Mund getragen haben. Sein Vater, ein Flöten- und Lyraspieler, unterrichtete ihn, demnächst Lasus, Simonides, Myrtis und vor Allen Korinna, die ihn auf das Wesen der lyrischen Dichtkunst aufmerksam machte und seinen Geist in die poesievollen Gebiete der alten Geschichte und Mythologie führte, in denen sein hochpoetischer Geist ungestüm und kühn herum schweifte. Er wurde so unter den 9 griechischen Lyrikern, Alkäos, Stesichoros, Simonides, Ibykos, Anakreon, Alkman, Bakchylides, Sappho, der erste und gefeiertste durch erhabenen religiösen Schwung, geistreiche Sprüche, durch kühne Bilder, unerschöpfliche Fülle in Gedanken und Worten und den Strom seiner Beredtsamkeit. Leider ist der größte Theil seiner Gesänge verloren gegangen, nur eine Sammlung von Siegeshymnen hat sich erhalten, nämlich 45, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische, alle im dorischen Dialekte. Nichts tritt hier so schön hervor als das feierlich

Religiöse. Die Kampfspiele waren ein religiöses Volksfest, eine Huldigung der Götter. Der Gott, zu dessen Ehren sie gefeiert wurden, verlieh den Sieg, und der Ruhm des Siegers fiel zum Theil auf ihn zurück. Der Dichter beginnt daher gewöhnlich mit einem Herzen voll religiöser Empfindungen. Sein Geist schwebt auf den Schwingen sanfter feierlicher Andacht. Gebete an die Beschützer der Spiele, an die Schutzgötter der Vaterstadt des Siegers, seines Hauses und seiner Ahnen machen den Anfang der meisten aus. Der Ton des Eingangs bleibt Grundton des ganzen Gesanges, so wird der Gesang harmonisch und ein organisches Kunstganze, und deshalb ist P. der erste Lyriker. Demnächst danken seine Gesänge ihre Feierlichkeit und Würde den bei jeder Gelegenheit eingeflochtenen Sittensprüchen und allgemeinen Sätzen, veranlaßt durch den besungenen Helden, durch seine eigene Lage und durch die erzählten Mythen. Das macht eben seine Oden so dichterisch und heilig, daß er von dem Einzelnen, von dem Object, das er besingt, sich in das Allgemeine, ins Ideale erhebt. Durch dieses Verweben und Uebergehen aus dem Einzelnen ins Allgemeine und umgekehrt und durch das künstliche Verketten der Sentenzen wird er für den so dunkel, der sich in einen solchen Geistesproceß nicht finden kann. Freilich sind sie oft auch durch die zu große Gedrungenheit der Tropen und durch Fortsetzung einer der griechischen Sprache eigenthümlichen Redefigur allgemein dunkel, und es gehört Geduld, Scharfsinn, poetisches Gefühl und genaue Kenntniß der griechischen Idiotismen zugleich dazu, einzudringen und zu verstehen. Daher kommt es auch, daß er noch so wenig und zum Theil unglücklich bearbeitet ist. Heyne hat ihn mit Varianten und Noten herausgegeben (Götting. 1798, 3 Bde.), dann Beck mit sämmtlichen Scholien, Anmerkungen und Varianten (Lpz. 1820, 2 Bde.); den bloßen Text hat Schäfer herausgegeben (Leipzig bei Tauchnitz 1810, 12.), ferner Böckh mit Abänderung des Metrums und mit kritischem Fleiße (Lpz. 1811—12). Gedike hat eine Auswahl olympischer Oden herausgegeben und sämmtliche olympischen und pythischen übersetzt. Eine gute Handausgabe, die aber der Böckhschen ganz entgegen ist, lieferte Ahlwardt (Lpz. 1820). Die neueste Uebersetzung ist von Fähse und von Fr. Thiersch (Lpz. 1819), der den griechischen Text daneben hat abdrucken lassen. Wann der Dichter gestorben, ist unbekannt (im 66. 80. oder 90. Jahre), wie überhaupt von seinem Leben wenig bekannt ist. Aber sein Ruhm war bekannt und ist unsterblich. Alexander zerstörte ganz Theben, aber Pindars Haus schonte er als ein Heiligthum. Ebenso tasteten die spartanischen Sieger, als sie in Theben einzogen, sein Haus nicht an. Achtung vor dem Heiligen, Göttlichen, das der Dichter in diesen Räumen zur Erscheinung gebracht hatte, sicherte das Haus und sichert ihm auch bei uns seine Unsterblichkeit.

Pindar, Peter, s. Wolcott, John.

Pindarees (Pindarries), ein ehedem sehr mächtiger, räuberischer Volksstamm in der vorderindischen Provinz Malwah, Mahomedaner und Hindus, eine Freistatt für Verbrecher aller Art, im Besitze von fast 40,000 meist berittenen Kriegern. Sie stammen von jenen Kriegern her, welche ehedem Söldner indischer Nabobs waren, nach deren Sturze sie noch immer von diesen ins Geheim unterstützt wurden, um die Feindseligkeiten gegen die Compagnie fortzusetzen. Im Frieden leben sie in kleinen Gesellschaften unter eigenen Anführern, Mhorladahs, und unternehmen, mit Schwert und Lanze, selten mit Feuergewehren bewaffnet, in kleinern und größeren Haufen zur Zeit der Ernte, wenn der Wasserstand der Nerbudda niedrig ist, ihre heuschreckenartigen Streif- und Raubzüge in das fruchtbare Gebiet der englisch ostindischen Compagnie, dringen tief in das Land hinein und vernichten Alles, was sie nicht mitnehmen können. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nahmen ihre Raubzüge zu sehr überhand, weshalb ihre gänzliche Vernichtung beschlossen ward. Der Gouverneur Marq. von Hastings griff sie 1816 von allen Seiten an, besiegte sie unter ihrem Anführer Carar und besetzte oder zerstörte ihre festen Plätze. Das Ufer der Nerbudda bewacht seitdem ein kleines Corps Engländer, und da die Besiegten neben einem jährlichen Tribut auch Rekruten für das Heer stellen müssen, ist wohl ihre Macht als gänzlich vernichtet anzusehen.

Pindemonte, Ippolito, geb. zu Verona 1753, studirte zu Modena und machte Reisen in Italien, Frankreich und England, wurde Maltheserritter, reiste dann nach der Schweiz und Deutschland, wo er sich in Berlin und Wien längere Zeit aufhielt. Er übersetzte die (homerische) Hymne an die Ceres, die Odyssee und Stücke aus Virgil, Catull und Ovid. In seinem Romane Abaritte (Lond. 1790) läßt er viele bekannte Personen, die er auf den Reisen kennen gelernt, auftreten. Schon in seinem 16. Jahre hatte er eine Tragödie (Ulysses) geschrieben. Aber den verdientesten Ruhm erntete er durch seinen „Saggio di poesie campestri". Hier spielen lachende, frische Schilderungen des Erlebten und melancholisch süße Hauche von Liebe und Freundschaft durcheinander, und die Sprache ist so leicht und der Vers so ätherisch und gefällig, daß gewiß jeder empfängliche Leser sich in dieser lieblichen Idealwelt recht behaglich fühlt. Seine poetischen Episteln (Sermoni) sind artige und treffende Sittenschilderungen, idealisirt durch des Verfassers überall wohlwollendes und reines Gemüth. Die wundersame, optische Erscheinung bei Messina, die Fata Morgana, wurde der Grund zu seinem Gedicht: „La Fata Morgana", worin seine Phantasie eben so lustig und beweglich spielt, wie die Luftbilder der Fata Morgana. Seine Tragödie Arminius ist an sich schön, aber nicht zur Aufführung geeignet. Er lebte als Mitglied des italischen Instituts in Venedig und starb am 13. Novbr. 1828 in Verona. — Sein älterer Bruder ist Giovanni Pindemonte, 1751 geb., studirte ebenfalls in Modena, zeichnete sich als Improvisator aus, übersetzte Ovids remedia amoris 1791 ins Italienische und versuchte sich in der dramatischen Poesie; mehre Stücke wurden aufgeführt, sind aber jetzt in Vergessenheit gekommen. Nach dem Sturze der Republik Venedig ging er nach Paris. Napoleon ernannte ihn zum Mitglied der gesetzgebenden Gesellschaft in Italien, wo er 1812 starb. Er hat nicht den Ruhm seines Bruders und steht diesem an Dichterkraft, an Fülle und Feuer der Darstellung weit nach.

Pindus (jetzt das Agrapha Gebirge oder Mezzovo), ist ein Hauptgebirge in Griechenland, zwischen Epirus und Thessalien, welches sich von S. nach N. zieht. Aus ihm entwickeln sich die ceraunischen Geb., das Geb. Othrys und der Oeta. Wie der Parnaß und Helikon war es ein Sitz der Musen.

Pinel, Philipp, geb. am 11. Apr. 1745 zu St. André bei Lavour, Sohn eines Arztes, studirte in Toulouse, wurde 1764 Doctor, ging dann nach Montpellier, wo er, um zu leben, in der Mathematik unterrichtete, und 1778 nach Paris, wo er mit Portal, Desault, Chaptal, Berthollet in Verbindung sich mit medicinischen Wissenschaften beschäftigte. Im J. 1791 wurde er dirigirender Arzt an der großen Irrenanstalt zu Bicêtre und 1794 an der Salpetrière. An beiden Anstalten brach er den Despotismus, mit welchem die Unglücklichen behandelt wurden, und fing zuerst an, die Irren psychisch zu behandeln („Sur l'aliénation mentale", Paris 1791 und 1809). Seine Pathologie war auf Condillac'sche Philosophie gegründet und auf den Grundsatz: Was die Kunst nicht vermag, vermag die Zeit. Seine „Nosographie philosophique" (Paris 1798 u. 1818), worin er zuerst auf den Unterschied der physiologischen und pathologischen Gewebe aufmerksam machte, wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, da sie ein allgemein gefühltes Bedürfniß befriedigte. Er war eine Zeitlang Redacteur der „Gazette de Santé", Mitarbeiter an Fourcroy's: „Médecine éclairée par les sciences physiques" und am „Dictionnaire des sciences médicales"; übersetzte Cullen's: „First lines of the practice of physic" ins Französische und ist Verfasser vom: „Discours sur la nécessité de rappeler l'enseignement de la médecine aux principes de l'observation". Er starb als Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, allgemein geachtet als Mensch und als Begründer der Psychiatrie, im 81. Jahre 25. October 1826. — Sein Sohn, Scipion P., Arzt an der Anstalt zu Bicêtre, ist der Verfasser der mit Beifall aufgenommenen Schriften: „Sur les causes physiques de l'aliénation mentale" (Par. 1825); „Sur les altérations de l'encephale" (Par. 1821); „Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social" (Par. 1833) und „Du régime sanitaire des aliénés" (Par. 1836).

Pingré, Alex. Guy, berühmter Astronom und Geograph der Marine, ward 1711

den 4. Sept. zu Paris geboren. Für den geistlichen Stand bestimmt, empfing er seine erste Bildung im Stifte der heiligen Genofeva zu Senlis, zeichnete sich als Theolog durch seine eifrige Theilnahme an den damaligen Jansenistischen Streitigkeiten aus, und zog sich dadurch Verfolgungen, sogar Verweisung aus dem Orden zu. In Rouen mußte er sich mit dem Jugendunterrichte befassen, bis ihn der Zufall mit dem berühmten Lecat zusammenführte, der ihm den Unterricht in der Astronomie an der 1748 hier gestifteten Akademie der Wissenschaften übertrug. Mit unermüdlichem Eifer trieb er von nun an das Studium der Astronomie, ward seiner trefflichen Leistungen wegen 1750 Correspondent der Pariser Akademie und 1751 dorthin zurückberufen als Canonikus der Congregation, Bibliothekar von St. Genofeva und Director der neu erbauten Sternwarte zu Paris. Sein erster Schifferkalender erschien 1754—57, wovon Lalande's „Connaissances des tems" Fortsetzungen sind; seitdem er 1758 wirkliches Mitglied der Akademie geworden war, erschienen in den jährlichen Denkwürdigkeiten der Akademie werthvolle Arbeiten von ihm. Er berechnete den Lauf der Kometen, die Sonn- und Mondfinsternisse auf 2000 Jahr mit der größten Genauigkeit. Als Geograph der Marine unternahm er öfters Seereisen, um die Seeufer zu prüfen, 1769 beobachtete er auf dem Cap Français den Vorübergang der Venus vor der Sonne, da der Zweck seiner ersten Reise nach dem indischen Meere 1761 wegen ungünstiger Witterung nicht erreicht wurde, und berichtete den Erfolg derselben in den 1773 und 78 erschienenen Reisebeschreibungen. Wichtige und größere Schriften: „Cométographie" (2 Bde., Paris 1783); „Geschichte der Astronomie des 17. Jahrh." (Paris 1791). Er starb den 1. Mai 1796, nachdem er mehr denn 40 Jahre der Astronomie die wichtigsten Dienste geleistet hatte.

Pinie oder Zirbelkiefer (Pinus Pinea), wächst im südlichen Europa, die Früchte oder Samenkerne derselben, die bekannten Pinien, sind fleischig und haben einen angenehmen, dem der Haselnuß ähnlichen Geschmack, sie sind nahrhaft, werden im südlichen Frankreich viel genossen, auch brauchen sie die Zuckerbäcker zu mancherlei wohlschmeckenden Confituren.

Pinke, schnelles Lastschiff mit flachem Boden, dickbäuchig, hinten und vorn gleich rund, zumeist für eine Last von 300 Tonnen eingerichtet und vorzüglich beim Stockfischfange gebräuchlich. Pinassen sind noch kleiner mit viereckigem Hintertheil, sehr schnell, da man segelt und auch rudert.

Pinta oder Pinte wird theils als Getreidemaß, theils als Flüssigkeitsmaß in verschiedenen Ländern gebraucht; als ersteres in der österreichischen Lombardei und es ist dort 1 Pinte = $^{8}/_{25}$ preuß. Metzen; in den Niederlanden, in Italien, auch in der Schweiz und in Frankreich kommt sie als Flüssigkeitsmaß vor, im Letztern ist die neue Pinte = 1 Litre und demnach $^{4}/_{5}$ preuß. Quart; zu Amsterdam werden 64 Pinten auf 1 Anker gerechnet, also 1 Pinte = $^{1}/_{2}$ preuß. Quart.

Pinturicchio, Leonardo, ein berühmter Maler der römischen Schule, geb. zu Perugia 1454, war Perugino's Schüler, folgte diesem Meister nach Rom, half ihm in den meisten seiner Arbeiten, verband sich hierauf mit Rafael, welchen er nach Siena begleitete, und malte nach dessen Compositionen, wofür er von diesem, wie früher von Perugino, den dritten Theil des Honorars erhielt. Er starb 1513, der Sage nach, vor Aerger, sein Glück von sich gestoßen zu haben, da er in einem Franciscanerkloster zu Siena malend, aus der ihm hier angewiesenen Wohnstube die Wegräumung eines alten Kastens ungestüm verlangte, den Niemand beachtet hatte, und den man nun wider Erwarten schwer und mit Gold angefüllt fand. Wenigstens verrathen alle seine Gemälde eine Vorliebe für dieses Metall, da man in allen bald Gewänder, bald Vorhänge und Geräthschaften mit goldenen Bordirungen und Franzen erblickt. Sein Hauptwerk befindet sich im Dome zu Sospello; außerdem ist seine Gallerie in der Domsacristei zu Siena berühmt; auch in Rom sind mehrere seiner Werke.

Piombino, ein kleines italienisches Fürstenthum, 6 QM. groß, zwischen den Gebieten Pisa und Siena, am Ausfluß der Cornia, mit einer kleinen Hauptstadt gleiches

Namens und 4000 Einw., seit 1815 Sitz der fürstlichen Familie Buoncampagni, die unter toskanischer Landeshoheit steht. Ein Theil der gegenüberliegenden Insel Elba gehört noch dazu. Das Gebiet ist sumpfig und ungesund. Es war ursprünglich kaiserliches Reichslehn und gehört der Familie Appiani, dann kam es an die Ludovisi. Philipp II. von Spanien verband es mit Neapel, 1801 kam es als Lehn an Frankreich, von den Buoncampagni regiert. Diese Familie stammt von einem natürlichen Sohne Gregors XIII. ab, der als Herzog von Sora und Alkara sich mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi vermählte (1681). Napoleon schenkte es als ein französisches Reichslehn seiner Schwester Elise Bacciochi. Der Wiener Congreß gab es (1815) der Familie Buoncampagni-Ludovisi zurück. Der Fürst Ludw. Maria B. L., Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alkara (geb. 1767), vermählte sich 1796 mit Magdalena, Tochter des Herzogs Balthasar IV., die ihm 1808 den Erbprinzen Anton gebar; dieser hat sich 1829 mit der Herzogin von Rignano, Maria Anna vermählt und ist seit seines Vaters Tode im J. 1841 Besitzer des Fürstenthums.

Piombo, Sebastiano del, ein berühmter Maler, dessen eigentlicher Geschlechtsname Luciani war, geb. 1485 zu Venedig, widmete sich anfangs der Musik, von welcher ihn der Maler Giovanni Bellini abzog und ihn für seine Kunst gewann. Er bildete sich dann unter Giorgione weiter aus, dessen schöne Farbengebung er sich aneignete. Seinen Ruf haben seine Gemälde im Hause des Kaufmanns Agostino Chigi in Rom begründet. Sie erregten solche Bewunderung, daß Michel Angelo, auf Rafael eifersüchtig, dem Sebastian Zeichnungen lieferte, durch deren Ausführung dieser Rafael's Kunst überbieten sollte. Als nun Rafael seine berühmte Himmelfahrt ausstellte, entwarf P., um dieses zu übertreffen, auf Michel Angelo's Rath, seine Auferstehung des Lazarus, welche für sein Hauptwerk gilt und den Werken der größten Meister an die Seite gesetzt wurde. Eben so großen Beifall fand sein Märtyrertod der heiligen Agatha. Demungeachtet bestand seine Kunst weniger im Entwurf erhabener Compositionen, als in der vollendetsten Ausführung einzelner Figuren und Porträte. Sein unübertreffliches Porträt des Papstes Clemens VII. wurde die Veranlassung, daß er der Malerei entsagte: er hatte sich durch dasselbe des Papstes Gunst in so hohem Grade erworben, daß dieser ihn zum Staats-Siegelbewahrer ernannte, von welcher Zeit an P. die Malerei aufgab. Weil er auf diese Weise seine Kunst gegen die bleiernen Siegel ausgetauscht hatte, welche damals den päpstlichen Bullen angehängt wurden, erhielt er den Beinamen il Piombo. Er lebte nun gemächlich und im Ueberfluß und malte nur noch höchst selten: sein Porträt der schönen Julie Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici ist aus dieser Zeit. Eine Geißelung Christi, welche er in St. Peter in Montorio gemalt hat, und die man noch jetzt sieht, ist merkwürdig, weil P. dabei ein von ihm erfundenes Verfahren, in Oel auf Stein zu malen, anwandte. Er starb 1547.

Pionniere sind eine Truppenart, deren Dienst in Ausbesserung der Wege, im Bau der Brücken, Flußübergänge, Schanzen, Minen und Blockhäuser besteht.

Pipe (Meßk.), ein ursprünglich spanisches jetzt auch in Frankreich und Deutschland gebräuchliches Wein- und Oelmaß, hält ungefähr 6 Eimer preuß. Maß. Die portugies. Pipe oder Bota hält ungefähr $6^1/_3$ preußische Eimer: im Londoner Zollhause rechnet man die Pipe Portwein zu 115, die Pipe Teneriffa zu 100, die Pipe Madira zu 92 Gallons.

Piper, Karl, Graf von, der bekannte Günstling Karl's XII. von Schweden, war von dunkler Herkunft, wußte sich aber theils durch sein Talent, theils aber auch dadurch, daß er die Reichsstände bewegen konnte, den jungen König Karl durch Mündigsprechung von den drückenden Fesseln der Vormundschaft seiner Großmutter zu befreien, in den Besitz des vollen Vertrauens dieses Monarchen zu setzen. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe, wurde Reichsrath, Oberhofmarschall und erster Minister, begleitete Karl XII. auf allen seinen Zügen, konnte diesen jedoch nicht zur Annahme der polnischen Krone, wohl aber zum Abmarsche aus Sachsen nach Moskau bewegen, gerieth in der unglücklichen Schlacht

bei Pultawa (1709) in russische Gefangenschaft und starb in strenger Haft auf der Festung Schlüsselburg 1716. Sein Sohn, **Karl Friedrich**, Graf von P., geb. 1700, stand in gleicher Gunst beim König Adolph Friedrich, bekleidete wie sein Vater die höchsten Staatswürden, wurde Kanzler und 1747 Präsident des Reichskammercollegiums und erhielt 1748 den neu gestifteten Seraphinenorden mit der gleichzeitigen Ernennung zum Komthur des Nordsternordens. Da er demohngeachtet aber bei den Ständen keine Milderung der seinem Schwiegersohne, dem Grafen Erich Brahe, zuerkannten Todesstrafe auswirken konnte, legte er alle Aemter und Würden nieder und zog sich auf seine Güter zurück, wo er 1770 starb.

Pipin. Zwei ausgezeichnete fränkische Feldherrn des 8. Jahrhunderts unter den letzten Königen des merowingischen Hauses führen diesen Namen. 1) **Pipin von Herstall**, Major Domus an Dagobert II. Hofe, ward nach des Königs Tode zum Herzog der Franken erwählt und herrschte neben dem schwachen Regenten mit unumschränkter königlicher Gewalt. Der glorreiche Ausgang mehrerer Kriege gründete seine Macht noch fester, welche P.'s tapferer Sohn, Karl Martell, seit 714 nicht nur zu behaupten, sondern es auch dahin zu bringen wußte, daß nach seinem Tode 741 seine beiden Söhne Karlmann und Pipin der Kleine das fränkische Reich unter sich theilen konnten. 2) **Pipin der Kleine** ward, nachdem sein Bruder 746 in das Kloster gegangen war, Alleinherrscher, und nach Childerich's III. Thronentsetzung 752 in Uebereinstimmung mit dem Papste als König der Franken ausgerufen. Kurze Zeit nachher suchte Papst Stephan II., gedrängt von den Longobarden unter Aistulf, Hilfe in Frankreich, und als er zu St. Denis den König und dessen Familie gesalbt hatte, zog P. 755 gegen die Longobarden, zwang sie zum Rückzuge und zur Herausgabe der eroberten Länder (Exarchat und Pentapolis) und schenkte selbige dem Papste, die Grundlage zum nachherigen Kirchenstaate. Nach seinem zweiten Zuge nach Italien, wozu ihn neuer Verrath der Longobarden gezwungen hatte, besiegte er die Bayern, führte fortwährend Krieg mit den Sachsen, starb als der Ahnherr der Karolinger den 23. Sept. 768 und hinterließ seinem Sohne Karl dem Gr. ein zu großen Reformen vorbereitetes Volk.

Pippi, Giulio, s. **Julius Romanus**.

Pips, **Pfipps** oder **Zipf** ist eine Krankheit des Hühnerviehes, besonders der Hühner und Gänse, die in Verstopfung der Nasenlöcher, besonders der Drüsen in der Schleimhaut und in Verhärtung der Zunge besteht. Die Krankheit entsteht in Folge schnellen Wechsels der Witterung, aus dem Genuß frischer Getreidearten, warmen Brodes, heißen Futterbreis und eines unreinen, faulenden Getränkes oder auch bei Mangel an Getränk überhaupt. Bei den vom Pips befallenen Vögeln bildet sich im weitern Verlaufe der Krankheit auf der Zungenspitze eine über dieselbe hervorragende, verhärtete, hornartige Haut, die weggeschnitten werden muß. Unter den Hühnern verursacht der Pips oft sehr großes Sterben. — Bei dem Menschen versteht man unter **Pips** einen katharralischen mit Anschwellung der Halsdrüsen verbundenen Zustand.

Piquet, 1) **Piquetspiel**, ein bekanntes Kartenspiel, das Zwei, Jeder mit 12 Blättern, spielen und die übrigen 8 durch Weglegen und Kaufen zu 3 und 5 in das Spiel kommen. Nach dem Kaufe werden die Blätter von gleicher Farbe (Rummel), sodann die aufeinanderfolgenden gleichfarbigen (Terz, Quart u. s. w. Sequens genannt), darnach die gleichen Figuren (3 As, 4 Könige, Gleichen genannt), gemeldet und die besten gezählt, und nun erst ausgespielt. Wer zuerst 100 oder 150 zählt, hat gewonnen. 2) **Piquet**, eine Wache auf einem vom Heere entfernten Posten, um einen feindlichen Ueberfall zu verhindern. (S. **Patrouille**.)

Piräeus, s. **Athen**.

Piraten, s. **Seeräuberei**.

Pirithoos, s. **Peirithoos**.

Pirkhaimer, Wilibald, lebte zur Zeit der geistigen Umwandlung des deutschen Volkes, wo sich überall der Mittelstand hob und mit ihm ein kräftiger Volksgeist, Betrieb-

samkeit, Bildung des Geistes und Geschmackes, wo man anfing, sich von veralteten Vorurtheilen zu trennen, und Künsten und Wissenschaften Eingang verschaffte und sie pflegte, wo ein neu erwachtes Selbstgefühl die Gemüther beseelte, gegen Willkür und Mißbräuche in die Schranken zu treten. Unter den Rittern, deren Namen die Geschichte ehrenvoll erwähnt als Beförderer der Bildung und aller wissenschaftlichen Bestrebungen, wird Wilibald Pirkhaimer bei Ulrich von Hutten und Andern ruhmvoll genannt als warmer Beschützer alles humanistischen, rein menschlichen, freien Strebens, welches die Reformation des geistigen Lebens vorbereitete. Er wurde im Jahre 1470 zu Eichstädt geboren und von der Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet. Sein Vater, aus einem edlen und reichen Geschlechte der alten Reichsstadt Nürnberg abstammend, versäumte nichts, wodurch die Anlagen des Knaben geweckt und ausgebildet werden konnten. Als er zum kräftigen Jünglinge gereift war, trat Wilibald, um den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt, der einer der Aufseher des schwäbischen Bundes war und durch Fehde von räuberischen Nachbarn viel zu leiden hatte. Hier bildete er sich kriegerisch aus; es war aber nicht die Absicht des Vaters, ihn zum Kriegs-, sondern zum Staatsmanne zu erziehen. Deshalb rief er ihn nach Verlauf von 2 Jahren wieder ab und schickte ihn nach Italien zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, die er zu Padua und Pisa mit dem rühmlichsten Eifer während eines 7jährigen Aufenthaltes zu erreichen strebte. Neben den Rechtswissenschaften studirte er mit Eifer alte Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie und füllte seine Mußestunden mit Musik aus. Kurz nach seiner Rückkehr verheirathete er sich und bekam die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg. Seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Rechtswissenschaft, seine feinen Sitten und überzeugende Beredtsamkeit machten ihn bald geachtet und würdig zur Uebernahme von Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten. Maximilian I. und nachher auch Karl V., von seinen ausgezeichneten Talenten überzeugt, ernannten ihn zu ihrem Rathe. In seinen Verhältnissen wirkte er stets mit Eifer und war ein großer Begünstiger der Reformation. Später zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte den Wissenschaften im Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Er gab mehrere Aufsätze historischen und politischen Inhalts heraus, unter welchen besonders die Briefe an die Gelehrtesten seiner Zeitgenossen als lehrreich hervorgehoben werden können. Seine Schriften wurden von Goldast (Frankf. 1610, Fol.) herausgegeben; seine „Historia belli Suitensis" von Münch übersetzt und mit P.'s Biographie begleitet (Basel 1826). Er starb 1530. Vergl. Mayer „P.'s Aufenthalt zu Neunhof, von ihm selbst geschildert, nebst Beiträgen zu dem Leben seiner Schwestern und Töchter" (Nürnb. 1828) und „Zum Andenken W. P.'s" (Nürnb. 1828).

Pirmasens, eine Stadt in der bayrischen Pfalz, die ehemalige Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, hat ein Schloß und etwa 5000 Einw., und ist durch den Sieg merkwürdig, den die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig am 14. Sept. 1793 über die Franzosen unter Moreau hier erfochten. Die letztern wurden bis an die Saar zurückgeworfen und hierauf sogar die Weissenburger Linien, eine für unüberwindlich gehaltene Verschanzung zwischen Weissenburg und Lauterburg, durch die vereinten Kräfte der Oesterreicher und Preußen am 13. Oct. erstürmt.

Pirna, eine Stadt im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen, zum Kreisdirectionsbezirk Dresden gehörig, mit der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein (s. d.) liegt am linken Ufer der Elbe, in welche hier die Gottleuba einmündet, in einer herrlichen Gegend und hat 6000 Einw., welche sich besonders von Schifffahrt und Handel mit Holz, Kalk und Sandstein ernähren, auch einige Fabriken, unter andern auch eine Steingutfabrik unterhalten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich nächst dem Schlosse auf dem Sonnenstein aus das Rathhaus, die von 1502—46 erbaute schöne Hauptkirche und die Kloster- oder Spitalkirche, die zu dem daselbst 1301 gegründeten Dominicanerkloster gehörte, 1686 abgebrochen und in bessern Stand gesetzt wurde. An die Stelle des ehemaligen Lyceums sind eine Knaben- und Mädchenschule, eine Armen- und Fabrikschule getreten,

auch hat die Stadt seit 1814 ein Waisenhaus, ein gut fundirtes Hospital und andere wohlthätige Anstalten. Von P. aus erstrecken sich zu beiden Seiten der Elbe über 8 Meilen lang, 3—4 Meilen breit, bis nach Böhmen und die Oberlausitz hin die berühmten Sandsteinlager, deren Brüche seit dem 16. Jahrhundert im Gange, später zum Baue fürstlicher Wohnungen nach Kopenhagen, Berlin, Sansouçi, Dessau, Wörlitz u. A., so wie für große Bauten in Sachsen das Material lieferten. Im Pirnaer, Hohensteiner und Stolpener Amte bilden ihre Kuppen die sächsischen Schweizergebirge, hier mit fruchtbarem Ackerlande bedeckte Höhen, dort stundenlange Felsenketten, über 6 bis 12 F. starke horizontale Steinlager in ihrem Schooße bergend, von denen die auf dem linken Elbufer bei Hennersdorf, Cotta, Markersbach und Hirnkretsham an der böhmischen Grenze, in der niedern Kirchleite und die Gansbrüche bei Wehlstädtl, auf dem rechten Elbufer die Postelwitzer, in der obern Kirchleite, die weißen Brüche bei Wehlstädtl, die bei Liebethal und Daube die besten und härtesten Steine liefern. Außer den gewöhnlichen Mauerquadern werden die bei Cotta gefundnen weichen, kieselreinen Blöcke von Bildhauern benutzt, überhaupt aber die Pirnaischen Steine zu Treppen, Fenstereinfassungen, und die bei Liebethal und Daube zu Mühlsteinen verarbeitet. Gegen 600 Menschen arbeiten in den Brüchen, und ungeachtet der Todesgefahr, in welcher sie leben, fehlt es nicht an Arbeitern, weil sie besser als Taglöhner gelohnt werden. Für dieses höhere Lohn geben sie aber auch ihre Gesundheit hin, selten erreicht einer das 50. Jahr. Wenn sie nicht verunglücken, so sterben sie an einer Art Lungensucht, welche der eingeschluckte Sandstaub erzeugt und einen frühen Tod herbeiruft, der durch die tiefste Armuth verbittert wird, weil man sie aus der Arbeit entläßt, sobald sie kränklich werden. — In dem an die Stadt P. sich anschließenden Flecken Hausberg besteht seit 1828 eine katholische Kirche nebst Schule. P. war in frühester Zeit böhmisches Lehen, das wiederholt verpfändet und eingelöst wurde, bis es seit 1404 bei Sachsen verblieb. Die Stapelgerechtigkeit, die es schon in sehr früher Zeit erlangt hatte, machte P. im Mittelalter zu einer der ansehnlichsten Städte Sachsens. Viel litt die Stadt im 30jährigen Kriege unter Baner und im Jahre 1639, sowie im 7jährigen Kriege und im Kriege von 1813.

Pirnaischer Mönch (Monachus Pirnensis) ist der von den Geschichtsschreibern allgemein angenommene Name für den Mönch Johann Lindner (lat. Tilianus) im Kloster zu Pirna, von dem wir unter dem Titel „Onomasticon" eine Art historisch-geographischen Lexikons besitzen. Er war der Sohn eines Schneiders aus Mönchsberg in Franken. Sein Werk umfaßt im Originalmanuscript 16 Buch Papier und ist in den Jahren 1480—1530 in deutscher Sprache niedergeschrieben. Es enthält Auszüge aus gedruckten Werken und mündliche Ueberlieferungen, wobei manches Märchen unterläuft; nur da, wo der Verfasser über ihm näher liegende Gegenstände als Zeitgenosse und Augenzeuge berichtet, ist es eine sehr wichtige Quelle für die sächsische Geschichte. Durch Zufall entging das Originalmanuscript von dem man keine Abschrift kennt, dem Untergange. Im 30jährigen Kriege nämlich ward es von den Schweden vom Rathhause zu Pirna herabgeworfen und fiel einem Krämer in die Hände, der bereits Düten davon zu machen angefangen hatte, als ein Landgeistlicher dasselbe an sich brachte und es dem Historiographen Knauth überließ, durch den es an die Leipziger Stadtbibliothek kam, wo es gegenwärtig aufbewahrt wird. Einen Auszug daraus mit besonderer Rücksicht auf sächs. Geschichte lieferte Mencken in den „Scriptores rerum german." (Bd. 2.).

Piroguen oder Pirogen heißen die aus einem Baumstamme gearbeiteten und unter dem Namen Canot (s. d.) bekanntern Fahrzeuge der Indianer. An der Küste von Labrador werden sie sehr künstlich aus einem leichten Holzgestelle, das mit Seekalbfellen überzogen wird, gefertigt und zum Fischfange benutzt. Sie fassen oft nur einen Mann. Die malaiische Proa ist eine eigenthümliche Gattung der Pirogue. Ihre eine Seite nämlich ist länglich rund und dicht am Borde steht der Mast; die andere Seite dagegen ist vollkommen gerade und bleibt allemal vom Winde abgekehrt, so daß man nur durch Umwen-

den des Segels hin und wieder fährt, und Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs wechselt. Sie sind wegen ihrer Schnelle berühmt.

Pirol (Oriolus galbula), einer der schönsten einheimischen Vögel, aus der Gruppe der Raben, lebt im südlichern Europa, kommt zu uns als Zugvogel im Mai, und heißt deshalb auch der Pfingstvogel; baut im Fliegen ein ziemlich künstliches Nest aus Grashalmen, ist unruhig, zänkisch, sehr scheu und daher schwer zu schießen und zu fangen. Er frißt Insecten, aber vorzüglich gern Kirschen, Weinbeeren und Feigen, und zieht im August von dannen. Die Männchen sind von citronengelber Farbe und schwarz auf Rücken und Flügeln, das Weibchen gelblich olivengrün. Die erstern zeichnen sich aus durch starken, flötenden Gesang und können als Zimmervögel gehalten werden.

Piron, Alexis, Sohn des Dichters Aimé P., geb. zu Dijon 1689, verließ seine Vaterstadt, nachdem er seine Jugend in niedern Ausschweifungen verlebt und durch ein gemein erotisches Gedicht sich noch um den letzten Rest von Ehre gebracht hatte. Er kam nach Paris, mußte, da seine Angehörigen ihn nicht unterstützten, die Dienste eines Schreibers suchen und konnte nur die Stunden der Erholung auf schriftstellerische Arbeiten verwenden. Doch glücklich genug, in seinen Lustspielen etwas Neues und Originelles zu schaffen, konnte es nicht fehlen, daß er durch seine „Metromanie" berühmt und den ersten Lustspieldichtern des 18. Jahrhunderts beigesellt wurde, nachdem dasselbe auf dem Theater Français gegeben und von dem Publikum wegen seines überraschenden und scharfen Witzes enthusiastisch aufgenommen war. Auch im bürgerlichen Leben war er beißend und scharfer Satyriker, so daß selbst Voltaire ihn fürchtete, der seine öftern Versuche, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden, zu hintertreiben wußte. Er nannte die Mitglieder im Aerger hierüber „schöngeistige Invaliden" (les invalides du bel-esprit) und suchte sie noch in seiner selbst gefertigten Grabschrift lächerlich zu machen: Ci-gît Piron, qui ne fut rien, pas même Académicien. P.'s Werke stehen denen des natürlichen Lafontaine und des feinen und eleganten Voltaire zwar nach, aber dennoch sind sie wegen des fröhlichen Tones und des launigen, überraschenden Witzes werthvoll. P. starb 1773.

Pirouette, schnelle Umdrehung, heißt in der Tanzkunst eine zwei- oder mehrfache Umdrehung auf einem Fuße auf derselben Stelle. In der Reitkunst bezeichnet man damit eine Art Volte, welche das Pferd auf derselben Stelle macht, so daß nach der schnellen Umdrehung das Pferd da mit dem Kopfe steht, wo es sich erst mit dem Schweife befand.

Pisa, große und schöne, jetzt nur gering bevölkerte Stadt in dem italienischen Großherzogthum Toscana, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, 1 Meile vom Meere, am Flusse Arno gelegen, der sie in 2 durch 3 Brücken verbundene Hälften theilt. Stille und Einsamkeit, wie in so vielen mittelalterlichen Städten Italiens, herrscht auf ihren langen und breiten Straßen; die ehedem 150,000 Seelen starke Bevölkerung ist bis auf 20,000 herabgekommen, die herrlichen, das Ufer des Arno zierenden großen, festungartigen Gebäude sind Denkmäler gesunkener Größe und erinnern an die Zeit, da P. einst unter Italiens Stadten den ersten Rang behauptete. Groß ist die Menge der kirchlichen Gebäude dieses erzbischöflichen Sitzes; unter ihnen nimmt der im 11. Jahrhundert erbaute Dom den ersten Platz ein, dessen 76 marmorne Säulen und gegossene Metallthüren an Salomo's Tempel erinnern, mit dem hängenden, aus Marmor erbauten, 168 Fuß hohen Glockenthurme, dessen Neigung im Scheitel fast 15 Fuß beträgt, ein Meisterwerk deutscher Baukunst. Dem Dome gegenüber liegt die herrliche Täuferskirche, und wie der mit den ersten Meisterwerken der Baukunst und Malerei gezierte Kirchhof Campo Santo, dessen heilige Erde die Pisaner aus Jerusalem holten, so mehren auch der majestätische Palast, die ehemalige Residenz der Ritter des 1561 gestifteten St. Stephansordens, das Rathhaus, das Arsenal mit den den Türken genommenen Geschützen und die Universitätsgebäude die Pracht der alten Pisanerstadt. Die hiesige Universität, angeblich 1330 gestiftet und 1472 erneuert, hatte zu allen Zeiten treffliche Lehrer aufzuweisen, besitzt eine große Bibliothek, gute Sternwarte, botani-

schen Garten, ein physikal-medicinisches Collegium, Naturalien- und Kunstsammlungen und ein landwirthschaftliches Institut, wird aber nur von wenigen Studirenden besucht. Die Einwohner unterhalten Baumwollen- und Seidenwebereien, eine Blei- und Glashütte und Vitriolsiederei. Während Handel und Gewerbe gesunken sind, lebt ein großer Theil der Bevölkerung vom Oelbau auf den fruchtbaren Feldern, und ein anderer zieht bedeutenden Gewinn aus den in der Nähe befindlichen, berühmten Marmorbrüchen. Drei Stunden von der Stadt entfernt sind die durch ihre warmen und schwefelhaltigen Quellen berühmten Bäder von Pisa, welche jetzt ebenfalls nicht so stark wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts besucht werden. — Im Mittelalter war Pisa eine der bedeutendsten Republiken Italiens; Handelsgeist hatte nicht den Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe gefesselt, sondern die Waffenthaten der Pisaner erhoben den Glanz ihres Freistaates. Siegreich im Kriege mit den Sarazenen, eroberten sie Sardinien und Corsica, sandten Flotten zur Unterstützung der Heere im heiligen Kriege und kämpften mit Genua und Florenz um das Primat im Mittelmeere. Im Streite der Kaiser Friedrich I. und II. gegen päpstliche Frechheit und Anmaßung in Italien nahmen sie als Freunde der Kaiser die Partei der Gibellinen, fochten gegen die Guelfen in Genua, Lucca und Siena und verloren in der unglücklichen Seeschlacht bei den Balearen ihre gegen 50 Segel starke Flotte, den Seehafen von Livorno an Genua und an Gregor IX. Sardinien. Zwietracht im Innern beschleunigte den Untergang ihrer politischen Größe, und nur kurze Zeit herrschte der Usurpator Ugolino della Gherardeska 1282 über das sinkende Pisa. Denn als seine verrätherischen Unterhandlungen mit den Florentinern an das Licht kamen, vertrieb man ihn; nach seiner gewaltsamen Wiedereinsetzung ward er aber verhaftet 1288, mit seinen Söhnen in den Hungerthurm geworfen und dem elendesten Tode preisgegeben. Heldenthaten seltener Art verherrlichen Pisas Kampf gegen die mächtige Nebenbuhlerin Florenz, und nur der List und dem Verrathe der Nachfolger Giov. Galeazzo Visconti's, Herzogs von Mailand, gelang es, das freie Pisa an Florenz zu verkaufen, weshalb mehr als die Hälfte der Einwohner in der Fremde eine neue Heimath suchten. Karl VIII. von Frankreich sollte nach 88 Jahren der Knechtschaft das erniedrigte Pisa zur Freiheit erheben, vor seinem Heere (auf seinem Römerzuge) 1494 flohen Pisas Bedrücker, und es schwur dem Könige als Schutzherrn Treue und Ergebenheit. Das reizte die Nachbarn nach der Franzosen Entfernung zu neuen Angriffen; Florenz rüstete sich zum Unterjochungskampfe, der von 1499 bis 1509 währte. Die Belagerungen der Stadt von 1503, 1504 und 1505 scheiterten an dem Muthe und der Tapferkeit der Pisaner, in deren Reihen die Weiber rüstig an den Wällen der Stadt arbeiteten, bis endlich bei der vierten Belagerung 1509 der Hunger siegte, und Pisa, des letzten Schimmers seiner Selbständigkeit beraubt, in die Hände der Florentiner fiel (vgl. „Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa", von K. Treitschke, Lpz. 1814). Zwei allgemeine Kirchenversammlungen wurden zu Pisa gehalten. Erstere berief 1184 Innocenz II., der mit den Bischöfen von Frankreich, Deutschland und Italien seinen Gegenpapst Anaklet in den Bann that. Letztere kam in Uebereinstimmung der Cardinäle beider schismatischen Päpste, Gregor's XII. und Benedict's XIII., 1409 zu Stande. Es hatten sich zu diesem Concil mehr denn 550 hohe und niedere Geistliche, die Deputirten von 15 Universitäten, die Gesandten vieler Könige und Fürsten eingefunden, nicht aber jene Päpste, welche, um Ruhe und Eintracht in der Kirche wieder herzustellen, als Ketzer, Meineidige und Schismatiker entsetzt, und Alexander V. unter dem Versprechen, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, gewählt wurde. Bekanntlich blieb es aber nur bei dem Versprechen, und statt die Ruhe der Kirche hergestellt zu haben, ward das Zerwürfniß durch den dritten Papst nur noch erhöht.

Pisander, griech. Peisandros, ist der Name zweier Helden im heroischen Zeitalter, von denen der eine, ein Trojaner von Geburt und Sohn des Antimachus, von Agamemnon getödtet wurde, der andere ein Anführer der Myrmidonen war. Historisch bekannter aber und wichtiger ist der Spartaner Pisander, der Schwager des Agesilaus, welcher in den Kämpfen Spartas gegen Persien, das im Vereine mit vielen griechischen Staaten,

bald nach dem peloponnesischen Kriege das mächtig gewordene Sparta zu demüthigen suchte, einen thätigen Theil nahm. Von Agesilaus hatte er nämlich den Oberbefehl über die Flotte erhalten, erlitt aber, als es bei Knidos (s. d.) zur Schlacht kam, durch die vereinigte pers.-hellen. Flotte unter Konon (s. d.) und Pharnabazus (s. d.) eine völlige Niederlage und verlor selbst dabei sein Leben.

Pisang, richtiger Banane, ist ein krautartiges Gewächs aus der Familie der Musaceen, das eine 3jährige bisweilen auch ausdauernde Wurzel hat, aus welcher mehrere weiche, saftige, 6 bis 20 F. hohe, aus den Scheiden der Blattstiele bestehende Stämme emporschießen. Die Blätter sind nicht selten halb so lang wie der Stamm, schön grün und seidenartig glänzend und zwischen ihnen entwickeln sich die von rothen oder violettblauen Scheiden umgebenen Blüthenkolben. Die reifen Früchte sind mehr oder weniger cylindrisch, bisweilen eckig, den Gurken etwas ähnlich, aber von außerordentlich wechselnder Beschaffenheit, da die Banane durch Cultur in zahllose Spielarten zerfallen ist, die jedoch alle von zwei botanisch verschiedenen Arten (Musa paradisiaca und Musa sapientum) herstammen. Wild trifft man jetzt keine derselben mehr an. Wahrscheinlich gehörten beide ursprünglich dem indischen Archipel an, von wo sie schon in den frühesten Zeiten über alle tropische Länder der östlichen Halbkugel verbreitet worden sind. Man fand sie nämlich nicht nur bei Entdeckung Polynesiens auf allen großen, seit Jahrtausenden von jeder Verbindung abgeschnittenen Inseln, auch in Amerika waren sie schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. ein wesentliches Nahrungsmittel der Bevölkerung. Gegenwärtig sind sie dort bis in die äußersten Tiefen der Urwälder verbreitet; sie begleiten den seinen Wohnsitz oft wechselnden Inder, bilden in der Nähe der Städte und in großen Pflanzungen vereint den Reichthum vieler Grundbesitzer und sind für die Bevölkerung aller Classen und aller Farben in allen tropischen Ländern ein wahrer Stab des Lebens. Humboldt berechnet, wie ein kleines Feld, mit den keine Cultur verlangenden Bananen bepflanzt, genügt, eine zahlreiche Familie das ganze Jahr hindurch mit reichlicher und gesunder Nahrung zu versehen. Die Früchte der kleinen Banane (Musa sapientum) sind roh und wie Obst eßbar; die der andern Art dagegen, welcher Varietät sie auch angehören mögen, müssen bereitet werden. Die Banane ersetzt den tropischen Ländern nicht allein das Brod, sondern dient auch als Gemüse, je nachdem sie im unreifen oder reifen Zustande zubereitet wird. Die bei uns mit Mühe in Treibhäusern erlangten Bananen sind schlecht und schmacklos. Von den Ländern Europas sind für die Cultur der Bananen nur Sicilien, Andalusien und die griech. Inseln geschickt.

Pisano, Nicola, Bildhauer und Architekt, geb. ums Jahr 1200, lebte und wirkte meist in seiner Vaterstadt Pisa und starb nach 1266. Er bildet in der italienischen Kunstgeschichte eine höchst wichtige Erscheinung. Nach Jahrhunderten der Rohheit und Verarmung in der Sculptur stellten seine Werke eine plötzliche neue Entwickelung zu antiker Freiheit und Schönheit der Form dar, die aber im 14. Jahrhundert von neuem verloren ging, um erst im 15. mit den großen Florentinern wieder zu erwachen. Das Außerordentliche einer solchen isolirten kunstgeschichtlichen Erscheinung hat von jeher verschiedene Erklärungen hervorgerufen. Von seinen Lehrern, byzant. Bildhauern wie es heißt, konnte P. seinen neuen Stil nicht erlernen, weil dieselben schon einer völligen Leblosigkeit der Darstellung anheimgefallen waren; daher nahm man bisher als wahrscheinlich an, daß er nach aufgefundenen Antiken, besonders Sarkophagen, studirt und von denselben seine Darstellungsweise entnommen habe. Dagegen hat Kugler in seiner „Kunstgeschichte" nachzuweisen versucht, daß P. in seinem frühesten Werke, einem Relief an der Façade des Doms zu Lucca vom J. 1233, viel weniger an die Antike als an den damaligen höchst entwickelten und edlen Stil der deutschen Sculptur erinnere, welcher ihm durch wandernde nordische Künstler bekannt geworden sein mag. Erst in den berühmten Reliefs an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa zeigt er sich völlig eingenommen von der Antike; hier ist die Form nach antikem Prinzip um ihrer selbst und ihrer eigenen Schönheit willen behandelt. Aus seiner spätern Zeit ist die Kanzel des Doms zu Siena und der prachtvolle Sarkophag des

heiligen Dominicus in Bologna, außerdem wird er als Architekt mehrerer Kirchen in Pisa, Pistoja, Volterra u. s. w. genannt. — Sein Sohn und Schüler Giovanni P., geb. um 1240, gest. 1320, wurde als Bildhauer und Architekt einer der wichtigsten Repräsentanten des seit Ende des 13. Jahrh. in Italien überwiegend gewordenen german. Stils. Von ihm wurde das berühmte Campo santo in Pisa angelegt; er arbeitete die Grabmäler Urban's IV., Martin's IV. und Benedict's XI. in der Kirche zu Perugia, baute die Vorderseite des Doms zu Siena und führte mehrere andere Bauwerke aus in Neapel, Orvieto und Pistoja. Für die bischöfliche Kirche zu Arezzo arbeitete er die mit ausgehauenen Figuren, Laubwerk, Musiv- und Schmelzarbeit gezierte marmorne Tafel des Hochaltars, welche 30,000 Goldgulden kostete, für Florenz das Taufgefäß in der Kirche zu St. Johannes, für die Kirche des heil. Dominicus zu Bologna den Hochaltar und in seiner Vaterstadt die Kanzeln des Doms und der Kirche auf Campo santo. — Andrea P., geb. 1280, gest. 1345, Bildhauer und Architekt, Giotto's Freund, arbeitete in Florenz die Statuen am Glockenthurm des Doms und die schöne ältere Bronzethür des dortigen Baptisteriums, Werke, worin der germanische Stil sich streng und kräftig ausspricht. — Minder bedeutend waren seine Söhne Nino und Tommaso P. — Victor P., genannt Pisanello, ein Maler, geb. 1368 zu San-Viglilio sul Lago im Veronesischen, stand am päpstlichen Hofe in großem Ansehen und starb 1448. Was sich von seinen Malereien in Rom, Venedig, Verona und Pistoja erhalten hat, beurkundet ihn als einen erfahrenen Meister. Doch berühmter wurde er dadurch, daß er zuerst oder als einer der Ersten Schaumünzen, meist aus Bildnissen, mit gut erfundenen und ausgeführten symbolischen Rückseiten bestehend, modellirte, in Formen abdruckte und in Metall goß. Besonders die Köpfe dieser meist zwischen 1429 und 1448 gefertigten Stücke gehören zum Trefflichsten in ihrer Art.

Pischauer, von den Engländern Peshawer geschrieben, ist der Name einer zum Königreich Lahore (s. d.) oder dem Staate der Sikhs (s. d.) gehörigen Provinz, welche auf dem rechten Ufer des obern Indus am Ostrande des Tafellandes von Iran liegt, und das untere Thal des Kabulflusses von den Kheiberpässen an bis zu dessen Mündung in den Indus, Attock gegenüber umfaßt. Das Land gehörte früher zu dem östlichen Afghanistan (s. d.), von dem es auch in geographischer Hinsicht einen Theil ausmacht, wurde aber von Rundschit Singh (s. d.) König von Lahore, erobert und mit dem Sikhstaate vereinigt. In diesem Thale verschmilzt sich europäische Natur mit indischer, und obwohl 3000 F. über dem Meere erhaben, gedeihen in der Thalebene doch das Zuckerrohr und andere Tropengewächse. Die Masse der Einwohner besteht aus mohammedan. Tadschiks und Hindkis; weit geringer an Zahl sind die Sikhs, die Herrscher des Landes, und die zurückgebliebenen Afghanen. Die Hauptstadt Pischauer liegt mitten in der Ebene der Provinz. Die vorzüglichsten Gebäude derselben sind der Bala-Hissar oder das Schloß, ein großes Gebäude mit schönen Gärten, in welchem sonst die Könige von Kabul häufig residirten, und das Karavanserai. Vor den innern Unruhen und den Kriegen, welche das Land in neuester Zeit zerrütteten, war P. durch Handel und Ackerbau blühend, besaß eine berühmte und stark besuchte mohammedanische Schule und zählte 100,000 Einw., während es gegenwärtig kaum noch 70,000 zählt.

Pisé heißt eine wohlfeile und besonders für unbemittelte Landbewohner sich eignende Bauart. Auf einem etwa drei Fuß hohen steinernen Sockel stampft man nämlich zwischen hölzernen, aus Pfählen und Bretern bestehenden Formen Erde ohne alle Vorbereitung, so wie sie feucht, etwa einen Fuß tief angetroffen wird, und errichtet so Gebäude aus einem Stück. Die Stärke der Mauern hängt von der Höhe des Baues ab. In die Fenster- und Thüröffnungen werden nach hinlänglichem Austrocknen der Wände Einfassungen aus Bohlen festgemauert, welche das Gebälk und die Breterbekleidung gemeinschaftlich vertreten. Zum Pisébau kann jede Erdart genommen werden, in welcher sich bei nasser Witterung Fahrgeleise bilden, die auch bei darauf folgender trockner Witterung stehen bleiben; doch darf sie nicht zu viele und nicht zu große Steine enthalten. Der fette Thon und Lehm ist nur mit Kies und Sand vermengt, brauchbar. Mit vegetabilischen Theilen

darf die Bauerde nicht vermengt sein. Diese Bauart zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie wohlfeil, feuerfest und trocken ist, sehr warm hält und daß ihr selbst heftige Erderschütterungen wenig schaden. Reparaturen bedarf der Erdbau gar nicht, denn stellen sich bei ihm die Gebrechen des Alters ein, so muß zum Neubau geschritten werden. Das alte Gebäude gibt dann noch ein treffliches Düngungsmittel. Der Pisébau war schon den alten Römern bekannt. So erzählt Plinius, daß in Spanien und Afrika Mauern aus Erde aufgeführt würden, die man Formenwände nenne, und daß diese mehrere Zeitalter von Regen, Sturm und Feuer unbeschädigt beständen, fester als Bruchsteinmauern. In neuerer Zeit haben hauptsächlich der Professor Conitereaux und die Baumeister Wimpf und Wölfer den Pisébau wieder in Vorschlag gebracht. Vgl. Wimpf, „Der Pisébau" (Weilburg 1837—38) und Wölfer, „Der verbesserte Pisébau" (Weim. 1835).

Pisidien, eine Landschaft in Kleinasien, lag am nördlichen Abhange des Taurus und wurde in frühester Zeit als ein Theil von Pamphylien (s. d.) betrachtet. Die Pisidier, Bewohner dieses Landes, waren tapfer und kühn, wurden aber von ihren Nachbarn wegen ihrer Räubereien gefürchtet.

Pisistratus, s. Peisistratos.

Piso ist der Name einer Familie des römischen plebejischen Geschlechts der Calpurnier (s. Calpurnius), die zuerst im zweiten punischen Kriege hervortritt, wo ein Cajus Piso 216 v. Chr. bei Cannä gefangen wurde, der dann 211 die Prätur bekleidete. — Sein gleichnamiger Sohn, der im J. 180 Consul war, adoptirte den Lucius Cäsonius, der darauf Lucius P. Cäsoninus sich nannte. Er war im J. 154 als Prätor in Spanien und führte 148 als Consul in Asien Krieg. Von ihm trug fortan dieser Zweig der Familie den Zunamen Cäsoninus. — Sein ebenfalls gleichnamiger Sohn war 112 Consul und fiel 107 als Legat des Consuls Lucius Cassius in Gallien mit diesem gegen die Tiguriner. Des Letzteren Enkel, desselben Namens, bekleidete 61 die Prätur und verheirathete seine Tochter Calpurnia (s. d.) 59 an Julius Cäsar. Durch den Einfluß des Letztern erhielt er mit Aulus Gabinius das Consulat im J. 58, als Clodius (s. d.) Volkstribun war, den er besonders in seinem Verfahren gegen Cicero begünstigte. Dadurch erbittert, griff ihn dieser im J. 55 in einer noch erhaltenen Rede im Senat wegen schmählicher Verwaltung der Provinz Macedonien auf das heftigste an. Im J. 50 war er Censor und suchte im folgenden Jahre, aber vergebens, die aristokratische Partei zu einem friedlichen Vergleiche mit Cäsar zu stimmen, ebenso vergebens waren seine Bemühungen, nach Cäsar's Ermordung im J. 44 den Frieden zu erhalten. — Sein Sohn Lucius Calpurnius P. Cäsoninus war Consul im J. 15 v. Chr., stand bei Augustus und Tiberius in Gunst und erhielt durch den Letztern die Präfectur der Stadt, die er mit vorzüglicher Tüchtigkeit verwaltete. Er starb 80 Jahre alt im J. 32 n. Chr. Er ist vermuthlich der P., an den und dessen Söhne Horatius seine „Epistel über die Dichtkunst" richtete. — Lucius Calpurnius P. erhielt wegen seiner Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit den ehrenden Beinamen Frugi, d. i. der Brave oder Biedere, der diesem Zweige der Familie verblieb. Er gab als Volkstribun im J. 149 v. Chr. das erste Gesetz gegen Erpressungen (lex Calpurnia repetundarum), in deren Folge die erste Quaestio perpetua eingerichtet wurde, kämpfte als Consul 133 gegen die Sclaven in Sicilien und schrieb eine für uns verlorene Geschichte Roms bis auf seine Zeiten. Sein Enkel Cajus, der erste Gatte der Tochter Cicero's, Tullia, starb, nachdem er die Quästur bekleidet hatte, sehr jung im J. 57. — Durch Adoption gehörte dem Zweige der Frugi an Lucius Calpurnius P. Frugi Licinianus, den Galba zu seinem Nachfolger erkor und adoptirte und der mit ihm durch Otho im J. 69 n. Chr. ermordet wurde. — Die folgenden Pisonen gehörten andern Zweigen der Familie. Cajus Calpurnius P. war im J. 67 v. Chr. Consul und Führer der aristokratischen Partei. Er widersetzte sich vergebens dem Gesetz, durch welches Gabinius (s. d.) dem Pompejus für den Seeräuberkrieg ungemessene Macht übertrug. Cnejus Calpurnius P. nahm im J. 65 an der ersten nicht zum Ausbruch gelangten Verschwörung des Catilina (s. d.) Antheil und fiel im

folgenden Jahre als Quästor in Spanien. Cnejus Calpurnius P. war ein unbeugsamer Anhänger der Aristokratie, focht bis 46 v. Chr. gegen Cäsar, schloß sich später an Brutus und Cassius an, wurde von Augustus begnadigt und war 23 v. Chr. Consul. Sein Sohn Cnejus war im J. 7 v. Chr. mit Tiberius Consul und erhielt von diesem, als er Kaiser geworden, die Verwaltung von Syrien. Er vergiftete den Germanicus (s. d.), der mit der Leitung des Orients beauftragt war und mit dem er in Streitigkeiten kam, vermuthlich auf Antrieb des Tiberius, im J. 19 n. Chr. zu Antiochia. Da das Gefolge des Getödteten dem Cajus Sentius die Leitung der Provinz übertrug, ging P. nach Rom und tödtete sich daselbst im J. 20 n. Chr., als er sah, daß Tiberius, dem Ingrimm des Volks, das den Tod des Mörders verlangte, weichend, ihn aufgab und dem Senate die Untersuchung übertrug; auch seine Gemahlin Munatia Plancina, die an dem Verbrechen Theil genommen, tödtete sich, als sie noch im J. 33 auf Tiberius Befehl wegen desselben angeklagt wurde. — Cajus Calpurnius P. versuchte im J. 65 n. Chr. eine Verschwörung gegen Nero, die aber entdeckt wurde. P. tödtete sich selbst, die zahlreichen Theilnehmer, zu denen auch Fenius Rufus, einer der prätorianischen Präfecten, Seneca, Lucanus u. A. gehörten, wurden von Nero auf das grausamste verfolgt und bestraft. — Zuweilen wird auch Lucius Calpurnius Bestia, wahrscheinlich mit Unrecht, zu der Familien der Pisonen gerechnet. Er war im J. 111 Consul, ließ sich als solcher von Jugurtha (s. d.) bestechen und wurde deshalb in Rom 110 auf Antrag des Tribunen Manilius belangt und verurtheilt. Im J. 90, als der Tribun Quintus Varius antrug, die Urheber des Bundesgenossenkriegs zu belangen, entzog er sich einer zweiten Verurtheilung durch freiwilliges Exil.

Pistacien oder grüne Mandeln heißen die angenehm öligsüß schmeckenden Samenkerne der ächten Pistacie (Pistacia vera), eines in Indien und Kleinasien einheimischen, in Südeuropa zum Theil verwilderten Baumes. Sie haben mit den Mandeln und Pinien gleiche Eigenschaften und fast gleichen Geschmack. Da sie leicht ranzig werden, versendet man sie selten. Wegen der grünen Farbe bedient man sich ihrer in den Apotheken, um Morsellen, und im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren.

Pistill (pistillum), eine Mörserkeule in den Apotheken. In der Botanik ist es derjenige Theil der Blumen und Blüthen, der in der Mitte derselben steht und die Samenkörner einschließt. Es steht ganz unten in der Blüthe unmittelbar auf dem Kelche, bewahrt und beschützt den Samen bis zu seiner Reife, wo es die Funktionen einer Gebärmutter verwaltet. Der Same ist gleich der thierischen Frucht mit einer Nabelschnur versehen und durch einen Stengel, der aus dem P. aufsteigt und inwendig hohl ist, mit einander vereinigt. Der Stengel endet mit einer Oeffnung (Stigma), der der weibliche Geschlechtstheil der Pflanzen ist, durch welche der befruchtende Blumenstaub in das P. eindringt und die darin befindlichen Eier befruchtet. Nach dem Verblühen der Blume verhärtet sich bei den meisten Pflanzen das P. und platzt auf, um den Samen zu zerstreuen, wenn Menschenhände nicht zuvorkommen. Einige Pflanzen schleudern sogar durch eine innere geheime Kraft den Samen weit um sich herum.

Pistocchi, Francesco Antonio, ein berühmter Gesanglehrer, wurde 1660 zu Bologna geboren, woselbst er durch seine metallreiche und reine Sopranstimme Aufsehen machte. Ein ausschweifendes Leben zerstörte diese treffliche Naturgabe, und ganz mittellos trat er in die Dienste eines Componisten als Notenschreiber, wo er Gelegenheit fand, mit der Theorie der Musik sich vertraut zu machen. Mit Nutzen arbeitete er hier längere Zeit, bildete sich, im Besitze einer sonoren Baritonstimme, auf Reisen durch Europa zum Gesanglehrer, ward Kapellmeister zu Anspach und trat zu Anfang des 18. Jahrh. zu Bologna mit einer neuen Methode des Gesangunterrichts auf. Aus seiner Singakademie gingen große Künstler, wie Pasi und Bernacchi, und die berühmten Sängerinnen, Faustina u. A. hervor, und die von ihm empfohlene Methode, in der Folge vielfach verbessert, ward die Grundlage des neuen italienischen Gesanges, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß ihm eine geringere Fülle von Coloraturen und Passagen zu wünschen wäre, die sich auf

Kosten des natürlichen Gesanges, wie er sich in den Compositionen deutscher Meister findet, seit P. in die italienischen Gesangschulen eingedrängt hat. Als Glied eines geistlichen Ordens beschäftigte er sich mehr mit Kirchenmusik als mit Opern.

Pistoja, Hauptstadt des gleichnamigen Vicariats im Florentinischen Gebiete von Toscana, nicht weit von Ombrone, Sitz des Vicars und Erzbischofs, hat Mauern und Wälle, eine Citadelle, schöne Kathedrale mit vielen Reliquien und Kostbarkeiten und außer den 27 Pfarrkirchen noch 10 Mönchs- und 16 Nonnenklöster. Gerade, breite Straßen mit schönen Palästen geben der Stadt ein freundliches Ansehen, welche ein Gymnasium, bischöfliches Seminar, zwei Bibliotheken und ein Hospital besitzt, und deren 12,000 Einw. sich mit Wollen- und Eisenwaarenfabrikation, besonders Verfertigung guter Flintenläufe, beschäftigen und in der Nähe der Stadt diamantartige Kiesel finden.

Pistoja, Leonardo da, mit dem Beinamen Malatesta, hieß, wie es scheint, mit seinem Familiennamen Grazia und lebte um 1540. Auf seine eigenthümliche Richtung sollen die Werke des Leonardo da Vinci von Einfluß gewesen sein. In Rom wurde er ein Schüler Francesco Penni's. Seine Gemälde zeichnen sich durch ihr Colorit, weniger durch die Zeichnung aus. Er lieferte namentlich viele vortreffliche Porträts, die er sich aber auch sehr theuer bezahlen ließ und arbeitete vorzüglich zu Lucca, Rom und Neapel, wo er starb.

Pistole ist ein kurzes Feuergewehr, aus denselben Theilen, wie die Flinte bestehend; der Kolben aber ist dünner und gekrümmter und in der Krümmung mit Messing beschlagen, welchen Theil man Griff nennt, da er zum Halten der Pistole in freier Hand dient, weil sie nicht, wie die Flinte, beim Abschießen angelegt wird; gewöhnlich hat sie auch eine Vorrichtung für den Ladestock. Sehr kleine Pistolen heißen Terzerole, und diese sowohl, als jene größeren, hat man doppel-, selbst vierläufig. Es scheinen die Pistolen zuerst in Italien gebraucht worden zu sein; anfangs mit einem Luntenschloß versehen, wurden sie nachher in Pistoja (daher auch ihr Name kommen soll) verbessert und bekamen zu Ende des 17. Jahrh. ein französisches Schloß. Unter elektrischer Pistole versteht man ein in Gestalt einer Pistole oder kleinen Kanone gebrachtes Gefäß, welches mit explodirender Luft gefüllt und mit einem Korkstöpsel verschlossen wird; die Entzündung der Luft im Innern des Gefäßes geschieht mittels des elektrischen Funkens, wodurch dann der Kork mit starkem Knalle herausgetrieben wird. Um die Pistole mit Knallluft zu füllen, hatte man gewöhnlich folgendes Verfahren: man hielt dieselbe mit ihrer Mündung einige Secunden über eine mit Wasserstoffgas gefüllte Flasche, wobei das Gas in das Gefäß stieg, sich mit der darin enthaltenen atmosphärischen Luft zu Knallgas mischte; darauf trieb man den Korkstöpsel in die Oeffnung des Gefäßes und erregte die Explosion durch einen elektrischen Funken. Nach und nach hat man angemessene Apparate erfunden, wodurch auf schnelle Weise und in passendem Verhältniß Knallluft entwickelt wird. Unter Anderem erfand Pickel eine eigene zum Geschwindschießen sehr bequem eingerichtete Pistole, mit welcher man in einer Minute 8 bis 10 Schüsse thun kann. — Das Wort Pistole kommt auch in der Papiermacherkunst vor als Bezeichnung eines Gefäßes, in Form einer kupfernen Röhre, dessen sich der Papiermacher bedient, die Werkbutte in der nöthigen Wärme zu erhalten und dabei der gewöhnlichen Blasen und Kessel zu entbehren. — Auch in der Münzkunde findet man das Wort Pistole und es bedeutet hier ein spanisches Goldstück von der Größe und dem Werthe eines Louisd'or. Die Pistolen waren anfangs von sehr unförmlicher Gestalt, erst seit 1730 erschienen sie rund und von besserm Ansehn. Ihnen nachgebildet sind die Pistolen in Italien und der Schweiz (in Basel eine Pistole gleich 6 Rthlr. 9 Sgr.), die Louisd'or, Friedrichsd'or u. s. w.

Pitard, Jean, ein berühmter französischer Wundarzt, war erster Leibchirurg König Ludwig's IX. oder des Heiligen von Frankreich, den er auf seinen Feldzügen und auch nach Palästina und Aegypten gegleitete. Er diente auch den beiden Nachfolgern Ludwig's und starb in sehr hohem Alter um 1311. Sein Name hat sich durch die Gründung des Pariser

Collegiums der Wundärzte, um 1260, welches diesem Stande mehr Würde und Ansehen gab, bis auf die neueste Zeit in ehrenvollem Ansehen erhalten.

Pitaval, Franç. Gayot de, ein franz. Rechtsgelehrter, geb. zu Lyon 1673, war Anfangs Soldat, studirte dann die Rechte, wurde 1713 Advokat und starb 1743. Seine Schriften sind jetzt vergessen, mit Ausnahme seiner „Causes célèbres et intéressants" (20 Bde., Par. 1734 flg., deutsch, 9 Bde., Lpz. 1747—67), die vom Parlamentsadvokaten Richer fortgesetzt wurden und eine Sammlung der berühmtesten Rechtsfälle nebst deren Entscheidung enthalten. Hitzig und Häring haben in neuester Zeit eine ähnliche Sammlung unter dem Titel „Neuer Pitaval" (Bd. 1—14, Lpz. 1842—49) erscheinen lassen.

Pitcairn ist eine kleine, fünf Seemeilen im Umfange große, von Felsen umgebene Insel im südlichen Australien, welche bis 1790 unbewohnt war. Die Mannschaft eines englischen Schiffes, das 1788 von Otaheiti nach Westindien fuhr, empörte sich, setzte den Schiffslieutenant mit 18 andern Begleitern auf ein Boot und überließ sie den Wellen, während die Empörer, vom Steuermann Christian geführt, mit dem Schiffe einen Ort in der weiten Wasserwüste suchten, wo sie sich als unabhängige Kolonie niederlassen könnten. Sie fanden die Insel P., welche diesen Namen unbegreiflicherweise von einem Engländer früher erhalten haben soll, für geeignet zu einer Niederlassung. Bei der Besitznahme der Insel theilte die Mannschaft Jedem ein Stück Land als Eigenthum zu, nur wurden die farbigen Gefährten davon ausgeschlossen und als Sclaven behandelt. Daraus erwuchs blutiger Hader, in welchem die Weißen und Farbigen einander erschlugen bis auf vier Engländer, darunter Alexander Smith, genannt John Adams, und Ed. Young, welche Beide gute Ordnung herstellten und das nachwachsende Geschlecht in den Grundlehren der Menschheit unterrichteten. Dadurch hatte zumal Adams so viel Ansehn gewonnen, daß ihn, einen Greis, Alle als ihren Vater verehrten. Nach Christians früh erfolgtem Tode lebte die Gesellschaft in biederer Eintracht, ohne daß sich auch nur ein Glied eines Vergehens gegen die einfache Sitte schuldig gemacht hätte. Die jungen Leute durften sich heirathen, sobald sie so viel Land urbar gemacht und angebaut hatten, als zur mäßigen Erhaltung einer Familie erforderlich war. Auf der Insel gibt es tropische Gewächse zur Nahrung und zum Tauschhandel in hinreichender Menge, und in den Gehölzen wachsen auch Thiere der Wildniß. Erst nach 20 Jahren, als die Engländer Nachricht über diese Niederlassung erhalten hatten, sandten diese 1815, 1825, 1830 Schiffe dorthin, um die Verhältnisse zu untersuchen. Man fand 1825 ein kleines viereckiges Dorf Pitcairn und eine Bevölkerung im Ganzen von 66 Köpfen. Aus Besorgniß, die Einwohner möchten bei ihrer Vermehrung nicht Platz genug haben, versetzte man sie 1830 nach Otaheiti, wo sie sich aber unter der dortigen Sittenlosigkeit so sehr nach ihrem alten züchtigen Leben in der Einsamkeit zurücksehnten, daß ein Theil wirklich die Erlaubniß erhielt, wieder nach Pitcairn zu gehen. Vgl. Otto von Kotzebue „Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26" (2 Bde., Weimar 1830); Beechey „Narrative of a voyage to the Pacific and Beering's straits" (Lond. 1832, 4.).

Pithecusä, s. Ischia.

Pithöus, Peter, eigentlich Pithou, ein für die Beförderung des Studiums der alten Literatur überaus thätiger französischer Staatsmann, wurde 1539 zu Troyes geboren, war eine Zeit lang Generalprocurator von Paris und starb 1596 zu Nogent sur Seine in der Champagne. Seine Erklärungen mehrerer lat. Dichter, wie des Persius, haben ihm einen verdienten Ruf erworben, auch lieferte er die erste Ausgabe der Fabeln des Phädrus (Troyes 1596) aus einer Handschrift, die sein Bruder Franz P., gest. 1607, aufgefunden hatte. Zu seinen philologischen Arbeiten gehören auch seine „Adversariorum subcesivorum libri II." (Par. 1565). Außerdem verfaßte er mehrere geschichtliche und juristische Abhandlungen, die in seinen von Labbe herausgegebenen „Opera sacra, juridica, historica et miscellanea" (Par. 1609, 4) enthalten sind, ferner die für jene Zeiten besonders wichtige Schrift „Les libertés de l'église gallicane" (Par. 1594; mit einem Commentar von Dupuy, 2 Bde., Par. 1715, 4.) und gab die „Annalium et historiae

Francorum scriptores coaetanei XII" (Frankf. 1594) und die „Historiae Francorum scriptores veteres" (Frankf. 1596, Fol.) heraus. Vgl. Boivin de Villeneuve „Vita, elogia, opera et bibliotheca Pithoei" (Par. 1711 u. 1715, 4.) und Grosley „Vie de Pithou" (2 Bde., Par. 1756).

Pitiscus, Bartholomäus, geb. 1561 zu Schlauen in Schlesien, ward nach Vollendung seiner theologischen Studien zu Heidelberg zunächst Lehrer, später Kaplan Heinrich's IV., Kurfürsten von der Pfalz, und starb als solcher zu Heidelberg 1613. Er machte sich besonders durch seine astronomischen und mathematischen Schriften berühmt. Seiner „Trigonometria" (Frankf. 1599 u. öft.) gedenkt Tycho mit vielem Lobe. Sein Hauptwerk aber ist der „Thesaurus mathematicus" (Frankf. 1613), in welchem unter anderen die Sinus aller Winkel bis 90 Grad von zwei zu zwei Secunden und zwar bis auf 15 Decimalstellen berechnet sind. P. vollendete hier nur, was Rhäticus schon früher begonnen hatte. Seine Schriften bezeugen, daß er ein Anhänger des Kopernikus war; doch erklärte er sich nicht öffentlich für das neue System, vielleicht aus Besorgniß seinen Ruf zu verlieren. — Samuel P., geb. 1637 zu Zütphen in den Niederlanden, ward Rector der Universität zu Utrecht und starb daselbst 1727. Er war ein berühmter Philolog und gelehrter Alterthumsforscher, wie dies seine Schriften bezeugen, unter denen wir nur sein „Lexicon antiquitatum romanarum", und das „Lexicon latino-belgicum" nennen.

Pitschaft, Johann Baptist, Präsident des hessischen Obergerichts in Mainz, wurde ebendaselbst am 3. März 1786 geboren. Sein Vater war Kur-Mainzischer Hof- und Kammerrath und Münzdirector. P. studirte die Rechte auf den Universitäten Aschaffenburg, Würzburg, Heidelberg und Paris; wurde 1814, nach der Wiedervereinigung des linken Rheinufers mit Deutschland, zum Substituten und schon im August 1815 zum wirklichen Staatsprocurator beim Bezirksgericht in Zweibrücken ernannt, vertauschte aber diese Stellung mit einer Anstellung bei dem großherzoglichen Kreisgericht zu Mainz. Im J. 1816 wurde er zum Generaladvocaten des neuerrichteten Obergerichts für die Provinz Rheinhessen ernannt, im J. 1818 zum Rath, 1824 zum Vicepräsidenten und 1840 zum ersten Präsidenten des Obergerichts befördert. Außer der amtlichen Wirksamkeit erhielt er 1817 das Präsidium der Verwaltung des Mainzer Universitätsfonds und im Jahre 1823 den Vorsitz bei der Verwaltung des Stipendienfonds für die Provinz Rheinhessen; die Stadt Mainz wählte ihn, nach Einführung der neuen Gemeindeordnung, zum Gemeinderathe und schlug ihn 1822 zum Bürgermeister vor, welches Amt er jedoch ablehnte; er war Stifter des Vereins für Kunst und Literatur im Jahre 1823 und 5 Jahre lang Präsident desselben; leitete die Errichtung des Gutenbergmonuments; wurde 1829 von der Stadt Worms ohne sein Vorwissen zum Abgeordneten bei der Ständeversammlung gewählt und genoß mit einem Worte von jeher das Vertrauen seines Fürsten, die Liebe seiner Collegen und die Achtung des gesammten Publikums. Namentlich hat er sich um Mainz große Verdienste erworben, die sich sogar bis auf die jüdische Gemeinde erstrecken, indem er 1827, als Regierungscommissär, die seit länger als einem halben Jahrhundert in der größten Verwirrung befindlichen Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde in religiöser, politischer und finanzieller Hinsicht, in einer Weise ordnete, daß die großherzogliche Regierung sich sehr beifällig darüber aussprach. Seine Wirksamkeit als Deputirter wurde durch ein bedeutendes Augenübel bald unterbrochen, doch wirkte er auch hier sehr segensreich zur Verbesserung der Gemeindeordnung, zur Einführung der Preßfreiheit u. s. w. Er ist Verfasser mehrerer juristischer Schriften „De condictione indebiti" und „Du contrat de société"; für juristische Zeitschriften schrieb er einzelne geschätzte Abhandlungen und in neuerer Zeit die „Sendschrift an die deutsche Bundesversammlung zur Wahrung der Rechte des Mainzer Universitätsfonds auf einen großen Theil seines von den Bundestruppen occupirten Eigenthums" (Mainz 1836). Die juristische Facultät zu Gießen verlieh ihm hierauf die Doctorwürde. — Sein Bruder, der sogenannte Philosoph Pitschaft, geb. um 1790 zu Mainz, war früher Officier in österr. Diensten, zog aber nachmals in schwarzem Talar mit langem Barte in Deutschland umher, hielt freie Vorträge und lebte in einer Tonne.

Im Jahre 1828 wurde er im Irrenhause zu Hofheim untergebracht und starb daselbst am 21. Oct. 1831. Grenzenlose Eitelkeit und die Sucht den Frauen zu gefallen, machten ihn zum Spotte seiner Zeit.

Pitt, William, Sohn des Grafen von Chatam, geb. den 28. Mai 1759 zu Angers, gest. den 23. Jan. 1806 an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht, 47 Jahr alt, wurde bis zum 14. Jahre im väterlichen Hause erzogen, bezog 1772 die Universität Cambridge, geleitet von Dr. Prettyman, dem nachmaligen Bischof von Lincoln, sollte Sachwalter werden, weshalb er genau Geschichte und Rechte aller Völker studirte, daneben Philosophie und Beredtsamkeit, ging nach vollendeten Universitätsjahren nach Frankreich (Rheims), trat dann als Sachwalter auf und wurde 1781 den 23. Jan. vom Flecken Appleby zum Parlamentsmitgliede erwählt. Er trat den 26. Febr. zum ersten Male als geist- und lichtvoller Redner auf bei Gelegenheit der von Burke vorgeschlagenen Ersparnisse in der Civilliste, sprach gegen den amerikanischen Krieg und wurde 1782 10. Juli Kanzler der Schatzkammer. Als solcher sprach er muthig und unerschütterlich für den Frieden mit Amerika und Frankreich, für eine bessere Repräsentation des Unterhauses, gegen die India-Bills von Fox, wurde 1783 erster Staatsminister, erster Lord und Kanzler der Schatzkammer, und in diesem Amte der Retter Englands, der umsichtige, feste Steuermann des Staatsschiffes, an welches und in welches die Fluthen der Revolution von Frankreich herüber schlugen. Das Unterhaus (Fox, Burke, Sheridan, North) trat heftig und stark auf, das Ministerium zu stürzen. Die Repräsentanten des Unterhauses waren tüchtige, classische Redner, Pitt hatte Niemand zur Seite. Er hielt unerschütterlich fest an der altbritischen Constitution und bekämpfte mit derselben Kraft die Freiheitsschwindelei wie das Streben nach absoluter Macht. Er wandte seine ganze Thätigkeit auf das Innere, vermehrte den britischen Nationalreichthum und stellte die Finanzen sicher, gründete 1786 den 26. Mai den in sich wachsenden Schuldentilgungsfond, führte den Handelsvertrag zwischen Frankreich und seinem Vaterlande ungeachtet aller Widersprüche durch, drang mit seinem Plane, die Zoll- und Accisegefälle zu vereinfachen, ebenfalls durch, widersetzte sich mit Erfolg der Aufhebung der Corporations- und Testakte (1787), und als des Königs Gehirnkrankheit (1788) denselben unfähig machte, zu regieren, und Fox heftig mit der Forderung auftrat, den Thronerben zu bevollmächtigen, widersetzte sich P. entschieden, da es der Constitution zuwider sei. Des Königs Zustand wurde wieder erträglich (bis 1810), und P. ersetzte, was dem König abging, in vollem Maße; — er schützte das Volk vor den Greueln einer Anarchie mit ächt britischer eiserner Festigkeit. Dem Einflusse französischer Jacobiner setzte er (1792) die Alien-Bill entgegen und realisirte sie wieder unter der heftigsten Opposition. Die Neutralität Englands in Hinsicht auf Frankreich war sein Werk. Aber nach Ludwig's XVI. Ermordung erklärte er sich entschieden gegen den Frieden mit den französischen Jacobinern, bewaffnete daher mit der rastlosesten Thätigkeit sein Volk, schloß mit allen Mächten des festen Landes Subsidienverträge und erweiterte die britischen Hilfsquellen durch seine Handels- und Colonialpolitik. Er führte die Einkommentaxe ein (1798), sein kühnstes und glücklichstes Unternehmen, und wieder unter den heftigsten Widersprüchen setzte er die Vereinigung Großbritaniens mit Irland durch (1799). — Er legte sein Amt nieder 1801 den 14. März (Addington folgte), von der Nation und dem ganzen Parlamente als Retter der Nationalehre und weiser, kräftiger Wohlthäter seines Volks geachtet und verehrt. Aber 1804 trat er zum zweiten Male als erster Lord und Kanzler der Schatzkammer an die Spitze der Verwaltung, gründete die Verbindung mit dem Petersburger Cabinet, ward Ursache des Krieges mit Spanien (1805). Die spanische und französische Seemacht waren vernichtet (s. Nelson), und in Ostindien war die britische Macht befestigt, als P. das Ende seines glorreichen, kräftigen, thatenvollen Lebens sah. Er litt schon lange an Magenschwäche, ging deshalb 1805 nach Bath, bekam aber Anfälle von Gicht, begab sich nach London, wo er in den Armen seines ehemaligen Lehrers, des Bischofs von Lincoln, im 47. Jahre des thatenreichsten Lebens gottergeben und im Frieden mit

allen Menschen endete. Er wurde in die Westminsterabtei auf öffentliche Kosten feierlich begraben, wo die dankbare Nation ihm 1815 ein sinnreiches Denkmal von weißem Marmor errichtet hat.

Pittakus, einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, geb. um 648 vor Chr. zu Mitylene auf Lesbos, gab seinem Vaterlande, nachdem er es von dem Drucke der Tyrannei befreit hatte, verschiedene gute Einrichtungen, legte aber die ihm übertragene höchste Gewalt um 589 v. Chr. freiwillig wieder nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Als Beweis seiner Genügsamkeit erzählt man, er habe einst die von Krösus ihm überschickten Geschenke zurückgewiesen und dabei bemerkt, er besitze schon das Doppelte von dem, was er brauche. Sein Wahlspruch war: „Erkenne den rechten Zeitpunkt". Von seinen Elegien und einer prosaischen Schrift über die Gesetze, welche die Alten erwähnen, hat sich nichts erhalten, sondern nur ein Brief an Krösus bei Diogenes von Laërte, und ein sehr kurzes Gedicht, das auch von Schneidewin in dem „Delectus poesis graecorum elegiacae etc." (Gött. 1839) aufgenommen worden ist.

Pittheus, der Sohn des Pelops und der Dia, König von Trözen, Vater der Aethra, mit der Aegeus den Theseus (s. d.) erzeugte, wurde als ein weiser und gerechter Fürst verehrt. Auch soll er die Kunst der Rede gelehrt und sogar ein Buch darüber verfaßt haben. Sein Grabmal und sein Richterstuhl wurden noch in später Zeit zu Trözen gezeigt.

Pittoresk oder malerisch, ist eine Eigenschaft aller der Stoffe, die sich für eine malerische Behandlung eignen, also aller der sichtbaren Gegenstände, insofern ihnen durch Licht und Farbe Leben und Bewegung gegeben werden kann. Entsprechen nun Erfindung und Anordnung diesen Bedingungen, so sind sie malerisch. Zuweilen nennt man auch natürliche Gegenden so, wenn sie sich wie Landschaftsgemälde ausnehmen. Auch Musikstücken gibt man dieses Beiwort, wenn sie Tongemälde sind, z. B. den Lärm einer Schlacht nachahmend darstellen, nicht weniger Gedichten und Beschreibungen, welche der Einbildungskraft malerische Ansichten lebendig vergegenwärtigen. Pittoreske Reisen haben denselben Zweck. Man setzt aber auch das Pittoreske dem Poetischen entgegen, indem man die poetische Erfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und Idee eines Gemäldes bezieht, von der malerischen unterscheidet, welche auf obigen Bedingungen ruht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, weil die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Malerei das Freie und Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat.

Pittsburgh, die zweite große Stadt des nordamerikanischen Freistaats Pennsylvanien, westlich von dem Alleghanygebirge, am Zusammenflusse des Alleghany und des Monongahela, zweier schiffbaren Quellströme des Ohio, wodurch die Stadt mit dem Mississippi, so wie durch Kanäle mit Philadelphia und mit Washington in Verbindung steht. Sie hat 30,000 Einwohner, ist nicht nur eine bedeutende Handelsstadt, sondern auch sehr wichtige Fabrikstadt der Vereinigten Staaten. Sie hat eine Kanonengießerei, 5 Glashütten und viele bedeutende Fabriken, ist sehr regelmäßig in modernem Geschmack gebaut, und fortwährend vergrößert und verschönert sie sich noch.

Pius ist der Name von neun römischen Päpsten. — P. I. regierte von 142—157, nach Andern von 156—165. — P. II., 1458—64, war der bekannte Aeneas Sylvius Piccolomini (s. d.). — P. III., ein Neffe des Vorigen, wurde 1503 der Nachfolger Alexander's VI., starb aber schon nach 26 Tagen. — P. IV., 1559—65, schloß das Concilium zu Trient und that sehr viel für die Verschönerung der Kirchen Roms und des Vaticans. — P. V., 1566—72, des Vorigen Nachfolger, bewies sich als einen der eifrigsten Verfechter hierarchischer Grundsätze. Er verdammte die Lehren des Bajus (s. d.) verschärfte die Nachtmahlsbulle, that die Königin von England, Elisabeth in den Bann und drohte Maximilian II. mit Absetzung, wenn er den Protestanten freie Religionsübung gewähre. Durch sein störrisches Benehmen schadete er der röm. Kirche mehr, als er ihr nützte. Dabei aber suchte er der Sittenverderbniß seiner Zeit zu steuern.

Pius VI., eigentlich Giovanni Angelo, aus dem gräflichen Hause Braschi, Papst

von 1775—1798, geb. 1717 zu Cesena in der Romagna, ward schon früh für den geistlichen Stand bestimmt. Seit seinem 19. Jahre, da er Doctor der Rechte geworden, übernahm sein Oheim Bandi, Auditor des Cardinalbischofs Ruffo von Ferrara, seine weitere Fortbildung. Er war 1745 Auditor, 1753 Geheimsecretär Benedicts XIV., der die von dem treuen und frommen Braschi geleisteten Dienste durch ein Canonicat an der Peterskirche zu Rom lohnte. Weniger seiner Klugheit, als vielmehr seiner Ergebenheit gegen die Cardinäle Rezzonico und Colonna verdankte er unter Clemens XIII. 1766 die Stelle eines Generalschatzmeisters des Papstes, welches wichtige Amt er unter Clemens XIV. 1773 mit dem Cardinalshute vertauschen mußte. Nach Aufhebung des Jesuitenordens, deren Freund er gewesen war, und nach des klugen Clemens Tode, wußte er die Wahl der versammelten Väter im Conclave auf sich zu lenken, und bestieg als Pius VI. den 15. Febr. 1775 den Stuhl Petri, welches Ereigniß er selbst, sei es im Gefühl seiner Ohnmacht, sei es in demüthiger Heuchelei, für ein Unglück erklärte. Pracht und Glanz umgaben den eitlen Mann, in seinem zahlreichen Hofstaate strahlte er als Mittelpunkt, da eine bis ins Alter blühende Gesundheit, gepaart mit körperlicher Schönheit, der Eitelkeit des geckenhaften Herrn der Kirche diente. Auf seinen Zügen durch Rom gewann er außer dem zarten Geschlechte die Herzen Vieler, und seine nicht blos erkünstelte Andacht, seine Thränen, seine würdevolle Haltung, wenn er zuweilen die Sacra verwaltete, seine zierlichen abgelernten und genau berechneten Worte täuschten selbst viele ruhige Beobachter. Dennoch aber konnten alle diese Aeußerlichkeiten seine Schwäche nicht verbergen; zu ohnmächtig, dem seine Fesseln schüttelnden Geiste der Aufklärung zu wehren und das sinkende Schiff der Papstgewalt mit Kraft vom Untergange zu retten, zu prachtliebend, um die zerrütteten Finanzen durch Sparsamkeit zu verbessern, suchte er durch Ermahnung zur äußerlichen Ehrbarkeit dem Lichtgeiste entgegenzuwirken, hob, um die Gunst des Volkes buhlend, die Zölle auf und erlaubte das Lottospiel und den Verkauf der Aemter, und unternahm nutzlose Bauten zur Verewigung seines Namens. So war es mit der Austrocknung der pontinischen Sümpfe, so mit der Erbauung des Hafens bei Ancona, so mit der Sakristei, die er an die Peterskirche ankleben ließ, und außerdem huldigte er dem schamlosesten Nepotismus, schenkte Güter, Pfründen, Titel und Monopole seinen Verwandten. Ganz das traurige Gegenstück seines geistesgroßen Vorgängers, war P. thöricht genug, die von Clemens XIII. entworfenen Plane zur Herstellung der alten päpstlichen Gewalt realisiren zu wollen. Portugal, durch Pombal von der römischen Curie getrennt, vereinigte er zwar 1777 unter Maria Franciska; desto schmerzlicher waren die Verluste, welche ihm die Herrscher von Oesterreich, Toscana, Neapel, Polen, und vor allen die Leiden, welche ihm die französische Revolution bereiteten. Joseph II. drohete, und des Papstes Einfluß auf Oesterreich schien schon vernichtet; nichts mehr von Recursen nach Rom, nichts von Rom, weder Titel noch Würden, ohne kaiserliche Erlaubniß; keine Mönchsorden, die nicht für die Schulen lebten, das wollte Oesterreichs kühner Kaiser, und Vieles hat er, unterstützt von treuen Ministern, ausgeführt, daher die pomphafte Reise des Papstes nach Wien 1782 fruchtlos war. In gleichem Geiste reformirte des Kaisers Bruder Leopold von Toscana, Ferdinand VI. in Neapel, und Zamoyskys neues Gesetzbuch vernichtete auch in Polen größtentheils den päpstlichen Einfluß. Doch was war dies im Vergleich zu dem, was die Revolution in Frankreich ihm aufbewahrt hatte? Avignon's Verlust 1790 eröffnete das Drama, in welchem der heilige Vater keine unbedeutende Rolle spielen sollte, der erbittert der französischen Constitution seine Zustimmung verweigerte, so daß ihn Bonaparte an der Spitze einer Armee 1796 in dem Kirchenstaate heimsuchte und 1797 zum bittern Frieden von Tolentino zwang (s. d.). Ganz war das Ansehn, ein Drittel des Kirchenstaates und 30 Millionen Livres seiner Heiligkeit genommen, da fangen die Römer an von Freiheit zu schwindeln, tödten den franz. General Duphot, so daß Berthier 1798 in Rom die Republik proclamirt und das Ende der päpstlichen Regierung P. ankündigt. Den Mißhandlungen der rohen Soldateska preisgegeben, wurde P. gefangen nach Valence geschleppt, woselbst er 1798 den 29. Aug. starb. Alten Vorurtheilen huldigend und unwissend in der Politik, verdient er doch wegen

seiner Unbescholtenheit im häuslichen Leben, wegen der Seelenruhe und anderen Tugenden in der Zeit der Trübsale nicht geringe Achtung. Vgl. (Bourgoing) „Mémoires sur Pie VII" (deutsch von Meyer, Hamb. 1800, 2 Bde.).

Pius VII. eigentlich Gregor Barnabas, aus der gräflichen Familie Chiaramonti, Papst von 1800—1823, war geb. 1742 zu Cesena. In seinem 16. Jahre trat der gelehrte Jüngling in den Orden der Benedictiner, lehrte nach und nach zu Parma und Rom und ward von Pius VI. zum Cardinal und Bischof von Imola ernannt. Als solcher erwarb er sich seit dem Ausbruche der französischen Revolution große Verdienste um seinen Sprengel, zeigte sich seit dem Frieden zu Tolentino 1797 als Freund der Franzosen, unter deren Einflusse auch am 14. Mai 1800 seine Wahl geschah und er als Pius VII. den 22. Nov. 1801 vom Kirchenstaate wieder Besitz nahm. Jetzt suchte er die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers mit größerer Klugheit geltend zu machen. Die durch die neuesten herben Verluste heruntergekommenen Einkünfte strebte er durch weise Sparsamkeit zu heben, und der Verarmung des im Kriege ausgesogenen Kirchenstaates durch die zweckmäßigsten Einrichtungen zu steuern. Viele wichtige Rechte erlangte er durch das am 15. Juli 1801 mit Napoleon geschlossene Concordat, und veranlaßte auch seine allzugroße Nachgiebigkeit den Tadel und Mißmuth thörichter Eiferer, so durchschaute doch sein scharfer Blick die gegenwärtigen Verhältnisse des päpstlichen Thrones zu Frankreich und den übrigen Fürsten, daß jetzt vor allen Dingen nöthig sei, den letzten Rest der Kirchengewalt zu sichern und zu behaupten. In Rußland und Sicilien hatte er schon die Wiederherstellung der Jesuiten bewerkstelligt, in Frankreich dagegen scheiterte sein schlauer Plan, und um in den Besitz früherer Rechte auf dieses Land zu gelangen, folgte P. der Einladung Napoleons zur Kaiserkrönung nach Paris 1804. Es ist bekannt, wie bitter sich P. in seinen Erwartungen betrogen, wie er nicht nur von Kaiser und Volk geringschätzig behandelt wurde, sondern Napoleon auch nie bewegen konnte, ihm über die Zukunft der Kirche Rede zu stehen. Nach viermonatlichem Aufenthalte kehrte er unverrichteter Sache nach Rom zurück, wo sich bei seinem Einzuge der Unwille des Volkes über die unwürdige und nutzlose Demüthigung des heiligen Vaters in heftigen Worten Luft machte. Aber auch P. sprach seine Unzufriedenheit über die den Protestanten in Frankreich bewilligten Gleichheitsrechte aus und weigerte sich, den Engländern die Häfen zu schließen und mit Neapel und Italien in ein Bündniß gegen England zu treten. Französische Truppen besetzten demzufolge Civita vecchia, Ancona und sogar Rom; erfolglos blieben die geistlichen Waffen, Urbino, Ancona, Macerata und Camerino wurden dem neuen Königreiche Italien einverleibt und der päpstlichen Hierarchie der Todesstoß gegeben. Nachdem P. über Napoleon vom Vatican herab ohnmächtige Bannstrahlen geschleudert, wurde er unter starker Bedeckung nach Grenoble und nach eilftägiger Ruhe von hier über Valence und Nizza nach Savona als Gefangener gebracht, da er das Anerbieten, eine Residenz mit fürstlichem Hofhalte und jährlich 2 Mill. Franken zu wählen, ausgeschlagen hatte. P. trug sein Schicksal mit unerschüttertem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleon's in Kirchensachen entschlossener als je, verweigerte den von demselben ernannten Bischöfen standhaft die kanonische Bestätigung und erklärte sich ganz bestimmt gegen die Scheidung und Wiedervermählung des Kaisers. Um die Mitte des J. 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon am 25. Jan. 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurfe vorhandene Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm P. seine Einwilligung zurück und wurde wieder als Gefangener behandelt. Nach Napoleon's Abdankung 1814 kam P. wieder in Freiheit, und unter dem Schutze englischer und franz. Soldaten zog er den 24. Mai in Rom ein. Klugheit und Mäßigung leiteten von nun an die römische Curie in dem Streben, verlorne Rechte wieder zu erlangen und früheren Einfluß auf die europäischen Höfe geltend zu machen. Bald nach seiner Rückkehr stellte P. die Jesuiten so wie andere Orden wieder her, errichtete Inquisitionstribunale zu Rom, verdammte die Freimaurer und andere geheime Gesellschaften, ließ Bücherverbote ergehen,

führte strenge Büchercensur ein und erklärte, um der verderblichen Aufklärung zu steuern, die Bibelgesellschaften für eine Erfindung des Teufels! Wo er es wagen konnte, suchte er durch Bullen und Breven die Volksbildung zu hintertreiben und mittelalterlicher Finsterniß am Morgen des 19. Jahrh. die Bahn zu brechen. Davon zeugen seine Verordnungen und Concordate in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs, beider Sicilien, Bayerns und Preußens, nicht minder sein Verfahren gegen die katholische Schweiz und gegen Wessenberg, Bischof von Constanz, seine Protestation gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses, weil man den früheren weltlichen Besitzstand des römischen Stuhls nicht völlig wiederherstellte, sondern nur die Marken Ancona, Urbino, Romagna, nebst einigen andern frühern Besitzungen zurückgegeben hatte. An allen, namentlich neuern Verordnungen nahm der weise Cardinal Consalvi den thätigsten Antheil. P. starb den 20. Aug. 1823. Im Aeußern einfach, fromm in seinen Gesinnungen, sanft und wohlthätig, war er wohl werth, unter bessern Verhältnissen gelebt zu haben, mild und großmüthig sogar gegen die Familie seines gestürzten Feindes, der ihn selbst ein frommes Lamm nannte.

Pius VIII., Nachfolger Leo's XII., Papst vom 31. März 1829 bis 30. Nov. 1830, hieß eigentlich Franz Xavier, Graf von Castiglione und war geboren den 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona. Er trat früh schon in den geistlichen Stand, zeigte neben rastlosem Eifer und wahrer Liebe zu den Wissenschaften eine große Ergebenheit an die römische Curie, und ausgezeichnet thätig für die Befestigung und Erweiterung der kirchlichen Herrschaft, erwählte ihn Pius VII. 1800 zum Bischof von Montalto. Die Leiden und Widerwärtigkeiten, welche Napoleon seinem großen Beschützer bereitete, trafen auch ihn mehr oder weniger; mit Gleichmuth und Seelenstärke ertrug auch er seit 1808 seine Verbannung nach der Lombardei und kehrte nach Napoleons Sturze 1815 in seinen Sprengel zurück. Wegen seiner Ergebenheit und Treue ernannte ihn der Papst zum Bischof von Cesena, 1816 zum Cardinal, 1821 zum Großpönitentiar und Bischof von Frascati und ward nach Leo's XII. Tode ungeachtet seiner Kränklichkeit und seines vorgerückten Alters am 31. März durch fast einstimmige Wahl der Cardinäle im Conclave auf den Stuhl Petri berufen, den er als Pius VIII. bestieg. Nur kurze Zeit hat er als Oberhirt der Kirche gewirkt, aber die Verordnungen und Dekrete, welche er, theils dem Zeitgeiste in unwesentlichen Forderungen nachgebend, theils mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und berechneter Klugheit den Glanz des römischen Stuhles mehrend, erließ, beweisen, daß der Graf von Castiglione, nicht unwürdig die Tiara zu tragen, wohl im Stande gewesen wäre, dem 19. Jahrh. zum Trotz den Kirchenthron mit dem Glanze früherer Zeiten zu schmücken, wenn die Prophezeihung Pius VII. in Erfüllung gegangen und Pius VIII. auf längere Zeit in früheren Jahren zum Oberhaupt der Kirche berufen worden wäre. Seine dem französischen Botschafter Chateaubriand noch vor der Thronbesteigung gegebene Erklärung ist das Zeugniß eines tiefdenkenden und kräftigen Geistes; die Erleichterungen, die er in den ersten Tagen seines Pontificats den niedern Volksclassen angedeihen ließ, sind nicht minder schlaue und wohlberechnete Mittel, sich der Volksgunst zu vergewissern. Die Verwaltung des Innern, Prüfung der Finanzen ließ er mit Strenge vornehmen, und bedeutende Summen zur Unterstützung armer Geistlichen und Künstler, so wie zur Förderung des Gewerbfleißes und des Ackerbaues anweisen. Die langen und schwierigen Verhandlungen des römischen Stuhles mit Holland brachte er zu Ende, die katholischen Armenier erhielten zu Constantinopel in dem Cardinal Mauro Capellari einen eignen, mit dem griechischen gleichberechtigten Patriarchen; die Bauten in Rom, die Ausgrabungen wurden fortgesetzt, und Pius VII., seines Vorbildes, Denkmal in der Peterskirche aufgestellt. So handelte er mit großer Einsicht auf der einen Seite, und kein Wunder war es, wenn man der schönen Hoffnung Raum gab, er werde in gleichem Sinne sich der kirchlichen Angelegenheiten annehmen, wahre Aufklärung nach dem Wunsche so vieler helldenkender Katholiken und nach dem Zeitbedürfnisse rühmlichst fördern und das katholische Kirchenwesen verbessern. Die Wahl des Cardinaldiakon Joseph Albani, des so reichen Privatmannes, zum Staatssekretär, trübte jedoch die schönen Aussichten. Im Mai 1829 bildete sich in der

Romagna ein gewaltiges Inquisitionstribunal unter dem Großinquisitor Fra Angelo Domenico Ancarani; die strenge Bücherpolizei wurde eingeführt; Bibelübersetzungen, Bibel- und alle geheime Gesellschaften verdammt und verboten, und jegliches Streben nach Neuem und Besserem mit der härtesten Despotie, mit oft lebenslänglicher Galeerenstrafe zu unterdrücken angedroht. Mitten unter diesen Rüstungen zu einem gewaltigen Kampfe mit dem Geiste der Neuzeit, wozu ihn die Julirevolution und deren glücklicher Ausgang noch mehr bestimmte, starb P. am 30. Nov. 1830.

Pius IX., Papst, heißt eigentlich Jos. Maria Graf von Mastai-Ferretti, geb. zu Sinigaglia am 13. Mai 1792. Er stammt aus einer begüterten Familie und wollte sich anfangs dem Militärstande widmen, wurde aber seiner schwächlichen Gesundheit wegen mit dem Gesuche um Aufnahme in die Nobelgarde Pius VII. zurückgewiesen. Er wendete sich nun dem geistlichen Stande zu und studirte im Collegium zu Volterra seit 1816 mit vielem Eifer Theologie; allein auch hier setzte ihm seine Körperschwäche viele Hindernisse entgegen. Inzwischen genas er doch endlich vollständig, erhielt die Weihen, wurde in Rom Priester und schloß sich unter Leo XII. im J. 1823 der Mission nach Chile in Südamerika an. Nach seiner Rückkehr im J. 1825 widmete er sich als Canonikus in Rom mit Eifer der Armenpflege, namentlich im großen Hospital von San-Michele, und wurde hierauf Präsident der Armen- und Versorgungsanstalt zu San-Michele an dem Tiberufer. Papst Leo XII. erhob ihn 1826 zum Erzbischof von Spoleto, und Gregor XVI. 1833 zum Erzbischof von Imola und 1840 zum Cardinal. Nach Gregor's XVI. Tode wurde er nach dreitägigem Conclave am 16. Juni 1846 zu dessen Nachfolger erwählt. Gleich bei seinem Regierungsantritt that er Schritte, um die liberale Partei des Kirchenstaats, wie ganz Italiens für sich zu gewinnen. Er ernannte eine Commission, welche über nöthige Reformen in der Staatsverwaltung berathen sollte, erließ am 16. Juli eine Amnestie für politische Verbrecher seit 1831, suchte seinen Haushalt wesentlich zu beschränken und für die Bildung des Volks durch Errichtung und Verbesserung der Unterrichtsanstalten wirksam zu werden. In Masse strömten die verbannten Italiener jetzt nach Rom und überall feierte man den Namen P. mit Begeisterung. Doch bald brach ein Zwiespalt zwischen den italienischen Liberalen, namentlich Mazzini und seinem Anhang, und dem liberalen Papste aus, der doch so lange es möglich war, seinen Verheißungen Wort zu halten suchte. Schon hatte er die Regierung des Kirchenstaats in weltliche Hände gelegt, die Censur aufgehoben und Schritte gethan, um den Einheitsbestrebungen der Italiener entgegenzukommen, aber eine Verfassung, wie sie die Männer der Bewegungspartei wollten, konnte er nicht geben, da er ja für seinen Nachfolger auf dem Stuhle Petri nicht die Gültigkeit einer solchen Verfassung versprechen oder gar garantiren konnte. Er gab eine Art constitutioneller Einrichtungen, die aber nicht genügte, und der einberufene Landtag hatte nur für die Bewegungspartei den Vortheil, daß ihre hauptsächlichsten Führer und Freunde in Rom anwesend sein und auf das leicht entzündliche Volk wirken konnten. Die nächste Veranlassung zum förmlichen Ausbruch der Unzufriedenheit gab der Kampf Oesterreichs in Oberitalien, um seine lombardisch-venetianischen Provinzen wieder zu erobern. Die röm. Volkspartei verlangte, der Papst solle sich gegen Oesterreich erklären. Er that dies, doch war die Erklärung so zweideutig, daß sie Niemanden befriedigte. Die constituirende Versammlung wurde jetzt immer gewaltthätiger und als endlich selbst der Minister Rossi am Eingange des Sitzungssaales der Constituante ermordet wurde und Drohungen eines ähnlichen Schicksals auch gegen den Papst laut wurden, entfernte sich derselbe am 24. Nov. 1848 heimlich aus Rom und begab sich nach Gaeta im Neapolitanischen, wo er bis Anfang April des Jahres 1850 blieb. Erst am 12. April zog er wieder in Rom ein. (S. Rom).

Pizarro, Francisco, der Entdecker und Eroberer von Peru, zu Truxillo in Estremadura geboren, war der uneheliche Sohn eines spanischen Edelmannes, dessen Schweine er hütete. Als er eines derselben verloren hatte, lief er davon und wurde Soldat. Er dürstete nach Abenteuern und schiffte zu Sevilla nach der kürzlich entdeckten neuen Welt

sich ein. In den Kriegen mit den Wilden auf Cuba und Hispaniola, auf Ojeda's und und Bilboa's Zügen nach dem Meerbusen von Darien und nach dem Isthmus der Südsee fand er sein Element. Schnell wuchs seine Geisteskraft mit den Gefahren; er lernte in allen immer mehr die Kunst, sie zu besiegen; sein Muth, seine Ausdauer, von großer Körperkraft unterstützt, bestand jede Probe; er wurde Befehlshaber und half seinen Obern durch seine Rathschläge und seine Erfahrungen. Er hielt sich fähig, selbst Eroberungszüge zu unternehmen, zu welchen die Vermuthung reicher Länder an der Seeküste ihn einlud. Er verband sich zu diesem Zweck mit Diego von Almagro und Hernando Luque und wagte allein den ersten Versuch. Im Nov. 1524 segelte er in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann von Panama nach Südost zu. Doch Mangel und Krankheit verminderten seine kleine Schaar. Almagro, der ihm gefolgt war, fand ihn in der äußersten Noth, kehrte sogleich nach Panama zurück und führte ihm 1526 Verstärkungen zu. Beide drangen nun mit ihrem kleinen Heere nach der Küste von Quito, und wie erfreut waren sie, ihre Erwartungen von einem reichen Lande hier verwirklicht zu sehn. Allein sie fanden auch ein volkreiches gebildetes Land, welches um so größern Widerstand bieten konnte. P. zog sich daher auf die benachbarte Insel Gorgona zurück, bis nach 5 Monaten Almagro und Hernando Luque mit neuen Mannschaften aus Panama zu ihm stießen. Alle drei Freunde schifften nun mit ihrem Heere sich ein und hatten das Glück, die Küste von Peru zu entdecken. Die Stadt Tumbez, überragt von einem Palast des Inka, schimmerte vom fernen Ufer ihnen entgegen. Hier landeten sie, hier sahen sie von dem Reichthum und der Arglosigkeit der Bewohner ihre Hoffnungen übertroffen. Doch an einen Angriff war noch nicht zu denken; sie lebten friedlich mit den Eingebornen, während P. die Küste weiter untersuchte und mit mehreren der kostbaren Erzeugnisse dieses Landes 1527 nach Panama zurückkehrte, um den Gouverneur dieses Platzes für die Unternehmung zu gewinnen. Als er bei diesem kein Gehör fand, sandten ihn seine Gefährten nach Spanien, um Beistand bei Karl V. zu suchen und sich zugleich die erforderlichen Würden und Privilegien in den zu erobernden Ländern ertheilen zu lassen. Allein ohne eines seiner Freunde zu erwähnen, erbat und erhielt P. von Karl V. für sich die Würde eines Gouverneurs und Generalcapitäns des entdeckten Landes bis 200 M. südlich von Tumbez, und die Erlaubniß, ein Heer, jedoch auf eigene Kosten, auszurüsten. Bei seinen schwachen Mitteln brachte er kaum 200 Mann zusammen, mit welchen er sich 1529 nebst seinen drei Brüdern nach Panama wieder einschiffte. Nur mit großer Anstrengung gelang es ihm, seine hintergangenen Freunde zu besänftigen und, unter der Zusicherung gleicher Vortheile, sie aufs Neue mit ihm zu verbinden. Im Febr. 1531 trat P. mit 3 Schiffen und 180 Mann den Eroberungszug nach Peru wieder an, landete 100 Stunden nördlich von Tumbez, rückte der Küste entlang vor, eroberte die Insel Puna im Meerbusen von Guayaquil, und nachdem er in Tumbez Verstärkungen erhalten hatte, gründete er weiter nach Süden zu die erste spanische Colonie in Peru, welche er St. Michael nannte. Die glücklichsten Umstände begünstigten diesmal seine Pläne. Die zwei Söhne des letzten Inka, Huaskar und Atahualpa, hatten im Streit um die Herrschaft den Bürgerkrieg in Peru entzündet und forderten Beide P. zum Beistand auf. Schnell machte sich P. mit 120 Mann zu Fuß und 62 Reitern auf den Weg ins Innere des Landes und zog als Bundesgenosse in Caramalca ein, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Hier besuchte ihn am folgenden Tage Atahualpa. P., der seinen Zweck stets durch die wirksamsten, wenn auch abscheulichsten Mittel verfolgte, beging die unerhört kühne Treulosigkeit, mit seiner Handvoll Spanier den Inka mitten in seiner Stadt im Angesicht seines Heeres gefangen zu nehmen. Wie tief und sicher hatte dieser Mann während seines kurzen Aufenthalts in Peru den Charakter dieser Indianer erkannt, um solch ein Wagstück zu unternehmen. Weder die Bevölkerung der Stadt, noch das Heer, von Staunen befallen, machte den geringsten Versuch, den gefangenen Fürsten zu befreien. Der Inka versprach ein ungeheures Lösegeld, und während seine Beamten beschäftigt waren, die Summen zusammenzubringen, durchzogen P.'s Abenteurer in allen Richtungen das Land bis in die entferntesten Gegenden. Almagro

führte bedeutende Verstärkungen zu. Als endlich der Inka das Lösegeld bezahlt hatte, welches unter Officiere und Gemeine der Spanier vertheilt wurde, beschloß P., da unterdessen Huaskar gestorben war, nun den letzten Sprößling der Inka zu ermorden, um die spanische Herrschaft in Peru desto sicherer zu begründen. Verletzte Eigenliebe machte ihn zum Tiger. Atahualpa, erstaunt über die Schreibekunst der Fremdlinge, ließ sich den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben und zeigte ihn den Spaniern herum, ob sie Alle das Zeichen auf gleiche Weise verständen; P., der nie lesen gelernt hatte und dafür des Inka's laute Verachtung erfuhr, beschloß, ihn lebendig zu verbrennen. Erschreckt von dieser Todesart, nahm der Inka die Taufe an, worauf P. ihn öffentlich erdrosseln ließ. Fast ohne Widerstand ging nun die Eroberung Peru's vor sich. Während einer seiner Offiziere sich Quitos bemeisterte, nahm P. Cusco, die Hauptstadt des Reiches, ein, wo er große Massen von Gold und Silber fand. Der König von Spanien, von diesen glücklichen Ereignissen unterrichtet, dehnte Pizarro's Statthalterschaft noch um 70 Stunden südlicher längs der Küste aus und ernannte zugleich Almagro zum Statthalter eines weiten Landstrichs südlich von P.'s Bezirk. Almagro eroberte Chile; P. ordnete unterdessen die Verwaltung von Peru und gründete, in einer vortheilhaftern Lage als Cusco, im Thale Rimac unweit des Hafens Callao 1534 eine neue Hauptstadt, welche er Ciudad de los Reyes benannte, und die jetzt Lima heißt. Kaum war die Stadt erbaut, als P. in derselben von einem peruanischen Heere sich belagert sah, welches der aus der Gefangenschaft entkommene Inka Manko Kapak gegen ihn entsendet hatte, während er selbst auf Cusco losging. Hartnäckig wurde diese Stadt mit einer Handvoll Spanier von den 3 Brüdern P.'s vertheidigt, von welchen Einer dabei das Leben verlor. Almagro, in der Meinung, daß Cusco zu seinem Bezirk gehöre und gegen P. von altem Hasse entbrannt, rückte aus Chile heran, vertrieb die Belagerer, überfiel die Stadt selbst und nahm die 2 Brüder P.'s gefangen. P., durch eine Ueberschwemmung von der Belagerung befreit, sandte 500 Mann unter Alvarado's Befehl, um Cusco zu entsetzen, das er noch belagert glaubte. Als Almagro das Herannahen der Spanier erfuhr, zog er ihnen entgegen, schlug sie in die Flucht und nahm ihren Anführer gefangen. So sehr P. von diesem Unfall betroffen war, so verlor er doch nicht seine Geistesgegenwart; er knüpfte Unterhandlungen mit Almagro an, während welcher Alvarado und P.'s Bruder Gonzalo aus der Gefangenschaft entsprangen, und als nun P. Almagro einen Waffenstillstand anbot, bis der König von Spanien ihre Streitigkeiten entschieden hätte, gab Almagro auch P.'s andern Bruder, Fernandez, frei. Doch nun war von Schlichtung des Streites durch den spanischen Hof keine Rede mehr. P. schickte sogleich seine beiden Brüder mit 700 Mann gegen Cusco los; und im April 1538 kam es zwischen beiden Theilen zu einem blutigen Gefecht, in welchem Almagro geschlagen und gefangen wurde, worauf P. ihn hinrichten ließ und Almagro's Vermögen und Ländereien unter seine Brüder und Soldaten vertheilte. Doch Almagro's Freunde, die mit Zurücksetzung behandelt wurden, verschworen sich gegen das Leben ihres Unterdrückers. Am 26. Juni 1541 drang das Haupt der Verschwornen, Oberst Herrada, mit 18 Mann um die Mittagszeit in den Palast des Statthalters, in der Meinung, ihn schlafend zu überraschen. P. war eben vom Essen aufgestanden, als er im Vorsaal die Ankunft der Bewaffneten hörte. Obschon 63 Jahr alt, doch frisch an Kräften, stürzte er mit dem Degen in der Faust ihnen entgegen, und mit dem Tode vieler der Ihrigen erkauften seine Mörder seinen Tod.

Pizzicato (Particip. vom ital. pizzicare, schnippen) geschnippt, heißt, wenn es über den Noten von Streichinstrumenten steht, daß der Ton durch Zwicken mit dem Finger, statt mit dem Fidelbogen hervorgebracht werden soll.

Pizzo, Stadt mit 6000 Einw. im Königreich Neapel, am tuskischen Meere, in dem die Einwohner viel fischen. Sie ward 1783 vernichtet, dann wieder aufgebaut und führt jetzt den Titel der allergetreuesten Stadt, ist für immer frei von Abgaben und erhält von der Regierung das Salz unentgeldlich, weil sie den König Murat (s. d.) am 13. Oct. 1815 gefangen nahm.

Placet (placetum regium) heißt die Genehmigung des Staatsoberhaupt zur Publication päpstlicher Bullen und Anordnungen, sowie auch bischöflicher Erlasse. Das Recht, dieses Placet zu ertheilen, gründet sich auf das jedem Regenten als solchem zustehende jus inspectionis saecularis und wurde daher auch von katholischen Fürsten, z. B. in Oesterreich, streng aufrecht erhalten. Der jetzige Kaiser Franz Joseph hat sich jedoch im April 1850 dieses Rechtes begeben.

Plafond, s. Deckengemälde.

Plagiarius, war bei den Römern ein Menschendieb, der eines Andern Sclaven entführte, einen Freien zum Sclaven machte. Menschendiebe sind in der civilisirten Welt selten, desto reicher ist diese an gelehrten, d. h. solchen Dieben, welche geistes- und wissensarm doch nun einmal schriftstellern wollen und deshalb Gutes aus andern Werken stehlen, als eigne Weisheit selbst in der gestohlenen Form als neues Gericht auftischen. Unser encyklopädisches Zeitalter giebt vielfache Gelegenheit, sich in dieser Art Diebstahl, und namentlich ohne Strafe, zum Meister zu bilden, und des Jacob Thomasius catalogus plagiariorum möchte einen guten Umfang gewonnen haben, wenn derselbe bis in unsere Zeit fortgeführt worden wäre.

Plagium, s. Menschenraub.

Plaidiren heißt beim mündlichen Gerichtsverfahren die Vertheidigung eines Angeklagten und Plaidoyer die Vertheidigungsrede des Anwalts.

Plan ist die Anlage zu einem Werke, das noch nicht ans Licht getreten ist, dessen innere Ausbildung aber schon begonnen hat. Derselbe kann mehr oder weniger ausgeführt sein, und von seiner Güte hängt auch die Güte des Werks ab. Denn obgleich man während der Ausführung die Fehler des Plans noch verbessern kann, so lassen sie sich doch nie ganz verwischen. Das Werk mag übrigens ein wissenschaftliches oder ein künstlerisches sein, so ist der Entwurf dazu allemal Sache des Genies; d. h. der eigenthümlichen Erfindungs- oder Schöpferkraft des Geistes; die Ausführung hingegen ist mehr Sache des Fleißes, obgleich dabei auch jene Kraft fortwirken muß, wenn das Werk durchaus gelingen soll. Daher kann auch ein Werk nach einem fremden Plane ausgeführt werden, wird aber nie so gelingen, als wenn Entwurf und Ausführung aus demselben Geiste hervorgehn. Im subjectiven Sinne heißt Plan die bewußte volle überlegende Vorstellung der Zwecke, welche der Mensch in seinen Handlungen befolgt, verbunden mit der Vorstellung der Mittel, die er zur Erreichung der Zwecke anwenden kann. Mit dem planmäßigen Handeln geht daher Ueberlegung und Wahl stets Hand in Hand; aber diese Ueberlegung ist auf das Verhältniß der Mittel zu einem schon feststehenden Zwecke, nicht nothwendig auf diesen Zweck selbst gerichtet. Daher brauchen die letztern nicht von sittlichen Entschließungen auszugehen; sie können von der Noth, den Leidenschaften &c. vorgezeichnet sein. Das Wort Plan bezeichnet auch die sichtbare Darstellung der Art, wie sich ein Ganzes aus seinen Theilen zusammenfügt, namentlich wo das Ganze ein räumlich Bestimmtes und also in verkleinerten Maßstabe dem Auge Darstellbares ist; wie man denn von dem Plan einer Gegend, eines Schlachtfeldes, eines Hauses &c. spricht. Planzeichnung heißt die Kunst, die räumlichen Verhältnisse, namentlich der Erdoberfläche, den Auge im überschaulichen Umrissen darzustellen; Plankammern dagegen bald größere Sammlungen solcher Darstellungen, bald Institute, welche zur Verfertigung derselben bestimmt sind.

Plancius, Cnejus, ein römischer Ritter aus Atina in Latium, war im J. 58 v. Chr. Quästor in der Provinz Macedonien und nahm als solcher den verbannten Cicero in Thessalien auf. Aus Dankbarkeit vertheidigte ihn dieser im J. 54 mit glücklichem Erfolge durch eine noch erhaltene Rede, als er von Marcus Juventus Laterensis und Lucius Cassius wegen Wahlumtrieben, die er sich bei der Bewerbung um die curulische Aedilität zu Schulden kommen lassen, angeklagt wurde. In den bürgerlichen Kriegen folgte er der Partei des Pompejus.

Planck, Gottlieb Jacob, geb. am 15. Nov. 1751 zu Nürtingen im Würtembergischen, studirte zu Tübingen, wurde 1780 Prediger, 1781 Professor zu Stuttgart, folgte

1784 dem Rufe als Professor der Theologie nach Göttingen, ward 1791 Consistorialrath und erster Professor der theol. Facultät, 1805 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen, unter westphälischer Hoheit Präsident des Consistoriums, feierte 1831 sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb am 31. Aug. 1833. Einheimisch auf dem Gebiete der theol. und phil. Wissenschaften war Kirchengeschichte Hauptgegenstand seiner gelehrten Forschung, und wie seine Vorträge über Kirchen- und Dogmengeschichte fortwährend reger Theilnahme sich erfreuten, ebenso stellten ihn seine schriftstellerischen Arbeiten als einen der größten Kirchenhistoriker unserer Zeit dar. Seine „Geschichte der Entstehung, Veränderung und Bildung des protestantischen Lehrbegriffs seit dem Beginn der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel", (6 Bde., 1781—1800) setzte er in der durch gründliche Klarheit im Urtheilen ausgezeichneten „Geschichte der protestantischen Theologie seit der Concordienformel bis zur Mitte des 18. Jahrh." (Gött. 1831) fort und legte in ihnen die Früchte jahrelangen Forschens nieder. Nicht minder ausgezeichnet ist „Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel" (2 Bde., Gött. 1818), gleichsam eine Einleitung zur „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hanov. 1803—1809). Seine zahlreichen kleineren kirchenhistorischen Schriften, meist durch Zeitereignisse und Verhältnisse veranlaßt, sind ebenfalls von hohem, nicht blos wissenschaftlichem Werthe: „Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien" (Tüb. 1803); „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen" (Gött. 1809) u. v. A. In seinem „ersten Amtsjahre des Pfarrers von S." (Gött. 1823) theilte er jungen Predigern fruchtbare und belehrende Winke für eine gesegnete Amtsführung mit.

Planck, Heinr. Lud., geb. am 19. Juli 1785 zu Göttingen, würdiger Sohn eines würdigen Vaters, zeichnete sich früh schon durch unermüdlichen Fleiß und seltene Liebe zu den Wissenschaften aus. Um seine geschwächte Gesundheit zu stärken, bereiste er 1806 Deutschland und knüpfte manche werthvolle Bekanntschaft mit Gelehrten an. Die Erklärung der neutestamentlichen Schriften hatte er sich zunächst zur Aufgabe gemacht, und glücklich im Streite gegen Schleiermacher wegen der Echtheit des ersten Briefes Pauli an Timotheus, ward er 1810 außerordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen und setzte als solcher seine philologischen und historisch kritischen Studien eifrigst fort. Hierdurch ward er auf den dogmatischen Theil der Theologie geführt, und seit 1817 hielt er dogmatische Vorlesungen. Was er in dieser Hinsicht leistete und zu welchen schönen Hoffnungen dieser junge Gelehrte berechtigte, beweisen die zwei kleinen Schriften „Ueber Offenbarung und Inspiration in Beziehung auf Schleiermacher's neue Ansichten über Inspiration" (Gött. 1817) und „kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre" (Gött. 1821). Aber die Kraft seines Lebens schwächten seit seiner Jugend epileptische Zufälle, welche, durch fortwährende Geistesanstrengung vermehrt, ihn der öffentlichen Wirksamkeit entzogen und einen frühen Tod (25. Sept. 1831) herbeiriefen. Vgl. Lücke „Gottl. J. Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hier und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über H. L. Planck" (Gött. 1836).

Plancus ist der Name einer Familie der römischen plebejischen Gens Munatia, die erst spät in der Geschichte der römischen Republik hervortritt. — Lucius Munatius P. war einer der Legaten Cäsar's im gallischen und bürgerlichen Kriege, und wurde durch ihn im J. 45 v. Chr. Stadtpräfect. Nach Cäsar's Ermordung wollte er im J. 44 als Statthalter in Gallien parteilos bleiben, obwohl ihn Cicero gegen Marcus Antonius aufforderte; da ihn aber die Verhältnisse nöthigten diesen Entschluß aufzugeben, schloß er sich nach der Schlacht bei Mutina an Decimus Brutus (s. Junius) an, verließ ihn aber bald und ging zu Antonius über. Er willigte dann in die Proscription seines leiblichen Bruders Cajus, der durch Adoption in das Plautische Geschlecht übergegangen war, und erhielt im J. 42 das ihm schon durch Cäsar zugedachte Consulat. Er focht im J. 41 und 40 mit seinen Brüdern Titus und Cnejus für Antonius (s. d.) und Fulvia (s. Ful-

vius) ohne Erfolg im perusinischen Kriege und floh darauf zu Marcus Antonius, der ihn zu seinem Legaten in Syrien und Aegypten ernannte. Im J. 32 verließ P. abermals die Partei des Antonius und begab sich zu Octavianus, dem er des Antonius Testament verrieth, und dem auf seinen Antrag im Jahre 27 der Titel Augustus (s. d.) ertheilt wurde. Er starb, nachdem er im J. 22 die Censur bekleidet hatte. — Sein Bruder Titus Munatius Plancus Bursa zeigte sich als Volkstribun im J. 52 als erbitterten Feind der Optimaten, namentlich auch des Cicero und Milo. Er und sein College Quintus Pompejus Rufus ließen des Clodius (s. d.) Leichnam auf dem Forum verbrennen, wobei die Hostilische Curie eingeäschert wurde. Nach der Niederlegung seines Amtes belangte ihn Cicero wegen seiner Gewaltthätigkeiten. Er ging hierauf ins Exil nach Ravenna, wurde aber im J. 44 von Cäsar restituirt.

Planetarium oder Planetenmaschine ist eine Vorrichtung, mittels welcher man den Lauf der Planeten zu verdeutlichen und anschaulich zu machen sucht. Schon Archimedes (starb 210 v. Chr.) soll eine solche Vorrichtung gebaut haben, wo er durch eine Umdrehung alle Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten regierte. Die neuesten bestehen in einer Drahtmaschine, an welcher mittels eines Räderwerks Kugeln, die Planeten vorstellend, um die in der Mitte stehende Sonne in verhältnißmäßigen Entfernungen und in Zeiten, die den wahren Umlaufszeiten proportional sind, herumgeführt werden. Einer ähnlichen Maschine bedient man sich auch, um blos die Bewegungen der Erde und des Mondes im Verhältniß zur Sonne und zu einander zu veranschaulichen und die Lehre über Länge und Kürze der Tage in den verschiedenen Jahreszeiten und an verschiedenen Orten der Erde zu versinnlichen.

Planeten sind an sich dunkle Himmelskörper, welche blos von der Sonne, um die sie in elliptischen Bahnen laufen, erleuchtet werden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Sternen dadurch, daß sie durch Fernröhre vergrößert als runde Scheiben mit einem matten, nicht funkelnden Lichte glänzen. An die Stelle der Sonne, die nun zu den Fixsternen gerechnet werden muß, ist die Erde gekommen. — Die Planeten theilt man ein in Haupt- und Nebenplaneten. Die erstern, deren man, die Erde mitgezählt, jetzt 18 kennt, bilden 2 Klassen, nämlich die der obern und untern Hauptplaneten. Jene sind von der Erde aus: Mars ♂, Ceres ⚳, Pallas ⚴, Hygiea, Juno ⚵, Asträa, Hebe, Iris, Vesta ⚶, Flora, Metis, Jupiter ♃, Saturn ♄, Uranus ⛢ und Neptun ♆; diese von der Sonne aus: Merkur ☿ und Venus ♀. Die Bahnen der obern Hauptplaneten schließen die Erdbahn ein, die der untern liegen innerhalb der Erdbahn. Die Nebenplaneten, an der Zahl 21, sind die Monde oder Trabanten (Satelliten) der Hauptplaneten. Es hat nämlich die Erde 1, Jupiter 4, Saturn 8, Uranus 6 u. Neptun 2 Monde. Die Sonne selbst nun mit allen diesen Körpern und den nur zuweilen sichtbaren Kometen macht unser Sonnen- oder Planetensystem aus. — Was den Lauf der Planeten betrifft, so geht dieser bei allen in einer Richtung, nämlich nach der Folge der Zeichen, um die Sonne. Ihre Bahnen fallen zwar nicht ganz in einerlei Ebenen, aber sie machen doch mit der Erdbahn nur kleine Winkel; ausgenommen bei den ebenso genannten 11 neuen Planeten. Man sieht sie daher fast immer nahe bei der Ekliptik, in einem Streifen der Himmelskugel, welcher der Thierkreis heißt. Obgleich nun ihre wahre Bewegung immer rechtläufig, d. h. von Abend nach Morgen gerichtet ist, so macht doch die Bewegung der Erde, daß ihr Lauf bald geschwinder, bald langsamer ins Auge fällt, auch daß der Planet, wenn er der Sonne gegenüber gesehen wird, eine Zeitlang stillstehend und rückläufig erscheint. Dieser unregelmäßig scheinende Lauf hat den Namen Planet veranlaßt, der in der griechischen Sprache einen irrenden Stern bezeichnet. Abstrahirt man von diesen, von der Bewegung der Erde herrührenden, Täuschungen, so wird man den wahren Lauf der Planeten ziemlich regelmäßig und den Keplerischen Gesetzen unterworfen finden. Doch erst von Newton's Zeit an, da die Gravitation und die davon entspringenden Perturbationen (s. d.) entdeckt worden sind, ward man in Stand gesetzt, ein System der Planetenbewegungen zu bilden,

aus dem sich ihr Lauf völlig übereinstimmend mit den Beobachtungen erklären, berechnen und in Tafeln bringen läßt, aus denen wieder umgekehrt der Ort der Planeten für jede beliebige Zeit genau bestimmt werden kann. — Die Fernröhre lassen uns an mehreren Planeten, namentlich an dem Merkur, der Venus, dem Mars, Jupiter und Saturn (so wie am Monde) beständige und veränderliche Flecken wahrnehmen, aus deren Bewegung man, sowie bei den übrigen, nach Analogie oder Theorie geschlossen hat, daß alle Planeten sich von Abend nach Morgen um ihre Axe drehen, und daß daher auch ihre Kugelgestalt eine mehr oder minder abgeplattete sein müsse, wie man sich auch bei einigen, vorzüglich beim Uranus, durch die Betrachtung ihrer Scheiben überzeugen kann. — Außerdem bietet auch Saturn noch, außer seinen 8 Monden (der 8. wurde im Sept. 1848 von Bond und Bessel entdeckt) eine einzige Merkwürdigkeit, die nur noch ein Planet, der neuentdeckte Neptun mit ihm gemein hat, dar; es ist sein, um ihn frei schwebender, eigentlich aus 2 Ringen bestehender Reif, welcher wegen seiner verschiedenen Lage gegen den Saturn diesem ein verschiedenes Ansehen gibt. Was die 11 neuen P. anbelangt, die zwischen Mars und Jupiter stehen, so hatte man schon längst in den Abständen der Planeten von der Sonne zwischen Mars und Jupiter ein Mißverhältniß, eine Art von Lücke entdeckt, und diese durch einen neuen, bisher noch unbekannten Planeten auszufüllen gesucht. Für diesen aber wurden in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts 4, seit 1845 noch 7 kleinere aufgefunden*). 1) Die Ceres am 1. Jan. 1801 von Piazzi zu Palermo; 2) die Pallas den 28. März 1802 von Olbers in Bremen; 3) die Juno den 1. Sept. 1810 von Harding zu Lilienthal bei Bremen, 4) die Vesta den 29. März 1807 abermals von Olbers in Bremen, dazu kam die Asträa, entdeckt von Henke am 8. Dec. 1845, die Flora und Iris, entdeckt von Hind am 18. Oct. und 13. Aug. 1847, die Hebe, entdeckt von Henke am 1. Juli 1847, die Metis, entdeckt von Graham am 25. April 1848, endlich die Hygiea, entdeckt von de Gasparis in Neapel am 12. April 1849. Uranus war, nachdem ihn frühere Astronomen bereits gesehen, aber als Fixstern gehalten hatten, schon 1781 den 13. März von Herschel zu Slough bei Windsor in England entdeckt worden. — Außer diesen 7 kleinern Planeten, die man mit den 4 schon zu Anfang dieses Jahrhunderts entdeckten Planetoiden oder auch Asteroiden nannte, wurde im Jahre 1846 noch ein anderer größerer Planet entdeckt. Man hatte nämlich sehr gewichtige Gründe, das Dasein eines noch weiter als Uranus von der Sonne entfernten, ziemlich großen Planeten zu vermuthen. Der junge franz. Astronom Leverrier versuchte seine Bahn und Größe, sowie seinen Stand am Himmel für einen gewissen Zeitpunkt zu berechnen. Er hatte glücklich gerechnet, denn am 23. Sept. 1846 fand Galle in Berlin an der von Leverrier im Voraus angegebenen Stelle des Himmels diesen neuen Planeten wirklich auf. Da übrigens alle Planeten nach denselben Gesetzen, wie die Erde, um die Sonne laufen, von dieser ihr Licht empfangen, sich um ihre Axe drehen und zum Theil auch von Monden begleitet werden, so hat man auf eine große Aehnlichkeit derselben mit der Erde geschlossen. Auch ist die Vermuthung, daß sie bei ihrer nicht unbedeutenden Größe nicht blos zum Ansehen für uns bestimmt sind, sondern vielmehr auch zum Aufenthalte denkender und empfindender Wesen dienen, ganz den Begriffen von der unendlichen Weisheit und Güte des Schöpfers angemessen, wobei nur nicht zu vergessen, daß der Schöpfer, dessen Werke unendlich mannichfaltig sind, auf jedem Planeten eine eigene Einrichtung getroffen und andere Formen der Körper hervorgebracht haben kann. — Man hat auch sehr viel über die Entstehung, Fortdauer und den endlichen Untergang des Planetensystems nachgeforscht und niedergeschrieben; doch ist dies vielleicht in keiner sinnreichern und der Gottheit würdigern Weise geschehen als von Laplace, dessen Muthmaßungen hierüber die wahrscheinlich wichtigsten sein werden. Man sehe unter Andern Littrows Popul. Astronom. II. Band. S. 273—320. — Die einzeln hier vorkommenden Gegenstände findet man in den besondern Artikeln hierüber dieses Conversations Lexikons näher

*) Gasparis in Neapel hat nämlich am 11. Mai d. J. einen neuen Planeten, die Parthenope, im Sternbild der Waage entdeckt, die ebenfalls nur ein Stern neunter oder zehnter Größe ist.

erläutert; und es möge hier nur noch zum Beschluß eine Zusammenstellung der Elemente aller Planetenbahnen erfolgen, die wir der Güte des Hrn. Prof. Jahn verdanken.

Himmelskörper.	Mittlere Entfernung von der Sonne.	Siderische Umlaufszeit. Jahre	Tage	Durchmesser in geogr. Meilen.	Excentricität der Bahn in geogr. Meilen	Neigung der Bahn gegen die Ekliptik	Lauf in einer Zeitsec., ausgedrückt in geogr. M.	Fall der Körper in einer Zeitsec., ausgedrückt in par. Fuß.
1) Merkur	8000000	—	88	672	1645000	7° 0′ 6″	$6\frac{7}{10}$	$17\frac{4}{10}$
2) Venus	16348000	—	225	1694	103000	3 23 29	$4\frac{9}{10}$	$13\frac{7}{10}$
3) Erde	20682329	1	—	1720	347000	0 0 0	$4\frac{1}{10}$	$15\frac{1}{10}$
4) Mars	31489000	1	322	893	2935000	1 51 6	$3\frac{4}{10}$	$7\frac{4}{10}$
5) Flora	45529000	3	226	—	7018000	5 53 4	$2\frac{9}{10}$	—
6) Vesta	48803000	3	230	66	4324000	7 7 37	$2\frac{7}{10}$	—
7) Iris	49200000	3	248	—	11313000	5 28 16	} $2\frac{6}{10}$	—
8) Metis	49303000	3	250	—	6054000	5 35 30		—
9) Hebe	50134000	4	1	—	10375000	14 47 6		—
10) Asträa	53222000	4	50	—	9988000	5 19 18		—
11) Juno	55168000	4	132	300?	14100000	13 2 10	$2\frac{6}{10}$	—
12) Ceres	57263000	4	224	340?	4391000	10 36 56	$2\frac{5}{10}$	—
13) Pallas	57298000	4	225	450?	13867000	34 35 49	$2\frac{8}{10}$	—
14) Hygiea	64515000	5	190	—	6060000	3 46 59	$2\frac{1}{10}$	—
15) Jupiter	107521000	11	315	19307	5183000	1 18 52	$1\frac{7}{10}$	40
16) Saturn	197129000	29	167	15518	11058000	2 29 36	$1\frac{3}{10}$	$19\frac{4}{10}$
17) Uranus	396423000	84	6	7472	18473000	0 46 28	1	$15\frac{9}{10}$
18) Neptun	623311000	167	182	10000	5610000	1 47 0	$\frac{7}{10}$	$31\frac{7}{10}$

Planiglobium nennt man die Darstellung einer Halbkugel, z. B. der Himmels- oder Erdhalbkugel, auf einer ebenen Fläche. (S. Landkarten.)

Planimetrie oder ebene Geometrie heißt derjenige Theil der Geometrie, welcher von den in einer einzigen ebenen Fläche enthaltenen Raumgrößen, insbesondere von den ebenen Figuren handelt, mit Ausschluß derjenigen Raumgrößen, bei denen alle drei Dimensionen des Raumes vorkommen; im engern Sinne auch zuweilen derjenige Abschnitt der ebenen Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der ebenen Figuren beschäftigt.

Planisphärium, s. Astrolabium.

Planta, Friedr., Freiherr von, genannt Kirgener oder Kirchner, franz. Divisionsgeneral des Genie unter Napoleon, wurde zu Paris 1761 geboren. Sein Vater, ein ehemaliger Oberstlieutenant bei der franz. Schweizergarde und späterer Flügeladjutant des Königs, folgte beim Ausbruche der Revolution dem Herzog von Rohan-Gueméné ins Exil, der junge P. aber trat unter dem Namen seiner Mutter, Kirgener, in die Reihen der Soldaten der franz. Republik. Seine großen mathematischen Kenntnisse und reichen militärischen Talente, erwarben ihm bereits auf dem zweiten Zuge nach Irland, im Jahre 1792, den Grad eines Hauptmanns beim Genie, und später erlangte er durch seinen Geist und durch seine kriegerischen Vorzüge sehr bald die Zuneigung und die Gunst Napoleon's, in so hohem Grade, daß dieser ihn sehr schnell zum Divisionsgeneral des Geniecorps beförderte. Namentlich verdankte er der Belagerung von Danzig im Jahre 1807, bei welcher er sich auf glänzende Weise auszeichnete, die hohe Achtung und den ehrenvollen Namen, den er in der franz. Armee genoß. Er nahm hierauf seinen väterlichen Familiennamen wieder an, und vermählte sich kurze Zeit nachher mit der Gräfin von Königsmark, der Schwägerin des Marschalls Lannes. Von Napoleon stets bevorzugt, erfreute er sich von nun an einer der schönsten Stellungen im Heere und war im Begriff, eine der letzten Stufen der militärischen Ehrenleiter zu betreten, als ihn der Tod ereilte. Er fiel in der Schlacht bei Hochkirch am 22. Mai 1813 an der Seite des Kaisers, als er mit diesem und dem Marschall Duroc zur Recognoscirung eine kleine Anhöhe erstiegen hatte. Dieselbe Kanonenkugel brachte ihm und dem Marschall Duroc gleichzeitig den Tod. Frankreich aber ehrte seine Verdienste durch Eingrabung seines Namens auf dem Arc d'Etoiles zu Paris.

Planta, Joseph, Oberbibliothekar und erster Vorsteher des britischen Museums in London, geb. 1744 aus einem uralten Geschlechte des eidgenössischen Freistaates Graubündten, erhielt seine erste Erziehung in London, wo sein gelehrter Vater als Prediger am königlichen Hofe sich eine ehrenvolle Stellung erworben hatte. Später bezog er die Universität zu Utrecht, auf welcher er besonders unter der Leitung des berühmten Saxius, seines väterlichen Freundes, dem Studium der Rechte sich hingab, aber zugleich auch die encyklopädische Ausbildung seines Geistes nicht vernachlässigte. Zwei Jahre nachher ging er nach Göttingen, lebte dann längere Zeit in Frankreich und machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr nach London wählte er Anfangs die diplomatische Laufbahn und erhielt sehr bald die Stelle eines Secretärs bei der britischen Gesandtschaft in Brüssel. Der Tod seines Vaters und die Pflichten für seine kränkelnde, allein dastehende Mutter nöthigten ihn den Aussichten auf glänzende Beförderung zu entsagen. Er kehrte nach London zurück und wurde daselbst zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt, 1775 als Gehülfe an der Bibliothek des britischen Museums angestellt und seiner rasch erworbenen Verdienste wegen 1776 zum Secretär der Royal society, sowie kurz nachher zum Director des Münz- und Medaillencabinets ernannt. Nach dem Tode des gelehrten Morton wurde ihm die große Auszeichnung zu Theil, daß ihn der König zum Oberbibliothekar und ersten Vorsteher des britischen Museums erhob. Während der 30jährigen Verwaltung dieses Postens beurkundete P. fortwährend auf das schönste seinen innern und äußern Beruf zum wahren Humanisten, und erwarb sich durch sein leutseliges Benehmen und den Reichthum seiner Kenntnisse stets die Hochachtung und die Dankbarkeit aller Derjenigen, die mit ihm in Berührung kamen. Eine große Zahl geistreicher Aufsätze in mehreren Zeitschriften zeugen von seiner literarischen Thätigkeit. Ferner besitzen wir von ihm eine mit Beifall aufgenommene und auch den „Philosophical transactions" (1775) einverleibte Geschichte der romanischen Sprache in Graubündten; dann eine in England sehr bekannte „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" (2 Bde., Lond. 1820, nebst Suppl., 1821) und einen vortrefflichen Handschriftencatalog der berühmten Cottonischen Bibliothek zu London. Er starb im J. 1828. — Nicht zu verwechseln ist er mit seinem gleichgenannten Sohne, der sich unter dem Ministerium Castlereagh, sowie später öfter als Staatsmann bekannt gemacht hat. Dieser starb am 5. April 1847.

Planta, Martin von, Pädagog, Physiker und Mathematiker, geb. 1727 zu Süs im Canton Graubündten, zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch seine Geistesanlagen aus und widmete sich mit Unterstützung seines Onkels, des königlichen Hofkaplans Andreas von Planta, in London der Theologie und Philologie, zugleich aber auch schon frühzeitig mit großem Eifer den physikalischen und mathematischen Wissenschaften. In seinem 18. Jahre machte er dem Landshauptmann von Planta von Wildenberg den damals freilich unzeitigen Vorschlag, in Graubündten aus ihren eigenen Mitteln eine höhere Erziehungsanstalt zu gründen. Nachdem er in der Schweiz eine Zeit lang eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, ging er 1750 als Prediger an der deutsch-reformirten Kirche nach London; kehrte aber', da er die Londoner Luft nicht vertragen konnte, nach wenigen Jahren in sein Vaterland zurück. Hier gab er sich dem Unterricht der Jugend mit ganzem Eifer hin, und mit vollem Rechte kann man ihn als den würdigen Vorgänger eines Pestalozzi, Zellweger und Fellenberg ansehen. Den ersten schwachen Versuch zur Gründung einer allgemeinen Erziehungsanstalt machte er in Zizers, wobei ihm sein langjähriger Freund, der Professor Nesemann aus Magdeburg, hülfreich unterstützte. Später verlegte er seine Anstalt nach Haldenstein, wo er sie seit dem 1. Mai 1761 in erweiterter Gestalt als Seminarium eröffnete. Er ward jetzt von verschiedenen Seiten, vor Allem aber durch den Minister Ulysses von Salis-Marschlins kräftig unterstützt, erwarb den größeren Theil des weitläufigen Schlosses zu Haldenstein und richtete denselben zu einem Schulgebäude und Convicte ein. Das Seminarium erfreute sich in kurzer Zeit eines weitverbreiteten Rufes nicht blos in der Schweiz, sondern fast noch mehr im Auslande. Als auch das Schloß zu Haldenstein nach einigen Jahren zu eng wurde, nahm P. das Anerbieten des Ministers von Salis-Marsch-

lins an und siedelte mit seinem Seminarium nach dessen geräumigen Schlosse Marschlins hinüber. In Marschlins hatte das Seminarium seine höchste Blüthe erreicht, als P. im März 1772 plötzlich starb. Durch seinen Tod verfiel die Anstalt, doch wurde sie einige Jahre später in eine öffentliche Landesschule umgewandelt, und man darf wohl behaupten, daß P.'s und seiner Freunde Unternehmen den Keim enthielt, aus welchem allmälig die nunmehrige große Fürsorge des Staats für den Volksunterricht erwachsen ist. Obschon seinem Berufe als Volks- und Jugendlehrer immer getreu, blieben doch physische und mathematische Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigungen. Auch hier zeigte sich seine entschiedene Tendenz nach Nützlichkeit, die stets auf praktische Anwendung in Kunst und Leben gerichtet war. Zu seinen bedeutenderen, hierher gehörigen Arbeiten gehört die von ihm versuchte Verbesserung der Elektrisirmaschine. Er ist nämlich der Erfinder der seitdem allgemein in Anwendung gekommenen Scheibenelektrisirmaschine, deren er sich bereits 1755 bediente. Auch hatte P. schon die nachher ebenso großartig als wohlthätig ausgedehnte Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft bei Schiffen und Wagen anzuwenden. Schon zu den Zeiten des Ministers Choiseul legte er seine Erfindung diesem Minister in Paris vor, wurde von demselben sehr gut empfangen, aber zur Untersuchung seiner Erfindung an den General Gribauval, den Chef der Artillerie, verwiesen. Dieser legte die Sache der Akademie der Wissenschaften zur Prüfung und Beurtheilung vor, die aber dahin ausfiel, daß die Erfindung sehr geistreich, aber nicht anwendbar sei. Dennoch ließ Choiseul P. unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken eine Gratification von 100 Louisdor zustellen. Arago in seiner Geschichte der Dampfmaschinen erwähnt, daß Perrier 1775 das erste Dampfboot erbaut und daß Gouffray 1778 die Versuche in größerm Maßstabe wiederholt habe; erwähnt aber von P.'s Erfindung nichts. Es wäre interessant zu wissen, ob nicht Perrier, ein damaliges Mitglied der Akademie, P.'s Vorschläge benutzt habe? Von P.'s literarischen Arbeiten wurden nur einige kleine Volksschriften veröffentlicht, da er gegen eine schriftstellerische Thätigkeit eine Abneigung empfand, die nur durch seinen Eifer, auch bei den untern Volksclassen das Bessere zu bewirken, überwunden werden konnte. Er war seit 1766 Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach und der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Chur und wurde später einer der Stifter der sogenannten ökonomischen Gesellschaft für Graubündten, die daselbst viel Gutes angeregt hat.

Plantage ist in Ost- und Westindien, wo es die größten und reichsten Plantagebesitzer gibt, so viel als in Europa ein Landgut, nur daß dort die ganze Pflanzung besonders aus solchen Gewächsen besteht, welche aus fremden Gegenden und Welttheilen dahin verpflanzt sind und zu ihrem Gedeihen einer besondern Pflege bedürfen.

Plantagenet ist der Zuname des franz. Hauses Anjou, welches 1154, nach dem Abgange der norm. Dynastie, den Thron von England bestieg, aber 1485 dem Hause Tudor (s. d.) weichen mußte. (S. Großbritannien.) Heinrich I. von England, der letzte König aus dem Hause Normandie, verlor 1120 seinen einzigen Sohn, den Prinzen Wilhelm, durch einen Zufall. Die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron, sowie auf das Hauserbe in Frankreich, erhielt hiermit, vor mehreren männlichen Seitenverwandten, Heinrich's einzige Tochter, Mathilde, die seit 1110 an den deutschen Kaiser Heinrich V. vermählt war. Dieser Umstand und das Ungewöhnliche einer weiblichen Thronfolge erfüllte die Großen mit Abneigung. Nachdem der Kaiser 1125 gestorben, rief jedoch Heinrich die Tochter sogleich nach England zurück, ließ ihr 1127 auf einer Reichsversammlung die Thronfolge bestätigen und verlobte sie zugleich mit Gottfried Plantagenet, dem 15jährigen Sohne des Grafen Fulco von Anjou. Die Verbindung mit dem ausländischen Hause fand freilich wenig Anklang, doch wurde die Vermählung 1130 vollzogen und nachdem die Großen des Reichs Mathilden die Thronfolge für sich und ihre leiblichen Erben nochmals zugesichert hatten, begab sie sich in die Normandie und gebar hier 1132 einen Sohn, den Prinzen Heinrich. Nach dem Tode des Königs Heinrich's I. 1135 bemächtigte sich dessen Schwestersohn, Stephan von Blois, mit Hülfe der Großen der englischen Krone und wenn auch Mathilde viele Jahre hindurch ihr Anrecht gegen Stephan mit den Waffen

in der Hand zu wahren suchte, so war sie doch bei den englischen Großen durch Stolz und Härte so wenig beliebt, daß ihre Erfolge wenig halfen. Erst ihrem und Plantagenet's Sohne war es vorbehalten, ihr Anrecht auf den englischen Thron geltend zu machen. Der junge Heinrich erhielt 1150 von seiner Mutter das Herzogthum Normandie und die Grafschaft Maine und 1151 durch den Tod seines Vaters die Grafschaften Anjou und Touraine. Außerdem heirathete er 1152 die reiche Erbtochter Eleonore von Guyenne, welche Ludwig VII. von Frankreich sechs Wochen vorher wegen Ehebruchs verstoßen hatte, und die nun dem zweiten Gemahl Guyenne, Poitou und die Ansprüche auf Toulouse zubrachte. Heinrich ging 1153 mit einem starken Heere nach England und zwang Stephan in einem im Nov. zu Winchester geschlossenen Vergleich, ihn zum Erben und Thronfolger einzusetzen; und als Stephan im April 1154 starb, nahm nun der Sohn Mathilden's kraft dieses Vergleichs und im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. (s. d.) und erster König aus dem Hause Plantagenet oder Anjou den englischen Thron ohne Widerstand in Besitz. Seine Kinder aus der Ehe mit Eleonore waren: Heinrich, der 1182 vor dem Vater kinderlos starb; Richard I., Löwenherz (s. d.), der dem Vater zunächst von 1189—99 auf dem Throne folgte und kinderlos starb; Gottfried, der 1186 auf einem Turnier zu Paris umkam und aus der Ehe mit Constanze, der Erbin von Bretagne, einem jungen Sohn, Arthur, hinterließ der aber durch seinen Oheim, Johann ohne Land, nach Richards I. Tode der Krone beraubt und 1202 ermordet wurde; Mathilde die sich mit Heinrich dem Löwen und Eleonore, die sich mit Alphons dem Guten von Castilien vermählte. — Johann ohne Land (s. d.), 1192—1216, erhielt aus der Ehe mit Isabelle von Angoulême folgende Kinder: Heinrich III., der nach des Vaters Tode durch den Grafen Pembroke (s. d.) auf den Thron gesetzt wurde; Johanna, die sich mit dem Könige von Schottland, und Eleonore, die sich erst mit dem Grafen Pembroke, dann mit dem berühmten Grafen von Leiceister vermählte, und Richard, Graf von Cornwallis. Letzterer wurde 1257 zum Könige von Rom gewählt und gekrönt und starb als der reichste Mann der Christenheit 1271. Seine Nachkommen erloschen 1300. — Heinrich III., dessen Regierung, 1216—72, zwar die längste, aber auch eine der schwächsten und unruhigsten in der englischen Geschichte war, zeugte mit Eleonore von Provence: Eduard I., der ihm auf dem Thron folgte; Margarethe, die sich mit dem Könige von Schottland vermählte; Edmund den Buckligen. — Edmund der Bucklige, gest. 1296, erhielt von seinem Vater die Grafschaft Lancaster, durch Schenkung des Papstes den Titel als König von Sicilien, und zeugte mit Blanca von Artois zwei Söhne, von denen der ältere, Thomas, wegen einer an König Eduard II. verübten Mißhandlung 1321 enthauptet, 1389 aber heilig gesprochen wurde. Nach der Hinrichtung erhielt der zweite Sohn Edmund's, Heinrich, Graf von Monmouth, die Grafschaft Lancaster. Derselbe starb 1345 und hinterließ als Sohn und Erben Heinrich, zu dessen Gunsten König Eduard III. Lancaster zum Herzogthum erhob. Der erste Herzog von Lancaster hatte indessen nur eine Tochter, Blanca, zur Erbin, welche Güter und Titel des Hauses dem Grafen von Richmond, Johann von Gaunt, zubrachte. — Eduard I. (s. d.) 1272—1307, ein Fürst von großem Charakter, war erst mit Eleonore von Castilien, dann mit Margarethe von Frankreich vermählt. Seine Kinder aus der ersten Ehe waren: Eduard II., der Thronfolger; Johanne d'Acre, vermählt mit dem Grafen Glocester, später mit Lord Mounthmer; Elisabeth, in zweiter Ehe mit dem Grafen Hereford vermählt und daher die Stammmutter der Häuser Exeter und Courtenay; und der Marquis von Cornwallis. Aus Eduard's I. zweiter Ehe entsprangen: Thomas, Graf von Norfolk, von dessen Erbtochter die Häuser Norfolk, Suffolk, Carlisle, Effingham und Salisbury abstammen; Edmund, Graf von Kent, der während der Minderjährigkeit Eduard's III. durch Mortimer's (s. d.) Intriguen das Schaffot bestieg. Aus Edmund's Ehe mit Margarethe Wake wurde Johanne, das schöne Fräulein von Kent, geboren, die sich zum dritten Mal mit dem Schwarzen Prinzen vermählte. — Eduard II. (s. d.), ein schwacher, von den Günstlingen Spencer und Gaveston beherrschter Fürst, hatte Isabelle von Frankreich zur Gemahlin, die ihn 1327 ermorden ließ. Er zeugte mit derselben den Thron=

folger, Eduard III., und Johanna, die den König von Schottland heirathete. — Eduard III. (s. d.), 1327—77, einer der größten Fürsten Englands, zeugte aus der Ehe mit Philippine von Hennegau: Eduard, den Schwarzen Prinzen; Lionel, Herzog von Clarence; Johann von Gaunt; Edmund, Herzog von York; Thomas, Herzog von Glocester. Das Haus Plantagenet zerfiel somit in 5 Linien, von denen die jüngste zuerst in der männlichen Nachkommenschaft erlosch. — Thomas, Herzog von Glocester und Graf von Buckingham, ein muthiger, ungestümer, vom Volke geliebter Prinz, wurde von König Richard II. beargwohnt und 1397 auf dessen Befehl unweit Calais scheußlich ermordet. Aus der Ehe mit Eleonore Bohun hinterließ er einen Sohn, Humfried, der 1399 kinderlos starb, und zwei Töchter Anna und Eleonore, von denen die erstere den Grafen Stafford, die andere den Grafen Essex heirathete. — Eduard, der Schwarze Prinz (s. d.) der älteste Sohn Eduard's III. starb 1376 vor dem Vater und hinterließ aus der Ehe mit der Erbin von Kent, einen Sohn, der dem Großvater als Richard II. (s. d.) im Alter von 11 Jahren auf dem Throne folgte. Sein Vetter, Heinrich IV., der Sohn Johann's von Gaunt, raubte ihm jedoch 1399 den Thron und ließ ihn 1400 im Gefängnisse ermorden. Richard war zwar verheirathet, starb aber kinderlos, so daß mit ihm die Nachkommenschaft des Schwarzen Prinzen erlosch. — Lionel, Herzog von Clarence, der zweite Sohn Eduard's III., dem Vater fast an Charakterstärke gleich, starb 1368 in Italien. Aus der Ehe mit Burgh, der Erbin von Ulster, hinterließ er die Erbtochter Philippine, welche sich mit Edmund Mortimer, Grafen de la Marche, gest. 1381, verheirathete. In dieser Ehe wurden geboren: Roger, den der kinderlose Richard II. zum Thronerben bestimmt hatte, der aber schon 1398 in Irland umkam; Edmund, der 1402 im Gefängnisse starb; Johann, welcher 1425 als Kronprätendent auf dem Schaffot endete; und Elisabeth, die sich mit Heinrich Percy vermählte. Nur Roger, der älteste Sohn Mortimer's und der Erbin von Clarence, pflanzte die Nachkommenschaft fort. Sein Sohn war Edmund Mortimer, der 1424 im Gefängnisse starb. Roger's Tochter, Anna, erbte deshalb, nachdem ihr Bruder und auch ihr Oheim Johann gestorben, die Thronrechte des Hauses Clarence und trug dieselben durch Vermählung mit dem Herzoge Richard von York auf das Haus York über.

Johann von Gaunt, Graf von Richmond, der dritte Sohn Eduard's III., führte in den letzten Jahren des Vaters und auch nach der Thronbesteigung Richard's II. die Regierung, machte sich aber beim Volke durch Nachlässigkeit und bei der Geistlichkeit dadurch verhaßt, daß er sich Wiclef's annahm. Durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Lancaster, wurde er Herzog und Stifter, oder vielmehr Erneuerer des Hauses Lancaster. In Folge einer zweiten Ehe mit Constanze, der Tochter Peter's des Grausamen von Castilien und Leon, suchte er nach dessen Tode vergeblich seine Rechte auf diese beiden Königreiche geltend zu machen, nahm aber doch den königlichen Titel an. In dritter Ehe war Johann mit Katharine Roet, der Wittwe Swinford's, vermählt, deren Kinder 1397 thronfähig erklärt wurden. Er starb am 3. Febr. 1399, und bald sollte sich an das Haus Lancaster, oder die rothe Rose, eine der furchtbarsten Epochen der englischen Geschichte knüpfen. Johann's Kinder erster Ehe waren: Heinrich IV., der gegen Richard II. die englische Krone usurpirte, und Philippine, vermählt mit dem Könige Johann I. von Portugal, weshalb Philipp II. von Spanien als ihr Nachkomme Ansprüche auf den englischen Thron erheben wollte. Aus zweiter Ehe hinterließ Johann: Katharina, vermählt mit Heinrich III. von Castilien. Aus dritter Ehe entsprangen: Johann von Beaufort, Graf von Somerset; der Cardinal von Winchester, gest. 1447; Johanna, deren Enkel der berühmte Graf Warwick war und von der die Grafen Westmoreland und Abergavenny abstammen. Das Haus Lancaster zerfiel also fortan in die Linie, welche in der Person Heinrich's IV. den Thron usurpirte, und in die, welche Johann von Beaufort fortführte. — Heinrich IV. (s. d.) erst Graf von Derby, dann Herzog von Hereford, wurde 1398 vom Könige Richard II. eines Streites wegen nach Frankreich verbannt, kehrte aber nach seines Vaters Tode plötzlich zurück, um die Erbschaft des Hauses Lancaster anzutreten. Weil

ihm Richard dieselbe vorenthielt, stieß er den schwachen Fürsten 1399 vom Throne und behauptete auch fortan denselben, obschon das Haus Clarence nähere Ansprüche besaß. Aus der Ehe Heinrich's IV. mit Marie Bohun, der Miterbin von Hereford, entsprangen: Heinrich V., der Thronfolger; der 1421 bei Beaugé getödtete Herzog von Clarence; der Herzog von Bedford, welcher unter dem minderjährigen Heinrich VI. in Frankreich und England die Regentschaft führte und 1435 kinderlos starb; der Herzog von Glocester, der ebenfalls kinderlos endete, indem ihn Heinrich VI. auf Anstiften des Cardinals von Winchester 1446 ermorden ließ. — Heinrich V. (s. d.) 1413—22, wußte nicht nur die von seinem Vater geraubte englische Krone zu erhalten, sondern riß auch für seine Nachkommen den Thron von Frankreich an sich. Er war mit Katharina von Frankreich vermählt, die sich nach seinem Tode mit Owen Tudor verheirathete. Aus Heinrich's V. Ehe mit Katharina entsprang ein Sohn, Heinrich VI. dem im Alter von 9 Monaten die Kronen von England und Frankreich zufielen. Nachdem derselbe aber Frankreich an den rechtmäßigen Erben, Karl VII. von Valois, verloren, erhob sich gegen ihn in England der Herzog Richard von York. Letzterer war durch seine Mutter der Erbe des Hauses Clarence und besaß darum an den englischen Thron ein näheres Anrecht als das durch Heinrich's IV. Usurpation zur Krone gelangte Haus Lancaster. Richard von York fiel zwar 1460 mit den Waffen in der Hand bei Wakefield, allein sein Sohn Eduard IV. nahm seine Ansprüche auf den Thron auf und bemächtigte sich desselben 1461. Hiermit begannen die dynastischen Kämpfe des Hauses York und Lancaster, oder die Kriege der weißen und rothen Rose (s. d.). Der unglückliche Heinrich VI. wurde von seinem Nebenbuhler 1472 im Gefängniß ermordet. Aus der Ehe mit der berüchtigten Margarethe von Anjou (s. d.) zeugte er den Prinzen Eduard, der jedoch 1471 nach der Schlacht bei Tewksbury in die Hände Eduard's IV. fiel und von dessen Brüdern niedergehauen wurde. Der Hauptzweig des Hauses Lancaster, der 60 Jahre durch Gewalt den englischen Thron besessen, war hiermit erloschen. — Johann von Beaufort, Graf von Somerset, der Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, aus dritter Ehe, starb 1410 und hinterließ aus der Ehe mit Margarethe von Holland, der Tochter des Grafen von Kent, zwei Söhne: Johann Herzog von Somerset, und Edmund. Letzterer übernahm unter der Regierung Heinrich's VI., nach Suffolk's Tode, die Stelle eines Ministers und kam 1455 in der Schlacht bei Saint Albans um. Seine Nachkommen sind die jetzigen Herzoge von Beaufort. Der Herzog Johann von Somerset, gest. 1444, zeugte in der Ehe mit Margarethe von Blesto eine Tochter, Margarethe Beaufort, die Erbin des Hauses Lancaster. Dieselbe verheirathete sich mit Edmund Tudor, Grafen von Richmond und zeugte in dieser Ehe Heinrich Tudor von Richmond, der 1485 das Haus York in der Person Richard's III. vom Throne stürzte und sich selbst, mit Uebergehung seiner Mutter, die erst 1509 starb, als Heinrich VII. die englische Krone aufsetzte.

Edmund, Herzog von York, der vierte Sohn Eduard's III. und der Stifter des Hauses York, oder der weißen Rose, war ein träger, unfähiger Prinz und starb 1402. Er zeugte mit Isabella von Castilien zwei Söhne: Eduard und Richard. Eduard, Graf von Rutland und Herzog von York, ein schändlicher Charakter, fiel 1415 in der Schlacht bei Azincourt ohne Erben. Sein Bruder Richard wurde hiermit Erbe der Güter und des Namens von York, mußte aber kurz darauf als Verschwörer das Schaffot besteigen. Durch seine Ehe mit Anna, der Erbin von Clarence, hatte seine Nachkommenschaft Ansprüche auf den englischen Thron erlangt, den die Lancastrier unrechtmäßig inne hielten. Sein einziger Sohn, Herzog Richard II. von York, machte darum auch diese Ansprüche gegen den schwachen Heinrich VI. geltend und eröffnete 1452 den dynastischen Krieg. Als Richard fast seinen Zweck erreicht hatte, wurde er jedoch am 31. Dec. 1460 in der Schlacht bei Wakefield erschlagen. Aus seiner Ehe mit Cäcilie Nevil, der Tochter des Grafen Westmoreland, entsprangen: Eduard, der den Kampf gegen das Haus Lancaster fortsetzte und 1461 endlich als Eduard IV. (s. d.) den Thron eroberte; Elisabeth de la Pole, die sich mit dem Herzoge von Suffolk vermählte; Graf Rutland, der 1460 bei Wakefield fiel und

keine Erben hinterließ; Margarethe, die sich mit Karl dem Kühnen von Burgund verheirathete; Georg, Herzog von Clarence; Richard, Herzog von Glocester. Nachdem Eduard zur Krone gelangt, vermählte er sich drei Jahre später mit Elisabeth von Woodville. Diese Ehe mißfiel dem Herzog von Clarence, der gehofft hatte, seinem Bruder auf dem Throne zu folgen. Der König, außerdem von Richard, dem jüngsten und verschlagensten der Brüder, aufgeregt, beschloß darum, den Herzog von Clarence aus dem Wege zu räumen, und ließ ihn im Jan. 1478 vom Pairshofe als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Als eine besondere Gnade erhielt Clarence die Freiheit seine Todesart zu wählen. Wie man erzählt, wählte er ein Faß Malvaster, in welchem er ertränkt wurde. Als Eduard IV. 1483 starb, hinterließ er zwei Knaben, Eduard V., der ihm auf dem Throne folgen sollte, und den Herzog von York; außerdem eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth. Der Herzog von Glocester ließ jedoch die beiden Neffen im Tower heimlich ermorden und eignete sich selbst als Richard III. (s. d.) die Krone zu. Aus der Ehe mit der Tochter des Grafen Warwick hatte Richard einen Sohn, Eduard, der aber schon 1484 starb. Den Unwillen, welchen die Nation über die blutige Usurpation empfand, benutzte nun Heinrich von Richmond, der Sohn der Erbin von Lancaster, landete am 6. Aug. 1485 mit einem Corps verbannter Engländer an der Küste von Wales und bestieg nach dem Treffen bei Bosworth, in welchem Richard III. umkam, ohne Widerstand als Heinrich VII. (s. d.) und erster Könige aus dem Hause Tudor den vom Blute der Plantagenets befleckten Thron von England. Weil sich das Recht der Lancaster selbst nur auf die Usurpation Heinrich's IV. gründete, außerdem auch die noch lebende Mutter dem Sohne vorging, so suchte Heinrich seiner Eroberung eine rechtliche Grundlage zu geben, indem er Elisabeth, die Tochter Eduard's IV., heirathete. Mit dieser Vereinigung der rothen und der weißen Rose waren die Kämpfe, welche England länger als 25 Jahre verwüsteten, geschlossen. Warwick, der Sohn des Herzogs von Clarence, brachte als der letzte männliche Sprößling des Plantagenets sein Leben im Gefängnisse zu und wurde noch 1499 enthauptet.

Plänterwirthschaft oder Fehmelwirthschaft heißt in der Forstwissenschaft diejenige Art von Waldwirthschaft, wo man in jedem Walddistricte stets Holz von jedem Alter in Bestand erhält, und in jedem Jahre sich das nöthige Holz durch Wegnahme der stärksten Stämme aus jedem Districte verschafft. Früher war die Plänterwirthschaft allgemein eingeführt, jetzt ist sie aber durch die geregelte Schlagwirthschaft (s. d.) mehr und mehr verdrängt worden.

Plantin, Christoph, ein ausgezeichneter Buchdrucker, geb. 1514 zu Montlouis oberhalb Tours, errichtete, nachdem er sich eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und namentlich gründliche Kenntnisse mehrerer Sprachen erworben, um 1555 in Antwerpen eine Druckerei, die bald die größte und ausgezeichnetste ihrer Zeit wurde. P. hatte oft bis auf 20 und mehr Pressen, zahlte in der blühendsten Zeit täglich über 100 Ducaten Lohn an seine Arbeiter und war bei seiner großen Letternauswahl im Stande, in allen damals in Europa bekannten Sprachen zu drucken. Doch war er nicht wie früher behauptet wurde, der Erste, welcher arabische Bücher druckte, denn das erste arabische Buch, die „Septem horae canonicae“, ging aus der Druckerei des Gregor Gregorio zu Fano schon 1514 hervor. Die Drucke P.'s sind unter die vorzüglichsten typographischen Meisterwerke zu rechnen und empfehlen sich durch elegante Ausführung und Correctheit. Für die letztere Eigenschaft sorgte er durch gute und gelehrte Correctoren, die er mit Liberalität bezahlte, sowie durch öffentlich ausgesetzte Belohnungen für die Auffindung von Druckfehlern in dem bereits corrigirten Drucke. Unter der großen Masse seiner trefflichen Druckerzeugnisse ist das ausgezeichnetste die unter der persönlichen Aufsicht des Hofkaplans Philipp's II. von Spanien, Arias Montano, besorgte „Biblia polyglotta“ (8 Bde., 1569—72, Fol.). (S. Polyglotte.) Obgleich aber P. zu diesem Prachtwerke von seinem königlichen Protector mit 6000 Stück Ducaten, zum Ankauf von Papier, unterstützt wurde, so scheint doch die königliche Unterstützung nicht so nachhaltig gewesen zu sein, um den Unternehmer vor Sorgen völlig zu schützen. Er wendete sich später mit einem Theile seiner Druckerei nach

Leyden. Die Leitung der in Antwerpen zurückgelassenen Pressen überließ er seinem Schwiegersohne, Franz Raphelengh (s. d.); kehrte jedoch später wieder an den ihm liebgewordenen Ort seiner frühern Wirksamkeit zurück und sendete seinen Schwiegersohn nach Leyden. Er starb zu Antwerpen am 1. Juli 1589 und hinterließ seinen drei Töchtern drei Druckereien, zu Antwerpen, Leyden und Paris. Die erste bekam der Gatte seiner zweiten Tochter, Jan van Morst (Johannes Moretus), der Freund von Justus Lipsius, die zweite Raphelengh, die dritte mit der jüngsten Tochter Gilles (Aegidius) Bey. Namentlich die beiden ersten erhielten durch ausgezeichnete typographische Produkte dem Namen ihres Schwiegervaters ein geachtetes Andenken. Das Zeichen der Plantinischen Drucke ist eine Hand, die einen ausgespannten Zirkel hält mit der Inschrift: Labore et constantia.

Planudes, Maximus, ein gelehrter Mönch zu Konstantinopel, der im Jahre 1327 von dem Kaiser Andronikus dem Aeltern als Gesandter nach Venedig geschickt wurde und 1353 noch lebte, hat sich besonders durch griech. Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller, die zum Theil noch in den Bibliotheken verborgen liegen, und besonders durch seine freilich nicht eben gewählte Sammlung der Gedichte der griech. Anthologie (s. d.) um die alte Literatur ein nicht geringes Verdienst erworben. Von seinen eigenen Schriften erwähnen wir eine märchenhafte Biographie des Aesopus (s. d.), Epigramme, Briefe, die schon früher gedruckt wurden. Einiges auf griechische Grammatik und Syntax Bezügliche hat Bachmann in den „Anecdota graeca" (Bd. 2, Lpz. 1828) mitgetheilt. Von seinen griechischen Uebersetzungen kennen wir bis jetzt die der „Distichen" des Cato, der „Metamorphosen" des Ovid in Prosa, herausgeg. von Boissonade (Par. 1822), der Gedichte des Boëthius, herausgeg. von K. F. Weber (Darmst. 1833, 4.), des „Somnium Scipionis" von Cicero, herausgeg. von Heß (Halle 1833) und eines Bruchstücks der Schrift „Ad Herennium" herausgeg. von Matthäi (Mosk. 1810, 4.).

Plas, David van der, einer der besten Bildnißmaler geb. zu Amsterdam 1647, gest. 1704, wußte durch geschickte Anwendung von Licht und Schatten eine außerordentliche Kraft in seine Bildnisse zu legen; besonders stark war er im Zeichnen der Köpfe und Hände.

Plasma, s. Chalcedon.

Plastik. Die Bildkunst oder Bildnerei ist die Kunst der Darstellung des Schönen der sichtbaren Welt, also die Darstellung von Gestalten. Diese haben nun entweder die drei Dimensionen der Länge, Breite und Dicke, und damit wirklichen, körperlichen Inhalt, oder nur die beiden erstern, und sind dann auch ohne die letztern auf einer Fläche mittelst des Lichts wahrnehmbar. Die Bildnerei verzweigt sich daher in eine plastische, Raum erfüllende, und in die zeichnende Kunst, die eigentlich nur Zeichen anstatt der Sache selbst setzt. Der Ausdruck: plastische Kunst, stammt von einem griechischen Worte, welches zuerst den Schall bedeutet, welchen es gibt, wenn man eine weiche Masse knetet, dann: in Thon arbeiten; nachher: aus Thon bilden, formen; endlich überhaupt: bilden. Diese beiden Gattungen der Bildnerei begreifen nun aber mehrere Arten unter sich, welche nach dem Material, den Darstellungsmitteln und den technischen Verfahren unterschieden werden. Bei der plastischen Kunst finden wir: 1) die Formenkunst, die aus weichen Massen bildet. Diese zerfällt a) in die Plastik im engsten Sinne, die aus Thon bildet, Thonformkunst. Der Erfinder derselben ist der Sicyonier Dibutades. Der Thon ward mit dem Griffel und den Fingern, vornämlich mit den Nägeln bearbeitet. b) In die Bossirkunst, die aus Wachs bildet. Der Erfinder derselben war Lysistratus, ein Zeitgenosse Alexander's des Großen. Der Name kommt her von dem französischen Worte bosse, welches eigentlich einen Höcker, eine Beule bedeutet, die von einem Schlage oder Stoße entsteht, dann bezeichnet es erhobene Arbeit im Allgemeinen, im Besondern aber die von Wachs verfertigte. Der griechische Name für die Kunst ist Keroplastik. c) In die Stuccaturkunst, von dem italienischen Worte stucca, Gyps, als Gypsbildnerei. Diese Kunst wurde von dem obengenannten Lysistratus erfunden und in neuerer Zeit vorzüglich von Mengs gefördert. Solcher weichen Massen bedienen sich die Bildner aus harten Stoffen gewöhnlich zu Modellen, zu Vorbil-

dern, nach welchen sie den harten Stoff bearbeiten. In der Malerei bedeutet aber Modell eine weibliche oder männliche Person, welche der Künstler zum Gegenstande seines Studiums macht. Weil das Gelingen des größern Werks von dem Modell abhängt, so verfertigen viele Künstler vor demselben noch eine Skizze, die das im Kleinen ist, was das Modell im Größeren. Die übrigen Arten der plastischen Kunst sind: 2) die Schnitzkunst oder Bildschnitzerei, welche Gestalten aus Holz, Elfenbein und ähnlichen Materien arbeitet. Die Kunst war in frühesten Zeiten, theils aus Armuth, theils aus Mangel an Geschicklichkeit, harte Massen mechanisch zu behandeln, sehr gewöhnlich, wird aber jetzt weit weniger geübt, und namentlich die Holzarbeit ist hauptsächlich nur bei Formen gebräuchlich und wird zur Formschneidekunst gerechnet. Die Arbeit geschieht theils aus freier Hand mit Messer und Meißel, theils auch durch eine Drehbank und gehört dann zur Toreutik (Drechslerkunst). 3) Die Bildhauerei, Glyptik, Sculptur, welche vorzugsweise in Stein arbeitet. Die verschiedenen Steinarten waren: Marmor, Alabaster, Basalt, Granit, Porphyr, ägyptischer Kalkstein. 4) Die Bildgießkunst, welche ihre Werke aus schmelzbaren, beim Erkalten wieder verhärtenden Materien in Formen gießt. Nachdem man früher die Metalle mit dem Hammer bearbeitet hatte, erfanden Rhökus und Theodor aus Samos, Zeitgenossen des Cyrus, die Kunst Erz zu gießen. Anfänglich goß man die einzelnen Theile der Bilder und fügte sie mit Klammern zusammen, dann auch ganze Figuren. Die neuere Zeit verdankt diese Kunst den Italienern, die im 16. Jahrhundert wieder anfingen, große Bronzen zu gießen. In unsern Tagen ist die Eisengießerei zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen. — Die plastische Kunst liefert sogenannte runde Werke, die von allen Seiten betrachten werden können, und somit Sinnenwahrheit enthalten. Die zeichnende Kunst hingegen, da sie Gestalten darstellt, welche nur zwei Dimensionen, die der Länge und Breite wirklich, die dritte Dimension aber, die der Dicke, nur scheinbar für das Auge haben, hat nur Sinnenschein. Zwischen den Werken beider Arten stehen in der Mitte die Relief's, die zwar zum Theil Sinnenwahrheiten enthalten, zum Theil aber auf Sinnenschein gegründet sind, da sie blos mit einem Theile der Oberfläche aus einem flachen Grunde hervorragen. Man nennt sie darum halbrunde Werke, und, je nachdem sie mehr oder weniger hervorragen, theilt man sie ein in Haut-Reliefs, Demi-Reliefs und Bas-Reliefs (s. d. A.), hoch-, mittel- und flacherhabene Werke. Diesen Werken, die auf der Grenze zwischen Plastik und Zeichnung stehen, kann man noch an die Seite setzen 1) die Werke der Daktylioglyptik, der Bildgraberei oder Steinschneidekunst, welche Gestalten mittelst des Stahles oder anderer Instrumente in edle Steine arbeitet, Gemmen, entweder erhoben oder vertieft, im ersten Falle Cameo, im zweiten Intaglio genannt; 2) die Werke der Stempelschneidekunst, welche Gestalten in harte Metalle vertieft arbeitet, die dann durch das Prägen in andere Massen erhoben erscheinen.

Plastisch. Die plastische Kunst stellt die Gestalten dar, so wie sie durch den Tastungssinn, die zeichnende Kunst aber, so weit Gegenstände nach Licht und Farbe in räumlichen Verhältnissen durch den Gesichtssinn wahrnehmbar sind. Die erstere kann daher an ihren Massen nur die Form darstellen, die letztere stellt auf ihren Flächen auch die Farben an den Gestalten mit dar; ja, während jene nur im Raume darzustellen vermag, stellt diese den Raum selbst mit dar, Vorgrund, Hintergrund, Luft. Sie hat also einen weit größern Kreis, innerhalb welches sie darstellen kann, als die plastische Kunst. Diese kann keine Naturscenen darstellen, nicht einmal alle Naturgegenstände, wie ihr denn z. B. Bäume, Laubwerk, Blumen wegen der Ungeschmeidigkeit ihres Stoffes nicht gelingen. Hier kann sie mehr andeuten, als wirklich der Natur gemäß ausführen. Man muß indeß hierbei ihre runden und ihre halbrunden Werke unterscheiden. Für die runden bleibt ihr nichts übrig, als die Darstellung von Thieren und Menschen. Weil nun am Menschen der Kopf der wichtigste Theil ist, und an diesem wieder das Antlitz, liefert die plastische Kunst bloße Antlitze ohne Hinterhaupt (Masken), bloße Köpfe, Büsten, dann aber auch ganze Gestalten, Statuen, Standbilder. In diesen dreierlei Arten kann sie nun ebensowohl Bildnisse darstellen, als Charakterbilder und symbolische Figuren. Bei Darstellung von Scenen aber

zeigt sich sogleich ihre Beschränkung; denn während die Malerei eine Mehrheit von Gruppen zu einem Ganzen vereinigen kann, bleibt die plastische Kunst auf eine Gruppe beschränkt, die nicht einmal allzu reich sein darf, wenn sie als ein Ganzes soll aufgefaßt werden. Selbst in ihren halbrunden Werken, den Reliefs, kann sie nie so reich sein, als die Malerei. Beide Hauptclassen der bildenden Künste haben das mit einander gemein, was beide zu schönen Künsten macht, und ihre Werke müssen demnach erstlich ein poetisches Element haben, eine Idee, und diesem zufolge Ideal, und zweitens ästhetisch-charakteristisch sein. Das Charakterisiren bei Darstellungen aus der Menschenwelt gehört in das Gebiet der Mimik, als der Lehre von der Bedeutung der äußern Erscheinungen im lebendigen Organismus, aus denen man auf gewisse innere Beschaffenheiten oder Zustände des Gemüths schließt, weil zwischen beiden durch Naturgesetze ein fester Zusammenhang besteht. Diese Erscheinungen sind nun aber entweder beharrlich oder vorübergehend. Die erstern stellen eine Grundform in Ruhe dar, die andern in der Bewegung. Jede Veränderung als Folge einer innern Handlung nennt man nun Ausdruck, durch welchen der innere Zustand sich gleichsam veräußert. Dies geschieht durch Stellungen, durch Mienen und Geberdenspiel. Die bildende Kunst muß nun den Charakter selbst als das Bleibende und Beharrliche, dann aber auch den Ausdruck darstellen, die Folge des vorübergehenden, wandelbaren, innern Zustandes. Nach diesen Erörterungen lassen sich die beiden obigen Punkte näher erklären. Der erste unterliegt mancher Schwierigkeit, indem man über den Begriff von Ideal und Idealität gerade in den bildenden Künsten am wenigsten einverstanden ist. Einige kennen nur ein Ideal der Gestalt, Andere nur ein Ideal des Charakters, ohne auch hier unter psychologischen und moralischem Ideale genau zu unterscheiden. Die nur ein Ideal der Gestalt kennen, fordern vollkommen reine Form, d. h. sinnliche Schönheit, also Entfernung alles dessen, was den Sinnen unangenehm, anstößig und widrig ist. Der Künstler soll also die Gestalten reiner darstellen, als die Natur selbst, die nie ohne zufällige Unvollkommenheiten ist, und zu dem Ende das einzelne zerstreute Vortreffliche in der Natur sammeln und zu einem Ganzen vereinigen. So wurden dem Zeuxis, als er zu Kroton eine Helena malte, sieben der schönsten Mädchen zu Modellen ausgesucht. Wenn der Künstler aber nicht aus allen schönen Formen am Ende doch ein Ungeheuer zusammensetzen soll, so muß eine Idee vorhanden sein, welche ihn leitet, welcher gemäß er alle Theile zu einem harmonischen Ganzen anordnet. Ist nun aber seine darzustellende Gestalt abhängig von dieser Idee, so folgt, daß gar keine vollkommene Form stattfindet, die nicht zugleich einem Idealen, einer Idee angemessen wäre. Nun kann aber ein Ideal nicht anders als unter charakterischen Bedingungen stattfinden; denn es gibt kein allgemeines Ideal, sondern blos durch Geschlecht, Alter und Seelenausdruck modificirte Ideale. Es gibt nur ein Ideal männlicher und weiblicher Schönheit, kein Ideal schöner Menschengestalt überhaupt. Damit aber der Künstler nicht etwa seine Vorstellungen von dem Gegenstande der Natur unterschiebe, muß er diese lange in ihrer Eigenthümlichkeit studirt haben, bevor er sie nach der Idee darzustellen wagen darf. Nur aus diesem Festhalten an dem objectiven Charakter entsteht der Styl; da hingegen der, welcher die Gegenstände nach seiner individuellen Ansicht modelt, in das Manierirte verfällt. Das Charakteristische nach strenger Objectivität ist also nothwendige Bedingung aller Darstellungen der bildenden Kunst. Nun aber haben Einige nichts als dieses wollen gelten lassen, während Andere das Ideale über das Charakteristische erheben und behaupten, daß dieses erst das Charakteristische zum Schönen umwandle. Was ist nun dieses Ideal? Bei den zuletzt gedachten Idealen kommt noch etwas Anderes in Betracht, als die bloße sinnliche Form, der Geist nämlich und die Seele, die sich in der Form aussprechen. Es kommt also an auf die Darstellung der Harmonie zwischen dem Psychischen und Physischen. Hier verlangt nun der bloße Charakteristiker treue und strenge Naturwahrheit, der Idealistiker aber auch Schönheit. Damit hält der Letztere nur das rein Menschliche, das Humane, für würdig, von der Kunst dargestellt zu werden, und zwar nach den mannichfaltigen Modificationen der Würde, der Anmuth, der Stärke und Lieblichkeit. Die griechische Plastik hat hierin das Höchste erreicht. Das Ideal der Kindesnatur ist ihr Amor, wie ihn Praxiteles bildete. Die Blüthe des Jünglingsalters, das,

wie das Kindesalter, nicht blos eine Form hat, hat die griechische Plastik in vier Götterjünglingen, Bacchus, Hermes, Apollo und Mars verewigt. Bei Bacchus ist seine Sinnlichkeit der Hauptcharakterzug: bei Apollo hohe Geistesmacht mit der Richtung auf das Ideale; bei Hermes Kraft und Gewandtheit, Besonnenheit und List; bei Mars Körperstärke und ausdauernder Muth. Wie Bacchus selbst an Weiblichkeit grenzt, so bildet Mars den Uebergang zum reifen Alter; hier zeigt uns die griechische Plastik im Zeus das vollkommenste Ideal der Männlichkeit in Ernst und Würde, die bei dem Könige der Götter in Majestät übergeht, aber gemildert durch Güte. Was nun das weibliche Ideal betrifft, so kann man mit Zeus, Hera, mit Mars Pallas, mit Bacchus Venus, mit Apollo seine Zwillingsschwester Artemis in Parallele stellen, und wenn man mit dieser Letztern ihre Nymphen oder die Amazonen vergleicht, so wird man finden, wie weise die griechischen Künstler in jedem Falle abzustufen und zu modificiren wußten. Außer der Idealität wird ferner verlangt, daß das schöne Werk der bildenden Kunst ästhetisch-charakterisch sei. Diese Anforderung wird durch Erhebung des Charakteristischen zum Idealen zum Theil schon erfüllt, aber auch nur zum Theil. Bei dem Idealen haben wir die bildende Kunst nur insofern ins Auge gefaßt, als sie einzelne Gestalten darstellt. Diese müssen durch sich selbst Bedeutung haben, wie auch alle symbolische Figuren, weil man sonst gar nicht wissen würde, was sie sollten. Alle diese können mit blos physiognomischem Charakter dargestellt werden, nicht mit pathognomischem Ausdruck, weil man bei diesem nach der Ursache desselben fragen müßte. Dieser Ausdruck ist nur dann darzustellen, wenn mehrere Figuren zu einem Ganzen vereinigt werden. Hier verlangt man nun, daß der Künstler einen allzuheftigen Ausdruck mildere, und also der Schönheit die Wahrheit aufopfere, um nicht mißfällig zu werden. Diese Schönheit ist aber nur die sinnliche der Gestalt und besonders des Gesichts. Damit würde aber die Harmonie zwischen dem Psychischen und Physischen aufgehoben, und es bleibt daher nichts übrig, als solche Gegenstände für untauglich zur ästhetischen Darstellung zu erklären, so bei den Neuern manche Märtyrerscenen. Findet aber eine solche Milderung wirklich statt, so müssen wir uns den Geist des Leidenden entweder stark genug denken, um den Schmerz zu besiegen, oder den Schmerz gemildert durch Glaube, Liebe, Hoffnung. Jenes ist der Fall bei Laokoon, dieses bei einer reuigen Magdalena. Das Ekelhafte, Abscheuliche, Gräßliche darf aber eine Kunst nicht darzustellen wagen, welche den ersten Eindruck nur immer wiederholen, nicht mildern und vertilgen kann. So ausdrucksvoll sie sich hier auch zeigen könnte, so wäre dieser Ausdruck doch nicht ästhetisch, da er die Harmonie des Gemüths aufheben würde. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Kunst nicht auch das Gemeine darstellen dürfe; nur muß sie es zum Ideal erheben. So machte es die griechische Plastik mit ihren Faunen und Satyren. Den beiden Anforderungen an ein schönes Werk der bildenden Kunst, daß es idealisch und ästhetisch-charakteristisch sein müsse, ist als die dritte hinzuzufügen, daß es auch organisch sein müsse. Diese Forderung bezieht sich auf die Composition, insofern sie abhängt von der geistigen Anordnung. Das Dargestellte soll Totalität haben, ein einziges Ganzes sein. Dies kann es nur durch ursachlichen Zusammenhang alles Einzelnen. Nichts darf müßig und überflüssig sein. Das Nähere wird sich bei der Beleuchtung der vierten Forderung zeigen, daß jedes schöne Werk der bildenden Kunst auch eumetrisch sein müsse. Hier kommt die sinnliche Anordnung in Betracht, durch welche alle einzelnen Theile eines Werks so vertheilt und verbunden werden, daß dieselben nach Maßgabe ihres Werthes und ihrer Bedeutung in die Augen fallen und ein leicht zu übersehendes Ganzes ausmachen. Die Forderung kunstgerechter Anordnung geschieht nicht allein an die Gesammtheit der darzustellenden Gegenstände, sondern man dehnt sie auch noch weiter aus auf die Gruppen in einzelnen Figuren, auf Lage und Gegensatz der Glieder an denselben, und im Gemälde sogar auf die Vertheilung der Farben und auf die Anlage von Licht und Schatten. Da nun die bildende Kunst nur die Handlung eines einzigen Moments darstellen kann, so muß sie diesen, auf den sie beschränkt ist, auf das Deutlichste aussprechen, der Hauptfigur sogleich das höchste Interesse geben und die Nebenfiguren mehr oder weniger nach gehörigen Abstufungen Antheil daran nehmen lassen. Die

Hauptfigur wird immer in der Mitte angebracht. Die plastische Kunst hat nur sehr wenige Gruppen geschaffen. Das Höchste in dieser Art ist die Gruppe des Laokoon. Die Anzahl der Figuren kann immer nur beschränkt sein, weil die Handlung stets eine körperliche sein muß. Vorzüglich ist hier also auf das Relief Rücksicht zu nehmen. Für dieses ist die einfachste Anordnung die Nebeneinanderstellung der Figuren, welche sich aber auch durch Schönheit der Formen, charakteristische Wahrheit und durch symmetrische Stellung auszeichnen müssen. Die Griechen kannten die perspectivische Rundung der Gruppen nicht, die Neuern aber haben einen Vor-, Mittel- und Hintergrund darzustellen versucht, jedoch mit wenigem Glücke, da die plastische Kunst in dieser Rücksicht nicht mit der Malerei wetteifern kann. Wendet man aber auf diese den Ausdruck plastisch an, und legt man dem Maler selbst einen plastischen Styl bei, so will man damit sagen, daß seine Darstellungsweise sich der des Bildhauers nähere, mithin die körperlichen Gestalten stark und kräftig (gleichsam handgreiflich) hervortreten lasse. Dieselbe Bedeutung hat es, wenn man den Darstellungen des Historikers und Dichters, besonders des epischen und dramatischen dieses Beiwort gibt.

Plata, Rio de la, oder la Platastrom, Silberfluß. Dieser mächtige Strom in Südamerika entsteht durch die Vereinigung des Paraguay und Parana und ergießt sich nach einem Laufe von 450 Meilen, einen 15 Meilen breiten Busen bildend, unter 35° S. Br. in den atlantischen Ocean, nachdem er den Tercero, Salado, den wegen seiner Klippen gefährlich zu befahrenden Uruguay u. A. aufgenommen hat.

Plata-Union, seit Beendigung des Freiheitskampfes 1816 Vereinigte Provinzen von la Plata oder Argentinische Republik mit Ausnahme von Paraguay und Montevideo, welche mit la Plata ehedem das spanische Vicekönigreich des Rio de la Plata bildeten, grenzt im Norden an Bolivia, im W. an Chile, im S. an Patagonien, im O. an Brasilien, und hat einen Flächenraum von 50,000 QM. die 2,500,000 Bewohnern einschließen. Im Westen trennen die Andes la Plata von Chile, denen sich nordwärts die tucumanischen Gebirge und die Cordilleren von Oberperu anschließen; den größten Theil des Landes erfüllen unübersehbare grasreiche Ebenen, welche den zahlreichen Heerden die üppigsten Weiden darbieten. Auf dem fruchtbaren Boden, bei einem milden gemäßigten Klima gedeiht Getreide, Mais, Hanf, Flachs, Thee, Maneok, Bataten, Obst, Zucker, Wein, Südfrüchte, Indigo, Taback; die Waldungen liefern Palmen und Cedernholz, Wild, seltene Vögel und Bienen, geben zahllosen Heerden von Pferden und Maulthieren, besonders aber Hornvieh hier wie auf den Pampas die fetteste Weide, deren Häute, Talg und Hörner wichtige Ausfuhrartikel zu Buenos-Ayres abgeben; in den Gebirgen findet man Gold, Silber, Eisen, Blei, Salpeter u. A. Die Einwohner sind theils Indianer, die als Heiden in einzelnen Völkerschaften ein wildes Jagd- und Räuberleben führen, theils Nachkommen spanischer Ansiedler, Creolen, Mestizen und eingeführte Neger. Die Föderativrepublik zerfällt in folgende 13 Provinzen: Buenos-Ayres, Santa Fé, Entre Rios, Corrientes, San Luis, Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca, Cordova, Estero, Tucuman, Salta; hierzu gehört noch ein Theil der jetzt verödeten Jesuitenmissionen von Paraguay und der nur von wilden Indianerhorden bewohnte District Gran Chaco am Paraguay, Pilcomayo und Vermejo.

Auf seiner Reise entdeckte Juan Diaz de Solis den la Plata, dessen Gegenden von Garcia, Gaboto und Mendoza erforscht und mit geringen Hindernissen für die spanische Krone in Besitz genommen wurden. Aus den ältesten Provinzen Paraguay, Tucuman und Cuyo wurde 1777 das spanische Vicekönigreich la Plata oder Buenos-Ayres gebildet, welches außer den jetzigen argentinischen Provinzen noch Paraguay, Montevideo und Oberperu (Bolivia) umfaßte. Spurlos ging an den spanischen Colonien Südamerikas der Ruf der Freiheit vorüber; was die Throne der absoluten Herrscher erbeben machte, was Nordamerika muthig errungen, Frankreich noch dem scheidenden Jahrhundert abnöthigte, in den unter spanischer Despotie seufzenden Colonien fand es nicht den geringsten Widerhall. Erst als im Kriege mit Frankreich das Joch der Colonien weniger drückend ward, ahnete

man, wie ein Kampf um Freiheit sich lohnen würde; der Streit Englands und Frankreichs um die Colonien, welche durch geheime Emissarien den gebildeten Theil der Bewohner aufreizten; das Entstehen einer geheimen Gesellschaft unter dem Vorsitze eines Geistlichen Zuluega, dies Alles bereitete den Ausbruch der Revolution vor. Da erschien der spanische Vicekönig Cisneros 1809, der mit Elio, Gouverneur von Montevideo, das Land für Ferdinand VII. zu erhalten suchte und mit der Sperrung der Häfen sein Werk begann. Die Stockung des Handels mehrte die Unzufriedenheit; Joseph Napoleon's Proclamation, die Flucht der Centraljunta von Sevilla nach Cadix ermuthigte die Unzufriedenen, am 29. Mai 1810 wurde Cisneros entsetzt und unter Leitung des Don Cornelio Saavedra, Funes und Dr. Moreno eine Regierungsjunta von 17 Mitgliedern zu Buenos-Ayres constituirt. Cisneros mit seinen Rathgebern wurde vertrieben, und um der jungen Republik das Wort zu reden, Moreno nach England gesendet, Obrist Ocampo mit einem Heere nach Cordova, dem Sammelplatz der Royalisten, beordert, der die Spanier bei Cabeza del Tigre schlug, den General Concha, viele Offiziere und den Gouverneur gefangen nahm, die auf Befehl Dr. Castelli's erschossen wurden. Don Antonio de Balcarce, Ocampo's Nachfolger, vernichtete den Rest der Spanier bei Santjago de Cotagayta und Tupiza im October, worauf Castelli als Gouverneur dieser Provinz seine Schreckensherrschaft begann und durch seine Grausamkeiten die schon entmuthigten Spanier vertrieb. Alle festen Plätze kamen in die Gewalt der Republikaner, welche am 29. Mai 1811 fast 600 Meilen von der Wiege der Revolution entfernt in dem alten Inkapalaste zu Tiaguanuco am Titicaca See das Jahresfest der Befreiung feierten. Nicht so glücklich war das Heer gegen Oberperu, wo der Vicekönig Abascal eine Streitmacht unter Goyeneche gegen Buenos-Ayres entsendet hatte; die Expedition nach Paraguay, wo Dr. Francia die Vertheidigungsanstalten leitete, mißlang ebenfalls. Die spanischen Vicekönige suchten wenigstens die Banda oriental zu erhalten; hierher schickte die Junta unter Rondeau ein Heer, welches den ersten Sieg bei las Piedras, den zweiten vor der Hauptstadt Montevideo erfocht und dem eingeschlossenen Elio die Unabhängigkeitserklärung der Republik la Plata, sowie einen vortheilhaften Waffenstillstand abnöthigte. Da begannen Unordnungen in der Hauptstadt, die Junta ward aufgelöst, eine Vollziehungsbehörde eingesetzt, welche durch kräftige Mittel die Ruhe herstellte und Heere gegen die Brasilianer und Royalisten entsendete; bei St. Jago schlug Artis die Letzteren, bei Tucuman Belgrano die Ersteren. Wiederum erhob die Zwietracht ihr Haupt, die alte Vollziehungsbehörde wurde aufgelöst; eine neue schrieb auf den 30. Jan. 1813 eine Versammlung der Volksrepräsentanten aus, constituirte diese als souveräne Nationalversammlung und gebot die Annahme der blau und weißen republikanischen Flagge und Cocarde. An die Spitze des Heeres trat der kriegserfahre Jose de San Martin; er organisirte eine starke Armee, verband sich mit den Guerillas und trieb die Spanier zurück nach Chile, ihrem Zufluchtsorte. Mit dem Nachtheile des häufigen Regierungswechsels vereinte sich auch Unglück im Kriege, Argwohn der Provinzen gegen Buenos-Ayres, Rondeau's Niederlage bei Viluna am 1. Dec. 1815. Daher und um den Verdacht der Herrschsucht zu entfernen, trat der Congreß in St. Miguel del Tucuman im März 1816 zusammen; der Director Pueyredon erklärte die Unabhängigkeit der la Platastaaten, berief Belgrano zum Feldherrn, Brown zum Admiral der Republik, welche 1817 schon 11 Kriegsfahrzeuge und 4000 M. gute Truppen besaß. Da brach wieder Meuterei in Belgrano's Heere aus; Stabsoffiziere theilten das Heer unter sich, führten Krieg, und Anarchie brachte die Republik dem Untergange nahe. Dessenungeachtet sandten sie San Martin mit einem Heere gegen Chile, der im Februar einen Sieg bei Chacabuco errang und als Befreier Chiles in die Hauptstadt einzog. Nach der unglücklichen Schlacht bei Talca, am 19. März 1818, rettete er mit O'Higgins abermals St. Jago und vernichtete das spanische Heer in der Schlacht am Maypuflusse. Da ward die weitverzweigte Verschwörung entdeckt, welche den Erbprinzen von Lucca auf den Thron von la Plata heben wollte, und Blutscenen und Hinrichtungen waren die Folge; während Rodriguez, unterstützt von Rivadavia, den innern Frieden begründen wollte, verwüsteten Raminez und Carrera die Provinzen. Gleiches

geschah in Buenos-Ayres, Rodriguez floh und kehrte an der Spitze des Heeres zurück, um die Meuterer am Leben zu strafen. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1823, wo im Mai der Congreß eröffnet und ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Provinzen, sowie mit der spanischen Regierung ein 18 monatlicher Waffenstillstand geschlossen wurde. Die Aufhebung der spanischen Constitution, Ferdinands zorniges Decret störte nicht die Annäherung der einzelnen Staaten; Buenos-Ayres erhielt den Auftrag, die auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen, demzufolge ein Handelstractat mit England abgeschlossen wurde, und auch im Innern gute Einrichtungen die Blüthe des Freistaates förderten. Abwechselnd war das Kriegsglück gegen Brasilien wegen Montevideo; 1825 erschien eine feindliche Flotte vor dem Hafen von Buenos-Ayres; dies und die Unruhen in Tucuman bewirkten das Zusammentreten des Congresses, welcher den Staatssecretär Rivadavia zum Präsidenten ernannte. Die Flotte wurde am 1. Aug. von den Brasilianern geschlagen, aber im folgenden Jahre schlug Barbacera das feindliche Heer bei Ituzaingo, Brown die brasilianische Flotte bei las Vacas. Im Juni 1827 begannen Friedensunterhandlungen, und unter dem Präsident Dorrego kam zu Santa Fé den 26. Sept. der Friede mit Brasilien zu Stande, in welchem Banda oriental für unabhängig erklärt, der General Rondeau zum Präsidenten des Freistaates ernannt wurde, welcher 1830 den Titel Republica oriental del Uruguay annahm. Neue Unruhen verursachten Dorrego's Hinrichtung; ihm folgte als Präsident Juan de la Valle. Der Kampf der Föderalisten (Don Manuel Rosas) und der Unitarier (la Valle) begann gefahrdrohend für Buenos-Ayres, da la Paz sich mit Letzteren vereinigte. Doch Rosas' Sieg vernichtete die feindliche Partei und brachte Ruhe und Ordnung 1831 in die Föderativ-Union von la Plata zurück. Dennoch haben die Unruhen im Innern noch nicht aufgehört, und la Plata wird nur dann erst die Segnungen wahrer Freiheit genießen, wenn die Factionen verschwunden sind, und der Einzelne seinen Vortheil dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen gelernt hat.

Platää, eine Stadt in Böotia, einer Landschaft des eigentlichen Hellas, lag am Fuße des Kithäron, auf der Scheide des Weges, der von Thebä nach Athen und Megara führt. Die ganze Geschichte von Platää ist auf das Engste in das athenische Interesse verflochten. Zum Andenken an den Sieg, welchen der Spartiate Pausanias in den Gefilden von Platää über den Mardonius und die 300,000 Perser am 22. oder 25. Sept. 479 erfocht, erbauten die Griechen dem Zeus Eleutherios daselbst einen Tempel und richteten Kampfspiele ein, in welchen der Sieger nach griechischer Sitte nur mit einem Kreuze belohnt wurde. Noch jetzt soll man daselbst ein Denkmal der gefallenen Helden zeigen. Im Anfange des peloponnesischen Krieges gewährt diese Stadt 5 Jahre hindurch ein schönes und anziehendes Bild des aufopfernden Muthes und der festesten Beharrlichkeit. Der wüthende Haß, nämlich der Demokraten und der Aristokraten, veranlaßte die Letztern, die Thebaner und die übrigen Böoten gegen die Demokraten, die an Athen festhielten, herbeizurufen. Der Ueberfall der 300 Thebaner unter Pythangelos und Diemporos, die gerade Böotarchen waren, in der Nacht des 7. Mai 431, wurde am folgenden Tage, wo die Platäenser ihren Irrthum erkannten, blutig gerochen. Das gab den Grund zur Belagerung der Stadt durch die Spartiaten unter Archidamos im März 429, dem es nur mit großer Mühe gelang, Platää zu erobern. Einige Platäenser schlugen sich durch und kamen nach Athen, wohin man schon früher die Weiber und die Kinder gesandt hatte. Was der Hunger verschont hatte, das würgte nun das wüthende Schwert der Spartaner dahin. Die Stadt selbst wurde zerstört. Noch jetzt finden sich bei dem Dorfe Kókhla Ruinen von Mauern und von der alten Akropolis. Eine genaue Beschreibung derselben, sowie der Schlacht gegen die Perser geben John Spencer Stanhope in der „Topography illustrative of the battle of Plataea" (Lond. 1817) und Leake im 2 Bde., seiner „Travels in northern Greece" (Lond. 1835). Vgl. Münscher „De rebus Plataeensium" (Hano. 1841) und Friedrich „Rerum plataic. specimen" (Berl. 1841).

Plateforme heißt im Allgemeinen jede künstlich hervorgebrachte wagerechte ebene Fläche und zwar besonders an solchen Punkten, wo man dieselbe der Natur der Sache nach

eigentlich nicht erwarten sollte, wie z. B. am Abhang eines Berges, oder die abgeflachte Kuppe eines Berges; auch wenn sich auf einem Hause statt des Daches eine ganz ebene oder doch nur unmerklich von der Ebene abweichende Fläche befindet, so nennt man dies eine Plateforme oder ein plattes Dach. — In der Befestigungskunst ist Plateforme eigentlich so viel wie Bettungen aller Art; doch versteht man in Deutschland gewöhnlich nur diejenigen Bettungen darunter, welche höher als der Horizont gelegt und nicht von Holz, sondern mit Steinen, Ziegeln ꝛc. belegt, gegen die Beschädigungen der Geschützräder gesichert sind.

Platen, Baltzar Bogislaus, Graf von, ein sehr verdienstvoller schwedischer Staatsmann aus dem schon im 10. Jahrh. bekannten deutschen Geschlechte von P., Sohn des 1797 in den Freiherrnstand erhobenen Feldmarschalls von P., wurde am 29. Mai 1766 auf der Insel Rügen geboren und widmete sich dem Seedienst. Er reiste in seiner Jugend auf schwedischen Schiffen dreimal nach Afrika, und zwar das letzte Mal 1793 als schwedischer Schiffscapitän und Befehlshaber einer Convoiexpedition. Als 1799 sein Vater aus dem Dienste entlassen wurde, nahm auch er seinen Abschied. Er ward nun in die Direction des Trollhättakanals aufgenommen und mit den Untersuchungen zur Anlegung einer Verbindung der Ostsee mit der Nordsee durch den Wänersee beauftragt. Jetzt begann seine seine segensreichste Wirksamkeit. Er stellte die Untersuchungen im Verein mit dem Engländer Thomas Telford, dem Erbauer des caledonischen Kanals, an und legte 1809 den Reichsständen den Plan zum Baue vor, welcher mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Dieses Werk, die Gründung des Göthakanals, wurde sogleich unternommen; um ihm seine ganze Sorgfalt widmen zu können, legte P. die 1810 ihm übertragenen Aemter eines Staatsraths und Contreadmirals nieder, wohnte von nun an in Linköping, um bei den Arbeiten stets gegenwärtig zu sein. Das Unternehmen sollte zwei bis drei Millionen Reichsthaler kosten und in 6 Jahren vollführt sein: es ergaben sich aber Schwierigkeiten, die seinen Fortgang verzögerten, und der Kostenanschlag wurde für viel zu gering befunden. Das Actiencapital war bald aufgezehrt, die Unterstützungen von Seiten der Regierung reichten ebenso wenig aus, und auf jedem Reichstag mußte man von den Ständen ansehnliche Beiträge fordern. Je mehr die Vollendung des Baues sich verzögerte, desto mehr verminderte sich die Theilnahme der Nation an demselben; der Geldaufaufwand, welchen er erforderte, machte die Abschaffung der in Vergleichung zu ihren Kosten nicht so nützlichen großen Linienflotte nothwendig. So kam es, daß der Bau des Göthakanals bei jedem Reichstag Anlaß zu den heftigsten Zwisten gab, und daß alle Stimmen sich gegen P. erhoben. Doch P. blieb standhaft, und nur seiner unerschrockenen Beharrlichkeit verdankt Schweden die Fortsetzung und Vollendung des großen Werks. Obschon ihm 1827, durch seine Ernennung zum Statthalter von Norwegen, die unmittelbare Leitung des Unternehmens entzogen wurde, so wirkte er doch in seinem neuen Amte bis zu seinem 1828 erfolgten Tode wesentlich zu dessen Ausführung mit. Noch durch andere gemeinnützige Anstalten hat P. sich um sein Vaterland verdient gemacht: auf seinen Antrag und unter seiner Leitung entstanden die neuen Heerstraßen durch Finnmark und Jemtland bis Norwegen; er betrieb seit 1813 die Reinigung der Flüsse in Norrland; er schlug 1809 die Errichtung von Nationalgarden in Schweden vor, welche erst 1812 ins Leben trat. Kurz vor seinem Tode hatte er in einer eignen Schrift das System der Vertheidigung Schwedens durch eine große Scheerenflotte auf den Binnenseen entwickelt. Er war 1817 zum Grafen erhoben worden.

Platen-Hallermünde, August, Graf von, einer der besten Dichter des jetzigen Deutschlands, am 24. Oct. 1796 zu Anspach geboren, wurde zum Militärdienst bestimmt und kam deshalb in das Cadettencorps in München, aus welchem er später in das Pageninstitut übertrat. Nachdem er 1815 als Lieutenant den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatte, studirte er in Würzburg und Erlangen beinah alle europäischen Sprachen und die persische, sowie die in denselben vorhandenen Dichterwerke. Er gab bald eigene Gedichte heraus: die ersten erschienen unter dem Titel „Ghaselen“ (Erlangen 1821), in

welchen er mit großer Leichtigkeit das persische Lied der deutschen Dichtform aneignete. In demselben Jahre machte er zu Leipzig unter dem Titel „Lyrische Blätter“ und im folgenden zu Erlangen unter dem Titel „Vermischte Schriften“ eine Sammlung früherer Gedichte bekannt. Ihnen folgte eine Reihe Schauspiele: „Der gläserne Pantoffel“ (1823), „Der Schatz des Rhamsinit“, „Treue um Treue“ (Stuttg. 1828), „Die Liga von Cambray“ (Frankf. a. M. 1833) und die beiden satyrischen Lustspiele: „Die verhängnißvolle Gabel“ (1826) und „Der romantische Oedipus“ (1829). Im J. 1823 schrieb er in Italien „Venetianische Sonette“, und bei seinem zweiten Aufenthalt in diesem Lande 1828 eine Anzahl lyrischer Dichtungen, die unter dem Titel „Gedichte“ herauskamen. Darauf schrieb er eine „Geschichte des Königreichs Neapel von 1414—43“ (Frankf. a. M. 1833). Sein letztes Werk sind die „Abbassiden“ in neun Gesängen (Stuttg. 1835). Seit 1826 lebte er in Italien, von wo er nur noch zwei Mal nach Deutschland kam. Im Sept. 1835 trieb ihn die Furcht vor der Cholera nach Sicilien; in Syrakus ergriff ihn ein heftiges Fieber, dem er am 5. Dec. 1835 unterlag. Nach seinem Tode erschienen seine „Gesammelten Werke“ (Stuttg. 1838, neue Aufl., 5 Bde., 1843). Seine „Polenlieder“, welche in Deutschland censurwidrig befunden wurden, erschienen in Straßburg (2. Aufl., 1841). P.'s Schriften zeichnen sich besonders durch prosodische Schönheit aus: doch findet man in denselben auch eine große Fülle von Phantasie, zartes Gefühl, Witz, philosophische Tiefe und Originalität. Vorzüglichen Werth haben seine lyrischen Dichtungen und seine ironischen Lustspiele. Erst durch ihn ist die griechische Ode und das persische Lied in der deutschen Poesie heimisch geworden.

Plater, die Familie, die sich durch mehrere ihrer Glieder in der letzten polnischen Revolution berühmt gemacht hat, stammt aus Westfalen und kam im 13. Jahrh. mit den Schwertrittern nach Liefland und von da nach Polen. Wir nennen zunächst Graf Ludwig P., einen Sohn Casimirs, des Castellans von Troki. Beim Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs von 1794 trat er als Freiwilliger, noch ganz jung, ins Nationalheer und rettete damals seinem Vater das Leben, der von einem der revolutionären Clubs, dem der junge Plater angehörte, auf die Conscriptionsliste gesetzt werden sollte, von ihm aber so muthig vertheidigt wurde, daß man den Entschluß zurücknahm. P. wurde Adjutant des General Sierakowski, später Offizier bei der reitenden Garde; nach der Entscheidung des Schicksals Polens zog sich P. auf seine Güter in Lithauen zurück und beschäftigte sich eifrig mit Landbau und besonders mit der Forstcultur. Nach und nach gewöhnten sich die Polen nothgedrungen an die russische Herrschaft, Mehrere nahmen Theil an der Staatsverwaltung; unter ihnen auch P., der die Stelle eines Aufsehers der Forsten in den russisch-polnischen Provinzen annahm, aber dieses Amt bald wieder aufgab, da er die Thätigkeit nicht entwickeln konnte, die er zum Besten seines Landes sich vorgezeichnet hatte. Im J. 1812 war er Mitglied im lithauischen Comité, das sich auf Befehl des Kaisers Alexander bildete, und mußte nebst andern angesehenen Lithauern, gleichsam als Geißel für die Treue der Lithauer, dem russischen Heere folgen. Nach der Stiftung des neuen Königreichs Polen im Jahre 1815 ward er in den Staatsrath berufen, der unter dem Vorsitz des Vicekönigs Zajonczeck das Königreich verwalten sollte, und sein außerordentlicher Fleiß und seine administrative Fähigkeit ward nicht allein im Rechnungswesen und der Verwaltung der Forsten, sondern auch bei Verwaltung der Domänen und bei der Leitung des öffentlichen Unterrichts in Anspruch genommen. Die Zurücksetzung des Staatsraths bei Allem, was die wahre Verwaltung Polens verlangte, die vielfache Verletzung der bestehenden Formen, die Umgehung des Rechts, mit einem Wort, die Gewaltherrschaft, welche der Großfürst Constantin und Nowosiltzoff übten, verleiteten ihm vielfach seine Stellung; auch zeigten ihm die Gewalthaber, wie unzufrieden sie mit seiner rigoristischen Gerechtigkeit seien, indem sie ihm die Leitung des öffentlichen Unterrichts und die Verwaltung der Domänen entzogen; und wahrscheinlich wäre er ganz aus der Staatsverwaltung entfernt worden, wenn man nicht seines eisernen Fleißes und seiner Sachkenntniß bei der Gesetzgebung wie bei der Verwaltung bedurft und der Finanzminister Lubienski ihn zu halten gesucht hätte.

Nach der Revolution am 29. Nov. 1830 wurde P. von dem General Kniaziewicz (s. d.) als Gesandter nach Paris geschickt, und wenn der Erfolg seiner Thätigkeit daselbst den gehegten Erwartungen nicht entsprach, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern an der polnischen Nationalregierung und der ganzen Politik der Polen. Seit dieser Zeit hatte sich P. mit seiner Familie in Paris niedergelassen, war Vicepräsident der polnisch-literarischen Gesellschaft und Mitglied des Raths der Studiengesellschaft, eines Vereins, der den Zweck hat, die jungen Polen in ihrer weitern Ausbildung zu unterstützen. In Wilna ward er, als einer der Hauptbeförderer der letzten polnischen Revolution, zum Verlust seines bürgerlichen Ranges verurtheilt und seine Patrimonialgüter confiscirt. — Er starb am 5. Oct. 1846 zu Posen im 72. Lebensjahre. — Gräfin Emilie P. und Graf Cäsar P. müssen zusammen genannt werden, da sie durch Verwandtschaft, wie durch vereinte Bestrebungen und gemeinschaftliche Gefahren und Ruhm verbunden sind. Emilie war die Tochter des Grafen Xaver Plater und der Gräfin Anna, geb. von Mohl, und ward am 13. Nov. 1806 zu Wilna geboren. Sie ist die Johanna von Arc der polnischen Revolution. Auf die Nachricht vom Ausbruch derselben verabredete sie mit Cäsar P., dem Sohne des Grafen Casimir, Starost von Sambor, und der Apollonaria Zaba, geb. 1810, den Plan zu einem Aufstande, errichtete in Dusiaty, einer Besitzung des Letztern, unfern Dünaburg, ihr so berühmt gewordenes Jägercorps und führte es während des ganzen, sehr wechselvollen und so wenig glänzenden Feldzugs in Lithauen ritterlich an. Von den polnischen Generalen wenig unterstützt, ja absichtlich preisgegeben, konnten die meist ungeregelten und nur halb bewaffneten Banden Lithauens sich gegen die disciplinirten Heere Rußlands nicht halten und wurden leicht aus Lithauen nach der preußischen Grenze verdrängt. Emilie P. und Cäsar P. wollten die polnische Sache noch nicht aufgeben und suchten unter bäuerischer Verkleidung zu Fuß nach Warschau zu kommen. Allein, ohne Führer, rings von feindlichen Truppen umgeben, gingen sie nur des Nachts und hielten sich am Tage im dichten Gebüsch oder in Morästen verborgen. Diese Strapatzen schwächten die Gesundheit Emiliens so, daß Cäsar, um sie nicht einem sichern Tode preiszugeben, sie einigen treuen Landleuten anvertrauen und den Weg nach Warschau allein fortsetzen mußte. Doch die Hülfe kam zu spät, Emilie starb am 23. Dec. 1831. Inzwischen war Cäsar P. barfuß und im Bauernkittel nach Warschau gekommen, wo er zur Belohnung seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste vom Oberbefehlshaber das goldene Kreuz erhielt, später von Wilna zum Landboten ernannt wurde und als solcher in den Reichstag trat. Nach Warschau's Fall begab er sich ins Exil und gründete die lithauisch-russinische Gesellschaft, mit dem Zweck, die Materialien zur Geschichte des letzten Aufstandes dieser Provinzen zu sammeln, und ward ihr Präsident. Als Mitglied der Studiengesellschaft hat er diesem wohlthätigen Vereine einen Theil seines Vermögens geopfert, das er aus dem Schiffbruch seiner Glücksgüter zu retten so glücklich war. — Graf Ladislaus P., der Bruder des Grafen Cäsar, eilte auf die erste Nachricht von dem Ausbruch der Revolution von Paris, wo er sich damals aufhielt, nach Warschau und nahm als Adjutant des General Rozycki an dessen Expedition nach Lithauen Theil, ward später zum Landboten des Districts von Wilelfa gewählt; gründete in der Verbannung zu Paris das Journal „der Pole", das drei Jahre lang erschien; veranlaßte die Adresse des englischen Volks zu Gunsten Polens, die 1832 dem Parlament überreicht wurde, und übersetzte Hoffmann's Werk „Die große Woche der Polen". — Graf Stanislaus P., der Bruder des am Anfang dieses Artikels genannten Ludwig P., hält sich jetzt in Posen auf und ist bekannt als ein großer Gelehrter, fleißiger Geschichtschreiber und Forscher polnischer Alterthümer. Von seinen Schriften nennen wir: „Geographie eines Theils des östlichen Europa, oder Beschreibung der Länder, die von slawischen Völkern bewohnt sind" (Breslau 1825); „Historischer Atlas von Polen, begleitet von einem vergleichenden Tableau der Kriegszüge in diesem Lande während des 17., 18. u. 19. Jahrh." (Posen 1827); „Pläne von Belagerungen und Schlachten, die während des 17. u. 18. Jahrh. in Polen stattgefunden haben, nebst erklärendem Text" (Posen 1828); „Die Polen vor dem Tribunal von Europa" (Paris 1831). — Graf

Michael P. ist nur deshalb zu erwähnen, weil er als Zögling des Gymnasiums zu Wilna durch die Worte: „Es lebe die Verfassung vom 3. Mai", die er auf eine Tafel schrieb, im J. 1823 alle die Verfolgungen veranlaßte, die so viele lithauischen Familien in Trauer versetzten. Er selbst wurde ein Jahr lang eingekerkert und dann verurtheilt, sechs Jahre lang als gemeiner Soldat zu dienen. Er erhielt 1830 seine Freiheit wieder.

Platin (Platina, Weißgold) wurde 1741 von Wood zuerst nach Europa gebracht, nachher erwähnte es Don Antonio de Ulloa 1748 in der Beschreibung seiner Reise nach Peru, die er 1735 gemacht hatte; Scheffer und Lewis untersuchten es 1752 näher und erkannten es als ein eignes, neues Metall. Das Platin ist von grausilberweißer Farbe, im polirten Zustande spiegelglänzend und so dehnbar, daß es zu Drath von $^1/_{2000}$ Zoll Dicke gezogen und zu den feinsten Blättchen ausgeschlagen werden kann. Es ist 21,5 bis 21,7mal schwerer als Wasser, ist in keinem Ofenfeuer schmelzbar, läßt sich aber schweißen, es ist weder bei niederer noch bei hoher Temperatur an der Luft oder in Sauerstoffgas oxydirbar, ist in Sauerstoff und Wasserstoffsäuren unauflöslich, nur das Königswasser löst es in der Siedhitze auf. Das Platin kommt gediegen nur in Peru, Brasilien und am Ural vor; da das Platin unter den gewöhnlichen Umständen sich weder oxydirt, noch schmilzt und von den gewöhnlichen Säuren nicht angegriffen wird, so wird es zu verschiedenen chemischen Geräthschaften, Schmelzgefäßen, Löffeln, Zangen, Blitzableiterspitzen, Normalmaßen, Teleskopspiegeln, Gewehr- und Geschützzündlöchern, Blech, Draht ꝛc. verwendet. Auch werden seit 1828 in Rußland Platinamünzen (à 3 Silberrubel) geprägt. Da aber die Prägungskosten zu hoch sind, ist man neuerdings von dem Prägen der Platinamünzen zurückgekommen. Außerdem hat man zum Theil schon vor mehreren Jahren an manchen Platinapräparaten verschiedene außerordentliche merkwürdige Eigenschaften entdeckt. Die interessantesten dieser Präparate in dieser Beziehung sind: 1) Der Platinschwamm, der durch Glühen des sogenannten Platinsalmiaks gewonnen und zu sogenannten Platinfeuerzeugen benutzt wird. 2) Die Platinschwammkugeln oder Platinschwammpillen, gefertigt aus Platinschwammpulver und Thon. In ein Gefäß gebracht, worin sich eine Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas in den zur Wasserbildung erforderlichen Verhältnissen findet, verschwinden beide Gase allmählig und verdichten sich zu zu Wasser, weshalb Döbereiner solche Kugeln zu eudiometrischen Versuchen angewendet hat. 3) Dünne Platinblättchen oder Ueberzüge, womit man dem Glase einen spiegelglänzenden feinen Platinüberzug giebt, der nicht allein, wie die Platinpillen, Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zu Wasser verdichtet, sondern auch zur Construction der Döbereiner'schen Platinräucherlämpchen diente. 4) Das sogenannte Platinschwarz, auch Platinsuboxydul oder Platinmohr genannt, welches die merkwürdige Eigenschaft besitzt, daß es, mit Weingeist schwach befeuchtet, augenblicklich in lebhaftes Glühen geräth und so lange fortglüht als noch Weingeist vorhanden ist, wobei dieser sich unter Verzehrung von Sauerstoffgas in Essigsäure verwandelt. Werthvolle Nebenproducte des Platins bei seiner Darstellung geben die in den Rückständen enthaltenen Metalle Palladium, Iridium, Osmium.

Platner, Johann Zacharias, ein berühmter Chirurg, geb. zu Meißen am 16. Aug. 1694, studirte zu Leipzig, ging von da nach Halle und durchreiste nach seiner Promotion Deutschland und Frankreich. Er kehrte nach Leipzig zurück, ward 1721 Professor der Medicin und Chirurgie und starb daselbst am 19. Dec. 1747. Mehrere akademische Schriften von ausgezeichnetem Werthe enthalten seine „Opuscula chirurgica et anatomica" (2 Bde., Lpz. 1749, 4.); seine „Institutiones chirurgiae rationalis" (Lpz. 1745) erlebten mehrere Auflagen und erschienen deutsch (Lpz. 1748) und holländisch (Amsterdam 1746).

Platner, Ernst, ordentlicher Professor der Medicin und Philosophie zu Leipzig, daselbst geb. den 11. Jun. 1744, Sohn des Vorigen, besuchte die Schulen zu Altenburg und Gera, bezog 1762 die Universität in seiner Vaterstadt und ward nach Vollendung

seiner Studien 1766 Doctor der Philosophie und Privatdocent, 1767 Doctor der Medicin. Zu seiner weitern Ausbildung unternahm er 1768 eine Reise nach Frankreich, verweilte längere Zeit zu Straßburg und Paris und kehrte über Holland zurück. Im Jahre 1770 ward er außerordentlicher Professor der Medicin, 1780 ordentlicher Professor der Physiologie, 1801 außerordentlicher, 1811 ordentlicher Professor der Philosophie, da er fast seit 30 Jahren neben seinen medicinischen auch philosophische Vorlesungen gehalten hatte, die sich stets einer großen Theilnahme erfreuten. Er feierte 1817 sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb zu Leipzig den 22. Dec. 1818 an einer seine sonst noch starke Lebenskraft verzehrenden Geisteskrankheit, die ihn schon längere Zeit seinem akademischen Wirkungskreise entzogen hatte. Wenn auch P. die philosophischen Wissenschaften nicht unmittelbar gefördert hat, da er als Sceptiker keiner philosophischen Schule sich anschloß und in seiner Polemik gegen Kant vor diesem das Wahre gefunden zu haben behauptete (wie er denn überhaupt sehr eitel und von sich eingenommen war), so bildete er doch in seinen Vorlesungen tüchtige Staatsmänner und regte durch seine Schriften das Studium der philosophischen Wissenschaften an. Von Letzteren nennen wir: „Philosophische Aphorismen nebst Andeutungen zur philosophischen Geschichte" (2 Thle., Lpz. 1776—82); „Gespräche über Atheismus mit Hume's Gespräch über natürliche Religion" (Lpz. 1781); „Lehrbuch der Logik und Metaphysik" (Lpz. 1795). Ungleich größer ist P.'s Verdienst um die Medicin, die er durch ihre Vereinigung mit der Philosophie wesentlich gehoben hat. Schriften der Art: „Neue Anthropologie für Aerzte und Wundärzte" (2. Aufl., Lpz. 1790); „Quaestiones physiologicae", und die „Quaestiones medicinae forensis", eine Sammlung kleiner akademischer Schriften und Programme, welche auch viele treffende physiologische und anthropologische Bemerkungen enthalten und P. als einen feinen Menschenkenner und scharfsinnigen Charakterzeichner darstellen. — Ernst Zacharias P., Sohn des Vorigen, geb. am 1. Oct. 1773, beschäftigte sich, da der Arzt dem Knaben anhaltende geistige Anstrengungen untersagt hatte, mit Zeichnen, worin er unter Oeser in Leipzig, in Dresden und seit 1797 zu Wien bedeutende Fortschritte machte. Im Sitze der schönen Künste, zu Rom, lebte er seit 1800 neben Malerei auch den historischen Studien, und da widerwärtige Zeitumstände nachtheilig auf die Künste einwirkten, so ward er durch Familienverhältnisse genöthigt, die schriftstellerische Laufbahn zu erwählen. Mit Niebuhr verband er sich zur neuen Bearbeitung des Volkmann-Lalandschen Werkes, was aber als ein ganz neues zu betrachten ist, von dem der erste Band, die Beschreibung der Stadt Rom (Stuttg. 1829) und die erste Hälfte des 2. Bandes (1832) erschien, und Bunsen, Eduard Gerhard u. A. zu ihren Mitarbeitern zählt. Seit 1823 ist P. sächsischer Agent zu Rom. — Eduard P., des Vorigen Bruder, ordentlicher Professor der Rechte zu Marburg, den 30. Aug. 1786 zu Leipzig geboren, bezog schon im J. 1800 die Universität. Schon früh war seine Hinneigung zur Poesie sichtbar, daher die theatralische Kunst in Ifflands Leistungen ihn so ergriff, daß er im Begriffe war, ihr sein Leben zu weihen. Natürlich konnte dies nur einen nachtheiligen Einfluß auf sein Rechtsstudium äußern, so wie seine Liebe zur Poesie auch seinen juridischen Ansichten eine auffallende Farbe verlieh. Hugo's und Heeren's Vorträge, die er seit 1805 in Göttingen besuchte, gaben jedoch seinen Studien eine andere Richtung, und förderten und berichtigten P.'s Ansichten. Er ward 1809 Doctor der Rechte zu Leipzig, 1811 zum außerordentlichen, 1814 zum ordentlichen Professor der Rechte zu Marburg ernannt. Er schrieb: „De collegiis opificum"; „De gentibus atticis earumque cum tribubus nexu" (Marb. 1811); „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts" (ebend. 1820); „Der Prozeß und die Klagen bei den Attikern" (2 Bde., Darmst. 1824 u. 25).

Plato, Karl Gottlieb, geb. am 6. Apr. 1757 zu Halbau in der Oberlausitz, studirte in Leipzig, wo Ernesti, Morus, Beck, Platner u. A. einen bedeutenden Einfluß auf seine geistige Bildung hatten, die er noch mehr durch eigenes Studium der wichtigsten pädagogischen Erscheinungen seiner Zeit förderte, indem er die Grundsätze eines Basedow, Wolke, Trapp, Salzmann, Campe, von Rochow u. A. über Volksbildung kennen lernte

und gegenseitig prüfte, so daß er die ihm übertragene Organisation der 1792 gegründeten Freischule in Leipzig gut ausführte, deren Director er bis 1833 war, wo er starb. Seine Thätigkeit und Einsicht in das Wesen einer Bürgerschule muß verdientermaßen anerkannt werden — er war der Erste, welcher das Bürgerschulwesen Leipzigs verbesserte, und fand bald Nachfolger — auch ist die von ihm verfaßte „Wand-Lesetafel" von hohem Werth.

Platon, der Philosoph aus Athen, Sohn des Ariston und der Periktione, wurde 429 v. Chr. (Ol. 87, 3. unter dem Archon Ameinias) geboren. Er soll in seinen frühern Jahren (nach hellenischer Sitte) den Namen seines Großvaters Aristokles gehabt und erst später den Namen Platon von seinen breiten Schultern (nach Andern von seiner breiten Stirn, oder gar von seiner Schreibart erhalten haben. Diesen Heros in der Geschichte der Philosophie und in der althellenischen Literatur überhaupt, dessen Erscheinung über zwei Jahrtausende hinaus in der Kulturgeschichte von Einfluß gewesen ist, haben wir in dreifacher Beziehung zu betrachten, nämlich Leben und Charakter desselben, seine Philosophie und seine Beredtsamkeit. Wir lassen hier seine Abstammung von dem König Kodrus und dem Solon auf sich beruhen. Was die wundervollen Sagen betrifft, welche sich über seine Geburt, seine Kindheit und Jugend bei den Hellenen verbreitet hatten, so können dieselben wenigstens die hohe Meinung dieses Volkes von seinen ungewöhnlichen Geistesgaben bekunden. Eine Sage nennt den Apollon als Erzeuger des Platon (Diogenes III. 2.). Aelian (verm. Gesch. X, 21) erzählt, daß sich auf die Lippen des zarten Knaben, als er auf dem Berge Hymettos eingeschlummert, ein summender Bienenschwarm gesetzt und die künftige Wohlrednerei seiner Zunge angedeutet habe. Pausanias (I, 30, 3.) und Diogenes (l. c.) berichten, daß dem Sokrates in der Nacht vor der Bekanntschaft mit dem jungen Platon im Traume ein Schwan in den Busen geflogen sei. Gewiß ist, daß der stattliche Jüngling als ein mit den herrlichsten Gaben ausgerüsteter Geist im schönen Leibe dem tiefen psychologischen Kenner Sokrates erschien. Auch hatte sein Vater Ariston für die zweckmäßigste Erziehung durch Gymnastik und Musik, die beiden Hauptelemente echthellenischer Bildung, angelegentlich gesorgt. Die gymnastischen Uebungen soll er sehr wacker getrieben haben, und selbst in den pythischen und isthmischen Spielen soll er als rüstiger Agonist aufgetreten sein (Diogenes III, 4.). Als seine Lehrer in der Musik werden Drakon und Metellos aus Agrigent genannt. Auch übte er sich in der Malerei. Mehr aber noch war es die Poesie, welche dem jugendlichen Geiste die schönste Nahrung bot. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre waren von ihm mancherlei Poesien producirt worden, namentlich Dithyramben, Hymnen, Lieder, epische und dramatische Gedichte, welche Geistesfrüchte er jedoch unzufrieden mit sich und seinen Leistungen den Flammen übergeben haben soll (Diog. III, 5. 6.). Einige Epigrammata in der Anthologia Pol. führen noch den Namen des Platon, gehören aber höchstwahrscheinlich einem viel späteren Dichter dieses Namens an. Platon hatte bereits mit Ernst seinen philosophischen Cursus begonnen und mit Begeisterung den Vorträgen des Sokrates, des Kratylos, eines Anhängers der herakliteischen Philosophie (Aristot. Metaph. I, 6.), des Hermogenes, welcher im Geiste des Parmenides lehrte (Diog. III, 6.), beigewohnt. Nach Sokrates Tode begab er sich mit mehreren Schülern des Verblichenen nach Megara zum Euklides, mit welchem er seine Ideen austauschte. Von hier wanderte er nach Kyrene zu dem Mathematiker Theodoros, worauf er sich zu den Pythagoräern Philolaos und Eurytos nach Italien wandte und von da wiederum nach Aegypten zu den dortigen Priestern (Vgl. Plat. Timäos. Diog. III, 6. 7.). Auch wollte er, wie es heißt, die Weisheit der Magier kennen lernen, wurde aber durch einen ausgebrochenen Krieg davon abgehalten (Diog. l. c.). Er langte demnach wieder in Athen an und schlug seinen Sitz in der Akademie auf, einem mit Platanen und Oelbäumen umgebenen außerhalb der Stadt liegenden Uebungsplatze. In diese Zeit wird auch sein Umgang mit Isokrates gesetzt, so wie die drei Feldzüge, welchen er (gegen Tanagra, Korinth, Delium) beigewohnt haben soll (Diog. III, 8.). — Vierzig Jahre alt begab sich Platon zum ersten Male nach Syrakus (geg. Ol. 98) unter der Regierung des Dionysius I. Gewiß war sein Zweck nicht allein, den Aetna zu schauen,

sondern wohl auch Kenntniß der Insel überhaupt und besonders der hier eingeführten Staatsverfassung zu erlangen. Hier knüpfte er Freundschaft mit dem edlen Dion an, welcher, mit dem genannten Tyrannen verwandt, ihn bei diesem einführte. Als er aber bemerkte, daß er durch seine unbefangene und freimüthige Sprache dem Machthaber verhaßt geworden, eilte er unter Vermittelung seiner Freunde, des Dion und des Aristomenes, nach Athen zurück, wurde aber unterwegs durch den in Syrakus bestochenen Polis (einen lakonischen Gesandten oder äginetischen Kaufmann), welchen das Schiff in seine Heimath führen sollte, auf Aegina als Sclav verkauft. Jedoch der Kyrenäer Annikeris löste ihn für 20—30 Minen. Hierauf begründete Platon in der genannten Akademie zu Athen seinen Lehrstuhl. Als Dionysius I. vom Schauplatze abgetreten war, und sein Sohn Dionysius II. das Scepter ergriffen hatte, wurde P. auf Dionis' Veranlassung wieder eingeladen nach Syrakus zu kommen. Er folgte der Einladung und fand glänzende Aufnahme; man feierte, wie es heißt, auf der ganzen Insel seine Ankunft wie einen Festtag. Allein bald wußte die Gegenpartei dem jungen Fürsten einen andern Günstling in dem Geschichtschreiber Philistus aufzudringen. Dion wurde verbannt, P. selbst im Schlosse des Tyrannen unter Aufsicht gestellt und erst nach wiederholter dringender Bitte nach Athen entlassen. Ein dritter Besuch bei dem Tyrannen endete fast auf dieselbe Weise. Diese Verhältnisse haben dem Philosophen mancherlei ungünstige Urtheile zugezogen, welche wohl von seinen Gegnern ausgehen mochten und als das Werk der Verleumdung, welcher jeder große Mann zu jeder Zeit ausgesetzt war, hier übergangen werden. Gewiß war P. von höchst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Dafür bürgt die in seinen Dialogen sich überall abspiegelnde Milde und Liebe, das feinste Gefühl, die erquickende Wärme und lebendige Theilnahme am Menschenwohl, die überall hervortretende Ruhe und Reinheit, Heiterkeit und Anmuth der Seele, welche sich besonders in den trefflichen Situationen und Charakterzügen, in welchen er den Sokrates erscheinen läßt, offenbart. Seine Humanität und seinen menschenfreundlichen Charakter bekundet auch eine Erzählung des Aelian (var. hist. IV, 9.) über sein bescheidenes Benehmen gegen seine Zeitgenossen zu Olympia, welche ihn nicht kannten und erst später zu Athen von ihm selbst erfuhren, mit wem sie bei der olympischen Feier in einem gemeinschaftlichen Zelte gelebt hatten. Ueber das Verhältniß zwischen ihm und seinem Schüler Aristoteles vergl. Tennemann „System der Plat. Phil." (Bd. I.) A. Stahr „Aristotelia" (Bd. I.). Ueber seine Schüler zu reden, ist hier nicht der Ort, da ohnehin in diesem Lexikon die wichtigsten angegeben werden. P. starb zu Athen im 2. Jahr der 108. Olympiade, 347 v. Chr., am 1. Tage seines 82. Lebensjahres. Auf Kosten des Staats wurde ihm zu Athen ein Denkmal errichtet, so wie auch ein fremder König ihm eine Ehrensäule setzen ließ.

Nachdem die ionische und die eleatische Philosophie in entgegengesetzten Richtungen, jene in Naturspeculationen, diese als Schöpferin der Dialektik, die denkenden Geister des hellenischen Volkes beschäftigt hatte, brach Sokrates, einer in wildrankender Skepsis üppigen Sophistik, welche die eleatische Schule erzeugt hatte, mit nachdrücklicher Stärke der Syllogistik entgegentretend, die Bahn zur Ethik, ohne jedoch selbst ein wissenschaftliches Gebäude im System und durch Schrift zu begründen. Er war ein vorbereitender, aber selbständiger mit lauterer Gesinnung durch lebendiges Wort wirkender Philosoph, dessen populäre Stimme, welche der hochfahrenden auf Dogmatismus und Skepsis brütenden Sophistik freimüthig und kräftig entgegenarbeitete, in Athen überall vernommen werden konnte. Nachdem die Staatsgewalt den mißverstandenen edlen Greis vom Schauplatze seiner Wirksamkeit abgerufen, war unter seinen Jüngern, welche verschiedene Richtungen einschlugen (Aristippos, Euklides, Antisthenes), Platon sein geistvollster Vertreter und würdigster Nachfolger, welcher wie ein aufgehendes Gestirn in die den forschenden Geist noch umwogenden Nebel hineinleuchtete und am Horizonte der Philosophie eine schöne Morgenröthe heranführte. Durchgebildet durch die früheren Philosopheme faßte auch er, wie sein Meister, vorzüglich die höchsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, den Zustand bürgerlicher Gesellschaft und Cultur und besonders die Staatsverfassung ins

Auge. Er glaubte die letzte Ursache mancherlei Zerrüttungen in den Staatsverfassungen seiner Zeit, in dem Mangel an bestimmten Grundsätzen der Pflichten und Rechte zu finden, daher sein Ausspruch, „daß das Wohl der Menschheit gesichert werden würde, wenn wahre Philosophen regierten oder die Regierenden wahrhaft philosophirten". Denn in der ächten Philosophie sollen sich Dialektik und Staatskunst durchdringen und ihren Schlußstein finden. Seine Philosophie, beherrscht von heiterer Methodik, bewegt sich mit jugendlicher Frische in dialogisch-erotematischer Gestalt von einem Kriterium zum andern, knüpft oft nur leise aneinander, zerstört wieder, um fester aufzubauen, und bildet sich ihre Leiter zur idealen Höhe philosophischer Speculation. Oft trägt er mit wundervollem Reiz in symbolisch allegorischer Einkleidung (vgl. Phädros S. 246. 247.) seine Ideen vor und ergötzt bald durch sinnreiche Bilder, bald durch treffende Mythen und schlagende Beispiele, bald bezaubert er durch seine feine gewandte Ironie und schalkhafte Zurückhaltung des lösenden Ausspruchs, indem er, der Entscheidung ausweichend, gemüthlich auf Seitenwegen wandelt, so wie er durch sein ausgezeichnetes mimisches Talent imponirt, welche jede Person in eigenthümlichem Gepräge und angemessener Haltung auftreten läßt. Und dieses Alles wird unterstützt und gehoben durch Fülle und Rhythmus, durch Zierlichkeit, Eleganz und Anmuth der Sprache. Als Basis der gesammten Philosophie erschien dem Platon die Selbsterkenntniß des menschlichen Geistes. Er strebte daher zunächst nach einer genaueren Erforschung der Seelenvermögen, wobei ihn jedoch seine ideale Richtung und seine lebendige Phantasie nicht selten in zu hohe Regionen trugen, da sein Jünger Aristoteles, der Vertreter des nüchternen Realismus, mit kaltem Verstande auf empirischem Wege die entgegengesetzte Bahn einschlug, und die Ideen, welche P. mit kühnem Fittig der Phantasie gewonnen, destruirend anfeindete. — An die Spitze der plat. Philosophie kann man seinen Ausspruch stellen: „Der Mensch ist etwas anderes als sein Körper". Hier ist das Selbst, das Ich, wesentlich auf die Seele bezogen, und es findet sich darin zugleich das besondere Isoliren der Seele von dem Körper. Hierauf hypostasirt er seine Grundlehre, nämlich ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seiende, das Beharrliche, Unüberwindliche, was keinem Wechsel der Bestimmungen unterworfen ist, das Absolute, das Wesen der Dinge, welches Gegenstand der philosophischen Wissenschaft ist. Jenem wahrhaft Seienden steht das Werdende, ewig Fließende und Veränderliche gegenüber, welches Gegenstand der Sinne ist. Da nun der Gegenstand der Wissenschaft verschieden ist von dem Gegenstande der Sinne oder der Meinung, so hypostasirt er ein zweifaches Vermögen, das sinnliche Vorstellungsvermögen, und das Denkvermögen, Verstand und Vernunft.

Die Vernunft ist ihm das eigentliche Vermögen der Wissenschaft, weil sie allein nach Erkenntniß des Unbedingten, Absoluten strebt, da der Verstand bei dem Bedingten stehen bleibt. Wissenschaft im strengsten Sinne ist ihm die systematische Erkenntniß des Absoluten, Unveränderlichen, Unbedingten aus Vernunftbegriffen u. s. w. Aber die vollständige Analysis und Synthesis eines Begriffes über die vollständige Entwickelung eines Begriffes in seine Merkmale und unteren Begriffe, das Aufsteigen von niedern zu höheren Begriffen, die Herleitung des Besonderen aus dem Allgemeinen heißt Denken, und die Wissenschaft, welche die Regeln dieses Actes entwickelt, ist die Denkwissenschaft. Diese ist die reinste und strengste Wissenschaft und der unveränderliche Charakter des Philosophen (Vgl. Philebus S. 220. 303. Politicus S. 63. Sophist. S. 274. 275. Staat VI, S. 165. 166). — Platon unterscheidet bei seiner Untersuchung über das denkende Princip zwei, bisweilen sogar drei Seelen. In Beziehung auf die erstere redet er folgendermaßen: „Es gibt gewissermaßen zwei Seelen in dem Menschen: denn wir nennen Seele auch das physische Princip des Lebens und der willkürlichen Thätigkeit. Dieses Princip der Bewegung haben wir mit den Thieren, selbst mit den Pflanzen und allen organischen Wesen gemein. In einem strengeren Sinn aber beschränken wir die Benennung Seele nur auf das Princip der Empfindung und des Denkens, welchem Einheit und Einfachheit zukommt. Denn das Subject, welches urtheilt, ist mit demjenigen identisch, welches wahrnimmt und empfindet:

Erkenntniß, Urtheilen, Wissen lassen sich nicht ohne diese Identität denken. Diese Seele, welche empfindet, erkennt, urtheilt und schließt, existirt auf der Erde allein in dem Menschen; sie ist ein Ausfluß aus der höchsten Intelligenz, unmateriell, unerreichbar für die Sinne und keiner Veränderung unterworfen (De legg. IX, 87. Epinom. 352. Phaedon. I, 178. 181. Timaeus S. 425. Charmides V, S. 112.). — Ferner: „Wir können die Natur der Vermögen nur durch das Studium der Wirkungen, welche sie hervorbringen, richtig kennen lernen. — Wir müssen also in dem menschlichen Geiste eben so viele Vermögen unterscheiden, als es verschiedene Wirkungen gibt, in welchen er sich äußert. Zuerst unterscheide ich zwei Hauptvermögen, das Empfindungs- und das Denkvermögen. Empfinden ist so viel, als durch einen äußern Eindruck verändert werden, Denken aber heißt an seinen Ideen Thätigkeiten ausüben. Das Vermögen zu Denken theilt sich wiederum in zwei andere, den Verstand und die Vernunft. Der Verstand unterscheidet und vereint die sinnlichen Bilder, was eigentlich das Begreifen ausmacht. Die Vernunft ist das höchste Vermögen, welches alle übrigen leitet, den Zweck bestimmt, die Beziehungen einsiehet, und das Ideal von allen einzelnen Dingen bildet u. s. w. (Staat. VII, 61. 122. 124. 240. 257. Philebus IV, 255. Theät. I, 141. 151. 155. Parmenides XV, 83.). Bisweilen unterscheidet P. auch drei Seelen, von welchen er der einen die Begierden, der andern die Affecte, der dritten das Denken und Erkennen zuschreibt. Affecte uud Begierden wollte er nicht für identisch halten, denn er begriff unter Affect das, was wir Gefühl nennen. Darum setzte er die Begierden in den Unterleib, den Affect in die Brust, und das Logos oder das Denken in den Kopf. Er entwickelt hierbei bildlich das Verhältniß dieser Vermögen zu ihren Localitäten auf teleologische Weise, und vergleicht den Sitz des Denkens mit der Akropolis, von wo aus der Befehl an den Affect in der Brust ergehe u. s. w. (Vgl. Timäus S. 70. a. b. c.). In dieser Lehre von einer dreifachen Seele liegt nur der Unterschied von drei verschiedenen Aeußerungen der Seele, dem Vorstellen und Erkennen, dem Begehren und Wollen, dem Empfinden und Fühlen. Durch diese verschiedenen Aeußerungen der Seele wird nun der Mensch nach verschiedenen Richtungen hingezogen, und das Resultat ist Kampf in seiner inneren Welt. In diesem Streite schafft die Vernunft allein wieder Einheit, sofern sie nur eine Regel als unvermeidliche Richtschnur vorschreibt. Leistet der Mensch ihr Folge, so ist in ihm Harmonie und er Herr seiner selbst. Behaupten aber die Begierden die Oberhand, so ist er Sclav.

Eine Hauptrolle in seiner Philosophie behaupten seine Ideen. Er legte diesem Worte eine von der gewöhnlichen abweichenden Bedeutung unter. Im Parmenides faßt er die Idee 1) als allgemeinen Begriff im Gegensatz des Concreten; 2) als eine Vorstellung, welcher kein Gegenstand in der Erfahrung entspricht; 3) als Urbild oder Modell. Die Ideen in der letzten Bedeutung sind unter dem Namen der platonischen bekannt. Die Ideen haben bei Platon einen doppelten Character, einen logischen und einen metaphysischen. Aus dem Ersteren betrachtet sind die Principe oder Grundsätze der Wissenschaft, aus dem Letzteren die Principe der Dinge selbst. Die Ideen der zweiten Art (die metaphysischen) sind sogenannte reine Vernunftbegriffe, die selbst unbegriffen doch aller philosophischen Erkenntniß zum Grunde liegen. Sie bieten den höchsten Standpunkt dar, aus welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und den Zusammenhang der Dinge unter einander zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt, z. B. die Idee des Unbedingten, des Unendlichen, des Ewigen. So unentbehrlich die Ideen zu allem wissenschaftlichen Gebrauch der Vernunft und zum Denken überhaupt sind, eben so nothwendig sind sie zur Erkenntniß. Sie enthalten die Bedingungen der Erkenntniß der Dinge an sich. Der Grund, welcher den Platon bewog, Ideen anzunehmen, erstreckt sich sowohl auf das Gebiet der speculativen, als der praktischen Vernunft. Platon nahm zwei Principe an, ein formelles, welches das Wesen der Dinge bestimmt und ein materielles für den Stoff derselben. Die Ideen sind die Ursachen von dem Wesen aller andern Dinge. Das Princip der Ideen ist die Einheit (Monas). Der ihnen zu Grunde liegende Stoff ist Zweiheit (Dias). Man behauptete daher, daß die Ideen des Platon und die Zahlen des Pytha-

goras nicht wesentlich, sondern nur dem Namen nach von einander verschieden seien. Allein dagegen spricht Aristoteles (Metaph. I, 6.).

Wenden wir uns zur Dialektik und Ethik: die Logik oder Dialektik hat bei Platon nicht einerlei Umfang. In der weitern Bedeutung begreift sie die ganze reine transcendentale Philosophie, welche das Wesen und den Zusammenhang der Dinge a priori aus bloßen Begriffen zum Gegenstande hat (Staat II., p. 162. Phileb. p. 304). In einem engern Sinne ist die Dialektik die Wissenschaft von den Regeln des Denkens, als Organons der Vernunfterkenntniß. Da Platon das Denken mit dem Erkennen verwechselte und die Erkenntniß der Dinge an sich durch die Begriffe der Vernunft für möglich hält, so läßt es sich begreifen, wie er die wissenschaftliche Erkenntniß der Dinge an sich und der Gesetze des Denkens zusammenfassen und mit dem Namen einer Wissenschaft benennen konnte. — Den Standpunkt der platonischen Ethik zeigt vorzüglich seine Schrift über den Staat, welche nicht sowohl zu den politischen als zu den ethischen gehört. Denn was P. hier von der Staatsverfassung redet, ist ihm nur Mittel zur genauern Darstellung der idealen Menschennatur. Daher die Vergleichung einer Staatsverfassung und der Oekonomie der menschlichen Seele und die Durchführung dieses Vergleiches nach dem Ideale und nach der Wirklichkeit. Er geht hierbei auf die Cardinaltugenden aus, welche zurückgeführt werden auf die Hauptvermögen der Seele, und da jedes derselben, wo es vorherrschend ist, die Seelenform bestimmt, auf die Seelenformen, welche er mit den Ständen des Staates parallelisirt. Den Stand der Regierenden stellt er parallel mit der Tugend und Weisheit in der Seelenform der Vernunft, den Stand der Beschützenden mit der Tugend und Tapferkeit in der Seelenform des Affects, den Stand der Erwerbenden mit der Tugend und Mäßigkeit in der Seelenform des Begehrens. Die Vernunft ist ihm das höchste Vermögen des Menschen, wodurch er eigentlich Mensch und der Gottheit ähnlich ist. Sie ist ihm das Göttliche und Menschliche in dem Menschen. Diesem Vermögen kommt es daher allein zu, ein Gesetz vorzuschreiben, welches kein anderes höheres voraussetzt und für alle vernünftige Wesen gültig ist. Die Bedingung der sittlichen Handlungsweise ist daher Freiheit oder Unabhängigkeit der Vernunft von andern Dingen, damit sie ihr eigenes Gesetz aufstellen kann: zweitens Freiheit der Wahl, daß man sich frei und ungezwungen dem moralischen Gesetz unterwerfe. Der einen Regierungsform nun, welche ist, wie sie sein soll, oder der Regierung der Vernunft stellt er so viele andere gegenüber, als es Leidenschaften gibt. Der Timokratie parallel die Ehrsucht, der Olicharchie parallel die Habsucht, der Demokratie die Genußsucht, der Tyrannis die Herrschsucht. Dieses Verhältniß wird dann auch auf die einzelnen Bürger angewandt.

Die Sittlichkeit ist ihm das höchste Gut, Selbstzweck, um deswillen alles Andere gethan und begehrt werden muß. Die Sittlichkeit bestehet ihm in der höchsten Vollkommenheit des Menschen als eines vernünftigen Wesens, in der vollkommensten Eintracht und Harmonie aller Kräfte unter der Gesetzgebung der Vernunft. In Betreff seiner Kosmogonie und Theologie nimmt er die Welt für ein Werk Gottes. Daß die Welt entstanden sei und daß ihre Entstehung nur durch die Causalität einer Intelligenz sich befriedigend erklären lasse, dies, glaubt er, müsse durch Gründe der Vernunft vollkommen entschieden werden. Platon hatte eine andere Weltanschauung erlangt, als seine Vorgänger in der Philosophie. In theologischer Hinsicht bestimmte ihn sowohl ein speculatives als ein praktisches Interesse, alle Kräfte aufzubieten, um eine wissenschaftliche Erkenntniß von der Gottheit zu Stande zu bringen. Da seine ganze Philosophie auf die Ideen sich gründet, durch welche die Dinge, wie sie an sich sind, erkannt werden; da sie an sich nur die Formen sind, unter welchen sich die Vernunft die Dinge denkt, und sie doch auch an den wirklichen Gegenständen realisirt sind, so wird nothwendig ein Wesen vorausgesetzt, welches diese Harmonie zwischen den Ideen der Vernunft und dem Sein der Dinge stiftete, ein Wesen, welches die Welt in uns mit der Welt außer uns in nothwendige Verbindung gebracht hat. Da jedoch der Satz „es ist nur ein Gott" der polytheistischen Volksreligion entgegen war, so bezeichnet er ihn als den höchsten Gott, als Gott und Vater der Götter,

als Urheber des Universums, als Weltbildner, als Weltregent, als die weltregierende Vernunft. Die Welt, welche er als das Ganze, das Universum, den Himmel bezeichnet, ist ihm der Inbegriff aller Wesen, sowohl der veränderlichen als der unveränderlichen, oder mit anderen Worten, aller Substanzen und Accidenzen (Sophista p. 266). Aus diesem Inbegriff ist aber die Gottheit als freie Ursache der ganzen Natur ausgeschlossen. Denn da die Welt ein Bild des Weltideals und sichtbar, d. i. durch äußere Sinne wahrnehmbar sein sollte, so mußte etwas außer der Idee sein, womit sie verbunden werden konnte: oder, durch Verbindung der Ideen mit dem Stoffe war nur die sichtbare Welt möglich u. s. w. Das Dasein der Gottheit reducirt er übrigens auf teleologischem Wege (Gesetze X., 68. Philebus p. 244). In Betreff seiner Ideen über das Princip der Aesthetik erklärt er das absolute Schöne für ewig, welches nicht entstehet und nicht vergehet, weder zu- noch abnimmt. Es ist nicht von der einen Seite in einer bestimmten Zeit oder Verhältnisse schön und von einer andern Seite in einer andern Zeit oder in einem andern Verhältnisse häßlich. Es ist nicht für diesen schön und für jenen häßlich; es kann nicht als etwas Körperliches vorgestellt werden. Das absolute Schöne ist kein concreter Gedanke, keine bestimmte Wissenschaft. Es ist an und für sich rein und von allem Anderen abgesondert nur mit sich selbst identisch. Alle andern schönen Gegenstände sind es durch die Theilnahme an dieser Urschönheit, so daß, wenn jene entstehen oder vergehen, diese nicht die geringste Veränderung erleidet (Sympos. p. 247). Das platonische System, wenn wir anders die Gesammtheit seiner Philosopheme so nennen dürfen, empfiehlt sich durch Würde und Erhabenheit, und zeichnet sich besonders dadurch vor den frühern Versuchen des philosophirenden Geistes aus, daß die höchsten und wichtigsten Aufgaben der Vernunft bestimmter aufgefaßt, evidenter abgehandelt, und die bedeutendsten Gegenstände, für welche die Philosophie hauptsächlich ihre Zurüstungen macht, mehr hervorgehoben sind. Diese Methode aber, Alles aus abstracten und identischen Principien zu erklären, konnte ihm in dem Studium der Naturwissenschaften nicht günstig sein. Dagegen machte er in den mathematischen Wissenschaften einige glückliche Anwendungen.

Was nun die S p r a c h e d e s P l a t o n betrifft, so sind blos einige Worte nöthig. Wenn wir die platonische Philosophie als die reifste und gediegenste Frucht der attischen Bildung, Weisheit und Geistesgröße betrachten dürfen, so ist die reiche und herrliche Entfaltung seiner Diction, der ruhige und klare Strom seiner Rede, getragen von rhythmischer Schönheit und stätigem Ebenmaß für das schönste Product attischer Feinheit und Abgeschliffenheit und eines durchaus geläuterten Geschmacks zu halten. Seine Beredtsamkeit bewegt sich selbst auf den Bahnen der Abstraction in gefälliger Färbung und heiterm Gewande. Platons Schule, die A k a d e m i e genannt, verjüngte sich mehr als einmal, und man redet von einer ä l t e r e n, m i t t l e r e n und n e u e r e n Akademie. Für den Stifter der mittleren wird Arkesilaos, für den der neueren Karneades gehalten. Auch nimmt man eine vierte von Philo und eine fünfte von Antiochus ausgegangene Akademie an. Die ersten Nachfolger des Platon in der Akademie schränkten sich ziemlich auf die Entwickelung seines Lehrsystems ein. Speusippos machte einige Anwendungen der analytischen Methode, welche Platon gezeigt hatte, auf die Ideen und stellte ein doppeltes Kriterium auf, das eine für die Wahrheiten der Vernunft, das andere für die Wahrheiten der Erfahrung. Das erstere suchte er in den Grundsätzen, das zweite in der Verbindung der sinnlichen Vorstellungen durch Begriffe. X e n o k r a t e s fing an die Terminologie der Pythagoräer in das System des Platon einzuführen. Krantor hatte das Verdienst, daß er sich dem Mißbrauch der Speculation und der dialectischen Spitzfindigkeiten entgegensetzte. Unterdessen kam A r k e s i l a o s dazu und verwandelte den Dogmatismus seiner Schule in einen fast absoluten Scepticismus. Diese Revolution war jedoch so groß nicht, als sie beim ersten Blick erscheint. Platon hatte zwischen den realen Objecten und den Vorstellungen des Geistes unterschieden, den Sinnen das Recht abgesprochen, über die Realität zu entscheiden, und es den abstracten Begriffen als Vorzug eingeräumt. Arkesilaos nahm die erste dieser beiden Behauptungen, verwarf die zweite, und sah ein, daß identische Sätze uns nicht zur

Erkenntniß realer Dinge führen können. Karneades entwickelte diese Bemerkungen mit neuem Scharfsinn und neuer Klarheit. Die wunderbare Verjüngung der platonischen Philosophie in dem Neuplatonismus, so wie der Einfluß derselben auf die dogmatisch scholastischen Streitigkeiten der Theologie gegen Ende des Mittelalters und endlich die Wirkung des Platonismus nach der Wiederherstellung der Wissenschaften und sein Einfluß auf die philosophischen Systeme und Doctrinen der neuern und neuesten Zeit kann hier nicht entwickelt werden. — Schriften des Platon, Ausgaben, Bearbeitungen und Abhandlungen über seine Philosophie: Schleiermacher theilt Platons Schriften I. in die frühesten, elementarischen Dialoge (Phädros, Protagoras, Parmenides, Lysis, Laches, Charmides, Euthyphron). II. in die indirekten, welche von der Anwendbarkeit der in den Dialogen erster Klasse gegebenen Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in der Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften (Ethik und Physik) reden, und später als jene aufgesetzt sind, nämlich Gorgias, Theätet, Menon, Euthydemus, Sophistes, Politicus, Phädon und Philebus. III. in die vollendet bearbeiteten, reifen und wissenschaftlich abgefaßten Dialoge, oder die eigentlichen constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Praktisches und Theoretisches Eins sind, nämlich Timäus, Kritias, die Republik, Gesetze; und IV. in casuelle, z. B. Kriton, die Apologie des Sokrates u. A. Fr. Schleiermacher Plat. Werke I. Th. 1. Bd. Einleitung S. 35 ff. Fr. Ast „Platons Leben und Schriften" theilt die Dialoge mit Rücksicht auf Form, Zeit und inneren Gehalt in sokratische, dialectische und rein wissenschaftliche oder sokratisch platonische. Eine Kritik über die Aechtheit der platonischen Schriften gibt Tennemann, „System der platonischen Philosophie" (Bd. I., S. 87 ff.); Fr. Schleiermacher „Platon's Werke" (Einleit. Th. I. Bd. 1. S. 35 ff.). Ueber die Zeitfolge derselben Tennemann (l. c. S. 115 ff.). Ueber die dem Platon gemachten Vorwürfe vgl. Abbé Garnier „Untersuchungen über Platon" (p. 296 ff.); „Magazin für Philosophie und ihre Geschichte" von Mich. Hißmann (Bd. II. St. 7.) aus den „Memoires de Littérature tirés des Reg. de l'academie R. des Inscr. et Bell-Lettres" (T. XXXII. p. 137—163). Sämmtliche Ausgaben des Platon sowie der einzelnen Dialogen, alle Schriften und Abhandlungen über seine Philosophie hier aufzuführen, würde unzweckmäßig und zu weitläufig sein. Nach der Aldina, der v. H. Stephanus, der Frankfurter und Zweibrückner Ausgabe sind die von Bekker, Ast und Stallbaum, so wie die Leistungen v. Heindorf, Buttmann, Heusde u. A. zu nennen. Schleiermacher's Verdienst, welches er sich durch seine Uebersetzung, Einleitungen und Commentare erworben, bedarf keiner Erwähnung. Aehnliches hat unter den Franzosen Victor Cousin geleistet, welcher sich auch um die neuplatonische Philosophie (besonders durch seinen Proclus) verdient gemacht hat. Die wichtigsten Schriften über das Leben und die Philosophie des Platon sind: Tennemann „System der Platonischen Philosophie" (4 Bde., Lpz. 1792—95); C. Morgenstern „Entwurf von Platons Leben", aus dem Engl. übers. mit Anmerk. (Lpz. 1797); Fr. Ast „Platons Leben und Schriften, ein Versuch" u. s. w. (Lpz. 1816). Außerdem enthalten die Werke über Geschichte der Philosophie von Bruder, Tiedemann, Buhle, Tennemann, Carus, Ritter, Rixner, Krug (alte Phil.), Hegel natürlich auch die plat. Philosophie.

Platon, Lewschin, Metropolit von Moskau, Archimandrit der Sergiew'schen Lawra oder des Mönchsklosters zu Troiza, geb. am 11. Juli 1737 in Tschaschnikowo, unweit Moskau, war einer der ausgezeichnetsten Geistlichen Rußlands. Von seinen vielen Schriften und Predigten zeichnen sich vor allen aus sein „Abriß der Theologie", die „Instruction für die Kirchenaufseher", die „Ermahnung an die Roskolniki" und sein „Kurzer Katechismus". Seine Predigten, welche zu verschiedener Zeit und in verschiedenen Ausgaben herauskamen, füllen 20 Bände. Er gründete in der Nähe von Troiza das Kloster Wifania, verlebte daselbst seine letzten Jahre und starb am 23. Nov. 1812.

Platonische Liebe. Man redet von platonischer Liebe in gewöhnlicher Bedeutung als von einer reineren, nicht physischen Genuß erstrebenden, gegenseitigen Zuneigung

edler Seelen, welche sich am Schauen leiblicher und geistiger Schönheit ergötzen und in Tugend gleichsam zu einer Seele verschmelzen. Allein wissenschaftlich genommen ist die platonische Liebe eine ganz andere, nämlich das höchste, reinste, himmlische Verlangen, welches auf Einheit des Denkens und Seins ruhend, durch Dialektik als einer Seelenleitung, Ideen zu erzeugen und Einheit in den Ideen zu schauen strebt. Aber jene himmlische Liebe und Sehnsucht muß mit dem Urschönen und den oben betrachteten Ideen Platons in Verbindung gebracht werden, sofern er jene Sehnsucht aus einer dunkeln Erinnerung des ehemaligen Zustandes der Seele ableitet. (Eine ausführliche Allegorie hierüber finden wir in Phädrus p. 246 ff.).

Platow, Matwei Iwanowitsch, Graf von, Attaman oder Hetman des donischen Heeres und russ. General der Cavalerie, geb. am 6. Aug. 1757 am Don, gehörte einer adeligen donischen Familie an, die ursprünglich aus Griechenland eingewandert war. Er trat früh in das russ. Heer und nahm Theil an den meisten russ. Kriegen, in welchen er sich stets durch persönlichen Muth und Tapferkeit auszeichnete. So machte er den türk. Feldzug von 1770 und 1771 mit, focht unter Suwarow 1782 und 1783 am Kuban und in der Krim, zeichnete sich 1788 bei der Einnahme von Otschakow, 1789 vor Akjerman und Bender und 1790 vor Ismail aus. Im J. 1801 ernannte ihn Alexander zum Hetman des ganzen donischen Heeres, wodurch er Gelegenheit erhielt, sein ausgezeichnetes Talent für die Civilverwaltung an den Tag zu legen; namentlich ging von ihm die Idee aus, die Hauptstadt der Kosaken nach Nowotscherkask zu verlegen, das unter seiner Leitung erbaut und wohin der Sitz der Provinzialbehörden und des Generalstabs aus Alt-Tscherkask verlegt wurde. Im J. 1806 u. 7 war er Generallieutenant der Russen, die den Preußen zu Hülfe kamen. Als 1812 die Franzosen in Rußland eindrangen, wurde er ihnen entgegengestellt, aber bei Grodnow geschlagen, den 30. Juni rettete er sich durch eine geschwinde Flucht nach Moskau. Von da aus neckte er mit den wiedergesammelten 20 Regimentern Kosaken unaufhörlich die Franzosen, worin ihm die schreckliche Kälte, die Beresina und Hungersnoth unter den letztern gehörig beistanden. Beim Rückzuge war sein innig geliebter Sohn gefallen, über dessen Verlust er sich zeitlebens nicht wieder trösten konnte. Im Jahre 1813 erschien er mit seinen Kosaken in Deutschland, kämpfte bei Leipzig, vertrieb eine französische Abtheilung aus Weimar 22. October, rettete mit Czernitschew bei Hanau die Bayern, 30. Oct. Nach einigen Manövern zwischen dem getheilten Heere der Alliirten zog er mit ihm in Paris ein. Dann begab er sich mit Blücher nach England, wo er in London einen prächtigen Degen zum Geschenk bekam. Nach einem zweiten Zuge nach Frankreich 1815, zog er sich, als der Friede geschlossen war, nach Tscherkask zurück, wo er 1818 starb. Er war wie Blücher ein praktisch tüchtiger Soldat und eben so bieder und von seinen Soldaten geliebt und geachtet, wie dieser. Vgl. „Leben Platow's“ von Smirnof, (Petersb. 1822).

Plattdeutsch. Der deutsche Sprachstamm hat sich schon in grauer Vorzeit in 2 Aeste oder Hauptmundarten, die niederdeutsche und oberdeutsche, unterschieden, deren Entstehungsgrund in früher Stammabsonderung zu suchen ist. Die niederdeutsche Mundart war vorzüglich den Völkern der nordöstlichen Küstenländer eigen, während die oberdeutsche in den südlichern Gebirgsländern ausgebreitet war. Aus der niederdeutschen stammen verwandte Volkssprachen ab, die scandinavischen Sprachen, die englische und die holländische Sprache; die oberdeutsche aber hat keine solchen selbständigen Töchtersprachen; dagegen hat sich vorzugsweise aus ihr im Laufe der Zeiten die gemeinsame höhere Umgangs- und Schriftsprache aller gebildeten Deutschen, besonders durch die Verdienste Luthers um dieselbe in seiner Bibelübersetzung und seinen andern Schriften, unter dem Namen des Hochdeutschen hervorgebildet. Seit dieser Zeit verlor auch die niederdeutsche Mundart, die bis dahin noch in zahlreichen Schriftwerken gelebt hatte, ihr Dasein in der deutschen Literatur und wurde bloßer Volksdialekt trotz ihres Wortreichthums und ihrer Bildungsfülle, weshalb auch in neuerer Zeit wieder häufig auf sie aufmerksam gemacht ist, um sie zur Bereicherung des Hochdeutschen zu benutzen. Als Volksdialekt herrscht die niederdeutsche oder, wie sie auch jetzt genannt wird, die plattdeutsche Mundart am

Niederrhein, an den Grenzen Flanderns und Hollands, in Friesland, Westphalen, dem Braunschweigischen und Hanöverischen, dem ehemaligen Niedersachsen, in Holstein, Schleswig, Mecklenburg, Pommern und Rügen, der Mark Brandenburg, durch Preußen hin die ganze Ostseeküste entlang bis an das Gebiet der slavisch-litthauischen Sprache. Es zeichnet sich die plattdeutsche Sprache besonders aus durch ihre weiche und leichte Aussprache; sie bildet ihre Sprachlaute vorzugsweise mit den vordern Organen, Zunge und Lippe; sie vermeidet rauhe, hauchende und zischende Consonanten sorgfältig, gebraucht statt ch gern k (sprak statt sprach, ick statt ich), statt pf und am Ende der Wörter statt f gern p (Perd statt Pferd, up statt auf), statt z gern t (to statt zu), am Ende auch statt s gern t (dat statt das). Eine besondere Vorliebe zeigt sie für die flüssigen Consonanten, l, m, n und für b, d, g, auch die Vocale werden in der Regel gern verdünnt und geschwächt (Steen statt Stein, ut statt aus, Lüde statt Leute, Rok statt Rauch u. s. w.). In neuerer Zeit hat man bei dem allgemeinen Streben, über die deutsche Sprache Licht und Klarheit zu verbreiten, auch dem Erforschen der einzelnen Volksdialekte großen Fleiß zugewandt, und Volksdichter haben sich derselben auch bedient zu ihren Dichtungen mit vielem Glücke, wie Johann Peter Hebel (starb 1826 als protestantischer Prälat zu Carlsruhe) in seinen gemüthvollen allemanischen Gedichten, Hoffmann von Fallersleben in seinen allemanischen Liedern, Grübel in seinen launigen nürnbergischen, Voß und Bornemann in ihren plattdeutschen Gedichten und Andere. Ueber die Geschichte, Literatur und den sprachlichen Charakter der niederdeutschen Sprache vergleiche unter andern: Kinderling's „Geschichte der niedersächsischen Sprache" (Magdeburg 1800); C. Scheller's „Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache" (Braunschw. 1826); „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs", herausgegeben von der bremisch-deutschen Gesellschaft (5 Theile 1767—72); Dähnert's „Plattdeutsches Wörterbuch nach der pommerschen und rügenschen Mundart" (1781).

Plattensee oder Balaton in Ungarn, der größte See in Europa, hat einen Umfang von 24 □M., süßes Wasser, im Durchschnitt keine bedeutende Tiefe und soll mit der Donau in Verbindung stehen. Er ist ziemlich fischreich und an seinen Ufern gibt es viel Vögel.

Plattfuß (pes depressus) nennt man einen Fuß, an welchem die zwischen der Ferse und dem Ballen befindliche Wölbung ausgefüllt oder niedergedrückt ist, so daß beim Stehen fast die ganze Sohle von den Zehen bis zur Ferse den Boden berührt und der Fuß von oben angesehen sich niedriger, platter und breiter als ein gesunder darstellt. Die Ursachen, die Grade, die nähern und entferntern Folgen dieses Uebels sind ebenso verschieden, wie die Behandlungsarten desselben.

Plattiren heißt die Versilberung des Kupfers. Gewöhnlich wählt man dazu eine wohlpolirte 4 Zoll dicke Kupferplatte, belegt sie mit einer $^1/_3$ Zoll dicken Silberplatte und bindet beide Platten mit Draht fest zusammen. Sie werden dann erhitzt und noch rothglühend unter die Walzen oder unter eine kräftige Presse gebracht, und durch den Druck so fest verbunden, als wären sie zusammengelöthet. Das so mit Silber plattirte Kupfer wird dann wie gewöhnliches Kupfer zu Blechen von beliebiger Dicke ausgewalzt.

Plauen, Hauptstadt des voigtländischen Kreises, in einem schönen Thale an der weißen Elster, sehr gewerbsam in den Baumwollen- und Musselinwebereien. Sie liefert die feinsten Musseline und jährlich oft gegen 120,000 Stück. Sie hat 112 Baumwollenwaarenhändler, 230 Weber und gegen 2000 Wirker, eine Kattundruckerei, Wachsleinwandfabrik, 4 Spinnmühlen, Tuchwebereien und Rentamt, außerdem findet man ein 1835 neu organisirtes Gymnasium, ein Seminar, 2 Hospitäler und 2 Waisenhäuser. Die Stadt hat 620 Häuser, über 10,600 Einwohner und 2 Kirchen. In der Nacht vom 9. zum 10. Sept. 1844 wurde sie von einer großen Feuersbrunst betroffen, die über 150 Gebäude in Asche legte. Die Baumwollenfabriken sind in diesem Jahrhundert gegen das Vorige etwas herabgekommen.

Plauischer Grund. Eine halbe Stunde von Dresden dicht hinter dem Dorfe

Plauen öffnet sich der von der Weisseritz durchflossene, von beiden Seiten durch Felsen eingeschlossene Planische Grund, der, eigentlich nur eine halbe Stunde lang, gewöhnlich die ganze romantische Thalgegend bis Tharand begreift. Neben fruchtbaren Feldern und Wiesen, blühenden Landschaften und Villen, erheben sich hier nackte schroffe Felsen, und mit den Schönheiten der Natur wetteifern die Einrichtungen menschlichen Fleißes, den die Schätze des Mineralreiches belohnen. Syenit, eine Art Granit, Porphyr und Gneis sind die Hauptgebirgsarten des Plauischen Grundes, der mit vollem Rechte wegen der verschiedenartigsten Abänderungen und Verbindungen mit andern Fossilien als das Archiv der Natur zur geognostischen Erklärung gewaltsamer Wasserrevolutionen vor Jahrtausenden gilt. Am Eingange des Grundes ist Syenit das Hauptgestein, bedeckt mit Lehm- und Thonlagern und einem verhärteten Mergelflötz, Pläner genannt, mit vielen Versteinerungen und Abdrücken. Auf diesem Grundgebirge findet man bei Koschütz und Dölzschen ein Sandsteinlager, wahrscheinlich Fortsetzung des Pirnaischen, welches sich zu beiden Seiten auf den Höhen bis hinter Tharand hinzieht. In der Gegend des Burgwartberges, von Kesselsdorf bis zum Eichberge bei Potschappel, schließt sich Porphyr an, und vom Riesenbette bis Tharand erheben sich Gneisgebirge mit Quarz-, Kalkstein- und Kreidelagern. Das Dorf Plauen (Plawe, Schwemmen) ist sehr alt. Als die Oesterreicher im 7jährigen Kriege auf der Anhöhe über dem Hegereiter eine Schanze aufwarfen, fanden sie Urnen mit auf andern sorbischen Opfer- und Begräbnißstätten; die an dem Wege nach der Höhe des Berges sich findenden Säulen und Kreuze (Betstationen eines Calvarienbergs) rühren gleichfalls aus der Zeit der Einführung des Christenthums her. Hinter dem Dorfe öffnet sich der schauerlich herrliche Grund, und von der hohen Felsenspitze vor Dölzschen genießt man die schönste Aussicht. Tief unten das schöne Elbthal mit der prächtigen Stadt und ihren reizenden Umgebungen, weiter hinaus Königstein und Lilienstein, zwischen Beiden die sich in der Ebene verlierende Elbe, überall nur fruchtbare Felder mit lachenden Dörfern. Dicht zu den Füßen die enge Thalschlucht mit himmelanstrebenden Felskuppen, die Stille der Gebirgslandschaft nur durch geschwätzige Mühlen gestört. Den Wanderer im Thale überrascht die kühnerbaute steinerne 70 Ellen lange Brücke, die romantisch gelegene Buschmühle mit der nahe liegenden Villa des Professors Grassi. Allmählig sich erweiternd führt der Weg durch schauerliche Partien zur Königsmühle und zur neuen Mühle; ehedem nicht gangbar, mußte derselbe mit großen Kosten unter August II. geebnet werden. Hinter der Pulvermühle wird bei Potschappel die Gegend milder und freier; hier regen sich tausend fleißige Hände in den berühmten Steinkohlen- und Vitriolwerken, die sich über Burgk am Windberge hin bis nach Kleinhermsdorf erstrecken. Bei Deuben wird das Thal enger und wilder; die Vereinigung der wilden und rothen Weisseritz bei Heilsberg, das Riesenbett, der 1694 durch Felsen gesprengte Ausfluß der Weisseritz und der Eingang in das Tharander Thal, die auf steilen Felsen liegenden Gärten und Felder, dies Alles trägt bei, das von Heilsberg an lieblicher werdende Thal bis zu den Ruinen von Tharand mit Entzücken zu durchwandern, und den Boden zu betreten, der an Naturschätzen und erhabenen Naturschönheiten, nicht minder jedoch reich ist an Sagen und Volksmärchen der grauen Vorzeit. Die Kohlenflötze liegen oft doppelt und dreifach übereinander, beschäftigen 3400 Bergleute und geben jährlich eine Ausbeute von 2 Mill. Scheffel Kohlen. Die Hauptwerke sind in Burgk, Zaukerode, Döhlen und Potschappel; die zu Zaukerode und Döhlen gehören dem Staate und sind in drei Reviere abgetheilt; die zu Groß- und Kleinburgk besitzt der Freiherr Dathe von Burgk und die zu Potschappel und Gütterfee eine Actiengesellschaft. Zum Herauspumpen des in den königlichen Schachten sich sammelnden Wassers dienen das Kunstgezeuge in der Nähe von Döhlen, sowie zwei Dampfmaschinen, die auf den zur Aufnahme und Ableitung der aus den Tiefbauen herausgehobenen Wasser bestimmten Elbstolln ausgießen. Dieser, angefangen 1817 und in seiner Hauptrichtung 1836 beendigt, hat eine Länge von 3022 Lachter, außer dem Hauptstolln zwei Stollnflügel gegen Süd und Nord und mündet bei Priesnitz in die Elbe.

Plautius oder **Plotius**, der Name eines römischen plebejischen Geschlechts,

das in den Magistrats-Fasti zuerst im J. 358 v. Chr. erwähnt wird. Cajus P. Proculus war in diesem Jahre mit Cajus Fabius Consul, besiegte die Herniker, und feierte einen Triumph über sie. Im J. 356 war er Magister Equitum des ersten plebejischen Dictators Cajus Marcius Rutilus. — Cajus P. Decianus war zwei Male Consul, im J. 329, wo er mit Lucius Aemilius Mamercinus die Empörung der Einwohner von Privernum unterdrückte, und im J. 328. Im J. 312 war er Censor mit Appius Claudius (s. d.). Er entdeckte die Quelladern (venae) der nach diesem benannten Appischen Wasserleitung und erhielt daher den Beinamen Venox. — Marcus P. Silvanus brachte als Volkstribun im J. 89 mit seinem Amtsgenossen Cajus Papirius (s. d.) Carbo das Gesetz in Vorschlag, das den Bundesgenossen, die die Waffen niederlegten, das Bürgerrecht ertheilte (lex Plautia Papiria de civitate). Auch brachte er das Gesetz in Vorschlag, wonach die öffentlichen Richter nicht ohne Weiteres aus dem Ritterstande ernannt, sondern aus allen Bürgern durch die Tribus erwählt werden sollten (lex Plautia judiciaria), sowie auch das Gesetz gegen offene Gewaltthätigkeit (lex Plautia de vi). — Publius P. Hypsäus, im mithridatischen Kriege Quästor des Pompejus, im J. 56 Volkstribun, nahm lebhaften Antheil an den Händeln zwischen Milo, mit welchem zugleich er sich um das Consulat für das J. 52 bewarb, und Clodius (s. d.) und den Unruhen, die nach des Letztern Ermordung in Rom statthatten. Als Pompejus das Consulat übernommen hatte, wurde er wegen Bestechungen bei der Amtsbewerbung (ambitus) verurtheilt.

Plautus, Marcus Accius, ein altrömischer Schauspieldichter aus Sarsina in Umbrien, lebte zur Zeit, als die Literatur durch Erkenntniß der griechischen sich zu entwickeln anfing, 200 v. Chr., als Vorsteher einer Schauspielertruppe. Ein kaufmännisches Unternehmen mißglückte ihm gänzlich, und, um nun in Rom nicht zu verhungern, drehte er eine Handmühle. Dabei war er stets gelaunt, witzig und poetisch, und obgleich viele seiner Schauspiele nur glückliche Nachahmungen der griechischen Komiker Philemon, Diphilus, Epicharmus u. A. waren, so erweist er sich doch in diesen, wie in den andern als Original. Der markige, munterfließende Dialog, die rasche Handlung, aber auch die üppige Lust in Wortspielen und Zoten charakterisiren ihn. Lessing hat eine Biographie des Plautus verfaßt, die im 16. Bde. der Werke Lessings steht und hinreichende Belehrung gewährt. Man schrieb ihm 130 Stücke zu; aber schon die Alten hielten die meisten für unächt; die 20 uns übrig gebliebenen sollen gerade die ächten sein. Die vorzüglichsten sind: Amphitryo, Menaechmi (ein Zwillingspaar), Miles gloriosus (der prahlerische Soldat), Captivi (die 2 Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Karthager), Truculentus (der Wildfang). Eine gute Ausgabe sämmtlicher Komödien haben wir von Ernesti, (Lpz. 1760 in 2 Bdn.); auch von Taubmann und Gronov. Empfehlenswerth sind die kritischen Zweibrücker von Brunk (1780, 3 Bde), die von Schmieder mit einem Commentar (Göttingen 1804—5, 2 Bde.), die von Bothe (Berlin 1809—11, 4 Bde.) und von Weise 2 Bde., Quedlinb. 1837—38). Kritisch ist die Ausgabe des Rudens von Reiz und die des Trinummus von Hermann (Lpz. 1800); und Geppert (Berl. 1844) und der Bacchides von Ritschl (Halle 1835) und G. Hermann (Lpz. 1845). Zur Erläuterung dienen vorzüglich F. W. E. Rost's „Commentationes Plautinae", herausgegeben von A. Lipsius (Lpz. 1836); zur Erklärung der in P. vorkommenden punischen Ausdrücke Lindemann's Schrift „De Punicis Plautinis" (Lpz. 1837) und Wer's „Meletemata de Punicis Plautinis (Lpz. 1839). Metrische Uebersetzungen haben wir von Küffner (Wien 1806—7); von Köpke (Berlin 1809—20, 2 Bde.); von Rost, der über ihn auch mehrere Programme geschrieben hat, und von Rapp (6 Bde., Stuttg. 1838—44).

Plebs, die Gemeinde der Plebejer, bildete sich schon früh in dem alten Rom, und zwar schon nach der Zerstörung von Alba longa durch Tullus Hostilius, namentlich aber nach der Unterwerfung eines Theiles von Latium durch Ancus Marcius. Damals wurden dem römischen Staate eine große Anzahl von Einwohnern einverleibt, die sich theils in Rom besonders am Aventinus ansiedelten, theils in ihren alten Wohnsitzen verblieben,

nicht in den Populus der Patricier (s. d.) aufgenommen wurden, aber auch nicht in die Clientel der Patricier traten, sondern als Unterthanen des Staats, vielleicht unter dem besondern Schutze der Könige, eine Gemeinde persönlich freier, zum Kriegsdienst verpflichteter, politisch unberechtigter Landeigenthümer ausmachten. Servius Tullius erhob sie zu eigentlichen Bürgern (cives), sorgte für ihre innere Ordnung durch die Einrichtung der Tribus (s. d.) gab ihnen das Recht römischen Vermögensverkehrs (commercium) und nahm sie in die Klassen und Centurien auf, in deren Comitien (s. d.) er ihnen Stimmrecht (suffragium) ertheilte. Möglich, daß er ihnen auch das Connubium mit Patriciern ebenso wie das Recht auf höhere Staatsämter (honores) zudachte, und daß sein Plan nur nicht zur Ausführung kam. In dem Anfange der Republik scheint ihnen Beides versagt worden zu sein; sie wurden dadurch minderberechtigte Bürger, welche die Last des Kriegsdienstes, da sie den Hauptstamm der römischen Heere bildeten, und der Besteuerung schwer drückte, da sie zum Besitz an Staatsländereien, die vom Tributum befreit waren, nicht gelassen wurden. Verarmung, die dadurch entstand, die Härte des alten Schuldrechts und die Willkür der Magistrate führten im J. 494 v. Chr. die erste Secession der P., die sich gewaffnet auf dem heiligen Berge lagerte, herbei, und hiermit begann der langwierige, von der P. mit bewundernswerther Mäßigung geführte Streit zwischen beiden Ständen. Die Tribunen, welche den Plebejern als eigene Magistrate damals zugestanden wurden, sollten zunächst nur als Gemeindevorsteher und zum Schutze des Einzelnen dienen, ihm die Ausübung des Provocationsrecht vermitteln; aber sie schritten sogleich weiter und beriefen die Plebejer zu eigenen Versammlungen, den Tributcomitien (s. d.), für Wahlen, Gerichte und gesetzliche Beschlüsse. Diese letztern wurden nach Abschaffung der Decemvirn, deren Gesetzgebung nicht nur für ein gemeinsames Privatrecht sorgte, sondern auch politische Verhältnisse betraf, als für das gesammte Volk verbindlich anerkannt, und die Tributcomitien insofern den Centuriatcomitien gleichgestellt. An jenen nahmen jetzt auch Patricier Theil, doch wurden sie fortwährend als Versammlungen, ihre Gesetze als Beschlüsse der Plebs (plebiscita) bezeichnet, und von denen des Populus, welcher Name nun das gesammte in den Centuriatcomitien seine Souveränetät ausübende Volk bezeichnete, unterschieden. Das Verbot des Connubiums hob des Tribunen Canulejus Gesetz im J. 445 auf; das Streben nach den höchsten Staatsämtern wurde aber durch die Einführung des Amts consularischer Militärtribunen, das auch Plebejern offen stehen sollte, und den Eintritt von solchen in den Senat erleichterte nicht befriedigt. Erst im J. 366 wurde auch hierin durch die Licinischen Gesetze der Sieg errungen; eine Stelle im Consulat wurde der P. gesichert und zugleich ihr gesetzmäßiger Antheil an Benutzung des Staatslandes gewährt. (S. Licinius). Die Patricier machten vergebliche Versuche, der P. das Gewonnene zu entziehen oder zu schmälern. Dieses Streben führte sogar im J. 286 zu einer abermaligen Secession der Plebs auf den Janiculus, die der Dictator Hortensius beschwichtigte, und immer weiter dehnten sich die Ansprüche der P. aus und sie erlangte auch die übrigen Magistrate und die wichtigsten Priesterwürden mit der Zeit. Die patricischen Curiatcomitien verloren ihre Macht, und der Unterschied zwischen beiden Ständen hörte endlich auf, eine factische Bedeutung zu haben. (S. Patricier.) Dagegen bildete sich aus beiden der Adel der Nobiles (s. d.) und zugleich traten die senatorischen sowie die ritterlichen Familien immer schärfer als gesonderte Stände (ordines) hervor. Hierdurch erzeugte sich neben dem alten ein neuer Gebrauch des Wortes Plebs, indem dasselbe oder ordo plebejus nunmehr vorzüglich auch zur Bezeichnung aller Derjenigen, die weder zum ordo senatorius noch zum ordo equester gehörten, angewendet wurde. Die niedrigere Stellung, welche die Freigelassenen im Verhältniß zu den Freigeborenen in bürgerlichen Rechten sowohl, als namentlich in bürgerlicher Ehre einnahmen, das Streben, sie in die tribus urbanae einzuschränken (s. Freilassung), und der Umstand, daß die, nach römischer Ansicht gegen die Landwirthe geringgeschätzten, Gewerbtreibenden, die meist Freigelassene selbst waren, diesen städtischen Tribus zum größten Theile angehörten, brachte eine niedrigere Stellung dieser Tribus im Ganzen gegen die ländlichen und damit einen Unterschied zwischen der plebs urbana

und der plebs rustica hervor. In der erstern hatte mit der Zeit, als Rom sich ausdehnte und die Sitten sich verschlechterten, vorzüglich die große Masse der niedern Bevölkerung der Stadt, die bei den bürgerlichen Unruhen ihre Rolle spielte, für die durch Getreide- und andere Spenden gesorgt werden mußte, das Uebergewicht; die andere schloß namentlich die kleinern Landwirthe, deren Zahl sich freilich minderte, und die Bürger der Municipien in sich. Sie wurde höher geachtet und in ihr erhielten sich auch der ehrenwerthe Geist und die Zucht der alten Plebs länger. In besonderer Bedeutung wurde das Wort Plebeji zur Bezeichnung der Bürger in den Municipien im Gegensatz gegen deren Decurionen (s. d.), sowie in der spätern Kaiserzeit zur Bezeichnung der gemeinen Leute (auch humiliores oder tenuiores) im Gegensatz gegen die Standespersonen (honestiores) gebraucht.

Pleißnerland hieß im Mittelalter der zu beiden Seiten der Pleiße gelegene Landstrich. Er umfaßte hauptsächlich das gegenwärtige Amt Altenburg und die Städte Leisnig, Koldiz, Waldenburg, Krimmitzschau und Werdau nebst ihren Pflegen, wozu noch die freien Städte Altenburg, Chemnitz und Zwickau gehörten. Bis zur Eroberung durch König Heinrich I. bildete dieser Strich den sorbischen Gau Plisni, jedoch mit abweichender Grenze. Nach der Eroberung wurde er, bis zur Auflösung der deutschen Gauverfassung, an Kaisers Statt durch sogenannte Richter des Pleißnerlandes (judices terrae plisensis) verwaltet. Später unterwarf sich Markgraf Friedrich der Gebissene das Land und legte sich nun den Titel eines Herrn des Pleißnerlandes bei. Die Markgrafen von Meißen blieben auch in Folge der Verheirathung des Landgrafen Friedrich mit des Kaisers Tochter Mathilde im Besitze des Landes, das sie später theils dem Osterlande (s. d.), theils der Markgrafschaft Meißen einverleibten. Vgl. Limmer „Entwurf einer Geschichte des gesammten Pleißnerlandes" (2 Bde., Gera 1830—31).

Plektron war ein dünnes hölzernes oder elfenbeinernes Stäbchen, mit welchem die Saiten der Phorminx, des ältesten harfenähnlichen Instruments bei den Griechen, und der Zither (s. d.) geschlagen wurden. Andere Saiteninstrumente wurden mit den bloßen Fingern gerissen. Irrthümlich hat man der Sappho die Erfindung des Plektron zugeschrieben.

Pleiaden (Virgiliae), 7 Töchter des Atlas und der Pleione. Vom Orion verfolgt erflehten sie Hülfe vom Jupiter, der sie in das bekannte Siebengestirn im Stiere verwandelte. Nach einer andern Sage gaben sie sich aus Schmerz über den Tod ihrer Schwestern, der Hyaden (s. d.) oder über das Geschick ihres Vaters selbst den Tod, worauf Zeus sie als Siebengestirn an den Himmel versetzte. Ihre Namen sind Elektra, Maja, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope und Merope. Die Schifffahrt begann mit dem Aufgang des Siebengestirns, am 11. Mai, und schloß mit seinem Untergang am 26. Oct.

Pleonasmus ist ein Ueberfluß in der Rede, folglich auch im Gedanken. Wäre nämlich im Gedanken selbst kein Ueberfluß, so wäre der P. nur scheinbar. So hält man den Ausdruck „Staatsbürger" für einen P., weil der Bürger eben ein Mitglied des Staats sei, aber mit Unrecht; denn es gibt auch Stadtbürger und Mitglieder des Staats, die keine Staatsbürger sind. (S. Tautologie.)

Plefkow oder Pskow, seit 1777 ein Gouvernement des europäischen Rußland, umfaßt einen Theil des alten Großfürstenthums Nowgorod, nämlich das alte Fürstenthum Plefkow, und wird von den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Twer, Smolensk, Witepsk und Liefland begrenzt. Das Land ist eben, nur an wenigen Stellen hügelig, meist sandig, doch auch zum Theil sumpfig, und wird von einer Menge ziemlich wasserreicher Flüsse bewässert, die theils in den Ilmen-, theils in den Pskowersee fallen, theils der Düna zufließen. Es ist fruchtbar und bringt Getreide, Hanf, Flachs, alle Arten Gemüse und die gewöhnlichen Obstarten hervor. In den Wäldern findet man wenig Wild, desto mehr Beeren und Pilze, die sowie die sogenannten kleinen Löffelstiele, woran die Flüsse reich sind, weit durch das Land bis in die entferntesten Gegenden Rußlands geschickt werden. Die Industrie ist unbedeutend; der Handel nicht sehr erheblich. Die Einwohner sind meist

Russen, doch findet man an den Gestaden des Pskowersees auch einige Esthen und in den Städten viele Deutsche. Das Gouvernement ist 797 □M. groß, und zählt gegenwärtig 720,324 Einw., worunter nur 1941 zu einer andern als der griechischen Religion sich bekennen, denn auch die oben erwähnten Esthen sind schon seit geraumer Zeit zu orthodoxen Kirche übergetreten. Beinahe 650,000 Einw. sind Kron- oder gutsherrliche Bauern. Die Hauptstadt des Gouvernements Pskow an der Welikaja, mit 10,099 Einw., hat 42 Kirchen, ebenso viele Fabriken, ein Priesterseminar, 1 Gymnasium und 10 Schulen. Man verfertigt gute Juften, Leinwand und Segeltuch und treibt einen durch die Nähe des Pskowersees und durch die Schiffbarkeit des Flusses begünstigten, sehr lebhaften Handel. Jährlich wird im Februar ein bedeutender Markt abgehalten. Unter den Gebäuden zeichnen sich die mit versilberten Kuppeln gezierte Kathedrale, das großartige Gouvernementsgebäude und das palastartige Gebäude des Priesterseminars aus. P. hatte früher eine republikanische Verfassung; doch schon 1509 wurde es durch Iwan Wassiljewitsch erobert und auf immer mit dem russ. Reiche vereinigt.

Pleß, Standesherrschaft im Regierungsbezirke Oppeln in der preußischen Provinz Schlesien, seit 1817 vom König von Preußen zum Fürstenthume erhoben, umfaßt den ganzen plesser und einen Theil des beuthener Kreises, ist 20 □M. groß und hat 60,000 Einw. Der Boden ist eben und mit vielen Waldungen bedeckt, gut bewässert und ziemlich fruchtbar, und hat jährlich 90,000 Gulden Einkünfte. In dem gleichnamigen Kreise liegt Pleß die Kreis- und Hauptstadt des Fürstenthums an der Pßcynka, ist gut gebaut, der Sitz der fürstlichen Regierungsbehörden, hat ein Schloß mit schönem Garten, eine Bleiweiß- und Zuckerfabrik, ein Hospital und gegen 3000 Einw., welche Handel mit Leder und Tuch treiben. Die Standesherrschaft, deren Besitzer einen Antheil an den 3 Curiatstimmen auf den ehemaligen schlesischen Provinziallandtagen hatten, kam 1765 durch Schenkung des Grafen Promnitz an das Haus Anhalt-Köthen, wurde zur Secundogenitur desselben, durch den Herzog Heinrich aber im Februar 1846 an den nächsten Fideicommißerben Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg, geb. am 2. Dec. 1806, gegen eine Jahresrente von 30,000 Thlr. verkauft.

Plethon, Georg Gemisthus, griechischer Gelehrter des 15. Jahrhunderts zu Konstantinopel, der sich auf der Kirchenversammlung zu Ferrara 1433 mit Gaza und Bessarion der Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche widersetzte, obgleich er später zur letzteren übertrat, wirkte während seines Aufenthalts in Italien viel für die Verbreitung der griech. Literatur und legte den Grund zu der später von den Mediceern gestifteten Platonischen Akademie. Er starb 1451. Von seinen literarischen Arbeiten nennen wir die Scholien zum Thucydides; die Geschichte Griechenlands nach der Schlacht bei Mantinea (herausgegeben von Reichard, Lpz. 1770); eine Abhandlung über den Unterschied der Platonischen und Aristotelischen Philosophie; eine Schrift über das Schicksal (griechisch und lateinisch, herausgegeben von Reimarus, Leyd. 1722); und eine Abhandlung über die vier Cardinaltugenden (griechisch und lateinisch, herausgegeben von Occo, Basel 1552).

Pleuresie (pleuritis), Entzündung des Brustfells, ist eine Krankheit, welche von Erkältung, unterdrücktem Rheumatismus u. a. m. entsteht, sich durch Stechen in der Seite, verbunden mit kurzem, beschwerlichen Athemholen, Husten und fieberhaften Anfällen kund thut, frühzeitig genug erkannt, noch leicht gehoben werden kann, versäumt aber von großer Gefahr ist.

Pleuron, ein Sohn des Aetolos und der Pronoë, Gemahl der Xanthippe, Vater des Agenor, der Sterope, Stratonike und Laophonte, war der Gründer der gleichnamigen Stadt Pleuron in Aetolien.

Pleyel, Ignaz, ein beliebter Instrumentalcomponist neuerer Zeit, wurde im Oesterreichischen 1757 geboren; studirte unter Haydn's Anleitung die Composition und machte, nachdem er sich bei den glücklichsten Anlagen ausgebildet hatte, im Jahre 1786 eine Reise nach Italien und Frankreich, wo man seinen Leistungen überall auf das Schmeichelhafteste

Beifall zollte. Im J. 1787 wurde er als Kapellmeister an das Münster zu Straßburg berufen mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Franken. Sein Aufenthalt hier währte aber nicht lange. Die französische Revolution brach aus; in Folge derselben wurden Kirchen geschlossen und Kirchendiener verabschiedet, welches Loos auch Ignaz Pleyel traf. Der Revolution und ihrer Freiheit abgeneigt, hatte er sich zwar, um die Regierung für sich zu gewinnen, bequemt, eine Hymne auf die Freiheit zu componiren, mußte aber 1793 nach London flüchten, wo er mit Haydn zusammentraf und sich durch verschiedene Concerte Beifall erwarb. Bald kehrte er wieder nach Frankreich zurück und hatte die Ehre, daß sein Name 1796 unter den Componisten zweiten Ranges, welche durch ihre Talente zur Verschönerung der Nationalfeste beigetragen hatten, mit ausgerufen wurde. Später legte er eine Musikalienhandlung an, die eine der bedeutendsten in Europa geworden ist. Seit 1801 unternahm er die Herausgabe der „Bibliothèque musicale“, in welche er die vorzüglichsten Werke italienischer, deutscher und französischer Componisten aufnahm. Seine eigenen Werke, die vorzüglich in Instrumentalcompositionen bestehen, zeichnen sich, zumal die frühesten, die auch mit größerm Beifall aufgenommen sind, durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit aus. Er starb zu Paris am 14. Nov. 1831.

Plinius, Cajus, Secundus, der Aeltere, römischer Ritter, geb. 23 n. Chr. unter der Regierung des Tiberius zu Verona (nach And. zu Novocomum), studirte die Rechte, war eine Zeit lang Sachwalter, machte dann einen Feldzug in Deutschland mit und bekleidete unter Vespasian verschiedene Staatsämter. Er war einer der größten Naturforscher seiner Zeit. Im Jahre 79 n. Chr., zur Zeit, als der fürchterliche Ausbruch des Vesuv die Städte Herculanum und Pompeji verschüttete, hielt sich P. gerade zu Misenum auf. Sein Eifer, diese Erscheinung in der Nähe zu betrachten, trieb ihn zu weit in die von Schwefeldampf angefüllte Gegend, so daß er wahrscheinlich ersticken mußte (vergl. Plin. II, epist. 6, 16.). Von 7 wichtigen Werken ist nur seine Naturgeschichte, aus 37 Büchern bestehend, auf uns gekommen; allein schon dieses eine große Ganze, worin sowohl für Natur- als Kunstgeschichte aus Tausenden von ältern Werken mit der größten Gelehrsamkeit und Kritik ein unerschöpflicher Schatz zusammengetragen ist, zeugt für seinen ungemeinen Forschungsgeist und unermüdeten Fleiß. Ausgaben derselben: von Hardouin (Par. 1741, 3 Bde., Fol.); von Franz (Lpz. 1779—91, 10 Bde.); Zweibrücken (1784, 5 Bde.); Sillig (5 Bde., Lpz. 1831—36) und Panckoucke (Par. 1836 flg.). Außerdem lieferten Heyne „Excerpta ex Plinii hist. nat. quae ad artes spectant“ (Gött. 1790; neue Ausgabe von Wüstemann, Gotha 1824) und M. Geßner eine „Chrestomathia Pliniana“ (zuletzt Lpz. 1776). Deutsche Uebersetzungen haben wir von Grosse (12 Bde., Frankf. 1782—88), Fritsch (8 Bde., Prenzl. 1829—30) und Külb (Stuttg. 1840 flg.) und eine französische von Grandsagne mit lateinischem Text und Anmerkungen von Cuvier, Letronne u. A. (Par. 1829 flg.).

Plinius, Cajus, Cäcilius Secundus, der Jüngere, Schwestersohn des Vorigen, geb. 62 n. Chr. zu Novocomum (Como) in Italien. Nach dem Tode seines Vaters Lucius Cäcilius übernahm die Sorge für seine weitere Bildung sein Oheim Plinius der Aeltere, der ihn der Leitung des Rhetors Quinctilian und des Philosophen Nicetes anvertraute. In Syrien, wohin P. später als Freiwilliger der Armee gefolgt war, setzte er seine philosophischen Studien unter dem berühmten Euphrates eifrig fort und folgte diesem mit nach Rom, welches er bald nach dem darauf erfolgten Tode seines Oheims, wodurch er als Adoptivsohn desselben in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens kam, zum steten Aufenthaltsort wählte. Durch seine Kenntnisse, besonders aber durch mehrere sehr glücklich geführte Prozesse erwarb er sich die Gunst des Kaisers und bahnte sich den Weg zu den höchsten Staatswürden. Er wurde Prätor, Volkstribun, Quästor, Augur, Consul und trug endlich als Proconsul im Pontus und Bithynien viel zur Einstellung der häufigen Christenverfolgungen bei. Er war zweimal verheirathet, hinterließ aber keine Kinder. Sein Todesjahr ist nicht bestimmt; nur so viel weiß man, daß er noch 107 nach Chr. gelebt habe. Von seinen poetischen und prosaischen Schriften ist nur eine Lobrede

auf den Trajan (Panegyricus) und eine Sammlung Briefe in 10 Büchern auf uns gekommen, die eben so geistreich als belehrend sind, an schöner Einfachheit aber den Ciceronischen weit nachstehen. Ausgaben: „Epist. et Panegyr. c. not. Joh. Catanaei" (Par. 1533, Fol.; „Epist. c. not. Variar." (Leyden 1669); „Epist. c. not. ex recensione G. Cortii et Paul. Dan. Longolii" (Amsterd. 1734, 4.); „Epist. et Pan." von Thomas Hearne (Oxf. 1703); „Edit. nitidiss. typis Elzevirii" (Leyd. 1640, 12.); „Panegyr. c. not. Varior. cur. J. Arntzenii" (Amsterd. 1738, 4.); von Gottl. Schwarz (Nürnb. 1746); von Joh. Matth. Geßner (Lpz. 1739); Ernesti (Ebend. 1770) u. And. Neuere Ausgaben der Briefe mit Anmerkungen von Gierig (Lpz. 1800); der Briefe und des Pan. (Ebend. 1806); von Schäfer (Ebend. 1805); von Titze (Prag 1820). Deutsch: sämmtliche Briefe, von Schmidt (Frankf. a. M. 1789, 2 Bde.); von Stark (Ebend. 1818); von Schäfer (Erl. 1801, 2 Bde.); der Panegyr. von Schäfer (Ansb. 1784) und von Wigand (Lpz. 1796); von Hoffa (Marb. 1834). „Ueber Leben, Charakter und Schriften des Plinius" vergl. Gierig (Dortm. 1798) und Held „Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius auf Geschichte und römische Literatur (Bresl. 1833).

Plinthe bezeichnet in der Baukunst einen platten Untersatz, der die Grundlage entweder eines ganzen Gebäudes oder irgend eines architektonischen mit einer Basis verzierten Körpers, z. B. eines Postaments oder Pfeilers, ausmacht, wo man dann auch die Bezeichnung Sockel gebraucht.

Plock, eine Gouvernementsstadt im Königreiche Polen an der Weichsel, hat 7000 Einw., von denen fast die Hälfte Juden sind, ein Civiltribunal und eine alterthümliche Kathedralkirche, in welcher ein Grabmal der hier beigesetzten poln. Herzoge Wladislaw Herman und Boleslaw III. sich befindet. P. gehört zu den ältesten Städten Polens, und war ehemals die Hauptstadt von Mazovien (s. d.) und die Residenz der genannten poln. Herzoge. Auch das hiesige Bisthum ist eines der ältesten in Polen und schon im 10. Jahrh. gegründet worden.

Plombiren kommt her von dem Worte Plomb, welches ein Bleisiegel bedeutet, und man versteht darunter, an Kisten und Ballen mit Waaren, welche durch ein Land gehen (Transitogüter) und gar keine oder eine geringere Abgabe entrichten, als blieben sie im Lande, beim Eingange an der Grenze ein Bleisiegel legen, welches wohl bewahrt werden muß, weil es beim Ausgange von den Zollbehörden wieder untersucht wird, um sich von der Richtigkeit in der Waare zu vergewissern. Auch Reisekoffer, selbst wenn sie keine steuerbaren Sachen enthalten, läßt man wohl mit Plomb belegen, um einer öftern Visitation überhoben zu sein. Außerdem nennt man auch das Einpacken von Waaren, z. B. des Schnupftabacks in dünnes Blei, plombiren, und bezeichnet auch mit demselben das Ausfüllen der Zähne.

Plombières, eine kleine Stadt von 1500 Einw. im franz. Departement der Vogesen, in der Nähe der Badeorte Luxeuil und Bains, ist vorzüglich wegen seiner Mineralquellen berühmt, von denen die eine 70, die meisten zwischen 50 und 40° R. besitzen. Sie gehören sämmtlich mit Ausnahme einer Stahlquelle zu den salinisch-alkalischen Mineralwässern mit sehr wenig festen Bestandtheilen, aber starker, durchdringender Wirkung. Man benutzt sie meist gleichzeitig zu Bädern und als Getränk, vorzüglich bei allgemeiner Schwäche des Hautorgans, die sich in chronischen Hautausschlägen zeigt, gegen Scrophelkrankheit, chronische, gichtische und rheumatische Leiden, chronische Nervenübel und Unterleibskrankheiten. Auch gibt es Vorrichtungen zu Gas- und Douchebädern. Die Quellen sind schon über 1000 Jahre benutzt worden, doch sind die Badeanstalten noch sehr in unvollkommenen Zustande. Beide Geschlechter baden gemeinsam in großen Bassins zu 40—60 Personen. Vgl. Demangeon „Plombières, ses eaux et leur usage" (Par. 1835).

Plön, eine Stadt im Herzogthume Holstein, liegt in einer höchst romantischen Gegend zwischen dem großen und kleinen Plönersee und hat 2600 Einw., die einigen Handel treiben, ein Schloß und eine gelehrte Schule. P. war bereits im 11. Jahrh. ein befestig-

ter Ort und hatte als solcher bis in die späteste Zeit des Mittelalters viel zu leiden. Im J. 1564 kam es an den Herzog Johann den Jüngern von Holstein-Sonderburg und bei dessen Tode im Jahre 1622 wurde es die Residenz der herzoglichen Linie Holstein-Plön, die mit dem Herzoge Friedrich Karl im Jahre 1761 im Mannsstamme erlosch.

Plongirbad, s. Sturzbad.

Plongirschuß, s. Depressionsschuß.

Plotin, der Neuplatoniker, geb. 205 n. Chr. Geb. zu Lykopolis in Aegypten, fing erst in seinem 28. Jahre an, die Schulen der Philosophen zu besuchen. Alle durchwanderte er, aber nirgends fand sein nach dem Unendlichen strebender Geist Befriedigung. In seiner Melancholie eilte er nach Alexandrien und bei Ammonius Sakkas fand er, was er suchte. Eilf Jahre lebte er hier, da verlangte er nach der Weisheit der Magier; er schloß sich dem römischen Heere an, mußte aber nach dessen Niederlage unbefriedigt zurückkehren und trat in seinem 40. Jahre als Lehrer der Philosophie zu Rom auf. Seine Schüler nöthigten ihn, 244 seine erste Schrift erscheinen zu lassen, die aber wegen Mangel an Klarheit, Ordnung und innerem Zusammenhange nicht den Beifall ärntete, dessen seine Vorträge sich erfreuten, welche Herrn und Damen höherer Stände hörten und dessen Lehren von Vielen in ihrer ganzen ascetischen Strenge befolgt wurden. Nach der Pythagoräer Weise fastete er oft und lebte streng, gewann aber durch sein gefälliges und dienstfertiges Wesen für sich und seine Lehren sogar den Kaiser Gallienus und dessen Gemahlin, so daß Ersterer ihm das Gebiet einer zerstörten campanischen Stadt zur Begründung einer platonischen Colonie übergeben wollte. Die Minister jedoch waren dagegen, da viele Colonisten an den Folgen streng platonischer Lebensweise schon unterwegs starben, daher die neuerbaute Stadt auch nicht Platonopolis genannt wurde. Plotin starb, 66 Jahre alt, 270 auf einem Landsitze in Campanien an den Folgen seiner eigenen Lebensweise und der Vernachlässigung ärztlicher Vorschriften. Seine Werke sammelte Porphyrius; in ihnen sind Spuren eines hellen Geistes und ungemeiner Denkkraft, die durch das Gewebe transcendentaler Träumereien gleich Blitzen zucken. Ihm war das höchste Ziel aller Philosopie die Vereinigung mit dem höchsten Wesen, Urwesen, dem Princip aller Dinge, dem gütigen vollkommenen Gotte; mittelst ascetischer Lebensweise erkenne die einfacher werdende Seele dieses Wesen, und dauernde Meditation realisire die Vereinigung mit ihm. Aus diesem Einen, Absoluten, kommt Alles: Intelligenz und Seele als der Gedanke der Intelligenz; alles Reale ist Erzeugniß der Intelligenz, die Sinnenwelt mit ihren Mängeln und Uebeln ein Ab- oder Nachbild der Verstandeswelt; das Böse ist nothwendig in dieser Sinnenwelt und unbesiegbar; je größer die Vereinfachung der Seele, desto inniger die Vereinigung mit dem einen absoluten Urwesen.

Plummer, Andrews, Professor der Medicin und Chemie und praktischer Arzt in Edinburg, machte sich im vorigen Jahrhundert besonders dadurch bekannt, daß er die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die große Wirksamkeit der Mischung von Kalomel (s. d.) und Goldschwefel (sulphur Antimonii auratum) in Pillen- oder Pulverform lenkte, und noch gegenwärtig nennt man dergleichen Mischungen Plummer'sche Pillen und Pulver.

Plunkett, William Conyngham, engl. Staatsmann, geb. 1765, Sohn eines presbyterianischen Predigers in der irischen Grafschaft Fermanagh, kam nach dem Tode seines Vaters in das Trinity College zu Dublin und ward 1787 Sachwalter. Ungeachtet seiner gründlichen Rechtsgelehrsamkeit arbeitete er lange Zeit ohne Glück, bis er endlich die Widerwärtigkeiten besiegte und schnell so großen Ruf erlangte, daß er 1797 zum Parlamentsmitgliede Irlands gewählt ward. Ausdauernd und mit dem glänzendsten Muthe widerstrebte er der Union Irlands mit Großbritannien als Gegner Castlereagh's, änderte aber bald seine Gesinnungen, da nicht lebendig gefühlter, sondern kalter, seinen eigenen Vortheil berechnender Patriotismus ihn getrieben hatte. Das neue Jahrhundert vollendete die Union, und diese machte Plunkett zum Kronanwalt, als welcher er Ankläger Robert Emmets (s. d.) war. Nach Pitt's Tode und Auflösung dessen Ministeriums im Jan.

1806 hing er Lord Grenville an, legte 1807 seine Stelle nieder, ward wieder Sachwalter mit noch größerem Ruhme als ehedem, gab, seit 1812 als Abgeordneter der Dubliner Universität, im Hause der Gemeinen die glänzendsten Proben seiner Gelehrsamkeit und seiner Rednergabe bei Vertheidigung der Emancipation der Katholiken; erhielt aber dessenungeachtet seine frühere Popularität nicht wieder. Seine nachherige Freundschaft mit Lord Castlereagh änderte sein Verhältniß zum Volke nicht, daher er zwar nach dem Tode Wellesley's Lordstatthalter von Irland, 1821 zum Kronanwalt erwählt ward, aber ganz unglücklich war im Streite mit Shiel und O'Connell, den Rednern des Katholikenvereins, und mit den Sprechen der protestantischen Oranienlogen. Auch widersetzte er sich der zeitgemäßen Verbesserung der Verhältnisse der irisch-protestantischen Kirchen und hatte bei allem Streite nur seinen Vortheil im Auge. Im Jahre 1829 wurde er Baron und während des Ministeriums Grey Kanzler von Irland; als solcher leistete er dem Oberhause große Dienste, sowie seine, die Parlamentsreform als nöthig beweisende Rede, vom 6. Oct. 1831, sich eben so sehr durch Klarheit wie durch Sachkenntniß auszeichnete. Mit dem Rücktritt der Whigs im Dec. 1834 mußte er seine Stelle ebenfalls niederlegen, erhielt sie aber wieder, als im April 1835 die Whigs unter Melbourne wieder zur Regierung gelangten. Nach der Auflösung des Ministeriums im August 1841 mußt er wieder weichen und ward auch nicht wieder zum Kanzler von Irland ernannt, als 1846 die Whigs unter Russell von neuem an die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten kamen.

Plus, mehr, ist in der Rechnung überhaupt das Zeichen für die Addition, d. h. zwei Größen, welche durch das Zeichen plus (+) mit einander verbunden sind, sollen zusammengezählt werden, also 5 + 7 gibt 12; a + b heißt: die Größe, welche man sich unter a denkt, soll zur Größe b hinzugezählt werden. Größen in der Algebra, welche das Zeichen + vor sich haben, werden positive genannt im Gegensatz zu den negativen, welche das Zeichen — (minus) vor sich haben, und es können dergleichen positive und negative Größen nach besondern Gesetzen unter einander sowohl addirt, als subtrahirt, multiplicirt, als dividirt werden.

Plüsch ist der Name eines Gewebes, welches technisch mit dem Sammet (s. d.) übereinkommt und nur durch größere Länge des Haars von diesem und dem in der Mitte stehenden Velpel sich unterscheidet. Ursprünglich gibt es nur seidenen Plüsch. In der neuern Zeit hat man jedoch die nicht ganz kurz geschorenen Baumwollensammete und Velveteens, besonders zu Westen- und Meublesstoffen, ebenfalls mit dem Namen Plüsch belegt.

Plusquamperfectum, s. Präteritum.

Plutarchus, in Chäronea in Böotien um 50 n. Chr. geb., ein berühmter griechischer Schriftsteller, wurde durch den Philosophen Ammonius gebildet, und kam dann nach Rom, wo er zuerst als Lehrer der Philosophie auftrat und sich während dessen mit der Geschichte, Literatur und den Sitten der Römer bekannt machte. Der Kaiser Trajan, der ihn sehr schätzte, ehrte ihn mit der Consulwürde und machte ihn zum Präfecten von Illyrien; unter Trajans Nachfolger und Adoptivsohn, Hadrian, dessen Lehrer er gewesen war, wurde er Procurator von Griechenland. Er starb als Priester des Apollo zu Delphi in hohem Alter, um 120 oder 130 n. Chr. P. ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller des Alterthums, bewunderungswürdig wegen seines Fleißes sowohl und wegen der Regsamkeit seines Geistes, als auch wegen seiner immensen Belesenheit und ausgebreiteten, besonders historischen Gelehrsamkeit. Seine Schriften betreffen theils die Geschichte, theils die praktische Philosophie; obwohl aber die auf uns gekommenen noch eine bänderreiche Zahl ist, haben wir doch den Verlust sehr vieler, besonders aus dem letzten Fache zu beklagen. Seine historischen Schriften bewähren ein großes Talent zum Geschichtschreiber; eine sehr tiefe und erfahrene Welt- und Menschenkenntniß, praktischer Blick und treffendes Urtheil und sehr moralischer Sinn zeichnen sie aus; die Darstellung weiß er sehr lehrreich und interessant zu machen, durch scharfe Charakteristiken und Einwebung von passenden Einzelzügen und Anekdoten aus dem Leben der Männer, deren Leben er beschreibt. Sein

Stil gehört zu den besten Mustern aus jener Zeit und ist durch sorgfältiges und eifriges Studium der vorangegangenen Classiker gebildet. Quellenstudium ist durchaus sichtbar. Seine 44 vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer (vitae parallelae Graecorum et Romanorum illustrium XLIV.) gehören zu den ausgezeichnetsten Werken der antiken Geschichtsliteratur und sind für manche Theile der Geschichte für uns die einzige noch übrige Quelle. Sie haben seinen Namen so berühmt gemacht, daß derselbe selbst zur Bezeichnung dieser Gattung von Geschichtschreibung überhaupt gebraucht worden ist: denn unter dem Namen Plutarchie hat man Sammlungen vaterländischer Biographien in vielen europäischen Sprachen. Außer diesem Werke führen noch einige andere kleinere historische Sachen seinen Namen, wie die Lebensbeschreibungen der 10 attischen Redner, über deren Aechtheit aber Zweifel herrscht. Seine philosophischen Werke zeigen ihn als Eklektiker, mit vorzugsweiser Hinneigung zum platonischen System; sie sind größtentheils praktischen und moralisch-reflectirenden Inhalts, daher sie auch unter dem Gesammttitel: Moralische Werke zusammen begriffen werden, wohin man auch einige Abhandlungen antiquarisch-philosophischen und andern Inhalts zählt, wie die Quaestiones Romanae (über die Sitten und Gebräuche der alten Römer) u. A. dergl. — Gesammtausgaben seiner Schriften sind von Reiske (Lpz. 1774), Hutten (Tüb. 1791) u. A.; die moralischen Schriften sind am besten herausgegeben von Dan. Wyttenbach (Oxf. 1795 ff., Lpz. 1796 ff.), die vergleichenden Lebensbeschreibungen von Korais (Paris 1809 ff.), am neuesten von Schäfer (Lpz. 1827 ff.) und Sintenis (Lpz. 1839 ff.), eine Uebersetzung der Letztern ist von Kaltwasser (Magdeb. 1799) und Klaiber (Stuttg. 1827), die Moralia sind von Kaltwasser (9 Bde., Frankf. 1783—1800) und von Bähr (Stuttg. 1828 ff.) übersetzt worden. — Mit diesem Plutarch ist nicht zu verwechseln ein späterer Philosoph Plutarch aus Athen, der gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in seiner Vaterstadt den Neuplatonismus im Geiste des Jamblichus mit solchem Beifall lehrte, daß er selbst der Große und seine Schüler „Plutarchische Weise" genannt wurden.

Pluto, bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes, Aïdóneus, auch Pluton, Pluteus (s. Dis), war der dritte Sohn des Kronos und der Rhea, Bruder des Zeus und Poseidon; ihm fiel bei der Theilung der Welt das Dunkel im Innern der Erde zu. Er beherrscht von seinem Palaste aus unter der Oberfläche der Erde die Verstorbenen und heißt deshalb auch der unterirdische Zeus. In gleicher Entfernung, wie die Erde vom Himmel liegt unter seinem Throne der Tartaros, er selbst bewacht die zu ihm führende Pforte, durch sie müssen alle Schatten der Verstorbenen, und weder durch Bitten noch Schmeicheln kann der dunkelgelockte, mächtige und schreckliche Gott bewegt werden; demungeachtet nimmt ihm einst Herkules seinen Hund und verwundet den mächtigen Herrscher selbst in die Schulter. Berühmt sind P.'s Rosse und sein unsichtbar machender Helm. In Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Proserpina kann er selbst über Leben und Tod gebieten. So Homer in seiner Ilias; in Manchem weicht die Odyssee ab, in ihr tritt die Proserpina weit mächtiger auf. Nicht P. selbst, sondern Hermes führt die Seelen der Abgeschiedenen in den Tartaros. Nach Hesiod führt an der in ewiges Dunkel gehüllten nördlichen Erdhälfte eine Kluft innerhalb der Erdscheibe zur Wohnung der Todten hinab, eine andere aber zum Tartarus; beide Abgründe verschmelzen jedoch sehr oft in dem einen Worte Tartaros. Diese Vorstellung war aber bei den Alten sehr verschieden. Homer und seine Zeitgenossen fabelten innerhalb der Erdscheibe des P. Reich, worin die Todten, gute und böse, durcheinander schweben und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden. Als die fortschreitende Philosophie von der Erdscheibe auf die Vermuthung einer schwebenden Erdkugel und auf den Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode kam, dachte man sich das Todtenreich in der Mitte der Erdkugel und sonderte es in Elysion und Tartaros. Diese gemilderten Vorstellungen änderten zugleich den Charakter des Herrschers selbst. Anfangs gewann er nur an äußerer Macht; er erhielt einen Hofstaat und richtete streng aber gerecht. In den orphischen Hymnen aber finden wir den Zeus der Unterwelt auch als einen wohlthätigen Herrscher, der in seiner

Hand die Schlüssel der Erde hatte und das Jahr mit Früchten segnete, und so kam aus der nächtlichen Tiefe der Erde aller Reichthum. Kein Wunder, wenn daher Spätere den Pluton mit Plutos vermischten, als den Gebieter über die goldreichen Eingeweide der Erde. Der Mythus dieses Gottes ist folgender: Auch ihn hatte Kronos verschlungen, aber wieder von sich geben müssen. Mit seinen Brüdern kämpfte er gegen die Titanen und erhielt von den Cyklopen für ihre Befreiung den unsichtbarmachenden Helm, der dem Hermes und Theseus treffliche Dienste leistete und später auf Meriones kam. Zur Gemahlin raubte er sich die Persephone, die ihm zwar schon sein Bruder Zeus früher geschenkt hatte, sie aber doch nicht bewegen konnte, dem finstern Bruder in die Unterwelt zu folgen. Als daher einst die schöne Göttin fern von ihrer Mutter, Demeter, auf den Fluren unter Bäumen spielte, öffnete sich unter ihr plötzlich die Erde und herauf stieg auf goldenem Wagen der König der Schatten, umfing die sich Sträubende und hinter dem glücklichen Räuber schloß sich die Erde. Theseus und Perithoos, welche ihm einst die Gemahlin rauben wollten, wurden von ihm im Tartarus gefesselt; dem Dionysos, Herakles und Orpheus war indeß gestattet, sein Reich lebend zu betreten. — Zu Pylos in Messenien hatte P. einen berühmten Tempel, mit seiner Gemahlin gemeinschaftlich einen in der Nähe von Nysa und einen mit der Pallas am Flusse Koralion. Unter dem Namen Vejoris hatte er zu Rom einen Tempel in der achten, und unter dem Namen Sumanus, oder Dis Pater, in der 11. Region. Geweiht waren ihm: Cypressen, Buchsbaum, Narzissen, Adiantum; geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen. Abgebildet wird er mit herabhängendem Haupthaar. Auf seinem Kopfe trägt er ein Maß als Symbol, daß er ohne Unterschied richtet, belohnt und bestraft.

Plutus, die griechische Gottheit des Reichthums, Sohn Jasions und der Ceres. Jasion war Erfinder des Ackerbaues in Kreta, Ceres Göttin des Wachsthums, Beide ergeben den Plutus, den Reichthum. Weil er mit seinen Gaben nur die Tüchtigen beglückte, machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterschied Gute und Böse reich machen sollte. Hinkend und langsam war er als Geber des Reichthums, dagegen sehr behend, wenn er davon ging mit seinen Gaben. Tyche, das blinde Glück, aber auch Minerva sind in seinem Gefolge, denn sowohl ein blindes Ungefähr als auch Klugheit und praktische Weisheit machen den Menschen reich. Er wohnte unter der Erde wie der Gott der Unterwelt, Pluto (s. d.).

Pluviale, zunächst ein dickes Reisekleid; sodann das Gewand der katholischen Geistlichen, welches den ganzen Körper umschließt, durch 2 Haken zusammengehalten und besonders an hohen Festtagen vor dem Altare getragen wird.

Plymouth, feste Seestadt in Devonshire, wo sich der Plym und Tamar in den britischen Kanal ergießen, besteht aus 3 Städten: Plymouth, Stonehouse und Dock, 115,000 Einw., 33,000 in Dock, die seit 1829 Devonport heißt. Plymouth mit Stonehouse ist offen und rgelmäßig gebaut, wird aber an Zierlichkeit von Dock, die erst seit 1760 durch das Schiffswerft und die Arsenale bedeutend geworden ist, übertroffen. Das Werft, durch eine hohe Mauer von der Stadt geschieden, ist stark befestigt und nebst dem in Portsmouth das vollkommenste auf der Erde. P. hat zwei Häfen, der östliche heißt Catwater der westliche Ham-Ouze. In letztern ankern die nach Osten, im erstern die nach Westen bestimmten Schiffe. In der Nähe sind gute Magazine. Im Kriege sammelt sich hier die Kanalflotte und die Convoyen, und das Erbeutete wird hier niedergelegt. Dem in den Seekriegen mit Frankreich gefühlten Mangel eines Hafens am Kanal wurde nach dem Vorschlage des Whidby und Rennie abgeholfen. Man baute hier von 1812—20 einen großen Hafendamm, 4,200 Fuß lang, der mit zwei anschließenden Dämmen das Meer in der Entfernung von drei englischen Seemeilen von der Küste zu einem der größten und sichersten Häfen macht. Ein Riesenwerk — zu dem Mitteldamm allein brauchte man über 36 Millionen Centner Steinblöcke, der Grund wurde mit einigen 100,000 Tonnen Marmorstücken gelegt; die Felsen mußten unter dem Wasser von Tauchern weggesprengt und in die Höhe gewunden werden. — Die in der Nähe der großen Bai, woran P. liegt, befind-

liche Klippe Eddystone, die viele Schiffe zerschellt hatte, nöthigte zu der Erbauung eines Leuchtthurms, der seit 1759 als ein Meisterwerk Smeatons das Meer beleuchtet. Handel und Fabriken sind bedeutend. Ein großer Wald von Masten erhebt sich in den Häfen, sei es, daß sich die Schiffe mit Lootsen oder mit Proviant und süßem Wasser, das in der Bovesands-Bai durch Röhren in ein großes Becken und von da durch ein Druckwerk in lange Schläuche gezwungen, die Wassertonnen auf den Schiffen füllt, oder mit Kalk nach Westindien versehen wollen, oder daß sie auf günstigen Wind harren. Der Verkehr mit Neufundland hat abgenommen. Man fischt hier viel Sardellen. Die Fabriken bestehen in einer großen Gerberei, Seilerbahnen, Maschinen für Flachs-, Hanf-, Wollen- und Baumwollenspinnerei und einer Segeltuchfabrik. In der Nähe von P. liegt der schöne Landsitz des Lord Edgecumbe auf einem Hügel gl. N.

Pneumatik, eine Abtheilung der Aerometrie (s. d.), ist die Lehre von der Bewegung der elastischen oder expansibeln Flüssigkeiten. Sie handelt von der Bewegung der expansibel-flüssigen Körper im Allgemeinen, über das Fortfließen derselben durch Oeffnungen und Röhren und über die Kraft, womit dieselben gegen andere Körper stoßen. Was die Bewegung genannter Körper betrifft, so ist es äußerst schwer, die Gesetze derselben mit vollkommener Genauigkeit und Schärfe in allgemeinen Formeln auszudrücken wegen zu vieler Nebenbedingungen, die alle berücksichtigt werden müssen. Daher muß die Analyse manche Probleme, wenigstens auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, ganz ungelöst lassen oder sich mit genäherten Werthen begnügen. Fast nie möchte wohl Luft in einen durchaus freien Raum einströmen, meistens dagegen wird ein solcher Raum mehr oder minder verdünnte Gasarten enthalten; indem sie nun an irgend ein ihr entgegenstehendes Hinderniß anstößt, entsteht ein mehr oder minder heftiger Schall. Hieraus erklärt sich unter Anderem der Knall, den ein Pennal hervorbringt, wenn man dessen Deckel schnell öffnet, der Knall beim Zerplatzen mit Luft angefüllter Blasen, das Klatschen der Peitschen, das Getöse des Donners u. s. w. Die meisten Strömungen in der Atmosphäre entstehen durch Veränderung der Elasticität und des Druckes der verschiedenen Luftschichten, welches durch die verschiedene Wärme bewirkt wird. Aus dieser Ursache sind die Winde, das Aufsteigen des Rauches, der Luft in geheizten Zimmern und andere ähnliche Erscheinungen abzuleiten, ohne daß man freilich bis jetzt für die Geschwindigkeit solcher in Bewegung gesetzten Luftmassen ein scharfes und allgemeines Gesetz gefunden hätte wegen der Adhäsion der bewegten Luftmassen an den Wänden der Kanäle oder den sie umgebenden Lufttheilen und wegen der Trägheit der verdrängten und also in Bewegung gesetzte Luftmassen. — Das Fortfließen der Luft und der Gasarten durch Röhren und Oeffnungen kommt zumal bei den Gebläsen in Betrachtung, und um die hierbei stattfindenden Gesetze aufzufinden, sind eine große Menge von Untersuchungen und Versuchen angestellt. In dieser Hinsicht haben sich ausgezeichnet Daniel Bernoulli, d'Alembert und Bossut, welche die hierher gehörigen pneumatischen Gesetze so einfach und klar dargestellt haben, daß ihre praktische Anwendung häufigst angenommen werden konnte, z. B. von Kästner in seinem Handbuch der Eisenhüttenkunde (Halle 1816), von J. Baader in seiner Beschreibung und Theorie des englischen Cylindergebläses (München 1805) u. s. w. In den Formeln, welche von diesen Männern für die Gesetze aufgestellt sind, ist ein für allemal ein bestimmtes Verhältniß der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft angenommen. Da sich jedoch dieses stets mit der Temperatur und dem Barometerstande ändert, so haben spätere Forscher auch hierauf Rücksicht genommen und die allgemeinen Formeln dadurch genauer und schärfer aufzustellen gesucht. Hierher gehören Navier, Lagerhielm (in den Denkschriften der Akademie zu Stockholm), G. G. Schmidt, Fr. K. L. Koch (Versuche und Betrachtungen über die Geschwindigkeit und Quantität atmosphärischer Luft, welche aus Oeffnungen von verschiedener Construction und durch Röhren ausströmt, Götting. 1824, 8.), Faraday, Girard, d'Aubuisson, Thénard, Clément Desormes, Quetelet u. A. Die durch so vielfache Bemühung gefundenen Bewegungsgesetze der strömenden Gase und der atmosphärischen Luft finden auch ihre Anwendung bei der sogenannten Ventilation, welche in Vor-

richtungen besteht, mittels deren die Luft aus Räumen entweicht, um durch andere gleichzeitig einströmende ersetzt zu werden, wie bei Zimmern, die mit übelriechender Luft und ungesunden Ausdünstungen überfüllt sind. Dergleichen Ein- und Ausströmungen finden durch offene Kanäle statt, welche oft mit sogenannten Ventilatoren (s. d.) zur Regulirung und Beförderung der Strömung versehen sind. — Die expansibelflüssigen Körper bestehen aus einer, wenn gleich verhältnißmäßig geringen Masse, sie sind demnach den Gesetzen der Schwere unterworfen und müssen bei ihrer Bewegung nothwendig eine Kraft ausüben, auf welche die allgemeinen mechanischen Gesetze, die aus dem Verhalten fester und tropfbarflüssiger Körper entnommen werden, sich ähnlich anwenden lassen. Die Erscheinungen, welche stattfinden, wenn expansibel-flüssige Körper in ihrer Bewegung auf einen andern Gegenstand stoßen, behandelt die Pneumatik in einem besondern Abschnitte, der vom Widerstande der Mittel handelt. — Unter pneumatischen Apparaten versteht man Vorrichtungen, deren man sich beim Experimentiren bedient, um durch dergleichen angestellte Versuche zu allgemein gültigen Gesetzen zu gelangen.

Pneumatiker, s. Messalianer.

Pneumatiker, nennt man die Anhänger einer medicinischen Schule, welche im 1. Jahrhundert n. Chr. entstand. Schon Platon nahm ein luftartiges, halb körperliches, halb geistiges Wesen (pneuma) an, welches die von ihm für leer gehaltenen Eingeweide erfülle; Aristoteles, die Stoiker, Erasistratus und seine Nachfolger bildeten diese Lehre weiter aus und schrieben diesem Wesen einen bedeutenden Einfluß auf die Verrichtungen des thierischen Körpers, also auch auf Gesundheit und Krankheit zu. Auf diese Grundsätze bildete Athenäus aus Attalia in Cilicien ein besonderes System und wird daher als Stifter der pneumatischen Schule bezeichnet. Agathinus von Sparta, Archigenes (s. d.), Aretäus (s. d.) u. A. können zwar als derselben angehörig betrachtet werden, entfernten sich aber mehr oder mehr von den Grundsätzen des Athenäus. Einen heftigen Gegner fand diese Schule in Galenus. Vgl. Osterhausen „Historia sectae medicorum pneumaticorum“ (Alt. 1792).

Pneumatologie heißt überhaupt Lehre von dem Geiste (pneuma). Das Wort ist häufig in derselben Bedeutung wie Dämonologie gebraucht worden, besonders wo man meinte, daß man durch die Herrschaft über die Geister übernatürliche Wirkungen hervorbringen könne. (S. Magie.) In der theologischen Dogmatik bezeichnete man damit die Lehre von den Engeln (Angelologie); in der älteren Metaphysik, z. B. der Wolf'schen Schule, wurde es oft gleichbedeutend mit Psychologie gebraucht.

Pnyx hieß ein kreisförmiger, zum Theil in Fels gehauener öffentlicher Platz in Athen, welcher auf einem später mit Bildsäulen verzierten Hügel westlich vom Areopag lag und dessen offene Seite nach der Stadt zugekehrt war. Hier fanden regelmäßig die Versammlungen und Berathungen des Volks statt, bevor man das Theater des Dionysus für diesen Zweck benutzte. Noch jetzt findet man an dieser Stelle die Ueberreste eines amphitheatralischen Gebäudes, an dessen geradliniger Rückseite ein in Fels gebildeter Suggest sich befindet. Eine nähere Beschreibung findet man in Leake's und Forchhammer's topographischen Schriften über Athen (s. d.).

Po, der größte Fluß Italiens, entspringt an 6000 Fuß über der Meeresfläche bei dem Dorfe Pian del Re in Piemont am Fuße des zu den cottischen Alpen gehörigen Monte Viso, dem Visulus der Alten. Die Römer nannten ihn „Padus“ und die ehemals anwohnenden Ligurer in ihrer Sprache „Bodincus“ d. h. den Bodenlosen. Auch die Griechen, welche die Umgegend des Po schon im mythischen Zeitalter, vornämlich um des Bernsteins willen, besuchten, haben ihn gekannt und ihn für den in den Sagen geheiligten Eridanus gehalten, an dessen Ufern die Sonnentöchter, die bernsteinweinenden Schwestern des Phaëton, in schlanke Pappeln verwandelt worden wären. (S. Phaëton.) Schon damals waren die reichen und anmuthigen Fruchtebenen zu beiden Seiten des Stromes in Ansehen; was Wunder, wenn die alten Völker auch einen bedeutsamen Cyklus von poetischen Sagen an die schönen Ufergegenden hinzauberten. Dazu gehört vor Allen die Dichtung, daß an

den Mündungen des Po heilige Schwäne herumschwärmen und sich selbst in den Tod sängen. Noch jetzt werden die ergiebigsten und üppig schönsten Umgebungen des Po das italienische Paradies genannt. Sein Stromgebiet beträgt an 70 Meilen in der Länge und bildet von Piemont aus, als einer der wenigen Ströme, die ihren Lauf nach Morgen nehmen, zum Theil die Grenze der Lombardei, Parmas, Modenas und des Kirchenstaats. In ihn fallen von beiden Seiten her bedeutende Wassermengen, die Doria, Sesia, der Tessino, die Adda, der Oglio, Trebia, Mincio, Tanaro, Stura, Panaro, Rheno u. A. Seine Ufer sind so flach, daß er die anliegenden Gegenden leicht überschwemmt und an seinen mehrfachen Mündungen morastige Sümpfe bildet, die indeß bald austrocknen und das ergiebigste Fruchtland darbieten. Schiffbar bis tief in das Land hinauf ist er für den Handel ein trefflicher Wasserweg, der immer von Kähnen belebt wird. Das lange und weite Stromthal bietet nach seiner verschiedenen Beschaffenheit drei Theile, 1) das obere Pothal zwischen Montferrat, den See- und cottischen Alpen; das untere Pothal von Piemont bis zur Etsch und zum Rheno und 3) das Thal der Mündungen am adriatischen Meere. Danach benannte man im ehemaligen Königreiche Italien die Departements des Ober- und des Unter-Po. Auch ist daher die Benennung der cispadanischen (s. d.) Republik, die Napoleon nach der Schlacht bei Lodi stiftete, entnommen, mit welcher die zu gleicher Zeit proclamirte transpadanische 1797 vereinigt wurde. Man wählte diese Benennungen nach dem Muster der Römer, welche das am Po wohnende Volk der Gallier in cis- und transpadanische eintheilten, jene auf dem rechten, diese auf dem linken Stromgebiete.

Pochwerke nennt man die zur Verkleinerung der Erz- und anderer harten Gegenstände gebräuchlichen Maschinen. Sie bestehen aus großen hölzernen Säulen, die unten stark mit Eisen beschlagen sind (Pochstempel) und vermittelst einer Welle mit Däumlingen wechselsweise gehoben werden und mit vieler Gewalt auf eine steinerne oder eiserne Unterlage fallen, auf der die zu zermalmenden Erze aufgeschüttet sind. Man unterscheidet trockene und nasse Pochwerke, die letztern nennt man auch Wäschen; in ihnen wird das erzhaltige Gestein nicht nur zerkleinert, sondern mittelst des Wassers wird das Zerpochte (Pochmehl) in Canäle geführt, in welchen es vermöge seiner Schwere zu Boden sinkt und so von der leichtern Bergart getrennt wird.

Pockels, Karl Friedrich, ein fruchtbarer philosophischer Schriftsteller, wurde den 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle geboren, woselbst sein Vater Pfarrer war, der sich in jener Zeit durch seine höchst originellen Predigten auszeichnete. P. empfing seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Halle, wo das Studium der Wissenschaften mehr und mehr eine praktische Tendenz erhielt, und die Gelehrsamkeit in dem Leben mehr Geltung gewann. Mit Eifer trieb der lebhafte und gefühlvolle Jüngling das Studium der Philosophie und stillte sein Verlangen im Lesen der Classiker. Den philanthropinischen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen Basedow's und Rochow's ergeben, ward er auf des Letzteren Empfehlung im Jahre 1780 Erzieher der Prinzen des Herzogs von Braunschweig, begleitete den Aelteren, Herzog August, als dieser in Kriegsdienste trat, vergaß aber nicht inmitten des Hoflebens und der großen Welt die ihm seit seiner Jugend liebgewordenen Wissenschaften. Die gewaltsamen Umwälzungen in Deutschland, denen das Königreich Westfalen sein Entstehen verdankte, die Flucht der herzoglichen Familie nach England, wirkten auch nachtheilig auf P.'s Verhältnisse; aber dennoch lehnte er 1809 den Antrag Joh. von Müllers ab, in westfälische Dienste zu treten, zog sich zurück, um schriftstellerischen Arbeiten zu leben und schrieb in dieser Zeit die Biographie des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Er kehrte mit der herzogl. Familie nach Braunschweig zurück, besorgte die Censur, arbeitete als Schriftsteller und starb daselbst 1814. Eine gefühlvolle, lebendigklare Darstellung empfiehlt alle seine Schriften, in denen ein reicher Schatz treffender und feinpsychologischer Beobachtungen niedergelegt ist. Vorzügliche Werke sind: „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts“ (Hanov. 1797 u. 1806); „Der Mann, ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts“ (4 Bde., Hanov. 1805

bis 1808); die schon erwähnte Biographie, während jener Zeit des Terrorismus mit seltenem Freimuthe geschrieben.

Pocken, s. Blattern.

Pococke, Edward, ein berühmter Orientalist, geb. zu Oxford den 8. Nov. 1604, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und vorzüglich die morgenländischen Sprachen, und ergänzte schon in seinem 23. Jahre die syrische Uebersetzung des Neuen Testaments, zu welcher er die Uebersetzung der 3. Epistel des Petrus, der 2. und 3. des Johannes und der des Judas lieferte (Leyden 1630, 4.). Er ging 1630 als Kaplan der englischen Factorei nach Aleppo, wo er 6 Jahre lang die arabische Sprache studirte, deren Lehrstuhl ihm bei seiner Rückkehr nach Oxford übertragen wurde. Auf den Wunsch seines Freundes J. Greaves reiste er mit diesem 1637 wieder nach dem Orient und vervollkommnete seine Kenntniß der morgenländischen Sprachen während eines 3jährigen Aufenthalts in Konstantinopel. Er ward 1648 Professor der hebräischen Sprache zu Oxford und starb dort den 10. Sept. 1691. Von seinen Schriften nennen wir noch: „Specimen Historiae Arabum“ (Oxford 1650); „Porta Mosis“ (1655); „Carmen Abu Ismaëlis Tograi“ arabisch und lateinisch; „Gregorii Abul Faraji Historia Dynastarum“ arabisch und lateinisch (1663—74); lateinische Uebersetzungen der Annalen des Eutychius, Patriarchen zu zu Alexandrien, (Oxford 1659). Auch einen Theil von Walton's Polyglotte hat er bearbeitet. — Sein älterer Sohn Edward P. hat im Verein mit seinem Vater 1671 ein arabisches Werk, betitelt: „Philosophus autodidactus, sive Epistola Abu Jaafar ebn Tophail, de Hai ebn Yokdhan“ herausgegeben und hatte eine arabische und lateinische Ausgabe des Berichtes über Aegypten, verfaßt in der Mitte des 12. Jahrhunderts von dem arabischen Arzte Abt-Allatif, vorbereitet. Diese Ausgabe erschien zu Tübingen, und in neuer Auflage zu Oxford 1800; eine vortreffliche französische Uebersetzung dieses Werkes lieferte 1810 Sylvestre de Sacy. — Thomas P., des Vorigen Bruder, gab eine englische Uebersetzung des Buches „Ueber das Ende des Lebens“ von Manasses ben Israël heraus. Richard P., ein Verwandter der Vorigen, geb. 1704 zu Southampton, studirte zu Oxford Theologie und bereiste von 1737—41 Aegypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Cypern, Kandia, Kleinasien und Konstantinopel. Nach seiner Zurückkunft wurde er Bischof zu Ossory und später zu Meath, wo er 1765 starb. Seine „Description of the East and some other countries“ (2 Bde., Fol., Lond. 1743 und 1745) wird noch jetzt sehr geschätzt wegen der genauen Beschreibung der Ueberreste des Alterthums.

Podagra, Fußschmerz, ist eine Art Gicht, die ihren Hauptsitz in den Füßen hat. Sie findet sich alljährlich einmal zur bestimmten Zeit, entweder im Frühjahr oder im Herbste ein und verursacht heftige Schmerzen, die dem Brennen glühender Kohlen oder dem Durchstechen mit glühendem Eisen zu vergleichen sind. In den Fußgelenken oder Fersen, oder in der großen Zehe ist der größte Schmerz, und es muß diese Krankheit im Allgemeinen nach der bei Gicht angegebenen Methode behandelt werden. In der ersten Periode der Krankheit, in der eine bis zwei Wochen stehenden Entzündung, ist eine schmerzhafte, gegen den geringsten Druck von Außen empfindliche Nervenaufregung über den ganzen leidenden Theil verbreitet, welche nur erst nachläßt, wenn sich in der dritten Woche mit der allmäligen Abnahme der Entzündung die sogenannten Gichtknoten bilden, mit deren langsamem Verschwinden der Schmerz aufhört, und die Podagristen, wie die meisten Gichtkranken, sich munter und gesund fühlen, wenn die Gichtanfälle überstanden sind. Der Podagrist muß sich bei Enthaltung des Weins und aller Spirituosen der strengsten Diät befleißigen, vor kalten, nassen Füßen, vor Unterdrückung des Schweißes, namentlich des Fußschweißes, hüten, Kork- oder Filzsohlen tragen, und sitzt im Gelenke das Podagra, dasselbe in Flockenwolle oder Flanell wickeln. Wie bei allen gichtischen Leiden, so ist auch im Entstehen des Podagras das kalte Wasserbad als Heilmittel anzuwenden, jedoch mit größter Vorsicht hat sich der Kranke während der Badezeit vor jeder Erkältung zu hüten, damit nicht (im gewöhnlichen Leben: die Gicht zurückschlägt) die Krankheit edlere Theile befällt, und langwierige Krankheiten oder lebensgefährliche Schlagflüsse erzeugt werden. Vgl. Johnson „Ueber die

Natur, Behandlung und Verbanung der Gicht in allen ihren Formen" (deutsch von Bloch, Halberst. 1820). Der Dichter Balde (s. d.) schrieb ein „Solatium podagricorum" (Münch. 1661) und Pirkheimer (s. d.) eine „Apologia seu laus podagrae" (deutsch von Meyer, Nürnb. 1831).

Podalirios, der Sohn des Asklepios und der Epione oder Arsinoë, war Arzt wie sein Bruder Machaon (s. d.), mit dem er die Thessalier aus Trikka gegen Ilios führte. Auf seiner Rückkehr von da soll er nach Syros in Karien verschlagen worden sein und sich da niedergelassen haben.

Podesta ist ein italienisches Wort, kommt aus dem lateinischen potestas, Macht, her und bedeutet ursprünglich so viel als Machthaber. Man bezeichnet in mehreren italienischen Städten mit diesem Namen bald den Polizeibeamten, bald den Vorsteher der städtischen Magistratur oder Bürgermeister und Schultheiß. In den italienischen Republiken des Mittelalters war der P. häufig mit der höchsten Gewalt bekleidet.

Podgorze, ein Städtchen in Galizien, im Kreise Bochnia, an dem rechten Ufer der Weichsel, Krakau gegenüber, mit etwa 2000 Einw., die einigen Handel treiben, wurde während des poln. Aufstandes von 1846 häufig genannt. (S. Polen.)

Podiebrad und **Kunstat**, Georg Boczko von, der Sohn Herant's von Kunstat und Podiebrad, eines angesehenen und vermöglichen böhmischen Herrn der Hussitischen Partei, war im Jahre 1420 geboren. Schon als Jüngling stürzte er sich mit allem Feuer seines kräftigen Geistes in die Hussitischen Bewegungen; doch stand er nebst seiner Familie stets auf der gemäßigten Seite und gehörte zu den Ersten, welche die Annahme der Compactaten durchsetzten und sich gegen die beiden Prokope und die Taboriten erklärten. So kämpfte er denn auch in der Schlacht bei Lipan in dem ständischen Heere und gelobte, wenn auch mit Widerwillen, König Sigmund Gehorsam. Als der Kaiser bald darauf seine Eide gegen die böhmische Nation und Kirche brach, versprach P. mit Ptaczek von Lipa und Alesch von Sternberg der Kaiserin Barbara seine Mitwirkung, daß nach Sigmund's bevorstehendem Tode die Krone mit Barbara's Hand an König Wladislaw von Polen gebracht würde. Später setzten die katholischen Herren mit den Prager Städten und Kutenberg 1438 trotzdem die Wahl Albrecht's von Oesterreich durch, P. schloß sich aber den utraquistischen Ständen in Tabor an, und rief Kasimir von Polen zum böhmischen Könige aus. Sie wurden deshalb von Albrecht sogleich mit Krieg überzogen und so in die Enge getrieben, daß sie sich unter Lipa in das feste Tabor werfen mußten, von P. aber durch einen kühnen Ueberfall vom sichern Untergange gerettet wurden, indem er Tabor entsetzte und Albrecht zwang, sich nach Prag zurückzuziehen. Von da an stand P.'s Ansehen unter den Utraquisten fest; nach Lipa war er der erste Mann dieser Partei. In Folge dessen ging er 1440 mit der Gesandtschaft nach Bayern, um dem Herzog Albrecht die böhmische Krone anzutragen, und befestigte 1442 das Ansehen der Kaiserin Barbara von Neuem. Unter Lipa's Regentschaft wurde er Kreishauptmann in dem utraquistischen Königgrätz, und nach Lipa's Tode erlangte er 1444 die Statthalterschaft selbst. Als Regent ließ er nun dem Landtage in Pilgram im Jahre 1447 die Frage vorlegen, ob es für das Land nützlich sei, dem noch kindlichen Ladislaw die Krone aufzubewahren oder ob man nicht lieber jetzt gleich einen kräftigen Regenten wählen wolle; doch wurde dieser Vorschlag damals durch den Einfluß Meinhardt's von Neuhaus abgelehnt. P. zog nun die ganze utraquistische Partei immer mehr in seine Plane; überrumpelte 1449 plötzlich des Nachts die Hauptstadt, verdrängte alle katholischen Reichsbarone und Beamte und nahm sogar Meinhardt von Neuhaus gefangen. Ulrich von Neuhaus erzwang 1450 mit gewaffneter Hand die Freilassung Meinhardt's; P. aber züchtigte den Markgrafen Friedrich von Meißen wegen seiner Theilnahme daran, drang bis Altstadt-Dresden vor und eroberte Gera. Im Jahre 1451 wurde er endlich von dem ganzen Lande als Regent anerkannt und blieb es auch, als Ladislaw, mit Gewalt aus den Händen Kaiser Friedrich's befreit, die Regierung selbst übernahm. Als solcher setzte er es 1455 mit unbeugsamem Starrsinn durch, daß Ladislaw's Beilager in Prag gehalten werden sollte. Doch schon 1457 starb Ladislaw plötzlich an der Pest. P.

behielt die Statthalterschaft noch bis April 1458 und benutzte diese Zeit so trefflich, daß er von den versammelten Ständen einstimmig zum König ausgerufen und sogleich gekrönt wurde (am 7. Mai 1458). Von nun an entwickelte er die volle Macht seines Geistes. In kurzer Zeit war er in Mähren, Schlesien und der Lausitz anerkannt, ebenso vom Kaiser Friedrich und den deutschen Kurfürsten. Nachdem er so seinen Thron gesichert, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit darauf, den Staat im Innern zu heben. Zuerst stellte er das so sehr verfallene Münzwesen wieder her; er richtete das Schul- und Kirchenwesen ein und sorgte für eine friedliche Beilegung der religiösen Streitigkeiten. Er verwies bei den immer sich wiederholenden Klagen der Katholischen im Jahre 1461 die Taboriten, die Pikarditen und andere Secten aus dem Lande und bat sogar den Papst um neue Bestätigung der Compactaten, weil man das wünschte. Doch der Papst verweigerte das Verlangte, erklärte P. im Dec. 1463 öffentlich für einen Ketzer, und obgleich von allen benachbarten Fürsten zur Mäßigung und zum Frieden ermahnt, that er P. sogar in den Bann. Der ränkekundige Legat Rudolf verleitete bald die Katholischen zur Empörung. Vergeblich bot P. alle Versöhnungsmittel auf. Im Sept. 1466 brach sogar ein deutsches Kreuzheer in Böhmen ein, das indeß bei Riesenberg vernichtet wurde. Der Papst wiederholte jetzt den Bannstrahl und bewog den König Mathias von Ungarn, in Mähren einzufallen. P. protestirte öffentlich an ein allgemeines Concil, rief die verjagten taboritischen Helden aus der Fremde wieder zurück und demüthigte seine empörten Unterthanen; er schlug ein schlesisches Kreuzheer bei Münsterberg und Frankenstein und ein deutsches bei Neuern und erzwang, als auch Kaiser Friedrich ihn verrieth, einen vortheilhaften Waffenstillstand. Im folgenden Jahre rückte sein Sohn Victorin nach Oesterreich und verwüstete es; die nach Böhmen eingedrungenen Ungarn wurden bei Wilemow eingeschlossen und zum Waffenstillstand gezwungen. Als aber Mathias ungeachtet P.'s Großmuth sich im folgenden Jahre in Olmütz zum König von Böhmen und Markgrafen von Mähren krönen ließ, berief P. einen Landtag nach Prag und schlug den versammelten Ständen den Thronfolger in Polen zu seinem Nachfolger vor, während seine Söhne blos das Familienvermögen erben sollten. Nur mit Zögern, aber der Forderung des Königs weichend, nahmen die Stände den Vorschlag an. Sofort trat Polen auf P.'s Seite; auch Kaiser Friedrich erklärte sich wieder für ihn; selbst die katholischen Unterthanen söhnten sich mit ihm aus, so daß die Ungarn ohne Schwierigkeit zum Frieden gezwungen wurden. Doch wenige Monate darauf ereilte den König der Tod, am 22. März 1471. Seine Söhne Victorin und Heinrich traten in die Reihe der böhm. Herren zurück, leisteten aber ihrem Vaterlande in den folgenden stürmischen Tagen noch viele große Dienste.

Podium, eigentlich der hervorragende Austritt oder Erker eines Gebäudes, hieß im römischen Circus vorzugsweise die unterste Sitzreihe, die sich an den beiden langen und der kurzen Seite hinzog und zugleich den massiven Unterbau für die höher aufsteigenden übrigen Sitzreihen bildete. Das Podium hatte einen ziemlich breiten Raum zum Herumgehen, war der bessern Aussicht und der Sicherheit wegen in einer beträchtlichen Höhe errichtet, überdies mit einem eisernen Geländer versehen und diente zur Aufnahme der vornehmsten Personen, der Glieder der kaiserlichen Familie, der höchsten Magistrate und Priester; Sitze waren hier nicht, sondern die Bevorzugten mußten sich ihre Stühle dorthin bringen lassen. Andere verstehen unter Podium noch eine besondere kaiserliche Loge mit Fenstern und einer Thür, die nach Belieben geöffnet und geschlossen werden konnte. Jetzt bezeichnet man damit den vordersten Theil der Schaubühne, der durch den Vorhang abgeschnitten wird.

Podlachien oder Podlesien hieß eine Wojewodschaft in Altpolen, östlich von Warschau zwischen Mazowien (s. d.) und Lithauen gelegen. Sie wird vom Bug durchströmt und ist mit zahlreichen Waldungen bedeckt. Hauptorte waren Bielsk und Drohiczyn. Die nach Errichtung des Königreichs Polen sogenannte Wojewodschaft Podlachien hatte Siedlce zum Hauptort, umfaßte nur wenige Theile des ehemaligen P. und wurde 1844 aufgehoben.

Podolien, früher ein Theil von Polen, kam 1773 zum Theil an Oesterreich, und bei der zweiten Theilung **Polens** (s. d.) 1793 wurde es ganz ein russisches Gouvernement. Es ist 931 QM. groß, grenzt nördlich an Volhynien und die Ukraine, östlich an Rußland, südlich an die Moldau und westlich an Galizien. Der Boden ist wellenförmig eben und hügelicht, sehr fruchtbar und besteht meist aus lettiger Dammerde. Der Dniestr als Grenzfluß, der Bug, Smotritza, Irwa, Woltschick u. A. durchfließen das Land, das ein sehr gesundes und mildes Klima hat. Die Volksmenge, über $1^1/_2$ Mill., wohnt in 133 Städten und 2430 Dörfern. Der Ackerbau wird nachlässig betrieben, ergibt aber doch einen bedeutenden Ueberfluß an Getreide. Viehzucht nährt die Meisten, und die großen Waldungen sind ebenfalls ein bedeutender Nahrungszweig. Man führt gute Ochsen nach Oesterreich und Preußen aus, leichte Pferde, gute Wolle, Häute, Talg, Honig, Wachs, Salpeter u. s. w. Der Kunstfleiß liegt noch sehr darnieder; das Land hat kaum 50 Fabriken. Die Hauptstadt heißt **Kamenez** (s. d.). Das Gouvernement zerfällt in 12 Kreise.

Pöas, der Sohn des Thaumakos, Gemahl der Methone und Vater des Philoktet, war einer der Argonauten und tödtete mit einem Pfeile den Talos auf Kreta. Man erzählt von ihm, daß er des Herakles Scheiterhaufen angezündet und dafür dessen Pfeile erhalten habe.

Pöcile, die berühmte Säulenhalle in Athen, welche mit den prächtigsten Gemälden großer Künstler geschmückt war. Die Ausmalung derselben fällt in das Zeitalter des Phidias, dessen Bruder Panänus mit Mykon und Polygnot das Meiste in die P. lieferte. Die Hauptstücke waren: die Bildnisse des Herakles, Theseus, der Minerva, der Herakliden, des Sophokles; die Schlacht bei Marathon, Trojas Zerstörung, der Sieg der Athener bei Oenoe, die Amazonenschlacht u. A. Die Wände zierten erbeutete Schilde, und den Eingang die Statuen des Lykurg und Solon. Da Zeno in dieser Stoa seine Philosophie lehrte, erhielt diese den Namen der stoischen Schule.

Poelemburg, auch **Poelenburg**, selbst **Poulenburg** zuweilen geschrieben, Cornelius, ein Maler und Kupferätzer, ward geboren 1586 zu Utrecht, lernte bei dem berühmten Maler seiner Geburtsstadt, Abrah. Bloemaert, und ging sodann nach Italien. In Rom hielt er sich Anfangs an Adam Elzheimer's Manier, welcher im Kleinen malte Weiter befleißigte er sich des Rafael'schen Styls, neigte sich aber bald dem Malen im Kleinen wieder zu. In dieser Manier leistete er Vorzügliches, und es waren hauptsächlich anmuthige Landschaften, mit Ruinen und Wasserfällen verziert und belebt durch Nymphen und Satyrn, durch Kinder und reizende Frauen; nicht minder auch kleine Historien und Conversationen. Auch einige biblische Stücke hat er verfertigt, wie eine Verkündigung, das jüngste Gericht. Seine Erfindung war geistreich, seine Zeichnung zwar nicht die richtigste, doch verloren sich ihre Mängel in der Kleinheit, seine Färbung erschien glanzvoll und auffallend schön in den Lüften. Schatten und Licht war aufs Vortheilhafteste vertheilt, Alles gefällig und ungezwungen. Darum wurden seine Bilder aller Orten hochgehalten. Von Rom ging P. nach Florenz, 1637 aber von Karl I. dorthin berufen, nach England. In sein Vaterland zurückgekehrt, starb er 1660.

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig, geb. zu Ernstthal im Schönburgischen 1772, 17. Aug., erhielt seine Schulbildung zu Chemnitz, nachdem ihn sein Vater, welcher Prediger war, dazu gründlich vorbereitet hatte. Auch in der Musik hatte er sich unter Tags Leitung bedeutende Kenntnisse erworben. In Chemnitz erwachte in ihm der Sinn für Philosophie und Geschichte, und da er zu diesem Studium einer bedeutenden Bibliothek bedurfte, gab er so viel Privatstunden, daß er sich schon als Schüler eine bedeutende Bibliothek ankaufen konnte. Dann studirte er seit 1791 zu Leipzig unter Heydenreich die kritische Philosophie und unter Beck's Leitung Geschichte, und bildete sich durch Platner's Vorträge eine feste Ansicht über Anthropologie, Moralphilosophie und Aesthetik aus. Auch theologische Collegia hörte er bei Morus und Rosenmüller. Nachdem er zum Dr. der Philosophie

promovirt war, habilitirte er sich 1794 in Leipzig als Privatdocent und wurde schon im folgenden Jahre durch eine Empfehlung des Oberhofpredigers Reinhard zum Professor der Moral und Geschichte an der kursächsischen Ritterakademie zu Dresden ernannt; dann wurde er 1803 Professor der Philosophie zu Leipzig, 1804 Professor des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg, 1808 ordentlicher Professor der Geschichte und Statistik, 1815 Professor der Geschichte und Statistik zu Leipzig, 1820 Professor der Politik und Staatswissenschaften, 1825 königl. sächs. Hofrath, erhielt 1833 den Titel eines großherzogl. hessischen Geheimraths und starb am 27. Febr. 1838. Wenn die Masse des Geschriebenen bei uns ein Gewicht in die Schaale legte, so müßten wir allerdings Pölitz großen Ruhm widerfahren lassen; allein wir sind gewohnt, literarische Produkte nach ihrem wahrhaften Gehalte zu censiren, so wie es uns unsere wahre Ueberzeugung eingibt. Daher mag man sich nicht wundern, wenn wir in keine Lobeserhebungen dieses Mannes ausbrechen, sondern behaupten, daß er in seinen historischen Arbeiten durchaus flach und selbst für die Schüler unzureichend sei. Vieles ist in seiner historischen Darstellung durchaus mangel- und fehlerhaft, und zeugt von auffallender Oberflächlichkeit, wie z. B. seine „Alte Geschichte". Eine archaistische und annalistische Trockenheit macht sich überall bei Pölitz geltend, und das Ganze ist in der Anlage verworren, in der Ausführung aber mißlungen. Dagegen hat Pölitz sich in seinen statistischen Schriften ungleich größeres Lob erworben. Sie sind genau genug und bedürfen eigentlich keiner pragmatischen Anordnung und Durchführung. Man kann wohl sagen, daß sie einen allgemeinen Nutzen verbreitet haben und noch verbreiten. Auch um die deutsche Sprache hat Pölitz sich manche Verdienste erworben, indem er seit mehr denn 40 Jahren unermüdet dafür gearbeitet hat, doch wollen wir ihn keineswegs den Koryphäen Grimm, Becker rc. beigesellen. Seine vorzüglichsten Werke sind folgende: „Praktisches Handbuch zur statarischen und kursorischen Lectüre der deutschen Classiker" (4 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1828): „Handbuch der Weltgeschichte" (3 Bde., Ebend. 1805; 6. verb. Aufl., 1830); „Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen und des Herzogthums Warschau" (3 Bde., Ebend. 1808—10); „Handbuch der souveränen Staaten des rheinischen Bundes" (2 Bde., Ebend. 1811); „Dr. Friedr. Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (2 Bde., Ebend. 1813—15); „Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des deutschen Bundes" (1 Bd., 1. 2. Abthlg., Ebend. 1817—18); „Die Sprachen der Deutschen philosophisch und geschichtlich dargestellt" (Ebend. 1820); „Umriß der Geschichte des preußischen Staates" (Halle 1820); „Die Staatswissenschaft im Licht unserer Zeit" (5 Bde., Lpz. 1823—25, 2. Aufl., 1827); „Das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt" (4 Bde., Ebend 1825); „Die Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem Jahre 1783, geschichtlich politisch dargestellt" (3 Bde., Ebend. 1826) „Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst", eine Monatsschrift (Ebend. 1828—1836, fortgesetzt von Prof. Bülau). Ein höchst verdienstliches Unternehmen war die Herausgabe des Werks „Die europäischen Verfassungen seit 1789" (4 Bde., Lpz. 1817 bis 25; 2. Aufl., 3 Bde., 1833—34). Ferner gab er heraus Posselt's „Geschichte der Deutschen" (3. und 4. Theil, Lpz. 1805, 1819); F. V. Reinhardi „Opuscula acad." (2 Bde., Ebend. 1818); Schröckh's „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder" (1. Bd., 4. Aufl. und 4 Bde., 3. Aufl., Ebend. 1811); Zwei Ergänzungsbände folgten 1813 bis 17; Ch. Heinrich's „Handbuch der sächsischen Geschichte" (2 Thle., Ebend. 1812); Dessen „Handbuch der deutschen Reichsgeschichte" (2. fortgesetzte Aufl., Ebend. 1819); Schröckh's „Handbuch der Allgemeinen Weltgeschichte" (6. Aufl., Ebend. 1816). Seine an 30,000 Bände starke Bibliothek vermachte er unter der Bedingung gesonderter Aufstellung und Verwaltung, wozu er die nöthigen Fonds legirte, dem Magistrate der Stadt Leipzig, in dessen Hände er auch den größten und wichtigsten Theil seines erworbenen und zu Stipendien und Freitischen für Studirende bestimmten Eigenthums niederlegte. Der Katalog seiner Bibliothek wurde nach seiner testamentarischen Verfügung gedruckt.

Pöllnitz, Karl Ludwig Freiherr von, stammte aus einer der ältesten adeligen Familien Deutschlands, die im 17. Jahrh. die freiherrliche Würde erhielt; mehrere unter diesem Namen ausgezeichnete Männer in den frühern Jahrhunderten waren Glieder derselben. Er war der zweite Sohn von Gerhard Bernhard, Freiherrn von P., Kurbrandenburgischem Staatsminister, Commandanten von Berlin und Ritter des Johanniterordens. P. wurde am 25. Februar 1692 zu Issum im jetzigen Kreise Geldern des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf geboren, und seine ausgezeichneten Anlagen wurden durch eine sorgsame Erziehung entwickelt; zur weitern Ausbildung durchreiste er den größten Theil von Europa, fand bei allen Höfen Zutritt, beobachtete mit Scharfsinn, theilte die gemachten Erfahrungen mit Witz und Eleganz seinen Zeitgenossen mit und wurde ihr Lieblingsschriftsteller. Nachdem er in Spanien als Oberster und außerdem mehreren Potentaten gedient hatte, war er zuletzt Friedrich II. Vorleser, Ceremonienmeister, eine Würde, die nach ihm aufgehoben wurde, und Theaterdirector in Berlin. Sein Leben scheint in jeder Hinsicht ein vielbewegtes gewesen sein, nicht blos in seinen äußern Verhältnissen, sondern auch, vielleicht durch diese bedingt, in seinem religiösen Glauben, so daß er mehrere Male seine Religion gewechselt hat. In Berlin seiner Aemter entlassen, trat er in einem Alter von 80 Jahren abermals zur katholischen Kirche über und starb dann einige Jahre darauf, 23. Juni 1775. — Die Erfahrungen, welche er auf seiner ersten Reise gesammelt hatte, gab er heraus in: „Lettres et mémoires de Charles Louis, Baron de Pöllnitz, avec nouveaux Mémoires contenant l'histoire de sa vie et la rélation de ses premiers voyages“ (5 Bde., Amst. 1727). Nachher wurde diese Schrift nicht blos an mehreren Orten, auch im Auslande von neuem aufgelegt, sondern sie erschien auch in mehreren deutschen Uebersetzungen. Außer diesen Memoiren gab er heraus: „L'Etat abrégé de Saxe, sous le Régne d'Auguste III., Roi de Pologne“ (Frankf. 1734) und „La Saxe galante“ (1735). Höchst wahrscheinlich war er auch der Verfasser der „Histoire secrète de la Duchesse d'Hanovre, épouse de Georges premier, Roi de la Grande-Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa Prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet“ (London 1732), welche ihn in den letzten Jahren seines Lebens in unangenehme Händel mit einem hanöverschen Staatsbeamten verwickelte, der durch dieselbe die Ehre seiner Familie angetastet meinte und P. dafür in öffentlichen Blättern arg mitnahm. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, royale de Prusse“ (2 Bde., Berlin 1792) hat Brunn herausgegeben und können für die Geschichte Preußens nur mit großer Vorsicht gebraucht werden.

Pönitentiarius ist in der römischen Kirche derjenige Geistliche, welcher im Auftrage des Bischofs Absolutionen für gewisse Fälle ertheilt. Schon in der griechischen Kirche finden sich bis zum 4. Jahrhundert Pönitentiarien, wozu die Presbyter ernannt wurden. In der römischen Kirche kommen sie erst seit dem 5. Jahrh. vor, und seit dem Trident. Concil war das Geschäft des Pönit. eine besondere Würde bei den Kathedralen. Seitdem besteht auch in Rom ein eignes Tribunal zur Ertheilung von Dispensationen im Namen des Papstes, „La Penitenziaria“ genannt. Ein Cardinal ist Vorsitzer dieses geistlichen Gerichts unter dem Namen Großpönitentiarius. Ihm beigegeben sind ein Unterpönitentiarius, 24 Procuratoren oder Defensoren und viele Priesterpönitentiarien an den vornehmsten Kirchen.

Pönitenz, Reue und fester Entschluß zur Besserung; im Sündenregister der katholischen Kirche findet sich für jedes Vergehen auch die Strafe (Pönitenz), welche der Priester dem Beichtenden auferlegt, und wenn sie öffentlich ist, Kirchenbuße genannt wird. Machte sich früher ein Geistlicher eines Vergehens schuldig, so schickte man ihn zur Strafe auf eine Pönitenzpfarre, deren Einkünfte ganz gering waren.

Pöppig, Eduard Friedrich, ein Reisender, jetzt Professor der Zoologie und Vorsteher des naturhistorischen Cabinets an der Universität zu Leipzig, wo er 1798 geboren wurde, besuchte die Thomasschule in seiner Vaterstadt, hierauf die Fürstenschule in

Grimma und studirte seit 1815 in Leipzig Physik und Medicin. Die Neigung zur Naturkunde erweckte frühzeitig in ihm die Lust zu reisen. Noch als Student durchreiste er zu Fuß einen großen Theil des südlichen Europa's, was seinen Geist mannigfaltig anregte und bildete. Im Winter 1821 faßte er den Entschluß, nach Jamaica zu gehen; er studirte daher fleißig die englische und spanische Sprache, sowie den westindischen Pflanzenreichthum, verließ zu Anfang April 1822 seine Vaterstadt und ging nach Hamburg. Dort beschloß er, statt nach Jamaica sich nach Cuba zu begeben; er ging an Bord eines Hamburger Schiffes und landete am 1. Juli in Havanna. Nach einem zweijährigen Aufenthalte im Innern der Insel, wo er sich mit Beobachtung und Sammlung von Pflanzen und Thieren und ärztlicher Praxis beschäftigte, reiste er nach Pennsylvanien und segelte hierauf im November 1826 von Baltimore nach Chile, wo er am 14. März 1827 im Hafen von Valparaiso ankam. Reichern naturhistorischen Gewinn als diese Küsten, boten ihm die Gegenden von Concon, Santa-Rosa und die Kette der Anden, über welche er sich nach Mendoza begab. Auf dem Wege über die Anden verlor er alle seine Reisegeräthe, da ihm einige Maulthiere in einen Bergstrom stürzten. Um sie zu ersetzen, kehrte er nach Talcahuano zurück, von wo er im Frühjahr 1829 nach der noch wenig bekannten Provinz von Chile, Isla la Lara reiste. Er bestieg den 2750 Fuß über die Schneelinie sich erhebenden Vulcan von Antuco, dessen Ausbrüche regelmäßig von fünf zu fünf Minuten wiederkehren, sowie die übrigen höchsten Gebirge des Landes, dessen üppige Vegetation ihm reiche Ausbeute gewährte. Im Mai 1829 schiffte er sich in Concepcion ein und ging nach Callao und Lima, von da über die Sierra Viuda nach Pampayaco, wo es viel zu sammeln gab, und dann auf dem Huallaga hinab nach der Mission Tocache, von wo er sich im Herbst 1830 nach Yurimaguas in der Provinz Maynas begab. Da er vorzüglich hier ein für seine Forschungen ergiebiges Feld fand, verweilte er daselbst bis in den Sommer 1831; dann reiste er unter fortwährenden Gefahren, auf dem Huallaga, dem Marannon, dem Rio Solimaes und dem Amazonenfluß quer durch den Süden von Amerika nach Para, welches er nach neunmonatlicher Fahrt im April 1832 glücklich erreichte. Nachdem er den und in dem benachbarten Colores neue Untersuchungen angestellt hatte, schiffte er sich endlich im Juli 1832 zu Para ein und kam zu Anfang November über Antwerpen nach Leipzig zurück. Er brachte eine reiche Sammlung seltener, zum Theil früher noch nie gekannter Thiere und Pflanzen mit. Während des Winters 1832 hielt er in der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig und in der Flora zu Dresden Vorträge über seine Reise. Berichte seiner Reise finden sich in Frorieps „Notizen für Natur- und Heilkunde" vom Jahr 1827—33. Im März 1833 wurde P. außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Die Beschreibung seiner Reise erschien in zwei Bdn., (Lpz. 1835—36, 4., mit 16 Steintaf., Fol.) und mit Stephan Endlicher arbeitete er die Beschreibung der „Nova genera ac species plantarum, quas in regno chilensi, peruviano et in terra amazonica annis 1827—32 legit et cum Stephano Endlicher descripsit" (3 Bde., Lpz. 1835—45, 4., mit Kupfertafeln, Fol.). Inzwischen hatte er auch „Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde" (Lpz. 1839) erscheinen lassen. Im Jahre 1845 wurde er ordentlicher Professor an der Universität. Als Vorsteher des naturhistorischen Museums hat er sich um dessen Begründung, Vermehrung und wiederholte Aufstellung die entschiedensten Verdienste erworben und mit einer seltenen Aufopferung und Uneigennützigkeit die zoologische Sammlung vorzüglich in ornithologischer Hinsicht so gepflegt, daß diese früher kaum erwähnenswerthe Sammlung gegenwärtig mit den Sammlungen andrer deutschen Universitäten sich zu messen vermag.

Pöschelianer, eine schwärmerische Secte in Oesterreich, die Anhänger des Weltpriesters Thomas Pöschel, die durch die Lehre ihres Meisters eine neue Offenbarung erhalten zu haben meinten, nach welcher in ihnen, den Reinen und Auserwählten, Christus wohne, sie innerlich rein mache, sie in nähere Verbindung mit Gott und der Mutter Gottes setze, alle ihre Handlungen selbst vollbringe und ihnen den Himmel erwerbe, der von

den nicht ganz Reinen nur durch eine freiwillige Hingabe in den Tod für die neue Offenbarung erlangt werden könne. Durch den Grundsatz, daß der Herr die Ermordung der Unreinen gebieten könne, wurden sie 1817 zu gefährlichen Schwärmereien verleitet, so daß mehrere Personen tödtlich gemartert und eine Frau als Versöhnungsopfer getödtet wurde. Seitdem wurden die österreichischen Behörden aufmerksam auf sie, ließen die Schuldigen festnehmen, und ihren Bemühungen gelang es, diese kaum über 100 Mitglieder zählenden Schwärmer zu unterdrücken, wenigstens hat man seitdem nichts weiter von ihnen gehört. Thomas Pöschel selbst, geb. zu Horiz in Böhmen 1769, schon früher zur Ueberspannung geneigt, wurde durch die Hinrichtung des Buchhändlers Palm 1806, den er als Weltpriester und Vorsteher einer Stadtschule in Braunau zum Tode vorbereitete, so sehr ergriffen, daß er in Schwermuth versank, und da er bald darauf von seinem Amte als Landkaplan nach Ampfelberg in Oberösterreich versetzt wurde, so hielt er sich selbst für einen Märtyrer des Glaubens, bekam Erscheinungen und unternahm es, eine neue Kirche zu stiften. Seine Predigten und Prophezeihungen, bei denen er sich auf seinen Ansichten gemäß gedeutete Bibelstellen berief, fanden Eingang, den er durch vertheilte Schriften der neuen Offenbarung vermehrte. Er wurde 1815 nach Salzburg in gefängliche Haft gebracht, in Wien 1818 über die von seinen Anhängern verübten Greuelthaten verhört, und da man ihn, ungeachtet er diese mißbilligte, nicht von der Schwärmerei lossprechen konnte, unter geistliche Aufsicht gestellt, später aber entlassen. Er starb fast gänzlich vergessen zu Linz am 15. Nov. 1837. Die Kloos'schen Andachtsstunden in Sachsen und der 1818 von den Fischer'schen Eheleuten in Beyersdorf bei Leisnig aus religiöser Schwärmerei an dem alten Bergmann Flor verübte Mord standen mit P.'s Lehre in keinem erweislichen Zusammenhang.

Poesie. Jeder Gegenstand in der Natur und im Menschen, jedes Vermögen, jede Handlung und ein jeder Zustand haben ihre ideale Seite, oder vielmehr im Menschen leben sich selbst erzeugende bewegende Ideen von dem, was jede Schöpfung der Natur und jede Seite der Menschheit in ihrer größten Energie sein kann oder sein soll. Alle sinnlichen Formen, die sich in der Wirklichkeit darbieten, oder die als möglich gedacht werden können, sind nur diesen Ideen mehr oder minder entsprechende Zeichen oder Ausdrücke. In der wechselseitigen Durchdringung und der innigen Verbindung beider, der Idee und der Form, liegt das Wesen der Kunst, deren höchste Aufgabe und höchster Zweck darin besteht, das Schöne und Erhabene hervorzubringen und diese Gefühle in den empfänglichen Gemüthern zu erregen. Ohne das von der Idee ausgehende Leben, welches allein der Form Bedeutung gibt, würde diese letztere leb- und sinnlos, von allem Interesse entblößt, unbeachtet und unbemerkt vorübergehen; ohne das Charakteristische der individuellen Form würde die Idee aus der übersinnlichen Welt, in welcher sie ihre Heimath hat, nie heraustreten oder nur eine unbestimmte, nebelichte, kalte, zerfließende Gestalt annehmen. Die höchste Reinheit und Energie der Idee, die höchste charakteristische Wahrheit der Form bildet das Ideal aller Künste, den letzten Zielpunkt aller großen Künstler. Es ist nun schon früher (s. d. Art. Kunst) angedeutet worden, daß alle schönen Künste in Absicht auf die Mittel, welche einer jeden zu Gebote stehen, um den gemeinsamen Zweck zu erreichen, wesentlich von einander unterschieden sind. Die Haupteintheilung ist in plastische (bildende) Künste, zu denen Malerei und Bildhauerkunst gehören, und in recitirende, zu denen die Tonkunst und Poesie oder Dichtkunst gerechnet werden. Dem etymologischen Grundbegriff des Wortes zufolge könnte Poesie, da es vom griechischen „Poesis" (ποίησις), d. h. „Schaffen" entnommen ist, allen schönen Künsten beigelegt werden, insofern sie alle aus der Tiefe der Anschauungen und des Geistes neue Schöpfungen erzeugen; ja die ganze Natur, die unerreichbar fruchtbare Schöpferin der Naturschönheiten, darf gleichfalls auf die Eigenschaft des Poetischen Anspruch machen. Allein im engern Sinne ist die Poesie diejenige Kunst, welche aus der Macht der Worte und der Töne, als den Mitteln ihrer zauberischen Gewalt, hervorquillt und durch die Bilder, welche der unerschöpfliche Schatz der Sprachen ihr darbietet, nicht allein Alles, was in der Sinnlichkeit

wirkliches Dasein hat oder haben kann, sondern auch das Uebersinnliche versinnlicht. Auf der Stufenleiter der schönen Künste nimmt sie den ersten, obersten Platz ein und überflügelt sie alle vermöge der Unermeßlichkeit ihrer Sphäre, die alle Räume und alle Zeiten in sich faßt. Sie ist der Engel der Versöhnung, der über Alles und Jedes herrscht und zwei Welten mit gleicher Inbrunst liebt und beide miteinander zum schönen Ganzen, zu einem Leibe und einer Seele, verbindet. Der Dichter ist der beglückende himmlische Gott, den das Schicksal sendete, im Gewirre des Lebens, wo es sich tausendfältig regt, und eine Welle des stürmischen Daseins die andere darniederschlägt, alle Räthsel der Mißverständnisse zu lösen und mit den Blumen der Freude und der Weisheit, die er seinem Saitenspiel entlockt, das Geschlecht der Sterblichen zu erquicken.

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonische Menge
Verdrießlich durcheinander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen,
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz, Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp? Vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart!
(Göthe.)

Diese beseligende himmlische Kunst des Menschen ist entstanden und hat sich entfaltet, wie die Blüthen des Baumes, die auch absichtslos von sich selbst kommen, wenn sie der Weltgeist ruft. Die ersten Dichter dichteten, wie die Nachtigall im Frühling singt, aus innerem schöpferischem Vermögen. So ist die Poesie aus der genialen Thätigkeit des Dichtenden und aus einer gewissen Empfänglichkeit und sympathetischen Theilnahme der ihm Zuhörenden entsprungen. Man freute sich des bis dahin unbekannten Genusses, überließ sich unbefangen und freiwillig dem unsichtbaren Strome der Empfindungen, die der Sänger seiner Brust und seiner Lyra entquellen ließ, und verehrte diesen als weisen Lehrer und als einen geliebten Sohn der himmlischen Mächte. Erst als die Poesie ihr frisches Jugendalter durchlebt, und der Mensch, dem gemüthlichen Naturleben entwachsen, ein mehr männliches Reflexionsvermögen gewonnen hatte, dachte er auch über das Wesen, den Begriff und die beobachteten Wirkungen der Poesie nach. Der Erste, welcher eine philosophische Theorie über die Dichtkunst entworfen hat, ist der griechische Philosoph Aristoteles aus Stagira gewesen. Allein es gilt von allen Definitionen, so glücklich und so scharfsinnig auch einzelne Seiten der Poesie bezeichnet sind, doch fast das Nämliche, was Göthe von der Schönheit bemerkt, die, wie er sagt, nie über sich selbst deutlich werden könne. Nicht anders ist es beinahe im ganzen Gebiete des menschlichen Geistes und des geistigen Schaffens; da gibt es Gegenstände und freie Aeußerungen der Kraft, die viel leichter begriffen und gefühlt als definirt werden; denn Jeder faßt sie, und das Wort leuchtet durch seine eigene Klarheit ein, aber sobald erklärt werden soll, erscheint der Sinn des Wortes zweifelhaft, und die Definition steht im schwankenden Zwielichte. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Aesthetiker die Poesie den sogenannten schönen Redekünsten bei- oder gar unterordneten, ein Verfahren, welches unter Anderen auch Göthe im Divan mit siegreichen Gründen widerlegt hat. Man machte nun viele Versuche und fing es auf tausend Arten an, das geheimnißvolle Räthsel zu lösen. Die Einen glaubten das Wesen der Dichtkunst in der äußern, an sich keineswegs zufälligen, Darstellung, in der abweichend gebrauchten Sprache, nicht blos in der bildlichen und metaphorischen

Ausdrucksweise, sondern hauptsächlich in den strengen Gesetzen des *Metrums* und des *Rhythmus* (s. d.) zu finden. Auch zogen sie den *Reim* und die *Assonanz* (s. d.) mit hinein. Erst noch ganz kürzlich behauptete ein namhafter Philosoph (Krug), nur eine nach den Anforderungen der Aesthetik in metrischer Rhythmik (versificirte) gehaltene Rede dürfe allein für Poesie gelten. Aber das ist offenbar eine Uebereilung und kümmerliche Einseitigkeit; denn eine Rede, im gebundenen Rhythmus dargestellt, müßte eine vollkommene Dichtung sein, wenn dieser auch der *poetische* Geist fehlte. Aber der Vers thut's nicht allein, der Geist ist das Lebenselement in der Poesie. Auch haben diese Aesthetiker übersehen, daß es einen *ungebundenen Rhythmus* gibt, der in dem durchaus unbestimmten und irrationalen Wechsel der Maße besteht und nur die einfache Thatsache, daß überhaupt gemessen werde, durchscheinen und durchklingen läßt. Diese Art des Rhythmus ist keineswegs von Poesie auszuschließen, ja er ist ausschließlich solchen Kunstwerken vorbehalten, welche eine schon vorhandene poetische Literatur voraussetzen und gleichsam an der äußersten Grenze der Dichtkunst stehen, wo diese — wie in Griechenland — in das Gebiet entweder der Wissenschaft oder der unmittelbaren, oder geisterfüllten Lebensthätigkeit überzugehen im Begriff ist. Außerdem dient der ungebundene oder irrationale Rhythmus dem einer jeden Kunstpoesie vorangehenden Zeitalter, sowie der Sagendichtung, in der oft mehr poetischer Geist weht, als in wohlgemessenen Versgedichten. Die morgenländische Dichtkunst fließt fast ausschließlich in ungebundenen Rhythmen, die sich nur mehr oder weniger antithetisch (Parallelismus) gestalten. Das merkwürdigste aller Beispiele eines ganz kunstlosen und nur durch die augenblickliche Macht des göttlichen Geistes hervorgerufenen Rhythmus der Rede geben sämmtliche von den Evangelisten aufbewahrte Aeußerungen Christi, in denen sogar die nothwendige Ungenauigkeit der Ueberlieferer und die Uebertragung aus dem Hebräischen ins Griechische die Spuren des geist- und seelenvollsten Rhythmus nicht hat verlöschen können. In der modernen Literatur ist eine große Masse von Kunsterzeugnissen in ungebundener Rede gedichtet, die aber alle aus dem Verzeichniß der Poesien gestrichen werden müßten, wenn obige Angabe ihre Richtigkeit hätte. Andere gingen andere Wege, um zum Wesen der Poesie durchzudringen. Nach einer sehr scharfsinnigen Beobachtung der menschlichen Natur behaupteten sie sehr richtig, daß es zwei Hauptarten gibt, die Wesen und die Gegenstände, die uns gegeben sind oder die wir selbst erschaffen, darzustellen. In der einen Art beziehen wir unsere Vorstellungen auf die Dinge selbst, um ihre Eigenschaften zu erkennen; wir treten aus uns selbst heraus, um die Welt, die sich in uns abspiegelt, und die Welt, die aus uns hervorgeht, an sich anzuschauen. In der andern Art beziehen wir alle Wesen und alle Gegenstände auf unsere sinnlichen Empfindungen und auf unser Gemüth; wir betrachten sie nicht mehr in ihrem unabhängigen Dasein, sondern in ihrem Verhältniß zu unserm innern eigenthümlichen Sein, in ihren Wirkungen auf unsere Stimmung, auf unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, auf all unser Wohl und Wehe. Das Erstere ist die Objectivität, das Andere die Subjectivität (s. d.). Allein diese Unterscheidung ist ganz vortrefflich, nur erklärt sie nicht den wesentlichen Begriff der Poesie, sondern höchstens die verschiedenen *Dichtungsarten*, oder sie gibt ein Regulativ für die *Geschichte der Poesie* ab. In der aus der neuesten Philosophie hervorgegangenen meistens dunkeln und oft unästhetischen Aesthetik wird Poesie definirt als „der Ausdruck des nach der Totalität seiner Beziehungen zur Welt gestalteten und gegliederten Geistes". Es kann wohl sein, daß diese Erklärung die allein richtige ist, wäre sie nur überhaupt verständlich, und sie würde verständlich sein, wenn sie richtig wäre. Weit faßlicher ist dagegen ist diese Definition, nach welcher Poesie die Kunst ist, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, und ein *Poet* oder Dichter derjenige, welcher ein originelles, anschauliches Gedankengebilde der Menschheit würdig in der Sprache aufzustellen vermag oder aufgestellt hat. Demnach würde ein *Gedicht* eine das Schöne eigenthümlich darstellende, in entsprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe sein. Eine hiervon abweichende und mehr in das Gebiet der schönen Kunst überhaupt hinausgreifende Definition

haben die aufgesucht, welche von den in der Poesie besonders wirkenden Geisteskräften ausgingen. Die beim Dichter vorherrschenden Vermögen sind Gemüth und Phantasie (s. d.), welche auch vor allen andern bei dem Zuhörer der Dichtung in Anspruch genommen werden. Dabei ist zuvörderst nothwendig zu wissen, was unter Gemüth und Phantasie zu verstehen ist. Auch hier begegnen wir mancherlei Erklärungen und philosophischen Räthseln. In der Hegelschen Schule wird Gemüth auf eine nur zu ungemüthliche Art als „die absolute Persönlichkeit, die in der Form und dem äußern Gewande der endlichen Persönlichkeit auftrete", bestimmt. Für die, denen es bei dieser in Dunkelheit gehüllten Definition an Licht fehlt, möge die Erklärung von andern sich selbst klaren Philosophen genügen, welche die Seele als Princip der Gefühle und Neigungen Gemüth nennen. Was dem Dichter Phantasie ist, hat keiner besser gesagt als der größte Dichter unsers Jahrhunderts; Göthe hat sie in dem Gedicht „Meine Göttin" auf eine Weise besungen, daß eine weitere Erklärung überflüssig ist. Hiernach hat man denn Poesie in ihrer allgemeinsten Bedeutung definirt als das freie Spiel der schöpferischen Phantasie und des Gemüths, das keinen andern Zweck habe, als dieses freie Spiel selbst, insofern es ein Ideal irgend einer Art, vermöge der Macht des Wortes und der sinnlichen Formen desselben, darstellt. Die Poesie, die liebreichste Mittlerin zwischen Gefühl und Erfahrung, die Sprache zwischen Geschöpf und Schöpfer, der reinste Ausdruck der Andacht und der strahlende Wegweiser zwischen der Körper- und Geisterwelt, hat ein doppeltes Reich, denn sie trägt die Krone von diesem Leben und ist mit dem Diadem des Jenseits geschmückt. Sie würde aber ihre Bestimmung verkehrt lösen oder ihr Ziel gänzlich verfehlen, wenn sie sich der alleinigen Führung der ungezähmten Phantasie und den farblosen Gefühlen überlassen wollte. Der Dichter darf sich dem Einflusse des Verstandes und der Vernunft nicht entziehen, denn diese Vermögen der Seele, wenn sie auch keine Schönheiten hervorbringen, haben doch den Nutzen, daß durch sie die Masse zuströmender Bilder und Gedanken geordnet und Fehler in der Composition vermieden werden. Der Verstand urtheilt und richtet über die Theile und das Ganze eines jeden Werks, und wenn dieses Urtheil eben so schnell als richtig und gewissermaßen instinktartig verfährt, so nennt man es Sinn des Schönen oder Geschmack. Die Vernunft stellt die Begriffe, die Grundsätze, die Ideen auf, mit welchen ein jedes Kunstwerk verglichen werden muß, denen sich ein jedes, mehr oder minder, nähert, und nach welchen der Verstand seine Richtersprüche fällt. Göthe hat dies Verhältniß der Vernunft zur Dichtkunst treffend bezeichnet, indem er sagt:

„Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben".

„Ein Gedicht in einer jeden Gattung" — schreibt Ancillon — „kann durch die Fülle der Phantasie und die Tiefe des Gemüths, aus welchen es hervorgegangen ist, sich auszeichnen, aber dabei den Geschmack beleidigen, den Verstand zurückstoßen, die Vernunft verletzen; hinwieder kann es vor dem Richterstuhl dieser Vermögen der Seele untadelhaft erscheinen, aber weder die Phantasie ergreifen oder mit sich fortreißen, noch das Gemüth bewegen und erschüttern; es wird einen negativen Werth haben, aber wenig positive Schönheiten darbieten. Aber große Dichter wissen allen Forderungen zu genügen, Alles zu vereinigen, die Phantasie mit dem Verstande, das Gemüth mit der Vernunft zu versöhnen und sich selbst bewußt oder unbewußt drücken sie so ihren Schöpfungen das Siegel der Vollendung auf". Diese Vereinigung scheinbar sich entgegengesetzter Kräfte des Geistes zur gemeinsamen Wirkung auf dem Gebiete des Kunstschönen gewinnt der Dichter durch redliches Bemühen, durch unablässiges Studium seiner selbst und der Menschheit. Das ist es, was Göthe meint:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammen raffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben".

Ohne Besonnenheit, Sonderung, Unterscheidung vermag der Dichter wie jeder Künstler keinen Gehalt, den er gestalten soll, zu beherrschen, und es ist deshalb thöricht, zu glauben, der echte Künstler wisse nicht, was er thut, und Gedichte wie die homerischen seien dem Dichter im Schlafe gekommen. Hegel bemerkt in dieser Hinsicht: der Dichter muß sich viel in der Welt umgesehen und mit ihren äußern und innern Erscheinungen bekannt gemacht haben; es muß auch Vieles und Großes durch seine eigene Brust gezogen, sein Geist, sein Herz muß schon tief ergriffen und bewegt worden sein, er muß viel durchgemacht und durchgelebt haben, ehe er die ächten Tiefen des Lebens zu concreten Erscheinungen herauszubilden im Stande ist". Deshalb braust wohl in der Jugend der Genius auf, wie dies z. B. bei Göthe und Schiller der Fall war, aber das Mannes- und Greisenalter erst kann die ächte Reife des Kunstwerks zur Vollendung bringen. Daher ist die Vorstellung, die das gemeine Leben von der sogenannten dichterischen Begeisterung hegt, eine abgeschmackte, und ist noch abgeschmackter, wenn man glaubt, dieselbe durch sinnliche Anregung zu Wege zu bringen. Die Wärme des Bluts machts nicht allein, Champagner gibt noch lange keine Poesie, und geniale Dichter können ganze Nächte hindurch im Mondschein herumwandeln, ohne daß ihnen auch nur ein poetischer Gedanke freiwillig entgegen fliegt. Marmontel erzählt, er habe in der Champagne in einem Keller bei sechstausend Flaschen vor sich gehabt, und es sei ihm doch nichts Poetisches zugeflossen. Die poetische Begeisterung ist kein Zustand, in welchem so eine Art Maschinengott unabhängig vom Dichter und ohne das Bewußtsein desselben die schönen Gedanken und Formen erzeuge; vielmehr ist sie die größte Besonnenheit, welche alle Kräfte des Geistes bis an den Rand aufsteigen, aber keine die andere überfluthen läßt; der Dichter vereinigt im Zustande des Enthusiasmus alle Thätigkeiten der Seele, des Gemüthes und der Phantasie, verschlingt sie in einander und leitet sie wie Apollon den vereinigten Chor der Musen in rhythmischer Bewegung nach einem Ziele. Die Massen der Ideen ordnet der Dichter zu schönen Gruppen in dem Augenblicke, da sie ihm tausendgestaltig zuströmen, mit kalter Ueberlegung gleich dem Feldherrn, der mitten im Feuer der Schlacht seine Heerhaufen mit kalter unerschütterlicher Besonnenheit dahin stellt, wo sie am meisten wirken können, und stets neue Pläne entwirft und ausführt, ohne die Stimmung abzuwarten, in der seine Seele zu neuen Entwürfen geneigt sei. Das ist es, was Göthe berührt:

„Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch für Poeten,
So kommandirt die Poesie —
— — Hier ist Rhodus! Tanze du Wicht
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!"

Das Reich der Poesie ist so unendlich weit, daß sich jeder Dichter darin auf seine Weise erbauen und nach seiner Eigenthümlichkeit das Ideal, welchem die Kunst nachfliegt, schaffen kann. Daraus ist eine fast unübersehbare Anzahl von unterschiedenen Dichtungsarten entsprungen z. B. Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satire u. s. w. Aber alle diese und andere nicht genannten Dichtweisen haben manches miteinander gemein, so daß sich die Meisten unter einen einzigen Gattungsbegriff vereinigen lassen. Jene Eintheilung, nach der Dichtkunst in Natur- und Kunstpoesie geschieden wird, soll hier als eine oft gemißbrauchte übergangen werden, da ohnehin das Wesentliche schon unter Artikel Naturpoesie beigebracht ist. Was aber die Eintheilung der Kunstpoesie betrifft, so ist sie nicht bei allen Kunstrichtern dieselbe, ja es gibt beinahe ebenso viele Klassificationen der Dichtweisen als es philosophische Schulen gegeben hat. Ein Theil der Kunstrichter ist von der Beobachtung ausgegangen, daß die eine Gattung der Dichtungen mehr objectiver, die andere mehr subjectiver Natur sei, und daß mithin das ganze Reich der Poesie in zwei Hälften auseinander trete. Andere sahen das Unzulängliche dieser Eintheilung und meinten, das Genie schaffe entweder eine Folge von Handlun-

gen oder es schildere eine Folge von Empfindungen, die sich auf einen gewissen Zustand der Seele beziehen. Dies Verfahren hat Vieles für sich und führt zu recht fruchtbaren Ansichten. Ist nämlich der Gegenstand des Dichters eine Folge von Handlungen, so werden sie entweder 1) erzählt oder 2) drastisch dargestellt. Die Erzählung umfaßt das Epos in seinen mannigfachen Abstufungen. Die Handlung des epischen Elements ist eine vollkommen vergangene Begebenheit, die still zu stehen scheint, und um welche sich der Dichter mit einer Art persönlich beschränkter Thätigkeit bewegt. Dabei macht Schiller die nicht zu übersehende Bemerkung: „Die Dichtkunst, als solche, macht Alles sinnlich gegenwärtig, und so nöthigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden darf". (S. Epos). Der drastischen Darstellung gehören alle dramatischen Dichtungen vom Trauerspiel bis zur Posse an, mit Einschluß des Melodrama's, der Operette und Oper. Die hier vorgelegte Handlung ist eine vollkommen gegenwärtige Begebenheit, die sich vor dem Dichter bewegt, und den Menschen nicht wie im Epos als einen außer sich wirkenden (Schlachten, Reisen und sonstige Unternehmungen), sondern als einen nach innen geführten darstellt. Für die poetische Technik setzt Schiller hinzu: „die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt durch Idealität alles Nahe; und so nöthigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüth eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter hinauf streben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird eben so zu dem Drama herunterstreben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; gerade das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe". (S. Drama). Will hingegen zweitens der Dichter nur Empfindungen und Gefühle, die sich auf einen gewissen Zustand oder auf eine gewisse Lage des Menschen beziehen, ausdrücken und sie gleichgestimmten Seelen mittheilen, so entstehen die lyrischen Gedichte, von der Ode bis zum Liede, von der Elegie und Romanze bis zum Sonnet und zum Epigramm. Mit dieser und ähnlichen Eintheilung nicht zufrieden, folgte Pölitz nach dem Muster einiger älterer Kunstrichter einem andern System, alle Dichtweisen in 1) Epos, 2) Drama, 3) Lyrik, 4) Ergänzungsklasse absondernd. Göthe dagegen sagt, es gebe nur drei Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde, nämlich 1) Epos, 2) Lyrik, 3) Drama. Neuere Kunsttheorien haben diese Klassification aufgenommen, z. B. Ch. H. Weiße „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee des Schönen" (Leipzig 1830). Der Ebengenannte theilt das Epos 1) in das mythologische, welches sich auf das Engste an die Gestalten der antiken und der romantischen Idealwelt anschließt, und 2) in das historisch-philosophische, das, aus dem Ideale der modernen Welt hervorgehend, der freien Erfindung eine philosophisch gebildete Weltansicht zum Grunde legt. Dieses moderne Epos sei der Roman, dessen Gegensatz zum mythologischen Epos vermittelt werde durch Novelle, Märchen, Idylle, Romanze, Ballade. Zur lyrischen Dichtkunst wird alsdann gerechnet der Päan, Hymnus, Dithyrambus, Ode, Lied, Elegie, Satire, Epistel, Epigramm, Sonnet u. a. Das Drama ist entweder modern oder antik. Die Unterscheidung des Modernen vom Antiken gehört eigentlich mehr in das Gebiet der Geschichte der Poesie, von der zum Schluß ein kurzer Abriß gegeben werden müßte, wenn nicht bei jedem Volke die ihm zugehörige Poesie näher charakterisirt wäre. Ueber den Charakter der beiden Hauptperioden in der Geschichte der Poesie, über das vorchristliche oder altclassische und morgenländische, und andrerseits über die christliche oder neuere Dichtkunst soll das Hauptsächlichste unter „Romantische Poesie" entwickelt werden. Wer außerdem weitere Belehrung sucht, findet sie in Bouterwecks „Geschichte der neuern Poesie und Beredtsamkeit (12 Bde., Götting. 1801—1819); und Rosenkranz „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (3 Bde., Halle 1832); Eschenburg „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" völlig umgearbeitet, neu geordnet, bereichert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Pinther (Berl. 1836).

Poetik bildet mit der Rhetorik zusammen die beiden Theile der allgemeinen Theorie der redenden Künste. Denn wie die Rhetorik die Lehre von der Schönheit der prosaischen Rede ist und die Kunst, schöne prosaische Reden hervorzubringen, die Beredtsamkeit in engerer Bedeutung: so ist die Politik auf der andern Seite die Schönheit der poetischen Rede, und die Kunst, schöne poetische Reden hervorzubringen, ist die Dichtkunst. Es soll nämlich das rohe Material (die Worte), durch welches der Künstler seine Gedanken zur Anschauung bringt, sowohl räumlich, als auch zeitlich eine ästhetische Form annehmen, d. h. der Inhalt des poetischen Kunstwerks muß eben sowohl ästhetisch sein, wie seine äußere Form. Der Inhalt aber ist der poetische Gedanke, und die Form des poetischen Gedankens ist die Dichtungsart. Der Gedanke besteht aus Worten. Daher muß das Wort zuerst der ästhetischen Prüfung unterworfen werden. Ein Wort ist ästhetisch, wenn es rhythmischen Klang hat, und der künstlich angepaßte Rhythmus gibt das Metrum. Ein ästhetisches Metrum ist ein solches, welches zu dem natürlichen Gedanken paßt, oder was in sich nichts Scurriles oder Obscönes hat. Das höchste Gesetz der Poetik ist aber die innigste und unauflöslichste Verbindung der Correctheit und Schönheit in der Form. Jede Nachlässigkeit beleidigt das ästhetische Gefühl. Ein Gedicht in Knittelversen ist ebenso wenig ästhetisch, als ein Gedicht, wo lächerliche Gegenstände und alberne Witzeleien in stürmischen Dochmien dargestellt werden. Demnach muß die Poetik handeln I. Von der ästhetischen Prüfung des Gedankens, II. v. d. ästh. Pr. des Wortes, III. v. d. ästh. Pr. d. Rhythmus, IV. v. d. ästh. Pr. des Metrums, V. v. d. ästh. Pr. eines ganzen poetischen Kunstwerkes. Die Poetik wird gewöhnlich in den Lehrbüchern der Aesthetik behandelt. Schon Aristoteles schrieb ein Buch *περὶ ποιητικῆς*, dessen erhaltene Fragmente Gottfr. Hermann herausgab. Nach ihm nahm Horaz diese Lehren in seine sogenannte ars poetica auf. In der neuern Zeit ist viel über Poetik geschrieben worden, aber leider oft mit großem Unsinne. Das Beste findet sich in Sulzers Theorie, so wie Einzelnes an verschiedenen Stellen bei W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, Schlegel, Solger u. s. w. und in den Kritiken der Literaturzeitungen vorkommt.

Poggendorf, Johann Christian, außerordentlicher Professor und Akademiker zu Berlin, wurde am 29. Dec. 1796 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, 1813 und 14 fast sein ganzes Vermögen einbüßte. P. erhielt seine erste Bildung theils auf dem Hamburger Johanneum, theils in der Erziehungsanstalt des Etatraths Fiedler zu Schiffbeck, zeigte früh Neigung für die Naturwissenschaften und wählte deshalb, statt des ihm früher bestimmten Kaufmannsstandes den Beruf eines Apothekers. Die größere Vertrautheit mit Chemie und Physik ließ ihn 1820 auch diesen Stand aufgeben und die Universität zu Berlin besuchen, um sich ganz diesen Wissenschaften zu widmen. Im J. 1821 gab er seine erste wissenschaftliche Abhandlung „Ueber den Magnetismus der Volta'schen Säule" in der Isis heraus, die besonders wichtig durch die erste Entwickelung der Principien des Multiplicators und seiner Anwendung ist, eine Entdeckung, die gleichzeitig auch Schweigger in Halle machte, ohne jedoch wesentlichen Nutzen daraus zu ziehen. Im J. 1824 übernahm P. die Redaction der Gilbert'schen „Annalen der Physik und Chemie", die durch seine Redaction an Bedeutung immer zunahmen, ihn mit allen chemischen und physikalischen Notabilitäten in nähere Berührung brachten und zahlreiche werthvolle Aufsätze von seiner Hand enthalten. Neuerdings verband er sich mit Liebig zur Herausgabe eines „Wörterbuchs der Chemie", das zwar sehr langsam vorschreitet, aber ausgezeichnete Artikel von P.'s Hand enthält. P. wurde Ehrendoctor der philosophischen Facultät zu Berlin und 1838 zum Mitglied der Akademie erwählt.

Pohlenz, Christian August, ein bekannter Liedercomponist, geb. zu Saalgast im Juli 1793, besuchte die Kreuzschule in Dresden und bezog 1814 die Universität zu Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Mit so vielem Eifer er indeß dieser Wissenschaft oblag, so fühlte er sich doch noch mehr von der Tonkunst angezogen, so daß er jeden freien Augenblick benutzte, um sich mit ihr vertrauter zu machen. Endlich kam er zu dem

Entschlusse, sich ganz der Musik zu widmen, suchte sich namentlich im Clavier- und Orgelspiel möglichste Fertigkeit zu erwerben, und studirte mit Eifer die Theorie der Musik, insbesondere die Kunst des Gesanges. Bald fand auch sein Talent Aufmunterung und Anerkennung. Er wurde Organist an der Universitätskirche zu Leipzig und 1621 an der Thomaskirche, und erhielt 1827 das Amt eines Musikdirectors der Leipziger Abonnementconcerte und der Gesangakademie. Erstere Stelle bekleidete er bis 1835, letztere bis an seinen Tod. Als 1843 das Conservatorium der Musik errichtet wurde, übertrug man ihm die Stelle als Gesanglehrer an demselben. Als Componist war P. zwar nicht fruchtbar, aber seine Compositionen sind solid gearbeitet, gut erfunden und tief gefühlt. Besonders glänzte er im einfachen, volksmäßigen Liede, und sein „Kleiner Tambour Veit“, sein „Matrosenlied“ sowie mehrere vierstimmige Gesänge sind ebenso beliebt als verbreitet. Er starb am 10. März 1843, nachdem er noch im vollen Wohlsein einige Stunden vorher in einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden geweilt hatte.

Poinsinet, Ant. Alex. Henri, französischer Lustspiel- und Operntextdichter, ward zu Fontainebleau 1735 geboren. Seine Arbeiten empfehlen sich durch nationale Leichtigkeit und natürliche Anmuth, daher seine Verse sich sehr gut für den Gesang eigneten. Als sein gelungenstes Werk gilt: „Le clerc, ou la soirée à la mode“, ein Lustspiel, wie sie auf dem Théatre Français gegeben werden, und welches sich noch bis in die neuesten Zeiten auf dem Repertoir erhalten hat. Uebrigens war P. in den alltäglichsten Dingen höchst unwissend, eitel und leichtgläubig; er mußte deshalb im Kreise seiner jovialen Freunde in der Regel als Folie ihrer Witzeleien und Spöttereien dienen und die ihm aufgebürdeten Märchen oft theuer bezahlen. Seine Bekannten bildeten förmlich eine Société des persiflleurs, und der leichtgläubige P. wurde auf alle erdenkliche Weise hinters Licht geführt (mystificirt, vorzugsweise auf ihn nur angewendet). Den zweiten Band von Monnets Memoiren füllen Anecdoten und Witze, bei denen P. die Hauptrolle spielt, theils als Erkorener schöner Frauen, theils, wie er die Nachricht von seiner Aufnahme in die Petersburger Akademie für wahr hält und in der Meinung, russisch zu lernen, mit der niederbretagnischen Mundart sich über ein halbes Jahr beschäftigt. Er bereiste Frankreich und Italien und ertrank 1769 im Guadalquivir, als er auf einer Reise in Spanien war.

Poißl, Joh. Nepomuk, Freiherr v., Hofmusik-Intendant in München, geb. 1783 zu Haunkenzell in Bayern, zeigte schon früh Anlage zur Musik, die er vorzüglich unter Winter studirte. Er wurde 1823 als Hofmusik-Intendant angestellt und war 1824—33 zugleich Hoftheater-Intendant. Von seinen Opern, die sich in engen Kreisen gehalten haben, erwähnen wir „Athalia“ (1819), „Nithetis“ und „Der Untersberg“, der 1829 zum ersten Male aufgeführt wurde. Ein späteres Werk desselben, welches 1835 zum ersten Male aufgeführt wurde, die große Cantate „Der Erntetag“, hat vieles Aufsehen gemacht und wird von Kennern für eine der besten Arbeiten des Componisten gehalten. Unter seinen Kirchencompositionen sind hervorzuheben der 95. Psalm für Solostimmen und Chor, dann ein achtstimmiges Stabat mater, ein achtstimmiges Miserere und ein sechsstimmiges Miserere mit Choralzwischensätzen, die letztern ohne Instrumentalbegleitung.

Poisson, Dionys Simeon, einer der größten und berühmtesten französischen Mathematiker der Neuzeit, geb. am 21. Juni 1781 zu Pithiviers im Departement Loiret, trat 1798 in die polytechnische Schule, wo sich namentlich Hachette seiner annahm. Nach seinem Abgange aus derselben wurde er Mitglied des Längenbureau, Professor an der Facultät der Wissenschaften zu Paris und an der polytechnischen Schule, auch 1812 in das Institut aufgenommen. Napoleon, dessen treuer Anhänger er war, erhob ihn in den Adelstand und zeichnete ihn vielfach aus. Auch den folgenden Regierungen bewies er Treue, war 1822 Präsident eines Wahlbureaus der Seine und wurde vom König Ludwig Philipp am 3. Oct. 1837 zum Mitglied der Pairskammer ernannt. Er starb wenige Jahre nachher, am 25. Apr. 1840. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war außerordentlich; doch außer seinem in der Geschichte der Mechanik Epoche machenden trefflichen „Traité de mécanique“ (Par. 1811, 2. völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Ausg., 2 Bde., 1833)

hat er nur eine große Menge einzelner, fast durchgängig sehr wichtiger und werthvoller Abhandlungen geliefert, welche die Electricität, den Magnetismus, die Wärme, das Licht, die Elasticität, Akustik und Wellenlehre, die Astronomie, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Analysis des Unendlichen, und andere Gegenstände der Mathematik und Physik betreffen und hauptsächlich in den „Mémoires“ der Akademie enthalten, zum Theil auch im „Journal de l'école polytechnique“, im „Journal des mathématiques“, den Annales de chimie et de physique“, der „Connaissance des temps“ u. s. w. zerstreut sind.

Poitiers ist die alte unregelmäßig gebaute Hauptstadt des ehemaligen Poitou, des jetzigen Departements der Vienne, liegt am östlichen Ufer des Clain, unweit des Einflusses der Boißre. Ihre Bevölkerung beläuft sich etwa auf 24,000 Seelen, die sparsam genug in 4000 Häusern vertheilt sind. Die jetzige Akademie für Jurisprudenz trat an die Stelle der von Karl VII. 1431 gegründeten Universität, welche in der Revolution aufhörte. Außerdem befindet sich dort eine Gesellschaft der Wissenschaften und des Ackerbaues, ein Museum, eine Bibliothek und ein guter botanischer Garten. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von Woll- und Fayence-Fabriken. In der Umgegend befinden sich römische Alterthümer und ein celtisches Denkmal. Auf dem Königsplatze stand ehedem die Statue Ludwigs XIV. Poitiers ist nicht ohne bedeutendes historisches Interesse. Die ganze Gegend ist eine große Ebene. Zwischen Poitiers und Tours, eigentlich wohl unmittelbar unter den Mauern von Poitiers stellte der Major Domus des fränkischen Reichs, Karl Martell, im J. 732 seine sieggewohnten fränkischen und deutschen Schaaren den aus Spanien unter Abderrhaman hereingebrochenen Saracenen entgegen und rettete durch diese eine Schlacht ganz Europa vor einer arabischen Ueberschwemmung. Das südliche Frankreich hatten die Saracenen schnell durchstreift und sich um Arles festgesetzt. Abderrhaman nahm Bordeaux, und Odo von Aquitanien floh vor ihm in der hilflosesten Lage zu Karl. Da nahm Abderrhaman auch noch Tours und plünderte bis zum Jura. Die Heere, welche bei P. zusammentrafen, kämpften sechs Tage hindurch in einem unentschiedenen Kampfe. Karl hielt die saracenischen Bogenschützen und Reiter mühsam auf. Aber am 7. Tage, es war ein Sonnabend des Octobers, stieß die Gewalt der Infanterie aufeinander und drängte zur Entscheidung. Da vertilgte, wie sich Rodericus Toletanus ausdrückt, das hochstämmige Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Augenblicken das arabische Heer. Diese Deutschen waren Austraster, denn die Grundmasse der austrasischen Bevölkerung war germanischen Stammes. Paul Warnefried berichtet, daß in dieser einen Schlacht 350,000 Saracenen und nur 1500 Christen gefallen seien. Der Sieg entschied sich für Karl, weil Odo das feindliche Lager im Rücken angegriffen hatte. Karl verfolgte übrigens seinen Sieg nicht weiter, sondern ließ den Saracenen Gascogne, Languedoc und Provence, wozu ihn vielleicht die Verhältnisse mit dem Friesenfürsten Poppo zwangen. Abderrhaman selbst aber war bei Poitiers gefallen. In später Zeit focht hier ein französisches Heer mit einem englischen. Eduard von Wales, den man von seiner Rüstung den schwarzen Prinzen nennt, hatte 1356 alles Land von der Normandie und Guienne aus bis zur Loire unterworfen. Als nun König Johann der Gute mit fünfmal stärkerer Kriegsmacht heran-, und der Prinz sich zurückzog, ward er bei Maupertuis, nahe bei Poitiers, zur Schlacht gezwungen, 19. Sept. 1356, die er für England gewann. Der französische König wurde mit seinem jüngsten Sohne gefangen genommen und nach London abgeführt, 24. Mai 1357.

Poitiers, Diane de, Herzogin von Valentinois, war die Tochter des Grafen de St. Vallier, Jean de Poitiers, der zu den ältesten Familien der Dauphiné gehörte. Wenn man den Worten Brantome's trauen darf, so muß sie nicht allein eine ausgezeichnete Schönheit gewesen sein, sondern (und das ist bei dergleichen Frauen sehr selten) sie hat auch die Kunst verstanden, ihre körperlichen Reize zu conserviren. „Ich sah sie“, sagt er, „sechs Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, welches nicht von ihr gerührt worden wäre. Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten,

daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge". Diane de **Poitiers** war geboren im J. 1500 und war anfangs Ehrenfräulein der Königin Claudia. Das Ansehen, welches sie am Hofe genoß, benutzte sie dazu, ihrer Familie Vortheile zu stiften. Ihr Vater war angeklagt, die Flucht des Connetable von Bourbon begünstigt zu haben, und deshalb zum Tode verurtheilt. Ihre Bitten sollen ihn befreit haben. Der Groß-Seneschal der Normandie Louis de Brezé warb um ihre Hand und vermählte sich 1514 mit ihr. Von den beiden Töchtern, welche aus dieser Ehe stammen, wurde die eine mit dem Herzoge von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale verheirathet. Als nun im J. 1531 ihr Gemahl gestorben war, und Diane bis zu ihrem 40. Jahre als Wittwe gelebt hatte, sah sie der 18jährige König Heinrich II. und fand sie noch so schön, daß er sie nicht für unwürdig hielt, sie zu seiner königlichen Mätresse zu machen. Heinrich soll seine natürliche Rohheit in ihrem Bette gelassen haben und mit dem Gewande feinerer Sitten herausgekommen sein. Prunk und Verschwendung waren nun seine Leidenschaften und wirkten nachtheilig genug auf das Volk. Nach Heinrich's Tode lebte sie auf dem Schlosse Anet, wo sie 1566 starb.

Pokutien ist ein Theil des westlichen Galizien, der zwischen dem Dniester, Pruth und den Karpaten liegt und an die Bukowina (s. d.) stößt. Das Land ist schön und gebirgig und wird meist von Rußniaken bewohnt, die viele eigenthümliche Volksgebräuche und Volkslieder bewahrt haben. Den Namen trägt das Land schon seit sehr früher Zeit. Der Hauptort ist Kolomyi (s. d.).

Pol ist in der Sphärik oder der Lehre von den Kugelschnitten ein den beiden Endpunkten einer Axe beigelegtes Kunstwort. Diese Pole, deren Verbindungslinie, Axe genannt, stets durch das Centrum der Kugel geht, stehn von allen Punkten der Kreise, denen sie zugehören, gleich weit, und von den Punkten des größten Kreises um 90° ab. Die Pole des Himmels oder Weltpole sind die Pole des Aequators, der mit ihm gleichlaufenden Tagkreise. Die Endpole sind die Pole des Endäquators und der Parallelkreise. Auch die Ekliptik hat ihre Pole. Zenith und Nadir sind die Pole des Horizonts, Morgen- und Abendpunkt die des Mittagskreises, Mittags- und Mitternachtspunkt die des ersten Vertikalkreises. Ferner kennt man Pole der Umdrehung bei der Sonne, dem Monde, dem Jupiter u. s. w. — Der Name Pol bedeutet ursprünglich einen Punkt, um den etwas gedreht wird, eine Angel (cardo, vertex, von πολέω, verto).

Pola, früher eine blühende Stadt unter der Römerherrschaft, Pietas Julia genannt. Die verwitterten Trümmer des Amphitheaters, das durch seine 4 Strebepfeiler in den Winkeln von den andern abweicht, aus drei Stocken, deren jedes 73 Fenster zählte, bestand, und deren Außenwände noch übrig sind, geben der jetzt noch nicht von 1000 Einwohnern bevölkerten Stadt eine Bedeutung. Sie gehört jetzt zu Istrien, im Triester Gubernium des Königreichs Illyrien, hat einen Hafen, der aber nicht sehr bedeutend ist, und ist Sitz eines Bischofs. Außer dem Amphitheater, von dem Volke Orlandina genannt, findet man noch zwei antike Tempel aus dem Zeitalter des Augustus, von denen der eine noch ziemlich vollständig dasteht. Vom Palast der Julia Domna, des Severus zweiter Gemahlin, sind nur noch wenige Trümmer übrig. Das jetzige Stadtthor, porta aurea, ist ein noch ziemlich erhaltener Triumphbogen, den Salvia Posthuma ihrem Gemahle, dem Aedil und Kriegstribun Sergius Lepidus, erbauen ließ. Um die Domkirche liegen noch Trümmer eines antiken Tempels. Unter Severus genoß die Stadt ihre Blüthenzeit, während welcher sie sich: respublica Polensis — freie Stadt Pola — genannt hat, wie man noch aus vorhandenen Inschriften ersieht. Mehrere haben sich mit Untersuchungen der antiken Trümmer beschäftigt, deren Resultate zum Theil schriftlich bekannt sind, wie: Stancovich „Dell' amfiteatro di Pola" (Ven. 1822) und Cassas „Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie", mit sehr schönen genauen Abdrücken der alten Denkmäler, und Spon Verzeichniß der Inschriften.

Polacker heißen die großen dreimastigen Fahrzeuge des mittelländischen Meeres, deren Masten aus einem einzigen Baume bestehen, d. h. Pfahlmasten sind.

Polardistanz ist die Ergänzung der Abweichung (Declinatio) eines Sterns zu 90°, oder der Theil des Abweichungskreises, welcher zwischen dem Sterne und dem Pole liegt. Sie ist entweder nördlich oder südlich.

Polarisation des Lichts. Wenn das Licht auf spiegelnde Flächen unter einem Winkel von 54° 35′ fällt, so erleidet es eine eigenthümliche Veränderung seiner Stärke und seiner Farbe, welche von Malus, dem Entdecker dieser Erscheinung, Polarisation genannt worden ist. Man hat mehrere Maschinen erdacht, um die verschiedenen Versuche bequem anzustellen. Hierzu lassen Einige das Licht von oben nach unten, Andere von unten nach oben in das Auge fallen. Nicht bei allen durchsichtigen Substanzen ist der Polarisationswinkel gleich, sondern er wird durch die brechende Kraft derselben und die des umgebenden Mittels bestimmt, und macht nach Brewster einen rechten Winkel mit dem gebrochenen Lichtstrahle. Geht der polarisirte Lichtstrahl durch vollkommen krystallisirte durchsichtige Körper in dünnen parallel mit ihrer Krystallisationsaxe geschnittenen Blättern, so zeigt sich beim Umdrehen der Krystallisationsaxe derselben um den polarisirten Lichtstrahl ein vierfacher Wechsel der Intensität desselben. Bei blätterigen Substanzen, vorzüglich dem Glimmer, und noch mehr bei blättrigem Gypse erzeugt dieses ein wundersames und überraschend schönes Spiel der glänzendsten Farben. Versuche lassen sich anstellen, wenn man hierzu einen Bergkrystall, Rauchtopas, Turmalin, blätterigen Gyps und andere vollkommen krystallisirte Fossilien anwendet. Nach den aus diesen Versuchen gezogenen Resultaten nun fallen die Hauptfarben mit denjenigen Winkeln zusammen, bei welchen der weiße Strahl die größte Licht-Intensität hat, die complementaren mit der geringsten. Ferner ergibt sich ziemlich evident das wirkliche Vorhandensein der 7 Hauptfarben. Einer der wichtigsten dieser Versuche, mit dem sich zuerst Seebeck und Brewster beschäftigt haben, und für dessen Anstellung Biot eine sehr zweckmäßige Maschine vorgeschlagen, ist folgender: Wenn man das von weißen Wolken reflectirte oder von einer argandschen Lampe durch mattgeschliffenes Glas durchgehende von einem schwarzen Spiegel reflectirte Licht durch eine aus Doppelspath geschnittene Platte, deren Flächen auf der Hauptaxe normal sind, in der Richtung dieser Axe fallen und dasselbe dann von einem zweiten schwarzen Spiegel in dem bekannten Polarisationswinkel reflectirt werden läßt; so zeigen sich concentrische farbige Kreise, welche von einem schwarzen Kreuze durchschnitten sind. Alle Erscheinungen dieser Art werden in einem geringern Grade auch durch metallene Spiegel, wenn sie die erforderliche Neigung haben, hervorgebracht, weniger durch belegte gläserne, als durch eigentliche metallene. — Biot im VI. Band seiner Physik verbreitet sich am Ausführlichsten über diesen Gegenstand, der eine der interessantesten Entdeckungen und Bereicherungen im Gebiete der Naturkunde geworden ist.

Polariskop heißt ein von Savart angegebener Apparat, welcher aus zwei mit einer Turmalinplatte verbundenen, gekreuzten Quarzplatten besteht und dazu dient, polarisirtes Licht als solches zu erkennen, indem sich beim Durchsehen nach einer Stelle, von welcher polarisirtes Licht kommt, farbige Ringe oder Streifen zeigen. Aehnliche Vorrichtungen haben Biot und Arago angegeben.

Polarität ist zunächst die Eigenschaft des Magnets (s. d.), sich, wenn er frei schwebt, mit seinen äußersten Enden und Polen (s. d.) nach den magnetischen Erdpolen zu richten. Die Grundgesetze der Polarität sind: 1) ein Pol erzeugt den andern und keiner kann für sich allein vorhanden sein. Bestreicht man mit dem Magnet das eine Ende eines Eisenstabes, so wird nicht nur das bestrichene Ende magnetisch, sondern das andere Ende bekommt von selbst die entgegengesetzte magnetische Kraft. Beide Kräfte, einander entgegengesetzt oder polar, halten sich so fest, daß die eine nur auf Kosten der andern vernichtet werden kann. So viel die eine geschwächt wird, so viel verliert auch die andere, sie bedingen sich also einander und sind gleichsam ein Paar Zwillinge, die mit und durcheinander entstehen, mit und durcheinander leben, sterben und unsterblich sind, wie es die Alten in ihren Dioskuren, Kastor und Pollux, symbolisch dargestellt zu haben scheinen. Vergl. Schweigger „die Alten auf dem Standpunkte der Naturwissenschaften". Jeder Pol erzeugt

also im Augenblick, als er selbst entsteht, den entgegengesetzten. Bricht man den magnetischen Stab da, wo alle magnetische Kraft verschwunden ist, im Mittel- oder Indifferenzpunkte entzwei, so zeigt doch jedes Stück für sich beide polarisch-magnetischen Kräfte, und so geht es fort, so oft der Stab auch zerbrochen wird. 2) Zwei mit derselben Polarität zusammengebrachte Körper stoßen sich in ihren gleichnamigen Polen ab, so wie sie sich in den ungleichnamigen anziehen. Man hat deswegen jene die feindlichen, wiewohl mit Unrecht, genannt; denn die ungleichnamigen scheinen sich wirklich zu fliehen, insofern die magnetische Kraft vom Mittelpunkte aus nach den Enden hin zunimmt und da, wo der Stab aufhört, an den Polen am stärksten ist, was nicht anders als durch den Trieb, sich gegenseitig zu fliehen, erklärt werden kann. In neuester Zeit hat man den Begriff der Polarität, wie sie sich in entgegengesetzten Kräften an den Polen des Magnets kund thut, auch auf andere Gegenstände und Kräfte, auf alle niedere und höhere Organisation, auf das Leben, auf die ganze Welt, auf Seele, Geist, Unsterblichkeit und Gott ausgedehnt. Man kann dieses die Idee der Polarität nennen und sie mit dem **dualistischen System** der grauen Vorzeit vergleichen. Im Pflanzenleben heißt es, stehen Krone und Wurzel, die sich als Gegensätze zu fliehen trachten, aber sich doch als eine nothwendig bedingte Einheit durchdringen, im polaren Verhältniß zu einander, so wie im thierischen Organismus das Venen- und Arterienblut gegeneinander polar sind. Die Philosophie, welche sich vor Kurzem mehr als zuvor den Naturwissenschaften zugewandt hat, griff bei dem Streben nach einem Grundprincip für ihre Speculation sogar zu den Gesetzen der Polarität und versuchte nach diesen alles organische und unorganische Gebilde, alles Leben in seinen unabsehbaren Stufen als ein endlos mannigfaltiges Wechselspiel der polaren Verhältnisse und Kräfte in der Natur darzustellen. Blühen und Verwelken, Kommen und Vergehen, Aufgang und Untergang, Geburt und Tod, — Alles sei polar, und auf dieser Polarität beruhe das ewige Weltleben. Aber das ist gerade jener Zauberring des **Dualismus** (s. d.), den die phantasiereiche Vorwelt um alles Dasein legte, um sich das All, in welches „kein erschaffener Geist dringt", zu erklären. Die Polaritäts-Philosophie ist wesentlich nichts Anderes als Dualismus, nur unter anderm Namen und durch unsere Fortschritte in den Naturwissenschaften scheinbar fester, in der That aber eben so phantastisch gestaltet, als der Dualismus mit seiner doppelten Wesenkette. Vergl. Schelling „Ideen zur Philosophie der Natur"; Steffens „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft"; Wilbrand „Das Gesetz der Polarität"; Prohaska „Versuch einer empirischen Darstellung des polarischen Naturgesetzes"; Neumann „Kritische Untersuchung der allgemeinen Polaritätsgesetze".

Polarkreis, s. Erde.

Polarländer werden die um den Nord- und Südpol bis zu den Polarkreisen (s. Pol) gelegenen Länder genannt. Sie zerfallen in die **Südpolarländer** (s. d.) und die **Nordpolarländer**. Letztere bestehen theils aus den nördlichsten, über den Polarkreis hinausliegenden Theilen des alten und des neuen Continents, z. B. dem nördlichen Sibirien, dem nördlichen europäischen Rußland, dem nördlichen Skandinavien, Lappland und der Nordküste Amerika's, theils aus den Inseln, die innerhalb des nördlichen **Eismeers** (s. d.) liegen.

Polarmeer, s. Eismeer.

Polarstern ist ein Fixstern zweiter Größe an der Schwanzspitze des kleinen Bären, ungefähr $1^1/_4{}^0$ vom Nordpole entfernt, und dient, die Mitternachtsgegend aufzusuchen. — Dem Südpole steht das β der kleinen Wasserschlange, ein Stern zweiter Größe, am nächsten, und wird daher für den südlichen Polarstern angenommen, ob er gleich noch über 11^0 vom Pole entfernt ist. — Beide Polarsterne müssen in später Nachwelt durch das Vorrücken der Nachtgleichen ihren Namen an 2 andere abgeben.

Polemarchos hieß in Athen der dritte von den neun Archonten. (S. Archon). Er war ursprünglich Heerführer im Kriege, hatte aber später, als mit dem Wachsen der Demokratie die Archontenwürde manche Beschränkungen erlitt, nur noch die öffentliche

Bestattung der im Kriege Gefallenen zu besorgen und außerdem die Rechtshändel zwischen den Einsassen und Fremden zu schlichten. — Als Eigenname ist besonders Polemarchos, der ältere Bruder des Redners Lysias, zu erwähnen, welcher von den 30 Tyrannen in Athen zum Giftbecher verurtheilt wurde.

Polemianer, s. Apollinaris.

Polemik (d. h. Streitkunst), bezeichnet nicht die eigentliche Kriegswissenschaft oder Kriegskunst, sondern die gelehrten, wissenschaftlichen und literarischen Befehdungen und Bekämpfungen und bezieht sich auf die Bestreitung der Meinung Anderer. Ebenso werden die Ausdrücke polemisiren und polemisch gebraucht. Wenn gleich in jeder Wissenschaft wegen Verschiedenheit der Meinungen gelehrte und wissenschaftliche Kämpfe unausbleiblich sind, so hat doch die Theologie diesen Ausdruck für sich besonders in Anspruch genommen, und er wird allgemein von den wissenschaftlichen Kämpfen auf dem Gebiete der Theologie gebraucht. Man übersetzte daher P. wohl durch Streittheologie, und sie wurde bis in das vorige Jahrhundert als ein besonderer Theil der theologischen Wissenschaften behandelt. Seitdem hat man dafür den Namen Apologetik (s. d.), d. i. die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, aufgenommen oder auch zuweilen den mildernden Ausdruck Elenchtik, elenchtische Theologie, d. i. wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums gegen die ihm gemachten Beschuldigungen, gesetzt. An sich ist die Polemik nicht verwerflich, und das Polemisiren kann den Theologen nicht zum Tadel gereichen, da es ihnen vielmehr zur Pflicht gemacht werden kann, gegen die Irrthümer, gegen unbegründete Zweifel, gegen Verketzerungen und offenbar feindliche Angriffe auf die Religion und auf die christliche Religion insbesondere, an denen es von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten nicht gefehlt hat, nicht blos vertheidigungsweise aufzutreten, sondern auch angriffsweise offen ins Feld zu ziehen. Nur muß ein solcher Kampf, wie es so häufig geschehen ist, nicht in ein blindes Eifern und liebloses Verketzern ausarten, sondern mit Liebe, mit überzeugenden Gründen, mit wahrhaft christlichem Sinne und mit Würde geführt werden.

Polemo, ein griechischer Philosoph aus Athen, war ein Schüler des Xenokrates (s. d.), dessen Einfluß so mächtig auf ihn wirkte, daß er seinen vorher wüsten Wandel mit dem tugendhaftesten vertauschte und nach dem Tode seines Lehrers im Jahre 314 v. Chr. sogar der Akademie eine Zeit lang mit vieler Würde vorstand. Ein Hauptsatz seiner Philosophie war, daß das höchste Gut in einem naturgemäßen Leben bestehe. — Ein anderer Polemo, mit dem Beinamen Periegetes, Schüler des Stoikers Panätius, lebte im 3. Jahrhundert v. Chr. zu den Zeiten des Ptolemäus Epiphanes und verfaßte mehrere historische Werke, namentlich eine Beschreibung der in den Tempeln der berühmtesten Städte aufbewahrten Weihgeschenke und eine griechische Geschichte in 11 Büchern. Die noch vorhandenen Bruchstücke hat Preller unter dem Titel „Polemonis Periegetae fragmenta“ (Lpz. 1838) gesammelt und erläutert. — Endlich ist noch der Sophist und Redner Antonius Polemo zu erwähnen, aus Laodicea in Karien gebürtig, der im 2. Jahrhundert n. Chr. meist in Smyrna lebte und bei Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in hoher Gunst stand. Er sprach mit der größten Fertigkeit in kühnen und kräftigen Ausdrücken, aus dem Stegreife, mißbrauchte aber sein Talent meist zu eigennützigen und ehrgeizigen Zwecken. Zwei von ihm noch vorhandene Lobreden auf den Cynägirus und Kallimachus sind am besten von J. K. Orelli (Lpz. 1819) herausgegeben worden.

Polen. Das Königreich Polen, vereinigt einst mit dem Großherzogthum Litthauen, umfassend Preußen, Rothrußland, Liefland und Curland, hatte zu Grenzen im Norden das baltische Meer, im Osten den Dnieper und die Dwina, im Süden ebenfalls den Dnieper und die Karpathen, im Westen Schlesien. Dieses weite Gebiet faßte etwa 30,000 QM.; und selbst später, als das Reich unter Johann Casimir geschmälert worden war, betrug die Ländermasse nach den Schätzungen des gelehrten Czacki 21,324 QM. Vor dem unglücklichen Kriege mit Schweden im J. 1655 betrug die Bevölkerung 15 Millionen. Gelegen zwischen dem baltischen und schwarzen Meere mit den schiffbaren Flüssen, welche sich vereinigen,

bot das Königreich Polen dem Handel große Absatzwege. Es hatte Ueberfluß an Produkten jeder Art; auf den reichen Ebenen wogten die reichsten Aernten an Korn, Gerste und Hafer, während die ungeheuern Weiden in den südlichen Provinzen von Podolien und der Ukraine zahlreiche Heerden von Pferden und Rindvieh bedeckten. Die Wälder strotzten von Wild und Geflügel und gaben Alles zum Schiffbau nöthige Holz her. Die Flüsse, die Seen, die Weiher waren fischreich; die Gebirge brachten ihre unterirdischen Reichthümer an Silber, Blei, Zinn, Kupfer, Eisen, Lasurstein, Marmor und Steinkohlen zu Tage. Diese Minen traf man aber häufiger in den westlichen Provinzen, dem sogenannten Kleinpolen; denn in der Mitte und im Norden war das Land mehr flach als gebirgig, dort aber erzeugte man mehr Gegenstände des Tauschhandels in großer Mannichfaltigkeit, als: Hanf, Flachs, Wachs, Talg, Meth, die man in den Häfen des baltischen Meeres nach verschiedenen Richtungen hin verlud; die Salzbergwerke von Wieliczka und von Bochnia versahen fast das ganze Mitteleuropa.

Dies war das Land, wo so lange das polnische Volk herrschte, der edelste Zweig des großen slavischen Stammes. Der polnische Geschichtsschreiber Naruszewicz datirt die Ankunft der Slaven an die Ufer der Weichsel und der Oder vom Jahr 410 nach Chr. Geb., d. h. zu der Zeit, wo die Vandalen, die Alanen, die Sueven, die Heruler und die Markomannen sich auf die Gallier, dann auf die Spanier bis nach Afrika stürzten. Da konnte sich der slavische Stamm ausdehnen und entwickeln. Einen Fuß in Europa, den andern in Asien, berührte er auf der einen Seite beinahe die Ufer der Weser und der Elbe und von der andern Kamtschatka; nördlich ging er fast bis zu den Polargegenden, während er im Süden sich auf der Linie ausbreitete, die sich von dem kaukasischen Gebirge bis an das adriatische Meer erstreckt. Umherirrend und ungeordnet bildeten sich erst diese Stämme gegen das Ende des 6. Jahrhunderts zu festen und dichten Gemeinden und wählten sich zu Häuptlingen Woiwoden, Supans, Hospodare, Kniazen und Könige. Im 7. Jahrhundert erlangten, immer nach Naruszewicz, die Kroaten und die Serben einen gewissen Einfluß und, nach einigen Geschichtschreibern, bildete sich da das Königreich Moravien, welches einen Theil von Kleinpolen oder Weißchrobatien umfaßte. Aber kein Chronist erwähnt der Polen vor dem 8. Jahrhundert. Erst in diese Zeit setzt Nestor, ein Mönch im Kloster des heiligen Theodosius und der älteste slavische Chronist, den Aufbruch der von andern Völkern angegriffenen Slaven, und deren Ankunft in den Lagern an den Ufern der Weichsel, wo sie den Namen der Lechiten annahmen. Von da heben die polnischen Traditionen an. Nach ihnen soll Lech der erste König des Volks gewesen sein. Er erbaute Gnesen und machte es zu seiner Hauptstadt. Nach Verlöschen seines Stammes fiel die Gewalt in die Hände von 12 Woiwoden, die in Streit geriethen; die Nation nahm sie ihnen ab, und gab sie einem derselben, Namens Krakus, dem Erbauer der nach ihm benannten Hauptstadt Krakau. Die Chroniken erzählen, daß in der Höhle des nahen Berges Wavel ein böser Drache gehauset, die Gegend umher verwüstet habe und von Krakus getödtet worden sei. Ihm folgte seine Tochter Wanda, die alle Freier von sich zurückwies. Einer von ihnen, ein deutscher Prinz, Namens Rytygier, entschloß sich, sie mit Waffengewalt zur Heirath zu zwingen. Aber die Heldin schlug ihn an der Spitze ihrer Truppen, und stürzte sich dann, damit ein solcher Streit sich nicht wieder erneuere, in die Weichsel. Nach ihrem Tode regierten, nach demselben Chronisten, wiederum 12 Woiwoden, bis die Nation einstimmig zum Herzog von Polen einen Goldschmied Przemyslaw erwählte, der in einem Kriege gegen die Moraven den Feind in einen Hinterhalt geführt, indem er Helme und Schilde auf junge Bäume gesteckt hatte. Pferderennen machten hierauf Leszek II. zum Herrscher, einen jungen Mann von niederer Herkunft, der in einem Gefecht gegen Karl den Großen umgekommen soll. Einer seiner Nachfolger, Popiel, der seinen Hof von Krakau nach Gnesen verlegte, soll, nach der Volkssage, wegen Ermordung seiner Onkel in seinem Palast mitten im See Goplo von den Ratten aufgefressen worden sein. Endlich fiel die Wahl des Volks auf einen Bauer, Namens Piast. Die Nation war nämlich vereinigt, um an den Ufern des Sees Goplo einen König zu wählen. Zwei Fremde, denen der Prinz Po-

viel die Thüre verschlossen, fanden wohlwollende Aufnahme in der Hütte Piast's. Als sie fortgingen, ereignete sich das Wunder, daß die Lebensmittel, so viel auch Piast ihrer vertheilte, sich immer wieder erneuerten und sich von selbst wieder erzeugten. Das erstaunte Volk wählte ihn darauf zum König. Dies soll im Jahr 840 geschehen sein, und Piast's Familie hat in Polen bis 1370, in Mähren bis 1526 und in Schlesien gar bis 1675 regiert.

Aus diesen Traditionen läßt sich die Wahrheit nicht mehr ausfinden, da erst im 10. Jahrhundert einige deutsche Autoren des polnischen Namens gedenken. Das Christenthum ward in Polen eingeführt im Jahre 965 unter der Regierung von Mieczyslaw I., und zwar aus Böhmen. Zwischen beiden Ländern scheint damals häufiger Verkehr stattgefunden zu haben, und die Aehnlichkeit ihrer ursprünglichen Sprache deutet auf eine gemeinschaftliche Abkunft. Gornicki behauptet, daß die Böhmen noch vor den Polen lateinisch zu schreiben angefangen hätten, und gibt den Rath, sie möchten jenen lieber Ausdrücke abborgen, als den orientalischen Slaven, wiewohl den Polen die Ehre der ersten slavischen Drucke gebührt. So drangen im Jahre 955 die ersten Strahlen der Civilisation nach Polen. Jedoch machte das Christenthum nur langsame Fortschritte. Zu dieser Zeit theilte sich Polen in zwei große Hälften, Groß- und Kleinpolen, unter welchen Benennungen Schlesien, Hinterpommern und Mähren mit inbegriffen waren, von den östlichen Slaven trennten die Polen der Bug und der Dniester, die Karpathen von Ungarn. Von der andern Seite scheint damals schon die Lausitz dazu gehört zu haben. Gegen das Ende der Regierung Mieczyslaw's I. ging Wladimir, Herzog von Kiew, über den Bug und eroberte polnische Länder bis an den San. Doch Boleslaw der Große (971—1025), unter dessen glorreicher Regierung das Christenthum ganz festen Fuß faßte, nahm ihm nicht nur das Eroberte, sondern auch das Herzogthum Kiew selbst ab, dessen Hauptstadt er 1020 einnahm. Von da sich nach Westen wendend, unterwarf er sich Böhmen, Mähren und machte sich alle slavische Völker bis an die Elbe zinsbar. Seine Streitmacht soll sich schon auf 150,000 bis 200,000 Mann belaufen haben. Er verbreitete am Meisten die Civilisation, und ließ deshalb aus Italien Benedictiner kommen, denen Polen außerordentlich viel verdankt. Da sein Ruhm auch in Deutschland sich weit verbreitete, kam der Kaiser Otto III. im Jahre 1000 selbst nach Gnesen, um das dortige Grabmal des heiligen Adalbert zu besuchen, das dort noch gezeigt wird, wie die Thore von Kiew am Dom, die dorthin gebracht sein sollen. Otto ward mit unglaublicher Pracht empfangen, setzte selbst die Krone auf Boleslaw's Haupt und entließ ihn jeder Vasallenpflicht gegen Deutschland. Sein Nachfolger aber, Heinrich von Bayern, wollte ihn aus Eifersucht nach Merseburg locken, um ihn dort zu tödten. Unterrichtet von diesem Vorhaben, begann Boleslaw jene Eroberungskriege nach Westen. Unter ihm soll Gnesen, das jetzt etwa 5000 Einw. zählt, allein 9500 Krieger gestellt haben. Besonders wird er auch als Gesetzgeber gerühmt. Er soll stets mit 12 Räthen im Lande umhergeritten sein, um überall die Klagen zu hören. Die Bevölkerung bestand damals aus drei Classen: servi und liberati, welche aus Kriegsgefangenen gebildet wurden, rustici, Ackerbauer, die zahlreichste Classe, frei und auf den Gütern des Adels, der Geistlichkeit und der Krone wohnend, die Städte und Schlösser bewachend. Die, welche von ihnen Kriegsdienste mit Schilden (clypeati), oder Kürassen (loricati) thaten, hatten Antheil an den Privilegien des Adels; — die Edlen (nobiles) zogen nur zu Pferde in den Krieg und hatten eigentlich nur besonderen Anspruch auf die Gunst des Fürsten. Von Abgaben war Niemand befreit, und der Adel erhielt größern Reichthum und Macht nur durch den König. Die höhere Classe der Castellane bildete sich nur durch den Oberbefehl in den von Boleslaw überall angelegten freien Schlössern. Boleslaw ist daher als der eigentliche Begründer von Polen zu betrachten, und deshalb wurden auch immer die Könige mit seinem Schwerte, mit dem er auf die eisernen Thore von Kiew geschlagen, und das daher große Scharten hatte, gekrönt.

Nach dem Tode Mieczyslaw's II. fiel das Land auf Augenblicke in das Heidenthum wieder zurück. Denn die Verfolgungen seiner Wittwe Rixa, Enkelin des Kaisers Otto

führten im Jahre 1040 eine Revolution herbei, in Folge welcher ein großer Theil des Volks das Heidenthum wieder annahm. Casimir I. jedoch sicherte dem Christenthum für immer die Herrschaft. Doch war die Folge dieser Unruhen abermalige Verkleinerung der Grenzen durch die russischen Fürsten, welche wieder an dem San erschienen und dort das Herzogthum Przemysl gründeten. Doch schon Boleslaw II. eroberte Kiew wieder, sein Nachfolger Wladislaw Hermann ward wiederum zurückgedrängt, bis zur Regierung Boleslaw's III. Krummaul (Krzywusty), welcher den Umfang des Reiches unter Boleslaw I. durch verschiedene Siege über Preußen, Pommern, Slaven, Serben, Böhmen, Mähren und Russen wieder herstellte. Die unpolitische Theilung des Landes unter seine Söhne brachte der polnischen Herrschaft einen empfindlichen Stoß. Schlesien fiel dem Wlaislaw zu, dessen Nachkömmlinge sich nach und nach mit den deutschen Fürsten verbanden, deutsche Sitten annahmen, sich von Polen losrissen und sich zuletzt unter den Schutz der böhmischen Könige begaben. Unter Wladislaw I. Lokietek (dem Zwerge) wurden wieder mehrere zerstückelte Provinzen an die Krone zurückgebracht. Lange noch bestand aber ein besonderes Herzogthum Masovien. Konrad, Herzog von Masovien, zog zuerst die deutschen Ritter in Berührung mit den Polen. Er rief 1225 dieselben gegen die Preußen zu Hülfe; reichlich von ihm für ihre Dienste belohnt, setzte er sie nur dadurch in den Stand, ihrem Ehrgeiz weiter zu fröhnen. Unter der Regierung Casimir's des Großen bemächtigten sie sich im Jahre 1310 der Stadt Danzig und ganz Hinterpommerns. Casimir, der wegen seiner innern dem Lande angethanen Wohlthaten, durch die Beschützung der Bauern, durch die Erbauung von Städten und Schlössern, so berühmt wurde, ließ die deutschen Ritter nicht nur im Besitz dieser Provinzen, sondern verzichtete auch förmlich auf Schlesien zu Gunsten des in Böhmen regierenden Hauses Luxemburg. Dagegen erlangte er für Polen Rothrußland, eine reiche Provinz, die der alte Chronist Dlugosz das Land der Milch und des Honigs nannte. Eine seiner merkwürdigsten Thaten ist die Stiftung der berühmten Universität Krakau im Jahre 1343, der ersten auf dem nordischen Continent, da die von Prag 1347 und die von Leipzig 1404 errichtet wurde; sie ward nach dem Muster der Pariser eingerichtet. Casimir, der wegen seiner Sorgfalt um die ackerbauenden Unterthanen den Beinamen der „Bauernkönig" erhielt, starb als der Letzte des piastischen Stammes im Jahre 1370.

Mit seinem Tode erlitt der politische Zustand des Landes eine große Umänderung. Bis dahin war die Nationalrepräsentation nur sehr unvollkommen gewesen, und die Macht der Könige, wenn auch nur auf kurze Zeit seit ihrer Errichtung, ununschränkt. Die erste Handlung, welche einer Dazwischenkunft des Volks ähnlich war, ist die Versammlung der Stände zu Lenzyca im Jahre 1180 unter Casimir dem Gerechten gewesen. Doch es hatte sich dabei nur um die Proclamation eines Gesetzes, das die untern Klassen gegen die Bedrängung der Edeln schützen solle, gehandelt. Entschiedener waren schon die allgemeinen Versammlungen zu Chenciny 1331 und besonders die zu Wislica unter Wladislaw Lokietek gewesen, welche den vornehmsten Laien das Recht der Mitberathung gewisser Gesetze einräumten. Mit der Verlöschung des Piastenstammes aber wählte das Volke plötzlich, wahrscheinlich weil es den bereits germanisirten schlesischen Piasten mißtraute, unter den Nebenzweigen des Hauses und bot dem Schwestersohn Casimir's, dem Könige Ludwig von Ungarn, die Krone an; und als dieser sich mehr mit Ungarn beschäftigte, zwangen sie ihn zu einem förmlichen Vertrage mit der Nation zu Kaschau 1374. In demselben constituirten sich die Bischöfe, Woiwoden und Castellane zu einem Senat, dem allein das Recht, in den Versammlungen und und königl. Räthen zu sitzen, zukäme. Seit der Zeit hatten solche Versammlungen bei jeder Thronfolge Statt und bildeten sich immer mehr zu einem vollkommenen Wahlconvente aus. Dieselben bedienten sich dieses Rechts bereits nach Ludwig's Tode, sie verwarfen den von ihm bestimmten Nachfolger, den deutschen Kaiser Sigismund, und wählten Ludwig's Tochter, Hedwig, zur Königin. Sie gebrauchten aber dasselbe noch sehr verständig; denn sie zwangen diese Königin, trotzdem, daß dieselbe an der Spitze der polnischen Armeen die ungarischen Starosten aus Rothrußland vertrieb und diese Provinz

auf immer mit Polen vereinigte, ihre Hand dem gewaltigen Großherzog von Litthauen, Wladislaw Jagello zu geben, wodurch nach und nach die innige Verschmelzung beider Völker und die fast 200 Jahre dauernde glänzendste Epoche der polnischen Geschichte herbei geführt wurde. Die Grenzen von Litthauen, welche besonders das Schwert von Goedymin und Olgierd gezeichnet hatten, zogen sich weit nördlich am baltischen Meere und längs der Küste von Samogitien und südlich bis an das schwarze Meere hin, so daß um diese Zeit die tartarischen Chans, die Woiwoden der Moldau und Wallachei, Vasallen dieser Krone waren. Mehrmals boten die Böhmen dem Wladislaw Jagello die Krone an, und deutsche Fürsten buhlten um sein Bündniß. Nur die deutschen Ritter, die so lange schon mit den Litthauern verheerende Kriege geführt, leisteten ihm Widerstand, und, wiewohl er sie im Jahre 1410 in der berühmten Schlacht von Tannenberg, wo er unter seinem Feldherrn Withold mit 51 polnischen und 40 litthauischen Fähnlein gegen sie anrückte, wo er auch bereits 3 Kanonen hatte, fast gänzlich vernichtete, vermochte er doch nicht Hinterpommern und Preußen wieder zu erobern. Litthauen war jedoch noch nicht ganz mit Polen vereinigt; es blieb gewissermaßen nur ein Bundesstaat von ihm, nicht nur mit eigenen Gesetzen und eigner Verwaltung, sondern auch mit einem besondern Großherzog, der aber immer der älteste Sohn und Thronfolger des Königs war. Im J. 1434 folgte als der zweite Jagellone Wladislaw III., jener berühmte Fürst, unter dem zuerst Polen seine Stellung als Schutzvolk der europäischen Civilisation gegen asiatische Barbarei bewies. Im Jahr 1443 zum König von Ungarn gewählt, begann er den ersten Krieg gegen die Türken und fiel 1444 in der Schlacht bei Warna. Unter seinem Nachfolger Casimir IV. wurden die deutschen Ritter nach einem 13jährigen Kriege so gedemüthigt, daß im Frieden zu Thorn 1466 Pommern und Westpreußen an Polen gegeben und Ostpreußen von ihnen zur Lehn genommen werden mußte.

In diesem Zeitraum fällt der wahre Culminationspunkt des Glücks und des Ruhms der Nation. Nichts fehlte ihr, weder kriegerische Macht, noch Einfluß auf die Künste, noch Entwickelung der Industrie, noch Blüthe des Ackerbaues. Durch den Besitz der Ufer des baltischen Meeres fand man die verlornen oder erschwerten Absatzwege wieder und eröffnete wiederum dem Handel die Wege, die so lange gemangelt hatten. Die Nation tauschte ihre Produkte gegen andere aus und war nicht mehr das Opfer fremden Speculationsgeistes. Die Kaufleute von Danzig, von Königsberg und andern Meerhäfen besuchten die Kornmärkte im Innern des Landes und führten den Ueberfluß der Aernten aus; die Engländer strömten zu dem baltischen Meere und errichteten selbst Comptoire in Kazimierz an der Weichsel und in Kowno an der Wilia und dem Niemen. Von allen Seiten sah man, von Privilegien ermuntert, Städte, blühende Flecken, Ackerbaucolonien sich erheben und sich mit Künstlern und Handwerkern bevölkern. Die Sitten des Volks aber, ganz ähnlich den heutigen, beschreibt ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber Dlugosz also: „Der polnische Adel, begierig nach Ruhm, verachtet die Gefahren und den Tod. Er verschwendet sogar mehr als seine Einkünfte erlauben. Treu dem Fürsten liebt er die Beschäftigung mit der Cultur der Felder und der Heerden. Menschlich für die Fremden, übertrifft er alle Nationen an Gastfreundschaft, Zuvorkommenheit und Wohlthätigkeit; aber er ist hart gegen seine Bauern. Das Landvolk, neigt sich zum unmäßigen Genuß der Getränke und zu Zänkereien; aber es verrichtet die peinlichste Arbeit mit Eifer und erträgt geduldig den Hunger, die Kälte und jede andere Beschwerde. Leichtgläubig gegen phantastische Erzählungen, liebt es die Märchen. Für gute Wohnungen sorgt es wenig. Kühn bis zur Verwegenheit, besitzt es einen natürlichen Verstand und ist einfach in seiner Kleidung u. s. w." Im Allgemeinen war der Charakter der Regierung aller Jagellonen (Casimir IV. bis 1492, Johann Albert bis 1501, Alexander bis 1506, Sigismund I. bis 1548, Sigismund August bis 1572) durchaus derselbe: äußere Ruhe, Steigen des innern Glücks, der Cultur, der Künste und Wissenschaften, jedoch als eine unvermeidliche Folge davon Entwöhnung des Adels vom Krieg, dadurch gestiegene Sucht nach größerer politischer Bedeutsamkeit und geschwächte Macht der Könige. Das Letztere begann schon unter Casimir IV., der, von den 13jährigen

Kriegen gegen die Deutschen erschöpft, bei Gelegenheit des kurzen Kriegs mit den Moskowitern, die sich unter dem Zaar Iwan Wasiljewicz zu erheben begannen, von der Nation neue Subsidien verlangte und deshalb den ersten allgemeinen Reichstag zu Petrikau berief, wo er die Anzahl der Deputirten auf 2 für jedes Gut festsetzte. Der Mißbrauch davon war leicht vorauszusehen. „Sie begannen", sagt der gleichzeitige Erzbischof Kromer, „die öffentlichen Angelegenheiten mit Hinwegsetzung über die bevorstehenden Gesetze zu berathen. Callimachus rieth dem König Johann Albert, sich gegen die Uebergriffe des Adels zu hüten: und wenn dieser König diesen Rath befolgt hätte", fügt der gelehrte Czacki hinzu, „so würde er den Tadel seiner Zeitgenossen vermieden und das Schicksal seines Volks in der Zukunft gesichert zu haben". **Unter dem König Alexander wurde es noch schlimmer. Der Reichstag zu Radom gab im Jahre 1505 ein Gesetz, welches in den legislativen Abstimmungen Einstimmigkeit verlangte, so daß ein einziges Veto den Beschluß des ganzen Reichstags umwarf.** Von da an maßten sich die Landboten, welche Anfangs blos zur Bewilligung der Abgaben berufen waren, das Recht an sich in alle öffentliche Angelegenheiten zu mischen, selbst in die der ausübenden Gewalt. Die verständigen Leute der Zeit sahen die Gefahren voraus, und Tenczynski sprach die prophetischen Worte: „Gedenkt an mich, von diesen Landboten wird einst unser aller Untergang hervorgehen". Auch der Luxus, der mit dem Wachsthum des Handels sich seit 1466 in Polen einschlich, begann die einfachen Sitten zu verderben. Unter Johann Albert und Alexander wurde der Aufwand der Tafel und der Kleider übermäßig, und man nahm die kostbare tartarische und türkische Tracht an. Dennoch aber waren auf der andern Seite die Sitten des Volks sanfter und friedlicher geworden, und das kriegerische, besonders unter den beiden Sigismunden, arbeitsame und friedliche Volk schien seine Schlachtschwerter zerbrochen und Pflugschaare daraus gemacht zu haben. Die Edeln bauten Schlösser, verbesserten ihre Landgüter und richteten die Thätigkeit des Geistes und die lebendige Intelligenz auf die Künste und den Ackerbau. Im Verhältniß aber zum Zustande der übrigen Länder Europas waren die polnischen Sitten auch damals die reinsten, strengsten und duldsamsten. Das Land genoß damals noch in der Elite des Volks wenigstens alle segensreiche Früchte jener Freiheit, an welcher auch der ärmste Edelmann in gleichem Grade wie der reichste Theil nahm. Vorzüglich zeigte sich das in der religiösen Duldsamkeit. Während damals die Religionsstreitigkeiten den Continent verheerten, Scheiterhaufen brannten und Tausende auf das Schlachtfeld trieben, herrschte in Polen volle Religionsfreiheit und überall Toleranz. Selbst der Reichstag, der 1573 nach dem Tode Sigismund August's gehalten wurde, gewährte allen Religionsbekenntnissen gleichen gesetzlichen Schutz.

So war gegen das Ende der Jagellonen-Herrschaft Polen der glücklichste, erleuchtetste und mächtigste Staat. Selbst Kriegsflotten lagen besonders auf der Station von Wladislawow auf der Insel Hela; Waffendepots und Arsenale waren in Puck, Wladislawow und Kazimierzow; Castelle schützten die Küsten. Es wurden Kupfer-, Silber- und Eisenmühlen bearbeitet; es gab Wollen- und Metallfacturen, und Handelsschiffe bedeckten die Weichsel und den Niemen. Da starben mit Sigismund August die Jagellonen aus. Die Wahlmonarchie trat ein, und all dieser Glanz sank reißend schnell. Jetzt waren es vornämlich auswärtige Fürsten, welche mit allen Mitteln der Bestechung und der Intrigue zu dem polnischen Throne sich drängten, und den Adel auf der einen Seite sich durch Beschränkung ihrer Macht gegen ihr zu großes Uebergewicht über die Einheimischen Garantie zu suchen, zwangen, auf der andern ihn den Thron verkaufen lehrten. Schon jetzt bewarben sich der Czaar, der deutsche Kaiser und der König von Schweden nebst Heinrich von Anjou. Der Letzte, als der Entfernteste, wurde gewählt, mußte aber vorher folgende Bedingungen, seitdem pacta conventa geheißen, beschwören: er durfte seinen Nachfolger nicht ernennen, sich nicht ohne Einwilligung des Senats vermählen, ohne Bewilligung des Reichstags keinen Krieg erklären und keinen Vertrag schließen, den Akatholiken vollständige Freiheit bewilligen, einmal wenigstens in zwei Jahren den Reichstag berufen, den Schatz nicht verschwenden, und mit dem Bruch einer dieser Bedingungen war die Nation jedes Gehor-

sams gegen ihn ledig. Heinrich, die despotische Regierungsweise der französischen Könige gewohnt, entfernte sich wenige Monate nachher schon aus dem Lande und der Adel wählte den Großfürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, einen kräftigen und kriegerischen Mann, der siegreich mit den Moskowitern um Liefland kämpfte. Nach seinem Tode aber 1587 traf man die unglückliche Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund Wasa.

Von Jesuiten erzogen, hatte er bei ihnen die Proselytensucht eingesogen. Die Jesuiten wurden mächtig unter seiner Regierung, entzündeten das Feuer der Zwietracht und riefen die Volksverfolgungen gegen die Protestanten hervor. Zugleich ging er wegen seines Ultrakatholicismus der schwedischen Krone verlustig und verwickelte von da an Polen in die mörderischen, fast allen Wohlstand des Landes auf das schrecklichste niedertretenden, Kriege mit Schweden. Aber auch nach Süden hin weckte sein zelotischer Eifer neue Feinde. Er verfolgte die unirten Griechen in den reußischen Provinzen. Der Woiwode von Wallachien zeigte sich bewaffnet an den Grenzen, und das Volk nahm dort eine drohende Stellung, daß ohne des großen Hetman Johann Zamoyski Tapferkeit schon damals das Reich zerfallen wäre. Unter einer solchen Regierung wurden die Reichstage offene Schranken des Kampfes und der Zwietracht, und im Jahre 1605 bildete sich die erste gesetzliche bewaffnete Insurrection, die unter dem Namen von Conföderationen so berühmt geworden sind. Unter seinem Nachfolger Wladislaw IV. (von 1632—1648), seinem Sohne, erhielt sich das Land noch aufrecht. Desto fürchterlicher wurden die Stürme unter dessen Bruder Johann Casimir (1648—1668). Zuerst erhob als Anführer der unirten Griechen Bogdan Chmielnicke die Fahne des Aufruhrs und zog auch die ihrer Religion wegen verfolgten Kosaken, ein arbeitsames und kriegerisches Volk, welches Polen gegen die Einfälle der Tartaren vertheidigte, mit hinein. Das Blut überschwemmte die Ufer des Dnieper, Brand und Verwüstung verheerten das Land, zugleich benutzen auswärtige Mächte diese Noth. Schweden und Brandenburg begannen einen Krieg, dem der schwache Casimir so wenig gewachsen war, daß eine bewaffnete Conföderation des Adels zu Dyszowa die Schweden, die unter Karl Gustav bis nach Krakau gekommen waren, aus dem Lande zu vertreiben suchte, aber die 3tägige Schlacht bei Warschau 1656 erhob den Waffenruhm der verbundenen Schweden und Brandenburger. Jene Conföderation wurde übrigens gestiftet, weil der verrätherische Landbote Peter Sicinski auf dem Reichstage zum ersten Male sich des liberum veto bediente, den Reichstag zerriß und dadurch den ewigen Fluch der Nation auf sich lud. Johann Casimir mußte den berühmten Frieden zu Oliva 1660 mit der Abtretung eines Theils von Liefland an Schweden und der Souveränetät von Preußen an den Kurfürsten von Brandenburg, und den Frieden zu Andruszow 1667 mit dem Verlust von Smolensk, Severien, Czernichow, Kiew und der ganzen Ukraine erkaufen. Gräßlich waren aber die Verwüstungen im Innern des Landes. Nach Bandtke sollen in diesem fürchterlichen Kriege 3,000,000 Seelen verloren gegangen sein, und nach Zeiler haben die auswandernden Kosaken allein gegen 1,200,000 Gefangene mit sich fortgeführt. Ganze blühende Städte verschwanden oder sanken, wie z. B. Gnesen und Samter im heutigen Großherzogthum Posen, zu kleinen Landstädten herunter.

Johann Casimir vertauschte 1668 freiwillig die Krone mit dem Kloster. Sein Nachfolger Michael Wisniowiecki, ein Eingeborner, machte schon 1674 wiederum dem großen König Johann Sobieski Platz, welcher, ebenfalls eingeborner Feldherr, durch einen glücklichen Krieg gegen die Türken, durch den Frieden von Zurawne die Ukraine wieder gewann und 1683 die abendländische Welt durch seinen Sieg bei Wien von der Erdrückung durch die Türken befreite. Unter seinem Nachfolger August II. von Sachsen, verwüstete der nordische Krieg Karl's XII., an welchen August ohne Willen der Nation Theil genommen, das Land. Den Polen ward 1706 Stanislaus Leszczynski von den Schweden als König aufgedrungen, 1709 nach der Schlacht bei Pultawa aber ihnen August wieder zurückgegeben. Dieser stiftete den weißen Adlerorden, und dieses sagt Lelewel, konnte nur geschehen, weil eben damals kein Reichstag, folglich auch kein Sammelpunkt der Opposition gewesen war. Im Jahre 1717 folgte ihm sein Sohn unter dem Namen August III

Lelewel schildert also den Zustand des Landes. „Seit dem Anfange der Regierung Johann Casimir's und dem Kosakenkriege bis zu Ende der schwedischen Kriege waren 70 Jahre verflossen, während welcher Polen von ununterbrochenen Mißgeschicken heimgesucht ward. Durch dieses Mißgeschick und mannichfaltige Uebel war der Staat vermindert und geschwächt; vermindert durch den Verlust verschiedener Provinzen, geschwächt durch den Abzug der Kosaken, durch die Entfernung der Socinianer und vieler Protestanten, und durch die Ausschließung der zurückgebliebenen Dissidenten von dem Genusse der staatsbürgerlichen Rechte. Geschwächt war ferner die gesammte Masse der Nation durch wirkliche Verarmung und Noth, durch jesuitische Erziehung oder gänzliche Vernachlässigung derselben, durch die geistige Finsterniß, die hier, wie überhaupt in Europa, während des 17. Jahrhunderts geherrscht hatte, endlich durch die von 70jährigen heftigen Erschütterungen eingetretene Abspannung. So folgte ein Zustand der Erstarrung und Lähmung, so daß Polen während der fernern Regierung der Könige aus dem sächsischen Hause keine Regung nationaler Lebensthätigkeit mehr äußerte. Die Nation hielt sich dabei für glücklich; so sehr war sie der Leiden und Erniedrigung gewohnt. In falschen Begriffen und Ansichten befangen, freute sie sich ihrer Gesetzlosigkeit und rohen Gastfreiheit".

So stand Polen bei der Thronbesteigung der russischen Kaiserin Katharina II. seinem östlichen Nachbar gegenüber, der mit aller Kraft, List und allem Trug despotischer, ehrgeiziger Gewalt auf das erschöpfte Land, wie auf eine lang ersehnte Beute, gierig loszustürzen beabsichtigte. Es kam der Kaiserin Alles darauf an, das Land in diesem wehrlosen Zustande zu erhalten, und nachdem bereits Peter III. mit Friedrich II. übereingekommen war, nach dem Tode August's III. nur einen Eingebornen auf den polnischen Thron gelangen zu lassen und die Dissidenten zu unterstützen, war Katharina kühn genug, dem König von Preußen in dem Allianzvertrage vom 11. April 1764 geheime Artikel aufzudringen, nach denen beide sich geradzu die Erhaltung der Anarchie in Polen zusicherten. Der Kaiserin Pläne wurden sonderbarer Weise durch die ersten polnischen Patrioten unterstützt, welche ihr Vaterland aus dem Zustande der Gesetzlosigkeit und der Erstarrung zu dem frühern Glanz wieder erheben wollten. Denn um die Mitte der Regierung August's III. hatten von allen Seiten solche Bestrebungen begonnen, die sich besonders auf die Bildung und die Wiedererweckung des Volks erstreckten, und in welchen besonders der Orden der Piaristen mit den ersten Würdeträgern der Nation zu wetteifern begonnen hatte. In politischer Hinsicht versuchten dieselben, monarchische Ideen ihren Landleuten einzuflößen, und nach Lelewel wirkte der glänzende Hof des weisen und gebildeten Stanislaus Lesczczynski in Nancy, an welchem sich beständig eine Menge Polen aufhielten, außerordentlich auf Polen zurück. Besonders waren es aber die beiden Czartoriski, Michael, Kanzler, von Litthauen und August, Woiwode von Reußen, welche ihr Vaterland zu einer erblichen constitutionellen Monarchie zu machen strebten. Bei der, unter Anführung von den verschiedenen Radziwill's und Branicki's, so starren altrepublikanischen Gegenpartei glaubten sie ihre Regenerationsbestrebungen durch die Unterstützung Rußlands durchsetzen zu müssen, und übernahmen es daher bei August III. Tode, den polnischen Gesandten in Petersburg, Stanislaus August Poniatowski, einen Liebhaber der Kaiserin, auf den Thron zu heben. Mit Hülfe einer unter dem Schutz russischer Bajonette in Warschau zu Stande gebrachten Reichstagsconföderation, welche die Entfernung der unabhängigen Patrioten zur Folge hatte, wurde Stanislaus August am 13. Sept. 1764 gewählt. Sobald die Sache geschehen war, vereitelte Rußland alle Reformpläne der Czartoriski's. Und es begann jenes freche verderbliche Spiel, welches mit List, Trug und Gewalt jede Anstrengung der polnischen Patrioten betrog und unterdrückte. Erst unterstützte Repnin, der russische Gesandte, die Republikaner und Dissidenten, welche sich in einer Unzahl kleiner Conföderationen im ganzen Lande gebildet gegen die Reformen der königlichen Partei, welche die Abschaffung des liberum veto und die Organisation eines stehenden Heeres von 100,000 Mann durchsetzen wollte, vereinigte sie zum Conföderationsreichstage zu Radom, beherrschte diesen wieder mit seinen Truppen, zwang sie dort, die schimpfliche Garantie Rußlands für die altrepublikanische

Verfassung zu beschwören und, um den ganzen Zweck der Conföderation zu vereiteln, den König selbst in die Conföderation aufzunehmen. Als hierbei sich der ganze polnische Unabhängigkeitsgeist und Patriotismus zeigte, wurden in der Nacht vom 13. Oct. 1767 die würdigsten Männer Kajetan Soltyk, Bischof von Krakau, Joseph Zaluski, Bischof von Kiew, Wenzel Rzewuski, Woiwode von Krakau und Sewerin Rzewuski, Starost von Dolin, mit Gewalt aus Warschau über Wilna und Kaluga abgeführt.

Die Entrüstung führte zu der Conföderation von Bar in Podolien am 29. Febr. 1768, gestiftet von Joseph Pulawski, Starosten von Warka, nebst seinen drei Söhnen und zwei Neffen, von Franz Potocki, Woiwoden von Kiew, und den beiden Krasinskis. Sie verbreitete sich über das ganze Königreich, wußte jedoch sich nicht unter eine leitende Centralgewalt zu vereinigen und kämpfte in kleinen Abtheilungen gegen die überall anrückenden russischen Truppen bald siegend bald unglücklich. Da sie zugleich den Fehler beging, nicht blos für die Wiedergewinnung und Unabhängigkeit des Landes, sondern auch gegen die Dissidenten aufzutreten, so blieb sie fast blos auf den Adel allein beschränkt. Von auswärts wurde sie nur durch schwache Geldhülfe von Seiten Sachsens und von Frankreich ebenfalls nur auf indirecte Weise durch Erregung eines Türkenkrieges gegen Rußland und durch Zusendung einiger Offiziere, worunter der später so berühmt gewordene General Dumouriez, unterstützt. Als aber endlich die Russen den Türkenkrieg glücklich beendigt, in Frankreich der Minister Choiseul entlassen worden, fehlte es überall an Mitteln, trotz der in diesem Kriege, in welchem die Russen unter Anderm von dem wegen seiner Grausamkeit verfluchten General Drewitz angeführt wurden — von dem polnischen Adel in alter Glorie bewiesenen Tapferkeit, geführt von ihren Helden Casimir Pulawski, Sawa, Karl Radziwill, Zaremba, Simon Kosakowski, Oginski, Clemens Branicki. Unglücklicher Weise ließen sich die Conföderirten verleiten, nachdem sie 1770 den König abgesetzt hatten, den tollkühnen Plan Strawinski's zu billigen, der den Stanislaus August am 3. Nov. 1771 zu entführen versuchte, aus Unvorsichtigkeit aber seine Beute sich wieder entschlüpfen ließ, und der deshalb den Verdacht eines in Polen unerhörten und von der ganzen Nation verabscheuten Verbrechens, des Versuchs zum Königsmorde, auf sie lud. Dies versetzte der Conföderation den letzten Stoß. In derselben Zeit hatte Katharina ihren schmachvollen Theilungsvertrag bei den Höfen von Berlin und Wien durchgesetzt. Mit den Russen drangen jetzt preußische und österreichische Truppen ins Land, mit gelehrten Deductionen der angeblichen Ansprüche ihrer Höfe auf Theile von Polen, die aus dem 13. Jahrhundert hergeleitet waren. Den 13. Jan. 1773 erschien das Manifest, das die Theilung Polens verkündigte. Fast das ganze Land weigerte sich, Landboten zu dem Reichstage zu ernennen, der diese That sanctioniren sollte. Die Preußen und Oesterreicher verhinderten die Wahlen in den von ihnen besetzten Bezirken. Mit großer Mühe brachte man am 19. April einen außerordentlichen Reichstag zusammen, welchen der Landbote Adam Poninski zu einem Conföderationsreichstage bilden mußte, da die Lithauer Reytan und Korsak unter den drohendsten Gefahren für ihr Leben ihr Veto eingelegt hatten. Dennoch konnte kein anderer Beschluß bewirkt werden als der, daß man über die Vorschläge der drei Könige nicht abzustimmen nöthig hätte. Der zum Fürsten ernannte Poninski und der König ernannten nun eine Delegationscommission, das Theilungsgeschäft vorzunehmen; sie mußte Alles thun, was die fremden Mächte ihr vorgeschrieben. Die Anerkennung der fremden Besitznahme erfolgte 1773 unter vielfachen Protestationen von Seiten der ganzen Nation und mit unzulänglichen Unterschriften, zu denen sich verschiedene Mitglieder der Delegation selbst nicht durch Bedrohung ihres Lebens bewegen ließen. Polen verlor 3925 □M. des bevölkertsten und ergiebigsten Landes. Davon nahm Rußland 2000 □M., das Land zwischen der Düna und der Dnieper, enthaltend die Woiwodschaften Mscislaw, Witepsk, Polock und Liefland mit einem Theile der Woiwodschaft Minsk; Oesterreich gegen 1400 □M., nämlich Rothreußen mit einem Stück von Podolien und den zwischen der Weichsel und den Karpathen gelegenen Theilen der Woiwodschaften Sandomir und Krakau, die es zu Königreichen unter den Namen Gallizien und Lodomerien erhob; Preußen dagegen 630 □M.,

nämlich die Woiwodschaften Marienburg, Pommerellen, Ermeland, Culm und einen Theil von Großpolen an der Netze mit Ausschluß von Danzig und Thorn. „Es ist offenbar“, sagt der berühmte englische Kanzler Brougham in seinen Buch über Polen, „welcher Staat auch zuerst diese abscheuliche Verhandlung vorgeschlagen haben mochte, daß Katharina die wahre Ursache und erste Urheberin davon war; die Schande, welche sie frech genug war, ganz auf ihr Haupt hervorzurufen, wird ihr Andenken in den Augen der entferntesten Nachwelt schwärzen; und wenn ja ein Geschichtschreiber geblendet durch den Glanz ihrer Regierung, diese große Uebertretung zu bemänteln versuchte, würde sein eitles Bestreben, dieses Verbrechen zu verringern, nur dazu dienen, ihn zum Mitgenossen ihrer Schande zu machen. Denn der Verlust einiger äußerer Provinzen, so schmerzlich er sein mußte, war doch nichts gegen ihr neues Attentat auf das Leben dieses Volks, daß sie die Delegation zwang demselben eine Verfassung vorzuschreiben, welche die alten politischen Mißbräuche, das liberum veto, zu verewigen befahl, und Rußland zum Garanten dieser Verfassung gesetzlich machte, und den Polen so auf immer die Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes untersagte.

Polen bestand nach dieser Zerstückelung nur noch aus 8,000,000 Seelen, deren Finanzen so zerrüttet waren, daß in dem ersten Jahre sich ein Deficit von 19,000,000 Gulden ergab. Es war dabei jetzt vom Meere abgeschnitten, die freie Schifffahrt auf der Weichsel unterbrochen, und der Getreidehandel sank so furchtbar, daß, während im Jahre 1770 in Danzig allein 25,000 Last Weizen und 36,500 Last Roggen abgesetzt worden waren, die Ausfuhr des Weizens nur 3000, die des Roggens nur 4000 Last jetzt betrug. Dabei hatte die Nation nur langsam ihre politischen Vorurtheile durch gegenseitige Belehrung auszurotten, und während es daher in jeder Weise eine lange Zeit brauchte, um sich auf den Standpunkt der Wehrhaftigkeit zu stellen, reichten sich die Nachbarstaaten, an Kraft und Stärke furchtbar gewachsen, eintrachtsvoll zum Untergang der Republik die Hände und umschlangen sie mit unzerbrechlicher Kette. Dennoch verzweifelte die Nation nicht, sondern harrte einem günstigern neuen Zeitpunkte zum neuen Handeln entgegen. Es verdient auch die allerhöchste Bewunderung, was die Nation in den nach der ersten Theilung folgenden 15 Friedensjahren in politischer Verbesserung ihres Zustandes und in der Erhebung in den materiellen Kräften leistete, und wie sie hier sowohl deu unverdorbenen Kern ihrer gesunden Natur, ihre unvermischte physische und geistige Kraft, ihre intellectuelle und einsichtsvolle Gelehrigkeit und vor Allem ihre patriotische Hingebung bewies. Schon 1778 war unter Anderm durch eine freiwillige Beisteuer der Geistlichkeit die Schuld gedeckt, und in den folgenden Jahren war stets ein Ueberschuß der Einnahme. Die erwachte Nationalthätigkeit war auf Mittel bedacht, die Ausfuhr über das schwarze Meer in Aufnahme zu bringen, zu welchem Zwecke große Summen auf Actien angelegt wurden. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden der Oginskische Kanal, der die Pripetz mit dem Niemen, und der Muchawiecer, der sie mit dem Bug in Verbindung setzte, beendigt und eröffnet. Der Credit erhob sich und erleichterte die Ausführung solcher Unternehmungen, wie auch die Anlegung vieler Banken und die Circulation zahlreicher Kapitale. Daß sich Alles erhalten hatte und zu neuem Leben gediehen war, zeigte sich deutlich daraus, daß der Schatz der Republik vom Jahre 1776 an seine Einkünfte ohne Schwierigkeiten verdoppelte, daß die Einkünfte vom Zollwesen in den Kronlanden von 260,000 Gulden jährlich auf einmal bis über eine Million stiegen und auch in Litthauen sich in gleichem Maße hoben. Die nicht weniger steigende Einnahme vom Stempelpapier war gleichfalls ein hinreichender Beweis der regern Thätigkeit der Nation: sie hatte in den Kronlanden jährlich gegen 160,000 Gulden betragen, gab vom Jahre 1776 plötzlich auf 320,000 und stieg in der Folge allmälig auf 400,000; in Litthauen stieg sie in gleichem Verhältnisse. So nahm der Wohlstand des Landes zu, und unter den Einwohnern offenbarte sich eine allgemeine Lebendigkeit und Betriebsamkeit.

Ganz außerordentlich aber waren die Bestrebungen, die Bildung, Wissenschaftlichkeit und geistige Cultur des Volks zu erheben, und es schien im erhöhten Grade die glänzende

Epoche des Zeitalters der Sigismunde in der polnischen Literatur wieder zu kehren. Ein großer Theil wendete sich auf die politische Literatur. Es erfolgten zahlreiche Discussionen über die schwierige Lage Polens und der Mittel, den Staat zu retten, über die Vorurtheile und Mißbräuche unter dem Adel und der Aristokratie, über die Rechte und Freiheit des Landmanns und über die Nationalkräfte des Landes. Der Adel lieh geneigtes Ohr den vorgeschlagenen Plänen zur Errichtung einer beständigen Auflage und eines regelmäßigen Heeres; er zeigte sich mit jedem Tage mehr geneigt, dem gefährlichen Vorrechte der Königswahl zu entsagen und das unselige Gesetz der Einstimmigkeit war, als ein Werkzeug der russischen Politik so gebrandmarkt, das im Laufe der verschiedenen, 10 Jahre hindurch gehaltenen Reichstage, nicht ein einziger Landbote die Kühnheit hatte, von seinem Veto Gebrauch zu machen. Als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochen war, wagten die Polen nicht nur, ein von Katharinen angebotenes Bündniß zurückzuweisen, sie wagten es sogar, ihr die Erlaubniß zu versagen, ein Corps Reiterei von 30,000 Edelleuten im Gebiet der Republik zu werben. Unterdeß neigte der Zustand Europas mit jedem Tage sich mehr und mehr dahin, den Polen Luft zu verschaffen. Preußen trennte sich von Rußland und verband sich nach und nach mit England, Holland und Schweden; die edelmüthige von ihm bei Bayerns Vertheidigung bewiesene Politik, stellte es an die Spitze aller unabhängigen Mitglieder des deutschen Staatenbundes. Die Türkei erklärte Rußland den Krieg und die österreichische Regierung fand sich ganz und gar mit der Unzufriedenheit und den Empörungen beschäftigt, die Joseph's übereilte Neuerungen in den verschiedenen Provinzen der Monarchie erregt hatten. Eine furchtbare Verbindung bildete sich mit der Zeit gegen die russische Macht. Die Umstände wurden so günstig für die Polen, daß in dem zwischen Preußen und der Pforte zu Konstantinopel 1790 geschlossenen Tractate beide Mächte sich verbindlich machten, allen ihren Einfluß anzuwenden, um von Oesterreich die Herausgabe der polnischen Provinzen zu erhalten. Auf sechs Reichstagen (1776, 1778, 1780, 1782, 1784, 1786) wurden mit verschiedenem Glück nationelle und legislative Verbesserungen vorgenommen, die vom König kräftig unterstützt wurden. Nachdem namentlich von Andreas Zamoyski ein vortrefflich Codex ausgearbeitet worden war, schritt man 1788 zu dem berühmten Constitutionsreichstage, auch der Vierjährige oder Doppelte genannt, weil er erst 1792 vertagt wurde, auf welchem man mit um so größerer Entschlossenheit zu einer vollständigen neuen Organisation des Staates schritt, als schon am 18. Nov. der König von Preußen hatte erklären lassen, daß die russische Garantie der bisherigen Constitution auf keine Weise die polnische Nation in dem ihr zukommenden freien und unabhängigen Wirken beschränken dürfe. Ja, am 29. März 1790 kam sogar ein von ihm nachgesuchtes Bündniß zu Stande, vermöge welches der König von Preußen der Republik auf den Fall seinen Beistand zusagte, wenn sie wegen Verbesserung ihrer Constitution feindlich behandelt werden sollte. Auf dem Reichstage konnte die russische Partei unter Anführung von Xaver Branicki nur dadurch Hindernisse in den Weg legen, daß sie die Zeit mit so viel Nebenfragen als möglich auszufüllen suchte. Doch der feste Wille der Patrioten siegte auch hierüber, indem, als 1790 der Reichstag gesetzlich zu Ende ging, man sogleich einen neuen und, weil so wichtige Fragen zur Sprache kamen, mit einer doppelten Anzahl von Landboten, welche die Nation hierzu wählen mußte, anzuordnen beschloß.

Gegen das Jahr 1790 aber begannen sich die äußern politischen Verhältnisse plötzlich wieder zu ändern. Rußland schloß Frieden mit Schweden und der Türkei, Preußen ward von England verlassen, und dies bestimmte den Reichstag, nur um so rascher zu verfahren, so daß im Frühjahr 1791 jene Verfassung bereits proclamirt werden konnte, welche unter dem Namen der Constitution vom 3. Mai so berühmt geworden ist, und der Einsicht des Patriotismus des polnischen Volkes den Ruhm erwarb, auf dem europäischen Continent zuerst mit freiwilliger Aufopferung und ohne Gewalt sich eine Verfassung gegründet zu haben. Die katholische Religion sollte zwar die herrschende im Lande sein, allen übrigen Confessionen aber völlige Freiheit zustehen; der König war katholisch, die Krone erblich; der Adel sollte zwar bei seinen Rechten und Privilegien verbleiben und völlige Gleichheit

unter sich genießen; den königlichen Städten aber freie Repräsentation durch Deputirte zu dem Reichstag bewilligt werden. Dazu eröffnete die Erlangung der Deputirtenwürde oder irgend eines Civil- und Militärpostens die Aufnahme in den Adelstand. Der Landmann ward unter den Schutz der Gesetze gestellt, damit seine persönliche Freiheit vor der Willkür gesichert wäre. Die gesetzgebende Gewalt ward dem alle zwei Jahre zusammenkommenden in 2 Kammern getheilten Reichstage übertragen. Die Landbotenkammer, aus Abgeordneten des Adels und städtischen Deputirten bestehend, war im Besitze der Nationalgewalt; in ihr sollten die Vorschläge gemacht und debattirt und, wenn sie durchgegangen, der Senatorenkammer vorgelegt werden, worin die Bischöfe, Woiwoden, Castellane und Minister unter dem Präsidium des Königs saßen. Ueberall war die Mehrheit der Stimmen entscheidend; bei Gleichheit derselben aber gab der König den Ausschlag und konnte ein bereits angenommenes Gesetz bis auf den künftigen Reichstag zu neuer Berathung aussetzen. Die vollziehende Gewalt, in die Abtheilungen der Volksaufklärung, der Polizei, des Kriegs und des Schatzes zerfallen, war dem Könige zuerkannt. Ihm war ein Rath unter dem Namen des Wachraths beigegeben, der bereits am 1. Juni in Thätigkeit trat und aus dem Primas, 5 Ministern und 2 Secretären bestand. Der König ernannte die Senatoren und viele Staatsbeamte. Das Gerichtswesen war geordnet. Das liberum veto und alle Conföderatianen sollten aufhören und die Constitution alle 25 Jahre verbessert werden. Der Kurfürst von Sachsen, der nur eine Tochter hatte, die den sächsischen Thron nicht besteigen konnte, wurde zur erblichen Thronfolge berufen. Dieser lehnte den Antrag zwar nicht ab, aber er verstand sich zu dessen Annahme nur unter Bedingungen, die eine gewisse Besorgniß von seiner Seite verriethen. Friedrich Wilhelm II. von Preußen billigte diese Constitution, vor Allem aber die Aufhebung des Wahlsystems, durch ein eigenhändiges Schreiben vom 23. Mai 1791, trotzdem, daß am 1. April schon sein Antrag, ihm Thorn und Danzig abzutreten, auf das Entschiedenste zurückgewiesen worden war. Desto feindseligeren Sinn zeigte die russische Kaiserin, und von ihren Zusagen ermuthigt, stifteten die mißvergnügten Altrepublikaner unter Felix Potocki und Xaver Branicki, von dem nur der Letzte, mit einer Nichte Potemkins vermählt, ein offenbarer Verräther war, am 14. Mai 1792 die berüchtigte Conföderation zu Targowitz zum Umsturz der Constitution vom 3. Mai, wie auch zur Erhaltung und Unabhängigkeit der Republik.

Schon am 18. Mai erschien das russische Manifest, nach welchem eine russische Armee von 80,000 Mann und 20,000 Kosaken unter Kochowski und Kretschetnikof zur Beschützung republikanischer Freiheit und zur Erdrückung des angeblich dort eingeführten Despotismus in Polen und Litthauen einrückte. Als die Polen sich nun an Friedrich Wilhelm II. wandten, um ihn zur Erfüllung seiner Allianzpflicht aufzufordern, erhielten sie mit Schreck und Erstaunen am 8. Juni die Antwort, daß der König von Preußen, weil die Republik die neue Reichsverfassung ohne sein Wissen und seine Theilnahme angenommen habe, die Polen sich selbst überlassen müsse, wiewohl er in dem obenerwähnten eigenhändigen Gratulationsschreiben sich selbst glücklich geschätzt hatte, durch seine Ermunterung zu deren Einführung beigetragen zu haben. So hatten die Polen höchstens etwa 55,000 Mann den eindringenden Feinden entgegen zu setzen. So lange der König sich an deren Spitze stellen zu wollen erklärte, war die Nation voller Vertrauen. Aber Stanislaus August blieb zitternd und feig in der Hauptstadt und übertrug den Befehl seinem Neffen, dem damals noch so jungen Joseph Poniatowski. Dieser mußte sich jedoch bald vor Kochowski aus Volhynien, wie Bielak vor Kretschetnikof aus Litthauen zurückziehen. Ueberall fanden nur kleine Gefechte statt, welche die Armee ohne Nutzen schwächten, und von Bedeutung war nur die am 17. Juli 1792 von Thaddäus Kosciusko mit 4000 Mann gegen eine vierfache Uebermacht heldenmüthig gelieferte Schlacht, welche jedoch immer kein anderes Resultat haben konnte, als den polnischen Führer in den Augen des Volks für spätere Unternehmungen an die Spitze zu stellen. Deshalb vermehrten die Targowitzer Conföderirten mit Zwang die Anzahl ihrer Anhänger. Die Brüder Kosakofski stifteten in Litthauen einen ähnlichen Bund, der sich mit dem Targowitzer vereinigte. Der allen Muth

und alle Haltung verlierende König bot der Kaiserin die Abtretung der Krone für ihren Enkel Konstantin an, erhielt dagegen aber den Befehl, der Targowitzer Conföderation beizutreten, was er auch schamlos am 22. Juli 1792 that für sich und im Namen der Armee, wodurch er sich und der Nation die Waffen aus der Hand aus der Hand riß. Kochowski zog in Warschau ein, den polnischen Truppen wurden alle Verbindungen abgeschnitten, und 20.000 M. sogar nach der Ukraine verlegt und dort entwaffnet. Die Conföderirten eröffneten dagegen am 25. Dec. den berüchtigten Reichstag von Grodno. Am 9. Jan. 1793 erklärte der preuß. Hof, daß er während der Dauer des französ. Kriegs unmöglich jacobinische Unruhen im Rücken seines Landes dulden könne, und ließ eine Armee in Großpolen einrücken. Am 24. Febr. erklärte er Danzig als den Sitz einer bösartigen Faction und ließ es besetzen, und am 27. erließ er ein drittes Manifest, worin für nothwendig erachtet wurde, die Macht der poln. Republik auf die gehörigen Grenzen zu beschränken, und verleibte die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradz, Lentschiz, Stadt und Kloster Czenstochau, das Land Wielun, den größten Theil der Woiwodschaften Rawa und Plock, nebst Danzig und Thorn, 1061 □.M. des schönsten Landes, den preuß. Staaten ein. Am 29. März erklärte nun auch Rußland, das angeblich den Krieg für die republikanische Freiheit begonnen, es halte ebenfalls für angemessen, den Umfang des poln. Staates zu vermindern, um den gefährlichen, den Umsturz aller religiösen, bürgerlichen und politischen Verhältnisse bezweckenden Umtrieben der Jacobiner in Polen Einhalt zu thun. Die Kaiserin zog auf der Karte eigenhändig einen Strich vom östlichen Ende Kurlands über Pinsk durch Volhynien bis an die galizische Grenze in ganz gerader Linie, der nicht weniger als 4553 □.M. abschnitt. Mit Wuth und Entsetzen sahen sich die Conföderirten auf diese schmachvolle Weise von beiden Seiten verrathen, da ihnen auch Katharina die Grenzen des Staates zu respectiren geschworen hatte. Aber am bittersten ward der Haß wegen des Benehmens des preuß. Kabinets empfunden. Während der russ. Gesandte Sievers durch Drohungen und der König durch Ueberredungen den Reichstag, zu welchem kein Landbote aus den eben abgerissenen Provinzen zugelassen wurde, nach vielen Stürmen die Einwilligung in die russ. Besitznahme ablockten, war keine Gewaltthat im Stande, ihm dieselbe für Preußen zu entreißen; weder gewaltsame Fortführung von Landboten nach Besetzung des Saales mit russ. Truppen und Kanonen, noch Gefangenhaltung der ganzen, in der Nacht vom 22. — 23. September auf Stroh im Sitzungssaale schlafenden Versammlung, die zuletzt Tage lang auf alle Fragen mit dem hartnäckigsten Stillschweigen antwortete. Ankwicz, der Landbote von Krakau, und der Reichstagsmarschall Stanislaus Bielinski, legten dies Stillschweigen für Einwilligung aus, worauf der Tractat am 25. Sept. unterzeichnet wurde. Polen ward dadurch auf den Umfang von 4007 □.M. und seine Armee auf 15,000 M. beschränkt.

Unterdessen waren die vorzüglichsten Patrioten, die Marschälle des Constitutionsreichstages, Malachowski und Sapieha, nebst den vorzüglichsten Urhebern der Constitution vom 3. Mai, Ignaz Potocki und Hugo Kollontay und den Generalen Kosciuszko, Zajonczek nach Deutschland ausgewandert und sannen dort auf neue Unternehmungen. Von Warschau aus verbreiteten sich schon damals geheime Verbindungen über das ganze Land, das auf's Entsetzlichste ausgesogen und bedrückt wurde. Am Meisten erbittert waren die Truppen, welche sich theils auflösen, theils den Mächten den Eid der Treue schwören sollten. Nach einer vom König selbst gehinderten Unternehmung der Generale Byszewski und Dombrowski, Warschau zu überrumpeln, begann der General Madalinski, der mit seiner Brigade bei Ostrolenka entwaffnet werden sollte, von dort zwischen russ. und preuß. Truppen seinen Marsch nach Krakau, und als er, mit mehreren Abtheilungen unter Walewski und Wodzicki sich vereinigt, mit 5000 Mann in Krakau ankam, erschien dort Kosciusko und proklamirte am 24. Mai 1794 den Nationalaufstand. Die Constitution vom 3. Mai, Freiheit und Unverletzbarkeit des Gebiets und Unabhängigkeit waren die Losung desselben. Kosciusko wurde zum Oberbefehlshaber mit dictatorischer Gewalt ausgerufen, das Landvolk der Umgegend zog, mit Sensen und Spießen bewaffnet, den Linien-

truppen zu Hilfe, und mit ihnen schlug der Dictator am 4. April die Russen unter Tormansoff und Denisoff bei Raclawice. Am 17. folgte, besonders durch den berühmten Schuster Kilinski geleitet, der Aufstand in Warschau, wo Igelström nach dreitägigem furchtbaren Gemetzel in den Straßen, nach Verlust von 42 Kanonen, 4000 Todten und 1600 Gefangenen, sich mühsam rettete. Zakrzewski ward Präsident der Stadt; am 28. Mai dagegen, nachdem am 9. mehrere Verräther hingerichtet waren, wie Kossakowski u. Ankwitz ein höchster Rath angeordnet, zu dem Ignaz Potocki und Hugo Kollontay gehörten. In denselben Tagen begann in Lithauen der Aufstand; am 23. April nahm man Wilna, am 9. Mai Brzesc und Grodno. Wiewohl von allen Seiten die Truppen zu Kosciuszko eilten, war er doch nicht im Stande, dem Landvolk Begeisterung einzuflößen, das damals weder die Folgen der Constitution vom 3. Mai, noch die der Theilung begriff, und welchem der Dictator aus Schonung des Adels weder materielle Vortheile ertheilte, noch versprach. Dies war Kosciuszko's größter politischer Fehler. Die ewige Abneigung des Adels, die nach dem Constitutionsreichstage nicht besiegt war, ein zahlreiches stehendes Heer zu errichten, trug darum hier noch seine bösen Früchte; zu wenig eigentliche Soldaten waren im Lande, um mehr als 30,000 Mann zusammenbringen zu können. So stand auch hier der Adel trotz aller außerordentlicher Aufopferungen, mit Ausnahme der Bevölkerung von Warschau, allein da, und ganz nach dem polnischen Charakter, der nach dem ersten Gelingen seiner wagehalsigen Unternehmungen sich leicht der Sorglosigkeit überläßt, wurde auch er, in allzu großem Vertrauen auf den Dictator, saumseliger. Mehre auf einander folgende Unglücksfälle kamen dazu, die öffentliche Stimmung herabzuziehen.

Kosciuszko war nicht immer glücklich in der Wahl seiner Beamten. So hatte er nach Lithauen als Anführer den furchtsamen und saumseligen Wielhorski geschickt, der trotz Michael Oginski's, Jasinski's und Anderer Bestrebungen, Wilna und fast ganz Lithauen verlor. In Warschau erregten Kollontay's allzudictatorische Maßregeln Erbitterung. In Krakau war Wisniawski zurückgelassen, der auf verrätherische Weise am 15. Juli die Stadt den Preußen übergab; und das dadurch erwachte Mißtrauen führte in Warschau am 25. Juni einen blutigen Volksaufstand herbei, bei welchem mehrere angesehene Leute vom Volke, unter ihnen der Bischof Masalski in seinem Ornate, aufgehängt wurden. Unterdeß hatte sich am 6. Juni Kosciuszko mit Denisoff bei Szocekocin in eine Schlacht eingelassen, in welcher die Ankunft von 24,000 Preußen auf dem Schlachtfelde im Augenblick des Sieges ihn zum Rückzuge nöthigte. Am 8. Juni war Zajonczek bei Chelm von Derfeld nach Lublin zurückgedrängt worden. Dennoch gelang es Kosciuszko, in das vom Volke befestigte Warschau zu gelangen, das hierauf Friedrich Wilhelm II. persönlich mit 50,000 Preußen und 9000 Russen belagerte. Mehrere Monate lang hielt sich die Hauptstadt, zumal die Preußen ihr schweres Geschütz erwarteten. Als aber der Castellan Mniewski in Cujavien einen Aufstand erregte, der bald in Großpolen um sich griff und namentlich das erwartete schwere Geschütz in die Weichsel versenkte, gingen die Preußen in der Nacht vom 6. zum 7. September von Warschau gänzlich zurück. Unterdeß führte Suwaroff 20,000 Mann über den Bug. Am 17. und 18. September stellte sich ihm bei Krupczyce der General Sierakowski mit einem kleinen Haufen entgegen und behauptete das Schlachtfeld, büßte aber durch die Ungeschicklichkeit seiner Unterbefehlshaber später die Artillerie ein und erlitt eine Niederlage. In dem Augenblicke war Kosciuszko aufgebrochen, um sich mit ihm zu vereinigen. Aber da der Russe Fersen von Süden herbeikam, wandte sich Kosciuszko, dessen Vereinigung aufzuhalten, auf Maciejowice zurück, wo er am 10. Oktober in der bekannten Schlacht in die Hände der Russen fiel. Nach ihm ward auf Kollontay's Vorschlag der der Kriegskunst ganz unkundige Thomas Wawrzecki zum Befehlshaber gewählt. Suwaroff rückte am 2. September, 40,000 Mann stark, vor Praga, das in aller Eile verschanzt worden war und von 8000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie unter Zajonczek vertheidigt wurde. In der Nacht vom 3—4. November drangen die Russen über die Schanzen herein; die zersprengten Truppen flohen nach Warschau und die 15,000 Einwohner von Praga wurden in einem furchtbaren Blutbad niedergemetzelt. Die Hauptstadt capitulirte am 8.

November. Das Heer zerstreute sich oder wurde von seinen Anführern entlassen; Dombrowski's Pläne vom König zurückgewiesen. Die Anführer des Heers und der Regierung wurden als Rebellen von den Russen, Preußen und Oesterreichern, die schon Anfangs Juli in Volhynien eingerückt waren, um diesmal wieder an der Beute Theil zu nehmen, als Gefangene fortgeführt. Nach Sibirien wurden allein 14,000 Polen geschleppt. Nach einigem Zanken über die Theilung des Raubes unter den drei Mächten empfing der König Stanislaus August 1795 von Petersburg den Befehl, sich nach Grodno zu begeben, und dort unterzeichnete er am 25. November die Entsagungsurkunde. Im Januar 1796 ward die Theilung vollbracht. Rußland nahm das Land bis an den Niemen und den Bug mit 2381 Q. M., Oesterreich das zwischen der Pilica und dem Bug mit 843 Q. M. und Preußen das Uebrige nebst der Hauptstadt Warschau mit 697 Q. M.. Der Name Polen war so gänzlich aus der Karte gestrichen.

Die Patrioten, welche der Gefangenschaft entgangen waren, wendeten sich nach Paris, Konstantinopel und Stockholm, um diese Mächte zu bewegen, Polens Wiederherstellung zum Endziel gemeinschaftlicher Kriege gegen die theilenden Mächte zu machen. Der berühmteste unter ihnen war der Fürst Michael Oginski, der in seinen bekannten Memoiren die unermüdlichen, allen Gefahren und Abenteuern trotzenden diplomatischen Bemühungen erzählt. Sie wurden zwar überall aufgemuntert, und die beiden leitenden Vereine, die sich in Paris und Venedig gestiftet, beschützt; jedoch schon im Baseler Frieden mit Preußen zeigte die französische Republik, daß sie nur an ihre Erhaltung denke. Erfolg kam erst in diese Bestrebungen, als der General Dombrowski aus dem Gefängniß entlassen war. Er kam den 30. September 1796 zu Paris an, wo ihm die Conföderationsacte, welche die zu Krakau vereinigten polnischen Patrioten trotz Oesterreichs Wachsamkeit den 6. Januar desselben Jahres aufgesetzt hatten, vorherging. Da dieselben sich verpflichtet hatten, Vermögen, Existenz und Alles, was in ihrer Gewalt stände, bei dem ersten Aufruf der französischen Nation aufzuopfern, und die zu Paris errichtete polnische Deputation als gesetzlich constituirt anerkannt hatten, so schlug Dombrowski den französischen Directoren vor, polnische Legionen zu errichten. Da aber die Constitution der Republik nicht gestattete, fremde Truppen in den Sold zu nehmen, so wurde der polnische General nach Italien gewiesen, um seine Entwürfe in den neuen Republiken, welche Bonaparte's Siege dort errichteten, zu verwirklichen. Von diesem unterstützt, kam am 9. Januar 1797 zu Mailand eine Uebereinkunft mit der Generalverwaltung der Lombardei zu Stande. Die Polen erhielten das lombardische Bürgerrecht, Sold und Unterhalt, behielten ihre Nationaltracht und das Commando in ihrer Sprache, nahmen die französische Cocarde, die Epauletten mit der Nationalfarbe der Lombardei und der Inschrift: „gli uomini sono fratelli“ an. Gleichzeitig erließ Dombrowski eine Proclamation an seine Landsleute in Polen, und diese fand so viel Anklang, daß bald ein ziemlich bedeutendes kampfgerüstetes Heer dastand, das alle Schlachten in Italien und Preußen mitfocht.

Der Friede zu Tilsit i. J. 1807 bildete hierauf aus dem größten Theile der preuß.-poln. Provinzen das Herzogthum Warschau (s. d.), welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, Friedrich August (s. d.), und zugleich mit dem franz. Gesetzbuche eine der franz. ähnliche Verfassung erhielt, welche besonders darauf berechnet schien, den gemeinen Mann zu heben, den Adel dagegen zu beschränken, um nach und nach das ganze verlorne Gleichgewicht zwischen beiden Theilen des Volks wieder herzustellen, das auf diese Weise am sichersten für künftige Selbstständigkeit herangebildet werden konnte. Danzig sollte eine von Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein franz. Waffenplatz. Die Dotationen franz. Officiere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dies das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob. Auch die Truppenstellungen für den franz. Kriegsdienst zerrütteten den Wohlstand des neugeschaffenen Staats und vernichteten, was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen

sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich i. J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die poln. Armee wetteiferte, unter franz. und Poniatowski's (s. d.) Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Krakau vor, und der wiener Friede, am 14. Oct. 1809, fügte zu dem Herzogthume Warschau Westgalizien hinzu. Das Herzogthum stellte nun ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 M. auf, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich auch der alte Nationalstolz wieder. Die alten Grenzen, ein eingeborner König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch baute Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland i. J. 1812, den er den zweiten poln. Krieg nannte. Eine poln. Generalconföderation rief in Warschau am 28. Juni 1812 feierlich die Wiederherstellung P.'s aus; doch die Begeisterung war nicht allgemein, und die Anstrengungen des Herzogthums, das von neuem über 80,000 M. ausrüstete, waren vergeblich, besonders da Litthauen sich nicht erhob. Tapfern Widerstand leisteten die Festungen Zamosc, Modlin und Thorn, in welchen aber auch franz. und deut. Truppen zur Besatzung gehörten. Die poln. Schaaren folgten Napoleon bis Frankreich, ein Theil sogar bis nach Elba. Indeß nahm Rußland das Herzogthum Warschau in seine Verwaltung. Danzig mit seinem Gebiete kam unter die preuß. Herrschaft zurück, und der Congreß in Wien entschied im Mai 1815 das Schicksal des Landes folgendermaßen: 1) Die Stadt Krakau (s. d.) bildet mit ihrem Gebiete eine freie und unabhängige Republik und regiert sich selbst nach eigenen Gesetzen; 2) der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk, so wie auch der im Frieden an Rußland abgetretene tarnopoler Kreis fällt an Oesterreich zurück; 3) der kulmische und michelau'sche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peisernschen Kreises, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prosna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens, was durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817 näher bestimmt wurde, an den König von Preußen abgetreten, welcher Danzig, Thorn, Kulm und Michelau mit Westpreußen, das Uebrige aber unter dem Namen des Großherzogthums Posen (s. d.) vereinigte; 4) alles Uebrige wird mit dem russischen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt, aber eine abgesonderte Verwaltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russ. Kaiser zu geben für gut fände.

Der Kaiser Alexander gab dem neu erstandenen Königreiche unterm 27. Nov. 1815 eine Repräsentativverfassung. Ihr lag die Constitution vom 3. Mai 1791 zu Grunde, und sie gewährte Verantwortlichkeit der Minister, Unabhängigkeit der Richter, Preßfreiheit und Landesvertretung mit zwei Kammern, deren erste auf Lebenszeit erwählte Senatoren, die andere aber 77 von den Provinzen abgeordnete Landboten und 51 städtische Deputirte bildeten. P. erhielt ein eigenes Ministerium, ein eigenes Heer und hatte in Abwesenheit des Kaisers, der den Titel „Zar von Polen" annahm, einen Vicekönig an seiner Spitze. Die neue Constitution begünstigte aber den Adel, setzte den Bürger und Bauer wieder in den alten Stand zurück, denen manche freisinnige Bestimmungen, wie z. B. die gewährte Preßfreiheit, zu gar nichts frommten, und war insofern ganz das Gegenstück von der dem Herzogthum Warschau durch Napoleon gegebenen Constitution. Zum ersten Vicekönig wurde 1815 der alte poln. General Zajonczek (s. d.) ernannt, dessen Wirkungskreis das Decret vom 29. April 1818 näher bestimmte. Ihm stand ein russ. Commissär Nowossilzow (s. d.), dem später auch die geheime Policei, so wie das Erziehungs- und Unterrichtswesen anvertraut wurde, zur Seite. Den Oberbefehl über das Nationalheer, welches aus 50,000 M. bestand, führte der Militärgouverneur, Großfürst Konstantin (s. d.), der sehr bald zum Generalissimus der poln. Armee ernannt wurde. Der Reichstag zu Warschau, der alle zwei Jahre berufen werden sollte und den der Kaiser von Rußland als König von P. leitete, stellte das politische Leben der Nation dar. Auch der Großfürst Konstantin wurde 1818 von der Vorstadt Praga zum Volksboten für die zweite Kammer

erwählt, nahm die Wahl an und entsagte, so lange der Reichstag dauerte, seiner Würde als Senator, weil nach der Verfassung Niemand zu gleicher Zeit beider Kammern Mitglied sein konnte. Indessen hatten die Regungen des constitutionellen Geistes in Europa, welche dem Kaiser mißfielen, auch seine Gesinnungen gegen P., wie es scheint, vielfach modificirt, und schon bei Eröffnung des ersten Reichstags, am 27. März 1818, warnte er vor revolutionären Umtrieben. Seine Civilliste überließ er damals dem Staate, theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zur Verschönerung Warschau's. Offen ausgesprochener Argwohn gegen die Gesinnungen der Polen entzog ihm deren Vertrauen, und das russ. Kabinet, dem dieses nicht verborgen bleiben konnte, suchte nun den Polen nach und nach alle die Freiheiten zu entziehen, die ihnen früher gewährt worden waren. Nachdem bereits im März 1819 Censur für die Zeitschriften, und unterm 16. Juli für alle andern Schriften eingeführt worden war, erfolgte am 6. Dec. 1821 das Verbot aller Verbindungen, auch des Freimaurerordens, am 9. April 1822 das des Studirens auf auswärtigen Universitäten ohne Erlaubniß, und im Juli die Auflösung des Wojewodschaftsrathes zu Kalisch, weil er eigenmächtig zu seiner Ergänzung die Brüder Niemojowski (s. d.) in seine Mitte berufen hatte, deren Wahl vom Senate für ungültig erklärt worden war. Der zweite Reichstag wurde am 13. September 1820 vom Kaiser mit einer Rede eröffnet, worin er von neuem seine Besorgnisse über den gefahrvollen Einfluß politischer Theorien ausdrückte. Es zeigte sich eine starke Opposition, und das im Entwurfe vorgelegte Strafgesetzbuch wurde, weil man darin Geschwornengerichte und Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung vermißte, mit einer Mehrheit von 120 gegen 3 Stimmen verworfen. Ebenso ging der Plan, das Statut des Senats abzuändern, nicht durch, weil er dem Grundgesetz entgegen war. Der Kaiser schloß die Sitzung am 13. October mit einer Rede, welche seine Unzufriedenheit darüber, daß die Boten des Volks von der Unabhängigkeit ihres Stimmrechts keinen weisen Gebrauch gemacht hätten, ausdrückte; indeß befahl er beiden Kammern, Ausschüsse zu ernennen, und gemeinschaftlich mit dem Staatsrathe die Entwürfe eines Civil- und eines Strafgesetzbuches für den nächsten Reichstag zu bearbeiten. Im J. 1822 war der Kaiser nur kurze Zeit in Warschau anwesend, um das vorläufige Budget für 1822 und 1823 zu bestätigen und die Lieferungsabgaben zu vermindern. Darauf berechtigte er durch das Decret vom 18. Dec. 1823 den Fürsten Statthalter zur Berufung der Landtage und Gemeindeversammlungen, indem er Ort und Zeit ganz der Bestimmung desselben überließ. Ehe noch der dritte Reichstag im J. 1825 berufen, hob der kaiserliche Erlaß vom 13. Febr. die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen auf, so daß nur die Eröffnungs- und die Schlußsitzung, sowie die, wo die königliche Sanction der Gesetze promulgirt wurde, öffentlich gehalten werden durften. Auf dem Reichstage selbst, der vom 13. Mai bis 13. Juni dauerte, wurden mehrere Strafgesetze geändert, das neue Civilgesetzbuch theils vorbereitet, theils angenommen, und ein landschaftliches Creditsystem gegründet, auch eine gänzliche Umbildung der Rechtspflege vorbereitet, insbesondere die Einrichtung der Gerichtshöfe. Die Opposition der Reichstagsmitglieder wurde seitdem immer heftiger. Noch gefährlicher aber als diese Opposition wurden die Civil-, Militär- und Studentenverbindungen, sowie die nationalen wissenschaftlichen Vereine, obschon sie, mit Ausnahme der Militärverschwörung, ursprünglich keine Insurrection, sondern bloß auf verschiedenen Wegen Belebung des patriotischen Sinnes der Polen bezweckten. Die ersten Civilverbindungen stiftete schon im J. 1814 der General Dombrowski, der auch den General Uminski zur Bildung eines Vereins für Aufrechterhaltung poln. Nationalität veranlaßte. Doch dieser Verein zählte nur hochgestellte Personen als Mitglieder und war deshalb bei weitem nicht so gefährlich, als ein anderer, der von solchen Männern gestiftet wurde, die zur Zeit des Bestehens des Herzogthums Warschau emporgekommen, später wieder zurückgedrängt worden waren. Verbindungen poln. Studenten entstanden in Krakau, Warschau und auf deutschen Universitäten zugleich mit den deutschen Burschenschaften, deren Tendenz sie gehabt zu haben scheinen, wie sie deren Schicksal hatten. Eine schon 1819 gegen die Studenten eingeleitete Untersuchung fand ihre Verbindung staatsgefährlicher Entwürfe nicht schuldig, weshalb die

Verhafteten 1821 freigegeben wurden. Rein national-wissenschaftlichen Zweck schien der Verein zu haben, welcher zur Zeit, als Lelewel (s. d.) Professor in Wilna war, unter den dortigen Studenten von Tomasz Zan (s. d.) errichtet wurde, und an dem auch der Dichter Adam Mickiewicz (s. d.) Theil nahm; doch wurde derselbe 1823 aufgelöst und mehrere Mitglieder desselben, darunter auch Zan, hatten harte Strafe zu erleiden. Andere Zwecke dagegen mag wohl die Militärverschwörung verfolgt haben, die 1825 von dem Oberstlieutenant Krzyzanowski angezettelt, unter den jüngeren Offizieren, die sich durch die eiserne Strenge des Großfürsten Konstantin verletzt fühlten, große Verbreitung fand. Der Tod des Kaisers Alexanders war für P. insofern von Einfluß, daß Konstantin, als Nikolaus den Thron bestieg, noch unumschränkter in P. zu herrschen begann. Gegen das Militär wurde 1826 eine Untersuchung eingeleitet, die deshalb, weil mehrere Betheiligte zugleich Mitglieder des Dombrowski'schen Vereins waren, auch diesen vor das mit der Untersuchung beauftragte Militärtribunal brachte. Als der Kaiser Nikolaus sich als Zar von Polen in Warschau krönen ließ, hob er auf des Finanzministers Lubecki's Rath den Spruch der Militärcommission in Bezug auf die betheiligten Civilpersonen auf, und ließ, der Constitution gemäß, die Sache dem Senate vorlegen. Der Senat, durch die in Warschau ziemlich offen ausgesprochene Volksstimmung befangen, sprach endlich die Angeklagten frei. Der Kaiser aber gab laut sein Mißfallen darüber zu erkennen und scheint hierdurch eine solche Aufregung veranlaßt zu haben, daß man von dieser Zeit an ein allmäliges Hinarbeiten auf eine Insurrection wohl annehmen kann, worin sich endlich alle Parteien vereinigten. Der im Anfange des J. 1830 berufene Reichstag zeichnete sich wieder durch heftige Opposition aus, die sogar den Antrag stellte, die Minister in Anklagezustand zu versetzen. Der Bruch der Nation mit Rußland war entschieden, ehe die Revolution in Frankreich ausbrach, und beide Theile sahen mit gleicher Sicherheit dem Beginne offener Feindseligkeiten entgegen.

Dies war der Zustand in P., als in Warschau am 29. Nov. 1830 die Insurrection erfolgte, welche meist zufälligen Umständen ihren Ausbruch, ihre Erfolge und ihre Dauer verdankt, nicht als ob sie dem Geiste der Mehrheit des Volks fremd oder über kurz oder lang zu vermeiden gewesen wäre, sondern weil sie für P. wie für Rußland gleich unvorbereitet kam und überraschend sich gestaltete. Daß ungeachtet der mehrfachen politischen Verbindungen in P. für ein solches Ereigniß nichts vorbereitet war, dafür liegt der Beweis zunächst schon darin, daß dieses unter allen europäischen Staaten zu Aufständen entzündbarste und stoffreichste Land drei Monate später als Belgien aufstand, nachdem sogar schon in mehreren deutschen Staaten große Unordnungen vorgefallen waren. Daß aber das russ. Cabinet, trotz seiner genauen Kenntniß der Stimmung in P., an eine Revolution nicht dachte, dafür spricht der Umstand, daß man nicht die entferntesten Maßregeln genommen hatte, indem die russ. Truppen solche Stellungen einnahmen, daß sie mehrere Monate brauchten, um an dem Bug zu erscheinen. Polen wie Russen schienen eine Insurrection erst dann für möglich zu halten, wenn die russ. Heere in einen Krieg mit dem Westen verwickelt würden. Da brachte ein Verhaftsbefehl aus Petersburg gegen eine Menge Akademiker und Fähndriche wegen politischer Verbindungen, 48 der Verbündeten, an deren Spitze der Unterlieutenant Wysocki stand, zu dem Entschlusse, am 29. Nov. Abends 6 Uhr loszubrechen. Doch von den 48, welche ihr Erscheinen zugesagt hatten, waren zur bestimmten Stunde nur 14 erschienen. In der Ueberzeugung, nichts verlieren zu können als das Leben, welches sie zum Theil für schon verwirkt erachten mußten, führte das kleine Häuflein im tollkühnen Unternehmen mit dem Ueberfalle des Großfürsten im Belvedere, wobei der russ. General Gendre u. A. fielen, den Anfang der Revolution herbei, den Fortgang ganz dem Zufall überlassend. Ohne Einfluß und Mittel, um das Volk und das Heer schnell für sich zu gewinnen, mußten die demokratischen Veranlasser der Insurrection, als Konstantin aus seinem Schlosse entkommen war und Zeit gefunden hatte, die russ. Garnison zusammenzuziehen, sich sofort der Aristokratie in die Arme werfen, die sehr gern die weitere Führung der Bewegung übernahm, um zu verhindern, daß sie ein wirklicher Volksaufstand werde, für

für sich zu benutzen, und, wenn es nicht anders ginge, sie zu stürzen. So traten Adam Czartoryiski (s. d.), der es unter allen Aristokraten mit dem Volke am redlichsten meinte, Lubecki, der sich früher in mancher Beziehung sehr liberal gezeigt hatte, Niemcewicz (s. d.), der bei dem Volke in hohem Ansehen stand, und Andere, verschiedene Regierungscommissionen bildend, als Vermittler zwischen die Insurrection und den Großfürsten, was der General Chlopicki (s. d.) erst nach an ihn hierzu ergangener Einladung that. Der Großfürst ging auf die ihm gemachten Rathschläge ein, und man entließ in ihm und seinem Armeecorps von 10,000 M. mit 27 Kanonen das Element, welches den Aufruhr weiter entflammen konnte. Die demokratischen Insurgenten bewirkten zwar durch Bildung patriotischer Clubs und Volksaufregung die Entfernung dem russ. Einflusse ganz ergebener Männer, die Aufnahme einiger Demokraten in die provisorische Regierung, die Berufung des Reichstags auf den 18. Dec., die Einberufung der dritten Bataillone, sowie ein Aufgebot zur Stellung neuer Regimenter; allein schon am Ende der Woche hatten die Aristokraten den General Chlopicki ganz in ihr System zu ziehen gewußt. In der Absicht, die Polen zu kräftigem und einigem Verfahren und den Kaiser zum Einhalten der dem Königreich ertheilten Constitution zu bewegen, übernahm er die ihm dargebotene Dictatur, in der der Reichstag ihn am 20. Dec. bestätigte. Er sendete den Fürsten Lubecki, begleitet von einem untergeordneten Landboten, dem Grafen Jezierski, zur Unterhandlung nach Petersburg, gegen die der Kaiser seine Antwort verzögerte, bis seine Heere an den Bug vorgerückt und im Besitz aller lithauischen Provinzen waren. So hemmte der Dictator jede weitere Bewaffnung der Nation und eine zu einem kräftigen Kriege erforderliche Organisation des Heeres, das er gerade nur auf die Zahl des Kriegsfußes, wie sie die Constitution angab, nämlich auf 50,000 M. verstärkte. Als aber am 23. Jan. die Kriegserklärung des Kaisers in Warschau ankam, dankte er ab, weil er, den Werth der verlornen Zeit beurtheilend, die Verantwortlichkeit eines im Unterhandlungssysteme der Aristokratie zu führenden Kriegs nicht auf sich nehmen wollte und sich in Beziehung auf den Kaiser getäuscht sah. Der Reichstag dagegen fühlte, daß man der Nation durch eine muthige Erklärung den alten Schwung wieder zu geben versuchen müsse. Er proclamirte am 25. Jan. die Ausschließung des Hauses Romanow vom poln. Throne, wählte aber eine Regierung, die Czartoryiski an ihrer Spitze und seine ganze Partei in ihren einflußreichen Aemtern ließ. Radziwil (s. d.) wurde Oberbefehlshaber, und Chlopicki erbot sich, als freiwilliger Generalissimus die Armee wenigstens in der Hauptschlacht zu führen. Nichts wurde an dem Operationsplane geändert, der darin bestand, sich in einzelnen Gefechten bis in die Ebene von Warschau zu ziehen, wo ein Erlengehölz und Sümpfe einer kleinen Macht die Aussicht gaben, mit Vortheil gegen eine doppelte Uebermacht zu kämpfen.

Der russ. Feldmarschall Diebitsch (s. d.) rückte in 5 Abtheilungen am 2. Febr. mit etwa 120,000 M. und 400 Kanonen über den Bug. Zwei Cavaleriedivisionen unter den Generalen Kreutz und Geismar sollten die obere Weichsel überschreiten und die Hauptstadt im Rücken bedrohen, während die große Armee in drei Corps unter Schachowski, Rosen und Pahlen geradewegs auf Warschau rückte. Den Generalen Kreutz und Geismar schickten die Polen Dwernicki (s. d.) mit den ältesten poln. Lanciers, und Sierawski, mit einem Corps neurekrutirter und noch nicht einmal militärisch bewaffneter Infanteristen, entgegen; Schachowski wurde von der Division Krukowiecki auf dem Wege nach Modlin erwartet; dem General Rosen stellte sich die Division Skrzynecki bei Dobre entgegen; die von Zymirski erwartete das Corps von Pahlen an dem Flüßchen Liw; die Cavalerie und die Division Szembek blieben mit dem Hauptquartier einige Meilen von Warschau. Vom 17.—19. Februar folgte Gefecht auf Gefecht. Am Tage, wo Skrzynecki bei Dobre einen zweimal überlegenen Feind ruhmvoll aufhielt, schlug und zerstreute Dwernicki glücklich und unerwartet das Geismar'sche Corps bei Stoczek, und dadurch, daß er, nach seiner Vereinigung mit Sierawski bei Nowydwor den General Kreutz schlug, vereitelte er die Combination des russ. linken Flügels. Zymirski zog sich unter beständigen Kämpfen zurück, und am 19. lieferten die beiden Divisionen Szembek und Zymirski bei Wavre den vereinigten

Corps von Rosen und von Pahlen eine Schlacht, in deren Folge die Russen sich an den Waldsäumen, welche die Ebene von Grochow begrenzen, festsetzen konnten. Die Angriffe des Generals Diebitsch am 20. Febr. mislangen, weshalb er nun drei Tage verstreichen ließ, um die Ankunft des Schachowski'schen Corps abzuwarten. Dieses wurde am 24. Abends und am 25. früh von der Division Krukowiecki geschlagen, verstärkte aber gegen Abend, da es nicht verfolgt wurde, die russ. Armee, die an diesem Tage gegen 27,000 M. poln. Infanterie und einige Reiterei in der großen Schlacht von Grochow bis zu dessen Ankunft erfolglos gekämpft hatte. Als Schachowski den Polen in der Flanke erschien, war Chlopicki verwundet, und nach einem der heldenmüthigsten Kämpfe der neuern Zeit zogen sich in der Nacht die Polen nach Warschau zurück. Radziwil dankte ab; auch Chlopicki trat vom Schauplatze, und der Held von Dobre und Grochow, Skrzynecki (s. d.), ein Mann ohne einen andern Stützpunkt als den der Aristokratie, deren Geschöpf er war und deren Plane er fortsetzte, wurde am 26. Februar zum Oberbefehlshaber ernannt. Diebitsch, dem der erste große Schlag mißlungen, verhielt sich während des Monats März ganz ruhig. Die Hauptarmee zog sich nach der obern Weichsel, und zwei Beobachtungsheere unter Geismar und Rosen blieben auf der Straße von Praga. Nach langem Drängen ließ sich Skrzynecki bewegen, am 1. April einen Ausfall auf diese Corps zu machen. Er schlug sie und machte gegen 14,000 Gefangene. Nichts aber konnte ihn bewegen, seine Erfolge zu einem großen Schlage gegen Diebitsch zu benutzen, dem er an Streitkräften fast gleich war. Nach einem halb mißlungenen Versuche bei Iganie am 8. April, das ganze Corps Pahlen II. aufzureiben, ging er in die feste Stellung von Dembe zurück, während Diebitsch die von Sielce bezog, von wo aus beide über vier Wochen lang sich beobachteten. Die Russen waren gelähmt, weil die in ihrem Rücken in Lithauen ausgebrochenen Aufstände ihnen Zufuhr und Verstärkungen abschnitten. Doch diese Aufstände blieben vereinzelt, da die Polen nichts zu ihrer allgemeinen Förderung thaten und die Insurgenten weder mit Waffen versahen noch ihnen Führer sendeten. Statt nach Lithauen, schickten sie den General Dwernicki mit 5000 M. nach Volhynien, wo er gar keine Unterstützung fand und nach dem Gefechte von Boremel, am 19. Apr., von überlegenen russ. Massen nach Galizien gedrängt und entwaffnet wurde. Nachdem Diebitsch im Monat April eine Art Recognoscirung vorgenommen, entschloß sich Skrzynecki am 12. Mai, eine Bewegung gegen die im nördlichen P. eingetroffenen russ. Garden zu machen. Es gelang ihm, Diebitsch zu täuschen und mit doppelter Uebermacht die Garden zu erreichen; doch ohne sie anzugreifen, ließ er sie entschlüpfen. Am 19. Mai an der lithauischen Grenze angekommen, zog er sich ohne das geringste Resultat vor dem herannahendem Diebitsch zurück und ließ sich von diesem am 26. Mai bei Ostrolenka so überfallen, daß ein Theil der Armee noch jenseit des Narew war. Als die Russen über die Brücke drangen, führte er ihnen die poln. Armee bataillonsweise entgegen, so daß diese am Abend zerstreut war und ihrer gänzlichen Vernichtung nur durch schleunigen Rückzug nach Warschau entging; die in Lomza abgeschnittene Division Gielgud detaschirte er nach Lithauen, wo sie bald durch Ungeschick, Lauheit und Zwistigkeit der Generale auf preuß. Gebiet geworfen wurde. Während in Warschau die Aristokratie in Gemeinschaft mit Skrzynecki am Reichstage intriguirte, um bei herannahendem Unglücke zur bessern Unterhandlung dem Fürsten Czartoryiski die Alleinregierung zu verschaffen, und dadurch der Parteigeist hervorgerufen wurde, starb am 10. Juni Diebitsch, und Toll erhielt provisorisch den Oberfehl über das russ. Heer. Jetzt drang man in Skrzynecki, den Vortheil der Zeit wahrzunehmen und einen Hauptschlag gegen den im südlichen P. stehenden General Rüdiger auszuführen. Schon war dieser von einem poln. Corps umringt, als Skrzynecki auf eine falsche Nachricht von Toll's Vordringen gegen Warschau zurückeilte und dadurch den schwachen General Jankowski, dem er die Expedition gegen Rüdiger anvertraute, so entmuthigte, daß nun die dreimal stärkeren Polen vor Rüdiger nach der Hauptstadt flüchteten. Skrzynecki warf alle Schuld auf angebliche Verrätherei, und Jankowski nebst mehreren Generalen wurden verhaftet. Als der neue Oberbefehlshaber der russ. Armee, Paskewitsch (s. d.) eingetroffen, erfolgten im Hauptquartiere zu Pul-

tusk raschere Bewegungen; in der Voraussetzung, von Skrzynecki nicht gehindert zu werden, überschritt er in Flankenmärschen die Weichsel und näherte sich auf der andern Seite dem hier schlecht befestigten Warschau. Skrzynecki ging ihm anfangs entgegen, doch jede Schlacht vermeidend, zog er sich vor ihm zurück. Der Reichstag, hierüber entrüstet, berief die Generale zum Kriegsrath; man befahl Skrzynecki, eine Schlacht zu liefern, und dieser versprach es, hielt aber, immer das alte System verfolgend und heimlich von der Regierung unterstützt, sein Wort nicht. Da sendete, als Paskewitsch nur noch vier Stunden von Warschau stand, am 10. Aug., der Reichstag eine Commission in das Lager, welche Skrzynecki des Oberbefehls entsetzte und den General Dembinski (s. d.) an seiner Stelle erwählte, der sich durch seinen Rückzug aus Lithauen berühmt gemacht hatte; doch ebenfalls ein Werkzeug in den Händen der Aristokratie, ging auch dieser von dem einmal beschlossenen Systeme nicht ab. Schon war Warschau von allen Seiten eingeschlossen, da erhoben sich die Demokratie und das Volk zu der blutigen Nacht vom 15.—16. August. Die gefangenen, aber aus Mangel an Beweisen nicht gerichteten Generale Jankowski, Hurtig u. A. wurden ermordet, und durch Furcht die Regierung an deren Spitze Czartoryiski stand, zur Abdankung bewogen. Krukowiecki wurde am 17. Aug. Präsident. Schon fühlte man in Warschau den Mangel an Lebensmitteln. Auf Uminski's Antrag beschloß der Kriegsrath, ein Corps von 20,000 M. auf das rechte Weichselufer zu senden; das Commando desselben erhielt Ramorino; Czartoryiski und fast alle hohe Familien ohne Ausnahme folgten ihm und veranlaßten ihn zu solchem Zögern, daß, als Warschau am 6. Sept. in seinen weitläufigen Verschanzungen, die nur 30,000 M. vertheidigten, angegriffen wurde, er nicht mehr zu Hülfe kommen konnte. Ohne alle Einheit und ohne alles Geschick von uneinigen und eifersüchtigen Generalen vertheidigt, fielen in wenigen Stunden die Hauptbollwerke Warschau's. Krukowiecki, bald vom schwankenden Reichstage dazu ermuntert, bald bekämpft, fing an zu unterhandeln; doch am 7. September Abends 10 Uhr, wo der Reichstag zum letzten Male versammelt war, wurde er abgesetzt. Am 8. Sept. Mittags 12 Uhr erfolgte die Uebergabe Warschau's. Das Heer unter Malachowski (s. d.), die Regierung unter Niemojowski zogen sich nach Modlin und von da nach Plock, wo Rybinski das Commando übernahm, doch abermals und mit Beistimmung fast aller Generale, nur um mit Russen zu unterhandeln. Ramorino, oder vielmehr die bei ihm befindliche Aristokratie, ging nicht darauf ein, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, sondern beabsichtigte den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen; doch ungeschickt angeführt, mußte sie sich am 17. Sept. über die galizische Grenze ziehen und der ebenso ungeschickt angeführten Hauptarmee blieb endlich am 8. Oct. auch nichts Anderes übrig, als, protestirend gegen P.'s abermaliges Unterliegen, nebst Regierung und Reichstag auf preußischem Boden Schutz zu suchen. Damals war die Hauptarmee noch 22,000 M., Ramorino's Corps 11,000 M. und das des Generals Rozycki im Krakauischen noch 6000 M. stark. Dies war der nothwendige Ausgang einer Insurrection, in der sich gewissermaßen ganz die alte poln. Geschichte abspiegelte und die das Volk auch nicht um einen Schritt weiter politisch entwickelt zeigte; eine Insurrection, in der die Aristokratie, um ihre oligarchische Stellung bei jedem Ausgange wieder zu gewinnen und zu behaupten, den Aufschwung des Volks und der Massenkräfte hinderte, mit der alten Geringzahl der disponibeln und nur von fremder Herrschaft besser als sonst organisirten Kräfte kämpfte, wo wiederum nur alte Familien bedeutsam eingriffen und kein neues Talent in die Höhe kommen konnte; in der man ebenfalls auf der einen Seite den Völkern, auf der andern den Monarchen sich gefällig machen wollte und es mit Beiden verdarb.

Nach dem Falle Warschau's begann ein furchtbares Strafgericht über P. zu ergehen. Die Angelegenheiten des Staats leitete ein Administrationsrath, dessen Mitglieder die Generale Rautenstrauch und Koffecki und die Staatsräthe Fuhrmann und Zielinski waren, anfangs unter dem Vorsitze des Staatsraths Engel, dann unter dem Statthalter Paskewitsch. Die Constitution von 1815 wurde zurückgenommen und nichts als der Name blieb dem Lande. Durch kriegsrechtlichen Ausspruch wurden viele der Edelleute in den ehemals poln., mit Rußland vereinigten Provinzen, welche der Insurrection sich angeschlossen oder

sie wenigstens unterstützt hatten, ihres Adels beraubt und theils zu Zwangsarbeiten, theils zur Colonisation nach Sibirien, theils endlich zum Kriegsdienst in den sibirischen Linienbataillonen verurtheilt. Die Offiziere der Heeresabtheilungen Ramorino's, Kaminski's und Rozycki's in Galizien und Rybinski's in Preußen wurden auf immer vom vaterländischen Boden verbannt. Zahlreiche Confiscationen folgten; selbst Czartoryiski, der Jugendfreund Alexanders, der nach Galizien entflohen war, verlor nicht nur alle Orden und Würden, sondern auch seine weitläuftigen Besitzungen im westlichen Rußland. Die Haupttheilnehmer an der Insurrection, welche, wie Wysocki u. A., in Gefangenschaft gerathen waren, wurden zur Transportirung nach Sibirien verurtheilt; andere, die sich unterworfen hatten, wie Krukowiecki, Prondzynski, Ledochowski, der heldenmüthige Befehlshaber in der Festung Modlin, und mehrere Andere in das Innere Rußlands gewiesen. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben und ihre Bibliotheken und Sammlungen nach Petersburg gebracht; ebenso löste man die oberen Classen der Gymnasien, sowie das Cadettenhaus zu Kalisch auf, dessen Zöglinge in russ. Militärschulen versetzt wurden. Die poln. Nationalarmee hörte auf zu bestehen, und die ehemals poln. Soldaten, welche zurückgeblieben oder im Vertrauen auf Amnestie in's Vaterland zurückgekehrt waren, mußten, sobald sie nicht einen bestimmten Lebensunterhalt nachweisen konnten, zu 15- bis 20jährigem Dienste in der russ. Armee nach Kiew abgehen. Die Kinder der ärmeren Volksklasse in Warschau und andern vom Kriege verheerten Gegenden wurden nach Rußland abgeführt und dort in die Soldatenschulen aufgenommen. Bis zu den Landesfarben herab wurde, soweit es bei der nominellen besondern Existenz P.'s möglich war, alles Nationale vernichtet. Zwar wurde am 1. Nov. 1831 eine allgemeine Amnestie erlassen; doch war sie mit zahlreichen Ausnahmen begleitet. An die Stelle der Constitution trat das aus 69 Artikeln bestehende organische Statut vom 14. (26.) Febr. 1832. Dieses hob den Reichstag auf und ersetzte ihn durch einen Staatsrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte und die nicht geborne Polen zu sein brauchten. Die Steuern wurden nach dem für das übrige Rußland geltenden Maßstabe geordnet. Die oberste Leitung der Verwaltung, die bisher von Ministern ausging, welche dem Reichstage verantwortlich waren, wurde einem Administrationsrathe übertragen, dessen Mitglieder, die Oberdirectoren der verschiedenen Verwaltungszweige, ihre Sitzungen unter dem Vorsitze des zum Statthalter des Königreichs ernannten Paskewitsch hatten. Ein besonderer Artikel des organischen Statuts verbürgte den Polen Freiheit der Religion, der Personen und Sicherheit des Eigenthums, aber eine besondere Bestimmung fügte hinzu, daß bei dem Verfahren gegen Staatsverbrecher die in Rußland geltenden Verordnungen zu Grunde liegen sollten.

Im Einklange mit diesen Maßregeln stand es, daß die Polizei mit einer Strenge gehandhabt wurde, welche selbst unter der Verwaltung vor der Revolution unerhört war. Düsteres Schweigen mußte selbst in den vertrautesten Kreisen an die Stelle der Offenheit treten, mit welcher der Pole, seinem halboriental. Charakter gemäß, gewohnt ist, seine Gefühle und Gesinnungen auszusprechen; denn das geringste Wort, welches den Verdacht einer der russ. Regierung feindseligen Gesinnung erweckte, war hinreichend, dem Unvorsichtigen, dem es entschlüpfte, langwieriges Gefängniß und vielleicht noch Schlimmeres zuzuziehen. Alle Journale und Druckschriften, denen der Eingang in das Königreich gestattet war, wurden einer Censur unterworfen, vor der selbst die amtlichen Blätter befreundeter Regierungen nicht immer Gnade fanden. Die wenigen Journale, die im Innern des Königreichs erscheinen durften, waren nur dazu bestimmt, den russ. Interessen zu dienen. Die Grenzen des Königreichs wurden mit dreifachen Kosakenlinien umstellt, um den Verkehr mit dem Auslande zu beaufsichtigen und das Einschleichen verdächtiger Personen zu verhindern. Dennoch gelang es mehreren der nach Frankreich ausgetretenen Flüchtlinge, in ihr Vaterland zurückzukehren und, unentdeckt von den russ. Behörden, ihre Verwandten und Angehörigen zu besuchen. Einzelne Verwegene entwarfen im März 1833 sogar den tollkühnen Plan, einen neuen Aufstand gegen die russ. Herrschaft hervorzurufen. Im April wurde in der Wojewodschaft Krakau ein bewaffneter Haufe auseinandergesprengt, die der ehemalige

Lieutenant Dziewiecki gebildet hatte; der Anführer, als er sah, daß kein Entkommen möglich sei, vergiftete sich. Ein anderer Haufe, von Arthur Zawisza geführt, wurde erst nach einem hartnäckigen Gefechte in dem Walde von Krasniewice, zwischen Warschau und Kalisch, überwältigt und hierauf Zawisza am 14. Nov. zu Warschau durch den Strang hingerichtet. Die einzige Wirkung, die diese Bestrebungen hervorbrachten, war, daß sie die Wachsamkeit und die Strenge der russ. Behörden verdoppelten. Als der Kaiser im Sept. 1833 zuerst wieder nach Warschau kam, besuchte er zwar die Werke der wenige Stunden von Warschau gelegenen Festung Modlin, die unter dem Namen Nowo-Georgiewsk zu einem mächtigen Bollwerke der russ. Herrschaft umgeschaffen wurde, aber nicht die Hauptstadt. Eine Abordnung, die diese an ihn schickte, wurde nicht vorgelassen. Bei einer zweiten Reise im Nov. 1834 kam er nach Warschau; doch sah er nur die russ. Behörden. Erst im Oct. 1835, als der Kaiser von der großen Heerschau bei Kalisch über Warschau nach Rußland zurückreiste, erhielt eine Abordnung des Staatsraths die Erlaubniß, dem Kaiser ihre Aufwartung zu machen. Hier hielt der Kaiser eine Anrede an sie, die seine Gesinnungen so gerade und offen aussprach, daß kein Pole mehr zweifelhaft sein konnte, daß sein Vaterland dazu bestimmt sei, ganz in Rußland aufzugehen. Die der Krone zugefallenen Güter der Emigrirten, welche von der Amnestie keinen Gebrauch gemacht hatten, in dem Werthe von vielen Millionen, wurden als Majorate an russ. Generale und Große verliehen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nur auf Nachkommen griech. Glaubens vererbt werden dürften. Auf diese Art wurde mitten in P. eine russ. Aristokratie begründet und zugleich der Anfang gemacht, der mit dem russ. Staatswesen innig verbundenen griech. Religion den Eingang in's Königreich zu verschaffen. Längere Zeit war das Land ohne allen öffentlichen Unterricht geblieben; im Jahr 1833 kam der neue Schulplan zur Ausführung, dessen offen ausgesprochene Haupttendenz ebenfalls nur die war, die poln. Jugend in der russ. Sprache auszubilden, sie zum Studium der russ. Geschichte hinzuführen und sie russ. Verhältnisse lieben zu lehren. Die Universität in Warschau blieb geschlossen; dagegen wurden daselbst drei Gymnasien und vier Kreisschulen, auch in größern Städten des Königreichs sieben Gymnasien, mehre Kreisschulen und später noch in Warschau ein höheres juristisches und pädagogisches Lehrinstitut errichtet. Alle früher gebrauchten Lehrbücher wurden auf einmal verboten und erst 1841 nach neuer zeitgemäßer Bearbeitung abgedruckt und wieder eingeführt. Ein besonderer „Warschauer Lehrbezirk" wurde für P. errichtet und Okounef (s. d.) mit der Oberaufsicht desselben beauftragt. Niemand sollte auf den russ. Universitäten zugelassen werden, kein poln. Edelmann in's Militär eintreten können, überhaupt seit 1840 Niemand ein öffentliches Amt erhalten können, der nicht der russ. Sprache vollkommen mächtig sei. Zu weiterer Beförderung inniger Verschmelzung mit dem Kaiserthum wurden die bisherigen Wojewodschaften in Gubernien umgewandelt; ein Ukas von 1842 bestimmte, daß alle Berechnungen nicht mehr nach poln. Gulden, sondern nach russ. Silberrubeln geschehen sollten, daß alle Münzen des Königsreichs, die nicht das russ. Gepräge haben, allmälig einzuziehen und in russ. Münzen umzuprägen und daß die poln. Bankscheine in andere auf russ. Silberubel lautende umzuwandeln seien. Ein anderer Ukas von 1841 setzte fest, daß, statt des bisherigen selbständigen Staatsraths und Obertribunals im Königreich, in Warschau zwei Departements des regierenden russ. Senats, die der Reihefolge nach das neunte und zehnte heißen sollten, eingesetzt werden sollten.

Inzwischen war P. ideell vertreten durch die poln. Emigration in Frankreich, die noch gegen 4000 Mitglieder zählte. Alles, was dereinst in Altpolen gebraust hatte, alle Leidenschaften, die einst dort geherrscht, alle Parteiungen, in die es getheilt gewesen, was fremde Gewalt Jahre lang niedergehalten und schon längst erstickt zu haben meinte, der Geist der Republik in allen seinen Nüancen, brach fessellos unter den poln. Emigranten binnen wenigen Jahren hervor. Nachdem mehrere Versuche der Emigration in Rußland, Deutschland, Italien, von Frankreich u. der Schweiz aus Aufstände zu Gunsten P.'s zu erregen, mißglückt waren, vereinigten sich die in Parteien Gespaltenen zu dem Unternehmen, durch alle mögliche Mit-

tel den gegenwärtigen Zustand des ehemaligen P. umzustürzen und zur Wiederherstellung des Vaterlands einen neuen Versuch zu machen. Mehrere Jahre dienten der Vorbereitung. Es wurde zu dem Zweck das ehemalige poln. Reich in fünf Regionen oder Provinzen, nämlich das Großherzogthum Posen, den Freistaat Krakau, Galizien, das Königreich P. und Lithauen getheilt und unter besondere Oberleiter gestellt, zahlreiche Emissaire bereisten diese Länder, eine große Verbindung wurde in denselben gestiftet und eine Schrift von Mlodecki „Von den Lebenswahrheiten des poln. Volks" (Brüssel 1844), die in Form eines Katechismus die genauesten Vorschriften darüber enthielt, wie ein Aufstand in Polen durchzuführen sei, in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Zugleich suchte ein Theil des Adels, indem er dem Bürger und Bauer sich im Umgange näherte und ihn mit communistischen Lehren und Hoffnungen erfüllte, diesen für die Revolution zu gewinnen. So schien das Werk reif und nach einem gemeinsamen Beschlusse der Großherrscher der fünf Provinzen sollte die Erhebung zwischen dem 17. und 21. Febr. 1846 in allen Provinzen zugleich erfolgen. In den Vordergrund der Operationen wurde die Ueberrumpelung der preuß. Festungen Posen und Thorn und wo möglich noch einer Festung in den altpreuß. Provinzen gestellt. Aber die Wachsamkeit der preuß. Regierung und Zufälle vereitelten gleich von vorn herein die Besitznahme der festen Plätze. Der zum Lenker des posener Aufstandes bestimmte Mieroslawski wurde bei Gnesen gefangen genommen, worauf am 14. Febr. die Verhaftung vieler angesehenen poln. Gutsbesitzer in Posen und Westpreußen folgte. Ein in der Nacht vom 2—3. März von Kurnik aus gemachter Versuch zur Ueberrumplung Posens mißlang und ebenso wurde im Königreich P. der in Siedlce angestellte Revolutionsversuch gleich beim Auftauchen erdrückt. Mit genauer Noth gelang es dem dahin entsendeten Bronislaw Dombrowski, einem Sohne des berühmten Generals, wieder nach Preußen zu entkommen, wo er gefangen wurde. Die thätigen Theilnehmer des Aufstandes, Pantaleon Potocki, Kocifzewski und Zarski, wurden gehenkt, Andere nach Sibirien gebracht. Bedeutender war der Aufstand in Krakau, das bei dem vielfach durchwühlten gesellschaftlichen Zustande und den mangelhaften administrativen Einrichtungen die Rolle eines der Revolution zu Gebote stehenden Stapelplatzes spielte. Auf viele Anzeichen eines herannahenden revolutionären Ausbruchs und gedrängt von den Repräsentanten der Schutzmächte hatte der Senat den Militärcommandeur der östr. Truppen in Podgorze, Generalmajor Collin, um Hülfe angerufen. Dieser zog am 18. Febr. mit 1200 M. östr. Truppen und einer halben Batterie in Krakau ein, wo er kräftige Maßregeln ergriff. Da er aber in der Stadt selbst, wo die Vertheidigung sehr schwierig war, angegriffen wurde, auch zahlreiche Volksmassen der Stadt zuströmten, so zog er sich am 22. Febr. wieder nach Podgorze zurück. In Krakau trat nun sofort eine Nationalregierung, bestehend aus dem Doctor der Rechte Jan Tyssowski, Grzegorzewski und Gorzkowski, auf, die jedoch bald ihre Gewalt in die Hände des zum Dictator ernannten Tyssowski niederlegte. Dieser erließ eine wohlabgefaßte Proclamation an das Volk, rief alle Männer zu den Waffen und forderte bei Todesstrafe Gehorsam. Nach Galizien entsendete er eine Abtheilung Krakauer Insurgenten. Doch schon nach zehn Tagen sahen sich die Machthaber genöthigt, die Stadt in der Nacht vom 2 — 3. März vor dem nun in Verein mit den Russen herandringenden General Collin zu verlassen, die nun gemeinsam von den Oestreichern, Russen und Preußen besetzt wurde. Einen ganz unerwarteten Ausgang nahm die Revolution in Galizien. Als im tarnower Kreise die von den Adeligen ausgegangenen Aufreizungen zu Unruhen bei dem Landvolke keinen Anklang fanden, der Adel dasselbe aber mit Gewalt zur Theilnahme an dem Aufstande zu führen gedachte, wendete sich das Landvolk gegen den Adel selbst, wohl ebenso durch die Bedrückungen, die es bisher von demselben bei den Frohndiensten (s. Roboth) zu erdulden gehabt hatte, wie durch die Belohnungen, die ihm von einzelnen am Leben bedrohten östr. Unterbeamten für das Einbringen der Aufrührer geboten wurden, gereizt. Es rotteten sich in den Kreisen Tarnow, Jaslo, Sandecz und Rzeszow große Haufen von Bauern zusammen, als deren Hauptanführer Szela oft genannt worden ist, verbrannten und plünderten die Edelhöfe und mordeten zuletzt Alles, was nicht den Bauerkittel

trug, so daß über 800 Menschen das Leben verloren. Mit Mühe und großer Schonung nur gelang es den östr. Behörden, die Ruhe herzustellen, und so sind, abgesehen von den Gefallenen und Verhafteten, die Folgen des letzten revolutionären Versuchs nur in einem gestörten gesellschaftlichen Zustande und einer Masse zerrütteter Vermögensumstände zu finden. Die Bewegungen aber, die seit dem Jahre 1848 den Westen Europa's beunruhigen, haben in Polen selbst keinen Nachhall gefunden, wozu die starke Besatzung des Landes mit russ. Truppen wohl wesentlich beigetragen haben mag. Vgl. Röpell, „Geschichte P.'s" (Bd. 1, Hamb. 1840); Bronikowski, „Geschichte P.'s" (4 Bdchn., Dresd. 1827) und nächst den Originalwerken von Naruszewicz (s. d.), Niemcewicz (s. d.), Bandtke (s. d.), Lelewel (s. d.) und Mickiewicz (s. d.) Rulhière, „Histoire de l'anarchie de P. et du démembrement de cette république" (4 Bde., Par. 1807), die aber mit sichtbarem Hasse gegen Katharina und Poniatowski geschrieben ist; Oginski's treffliche „Mémoires sur la P. et les Polonais depuis 1788—1815" (4 Bde., Par. 1826) und desselben „Observations sur la P. et les Polonais pour servir d'introduction aux Mémoires etc." (Par. 1827); Spazier, „Geschichte des Aufstandes des poln. Volks in den J. 1830—31" (3 Bde., Altenb. 1832); Soltyk, „La Pologne; précis historique, politique et militaire de sa révolution etc." (2 Bde., Par. 1833), und Brzozowski, „La guerre de P. en 1831" (Lpz. 1833).

P. in seinem gegenwärtigen Zustande als russ. Königreich umfaßt 2331 □M. und ist im Norden von Preußen und Rußland, im Osten von dem letztern Reiche, im Süden von Galizien, dem ehemaligen Freistaat Krakau und im Westen von Preußen begrenzt. Die Zahl der Bewohner betrug im J. 1847 4,857,700; sie ist seit 1829 um 723,966 und seit 1843 um 157,226 Köpfe gestiegen. Der Religion nach zählt es 4,296,929 Christen (266,517 deutsche Protestanten), 280 Mohammedaner und 560,363 Juden, die meist auf einer niedern Stufe der Bildung stehen. Man zählt gegen 450 Städte und 22,000 Dörfer. Die größten Städte sind Warschau (s. d.), Plock (s. d.), Kalisch (s. d.), Lublin (s. d.), und die bedeutendsten Festungen Alexandrowsk bei Warschau, Modlin oder Neugeorgiewsk und Demblin beim Einflusse der Wieprz in die Weichsel und Zamosc. Das Land ist größtentheils eine Ebene, nur an der südlichen Seite, nach Galizien zu, finden sich Anhöhen, die Eisen, Blei, Zink, Steinkohlen, Schwefel und Marmor liefern. Der fünfte Theil des Landes ist mit Wäldern bedeckt. Der Ackerbau ist das Hauptgeschäft der Einwohner. In Rücksicht auf die Industrie sind vor Allem die Tuchfabriken in den Fabrikstädten Zgierz, Lodz, Ozorkow zu nennen. Durch sie wird auch die Schafzucht sehr gehoben. In zweiter Reihe stehen die Fabriken von Eisenwaaren. Der Handel wird durch die schiffbaren Ströme sehr erleichtert, auch durch den Kanal von Augustowo, der den Niemen mit der Narew und zugleich mit der Weichsel verbindet. Das Königreich hat über 300 M. Chausséen. Von dem Centralpunkte Warschau aus gehen Chausséen nach Krakau, Kalisch, Kowno, Brzesk und Lemberg, auch wird Warschau mit Krakau durch eine Eisenbahn verbunden. Das Einkommen des Staats nimmt man zu 60 Mill., die Ausgaben zu 52 Mill., die Staatsschulden zu 200 Mill. poln. Gulden an.

Polnische Sprache und Literatur. Die poln. Sprache ist einer der ausgebreitetsten Zweige des slaw. Sprachstammes und wird von Dobrowsky nebst der böhm. Sprache für den westlich-slaw. Hauptdialect angesehen. Fast alle andern slaw. Mundarten übertrifft sie an Wohllaut und Biegsamkeit, sowie sie an treffender Kürze schwerlich von einer andern Sprache übertroffen wird. Sie hat, ohne sich des Artikels zu bedienen, eine ganz ausgebildete Declination in sieben Casus, nämlich außer den fünf schon aus der lat. Sprache bekannten noch einen besondern Casus Instrumentalis und Localis; ebenso ausgebildet ist die Conjugation, die viele der deutschen Sprache fremde Uebergänge und feine Nüancen in den Zeit und Geschlechtsverhältnissen, sowie in den Modis durch besondere Formen auszudrücken vermag. Ungemein reich ist auch die Wortbildung. Zwar hat die poln. Sprache eine Menge harter Mitlauter, wodurch sie sich auffallend von ihrer östlichen Schwester, der russ. Sprache, unterscheidet, aber durch die Verschmelzung dieser Consonanten

in der Aussprache bewahrt sie ihren Wohllaut. Sie allein von allen slaw. Dialekten hat Nasalvocale, ą (wie das franz. on) und ę (wie das franz. in). Eigenthümlich ist ihr auch das breite schnarrende gestrichene l (ł). Vermöge obiger Vorzüge, wozu noch die freie Wortstellung kommt, kann die poln. Sprache die Feinheiten der classischen Prosa leicht nachahmen; schwerer wird ihr die Nachahmung der poetischen Werke, da der Accent fast immer auf die vorletzte Silbe des Wortes fällt. Die Prosodie liegt auch im Polnischen in dem Wortlaut (vgl. Krolikowski, „Prozodya polska", Pos. 1821); doch haben die Dichter, bis auf die neueste Zeit herab, nach dem Vorgange der Franzosen, die Silben nur gezählt, nicht auf den Tonverhalt geachtet.

Schon in sehr früher Zeit sonderte sich die poln. Sprache von dem gemeinsamen slaw. Stamme ab; am nächsten verwandt war sie anfangs der Böhmischen Sprache (s. d.). Nach der Einführung des Christenthums unter den Polen war die lat. Sprache von bedeutendem Einfluß auf deren Bau und Ausbildung. Deutsche Wörter, besonders im Gebiete der Industrie und Kunst, nahm sie, in Folge des Einwanderns deutscher Colonisten und Handwerker, schon seit dem 14. Jahrh. in sich auf. Seit dem 16. Jahrh. ward sie Büchersprache, und entwickelte sich nun rasch zu einem hohen Grade der Blüthe, so daß sie die bis dahin als Staatssprache und die aller Gebildeten in Polen geltende lat. Sprache verdrängte. Schon im 17. Jahrh. verfiel sie wieder. Im 18. Jahrh. wurde sie durch die in Europa herrschende franz. Sprache nicht immer zu ihrem Vortheile bereichert. Einen neuen kräftigen Aufschwung nahm sie unter Stanislaw August. Auch ließ sie sich selbst durch die nachfolgenden politischen Umwandlungen des poln. Staats in ihrer Ausbildung *nicht* aufhalten, und wurde namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten mächtig gefördert. In der gegenwärtigen poln. Sprache des gemeinen Lebens treten folgende Dialekte besonders hervor: der großpolnische in Posen, der masurische in Mazowien, der kleinpolnische, der wohlklingendste von allen, in Galizien; der litthauische, der von neuern Dichtern, z. B. Mickiewicz, auch in der Schriftsprache angewendet wurde, und der durch Germanismen entstellte preußische und schlesische. Vgl. Kaulfuß, „Ueber den Geist der poln. Sprache" (Halle, 1804). Unter den poln. Sprachlehren sind nach der des Piaristen Kopczynski (gest. 1817) die von Mrongovius (3. Aufl., Danz. 1827) und Vater (Halle 1807), vorzüglich aber die von Bandtke (neue Aufl., Bresl. 1824), Mrozinski (Warsch. 1822), Poplinski (Lissa 1829) und Muczkowski (Krak. 1845) zu erwähnen. In die Tiefe der Sprache suchte zu dringen Grzeniawa in seiner „Wortforschungslehre der poln. Sprache" (deutsch, 2 Bde., Lemb. 1842). Das umfassendste Wörterbuch ist das von S. G. Linde (s. d.). Unter den ältern poln.-deutschen Wörterbüchern ist das von Troß (Lpz. 1779; neue Aufl., Bresl. 1831) und unter den neuern das von Bandtke (2 Bde., Bresl. 1806), das von Mrongovius (neue Aufl., Königsb. 1835) zu nennen. Am brauchbarsten sind die poln.-deutschen und deutsch-poln. Wörterbücher von dem Professor an der krakauer Universität, Trojanski (4 Bde., Pos. 1835—46).

Das ganze Feld der poln. Literaturgeschichte läßt sich in fünf ziemlich scharf von einander abgeschiedene Abschnitte theilen. Die Anfänge poln. Literatur reichen bis in die vorchristliche Zeit hinauf, nämlich in den echt slaw. Elementen, welche in Sprüchwörtern, Volksliedern und Volkssagen aufbewahrt sind. Erst die neueste Zeit hat diese Ueberreste der volksthümlichen Geistesthätigkeit, welche Jahrhunderte hindurch von dem verachteten poln. Landvolke treu bewahrt wurden, wieder aufmerksam gemacht. Sorgfältige Sammlungen der Volkslieder veranstalteten Wojcicki in Warschau („Pieśnie Biało-Chrobatów", 2 Bde., Warsch. 1836), von Waclaw aus Oleska („Pieśnie polskie i ruskie ludu galicyjskiego", Lemb. 1833) und Vincenz Poll („Volkslieder der Polen", deutsch, Lpz. 1833); ebenso wurden die Volkssagen von Wojcicki („Klechdy", 2 Bde., Warsch. 1837; deutsch von Levestam, Berl. 1839) gesammelt. Eine eigenthümliche Form des poln. Volksliedes ist der Krakowiak (s. d.). Zu den ältesten Denkmälern der poln. Literatur rechnet man das dem heil. Adalbert (s. d.) zugeschriebene Lobgedicht auf die Maria, „Boga rodzica," das aber wahrscheinlich in verschiedenen Zeiten in der Form erneuert

wurde, so daß die auf uns gekommene Fassung sicher erst aus dem 14. oder 15. Jahrh. stammt. Diese Keime eines selbständigen literarischen Lebens wurden aber in ihrem gedeihlichen Wachsthum aufgehalten durch die lateinische Cultur des westlichen Europa, die sich seit Einführung des Christenthums im 10. Jahrh. in Polen geltend machte. Ein lat. Element trat an die Stelle des slawischen, und nur auf jenem erstand für eine lange Zeit das wissenschaftliche und literarische Leben der Polen. Die ersten Ergebnisse dieser lat.-poln. Literatur waren die aus dem 12. nnd 13. Jahrh. herrührenden, in lat. Sprache abgefaßten Chroniken des Martin Gallus, der wahrscheinlich eigentlich Kurek, d. i. Hahn, hieß und zwischen 1110—35 lebte, von Wincenty Kadlubek (s. d.) und Boguphal, Bischof von Posen, gestorben 1253, welche sämmtlich in der Sammlung Mizler's (Warsch. 1761) abgedruckt sind; ferner das „Chronicon summorum pontificum et imperatorum rom." (Bas. 1559) von Marcin Skrzebski oder Polonus, der Beichtvater des Papstes Nicolaus III. war und 1279 starb. König Kasimir III. (s. d.), der Erbauer vieler Städte, der Begünstiger des Ackerbaues und der Gewerbe, führte auch für die Literatur eine bessere Zeit herbei, indem er 1347 ein eigenes Gesetzbuch, das berühmte Statut von Wislica, abfassen ließ und in demselben Jahre die Universität zu Krakau stiftete, die aber erst von Wladislaw Jagello (s. d.) im J. 1400, nach erlangter päpstlicher Bestätigung, vollständig eingerichtet wurde, nun rasch zu hoher Blüthe sich erhob und lange Zeit der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen wurde. Vor allem blühten daselbst die mathematischen Wissenschaften, und Johannes Glogoviensis, gest. 1507, insbesondere aber Wojciech Brudzewski, gest. 1497, Lehrer des Kopernikus und Verfasser mehrerer astronomischer Werke, gehören zu den berühmtesten Gelehrten jener Zeit. Auch der in Böhmen damals auftauchende Hussitismus, welcher in Polen zahlreiche Anhänger fand, trug nicht wenig zu geistiger Belebung bei, während zugleich der von Kasimir ausgestreute Same langsam und still fortkeimte. Dieses Vorwärtsschreiten in der Bildung zeigt sich schon deutlich bei Jan Dlugosz (s. d.). Um 1490 wurde wahrscheinlich von Haller die erste poln. Druckerei in Krakau begründet und aus dieser Zeit stammt wohl das älteste noch vorhandene Document poln. Schriftwesens, das in dem St. Florianskloster bei Linz befindliche Psalterium der Königin Margaretha, ersten Gemahlin Ludwig's I. von Polen und Ungarn (herausgeg. vom Grafen Dunin Borkowski, Wien 1834), sowie die wichtige, von dem Erzbischofe von Gnesen, Jan Laski (s. d.), auf Verlangen des Königs Alexander von Polen veranstaltete Sammlung vaterländischer Gesetze. Hiermit trat aber auch die poln. Sprache in ihre zweite Periode; sie wurde zur Schriftsprache erhoben und erreichte in derselben eine erstaunenswerthe Kraft, Selbstständigkeit und Ausbildung. Diese Periode umfaßt das 16. Jahrh.; es war die glorreiche Zeit der beiden Könige Sigismund's I. (s. d.), 1507—42, und Sigismund's II. August (s. d.), 1542—72, die auch als das goldne Zeitalter der poln. Literatur gepriesen wird. Die Wissenschaften überhaupt, insbesondere das griech. und röm. Alterthum, erfreuten sich einer ungemeinen Pflege und Begünstigung. Sigismund I. erhob 1535 den ganzen Lehrerstand der krakauer Akademie zu Adeligen, und Stefan Bathori legte in Wilna eine Akademie an. Dem Beispiel der Fürsten folgten die Magnaten, wie Jan Zamoyski (s. d.), der 1594 in Zamosc eine Akademie stiftete. Andere begaben sich behufs ihrer Ausbildung in's Ausland, besonders nach Italien und Deutschland, woher es auch kam, daß die Reformation, die zum freien Aufschwunge der Gedanken in dieser Zeit in Polen nicht wenig beitrug, unter stillschweigender Begünstigung der Regierung, so raschen allgemeinen Eingang gewann. Die Poesie trat jetzt plötzlich in einer Vollendung auf, von der man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Die Bahn brach Michal Rej aus Naglowic, gewöhnlich der Vater der poln. Dichtkunst genannt, geb. 1515 in Zorawno in der Rus, gebildet in Lemberg und Krakau. Er war der Reformation mit großer Wärme zugethan, lebte am Hofe der beiden Könige Sigismund und starb um 1568. Seine oft sehr scharfen und witzigen satyrischen Gedichte „Wizerunek żywota czlowieka poczciwego" (Krakau 1560) und „Apophthegmata" (Krakau 1568) sind in einer derben, kraftvollen, aber rauhen Sprache abgefaßt und bekunden ein

heiteres, echt dichterisches Gemüth. Nach ihm zeichneten sich aus Jan Kochanowski (s. d.) mit seinem Bruder Piotr Kochanowski (s. d.). Unter den vielen Nachfolgern derselben verdienen besonders erwähnt zu werden Jan Rybinski, der 1589 Lehrer in Danzig war und sich auch in lat. Versen versuchte; Syp Szarzynski, gest. 1581, dessen treffliche Gedichte neuerdings durch Muczkowski (Pos. 1827) herausgegeben wurden; Kasper Miaskowski in Großpolen, um 1610, und Stanislaw Grochowski, gest. 1612, von dem viele geistliche Lieder voll Innigkeit herrühren. Zu nennen ist ferner Sz. Szymonowicz, gen. Simonides, gest. 1629, der durch seine lat. Oden sich den Namen des lat. Pindar erwarb. S. Zimorowicz, gest. 1629, dessen poln. Idyllen („Sielanki", n. A., Lpz. 1836) die des Vorigen, wenn nicht an Anmuth, doch an Originalität übertreffen. Sebast. Klonowicz, gen. Acernus, 1551—1608), Rathsherr in Lublin, ist ausgezeichnet in der Satire u. der beschreibenden Poesie. Außer den poln. Gedichten „Flis" und „Worek Judaszów" (neu gedruckt, Krak. 1829 und Lpz. 1836) hat man von ihm ein großes lat. Lehrgedicht voller Sarkasmen auf die katholische Geistlichkeit, unter dem Titel „Victoria Deorum, ubi continetur veri herois educatio" (1600).

Die Verbreitung der Reformation veranlaßte sehr bald das Bedürfniß kirchlicher Gesangbücher in poln. Sprache, sowie Bibelübersetzungen. Walenty Brzozowski, gest. um 1570 als Consenior der Krakauer Diöces, war der Erste, der böhm. Gesänge in poln. Sprache herausgab (Königsb. 1554). Eine andere wichtige Sammlung der Art veranstaltete Artomius. Schon 1551 erschien zu Königsberg die erste Uebersetzung des Neuen Testaments für Protestanten von Jan Seklucyan, den Herzog Albrecht als Prediger von Posen nach Königsberg berufen hatte. Auf Kosten des Fürsten Nikolaus Radziwil erschien zu Brześć 1563 die für socinianisch erklärte Uebersetzung des Neuen Testaments, an der auch Jan Laski Theil hatte. Die ganze Bibel für Katholiken wurde zuerst von Jan Leopolita (Krak. 1561) übersetzt, dann von Jak. Wujek, einem der gelehrtesten Theologen der Zeit, welcher 1540 in Mazowien geboren, 1565 in Rom in den Jesuitenorden trat, nachher Rector mehrerer Lehranstalten desselben und einer der kräftigsten Bekämpfer der Reformation war und 1597 in Krakau starb. Seine Bibelübersetzung (Krakau 1593 u. öft.) hat in ihrer kernhaften Sprache Aehnlichkeit mit der Lutherischen. In den theologischen Kämpfen der Zeit machte sich außerdem Piotr Skarga berühmt, der nach seinem Eintritt in den Jesuitenorden Hofprediger des poln. Königs wurde und 1612 starb. In seinen Predigten gibt sich häufig die heftigste Polemik gegen die Evangelischen kund, sie gelten in Rücksicht auf die Sprache als Muster der Beredtsamkeit. Unter den evangelischen Theologen der Zeit machten sich durch viele Schriften berühmt Jak. Niemojewski, Theophil Turnowski, gest. 1608 als Senior der böhmischen Brüder in Polen, und Andr. Wolan, gest. 1610, der lange Zeit reformirter Prediger in Wilna war.

Die Geschichte wurde jetzt in vaterländischer Sprache bearbeitet, zuerst in Marcin und Joachim Bielski's (s. d.) „Kronika". Ihnen folgte Lukasz Górnicki, 1535—91, der Starost und Secretär des Königs Sigismund August war und schon damals in seiner Geschichte der Krone Polen („Dzieje w koronie polskiéj", Krak. 1637, zuletzt Warschau 1804), welche die Zeit von 1538—79 umfaßt und in einigen andern Werken die Gebrechen der Verfassung Polens mit Freimüthigkeit aufdeckte. Maciej Stryikowski, 1547—1582, Archidiakonus von Liefland, hinterließ eine wichtige „Chronik Lithauens" (Königsb. 1582), in welcher treffliche Quellen benutzt sind. Barthol. Paprocki, gest. 1614, verfaßte mehrere große genealogische und heraldische Werke, größtentheils in Versen. Sein Hauptwerk ist „Herby rycerstwa polskiego" (Krak. 1584). Dagegen schrieb Marcin Cromer (s. d.) seine Geschichte Polens in lat. Sprache. Auch Stanislaw Orzechowski, einer der berühmtesten Redner seiner Zeit, der 1551 als Kanonikus von Przemysl sich verheirathete und vielfach das römische Cölibat bekämpfte, schrieb in lat. Sprache die „Annales Poloniae" (Dobromil 1611), welche die J. 1548—52 umfassen und mit äußerster Freimüthigkeit abgefaßt sind. Als Naturforscher erwarb sich Simon Syrenius, um 1590 Professor der Medicin an der Krakauer Universität und Verfasser einer sprachlich sehr wichtigen

poln. Botanik, weiten Ruhm, ferner als Lehrer der Physik an der Universität und Arzt zu Krakau, Sebastian Petrycy, der auch wegen seiner poln. Uebersetzung und Erklärung aristotelischer Schriften zu nennen ist.

Die auf diese Glanzperiode folgende dritte Periode der poln. Literaturgeschichte, die etwa von 1621—1750 reicht, ist die der Jesuitenherrschaft, in Folge welcher ein allgemeiner Verfall der Literatur und Wissenschaften eintrat. Der Cardinal Hosius (s. d.) hatte auf dem Tridentiner Concil die Statuten der Jesuiten kennen gelernt und bald erkannt, daß diese allein im Stande wären, jegliche Reformation in Polen aufzuhalten. Er führte daher den Jesuitenorden in Polen ein und stiftete 1566 das erste Collegium in Braunsberg. Die Jesuiten nahmen bald überhand, insbesondere unter Sigismund III., 1580—1632, der sich ganz ihrer Leitung hingab. Sie bemächtigten sich der Bildungsanstalten; ein starres prunkhaftes Wissen trat an die Stelle lebendiger Wissenschaft; durch Vermischung mit barbarischem Latein verlor die polnische Sprache ihre Reinheit; die Geschichte sank zu lächerlicher Lobrednerei, die Poesie zu leerem Schwunge herab und erzeugte fast nur geschmacklose, mit lat. Floskeln und dunkeln Anspielungen auf Mythologie und Geschichte durchflochtene Panegyriken. Anfangs suchten zwar einige kräftige Geister, wie der Krongroßfeldherr Zamojski (s. d.) den Verfall noch einigermaßen aufzuhalten, als es aber 1622 den Jesuiten gelang, das Ansehen und die Wirksamkeit der Krakauer Akademie, der einzigen Pflegerin der Wissenschaft in dieser Zeit, zu lähmen, wurde er allgemein und die unglücklichen Kriege und Verwirrungen der Folgezeit waren nicht geeignet, andere Verhältnisse herbeizuführen.

Unter den Dichtern dieser Zeit steht der Jesuit Kazimierz Sarbiewski (s. d.) oben an, 1595—1640, der jedoch nur in lat. Sprache dichtete. In Wespasyan Kochowski, gest. um 1700, der Historiograph des Königs Jan Sobieski war, mit dem er auch 1683 vor Wien sich befand, zeigen sich schon neben poetischer Wärme die Verderbniß der Sprache und die Geschmacklosigkeit der Zeit. Neben ihm sind zu nennen Sam. Twardowski, gest. um 1660, der eine Sendung nach der Türkei, an der er Theil hatte, in Versen beschrieb (Wilna 1706); Krzysztof Opalinski, ein angesehener Hofmann und Wojewode von Posen, gest. 1655, der „Satyry" (1652) voll scharfer Charakteristik, doch in ganz verderbtem Stile, schrieb; Alan Bardzinski, Chroscinski, der Uebersetzer des Lukan, Ustrzycki, Morsztin, der Uebersetzer des Corneille, und Elzbieta Drużbacka, gest. 1760, die, ganz aus sich selbst gebildet, durch ihre einfache und natürliche Poesie (neue Ausg., Lpz. 1837) besonders für jene Zeit sich bemerklich machte. Der Jesuit Nagurczewski, 1719—1811, übersetzte Homer's „Ilias" und Virgils „Eklogen". Unter den Historikern sind zu erwähnen Pawel Piasecki (s. d.), Szymon Starowolski, gest. als Kanonikus in Krakau 1656, der mehrere wichtige literarisch-historische Werke und eine ausgezeichnete Statistik „Polonia, sive status regni Poloniae descriptio", beste Ausg., (Wolfenbüttel 1656) schrieb; Wijuk Kojalowicz, Jesuit, gest. 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der besten Historiker des 17. Jahrh., der eine Geschichte von Litthauen „Historia lituaniae" (Bd. 1, Danz. 1650, Bd. 2, Antw. 1669), verfaßte, die in der Fortsetzung der „Allgemeinen Welthistorie" (Bd. 50) übersetzt ist; Passek, dessen Memoiren Raczynski (s. d.) herausgegeben hat; Jędrzej Węgierski, gest. 1649 als evangelischer Senior in Lublin, der in seinem Werke „Slavonia reformata" (Amst. 1679) eine ausführliche Geschichte der dissidentirenden Kirche gab und auch für die Literaturgeschichte von größter Wichtigkeit ist. Dasselbe gilt von Lubieniecki's (Lubieniecius Rolitsius) „Historia reformationis polon." (Freist. 1685), der, überall von den protestantischen Theologen verfolgt, 1675 in Hamburg an Gift starb. Kaspar Niesiecki, Jesuit, gest. 1743, lieferte das wichtigste und ausführlichste Werk über polnische Heraldik „Korona Polska" (4 Bde., Lemb. 1728—43, Fol.). Józef Zaluski (s. d.) noch dieser Periode angehörig, trug schon zur Entwickelung der Folgenden bei.

Einen neuen Aufschwung nahm die poln. Literatur während der folgenden vierten Periode, seit der Mitte des 18. Jahrh. theils durch den Einfluß der franz. Literatur aus Ludwigs XIV. Zeit, mit welcher die Polen durch ihre Königinnen aus dem bourboni-

schen Hause und deren zahlreiches Gefolge, auf ihren Reisen und an dem Hofe des Stanislaw Leszczynski (s. d.) der viele seiner Landsleute in Lothringen um sich versammelte, bekannt geworden waren, theils durch die Begünstigung, die eine geschmackvollere Wissenschaft bei dem Könige Stanislaw August, den Fürsten Czartoryiski (s. d.), Jablonowski (s. d.) und andern Magnaten fand, besonders aber durch die Reform Stanislaus Konarski's. Letzterer, geb. 1700, war frühzeitig in den Piaristenorden getreten, hatte Italien und Frankreich bereist und, als er nach seiner Rückkehr den Verfall seines Vaterlandes erkannt, beschlossen, die Bahn zum Bessern zu brechen. Zuerst versuchte er durch Reformation seines Ordens eine bessere Erziehungsmethode einzuführen, und stiftete, um besonders auf den Adel, als die eigentlichen Staatsbürger Polens, zu wirken, ein Collegium nobilium in Warschau, welches namentlich die Folge hatte, daß sehr bald die Erziehung nicht mehr den einzelnen Mönchsorden überlassen, sondern als ein Staatsinteresse erkannt, und daß unter Stanislaw August eine besondere Educationscommission aus den tüchtigsten und gelehrtesten Männern gebildet wurde. Er suchte ferner das Studium der classischen und alten poln. Literatur zu beleben, veranlaßte viele Ausgaben älterer Schriftsteller, veranstaltete selbst eine Sammlung sämmtlicher poln. Constitutionen und Statuten (6 Bde., Warsch. 1739) und verfaßte eine große Anzahl pädagogischer, religiöser und oratorischer Schriften, die sich durch Klarheit und Gelehrsamkeit auszeichnen. Da er in dem Theater ein Mittel erblickte, den gesunkenen Geschmack zu heben, so übersetzte er franz. Schauspiele ins Polnische und ließ sie statt der bei den Piaristen gewöhnlichen Schuldramen aufführen; auch mag er das Seinige dazu beigetragen haben, daß Warschau seit 1765 ein stehendes poln. Theater erhielt, weshalb man ihn, obschon es seit dem 15. Jahrh. mannichfache dramatische Versuche in Polen gab, als den Vater des poln. Dramas betrachtet. Er starb 1773. Ausgezeichnete Männer förderten das von ihm begonnene Werk. Unter ihnen nennen wir seinen Schüler, den gründlich gelehrten Onufry Kopczynski, 1735—1817, der zuerst eine grammatische Begründung der Sprache in seiner „Grammatyka narodowa" versuchte; Grzegorz Piramowicz, gest. 1801, Verfasser vieler Schulschriften; den Jesuiten Franc. Bohomolec, der sehr viele Theaterstücke aus dem Französischen übersetzte (5 Bde., Warsch. 1775), vor Allen aber Adam Stanislaw Naruszewicz (s. d.) den trefflichen Uebersetzer des Tacitus, und Ignaz Krasicki (s. d.) den Träger und Mittelpunkt der ganzen poln. Literatur seiner Zeit. Als Dichter sind in dieser Periode bemerkenswerth Stanislaw Trembecki, Kammerherr des Königs Stanislaw August, gest. 1812, der als Lyriker gerühmt wird, aber oft nur rhetorisch ist. Sein Hauptwerk „Sofiówka" enthält eine poetische Beschreibung eines Gartens der Gräfin Sophia Potocka. Eine Sammlung seiner „Poezye" erschien zu Warschau (2 Bde., 1819, neue Ausg., Leipzig 1836). Höher stand Franc. Kniaznin (s. d.). Kajetan Wegierski, geb. 1755, wurde wegen seiner beißenden Verse genötbigt, sein Vaterland zu verlassen, durchreiste Frankreich und Italien, beschrieb seine Reise in trefflichem Französisch, und starb 1787 zu Marseille. Seinem Hauptwerk „Organy" (Warsch. 1803) liegt Boileau's komisches Gedicht „Le lutrin" zu Grunde. Seine „Poezye" erschienen gesammelt zu Leipzig 1837. Cyprian Godebski, ein witziger, geschmackvoller Dichter, blieb 1809 als Oberst in der Schlacht bei Raszyn. Franc. Wezyk erwarb sich seinen Ruf durch seine poetische Beschreibung der Gegenden Krakau's „Okolice Krakowa" (Krak. 1833), sowie durch einige Romane und Dramen. Die zu ihrer Zeit sehr gerühmten dramatischen Dichter dieser Periode: Alois Felinski, geb. 1771 in Luck in Volhynien, gest. 1820 als Director des Lyceums zu Krzemieniec, der Verfasser der Tragödie „Barbara Radziwill"; ferner der General Ludwik Kropinski, gest. 1844 in Volhynien; der Dichter der „Ludgarda"; Ludwik Osinski, der Uebersetzer des Corneille, von 1818—31 Professor der poln. Literatur an der Warschauer Universität, gest. 1838, konnten nur ihrer Zeit genügen, da sie in ihren Tragödien ohne alles natürliche Leben nur in franz. Regelrechtigkeit pomphaft einschreiten. Neben ihnen suchte Boguslawski (s. d.) das Volksthümliche festzuhalten, was ihm besonders in dem sehr beliebten Drama „Die Krakauer und Goralen" gelang.

Die Blüthe, welche unter der Regierung Stanislaw August's für die poln. Literatur hervorgebrochen war, konnte auch durch die folgenden Stürme nicht ganz zerstört werden, und viele Geister suchten nun in den Wissenschaften Trost bei dem Unglück des Vaterlands. Noch 1801 stifteten der Historiker Tadeusz Czacki (s. d.), Franciszek Dmochowski (s. d.) und der Bischof Jan Albertrandy (s. d.) die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, die besonders unter dem Staatsrathe Staszyc (s. d.) reiche Früchte trug, bis sie 1832 aufgehoben und ihre Bibliothek von 50,000 Bänden nach Petersburg gebracht wurde. Kräftig wirkten damals auch Jozef Maximilian Ossolinski (s. d.), Hugo Kolontaj (s. d.) und Stanislaw Potocki (s. d.) durch Schrift und Wort zur Förderung des Vaterlands. Somit schlummerte denn in Polen auch nach dem Untergange der politischen Selbständigkeit die literarische Thätigkeit nicht, ja während der Unterjochung erst hat sie sich zu europäischer Bedeutsamkeit erhoben. Den Uebergang zu dieser höchsten Stufe, welche wir in der fünften Periode finden, bilden Karpinski (s. d.), Woronicz (s. d.), Niemcewicz (s. d.) und Kazimierz Brodzinski (s. d.), in denen zuerst das Nationale auch im Gedichte wieder hervortrat. In Wilna, das seit 1815 zum Mittelpunkte der poln. Literatur sich emporschwang und alle Feuergeister Polens versammelte, vereinigten sich mehrere junge Männer, Mickiewicz (s. d.) an der Spitze, die, gebildet durch die Engländer und die neuere deutsche Dichterschule, mit Wort und That gegen den bisherigen Gang der Literatur sich erhoben. Sie verwarfen die Classicität, die sich durch die franz. Regelrichtigkeit binden ließ, und lösten den Polen die Fesseln, von denen die Deutschen Lessing befreite. Sie wiesen darauf hin, daß die Dichter Polens, mit geringer Ausnahme, nicht national seien, denn nur mit poln. Worten hatten sie geschrieben, dagegen in aufgenommenen franz. und röm. Gedanken und Gefühlen geschwelgt. Sich selbst nannten sie Romantiker, weil sie ihre Gestalten aus den Grundtiefen der Poesie, des menschlichen Gemüths und der poln. Volksthümlichkeit zu erzeugen strebten. Es entstand ein heftiger Streit, aus dem die romantische Schule als vollkommne Siegerin hervorging. Zahlreiche junge Dichter schaarten sich um Mickiewicz, und beinahe mochte es scheinen, als wenn die Polen, nachdem sie aus der Zahl der selbständigen Völker gestrichen worden, nun nach den Stürmen des Kriegs in den friedlichen Hallen der Poesie ihrer Sprache und Nationalität die Unsterblichkeit sichern wollten. Als Genossen und Nachfolger Mickiewicz's sind zuvörderst zu nennen Antoni Malczeski (s. d.), Seweryn Goszczynski (s. d.), Bohdan Zaleski (s. d.) und Tomasz Padura, welcher, in der Ukraine geboren, von 1817—20 eine Reise nach dem Orient machte und in seinen lebensvollen Gedichten des reizenden russinischen Dialekts sich bedient („Pienia", Lemb. 1842); ferner Anton Edward Odyniec, aus einer altlithauischen Familie entsprossen, der außer mehreren Balladen und einem Drama „Izora" („Poezye", Pos. 1833) von Byron's „Braut von Abydos" und Walter Scott's „Jungfrau vom See" treffliche Uebersetzungen geliefert hat (zusammen 2 Bde., Lpz. 1838); Julian Korsak, lyrischer und elegischer Dichter, der sich besonders nach englischen Mustern bildete („Poezye", Pos. 1833); Alex. Chodzko, der Uebersetzer vieler orientalischer Gedichte, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hat („Poezye", Petersb. 1829); Alex. Groza („Poezye", Wilna 1836); Lucyan Siemienski, geb. 1809 in Galizien, bekannt durch seine trefflichen Novellen und als Uebersetzer der „Königinhofer Handschrift"; Augustin Bielowski, geb. 1806 in Pokutien, lyrischer Dichter und Uebersetzer von „Igor's Zug gegen die Polowzer" (Lemb. 1838); Antoni Gorecki, der unter Napoleon's Adlern im Felde diente und sich besonders durch seine an Sarkasmen reichen Fabeln beliebt gemacht hat („Bajki i poezje nowe", Par. 1839); Stefan Garczynski, der mit Rybinski Polen verließ, 1833 in Avignon starb und manches feurige Kriegslied gedichtet hat („Poezye", 2 Bde., Par. 1833); Juliusz Slowacki, geb. 1809, gebildet in Wilna, aus dessen Dichtungen „Kordjan" (Par. 1834), „Anhelli" (Par. 1838) und „Balladyna" (Par. 1839) ein ächt poetisches, aber noch nicht zur Klarheit gedrungenes Talent hervorleuchtet. Die letzten drei Dichter gehören der poln. Emigration in Frankreich an, unter der sich die neueste Dichterschule am freiesten entwickelt hat und in der auch das

tiefsinnige Gedicht „Iridion in Rom" (deutsch, Berl. 1845) entstanden ist. Den Emigranten in Paris gehört der aus der Ukraine gebürtige Michal Czajkowski ebenfalls an, gegenwärtig der gepriesenste poln. Romanschreiber. Unter seinen vielen Erzeugnissen sind besonders die ältern „Kosackensagen" (Par. 1837; deutsch von Minsberg, Glog. 1838), „Wernyhora" (2 Bde., Par. 1838; deutsch, Lpz. 1841) und „Kirdzali" (2 Bde., Par. 1838; deutsch, Lissa 1840) höchst lebendige und anziehende Darstellungen des ukrainischen Lebens. Vor ihm galten Graf Friedr. Skarbek (s. d.) und F. Bernatowicz (Nalencz", deutsch von Schnaase, Lpz. 1834; „Pojata", deutsch, Lpz. 1834) als die besten Romanschreiber. Ein sehr vielseitiger und fruchtbarer Schriftsteller der neuesten Zeit ist Jozef Ignaz Kraszewski zu Omelno in Volhynien, von dem sowohl größere epische Gedichte, „Witoldorauda" (Wilna 1840), als auch viele Erzählungen, Dramen und historische Werke, wie eine „Geschichte von Wilna" (4 Bde., Wilna 1842) herrühren. Noch sind als dramatische Dichter Jan Nepomucyn Kaminski, Director des Lemberger Theaters und Uebersetzer der Schiller'schen Dramen, und Graf Alex Fredro in Lemberg, der Verfasser mehrerer an Laune und Handlung reicher Komödien („Komedye", 2 Aufl., 5 Bde., Lemb. 1838) zu erwähnen. Dominik Magnuszewski, geb. 1810, erregte durch seine Dramen große Erwartungen, starb aber schon 1845 in Lemberg. Eine vollständige Uebersetzung Shakspeares lieferte Holowinski (Wilna 1844). Die zuerst auf den Boden der Poesie sich offenbarende neue Richtung fing bald auch an, in andern Zweigen sich wirksam zu zeigen. So wurde Lelewel (s. d.) der vornehmlichste eigentlich poln. Geschichtschreiber, neben und nach dem G. S. Bandtke (s. d.) Maciejowski (s. d.), Graf Edward Raczynski (s. d.) und Graf Plater (s. d.) als Schriftsteller und Beförderer der historischen und geographischen Kenntnisse Polens auftraten. Narbutt in Wilna verfaßte eine sehr umfangreiche und gründliche Geschichte von Lithauen (Wilna 1837 fg.); der Bibliothekar Lukoszewicz in Posen trat mit mehren sehr wichtigen, aus den Quellen geschöpften Beiträgen zur Reformationsgeschichte Polens auf und stellte den Verlauf derselben in Großpolen („O Kosciolach braci czeskich w dawnéj Wielkiejpolsce", Pos. 1835) und in Lithauen („Dzieje Kosciolow wyznania helweckiego w Litwie", 2 Bde., Pos. 1842) dar; Surowiecki, gest. 1827 als Rath im Ministerium der öffentlichen Aufklärung zu Warschau, ist der Verfasser vieler statistischer Schriften; Golebiowski lieferte wichtige aus den Quellen geschöpfte Beiträge zur Sittengeschichte Polens; der als Probst von Jaroslaw verstorbene Franc. Siarczynski hinterließ zwei bedeutende, zur Geschichte Sigismund's III. gehörige Werke (Lemb. 1828 und Pos. 1845); Zoryan Chodakowski, gest. 1825 im Gouvernement Twer, war einer der eifrigsten Erforscher der slaw. Vorzeit. Ueber die Revolution von 1830 haben die Emigranten in Frankreich zahlreiche Mittheilungen drucken lassen; wir nennen nur Mochnacki (s. d.) Wrotnowski und Karl Alex. Hoffmann (s. d.). Als Philosophen haben die Polen nie Eigenthümliches geleistet, doch sind zu erwähnen Sniadecki (s. d.), ferner Goluchowski, ein Schüler Schelling's und Verfasser des deutschen Werks „die Philosophie im Verhältniß zu dem Leben ganzer Völker und einzelner Menschen" (Erlang. 1828), und Cieszkowski, der eine deutsche Schrift „Prolegomena zur Historiosophie (Berl. 1838) verfaßt hat. Nur Trentowski hat in mehreren deutschen Werken die neueste deutsche Philosophie selbständig zu verarbeiten gesucht; sein bedeutendstes poln. Werk ist eine Erziehungslehre „Chowanna" (2. Aufl., Posen 1846). Hier ist auch als pädagogische Schriftstellerin Clementine Hoffmann (s. d.) mit Auszeichnung zu nennen. Die philologischen Studien konnten unter den Polen keine selbstständige Gestalt gewinnen, weil alle eigenthümlichen Lehranstalten fehlen; doch wurde den Bestrebungen eines Grodeck, der als Professor in Wilna starb, Trojanski, Wannowski u. A. auch bei deutschen Philologen Anerkennung zu Theil. Von einem Fortschreiten der theol. Wissenschaften kann in Polen bei dem streng katholischen Standpunkte nicht die Rede sein. Als Kanzelredner werden Trynkowski und Gawinski gerühmt. Unter den Naturforschern hat Professor Jarocki in Warschau, der Verfasser eines großen zoologischen Werks, den meisten Ruf erlangt. Von den Zeitschriften, deren gegen 50 erschienen, waren der Posener

„Tygodnik literacki" und „Rok", ferner der Krakauer „Kwartalnik" und das von Kraszewski in Wilna redigirte „Atheneum" die bedeutendsten gewesen. Die zahlreichen Zeitschriften der Emigranten dienten meist den Zwistigkeiten der Parteien. Ueber die poln. Literaturgeschichte selbst hat Muczkowski sehr dankenswerthen Schriften nach den Archiven der Krakauer Universitätsbibliothek, welcher er vorsteht, veröffentlicht. Unter den ältern Werken zur poln. Literaturgeschichte sind zu erwähnen die von Bentkowski „Historya literatury polskiéj" (2 Bde., Warsch. 1814); Ossolinski „Wiadomosci historyczno-kritiezne do dziejów, literatury polskiéj" (4 Bde., Krak. 1819—21); Juszynski, Dykcyonarz poetów polskich" und Chodynicki „Dykcyonarz uczonych Polaków" (3 Bde., Lemb. 1833); das neueste ist das weitläufige von dem Professor Wiszniewski in Krakau, „Historya literatury polskiéj" (Bd. 1—7, Krak. 1840—46).

Polenta, eine bei den Italienern beliebte Speise, aus Maisgrütze und gekochter Milch bereitet. Sie wird zu einem dicken Brei eingekocht, der, wenn er erkaltet ist, in Stücken geschnitten und in Butter gebacken wird. In Gegenden, wo es viele Kartoffeln gibt, benutzt man auch diese, indem man sie reibt und trocknet; das auf diese Weise gewonnene Mehl eignet sich auch sehr gut zum Brodbacken. In Frankreich wird in dieser Absicht die Gewinnung der Polenta fleißig betrieben.

Police heißt die Urkunde über einen Versicherungscontract, welche der Versicherer ausstellt. Sie enthält alle Clauseln und Bedingungen, unter welchen der Versicherer den Werth des versicherten Gegenstandes zahlen will.

Polhöhe eines Orts auf der Erde heißt der Bogen, mit welchem der an diesem Orte sichtbare Weltpol über den Horizont erhaben ist, also ein Bogen des Mittagskreises. — Ueber die Bestimmung der Polhöhe s. Breite, geographische.

Policinell, s. Pulcinella.

Polidoro da Caravaggio, s. Caldara, Polidoro.

Polignac, ein franz. Geschlecht, das seinen Namen von einem alten Schlosse in der Gegend von Puy en Velay, im Departement der Oberloire, herleitet. Das alte Geschlecht erlosch 1385 im Mannsstamme, worauf Name und Besitzthum durch Heirath in die Familie Guillaume's von Chalençon überging, dessen Nachkommen lange in Dunkelheit lebten. Armand XVI. von P. hinterließ aus seiner Ehe mit Jacqueline von Grimoard zwei Söhne, welche zuerst die Familie zu einiger Bedeutung erhoben. Der jüngere, Melchior v. P., geb. am 11. Oct. 1661 zu Puy en Velay, lebte anfangs als Abbé und verdankte dem engl. Prinzen Jacob III. den Cardinalshut. Er gehört mit zu den besten Diplomaten seines Zeitalters, und hat sich in dieser Beziehung mannigfaltige Verdienste um Frankreich erworben. Schon der Papst Alexander VIII., mit welchem er über die 4 Artikel, welche die französische Geistlichkeit 1682 für die gallikanische Kirche in Anspruch genommen hatte, unterhandelte, sagte bei dieser Gelegenheit sehr schmeichelhaft zu ihm: „Sie scheinen immer meiner Meinung zu sein, und doch siegt immer zuletzt die ihrige"; und selbst Ludwig XIV., der gebildete und feine König der Franzosen, sagte nach einer Audienz, die er ihm gegeben: „Ich habe so eben mit einem jungen Menschen gesprochen, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte". Wie er sich nun in der Gunst des Königs festgesetzt hatte, ging er 1693 als außerordentlicher Botschafter an den Hof des edlen Polenkönigs Johann Sobiesky, mit dem Auftrage, ihn von dem Bunde mit Oesterreich gegen die osmanische Pforte abzuziehen und zu einem Bündnisse mit Frankreich gegen Oesterreich zu bewegen. Hier blieb er bis 1696. Als in demselben Jahre der große König die Zeitlichkeit segnete, ein König, an dessen Grabe Karl XII. ausrief: „Er hätte nie sterben sollen", da bemühte sich P., die polnische Königswahl auf den Prinzen von Conti zu leiten, und Ludwig unterstützte seinen Plan dadurch, daß er jedem, der dahin arbeiten würde, eine Pension von 100,000 Liv. versprach. Außerdem verschwendete der üppige König durch P.'s Hand 560,000 Livres an die poln. Wahlversammlung und erreichte damit wenigstens so viel, daß sie P.'s prunkvolle Rede mit Beifall hörten, aber neue 500,000 Liv., die er kühn zu zahlen versprach, hinder-

ten doch nicht die Partei des Bischofs von Cujavien, den sächsischen Kurfürsten zu wählen. Da fachte P. bitteren Hader an unter der Partei, die sich für den Sohn des Königs von Polen, Jacob, erklärt hatte. Darob entrüstete sich die Königin gewaltig, und Frankreich sprach harten Tadel über ihn aus. Der Abbé von Chateauneuf erschien auf sein Begehren als zweiter franz. Gesandter und handelte im Einverständnisse mit ihm. Allein Danzig erkannte Frankreichs Wechselbriefe auf 3,000,000 Liv. nicht an, und P. konnte sein Versprechen nicht halten. Der Abfall des Prinzen Sapieha, der Großfeldherr von Lithauen war, erschreckte ihn wenig, denn noch konnte er ihn für 400,000 Liv. wiedergewinnen. Er selbst wollte als Geißel bleiben, bis Frankreich alles gezahlt hätte, und da schien es, als ob Alles für ihn stimmte; ja der Primas des Reiches rief sogar am 26. Juni den Prinzen von Conti zum Könige aus. Doch alles blieb vergeblich. Denn während schon in feierlichen Tönen das Te Deum laudamus erschallte, siegte in plötzlichem Auflauf die Partei des Bischofs von Cujavien, und der Kurfürst von Sachsen wurde zum Könige ausgerufen. Danzig verweigerte dem Prinzen von Conti die Landung, ob er gleich die 500,000 Liv. und viele Juwelen bei sich führte, und während er traurig heimkehrte, hielt der neue König seinen Einzug in Krakau. Die feindseligen Danziger raubten dem Abbé P. sein Eigenthum, und erklärten ihn für ihren Feind; worauf er sich nach Stettin begab und nach Frankreich heimkehrte 1698. Da verwies der getäuschte König ihn in die Abtei Bonport. Später gewann er doch seinen alten Einfluß wieder und ward 1710 bevollmächtigter Minister der franz. Krone bei den Verhandlungen zu Gertruydenberg, wo er die holländischen Gesandten durch die bittere Bemerkung kränkte, daß sie sprächen, wie Leute, welche nicht zu siegen gewohnt seien. Ludwig war mit seiner Sendung zufrieden und ernannte ihn 1712 zum Bevollmächtigten bei dem Utrechter Congresse. Da es sich hier aber um die Ausschließung Jacobs III. vom britischen Throne handelte, unterschrieb P. die Unterhandlungen nicht, weil er den Mann nicht beleidigen wollte, durch dessen Güte er den Cardinalshut trug. Bei einer neuen Sendung nach Rom erwarb er sich allgemeine Achtung und Liebe. Er st. am 20. Nov. 1741. Wir besitzen von ihm als Schriftsteller den Anti-Lucretius s. de deo et natura (Par. 1747.), ein Lehrgedicht in 8 Büchern, welches über 10,000 lat. Hexameter enthält, und worin er das epikuräische System widerlegte. Es ist ins Italienische, Französische, Englische und Deutsche übersetzt, cf. Histoire du Cardinal de Polignac, und Biographie universelle v. v. — Jules, Herzog v. P. und seine Gemahlin Yolande-Martine Gabrielle de Polastron, P.'s Gemahlin seit 1767. Jules wurde aus dem Grafenstande zum Herzoge erhoben 1780, und ward erster Stallmeister des Königs. Dann begab er sich nach Wien als Geschäftsführer der königlichen Prinzen, von wo aus er sich nach Petersburg begab und Zutritt bei der Kaiserin Katharine fand. Eine Zeitlang lebte er auch in England und ging von hier aus nach der Ukraine auf sein Landgut, welches ihm Katharine geschenkt hatte. Er starb 1817 zu Petersburg, und hinterließ drei Söhne, die ein ziemlich tragisches Schicksal gehabt haben. Die Gemahlin des Herzogs war 1750 geboren, und war die innigste Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Ihre zerrütteten Vermögensumstände zwangen sie dazu, die Stelle einer Gouvernante bei den königl. Prinzen und Prinzessinnen anzunehmen seit 1781. Ihre Schwägerin, Diana von Polignac, benutzte ihren Einfluß, die Herzogin zu bewegen, die Freigebigkeit der Königin zum Nutzen ihrer Familie anzuwenden, und von dieser Zeit concentrirte sich um sie der ganze Adel und die hohe Geistlichkeit Frankreichs, welche irgend etwas vom Hofe erlangen wollten. Dafür aber traf sie auch der wüthende Haß des revoltirenden Pöbels. Sie mußte mit der Königin fliehen und begab sich nach Wien zu ihrem Gemahl. Wie nun um diese Zeit die Invasion der preußischen Armee in die Champagne jegliche Hoffnung auf die Wiederherstellung der alten Herrschaft vereitelte, da begann der Wurm des Kummers an dem Herzen der treuen Freundin ihrer Königin gefährlich zu nagen, sie schwand sichtbar hin und starb 1793 zu Wien. — An die Namen der drei Söhne, welche aus dieser Ehe entsprossen sind, knüpft sich ein wahrhaft tragisches Interesse. Dennoch sind sie häufig verwechselt worden, vielleicht wegen der Aehnlichkeit ihrer Namen. Der älteste heißt vollständig

Armand Jules François Heraclius de Polignac, der jüngere aber August Jules Armand Marie de P., wobei man die Umstellung der Namen Jules und Armand bemerken mag, da sie gewöhnlich nur mit diesen beiden Namen benannt werden. Armand Jules Herzog v. P. ist geboren 1771 und verließ in seinem 16. Jahre zugleich mit seinen Eltern Frankreich. Anfangs lebte er in Coblenz, dann aber in Rußland, und ging späterhin mit dem Grafen von Artois, dem Bruder des Königs, an dem er mit der größten Liebe hing, nach England 1796. Hierher folgte ihm auch sein jüngerer Bruder Jules Armand. Da ward er in die Verschwörung Georges Cadoudals und Pichegru's verwickelt, landete im Dec. 1803 in Frankreich zugleich mit Cadoudal, und sein Bruder wenige Wochen später im Jan. 1804 mit Pichegru. Hier aber ward er verhaftet und am 10. Jan. zum Tode verurtheilt. Nur der Einfluß der Kaiserin Josephine und ein demüthiger Fußfall seiner Gemahlin rettete Armand das Leben, da bereits vorher sein jüngerer Bruder vergeblich mit dem eignen Leben das seines Bruders loszukaufen gesucht hatte. Der Kaiser also begnadigte ihn zu einer 4jährigen Haft in Ham, von wo er dann deportirt werden sollte. Er ward auch nach Ham abgeführt, dann nach dem Temple und von da nach Vincennes gebracht. Als er sich etwas später seiner Gesundheit wegen in einem Krankenhause zu Paris befand, knüpfte er 1812 eine Verbindung mit Mallet an, entfloh im Jan. 1814 mit seinem Bruder nach Vesoul, als eben ein neuer Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, und gelangte glücklich bei dem Grafen von Artois (Karl X.) an. Wie nun die Herrschaft Napoleon Bonapartes zu Grabe zu gehen schien, da sandte der Graf Artois P. nach Paris, und er war der Erste, der dort wieder die weiße Fahne an die Stelle der dreifarbigen aufpflanzte. Gegen die Charte Ludwig's XVIII. protestirte er heftig, weil sie gegen seine Ueberzeugung war, aber als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückkehrte, folgten ihm beide Brüder dennoch nach Gent. Im J. 1815 wurde Armand Mitglied der Wahlkammer, arbeitete aber dennoch immer mit allen Kräften an der Reaction, weshalb man ihn für den Führer der Partei des Pavillons von St. Marsan hielt. Als sein Vater im Jahre 1817 gestorben war, wurde er Pair und Karl X. machte ihn zu seinem Oberstallmeister. Doch auch über diesen König brach das Verhängniß bald herein, und als er 1830 nach Britanien fliehen mußte, begleitete P. ihn ins Exil. Seine Gemahlin aber blieb in Paris zurück und starb im October 1835 daselbst. Durch Ordonnanz Ludwig Philipp's vom 20. Aug. 1830 verlor er seine Stelle im französischen Heere. Der König von Bayern erhob ihn 1838 in den Fürstenstand. Er starb am 1. März 1847 in Paris. — Jules August Armand Marie, erst Graf, dann Fürst v. P., war am 14. Mai 1780 zu Paris geboren, und wie der punische Hamilkar Barkas einst am Altare seiner Götter den 9jährigen Hannibal den Römern ewigen Haß schwören ließ, so that es auch P. ähnlich mit seinem jüngeren Sohne. Er führte den 10jährigen Knaben in ein besonders dazu eingerichtetes Zimmer, wo ihm ein goldnes Kruzifix entgegenschimmerte, von dem Scheine einer Lampe erhellt. Hier schwur Jules Armand P., ewig der Revolution entgegenzuarbeiten; und er bewahrte den Schwur bis zum Tode. Auch er war Theilnehmer an der Verschwörung Pichegru's und Cadoudal's, und ward zu einer 2jährigen Haft verdammt. Dann ging er in das freie Britanien, und vermählte sich dort mit Mistreß Campbell aus Edinburgh, mit welcher er 2 Kinder erzeugte; nach ihrem Tode heirathete er die Tochter des Lord Rancliffe und zeugte mit ihr ebenfalls 2 Kinder. Nach der Restauration hielt er es mit der Reaction und stieg sehr hoch in der Gunst des Grafen Artois. Deshalb wurde er 1815 Maréchal de Camp und Generaladjutant des Königs, und trat am 17. Aug. desselben Jahres in die Pairskammer ein, verweigerte aber eben so gut wie sein Bruder den Eid auf die Charte. Erst am 6. Nov. schwur er ihn endlich. Von dieser Zeit an stieg er immer höher. Im J. 1822 erhielt er vom Papste wegen seiner ausgezeichneten Verdienste um die Kirche den Titel und das Wappen eines römischen Fürsten, und ging 1823 an Chateaubriand's Stelle als Botschafter nach London, verlebte aber seit Karls X. Regierungsantritt den größten Theil der Zeit zu Paris. Seine große Vorliebe für das ultramontane System des Erzbischofs Latil war vielleicht der Grund, weshalb Karl X. ihn zum Minister machte.

Aber wie man es sich leicht aus den Zeitverhältnissen erklären mag, auf ihm ruhte der Haß der Nation eben so sehr, wie auf dem bourbonischen Königshause. Um den von sich zu wenden, sprach er in der Pairskammer beständig für die constitutionelle Herrschaft, und hielt sich dessen ungeachtet so in der Gunst des Königs, daß er am 8. Aug. 1829 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten an der Spitze des neuen Ministeriums ernannt ward, dann aber am 18. Nov. Präsident des Conseils war (s. Frankreich). Die Pacificationen mit Griechenland war sein Werk, und der afrikanische Feldzug entsprang in seinem Kopfe. Am 27. Juli des folgenden Jahres machte sich aber der Haß des Volkes gegen Karl X. im offenen Aufstand geltend und die Ordonnanzen vom 25. Juli stürzten ihn. Da geleitete der treue Exminister den König bis Cherbourg, als sein Bedienter verkleidet, ging von da aus nach Granville und wurde am 16. Aug. verhaftet, von hier aus nach St.-Lo und nach Vincennes, und am 10. Dec. in das Gefängniß des Luxembourg gebracht. Der Pairshof hörte nicht auf seine Vertheidigung, nicht auf die Rede, die Martignac am 21. Dec. für ihn hielt, sondern verurtheilte ihn zum bürgerlichen Tode. Er ward sofort mit dreien seiner früheren Collegen und Mitschuldigen Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville nach Ham gebracht, wo er sich mit den Wissenschaften und mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigte. Von ihm erschien 1835 ein Werk, „Politische Betrachtungen über die jetzige Epoche", nämlich die Revolution von 1830. Ein Versuch der karlistischen Partei, ihn in Freiheit zu setzen, scheiterte an der Wachsamkeit der Wache 1836. Durch die Amnestie vom 29. Nov. 1836 erhielt er seine Freiheit wieder und ließ sich dann in England nieder. Später kam er nach Frankreich zurück und starb am 29. März 1847 zu St. Germain en Laye. — Melchior, geb. 1781, lebte bis zum Jahre 1817 im Auslande, ward dann Maréchal de Camp, Kammerherr und Adjutant des Dauphin, den er 1830 ins Exil begleitete, und wurde deswegen aus der Armeeliste gestrichen.

Poliklinik, Stadtarmenheilanstalt, eine Art Klinik, in welcher aber seltener am Krankenbette gelehrt wird, sondern wo angehende Aerzte die in der Stadt umherwohnenden Kranken besuchen und täglich dem Dirigenten der Klinik von dem Zustande der Kranken Bericht erstatten. Schwere und gefährliche Patienten ist der Director verpflichtet selbst zu besuchen, da er in der Regel aus den städtischen Kassen eine verhältnißmäßige Remuneration für seine Bemühungen erhält, um die Kranken ärmerer Klassen unter seine Obhut zu nehmen. Es ist die P. eine Wohlthätigkeitsanstalt neuerer Zeit, und sie findet sich nicht blos in Universitäts-, sondern auch in andern Städten, wo die Sorge für arme Kranke einem oder mehren Aerzten übertragen ist.

Poliren heißt glatt und blank machen und wird auf sehr verschiedene Art verrichtet, je nachdem der zu polirende Gegenstand aus Holz, Horn, Metall oder Stein besteht. Meubles in Zimmern u. s. w. werden mit Polirwachs polirt; dieses erhält man, wenn man gelbes Wachs und Kolophonium bei gelindem Feuer zusammenschmelzen läßt und nachher etwas Kienöl dazu gießt; man gießt von dieser Mischung auf einen wollenen Lappen und reibt damit das Holz. Um Hornsachen zu poliren, bedient man sich des gepulverten Bimssteins und Tripel, oder man nimmt blos Kreide und gelöschten Kalk und macht zuletzt noch einen Ueberstrich mit Baumöl. Die verschiedenen Metalle werden auf verschiedene Weise polirt, zum Theil blos dadurch, daß sie mit einem glatten Hammer (Polirhammer) geschlagen werden. Für das Poliren von Stahlwaaren, Spiegel, Marmorplatten und andere dergleichen Gegenstände gibt es auch besondere Polirmaschinen, durch welche das Poliren mittelst einer drehenden Bewegung statt findet, welche bei kleinern Maschinen mit der Hand oder durch die Füße, bei größern durch ein Mühlenwerk und Wasser oder Dampf bewirkt wird; im letztern Falle heißen dergleichen Maschinen Polirmühlen, und werden diese besonders in Gewehrfabriken angewendet.

Politik. Der Ausdruck „Politik" wird aus dem Griechischen abgeleitet. Dort bezeichnet „Polis", das Grundwort von Politik, die Stadt und den aus dem Stadtgebiete entstandenen oder gewöhnlich nicht mehr als ein solches umfassenden Staat. Im deutschen Sprachgebrauch hat Politik mehrere Bedeutungen, indem sie bald Weltklugheit, bald die

Kunst und Wissenschaft des geselligen Lebens überhaupt, bald List und Verschlagenheit, bald Staatskunst und Staatswissenschaft bezeichnet. Auch das von Politik abgeleitete Adjectiv wird verschieden gebraucht. So nennt das gemeine Leben einen politischen Menschen denjenigen, der in seinen Geschäften klug, gewandt und schlau ist; ein politisches Genie ist ein solches, welches die höchste Geschicklichkeit in der Verwaltung eines Staatsamtes und in der Beurtheilung der Staatsverhältnisse offenbart und politische Angelegenheiten, als solche, die den Staat als weltliche Macht betreffen, werden oft den religiösen und moralischen entgegengesetzt. Auch in den Staatswissenschaften, in welchen die Politik als besondere Wissenschaft ihren geeigneten Platz hat, ist man über den Begriff derselben seit Plato und Aristoteles, ihren ersten Begründern, bis auf den heutigen Tag nicht recht einig geworden. Dieser Umstand mag denn auch dazu beigetragen haben, daß sich im gemeinen Leben die Vorstellung geltend machte, die Politik sei eine bloße Klugheits- und Schlauheitslehre, die ohne feste Grundsätze sich immer nur nach dem Augenblicke richte und darauf bedacht sei, ohne alle Rücksicht auf Recht, Pflicht und Gesetz Vortheile aus den Umständen zu ziehen, geschehe dies auch zum Schaden Anderer. Aber das ist ein Irrthum. Schon der alte griechische Idealphilosoph Platon (s. d.) hatte eine höhere Vorstellung von der Politik, die nach ihm eine Wissenschaft ist, die Menschen unter der Herrschaft des Sittengesetzes zu einer Gleichheit zu verbinden und sie in dieser Verbindung zu erhalten. Die Theile der platonischen Politik sind: 1) Aufstellung von Grundsätzen, nach welchen der Staat eingerichtet und geordnet wird. 2) Eine jenen Grundsätzen gemäße Bestimmung der Staatsverfassung und der Gesetze. 3) Ertheilung von Regeln für die Ausführung und Verwaltung der Constitution und der Gesetze. Schon hieraus, wie aus der Bestimmung, der vernunftmäßige Zweck des Staats müsse sein, das allgemeine Beste der im Staate vereinigten Mitglieder zu wahren und zu fördern, wird ersichtlich sein, daß die Politik allerdings auf einem festen Boden, auf der Moral und auf dem Wesen der Vernunft, ruht. Die folgenden Jahrhunderte verloren in ihrer Politik den moralischen Gesichtspunkt aus den Augen, und die sogenannte Staatsweisheit der Römer schritt geharnischt über blutgetränkte Schlachtfelder. Unter den römischen Cäsaren war die Politik das Schiboleth der Willkür, da sie Despoten, zum Theil feige Tyrannen waren. Als aber die asiatischen Hochebenen ein rauhes Geschlecht über den Occident ausgossen, das seine Bahn mit Blut bezeichnete und mit gleicher Wuth die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers niedertrat, kann auch nicht einmal von dem armseligsten Rest der Politik die Rede sein. Es gab keine Staaten, im modernen Sinne dieses Wortes, folglich auch keine Staatskunst. Als das Chaos der Völkerwanderung, der moderne Titanenkampf, eine neue Ordnung, die moderne Welt, gebären wollte, erfaßte Rom die kaum entfallenen Zügel der Herrschaft über die Staaten wieder; daher ist die Politik des Mittelalters wesentlich geistlich. Erst als die Staaten eine größere Selbständigkeit und Abrundung erhielten, begann sich die Politik als Wissenschaft wieder zu entwickeln, doch ist sie, wenigstens in ihrer praktischen Richtung, noch nicht zu den von Platon und Aristoteles aufgestellten Grundsätzen zurückgekehrt.

Im Ganzen genommen gibt es zwei Parteien unter den Theoretikern, wie unter den Praktikern. Die einen verstehen unter Politik den ganzen Umfang sämmtlicher Staatskenntnisse, nämlich das Natur- und Völkerrecht, das Staats- und Staatenrecht, die Staatskunst, die Volks- und Staatswirthschaftslehre, die Finanz- und Polizeiwissenschaften, die Staatenkunde (Statistik) und das Verfassungsrecht (positive Staatsrecht), das praktische Völkerrecht, die Diplomatie, die Staatspraxis und die Geschichte der Staatensysteme Europa's und Amerika's aus dem Standpunkte der Politik. Der zuletzt genannte Theil ist alsdann die pragmatische Darstellung des äußern und innern Lebens der Gesammtheit der selbständigen europäischen und amerikanischen Staaten und Reiche nach ihrer gegenseitigen völkerrechtlichen Verbindung und Wechselwirkung seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Alle diese Wissenschaften werden alsdann unter dem Namen der politischen Wissenschaften zusammengefaßt. Dagegen betrachten Andere die Politik entweder als

einen auf bloße Rechtsgrundsätze gestützten Anhang des Staatsrechts oder als eine außerhalb des Rechts liegende Staats-Klugheitslehre, in beiden Fällen aber immer nur als Theil der gesammten Staatswissenschaften. Es leuchtet von selbst ein, daß Politik in dem erstern Sinne gefaßt werden müsse. Als Glied der Staatswissenschaften (s. d.) ist die Politik Staatskunst oder die wissenschaftliche Darstellung des Zusammenhanges zwischen dem innern und äußern Staatsleben, nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit. Hiernach zerfällt die Staatskunst in zwei Abschnitte, in die Lehre vom innern und zweitens vom äußern Staatsleben. Das innere Staatsleben beurkundet sich in der Kultur des Volkes und der politischen Mündigkeit desselben, in dem Organismus des Staates, in Regierung, Verfassung und Verwaltung, endlich in den gemeinschaftlich aus diesen Theilen hervorgehenden Bedingungen der rechtlichen Fortbildung des Staatslebens durch Reformen (s. d.). Die Lehre vom äußern Staatsleben stellt die Grundsätze der Staatskunst für die Wechselwirkung und Verbindung des einzelnen Staats mit allen übrigen neben ihm bestehenden nebst den Grundsätzen des Zwanges nach dem Friedens-, Kriegs- und Eroberungsrechte dar. Die angeführten Hauptgegenstände der Staatskunst sind in ihren innersten Gründen auf die Principien des Rechts, mithin auf das Wesen der Vernunft und auf Thatsachen der Geschichte gestützt. Daher ist diese Wissenschaft eine philosophische und zugleich eine historische. Bei ihr wird ein gründliches Studium des Natur-, Völker und Staatsrechts und der allgemeinen Geschichte der Menschheit wie der Staaten vorausgesetzt. Denn der Politiker, welcher seine Staatskunst auf bloße Rechtsgrundsätze philosophischer Speculation bauen wollte, würde, weil er die Wissenschaft in ein abstractes, unausführbares System der Mode verwandelt, eben so sehr irren und seinen Zweck verfehlen, als derjenige, der sie mit Vernachlässigung der erforderlichen philosophischen Grundsätze zum Aggregat von Erfahrungen und Klugheitsregeln macht. Es ist zwar richtig, daß die Verschiedenheiten oder, wie sie Friedrich der Große nennt, die Temperamente der Staaten in Absicht auf deren Lage, Verfassung, Größe, Volkszahl, im Handel, in Gesetzen, Sitten, Stärke, Schwäche und Hilfsquellen so unendlich sind, daß der Politiker eine allgemeine und auf alle Staaten anwendbare Theorie eben so wenig ersinnen kann, als der Mediziner ein Universalmittel: darum aber ist der Geist von dem Streben nach dem hohen Ziele nicht ausgeschlossen, wenn er gleich von vorn herein weiß, daß jede Annäherung doch immer nur eine Asymptote zur Hyperbel bleibt. — Von den sehr zahlreichen Schriftstellern führen wir außer Platon, Aristoteles, Cicero, Macchiavelli, Montesquieu, Morus, Bodin, Lipsius, v. Osse, Casus, Besold, Hobbes, Conring, Sidney, Spinoza, Locke, v. Real, Rousseau, Lamprecht, Rüdiger, Bensen, v. Haller, Zachariä, Ancillon, Krug, Pölitz, Luden, Benj. Constant noch besonders an: Schmidt-Phiseldeck „Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz“ (Kopenh. 1822); Athenstädt „Europa und sein Monarchenthum oder geheime Politik der Staaten“ (2 Theile, Magdeb. 1823); die Staatskunst auf unwandelbare Grundsätze der Moral und des Rechts gestützt“ von einem Staatsmanne“ (Wien 1835); F. C. Dahlmann „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“. (Erster Band, Götting. 1836).

Politische Beredtsamkeit. Versteht man unter Beredtsamkeit (s. d.) im engern Sinne die Kunst, mit der Kraft des mündlichen Vortrags die Gemüther der Menschen zu ergreifen, ihre Ueberzeugung, selbst wider ihren Willen, durch die Macht der Gründe zu gewinnen, ihre Leidenschaften aufzuregen oder zu beruhigen, und dieses Alles in fortfließender und wohlgeordneter Rede zu bewirken, so ist die Staats- oder politische Beredtsamkeit als die schwierigste und größte Aufgabe, die höchste Stufe dieser Kunst zu betrachten, denn sie ist ihrer Natur nach dazu bestimmt, die Leidenschaften zu beherrschen, bald zum kraftvollen Handeln anzutreiben, bald übereilte Thaten zu verhindern, und hat es mithin mit äußern Zwecken, mit dem Wohle und der Erhaltung des Staats, mit der Ehre, dem Ruhme und dem Vortheile der Nation zu thun. Mancher politische Redner spricht freilich nicht stets seine eigenen Ueberzeugungen rein und vollständig aus, er kann dies nicht

einmal, da er in die Ansichten der Hörer eingehen und sie durch ihre Vorurtheile, durch ihre Zwecke, welche ihm selbst vielleicht ganz fremd sind, zu Dem zu bestimmen suchen muß, was er selbst oft nur seines eigenen Vortheils wegen will. Aber auch der redliche Staatsmann wird das, was er für das wahre Beste des Staats hält, häufig durch Beweggründe unterstützen müssen, die er im Geheimen mißbilligt. In ihrem vollen Umfange kann die politische Beredtsamkeit nur da entwickelt werden und wahrhaft gedeihen, wo eine ähnliche Behandlung der Staatsangelegenheiten stattfindet; bei den Geheimnissen der Cabinete und Collegien ist nur die Gabe der Ueberredung an ihrem Platz. Daher bildete sich in den Volksversammlungen Griechenlands zuerst die öffentliche Rede zu einer Kunst im höchsten Sinne des Worts aus und gelangte zu einer noch jetzt unerreichten Stufe der Vollkommenheit. Namentlich entwickelte sich hier die öffentliche Rede zunächst unter dem Einflusse der Demagogie in der edelsten und erhabensten Weise durch Perikles (s. d.) in ihrer Verwerflichkeit und Entartung aber durch den Gerber Kleon (s. d.) und den Lampenmacher Hyperbolus, bis sie zwischen dem peloponnes. Kriege und dem macedon. Zeitalter durch Iphikrates, Timotheus, Aristophon, Kallistratus und Andere immer weiter ausgebildet wurde und im macedon. Zeitalter selbst in Demosthenes (s. d.), Lykurg (s. d.), Aeschines (s. d.) und Hyperides (s. d.) ihren Höhepunkt erreichte. Unter den Römern, die auch hierin von griech. Vorbildern abhängig waren, zeichneten sich schon früher Appius Claudius Cäcus, Cato, die beiden Gracchen, Lucius Crassus und Marcus Antonius im Zeitalter der Republik als Redner aus. Die mehr natürliche Beredtsamkeit, in welcher sich diese Männer hervorgethan hatten, steigerte Cicero (s. d.) durch eine kunstgemäße Behandlung, und sein Zeitgenosse Hortensius (s. d.) steht ihm nicht unwürdig zur Seite. Messala Corvinus und Asinius Pollio waren die letzten politischen Redner der Römer. In der neuern Zeit sind die Säle des englischen Parlaments lange Zeit der einzige Raum gewesen, in welchem wahre Beredtsamkeit sich entfalten konnte. In Frankreich waren es bis auf die Zeit der Revolution nur die Reden der Parlamentspräsidenten und Generaladvocaten bei den feierlichen Sitzungen nach den Ferien, z. B. eines Omer Talon und D'Aguesseau (s. d.), welche von politischer Beredtsamkeit zeugten. Die ersten Epochen der Revolution gaben Anlaß und Freiheit genug, große Rednertalente auszubilden, aber nur Ein Mann wurde ein großer Redner in dem vollsten Sinne des Worts, nämlich Mirabeau (s. d.). Neben ihm kamen Lally, Mounier, Rivarol, Barnave und Maury kaum in Betracht; von Siéyes sagte zwar Mirabeau selbst, es sei ein Nationalunglück, daß er schweige, vielleicht aber nur um das Ansehen des tiefen Politikers, welches er schweigend behauptete, zu vernichten, wenn er ihn zum Reden brächte. Die folgenden Zeiten waren zu blutig und fanatisch, als daß eine ächte Beredtsamkeit sich hätte entwickeln können; auch gingen schöne Talente zu frühzeitig unter. Napoleon ließ es nicht zu einer freien Discussion kommen, und erst nach der Restauration, besonders aber seit der Julirevolution, haben die Debatten der Deputirtenkammer den Rednergaben ein freieres Feld eröffnet. Bekannt sind aus der neuesten Zeit Casimir Périer (s. d.), Odilon Barrot (s. d.), Thiers (s. d.) und Guizot (s. d.). Aber noch herrscht der Gebrauch vor, die Reden vorher auszuarbeiten, und nur Wenige zeigen das Talent, frei zu sprechen, ohne welches eine ächt parlamentarische Beredtsamkeit nicht aufkommen kann. Anders ist dies in England. Hier war es nie gestattet, eine vorher ausgearbeitete Rede abzulesen, und wer nicht frei aus der Brust zu sprechen im Stande ist, muß sich des Sprechens enthalten. Nur die erste bedeutende Rede eines neuen Deputirten, die maiden-speech, wird als ein vorher überlegtes und ausgefeiltes Werk zugelassen. Daher haben aber auch die Verhandlungen des englischen Parlaments ein größeres Interesse und dramatische Lebendigkeit; daher sind die Engländer an wirkliche Discussion gewöhnt, sie sprechen und erörtern mit einander, nicht blos nach einander, und suchen die Gegner nicht blos durch Abschneiden der Verhandlung, sondern durch Antworten, und wenn die Gründe nicht ausreichen, durch Witz und Sarkasmen zum Schweigen zu bringen. Besonders beliebt sind glückliche Anwendungen aus den Alten, und daher dem Parlamentsredner tüchtige classische Studien

unentbehrlich. Als die ausgezeichnetsten britischen Redner dürften zu nennen sein Pitt, Windham, Dundas, Burke, Fox, Sheridan, Erskine, Tierney, Burdett, Romilly, Makkintosh, Rob. Peel, Brougham, Grey, Melbourne, Russel und Daniel O'Connel. Auch in den constitutionellen Staaten Deutschlands hat in neuester Zeit die Kammerberedtsamkeit einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, der sich in der neuesten Zeit seit 1848 noch glänzender gestaltet hat. Eine Darstellung der politischen Beredtsamkeit der Alten findet sich in Westermann's „Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom" (2 Bde., Lpz. 1833—35).

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Geographie, s. Geographie.

Politisches Gleichgewicht, s. Gleichgewicht der Staaten.

Politische Poesie. Die Dichtkunst kann jeden Stoff, der nicht ganz unwürdig oder ganz unbedeutend und werthlos ist, zum Gegenstande ihrer Darstellungen machen, daher darf sie auch das öffentliche Leben der Staaten und Völker zu ihren Schöpfungen benutzen. Solche Dichtungen nennt man im weitesten Sinne politische Poesie. Diese Poesie kann sich natürlich nur da vorfinden, wo wirklich ein öffentliches Volksleben vorhanden ist, und sie wird um so stärker hervortreten, je frischer und reichhaltiger dieses ist, am meisten in Zeiten rascher Fortentwickelung im Staate, welche nie ohne regen geistigen Kampf stattfinden kann. Demgemäß finden wir keine politische Poesie bei allen morgenländischen Völkern. Durch und durch dagegen ist von politischem Inhalte erfüllt die Dichtkunst der Griechen, weil sie durchaus national-selbständig überall auf die Entwickelung des Staats, in welchem jeder Einzelne aufging, Rücksicht nahm. Deshalb finden wir selbst in den ernsten Trauerspielen eines Aeschylos und Sophokles nicht selten Beziehungen auf die Ereignisse ihrer Zeit. Aehnlichen politischen Gehalt, wenn auch minder scharf hervortretend, haben die Werke der meisten alten römischen Dichter. In neuerer Zeit hat man angefangen den Begriff der politischen Poesie schärfer zu fassen, sie namentlich von der historischen und der vaterländischen Dichtung zu sondern. Historisch nennt man dann die Poesie insofern, als sie Thaten und Ereignisse aus der vaterländischen Geschichte in epischer oder dramatischer Form feiert und dadurch zur Nacheiferung anregt; vaterländische Dichtung aber diejenige, welche in vorzugsweise lyrischer Form das allgemeine Gefühl der Vaterlandsliebe zu wecken und zu nähern sucht, und politische Poesie im engern Sinne diejenige, welche dem Willen der Einzelnen oder der Gesammtheit des Volks eine bestimmte Richtung in Beziehung auf bestimmte, in der Gegenwart schwebende Fragen der staatlichen Entwickelung zu geben sucht. Letztere kann in sehr verschiedenen Formen auftreten, wird aber immer eine starke Beimischung von didaktischen Elementen haben, da sie nicht blos auf das ästhetische Gefühl, sondern auch auf den Willen und auf die Handlungsweise der Menschen wirken will. Hierin liegt einerseits ihre Stärke, indem sie durch diese ihre Beschaffenheit leicht befähigt sein wird, den ganzen Menschen zu fassen und zu erschüttern, andererseits aber auch ihre Schwäche, da sie nur zu leicht den Boden der reinen Dichtung verläßt und hinter rhetorischem Pathos publicistische Reflexionen verbirgt.

In Italien hat die höhere politische Poesie nie Wurzel geschlagen, die frühern politischen Dichter kleideten ihre Dichtungen in eine satirische Form. In Frankreich war dies derselbe Fall, so lange der Staat im Hofe aufging, erst die Revolution erweckte das politische Gedicht, zuerst in der Marseillaise; später leistete Béranger Ausgezeichnetes auf diesem Gebiete. In England sind in neuester Zeit Anfänge eigentlich politischer Poesie gleichzeitig mit den Chartistenbewegungen aufgetaucht. In Deutschland begann die eigentlich politische Poesie schon mit den Anfängen der reformatorischen Bestrebungen, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ihr Hauptrepräsentant war Walther von der Vogelweide; ungleich kräftiger trat sie im Anfange des 16. Jahrh. auf, wo ihr besonders Ulrich von Hutten Worte verlieh. Auch im dreißigjährigen Kriege hat sie eine große Rolle gespielt, zu höherer künstlerischer Vollendung aber und zu wahrhaft nationalem Gehalte gelangte sie erst, als der durch die franz. Revolution hervorgerufene Umschwung der Dinge

auch in Deutschland zu wirken begann. Die Dichtungen, welche während des Kampfes gegen die Fremdherrschaft und durch denselben hervorgerufen worden, z. B. von Arndt, Theod. Körner, Schenkendorf, Rückert u. A., sind zwar noch mehr allgemein vaterländischen als speciell politischen Gehalts. Als sich aber nach dem Kampfe Aller Augen auf die innere Entwickelung der Staaten richteten und hier je länger desto mehr traurige Erfahrungen gemacht wurden, da entwickelte sich die eigentlich politische Poesie immer entschiedener. Sie nahm die Geschicke fremder Völker zu ihrem Gegenstande, wie Wilhelm Müller in seinen „Griechenliedern", Platen in den „Polenliedern", Chamisso in den Sonetten „An die Apostolischen". Doch bedeutender noch sprach sich die Theilnahme am Wohle des eigenen Vaterlands aus. Hier ging Ludw. Uhland mit mehreren in seine Gedichtsammlung aufgenommenen Liedern voraus; ihm folgte unter den Anregungen des J. 1830 Anastasius Grün mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten". Das gewaltigste Leben auf diesem Gebiete aber begann sich zu regen, als G. Herwegh 1840 mit seinen „Gedichten eines Lebendigen" hervortrat. Die poetische Begabung, die man vornehmlich im ersten Bande seiner Gedichte anerkennen mußte, erregte, verbunden mit dem rücksichtslos radicalen Inhalt, das größte Aufsehen, welches der Verfasser freilich später selbst durch persönliche Mißgriffe und durch den poetisch weit geringern zweiten Band seiner Gedichte schwächte. Ihm folgten in kurzem Zwischenraume Hoffmann von Fallersleben mit den mehr witzigen als dichterischen „Unpolitischen Liedern" (2 Bde., Hamb. 1841) und Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1841), welche letztere, an Poesie den „Gedichten eines Lebendigen" nicht viel nachstehend, an gediegen politischem Inhalte jedenfalls die erste Stelle einnehmen. Verwandten Geistes sind die Dichtungen von R. E. Prutz (s. d.), der namentlich mit seiner „Politischen Wochenstube" (Zür. und Winterth. 1845) die politische Komödie nicht ohne Glück wieder herzustellen versucht hat, und F. Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" (Mainz 1844). H. Heine's „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamb. 1844) ist leider von zu frecher Frivolität und Herzlosigkeit erfüllt, als daß man an dem darin niedergelegten unerschöpflichen Witze Freude haben könnte. Die politische Poesie war noch vor einigen Jahren zum Theil Modesache geworden, doch scheint sie sich nur in solchen Zeiten zu erheben, wo nur noch Wünsche nach politischen Reformen im Volke leben, im Gährungsprocesse einer sich neu gestaltenden Zeit muß sie natürlich schweigen. So ging es auch in Deutschland, wo mit dem Jahre 1848 die politische Poesie schwieg. Vgl. Prutz in seinem „Literarhistorischen Taschenbuche" (Jahrg. 1, Lpz. 1842). Literarhistorische Samml. von politischen Gedichten haben geliefert Hoffmann von Fallersleben „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit" (Lpz. 1843) mit schätzbaren Einleitungen und H. Marggraff „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (Lpz. 1843).

Politische Vereine, s. Geheime Verbindungen.

Politische Wissenschaften, s. Staatswissenschaften.

Polizei und **Polizeiwissenschaft.** Ueber den Begriff, welcher mit Polizei zu verbinden sei, haben sich bis jetzt die vorzüglichsten Bearbeiter der Polizeiwissenschaft noch nicht vereinigen können. V. Berg in seinem Handbuche des deutschen Polizeirechts (Hanov. 1799—1808) zählt Thl. 1, S. 3 ff. 24 Definitionen auf, und seit der Zeit sind noch mehrere hinzugekommen. — Wenn der Zweck des Staates der ist, Recht und Wohlfahrt allen seinen Gliedern theilhaftig werden zu lassen, so wird man unter Polizei diejenige Einrichtung im Staate zu verstehen haben, mittelst welcher der Zweck desselben, Recht und Wohlfahrt, unmittelbar gesichert und erhalten und dessen ununterbrochene Verwirklichung befördert und erleichtert wird. Polizeiwissenschaft ist dann die systematische Darstellung der Grundsätze der Polizei, und da die Polizei nach dem Gesammtzwecke des Staates 2 Hauptaufgaben zu erfüllen hat, nämlich 1) die öffentliche Sicherheit und Ordnung vor möglicher Verletzung zu bewahren und die geschehene sogleich zu erkennen und auszugleichen — und 2) die Cultur und Wohlfahrt der Staatsbürger nach ihrem ganzen Umfange zu begründen, zu befördern und zu

erhöhen: so zerfällt demnach die Polizeiwissenschaft in 2 Hauptzweige: 1) in die Wissenschaft der Sicherheits- und Ordnungs- oder Zwangspolizei und 2) in die Wissenschaft der Cultur- und Wohlfahrtspolizei. Außer dem angegebenen Unterschiede trennt man auch wohl die Polizei in höhere und niedere, und dann versteht man unter ersterer die Polizei, insofern sie sich auf allgemeine Ordnung und Sicherheit, auf allgemeine Cultur und Wohlfahrt des gesammten Staates bezieht, unter letzterer aber die Polizei, insofern sie den Zweck des Staates fördert und sichert, nur in einem untergeordneten Theile des ganzen Staates, in einer Stadt, einem Dorfe u. s. w. — I. Was nun zuvörderst die Zwangspolizei betrifft, so grenzt sie nahe an das Gebiet der Gerechtigkeitspflege oder Justiz, unterscheidet sich jedoch von ihr dadurch, daß ihr nur bei einzelnen Vergehen Ordnungsstrafen zu verhängen zustehet, z. B. bei allen Vergehen, die sich blos als Wirkungen des Rausches, der Nachlässigkeit, Faulheit, Unschicklichkeit u. s. w. ankündigen, nie aber bei größern Vergehen oder Verbrechen, welche in das Bestrafungsrecht der Gerechtigkeitspflege fallen. Insofern die Polizei selbst Strafe verhängt, tritt sie als selbständig auf; insofern sie sich aber der Personen, welche sich größere Vergehen oder Verbrechen zu Schulden kommen lassen, nur bemächtigt und dieselben zur Untersuchung und Entscheidung der Gerechtigkeitspflege überliefert, tritt sie als eine Hilfsanstalt für diese auf. Es gehört daher zur Bestimmung der Polizei, die einzelnen Staatsbürger nach ihrem Leben und Treiben genau zu kennen, Verdächtige stets zu beobachten und ihre Anschläge zu verhüten, böse Thaten nach ihrem Sachbestande zu erforschen, alle Mitschuldige aufzufinden und zu ergreifen und, im Falle ein größeres Vergehn oder Verbrechen statt gefunden, die Untersuchung so weit zu führen, bis sie erkennt, daß ein weiteres Verfahren ihren Geschäftskreis überschreite, indem dies der Gerechtigkeitspflege zukommt. In Beziehung nun auf die öffentlichen und Privat-Verhältnisse im innern Staatsleben umschließt die Zwangspolizei 1) die Polizei der öffentlichen Sicherheit und Ordnung überhaupt, namentlich bei Feuers- und Wassersgefahr und bei andern verheerenden Naturereignissen; 2) die Gesundheitspolizei; 3) die Armenpolizei; 4) die Polizei des Hauswesens und 5) die Polizei in örtlicher Hinsicht. — Die Polizei der öffentlichen Sicherheit und Ordnung überhaupt, oder die Staatspolizei hat über Auflauf, Tumult, Aufruhr und Empörung zu wachen, dergleichen zu verhüten, zu unterdrücken und unschädlich zu machen; sie muß deshalb auch auf geheime Verbindungen, politischen oder religiösen Zweckes, ihr Augenmerk richten, dieselben aufheben und unterdrücken; sie muß auf Räuber, Diebe, Bettler und Landstreicher ein aufmerksames Auge haben und sich der Personen im Falle der Gesetzwidrigkeit zu bemächtigen wissen; sie muß an den Landesgrenzen die strengste und unerbittlichste Aufsicht führen über alles herumstreifende, ausländische Gesindel und über genaue Ausstellung und Richtigkeit der Pässe wachen; viel trägt sie auch für Sicherheit und Ordnung überhaupt bei als Hilfsanstalt für die gesetzgebende, richterliche und verwaltende Staatsgewalt, wenn sie für möglichst allgemeine Bekanntwerdung erlassener Staatsgesetze sorgt; wenn sie bei Vollziehung von Strafen, welche die Justiz verhängt hat, sowohl Flucht als Mißhandlung der Straffälligen durch den anwesenden Pöbel verhindert; wenn sie auf die Verwaltung der Aemter zumal der Unterbehörden und Subalternen bei Expeditionen achtet, ob sie sich Saumseligkeiten, Ungerechtigkeiten u. s. w. zu Schulden kommen lassen, ob gewisse Individuen die Grenzen ihres Wirkungskreises überschreiten (z. B. wenn Barbiere als Aerzte auftreten u. s. w.); natürliche Gefahren aber, wie Feuersgefahr, Wassersgefahr, die Gefahren bei Erdbeben und Stürmen, so wie die Gefahren und nachtheiligen Wirkungen des Krieges, wird sie, wo es möglich ist, zu verhüten, gewiß aber in ihren Wirkungen aufzuhalten und in ihren nachtheiligen Folgen minder drückend zu machen suchen durch Feuerordnungen, Wasserordnungen, Assecuranzen u. s. f. — Die Gesundheitspolizei hat zum Zwecke, das Leben und die Gesundheit der Staatsbürger zu bewahren, zu erhalten und zu vervollkommnen (s. d. Art. medicinische Polizei). — Die Armenpolizei soll die Armen zweckmäßig unterstützen, die Ursachen und Quellen der Armuth möglichst aufheben und die Folgen der Armuth wirksam

beseitigen und für den Staat am wenigsten nachtheilig machen; freiwillige Arbeitshäuser, Zwangsarbeitsanstalten, Armenkassen, Bürgerrettungsinstitute, Waisenanstalten sind Mittel zur Erreichung ihres Zwecks. — Die Polizei des Hauswesens hat zum Theil in Familienverhältnisse, ohne das Hausrecht zu beeinträchtigen, einzuschreiten bei Aufforderung eines Familiengliedes, theils hat sie über das Gesinde zu wachen, insofern sie auf die Aufrechthaltung einer gesetzlichen Gesindeordnung hält und Ausschweifungen des Gesindes außer dem Hause zu verhüten sucht; auch wird sie bemüht sein, durch passende Maßregeln zu verhindern, daß nicht Familien dem Staate zur Last fallen; sie verhindert deshalb die Heirathen von Personen ohne bestimmten Erwerb, erschwert die Erlaubniß zur Anlegung neuer Klubbs, verhütet Hazardspiele u. s. w. — Die Polizei in örtlicher Hinsicht ist theils Stadt- theils Dorfpolizei, und beider Wirkungskreis ist auf die örtlichen Verhältnisse der einzelnen Stadt oder des einzelnen Dorfes beschränkt. Der Gesammtzweck der Zwangspolizei wird erreicht durch höhere und niedere Polizeibehörden, durch Gensdarmerie, durch Bettelvögte, Tag- und Nachtwächter und in manchen Fällen auch durch den Zutritt von Soldaten. II. Die Cultur- und Wohlfahrtspolizei ist der Inbegriff aller Anstalten und Einrichtungen, durch welche theils der Fortschritt des gesammten Volkes in allen Zweigen der Cultur, theils die individuelle und allgemeine Wohlfahrt im innern Staatsleben unmittelbar befördert und erleichtert werden soll, zu welchem Zwecke dann in jedem guten organisirten Staate von den Behörden und Anstalten der Zwangspolizei getrennte selbständige Behörden und Anstalten bestehen. Es hat nun die Cultur- und Wohlfahrtspolizei die Bevölkerung nach der Zahl und nach ihrer Vertheilung in die verschiedenen Provinzen des Staates ins Auge zu fassen und belehrt sich darüber durch Berichte über Geburts- und Todesfälle, durch alljährliche Zählungen u. s. w., welches Alles in einem sogenannten statistischen Büreau zu einer statistisch-wirthschaftlichen Uebersicht verarbeitet wird, um zur Grundlage dienen zu können für die Maßregeln, welche sie zur Aufnahme des Landes in Beziehung auf Landwirthschaft, Gewerbe und Handel ergreift; sie sucht ferner die allgemeine geistige Bildung des Volkes zu heben, schützt und befördert demnach Wissenschaften und Künste, sucht die häusliche und öffentliche Erziehung zu veredeln und wacht über Schulen und Universitäten, deren Unterricht und zeitgemäße Weiterbildung; endlich strebt sie, durch Verordnungen, Einrichtungen und mancherlei Anstalten das zwischen Staat und Kirche bestehende rechtliche Verhältniß zu schützen und aufrecht zu erhalten. Es ist nicht möglich, daß irgend ein Staat ohne Polizei bestehen könnte; je kräftiger dieselbe auftritt in ihrem Wirkungskreise, der genau bestimmt sein muß im Verhältnisse zu allen andern Staatsgewalten, desto mehr Segen wird sich über den Staat und seine Glieder verbreiten, eine Wahrheit, welche die Geschichte aller Völker beweist. Schon bei den ältesten Völkern finden wir Polizei mit mehr oder weniger für ihren Wirkungskreis genau bestimmten Gesetzen. Bei den Indiern, wo die Staatsgewalt bis in die kleinsten Kreise zersplittert war, und jedes Dorf in sich gleichsam ein abgeschlossenes Reich bildete, besoldete jedes Dorf 2 Polizeiofficianten, den Tallior und Totin, und es waren die polizeilichen Gesetze mit allen übrigen Gesetzen vereint in den religiösen Gesetzbüchern enthalten. Schon sehr ausgebildete Polizeigesetze finden wir in Aegypten, und ihnen nachgebildet waren zum Theil die polizeilichen Gesetze, welche sich in der mosaischen Gesetzgebung finden. Die alten Griechen haben uns eine ausgezeichnete polizeiliche Gesetzgebung hinterlassen; bei den Spartanern hatten die Ephoren (s. d.) die Sicherheitspolizei des Staates und waren zugleich Staats-, Civil- und Sittenrichter; bei den Athenern hatte der Areopagus (s. d.) die Sitten-, Straßen- und Luxuspolizei und die Polizei über die Erwerbsmittel der Bürger. Den Griechen eiferten die Römer nach in ihren Aediles, welche mit polizeilicher Gewalt im Allgemeinen die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude insbesondere und die Besorgung der öffentlichen Schauspiele verbanden, und in den Censoren, welche die Aufsicht führten über die Sitten der Bürger, über die Bewirthschaftung ihres Eigenthums und über ihr Vermögen. Nach der Völkerwanderung zeigen sich die ersten Spuren von polizeilichen Gesetzen in den Capitularien

der fränkischen Könige; in Deutschland finden sich besonders seit dem Mittelalter polizeiliche Gesetze und Einrichtungen in den freien Reichs- und Handelsstädten und seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiverordnungen. Anfänglich wurden aber gar verschiedenartige Gegenstände in den Kreis der Polizeiwirksamkeit gezogen, wie die Reichspolizeiverordnung, welche 1530 in 39 Artikeln erschien, durch ihre Ueberschriften schon zeigt; z. B. „von Gotteslästerung und Gottesschwüren; vom Zutrinken; von unordentlicher und köstlicher Kleidung; von Grafen- und Herrn-Pferdszeug; von gemeinen und unehrlichen Weibern; von Verkauf des Ingwers; von Zigeunern u. s. w." Erst nach und nach ist der Wirkungskreis der Polizei und ihr Verhältniß zu andern Staatsgewalten immer genauer bestimmt, und es bildeten sich in neuern Zeiten in Deutschland, wie in Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark ganz vortreffliche Polizeianstalten, ohne daß jedoch bis jetzt bei vielen einzelnen polizeilichen Gesetzbüchern ein befriedigendes allgemeines Polizeigesetzbuch vorhanden wäre, worin Alles, was zur Wirksamkeit der Polizei gehört, erschöpfend und in systematischer Ordnung dargestellt wird. Die Polizeiwissenschaft bearbeiteten von Justi, von Sonnenfels, Lotz, von Jakob, Emmermann, Graf von Soden, am vorzüglichsten Rob. von Mohl, der aber in seiner „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Staatsrechts" (3 Bde., 2. Aufl., Tübing. 1844—45) hauptsächlich Cultur- und Wirthschaftspolitik gibt, die wahre Polizeiwissenschaft dagegen unter dem Namen der Präventivjustiz behandelt, und Gustav Zimmermann („Die deutsche Polizei im 19. Jahrh.", 2 Bde., Hanov. 1845).

Polizei, geheime. Wenn es Pflicht der Polizei überhaupt ist, alle Staatsbürger ununterbrochen zu beobachten, auf ihren Erwerb, auf ihre Lebensweise und ihre Sitten zu sehen und insbesondere Verdächtige stets im Auge zu behalten, so liegt es jedoch ganz außer dem Begriffe der Polizei, auf geheimen Wegen, durch Verstellung und List, Privatansichten über Regierung, Staat oder Kirche zu erforschen, um Staatsbürger nach dergleichen ausgesprochenen Ansichten als Verdächtige oder gar Strafbare vorgesetzten Behörden anzuzeigen zur weitern Verfügung über sie. Personen, welche in einem Staate in dieser Absicht besoldet werden, gehören zur geheimen Polizei, und es ist allemal ein Zeichen gänzlichen Verfalls des Staates oder usurpirter Herrschaft, wenn die Regierung sich solches Mittels bedient, um sich in ihrer Gewalt zu erhalten und vor völligem Untergange zu bewahren. Das Institut der geheimen Polizei ist ein durchaus widerrechtliches Mittel, insofern diejenigen Individuen, welche denuncirt werden, auf Recht und Vertheidigung keine Ansprüche haben, sondern aller Willkür verfallen sind, da die Denuncianten des Geheimnisses wegen nie als offene Kläger gegen sie mit Zeugen und Beweisen auftreten können. Persönliche Feindschaft, Familienverhältnisse, Neid, beleidigter Ehrgeiz u. s. f. sind oft die Triebfedern, rechtliche, biedere Personen eines Wortes wegen, das sie ohne bösen Sinn und ohne Arges zu wollen und zu ahnen sich herauslocken lassen, ins Verderben zu stürzen. Der Marquis d'Argenson, Polizeiverweser in Frankreich unter Ludwig XIV., der durch vielfache Kriege, durch Aufhebung des Edicts von Nantes (s. d.) und durch unerfahrene Minister sein Land in Noth und Schuldenlast brachte, war in neuerer Zeit Schöpfer der geheimen Polizei, und unter Ludwig XV. brachte sie Sartines, der zwölf Jahre lang der Polizei vorstand, auf die höchste Stufe der Kunst und zugleich der Verachtung, indem er sich zu seinem Zwecke eines Theiles der Hefe des Volkes bediente und dadurch alle Staatsbürger der Tücke und Niederträchtigkeit aussetzte. Ludwig XV. regierte despotisch und that nichts für das Wohl seines Volkes. Dies seufzte unter einer schmachvollen Willkür frecher Minister und verworfener Maitressen, und mußte sich hüten, seiner Noth und großen Sorge Worte zu geben; denn die berüchtigten Lettres de cachet (geheime Verhaftsbefehle) bedrohten jedes Wort mit Bastille, grausamer Behandlung und sogar mit dem Tode. Recht und Billigkeit, Ordnung und Sicherheit der Person waren in dieser trüben Zeit dem Willen schamloser Kreaturen verfallen. Die gräßlichste Furchtbarkeit erhielt die geheime Polizei zur Zeit des Vollziehungsdirectoriums durch Fouché, und um die geheime Polizei selbst und ihre Anlagen zu bewachen, erschuf gegen Fouché Napoleon noch eine vertrautere Gegen-

polizei (Contre-police). Von Frankreich aus verbreitete sich die geheime Polizei weiter nach andern Ländern.

Polizei, medicinische, umschließt alle Anstalten, Vorkehrungen und Bekanntmachungen, das Leben und die Gesundheit der Staatsbürger zu bewahren, zu erhalten und zu vervollkommnen, und berücksichtigt in ihrem Geschäftskreise Folgendes: 1) Die Abschließung der Ehen, sowie die Geburt und die erste physische Behandlung der Kinder. Bestimmungen über das Lebensalter, in welchem Ehen von beiden Geschlechtern geschlossen werden dürfen, und unter welchen Bedingungen entweder der körperlichen Unfähigkeit wegen gewisse Individuen zur Abschließung einer Ehe unfähig sind, oder des zu nahen Verwandtschaftsgrades die Ehe nicht Statt finden darf; Sorge für kundige Hebammen und Geburtshelfer; Gesetze für frühzeitige Impfung der Schutzpocken, seit Eduard Jenner (s. d.) eingeführt zum Heile der ganzen Menschheit, Anstalten für außer der Ehe Schwangere und Aufsicht über dieselben, um Abtreiben und Aussetzen der Kinder oder Kindermord zu verhüten — sind Gegenstände, welche in das Gebiet der Gesundheitspolizei in dieser ersten Hinsicht fallen. 2) Die Gesundheit der Staatsbürger im Allgemeinen und Besondern. Es ist Pflicht der Gesundheitspolizei, um das Leben der Staatsbürger zu erhalten und ihre Gesundheit zu fördern: ganze Gegenden und Ortschaften, welche einer ungesunden Luft ausgesetzt sind, möglichst davon zu befreien. Demnach wird sie für das Austrocknen von Sümpfen und Morästen Sorge tragen, wird in Ortschaften eine reine und gesunde Luft befördern dadurch, daß sie auf Reinigung von Straßen und Gassen hält, daß sie Verbote ergehen läßt gegen das Begraben der Todten innerhalb der Stadt oder in Kirchen, wodurch oft bei späterer Wiedereröffnung der Gräber die gefährlichsten Krankheiten verbreitet worden sind, — und gegen das Anlegen von Fabriken innerhalb der Stadt, welche der Gesundheit nachtheilige Stoffe verarbeiten, wie Quecksilber-, Arsenikfabriken u. s. w., eben so wenig dürfen Handwerker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, wie Gerber, Scharfrichter u. s. w., ihre Gewerbe mitten in der Stadt treiben; auch über gesunde und zweckmäßige Erbauung von Wohnungen wird sie wachen und für öffentliche Badeplätze und deren Beaufsichtigung Sorge tragen. Sicherheit der Straßen gegen alle Gefahren liegt der Gesundheitspolizei ob: deshalb sorgt sie für nächtliche Erleuchtung; verbietet daß Wagen, Holz- und Steinhaufen Nachts auf der Straße stehen bleiben; werden Straßen gepflastert, oder wird eine Grube in einer Straße wegen Wasserleitung gemacht, so muß hier eine besondere Aufsicht Statt finden, um alles Unglück zu verhüten. — Ganz besonders hat die Gesundheitspolizei auch über die allgemeinen Nahrungsmittel zu wachen: Müller, Bäcker, Fleischer, Gemüse-, Obst- und Tabackshändler, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, wie Wein-, Branntwein- und Bierschenken sind ihrer speciellen Aufsicht unterworfen, damit z. B. nicht das Mehl verfälscht und verunreinigt werde des größern Ertrages wegen; damit kein Fleisch von kranken Thieren verkauft oder dasselbe aufgeblasen werde; damit nicht Milch und Butter verfälscht, giftige Pflanzen oder unreifes Obst auf den Markt gebracht werden; Taback und Schnupftaback nicht durch Beimischung von erhitzenden und gefährlichen Bestandtheilen der Gesundheit schädlich in den Handel kommen; Wein, Bier und Branntwein hat sie nach ihren Bestandtheilen zu untersuchen, nach ihrer Güte und Stärke, nach ihrer Verfälschung oder Vergiftung durch Beimischung gefährlicher Bestandtheile. — Die Gesundheitspolizei sucht ferner Unglücksfälle, drohende Lebensgefahren und Verbreitung von Seuchen und Krankheiten durch Vorschriften und zweckmäßige Anstalten zu verhüten; wo aber Krankheiten und lebensgefährliche Unglücksfälle eingetreten sind, muß sie für eine mögliche Hülfe gesorgt haben; darum stellt sie kundige Aerzte und Wundärzte an, duldet keine Pfuscher und Quacksalber, wacht über Apotheker und Droguisten und verbietet und bestraft alles Hausiren mit geheimen Mittelchen und Universalmitteln; auch über Scheintodte, Erfrorne, Ertrunkene, Erstickte, vom Blitz Getroffene und über Selbstmörder erstreckt sie ihre Wachsamkeit und läßt ihnen stets schnelle Hülfe angedeihen. — Selbst über Mißhandlung der Hausthiere und ihre Gesundheit erstreckt sich ihre Sorge, indem sie jene verhütet durch strenge

Verbote, dieser zu helfen sucht durch wohlunterrichtete Thierärzte und durch zweckmäßige Vorschriften eine nachtheilige Wirkung der Thierkrankheiten auf die menschliche Gesundheit zu verhindern sucht. — Wenn nun in einem Staate die Gesundheitspolizei zweckmäßig gestaltet sein soll, so muß in demselben ein oberstes medicinisches Landescollegium bestehen. Diesem unterworfen sind alle Aerzte und Wundärzte, Hebammen und Geburtshelfer, Apotheker und Droguisten und Thierärzte; es stellt besondere Kreis- und Bezirksärzte und Wundärzte an, verpflichtet sie auf besondere Instructionen, schafft für alle ärztliche Personen ein besonderes Regulativ, wie eine allgemeine Taxe, die sie bei ihren Rechnungen nicht überschreiten dürfen; es führt die Oberaufsicht über alle Kranken- und Heilanstalten, wohin alle Arten von Krankenhäusern, Entbindungsanstalten, Feldlazarethe und Irrenhäuser gehören; ebenso die höchst wichtige Oberaufsicht über alle Anstalten, auf denen praktische Aerzte und Wundärzte, Hebammen und Geburtshelfer und Thierärzte gebildet werden, und hat die gewissenhafte Sorgfalt zu üben, daß nur Geprüfte und Kundige zur Praxis zugelassen werden. Alle Behörden der Zwangspolizei müssen aber den Einrichtungen und allgemeinen und besondern Vorschriften des medicinischen Landescollegiums in allen Stücken thätige Hülfe leisten, wo es ihrer bedarf. Nähere Belehrung über Umfang und großen Nutzen der medicinischen Polizei findet man in: J. Pet. Frank „System einer vollständigen medicinischen Polizei“ (Mannh. 1784) im Auszuge mit Berichtigungen, Zusätzen und einer besondern Einleitung von J. C. Fahner (Berl. 1792), J. Benj. Erhard, „Theorie der Gesetze, die sich auf körperliches Wohlsein der Bürger beziehen“ (Tüb. 1800).

Poliziano, Angelo, lat. Angelus Politianus, einer der Wiederhersteller der classischen Literatur im Mittelalter, 1454 zu Monte Pulciano in Toscana geboren, durchlebte seine frühere Jugend in Mangel, studirte aber die Dichter der Alten mit Geist und Gemüth und schrieb nach ihrem Vorbild selbst italienische, lateinische und griechische Gedichte, von welchen noch ein Buch griechischer Epigramme übrig ist. Kaum 15 Jahre alt übersetzte er den Homer in lateinische Verse. Sein durch Erfindung, Pracht der Bilder und glänzende Schreibart bewundernswerthes Gedicht, in welchem er den von Giuliano de Medici, in einem Turniere gewonnenen Preis besang, brachte ihn mit Lorenzo dei Medici in Berührung, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm die Erziehung seines Bruders und seiner drei Kinder übertrug. Er legte jetzt alle dichterischen Arbeiten bei Seite, und wandte sich mit der ganzen Kraft seines Geistes der Philosophie, der Geschichte und der Erläuterung und Wiederherstellung der alten Schriftsteller zu, um die er sich die größten Verdienste erwarb. Hier zeigte sich ebenfalls die Vielseitigkeit seines Geistes, da er mit eben der Liebe die Schriftsteller über Landwirthschaft, wie die Pandekten behandelte, zu deren einzelnen Stellen er die gründlichsten Erläuterungen schrieb. Mitten in diesen Arbeiten dichtete er wieder in lateinischer Sprache die anmuthigsten Schäfergedichte, Elegien, Epigramme, Oden wie auch in seiner Muttersprache viele sehr beliebte Balladen und Canzonen; ein Drama in 5 Acten, und ein anderes in zwei Acten „Orfeo“ welches er in zwei Tagen schrieb, das sich durch Schönheit der Sprache auszeichnet, und welches er so gering achtete, daß man die Erhaltung desselben blos der Sorgfalt seiner Freunde verdankt. Die beste Ausgabe ist zu Padua 1749 erschienen. Ein Vorbild der historischen Darstellung ist seine klare Schrift über die Verschwörung der Pazzi, obwohl man darin viele Zurückhaltung bemerkt. Als Florenz durch die ersten Männer des Staates Innocenz VIII. zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte, wählte es P. zum Mitglied dieser Gesandtschaft. Er wurde vom Papst mit Auszeichnung empfangen, der zum Beweise seiner Achtung von ihm die lateinische Uebersetzung der noch nicht übergetragenen griechischen Geschichtschreiber verlangte. Die Uebersetzung des Herodian, welche P. hierauf ausarbeitete, wurde vom Papst mit 200 Golddducaten belohnt. Im Auftrage seines Gönners Lorenzo dei Medici übersetzte P. alsdann ins Lateinische die Lebensgeschichten des Plutarch, das Enchiridon des Epiktet, den Charmides des Plato, die Probleme Alexander's von Aphrodisium, eine Schrift des Athanasius, in welcher die Psalmen Davids empfohlen werden, und sogar auch ein medicinisches Werk, die Aphorismen des Hippokrates. Als er nun zum Professor der griechischen und lateinischen

Sprache am Lyceum zu Florenz ernannt war, sah er nicht nur Zöglinge aus allen Gegenden Europas seinen Vorträgen zuströmen, sondern auch ausgezeichnete Gelehrte sich unter seine Schüler reihen. Jedoch so viele Bewunderer er hatte, so viele Neider verfolgten ihn; besonders aber konnte seines Beschützers Gemahlin sich nicht mit ihm aussöhnen, da ihr ein schöner Wuchs das Haupterforderniß jedes Verdienstes schien; sie verfolgte ihn wegen seiner Mißgestalt, und nach dem Tode Lorenzo's und seines vertrauten Umgangsfreundes Pico von Mirandola war P.'s Freude am Leben so sehr verschwunden, daß er in Trübsinn versank und bald darauf, im Jahre 1494, starb. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Basel 1653 (Fol.). Vgl. O. Mencken „Historia vitae Ang. P." (Lpz. 1736, 4.); Serassi „La vita di Ang. P.", vor dessen Ausgabe der „Stanze" des P. (Padua 1751) und Bonasous „De Ang. P. vita et operibus" (Par. 1845).

Polka, ein böhm. Nationaltanz, im Zweivierteltact, der in neuester Zeit in ganz Europa sehr beliebt geworden ist, aber bei dieser Verbreitung viel von seinen einfachen Reizen verloren hat.

Polkwitzer Streiche, benannt nach dem im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien liegenden Städtchen Polkwitz, mit etwa 1700 Einw., hießen thörichte, einfältige Streiche, wie man sie im alten Griechenland der Stadt Abdera und in Obersachsen Schilda, in Niedersachsen Scheppenstädt nachzusagen pflegt.

Pollen, s. Staubfäden.

Pollio, Cajus Asinius, ein Römer aus plebejischem Geschlechte, geb. 75 v. Chr., ist bekannt durch den Antheil, den er an den politischen Begebenheiten seiner Zeit nahm, noch mehr durch seine schriftstellerische Thätigkeit und Liebe zu literarischer Bildung. Im bürgerlichen Kriege schloß er sich 49 v. Chr. an Julius Cäsar an, den er, nachdem er aus der Niederlage des Cajus Curio in Afrika glücklich entkommen war, nach Pharsalus, dann in den afrikanischen und spanischen Krieg begleitete. Er wurde von Cäsar im J. 45 zum Prätor ernannt und erhielt hierauf das jenseitige Spanien zur Verwaltung, wo er Cäsar's Ermordung erfuhr und gegen Sextus Pompejus (s. d.) aber ohne Glück focht. Als Lepidus und Antonius sich im J. 43 versöhnten, schloß er sich mit drei Legionen ihnen an und verwaltete dann, als des Letztern Legat, das transpadanische Gallien, wo er sich Virgils zuerst freundlich annahm. Nach dem perusinischen Kriege half er den Vergleich von Brundisium im Jahre 40 vermitteln. Nachdem er das Consulat erhalten, kämpfte er als des Antonius Legat in Illyrien und Dalmatien gegen die Parthiner, deren Stadt Salonä er eroberte und über die er im Jahre 39 triumphirte. Seitdem lebte er vorzugsweise den Studien, war aber auch als Senator und Sachwalter noch thätig, bis zum J. 5. n. Chr., wo er 80 Jahre alt auf seiner tusculanischen Villa starb. Seine schriftstellerischen Werke, Reden, Tragödien und eine Geschichte des Bürgerkrieges in 17 Büchern, die in großem Ansehen standen, sind verloren. Neigung zum Alterthümlichen und republikanischer, rücksichtsloser Freimuth zeigten sich in ihnen, wie in seiner Beurtheilung der gleichzeitigen Literatur. Bekannt sind namentlich sein scharfes Urtheil über Cicero und der Vorwurf der Patavinität, den er dem Livius machte. Die wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen suchte er auf alle Weise zu fördern, und unter andern auch dadurch, daß er zuerst eine öffentliche Bibliothek in Rom anlegte, und praktische Uebungen in der Beredtsamkeit (Declamationen) begründete. — Sein Sohn Cajus Asinius Pollio, Gallus Saloninus zu benannt, war im Jahre 8. v. Chr. Consul. Er schrieb eine Schrift, in der er Cicero's und seines Vaters Beredtsamkeit zum Nachtheil des Erstern verglich, die aber ebenfalls verloren gegangen ist. Im Jahre 33 n. Chr. ward er auf Befehl des Tiberius ermordet, der ihn nicht nur wegen seines Freimuths, sondern auch als den Gatten seiner ersten von ihm geliebten Frau Vipsania Agrippina haßte, von der er sich nach dem Willen des Augustus, um Julia (s. d.) zu heirathen, hatte scheiden müssen. Vgl. Thorbecke „De C. Asinii Pollionis vita et studiis doctrinae" (Leyd. 1820).

Pollok, Robert, englischer Dichter, geb. zu North-Moorhouse bei Eaglesham in Renfrewshire am 19. Oct. 1798, der Sohn eines kleinen Pächters, erhielt den ersten Un-

terricht durch seine Mutter und besuchte dann die Dorfschule, wo er nur dürftig Lesen, Schreiben und Rechnen lernte, da öftere Unterbrechungen der Schulzeit durch Feldarbeiten weitere Fortschritte nicht zuließen. Erst im 17. Jahre faßte er den Entschluß, Theologie zu studiren, trat noch im Dec. 1815 in die Schule zu Fenwick ein, um Lateinisch zu lernen und bezog im Nov. 1817 die Universität zu Glasgow, wo er 1822 nach 5jähriger Vorbereitung in literarischen und philosophischen Studien das Studium der Theologie begann. Im Jahre 1823 gab er sein erstes Buch „Helen of the glen" heraus; 1824 folgten „Ralph Gemmel" und „The persecuted family", sämmtlich prosaische Erzählungen ohne großen Werth. Im Dec. 1824 begann er dasjenige Gedicht, auf welchem sein Dichterruhm beruht, „The course of time", das er aber, oft durch Krankheit verhindert und in drückenden Verhältnissen des Lebens, erst im Juli 1826 vollenden konnte. Es erschien 1827 und fand so allgemeinen Beifall, daß 1843 bereits die 16. Auflage nöthig war. Der Verfasser genoß indessen nur noch die Freude, die ersten Huldigungen wegen seines Dichtertalents zu empfangen. Seiner Gesundheit halber ging er nach dem Süden von England und starb am 18. Nov. 1827 zu Shirley-Common bei Southampton. „The course of time" ist ein religiöses Lehrgedicht, welches von dem geistigen Leben und der geistigen Bestimmung des Menschen handelt; als Ganzes betrachtet kann dasselbe auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen; aber die große Anzahl wirklich dichterischer Stellen und kräftiger, gelungener Schilderungen macht es immer zu einer der wichtigsten Erscheinungen der engl. Literatur. Eine Lebensbeschreibung von ihm lieferte sein Bruder Dav. Pollock (Edinb. 1843).

Pollux, s. Kastor.

Pollux, Jul., blühte um 175 n. Chr. unter der Regierung des Kaisers Commodus. Er hatte früher als Sophist zu Athen Rhetorik gelehrt und sich so großen Ruhm erworben, daß der Kaiser Mark Aurel ihm den Unterricht seines Sohnes Commodus anvertraute, dessen entartete Natur er aber nicht zu den Tugenden seines Vaters hinauf zu führen vermochte. Lucian, der große Witzbold des Alterthums, soll ihn deshalb im Lexiphanes und in der Rednerschule verspottet haben, welche alberne Beschuldigung eines alten Scholiasten schon von Hemsterhuisius zurückgewiesen wird. Man vergleiche hierüber das Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg von dem Dr. Ranke: „Lucian und Pollux". Für uns hat sein Onomastikon sowohl in Bezug auf die Sprache, als auch auf griechische Alterthümer hohen Werth. Es ist übrigens nicht in alphabetischer Ordnung abgefaßt, sondern dem Wesen der darin abgehandelten Begriffe nach in 10 Bücher getheilt. Diese Eintheilung stammt jedoch erst aus späterer Zeit her, wie sich daraus zur Genüge ergibt, daß jedem einzelnen Buche eine Dedication an den Kaiser Commodus vorgestellt ist. Er schrieb außerdem noch einige Abhandlungen und Declamationen, von denen besonders eine Rede bei der Vermählung des Commodus, ein Loblied auf Rom, und eine Anklage gegen den Sokrates berühmt waren. Dies Alles ist außer dem Onomastikon verloren gegangen. Er ist übrigens wohl von dem byzantinischen Historiographen gleiches Namens zu unterscheiden, der eine Chronik *ἱστορία φυσική* schrieb, die sich besonders mit der Erschaffung der Welt beschäftigte. Die frühern Ausgaben des Onomastikons werden vollständig ersetzt durch die Ausgabe von W. Dindorf (Lpz. 1824, 5 Bde.).

Polo, Marco, ein Venetianer, hat uns die ersten wahren Nachrichten über das innere Asien mitgetheilt und durch die Beschreibung der Kunstanstalten, die er hier sah, zu der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, des Kompasses und des Astrolabiums die erste Anregung gegeben. Lange Zeit galten viele seiner Berichte, wie manche von Herodots Erzählungen, für Märchen. Reisende in der neuern Zeit haben die genaue Wahrheit der einen wie der andern außer Zweifel gesetzt. Marco P.'s Großvater, ein venetianischer Patricier, hatte drei Söhne, welche um 1254 in Handelsgeschäften zusammen nach Konstantinopel reisten. Die Nachricht, daß Barkah, ein Enkel Dschingis Khans, an der Wolga ein mächtiges Tartarenreich gestiftet habe, bewog sie, mit einem reichen Vorrath von Juwelen sich zu ihm zu begeben. Sie wurden freundlich aufgenommen und blieben

ein Jahr bei dem Khan, bis dieser mit seinem Verwandten, dem Khan Hulagu in einen Krieg gerieth, in welchem er besiegt wurde. Die Fremdlinge, die unterdessen weiter gereist waren, trafen in Bukhara einen Gesandten Hulagu's, der sie bewog, ihn zu dem mächtigen Großkhan Kublai, dem Bruder von Hulagu, zu begleiten, welchem er die Nachricht des Sieges überbrachte. Sie fanden hier sehr vortheilhaften Absatz und durch ihre Erzählungen vom Abendlande eingenommen, bat sie der Großkhan, den Papst zu bewegen, daß er ihm einige Missionaire schickte. Sie reisten deshalb sogleich durch Armenien und über Akre nach Italien, wo sie 1269 ankamen, als Papst Clemens IV. eben gestorben war. Der eine der Brüder, Nicolo P., fand zu Hause einen 15jährigen Sohn, den ihm seine Frau einige Monate nach seiner Abreise geboren hatte. Als die Papstwahl sich verzögerte, kehrten die drei Brüder nach dem Orient zurück, und Nicolo nahm seinen Sohn, Marco P., mit sich. Tebaldo de Visconti war eben in Palästina, als sie dort ankamen, und er zum Papst Gregor X. erwählt wurde. Er gab ihnen Mönche, Briefe und Geschenke an den Tartarenfürsten mit. Nun ging die Reise über Badakschan, über die hohen Gebirge Muztag und Beluttag, durch einen Theil von Kaschmir und durch die Wüste Kobi bis nach Kancheu an der westlichen Grenze der chinesischen Provinz Schensi, von wo aus sie dem Großkhan ihre Ankunft melden ließen. Er lud sie sogleich in sein Hoflager ein und empfing sie so freundlich wie zuvor. Besonders gefiel ihm der junge Marco P., der sich bald sein ganzes Vertrauen erwarb, und da er schnell die Sprache des Landes erlernte, für den Khan die wichtigsten Aufträge in China und in den entferntesten Ländern vollzog. 17 Jahre blieb er hier mit seinem Vater und seinen beiden Onkeln, und war eine Zeitlang Statthalter in der Provinz Kiang-nan. Dieser lange Aufenthalt und die vielen Reisen in der Tartarei, in China und im ganzen übrigen Orient, setzten ihn in den Stand, die genauen und umfassenden Beobachtungen anzustellen, die diesen großen Werth dem Werke verleihen, das er nach seiner Zurückkunft ins Vaterland niederschrieb. Nach diesem sehnten sich endlich die Fremdlinge Alle; ungern ließ sie der Khan von sich ziehn. 14 Schiffe beluden sie mit ihren Schätzen und segelten mit der Braut eines persischen Prinzen aus Hainan ab. Sie fuhren bei Cochinchina vorbei, durch den bengalischen Meerbusen, und landeten nach 11monatlicher Fahrt in Ormuzd, wo sie die Braut dem Bräutigam übergaben und 9 Monate bei ihm in Tauris verweilten. Dann setzten sie ihre Reise durch Armenien und über Konstantinopel fort und kamen 1295 nach 24jähriger Abwesenheit mit ungeheurem Reichthum und im besten Wohlsein in ihrer Vaterstadt an. Sie fanden Anverwandte im Besitz ihres Hauses, welches ihnen, da Zeit und Klima sie ganz unkenntlich gemacht hatte, erst dann wieder eingeräumt wurde, nachdem sie durch die Vorlegung ihrer mitgebrachten Schätze den Verdacht des Betrugs beseitigt hatten. Der Ruf der glücklichen Reisenden verbreitete sich weit. Von nah und fern strömten die Neugierigen herzu, und da Marco P. die Volksmenge und den Reichthum Chinas stets nach Millionen angab, so nannte man ihn Messer Marco Millioni, und noch nach 250 Jahren, zur Zeit des Geschichtschreibers Ramusio, hieß Marco's Palast il corte del Millioni. In einem Seegefecht gegen die Genueser gefangen, ward Marco auch von den Feinden seiner Vaterstadt mit Auszeichnung behandelt. In dieser Gefangenschaft soll er, um sich des ewigen Erzählens zu überheben, 1293 sein Werk geschrieben haben. Man weiß nicht mehr, in welcher Sprache er es schrieb. Der älteste Geschichtschreiber, der uns über ihn Nachricht gibt, Ramusio, vermuthet die lateinische. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, kehrte er nach Venedig zurück und verheirathete sich. Er starb daselbst 1323, nachdem sein Vater Nicolo 1316 im Tode vorangegangen war. Der Glaube an Wunder, Zauberei und fabelhafte Thiere, der sich auf jeder Seite seines Werks zeigt, ist das Erzeugniß seines Zeitalters und erscheint blos da, wo er Erzählungen wieder gibt. Was aber Marco P. selbst beobachtet zu haben behauptet, ist, so auffallend es oft erscheint, von den neuesten Reisenden größtentheils bestätigt worden; so hat man den von ihm beschriebenen Bos Grunniens in der Tartarei, der Jahrhunderte lang für fabelhaft galt, in der letzten Zeit dort wiedergefunden; so ist seine Schilderung der in den Wüsten vom Samum Getödteten ganz der Natur

getreu: und Wenige der ältern und neuern Reisenden hatten die Gelegenheit zur Beobachtung, wie er sie hatte. Die erste gedruckte Ausgabe seines Werkes, eine lateinische, soll von 1484 sein; die erste italienische erschien zu Venedig 1496 und findet sich in Ramusio's „Sammlung von Reisen" 1559 abgedruckt. Neu aufgelegt wurde das Werk italienisch in Venedig von Placida Zurla 1818, und später auch in Rom und Florenz. Die erste kritische Ausgabe hat Graf Giov. Battista Baldelli Boni in seinen „Viaggi di Marco Polo" (4 Bde., Florenz, 4.) gegeben. Man hat von demselben eine portugiesische Uebersetzung, zwei spanische, drei deutsche, die neueste von Peregrini (1802), drei französische, die letzte von Roux (1824) und 7 englische, deren neueste die von William Marsden (1818) ist.

Polonaise, ein durch seine eigenthümliche Composition wie durch die Art des Tanzes ausgezeichneter Nationaltanz. Die Nationalpolonaise, deren Melodie gewöhnlich ein beliebtes Volkslied ist, welches gesungen wird, besteht aus zwei Theilen von 8—10 Tacten, denen in der verwandten Molltonart ein ebenfalls zweitheiliges Trio von gleichem Rhythmus folgt, mit welchem die ersten Durtheile durch originelle Uebergänge verbunden werden. Die Nationalpolonaise unterscheidet sich von der P. deutscher Componisten durch eigenthümlichen Anfang und Schluß, da ersterer den Niederschlag selbst im vollen Tacte, letzterer den Grundton des Stückes enthält. Wie die Composition selbst ernst und feierlich ist, Gefühle der Sehnsucht und des Schmerzes, der Freude und des Entzückens ausdrückt, also offenbart der langsame, graziöse, in einfachen Windungen und Verschlingungen sich bewegende Tanz die edelsten Nationalgefühle, Stolz und ritterliches Wesen, gepaart mit Milde und Achtung vor den Frauen. In Symphonien und Sonaten gibt es polonaisenartige Zwischensätze mit alla pollacca bezeichnet, in Opern nicht selten Arien, welche an die Nationalgesänge der Polen erinnern.

Polozk, eine Stadt in dem russischen Gouvernement Witepsk, an der Düna, in die hier die Polota fällt, mit fast 5000 Einw., hat mehrere griechische und katholische Kirchen und treibt einen ziemlich bedeutenden Handel. Früher war es die Hauptstadt eines besondern Herzogthums, das sich zu beiden Seiten der Düna hinzog. Zuerst eroberten es die Tartaren, darauf 1564 die Russen, denen es 1579 Stefan Bathori entriß. Später gehörte es als die Hauptstadt einer zu Litthauen gehörigen Wojewodschaft zu Polen, bis es 1772 an Rußland zurückfiel.

Polterabend heißt der Abend vor der Hochzeit, der in vielen Gegenden mit Schmausereien und Tanz begangen, Bekannten und Freunden, zugleich aber auch der muthwilligen Jugend Veranlassung gibt, ihre Theilnahme gegen das Brautpaar möglichst laut und polternd, hauptsächlich durch sehr geräuschvolles Zerschlagen von Töpfen zu erkennen zu geben. Dieser letztere Gebrauch, der indeß in neuerer Zeit durch die Polizei in sehr engen Grenzen gehalten wird, ist sehr alt und unstreitig slaw. Ursprungs; auch mag ihm wohl eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegen, das geht zum Theil schon daraus hervor, daß man zum Poltern keine alten, sondern blos neue Töpfe nehmen darf. Wahrscheinlich war dieses Poltern ursprünglich eine religiöse Handlung; denn auch an alten slaw. Opferplätzen und geheiligten Orten findet man ganze Berge von zerschlagenen thönernen Gefäßen.

Polyänus, ein Macedonier, schrieb in griechischer Sprache um 160 n. Chr. ein in gutem doch etwas gekünstelten Styl vorgetragenes Werk über die „Kriegslisten" in 8 Büchern, von denen das 6. und 7. Buch verstümmelt, die übrigen vollständig, aber auch im Ganzen nur Auszüge aus ältern historischen Werken sind. Die erste Druckausgabe erschien zu Basel 1549, dann folgte die des J. Casaubonus (Leyd. 1589), von S. Mursinna (Berl. 1756), von Koray (Par. 1809) u. A. Ueber andere aber verlorene Werke dieses P. und über mehrere andere griech. Schriftsteller gleiches Namens ist Fabricius Bibl. graeca. 5, S. 321 zu vergleichen.

Polyandrie, s. Polygamie.

Polybius, griech. Geschichtsschreiber, Feldherr und Staatsmann aus Megalopolis

in Arkadien, geb. 204 v. Chr., war der Sohn des Lykortas, eines Feldherrn der Achäer, und ein Zögling des großen Philopömen. Mit seinem Vater wurde er als Gesandter zum Ptolemäus Philometor geschickt und erhielt beim Ausbruch des Krieges zwischen Perseus und den Römern (172 v. Chr.) das Commando über ein für Letztere bestimmtes achäisches Hülfscorps. Als nach Beendigung dieses Krieges die Römer, um sich der Treue der griechischen Staaten zu versichern, eine bedeutende Anzahl achäischer Bürger als Geiseln nach Rom forderten, befand sich auch P. unter diesen. Während seines Aufenthalts daselbst verschaffte er sich jene gründliche Kenntniß der römischen Geschichte, welche seine Schriften besonders auszeichnet. Hier machte er auch die Bekanntschaft der berühmten Scipionen, begleitete sie als Freund und Rathgeber auf ihren Feldzügen in Afrika, Spanien u. s. w., machte selbst eine Reise nach Aegypten, um sich gründliche geographische Kenntnisse zu erwerben und bei Bearbeitung seines Werkes überall als Augenzeuge sprechen zu können. Seine Bekanntschaft mit dem jüngern Scipio verschaffte ihm zu Rom die wichtigsten auf dem Capitolium verwahrten Quellen, besonders über römische Geschichte und die freie Benutzung aller wichtigen Denkmäler. Nach dem Tode dieses großen Gönners ging P. in sein Vaterland zurück, bemühte sich hier als ächter Patriot mit der größten Uneigennützigkeit das Freundschaftsbündniß seiner Mitbürger mit Rom zu unterhalten, machte einem Auftrage der Römer zu Folge eine Reise in alle griechischen Städte und ordnete hier die neue Regierungsform für die Provinz Achaja zur größten Zufriedenheit der Römer sowohl, als seiner Landsleute, welche durch verschiedene Denkmäler dankbar sein Andenken ehrten. Er starb im 82. Jahre seines Alters (121 v. Chr.) an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Sein uns hinterlassenes Geschichtswerk „Ἱστορία καθολική“ umfaßt einen Zeitraum von 53 Jahren, vom Anfange des zweiten punischen Krieges bis zum Untergange des macedonischen Reichs. Von den 40 Büchern desselben sind nur die erstern 5 vollständig, vom 16—17 nur Auszüge, und von den übrigen einzelne Fragmente erhalten. Die Vorzüge dieses Werkes, sowohl in Hinsicht auf die größte geschichtliche Treue, als gründliche, politische und militärische Kenntnisse des Verfassers, lassen diesen Verlust sehr bedauern. Nach Cicero (ad divers. V., 12 p. 118. ed. Ernest.) schrieb P. noch ein besonderes Werk über den numantinischen Krieg. Die Schreibart des P. kann durchaus nicht zum Muster dienen, sie ist ohne allen Reiz, allein als Geschichtsquelle und als pragmatische Darstellung steht das Werk in der Reihe der alten historischen Leistungen oben an. Livius hat ihn vielfach benutzt. Ausgaben des P. sind: von Casaubonus (Paris 1609, Fol.); Jac. Gronov (Amsterd. 1670); Joh. Aug. Ernesti (Lpz. 1764, 3 Bde.) mit Anmerk. von Casaubonus, Ursin., Palmer. und Gronov) und von Schweighäuser (Lpz. 1789—93, 9 Bde.); deutsch mit Anmerk. von Seybold (1779 bis 83), Benicken (Weimar 1820) u. v. Storch (Prenzl. 1828 flg.). Wichtig für die Taktik sind auch die Bemerkungen, welche von Folard der franz. Uebersetzung des P. von Vincent Thuillier beigefügt sind.

Polybos hieß der König vom ägypt. Thebä, ein Gastfreund des Menelaos; ferner der König von Korinth, Gemahl der Periböa oder Merope und Pflegevater des Oedipus; und endlich der Sohn des Hermes und der Chthonophyle, König von Sicyon und Vater der Lysianassa.

Polybotes, ein Gigant, wurde von Poseidon bis zur Insel Kos verfolgt, wo Letzterer ein Felsstück von der Insel abriß, das später Nisyros hieß, und es auf ihn schleuderte.

Polychromie. Schon bei den alten Völkern und selbst bei den Griechen, in der Zeit der höchsten Kunstblüthe, herrschte, wie die neueren Forschungen über das Alterthum gelehrt haben, der Gebrauch, die Werke der Architektur und Sculptur ganz oder theilweise mit mehrfarbigem Anstrich zu versehen und durch Verzierungen in reinen ungebrochenen Farbentönen zu schmücken. Man nennt das Polychromie oder Lithochromie, auch wohl Agalmatochromie, in engerer Beziehung auf die Statuen. Auch die neuere Zeit läßt es sich angelegen sein, dieselbe, wenn auch in beschränkterem Maße, wieder einzuführen, und inso-

fern verdient dieser Gegenstand einer nähern Erwähnung. Noch vor wenigen Jahren war dieser Punkt der Alterthumsästhetik so gut wie unbekannt; ja man läugnete ihn sogar, als mit dem Begriff der reinen plastischen Schönheit, die keine Färbung vertragen könne, unvereinbar, und betrachtete das Bemalen der Marmorstatuen und Reliefs, so wie des Aeußeren der Tempel theils als Ueberbleibsel aus dem frühesten, unvollkommensten Wiegenalter der Kunst, theils als eine Entartung derselben. Die P. der alten Völker war aber keineswegs ein Produkt der irrthümlichen Ansicht, das Malerische willkürlich mit dem Plastischen zu vermischen, oder den Effect der Natur erreichen zu wollen; sie ging vielmehr aus dem Kunstgesetze hervor, die Künste niemals vereinzelt, sondern stets gemeinschaftlich mit einander in Wirksamkeit treten zu lassen. Man wollte in der plastischen Kunst die Farbe mit der Form in Einklang bringen und die so vollendeten Werke der Sculptur sollten mit den Werken der Architektur auch ihrer äußern Erscheinung nach in Uebereinstimmung kommen. Obgleich Pausanias, Plinius und Vitruvius von dem Bemalen der Denkmale des Alterthums sprechen, findet man in der frühern Zeit wenig oder gar keine wissenschaftliche Kunde von der P. der Alten. Franz Junius gibt in seinem Werke „De pictura veterum libri tres" (Rotterd. 1694) über die Agalmatochromie nur einzelne zerstreute Andeutungen; Caylus geht in dem, seinen Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst beigegebenen Aufsatze über die Mittel, die Farben in den Marmor zu bringen, schon genauer auf das Technische des Verfahrens ein; aber erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gaben die in Griechenland und später in Großgriechenland und Sicilien gemachten Entdeckungen unwiderlegliche Beweise von der Anwendung der P. in der griechischen und römischen Kunst, wie man sie schon an den ägyptischen, indischen, persischen und chinesischen Kunstdenkmälern hinreichend gefunden hatte. Das von Choiseul-Gouffier nach Paris gebrachte Bruchstück vom Friese des Parthenon trug, ehe es gereinigt wurde, sichtbare Spuren von einer enkaustischen Farbe, womit einige Theile desselben bedeckt waren. Millin sprach in seinen „Monuments inédits" (Bd. 2, S. 43 u. f.) darüber und diese Nachricht ging dann in die „Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland" (Lpz. 1817) über, deren Herausgeber, K. A. Böttiger, schon 1811 in seinen „Ideen zur Archäologie der Malerei" die P. der Alten berührt hatte. Am gründlichsten aber sprach Quatremère de Quincy in seinem Werke „Le Jupiter olympien ou l'art de la sculpture antique" (Paris 1814) über die plastische P., während in Deutschland Johann Martin Wagner in seinem Bericht über die äginetischen Kunstwerke und den Tempel von Aegina (1816) die historische und ästhetische Seite der griechischen Polychromie hervorhob. Als warmer und einsichtsvoller Vertheidiger der architektonischen Lithochromie trat bald darauf Leo von Klenze auf, in seinem „Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels nach seiner historischen und technischen Analogie" (Münch. 1822) und in der Schrift „Ueber den Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent" (Stuttg. 1827). Der Architekt Hittorff sammelte in seiner „Architecture antique de la Sicile" (Paris 1827) alle Andeutungen über die farbigen Verzierungen der alten Sculpturen und Bauwerke, vereinigte sie mit seinen eigenen Entdeckungen und versuchte durch mitgetheilte Proben eines solchen antiken Schmucksystems in seinen Tempelrestaurationen die Kenntniß der Sache zu fördern. Noch zusammenhängender in theoretisch-geschichtlicher Hinsicht stellte Hittorff diesen Gegenstand dar in seinem Aufsatz „De l'architecture polychrome chez les Grecs", in den „Annales del instituto di corresp. arch." (1830, 2. S. 263), und berichtete zu gleicher Zeit über die nach den Monumenten der Akropolis zu Athen verfertigten polychromen Zeichnungen, die der Architekt Itar der freien Gesellschaft der schönen Künste zu Paris vorgelegt hatte im „Kunstblatt 1831". Aehnliche Zeichnungen legte damals auch der deutsche Architekt Heger der Götting. Gesellschaft der Wissenschaften vor. Metzger „Ueber altgriech. Baukunst" (Kunstblatt 1833); Ferdinand von Quast „Mittheilungen über Alt- und Neu-Athen" (Berl. 1834); Schaubert und Prof. Roß zogen diesen Gegenstand in den Kreis ihrer Beobachtungen, denen der bayersche Hofconducteur Herrmann in seinen „Bemerkungen über die antike Decorationsmalerei an den Tempelm zu Athen" und Mauch in seiner Fortsetzung des Normandischen

Werkes „Ueber die Säulenstellungen der Griechen" eine vorzugsweise praktische Tendenz gaben. Hierzu gehören auch die Untersuchungen des Herzogs von Luynes über die Bemalung der alten Tempel nach bemalten Terracottafragmenten in seinem Werke über Metapontum in Großgriechenland „Métaponte par le duc de Luynes et F. J. Debacq" (Paris 1833); Semper „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" (Altona 1834), wodurch er auch das nichtwissenschaftliche Publikum für die neuentdeckte Kunst zu gewinnen suchte. Dr. Fr. Kugler unterwarf in seiner Schrift „Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur" (Berl. 1835) die bisherigen Untersuchungen einer strengen Kritik und suchte die Grenzen der P. bei den alten Völkern nachzuweisen. R. Wiegmann empfahl in seinem Buche „Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei" (Hanov. 1836) bei der Bemalung der Bauwerke in Anwendung eines eigenthümlichen Marmorstücks und die Frescomalerei, während Knirim „Ueber die Harzmalerei der Alten" (Lpz. 1839) zwar den Marmorgrund für Mauergemälde und die übrigen Arten von farbigen Anstrichen beibehalten wissen will, aber als Bindemittel der Farben ein Balsamharz mit Wachs in Vorschlag bringt. Noch weitläufiger sprach sich der Chemiker J. F. Jahn in Berlin über das Technische der antiken Wand- und Tafelmalerei aus in seinem Werke „Ueber die Malerei der Alten" (Berl. 1836). Raoul-Rochette läugnete dagegen 1833 in einer Abhandlung „De la peinture sur mur chez les anciens" im „Journal des savants" die Mauermalerei in ihrer Anwendung für höhere Kunstzwecke, eine Ansicht, die von G. Hermann in seiner Schrift „De veterum Graecorum pictura parietum conjecturae" (Lpz 1834) unterstützt, aber von Letronne siegreich bekämpft wurde in seinen „Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la décoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et Romains" (Paris 1835), und gab gegen Raoul-Rochette's „Peintures antiques inédites, précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la decoration des édifices sacrés et publics chez les Grecs et chez les Romains" (Paris 1836) einen „Appendice" heraus. Der Ansicht von Letronne trat Leo von Klenze in seinen „Aphoristischen Bemerkungen", gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland, mit der Beschränkung bei, daß in den ältesten Zeiten der griechischen Kunst die Wandmalerei, in der Epoche der höchsten Kunstblüthe dagegen die Malerei auf Holztafeln vorzugsweise in Gebrauch gewesen seien.

Die Bemalung der Sculpturen und Architekturwerke bei den orientalischen Völkern ist niemals in Zweifel gezogen worden; man traute sie sehr gern der barbarischen Sitte derselben zu. Der Orientale begnügte sich mit der bloßen plastischen Form weder in der Architektur, noch in der Sculptur; er bemalte sie, indem er dabei im Einzelnen die Natur nachahmte, im Allgemeinen und Ganzen aber einem willkürlich angenommenen Kunstgebrauch folgte. Die architektonischen Glieder und Felsenreliefs der altbuddhistischen Tempelgrotten in Indien waren bemalt, wie die einzelnen Standbilder der Gottheiten, deren jede ihre eigene Farbe hatte, wodurch sie sich nicht minder, wie durch ihre Körperform, ihre Attribute und Kleidung unterschied. Dasselbe gilt von den Götterbildern der ägyptischen Kunst. Bei den Aegyptern waren nicht nur Tempelgebäude, die Begräbnißkammern, die Mumienkasten oder Mumiendecken mehr oder weniger mit Figuren und bloßen decorativen Linien und Zierden bemalt, sondern auch die Sculpturen, die vertieften Reliefs, die Votivtafeln und die Statuen, wenn sie nicht aus farbigen Steinarten bestanden. Die nackten Theile bemalte man meist mit rother und gelblicher, die Gewänder mit weißer, die Beiwerke mit blauer, rother und schwarzer Farbe; den Männern gab man eine röthlichere, den Frauen eine gelblichere Färbung, die vierfüßigen Thiere wurden roth, die Vögel gewöhnlich grün und blau, ebenso auch das Wasser bemalt. Dasselbe Farbensystem ging auch auf die später sich ausbildende ägyptische Flachmalerei über. Die Perser, Phönizier und Babylonier schmückten die Paläste der Könige und die Tempel ihrer Gottheiten mit auserlesener Pracht, mit Elfenbein, Gold, Silber, Edelstein und buntgewirkten Teppichen. Die Statuen der persischen Herrscher trugen wie in der Wirklichkeit, goldene Ketten und Zierden. Die Babylonier

überzogen ihre meist colossalen Götterbilder mit gehämmertem Metall, Gold und Silber und behingen sie mit köstlichen Gewändern. Ebenso die Phönizier. Die in ungebranntem Backstein eingedrückten babylonischen Reliefarbeiten wurden mit einem buntfarbigen Firniß überstrichen. Es ist bekannt, daß die Anfänge der griechischen Kunst aus Aegypten und Phönizien herstammen und deshalb leicht erklärlich, wie auch hier sich der conventionelle religiöse Kunstgebrauch feststellen mußte, die hölzernen Götterbilder grell und bedeutsam zu malen, ja auch sogar die Gesichter zu vergolden und diese so gebildeten und ausgeschmückten Figuren noch mit allerlei kostbaren Gewändern und Putzsachen zu behängen. Da die Gestaltung und Färbung der Götterbilder ein Gegenstand der Religion und des Cultus war, so mußte auch das Tempelgebäude, das sich allmälig über den Götterbildern erhob, in demselben geschmückten Style sein. Zu diesem religiösen Interesse gesellte sich wohl auch noch eine gewisse Vorliebe für das Bunte, um die Einbürgerung der P. zu befördern, wie die Beschreibung des Alkinooshauses, der bunten Agamemnonschen Rüstung und des Achilleischen Schildes beim Homer zu beweisen scheint. Der nach selbständigerer Entwickelung und Vollendung ringende Kunstgeist bemächtigte sich später dieses uralten, durch die Religion geweihten Gebrauchs, Götterstatuen und Tempelgebäude mit Farben bunt und mannichfach zu verzieren, entzog ihn seiner bisherigen Abhängigkeit von dem Gesetz religiöser Bedeutsamkeit und unterwarf ihn dem Gesetz der Schönheit und einer höhern Charakteristik. So empfing die Zeit der blühendsten Entwickelung griechischer Kunst die P. als ein liebgewonnenes und heiliges, wenn auch schon mannichfach verändertes Erbtheil aus den Händen der früheren Zeit; die Unmittelbarkeit und die Sinnlichkeit ihrer früheren Erscheinung verschwand, der Einklang zwischen der Nothwendigkeit und Schönheit der Form und Sculptur trat mehr hervor; die äußere Umgebung des Kunstwerks, die Bedeutung des Gegenstandes gewann Einfluß auf die Wahl und Anwendung der Farben. Jemehr sich die griechische Kunst von ihrem Ursprunge entfernte, desto mehr kam wohl auch das frühere strengere Gesetz der P. in Vergessenheit, bis sie in der römischen Zeit nur noch der Willkür des Modegeschmacks huldigte. Erwiesen aber ist, daß die griechischen Baumeister und Bildhauer zu keiner Zeit weder Farbe, noch Gold, noch Elfenbein verschmähten, um die heitere Schönheit ihrer Werke zu erhöhen. Ueber die architektonische P. geben uns die erhaltenen Denkmäler und Ueberreste der Kunst über das selbst in der besten Zeit der griechischen Kunst dabei befolgte System, über die Wahl, die Art, die Vertheilung und Anordnung der Farben den genügendsten Aufschluß. Die Gebäude wurden nicht stets umfassend bemalt, häufig nur theilweise. Individuelles Bedürfniß, Material, Klima, landschaftliche Umgebung, vor Allem die Forderungen höherer Kunstschönheit schränkten den Gebrauch der P. mehrfach ein; aber in keiner Zeit hörte in Griechenland die Ausschmückung der öffentlichen und Privatgebäude, im Innern wie im Aeußern, durch die Malerei auf. Es finden sich davon sichere und befriedigende Beispiele, z. B. der Minerventempel zu Aegina, an dem sämmtliche Verzierungen, die sonst plastisch in Stein gebildet werden, blos farbig ausgeführt sind; so ferner die älteren Tempelgebäude von Selinus auf Sicilien; das Parthenon zu Athen, an welchem nicht blos die halberhabenen Sculpturarbeiten im Aeußern der Cella, sondern auch die kleineren architektonischen Verzierungen an dem Gebälk und Gesimswerk farbig angestrichen, vielleicht auch vergoldet worden sind. Und doch wurde das Parthenon zur Zeit des Perikles unter der Leitung des Phidias aufgeführt. Ebenso war die P. in dem Zeitalter der Römer herrschend. In den verschütteten Städten am Vesuv tragen die Säulen an den Außenwänden der Gebäude einen farbigen Anstrich; die Trajanssäule, ursprünglich aus weißem Marmor aufgeführt, war mit der leuchtendsten Farbenpracht und auf ihrer Spitze mit der vergoldeten Erzstatue des Kaisers geschmückt. In der Anwendung der P. bei architektonischen und plastischen Werken zeigt sich natürlich der jedesmalige Geschmack der Zeit. Die ältesten Perioden der griechischen Kunst zeigen geschmacklose Ueberladungen, da sich erst später die Flachmalerei aus der Bemalung der plastischen Werke entwickelte. Die Wandmalereien in den Hypogeen des alten Vulci, bei Corneto, Montalto und Ponte della Badia lassen auf die Beschaffenheit der altgriechischen Bemalung der Statuen und Reliefs schließen,

die demnach eine nichts weniger als naturgemäße Benutzung der rothen, braunen, gelben, grünen, blauen und violetten Farben gewesen wären. Eine besondere Gattung solcher Sculpturarbeiten waren die Akrolithen, Statuen von bekleidetem und vergoldetem Holz, mit Köpfen, Armen und Füßen von Stein und Elfenbein. Die Färbung der ersten Marmorstatuen war grell und sank nur allmälig zu sanftern Tönen herab. Die Bemalung der Metopenreliefs an den Tempeln zu Selinus zeigt die Kunst noch ganz in ihrer Kindheit. Das Nackte in den Figuren ist weißlich, die Augäpfel schwärzlich, Aegis, Schwertband und Säume roth, die Verzierung der Gewänder schachbrettartig und von blauer Farbe. Auf gleiche Weise zeigen die berühmten äginetischen Giebelfiguren, wenn auch nur schwache Farbenspuren an Waffen, Kleidern, Augäpfeln und Lippen; weshalb man mit Recht schließen kann, daß auch das übrige Gesicht einen entsprechenden Farbenton hatte. Der Apollo-Musagetes in der Münchner Glyptothek trägt ebenfalls Augen von einem dunkeln Stein und seine Wimpern sind mit dünnen Metallblättchen eingesetzt, womit gewiß die übrigen Theile in ihrer Färbung übereinstimmten. Eine im Museo borbonico zu Neapel befindliche, ungefähr 2 Fuß hohe Marmorstatue des Apollo im alterthümlichen Style und von köstlicher Ausführung zeigt gelbes Haar und am Gewande rothe Streifen mit weißen Blümchen. Die von Phidias und seiner Schule herrührenden Reliefs der Cella am Parthenon tragen an den Gewändern Spuren von grüner und rother Farbe, sowie von Gold; die Haare waren vergoldet; die Zügel, Stäbe und anderes Nebenwerk war Metall, der Grund blau. Alle diese Erscheinungen müssen für uns das Auffallende verlieren, wenn wir uns Statuen und Reliefs stets in ihrer Verbindung mit einer ähnlich behandelten Architektur und Umgebung denken und uns erinnern, daß der Grieche vor Allem eine vollkommen harmonische, mit Benutzung der Elemente aller bildenden Künste erreichbare, Durchbildung des Kunstwerks suchte. Auch Praxiteles verschmähte die Bemalung seiner Statuen nicht und legt besonders auf diejenigen einen besondern Werth, die durch den Enkausten Nikias behandelt waren, welcher die an sich schon weiche und fettige Oberfläche des Marmors durch Einreibung mit geschmolzenem Wachs zu erhöhen und damit wahrscheinlich einen geeigneten, mehr oder weniger mannichfaltigen Farbenauftrag zu verbinden wußte. Aus dieser oder etwas späterer Zeit scheint eine Marmorstatue der Venus im Museo borbonico zu sein, deren Augen ausgehöhlt, deren Lippen und Nabel roth, deren Haar gelb und deren Gewänder ebenfalls roth gefärbt waren. Die Statue scheint völlig bemalt zu sein, wie wahrscheinlich auch die der Leukothea in der Münchener Glyptothek. Von völlig bemalten Statuen lieferten unter andern die vom Freiherrn Haller von Hallerstein in Athen gefundenen und gegenwärtig im Besitz des König Ludwig von Bayern befindlichen Tonfigürchen treffliche Belege, an welchen die nackten Körpertheile bald weißlich, bald roth, bald dunkelrosenroth, bald dunkelblau und die Gewänder in eben so mannichfaltiger Färbung erscheinen; Alles jedoch von schöner harmonischer Wirkung, ohne eine Spur von directer, auf Illusion ausgehender Naturnachahmung. Von einer gleichförmigen, theils dunkelrothen, theils hellrothen Färbung scheinen in der Regel die Statuen der Silenen und Satyrn gewesen zu sein; andere Figuren zeigen dagegen nur in einzelnen Theilen Färbung oder Vergoldung. Als Bild einer völligen Naturnachahmung theilt Bröndsted in seiner „Reise nach Griechenland" die Abbildung eines Frauengesichts von gefärbter Terracotta und Tyndarit mit. Sonst zeigen die Terracotten gewöhnlich nur einen blaßröthlichen, gleichförmigen Anstrich. Die römische Zeit bietet manche anziehende Beispiele einer edlern Anwendung der Agalmatochromie, z. B. die herrliche Büste des Antonius auf der Villa Mondragone, jetzt im Louvre, die vormals sanft bemalt war und aus Edelsteinen eingesetzte Augen hatte. Nach Vitruvius erhielten die unbekleideten Marmorstatuen damals einen Wachsüberzug; Plinius aber erzählt, daß die Römer zu seiner Zeit, statt des frühern enkaustischen Harzüberzugs die Statuen mit Gold bekleidet hätten. Uebrigens gehört die erste vergoldete Statue schon ins Jahr 180 v. Chr., wo Acilius Glabrio seinem Vater eine solche setzen ließ (Livius XL. 34). Später ersetzte man die Bemalung außer dem Golde auch durch vielfarbige Steinarten, wie man an den Bildern römischer Kaiser und Kaiserinnen wahrnimmt. Namentlich liebte man eine

Art Akrolith von schwarzem Marmor mit weißen Extremitäten. Diese Technik scheint sich nicht blos bei den Byzantinern, sondern auch in Italien bis tief in das christliche Zeitalter erhalten zu haben; denn wir finden Spuren, daß bei Kirchengebäuden des byzantinischen Styls nicht blos die architektonischen Theile und Gliederungen, sondern auch die meist äußerst roh gearbeiteten Reliefverzierungen an Gesimsen und Kapitälen mit rothen, blauen, grünen und andern Farben bemalt gewesen sind, wie man an der 936 gestifteten Kirche von Kloster-Gröningen am Harze sehen kann. Auch die arabische Baukunst gebrauchte die P. bei der Ausschmückung der Gebäude; weniger kam sie in der altdeutschen Baukunst zur Anwendung. Man begnügte sich hier im Aeußern der gothischen Gebäude mit dem grauen Ansehen des Sandsteins und nur an den Façaden wandte man die röthlich gebrannten Ziegelsteine oder eine Täfelung von verschiedenartigem Marmor an. In Italien verzierte man die Giebelfelder der Kirchthüren und die Friese derselben schon vor dem Jahre 1300 mit blau, grün, gelb und schwarz glacirten Terracotten, in der Form von flachen Becken, benutzte auch Scheiben von Porphyr, oder farbige Marmorarten zu diesem Zwecke. Im Innern der gothischen Tempel scheint man die Polychromie nur in seltenen Fällen und erst in späterer Zeit zur Ausschmückung angewendet zu haben; bisweilen strich man die Rippen der Spitzbogengewölbe, die Kapitäle u. s. w. farbig an und suchte dann auch den übrigen Theilen einen entsprechenden Ton zu geben, doch hat sich wohl nie ein wirkliches System architektonischer P. in der altdeutschen Baukunst ausgebildet. Anders war es mit den Sculpturarbeiten im Innern der Gebäude. Die bronzenen Werke waren an sich schon farbiger Art und die Bemalungen der aus Stein und Holz gearbeiteten Statuen lassen sich in vielen Beispielen nachweisen. So die Apostelstatuen im Dom zu Köln und in der Marienkapelle zu Würzburg; die um den Chor der Kirche Notredame zu Paris laufenden Basreliefs, Scenen aus dem Evangelium darstellend, die im 14. Jahrhundert von Jean Leroux und Jean Bouteillier gearbeitet wurden und nach ihrer Reinigung das lebhafteste Colorit eines alten ursprünglichen Farbenanstrichs nachweisen. Das durchgeführteste Beispiel einer nach architektonischen Gesetzen behandelten polychromen Sculptur in der neuern Kunst hat man in den Werken der della Robbia, welche sich vorzugsweise mit der Anfertigung jener obenerwähnten Terracottabecken beschäftigten, namentlich in den Marmorsculpturen des Agostino an der Façade von San Bernardino zu Perugia finden wollen, welche sämmtlich mit dem durch die della Robbia eingeführten blauen Grunde versehen sind. Die Bemalung der Holzbilder der Heiligen wurde nicht allein durch die farbenspielenden bemalten Fenster der gothischen Kirchen, sondern auch schon durch das Material bedingt; war mehr auf die Nachahmung der Natur und des individuellen Lebens gerichtet und unterscheidet sich daher wesentlich von der griechischen P. Uebrigens verschwand die architektonische P. niemals ganz aus dem Bereich der Kunst. Die Bemalung der hölzernen Häuser in vielen deutschen und schweizerischen Alpendörfern, die farbige Ausschmückung der Häuser in vielen Städten, wie Augsburg, Nürnberg, München, Breslau und den meisten Schweizerstädten liefern dafür die vollgültigsten Beweise. Ja die plastische Architektur ward hie und da ganz von der gemalten verdrängt; man suchte das schlechtere Material durch gemalte Quadern zu maskiren und selbst die noch herrschende eintönige und meist sehr grelle Uebertünchung der Häuser mit gelben, grünen und blauen Farben hätte dazu dienen können, das lebendige Bedürfniß nach einer farbigen Ausschmückung der Architektur zu erkennen. Das geschah nicht; die ersten Versuche und fast die einzigen, der P. der Griechen auch bei uns Eingang zu verschaffen sind durch Klenze in München geschehen. Dieser Architekt wandte die genannte Technik zuerst in dem Incunablensaal der Glyptothek und in dem Treppenhaus der Pinakothek, dann an dem ionischen Monopteros im englischen Garten zu München, an einigen auf dem dortigen Kirchhofe befindlichen Grabsteinen, ferner an der langen Säulenfaçade des neuen Postgebäudes und zuletzt an dem königlichen Theatergebäude an. Auch Heideloff in Nürnberg hat die harmonische P. an öffentlichen Gebäuden zur Anwendung zu bringen gesucht. Bei dem unter seiner Leitung restaurirten Dom zu Bamberg und in der Festung Coburg hat er die ersten gelungenen Versuche gemacht und sich dabei der Milch als

Farbebindemittel zum Auftrage auf hydraulischen und andern Kalk bedient, während Klenze mit geringem Erfolg die enkaustischen, mit größern aber die Oelfarben zum Bemalen der architektonischen Glieder und das Fresco zum Bemalen der Flächen anwendete. In Berlin läßt man das Aeußere der Häuser mit Pompejanischer vielfacher Schnörkelmalerei ausschmücken, und wenn auch diese leichte und spielende Manier mit dem Ernst der Architektur wenig übereinstimmt, so kann man es doch schon als einen Gewinn betrachten, daß die frühere Farbenscheu wenigstens theilweise überwunden. Auch die farbige Plastik ist in München zuerst wieder in Anwendung gekommen; in dem die aus Holz geschnitzten Altäre und die hölzerne Kanzel in der neuen Auenkirche mit blauen, rothen und grünen Farben angestrichen und die daran befindlichen Reliefsiguren in eine warme Holzfarbe gefaßt und zum Theil vergoldet sind. Bei Marmorarbeiten haben die Bildhauer diese Technik noch nicht in Anwendung gebracht; doch scheint es ein bloßes Vorurtheil, wenn wir die reine plastische Form nur an weißen, ungefärbten Marmorsteinen finden und genießen können, da wir doch an grauen und graugrünlichen Sandsteinfiguren, ja sogar an vergoldeten Erzbildern unser ästhetisches Wohlgefallen haben.

Polydektes, Sohn des Magnes und der Nymphe Nais, König der Insel Seriphus. Sein Bruder Dihys nahm die Danae mit dem jungen Perseus auf. In diese verliebte er sich und schickte den Perseus fort, das Medusenhaupt zu holen. Danae rettete sich nur durch Flucht in einen Tempel vor seinen Verfolgungen. Perseus rächte seine Mutter, indem er ihn mit dem Medusenhaupte versteinerte.

Polydora hieß die Tochter des Okeanos und der Thetis; ferner die Tochter des Meleager und der Kleopatra, die Gemahlin des Protesilaos (s. d.), die sich aus Liebe zu ihrem verstorbenen Gemahl selbst den Tod gab; und endlich die Tochter des Peleus und der Polymela, die Gemahlin des Spercheios oder Boros und Mutter des Menesthios.

Polydoros, Sohn des Kadmos und der Harmonia, war König von Theben, Gemahl der Nykteis und Vater des Labdakos. — Polydoros, der jüngste Sohn des Priamos und der Laothoë, wurde von Achilles getödtet. Nach Spätern war er ein Sohn der Hekabe und wurde von seinem Vater, als Ilios sich zu seinem Falle neigte, mit großen Schätzen zu Polymestor, König in Thrazien, geschickt. Dieser, um sich jener Schätze zu bemächtigen, tödtete, nach dem Fall von Ilios, den P. und warf ihn ins Meer. Der Leichnam wurde endlich an das Ufer angetrieben, wo ihn Hekabe fand und erkannte. Aus Rache tödtete Letztere die beiden Kinder des Polymestor, ihn selbst aber blendete sie. Andere erzählen, er sei seiner Schwester Ilione, der Gemahlin des Polymestor, zur Erziehung übergeben worden, und diese habe ihn als ihren eigenen Sohn erzogen, ihren wirklichen Sohn aber, Deïphilos oder Deïpylos, für den P. ausgegeben. Die Hellenen, um den Stamm des Priamos zu vertilgen, hätten dem Polymestor die Elektra zum Weibe und große Geldsummen verheißen, wenn er den P. tödte. Aber wegen der Vertauschung desselben mit dem Sohne des Polymestor sei er dem Geschick entgangen, Deïphilos hingegen vom eigenen Vater umgebracht worden.

Polyeder ist ein von ebenen Flächen eingeschlossener oder eckiger Körper. — Polyedralzahlen heißen die Zahlen der Punkte, die sich auf den Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen regelmäßiger Körper in gleichen Entfernungen von einander stellen lassen.

Polygamie bezeichnet die eheliche Verbindung eines Mannes mit mehreren Weibern, wie sie in ein. Staaten des unchristl. Morgenlandes als gesetzliche u. rechtmäßige Form der Familie besteht, wie Polyandrie od. Vielmännerei die Verbindung einer Frau mit mehreren Männern. Naturgeschichte u. Vernunft sprechen beide gleich stark gegen die P., welche an u. für sich nicht auf Liebe, dem Wesen ehel. Zusammenlebens, sondern auf blos thierischer, oder, besser gesagt, auf bestialischer Sinnlichkeit beruht und dadurch die Ehe zu einer Anstalt herabwürdigt, in welcher die wilden Ausbrüche der Wollust Befriedigung finden. Wie mit der P. gewöhnlich Entehrung des weiblichen Geschlechts verbunden ist, so vernachlässigt sie auch

aus Mangel an älterlicher Zärtlichkeit die zweckmäßige Erziehung der Kinder, von der die Fortbildung der Gesellschaft abhängt.

Polyglotte heißt ein Werk das einen und denselben Inhalt in mehreren Sprachen mittheilt. Gewöhnlich denkt man dabei an die heilige Schrift, die man schon früh in mehreren Sprachen zur Vergleichung neben einander stellte. So that es Origines in der sogenannten Hexapla, von der aber nur Fragmente auf uns gekommen sind. Die neuern Polyglotten sind 1) die Complutensische Bibel, gedruckt zu Complutum (Alcala), edirt von Cardinal Ximenez 1514—1517. Sie besteht aus 6 Foliobänden und gehört zu den größten Seltenheiten. 2) Die Antwerpner Polyglotte, edirt von einem spanischen Geistlichen Arias Montanus im Auftrage König Philipp's II., erschien 1569—72, 8 Bde., Fol. 3) Die Pariser Polyglotte, die vollständigste und prächtigste, erschien 1629, 10 Bde., gr. Fol. Der Herausgeber Michael le Jay bediente sich dabei mehrerer geborner Morgenländer, besonders einiger Maroniden vom Libanon. 4) Die Londoner Polyglotte, edirt von Bryan Walton, Erzbischof von Canterbury, 1657, 6 Bde., Fol. und 2 Suppl. Bde., 1669 Fol. Sie ist eigentlich ein Abdruck der Pariser, aber correcter, daher auch brauchbar und am Allgemeinsten verbreitet.

Polygnotus, ein berühmter griechischer Maler der frühern Zeit, Sohn des Aglaphon, in Thasos geboren, lebte zu Phidias Zeit, mit dessen Bruder Panänos er an der Pökile (s. d.) zu Athen malte. Was Phidias (s. d.) in der Sculptur, war er ungefähr in der Malerei. Denn er brach eine neue Bahn, die alte Steifheit verbannte er durch kräftigen Ausdruck geistiger Zustände, die er besonders in den Gesichtsmuskeln erscheinen ließ. Weibliche Figuren wußte er reizend mit durchsichtigen Gewändern und buntfarbigem Kopfputze herzustellen. Zu seinen berühmten Gemälden gehörten die in Delphi die Einnahme von Troja nebst dem Abzug der Griechen und das Hinabsteigen des Ulysses in die Unterwelt. Das letztere haben die Gebrüder Riepenhausen nach der Beschreibung des Pausanias 1808 und 1820 in Rom nachzubilden gesucht. Ein Gegenstand allgemeiner und langer Bewunderung war die Darstellung der Entehrung Kassandras durch Ajax. Das Roth der Wangen schimmerte durch den verhüllenden Schleier der Königstochter durch. Man erzählt auch, daß er einen Sclaven habe auf die Tortur bringen lassen, um nach seinen Zuckungen den gefesselten Prometheus zu malen. Ein bedeutendes Meisterwerk war seine Darstellung der Schlacht bei Marathon in der Pökile, wo es neun Jahrhunderte den offenen Säulengang verschönerte. Im 5. Jahrhundert n. Chr. wurde es nach Konstantinopel gebracht, wo es verloren ging. Die Darstellung des Heroischen und Erhabenen gelang ihm besonders, doch hat er auch Treffliches im Styl des Familienlebens geleistet. Er malte enkaustisch, wie die Meister in Rhodos und machte diese Art der Kunst gewöhnlicher.

Polygon in der Geometrie: jede Figur, die mehr als 4 Seiten hat; in der Fortification: die Grundlinie des Umrisses einer Befestigung auch wohl nur eine Seite derselben, die bei dem gewöhnlichen Festungsumriß aus 2 halben Bastionen, mit ihren Façen und Flecken (s. d.), bisweilen auch der sie deckenden Contregarde, aus der sie verbindenden Curtine und aus dem vor dieser liegenden Ravelin bestehet. Ein solches P. bildet gewöhnlich die zum Angriff bestimmte Seite einer Festung, die von den Parallelen und Laufgräben des Belagerers umfaßt wird. Ein solches Polygon wird gewöhnlich bei den Uebungen der Artillerie benutzt, um die Batterien dagegen zu errichten, und bei dem Schießen und Werfen zum Ziel zu dienen. Man unterscheidet bei einem Festungsumrisse das äußere und das innere P.: jenes ist um die Bollwerksspitze herumgezogen und wird gewöhnlich bei dem Entwurfe zum Grunde gelegt; das innere Polygon hingegen wird durch die Curtinen und die Kehlen der Bollwerke gebildet. Da wo zwei Polygonlinien zusammenstoßen, entsteht der Polygonwinkel, den man bekommt, wenn man den Winkel, welchen die beiden, aus dem Mittelpunkte des Polygons nach der Bollwerksspitze und durch die Ecke des Vielecks gezogenen, Capitalien mit einander machen, von 180 Grad abziehet. Den Winkel am Mittelpunkt aber gibt die Division von 360 Graden mit

der Zahl der Seiten. Mit dieser wächst auch die Stärke der Festung durch die Schwierigkeit, welche der Belagerer bei seinem Vorrücken mit dem Laufgräben findet: sich gegen die Enfilade von den Nebenwerken der Angriffsseite zu decken oder diese mit seinen Laufgräben zu umfassen. Selbst Vauban scheint diesen Vortheil weit geöffneter Polygonwinkel nicht geachtet zu haben, der schon bei dem Zwölfeck merklich wird. Hier ist der Winkel am Mittelpunkt 30 Gr. und der Polygonwinkel 150 Gr. Er wird beim Sechszehneck 157 Gr. 22'; beim Vierundzwanzigeck 165 Gr.; beim Zweiunddreißigeck 168¾ Gr.; und beim Vierzigeck 171 Gr. Man sieht, daß hier die Capitalien der Bastionen fast parallel werden, und die Spitzen der letztern nicht viel über die angenommene Länge der Polygonseite (90 Ruthen) auseinander entfernt sind. Die Verlängerungen der Bastionfaçe fallen bei einem solchen Umriß hinter die Spitze des Ravelins; folglich geben sie keine Stelle für die Ricochetbatterien an, und die Sappen vor dem Ravelin haben hier noch die Curtine und die Flanken der nebenliegenden Bastionen gegen sich, wodurch sie sehr beschwerlich fortzutreiben sind. Endlich findet auch nach der Einnahme des Ravelins der Feind vor der Spitze der Bastion keinen hinreichenden Raum für die Brechbatterien, die dadurch fast unfähig werden, ihren Zweck zu erfüllen. Ein solches Befestigungssystem, das in neuern Zeiten auch bei den Befestigungen von Koblenz, Posen rc. angewendet worden ist, heißt auch à la mézalectre oder la defense du milieu, weil es auf dem Princip der zurückgezogenen Vertheidigung vorliegender Werke durch einen einfach geführten Hauptwall beruht.

Polygonalzahlen heißen solche arithmetische Reihen zweiter Ordnung, welche entstehen, wenn man einfache arithmetische Progression oder Reihe (erster Ordnung) summirt, die 1 zum ersten Gliede und irgend eine ganze Zahl zur Differenz hat. Je nachdem diese Differenz 1, 2, 3, 4 u. s. w. beträgt, heißen sie Trigonal- oder Triangularzahlen, Quadratzahlen, Pentagonalzahlen, Heragonalzahlen u. s. w. (S. Figurirte Zahlen.)

Polyhistor heißt eigentlich ein „Vielwisser“, es wird damit aber ein solcher Gelehrter bezeichnet, der vor allem in den historischen Wissenschaften gut zu Hause ist. Vor Zeiten gab es sehr tüchtige Gelehrte, wie Scaliger, Morhof, Salmasius, Casaubonus u. A., denen man ihrer großen und gründlichen Vielseitigkeit wegen den Namen eines Polyhistors mit Recht beilegen durfte; aber da die Masse des Historischen jetzt in geometrischer Progression anwächst, so wird es selbst dem eminentesten Geist täglich mehr und mehr unmöglich, das Mannichfaltige zu umfassen und sich den Titel eines P.'s zu erwerben. Die heutzutage nach dieser Auszeichnung streben, erliegen der Masse und verfallen in Seichtigkeit und Oberflächlichkeit.

Polyhymnia oder Polymnia, eine der 9 Musen, war ursprünglich die Muse der Lyra. Als aber später die humanen Studien einen weitern Umfang erhielten, legte man auch den Musen andere Functionen bei, die oft wechselten, bis sie zu Alexander's Zeit in den Alexandrinischen Museen fester bestimmt wurden. Sie war die Muse der Beredtsamkeit und Mimik, legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polyidos, der Sohn des Koiranos, Urenkel des Melampus und Vater des Euchenor, der Manto und Astykrateia, war ein berühmter Seher zu Korinth.

Polykarpus, einer der ersten Bischöfe zu Smyrna und der Sage nach ein Schüler des Apostels Johannes, war 162 wegen des Passahstreites mit dem römischen Bischofe Anicetus in Rom und traf dort mit dem Marcion zusammen, gegen dessen abweichende Meinungen er heftig auftrat. Er starb 167 oder 169 den Märtyrertod. Er sollte Anfangs den wilden Thieren vorgeworfen werden, wurde aber wegen seines freimüthigen Bekenntnisses für das Christenthum zum Feuertode verdammt. Auf dem Scheiterhaufen, erzählt die Sage, haben ihn die Flammen nicht berührt. Als daher der Richter ihn mit dem Schwerte zu durchbohren befohlen habe, sei von dem Scheiterhaufen eine weiße Taube aufgeflogen und von dem ausströmenden Blute sei die Flamme erloschen. Von seinen

Schriften ist ein Brief an die Philippiner auf uns gekommen. Vgl. Wocher „Die Briefe des Clemens und P. übersetzt" (Tüb. 1830).

Polykletos, ein Sikyonier, war ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Phidias, des größten Meisters in den bildenden Künsten, etwa um 430, gebildet in der Schule des Agelades. Seine Statuen tragen das Gepräge des Ebenmaßes, der Anmuth und der Schönheit. Dem riesenhaften Koloß des olympischen Jupiter, den Phidias geschaffen, stellte er seine argivische Hera (Juno) entgegen, die Schutzgöttin seiner Heimat Arges. Diese Statue, aus Gold und Elfenbein zusammengefügt, war entschleiert, und das Feuer der wahrhaft junonischen Augen wurde nicht von dem goldenen Horenkranze, der ihre Locken umschlang, verdunkelt. Als Zeichen ihrer Herrschaft hielt sie in der Hand das goldene Scepter und den goldenen Granatapfel. Zu den berühmtesten Werken des Polykletos gehört ferner sein Diadumenos, das Ideal eines schönen griechischen Jünglinges, der sich selbst im stolzen Bewußtsein seiner jugendlichen Kraft nicht ohne Selbstgefälligkeit die Binde des Sieges um die hauptumlockte Stirn windet. Die vatikanischen Reliefs dieser Statue sind wahrscheinlich unecht. Der Doryphoros, auch der Kanon genannt, stellt einen Knaben in vollendeter Schöne dar, mit der Lanze bewaffnet. Die Meinung, daß diese Statue einen Kanon für die Symmetrie gegeben habe, wird durch das Knabenalter des Doryphoros verdächtig gemacht. Vielleicht bezieht sie sich auf ein späteres Kunstwerk des Polykletos, welches den Doryphoros im männlichen Alter darstellt. Es wird ferner noch ein Werk desselben Künstlers genannt, Kanon betitelt. Dieses Werk soll die Schuld davon tragen, daß die Werke seiner Nachfolger an einer gewissen Gleichförmigkeit litten, die von den Alten öfters getadelt wird. Polykletos arbeitete auch in Bronze, und verfertigte Vasen und Lampen. Andere Männer desselben Namens sind weniger berühmt, wie z. B. Polykletos von Larissa, den Strabo als Quelle benutzt haben soll.

Polykotyledonen sind der Bedeutung des Wortes nach Pflanzen mit mehreren Kotyledonen oder Samenlappen. (S. Kotyledonarpflanzen und Dikotyledonen). Namentlich hat die Familie der Zapfenbäume oder der Nadelhölzer mehrere Samenlappen, die quirl- oder wirbelförmig stehen und in ihrer Mitte das Federchen des Keims haben.

Polykrates, Tyrann v. Samos, zwischen 540—523 v. Chr., Sohn des Aeakes, bemächtigte sich durch geistige Kraft und Reichthum der Regierung von Samos, die er Anfangs mit seinen Brüdern Pantagnostus und Syloson theilte. Aber um allein zu herrschen, ließ er den erstern tödten und den andern vom Throne entfernen. Er schloß ein Bündniß mit dem König Amasis von Aegypten und unterwarf sich mit einer Flotte von 100 Ruderschiffen mehrere Inseln. Ueberhaupt soll er in allen Dingen sehr glücklich gewesen sein. Amasis warnte ihn deshalb vor Stolz und Uebermuth und rieth ihm, durch eine große Aufopferung das Unheil, das die Götter auf zu großes Glück folgen ließen, abzuwenden. „Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streun" — läßt Schiller, der im Ringe des Polykrates diesen Gegenstand besungen hat, den Amasis sagen. P. warf also einen kostbaren Ring in's Wasser, den er aber nach einigen Tagen in einem ihm geschenkten Fische wiederfand. Amasis, überzeugt, daß hinter dem Glücke eine Nemesis lauere, hob die Freundschaft auf. Er hatte Recht, denn als sich P. zum Herrn von ganz Jonien und den umliegenden Inseln machen wollte, lockte ihn der persische Satrap Orontes zu sich nach Sardes und ließ ihn kreuzigen. Er soll der Kunst und Wissenschaft sehr zugethan gewesen sein, denn an seinem Hofe lebte Anakreon (man sagt auch Pythagoras) und er legte, nach Herodot, eine Bibliothek an.

Polynesien, s. Australien.

Polynikes, der Sohn des Oedipus und der Jokaste, ist bekannt wegen seines Kampfes mit seinem Bruder Eteokles (s. d.). (S. Adrastus und Theben.)

Polynom, oder Vieltheilige Größe heißt in der Mathematik eine Größe, die aus mehr als zwei, durch die Zeichen + oder — verbundenen Gliedern oder Theilen zusammengesetzt ist, z. B. $a+b-c+d$, und Polynomischer Lehrsatz diejenige

Regel oder Formel, welche das Gesetz der Zusammensetzung oder Entwickelung einer Potenz einer vieltheiligen Größe darstellt. Die verschiedenen Ausdrucksweisen derselben haben Leibnitz, Moivre und Euler eingeführt. In der neuern Zeit hat sich vorzüglich Hindenburg (s. d.) um den polynomischen Lehrsatz verdient gemacht.

Polypen, eine krankhafte Erscheinung, sind fleischartige, oft mit vielen Blutgefäßen durchzogene Auswüchse von weißlicher oder brauner Farbe, hohl oder solid, oft mit Bläschen besetzt; sie finden sich, mit einer oder mehreren Wurzeln festsitzend, in solchen Höhlungen des menschlichen Körpers, welche innerlich mit einer Schleimhaut bekleidet sind, wie in der Nase, dem äußern Gehörgange, dem Schlunde, der Gebärmutter, dem Magen, der Luftröhre, der Harnblase, der Harnröhre, dem Mastdarm u. s. w. und entstehen theils durch einen allgemeinen krankhaften Zustand des menschlichen Körpers, wie bei der Gicht u. s. f., theils durch eine einzelne krankhafte Stelle. Von den eigentlichen Polypen sind noch zu unterscheiden die falschen Polypen, ähnliche Auswüchse, aus geronnener Lymphe und Blut bestehend, welche sich besonders nach hitzigen Krankheiten im Herzen einer Leiche finden. Die Polypen können besonders in manchen Theilen, wie in der Nase, dem Schlunde u. a., sehr lästig, selbst lebensgefährlich werden, wenn man sie nicht bei Zeiten auszurotten sucht, was nicht anders als durch Hinwegräumung der Polypen mit der Wurzel bewerkstelligt werden kann. Man hat hierbei 3 Methoden: entweder man unterbindet den Polypen, so daß ihm die Nahrung entzogen wird und er allmählig absterben muß; — oder man sucht ihn durch Aetzmittel allmählig zu zerstören; — oder am besten man reißt ihn mittelst einer eigenen Zange (Polypenzange) mit der Wurzel aus. Nach dem verschiedenen Orte ihres Vorkommens unterscheidet man Nasen-, Gebärmutter-, Schlund-, Herzpolypen u. s. f. Vgl. Meißner, „Ueber die Polypen in den Höhlen des menschlichen Körpers" (Lpz. 1820).

Polypen, auf einer sehr niedrigen Stufe organischer Ausbildung stehende Thiere, welche zu den Pflanzenthieren (s. d.) gehören. Sie sind Thiere mit meistens strahlenförmig um den Mund gestellten Fühlern oder Armen; ihr rundlicher Körper zeigt einen Magen mit Darmgefäßen, auch Eierstöcke, aber keinen After; sehr viele treiben Schößlinge und bilden sich zu ästigen Stämmen, so daß das einfache Thier zu einem zusammengesetzten übergeht; zum Theil sind sie nackt, meist aber haben sie eine besondere Hülle, welche oft zugleich eine harte Axe bildet. Cuvier theilt sie in nackte, Röhren-, Zellen-, Korallenpolypen, Schwämme und Seefedern. Zu den nackten Polypen gehören unter andern der braune und grüne, Süßwasser- oder Armpolyp. Dergleichen Polypen finden sich in schattigen Wassern an Pflanzen oder sonst festen Gegenständen, auf denen sie festgewachsen sind und in ihnen pflanzenartig wurzelnd. In ihnen bemerkt man einen Magen, der sich in den Mund öffnet, welcher bei genannten Arten mit 8 einfügbaren Armen besetzt ist. Mit den Armen pflegen sie immer begierig nach den kleinen Gegenständen, welche im Wasser umherschwimmen, zu fassen; die Jungen wachsen, wie Zweige und Sprößlinge bei den Pflanzen, aus dem Körper des alten Polypen hervor und erreichen oft dieselbe Größe, wie der alte, ehe sie sich von diesem trennen. Oefters sieht man aus dem noch am alten Polypen sitzenden Jungen wiederum neue Junge hervortreiben, und dem mit Kind und Enkel verbundenen Alten wird von seiner Nachkommenschaft das Futter, nach welchem alle zugleich schnappen, streitig gemacht. Diese Polypen besitzen eine ausgezeichnete Reproductionskraft; alle Theile ersetzen sich wieder, ja man kann die Bauchseite wie einen Handschuh nach außen umstülpen, ohne dem Leben des Thiers Eintrag zu thun. In der Nähe des Todes, im Herbst, wenn die Pflanzen, an denen der Polyp wohnte, und er selbst der überhand nehmenden Kälte weichen müssen, gibt er nach Bonnet's Beobachtungen ein Ei von sich.— Die Röhrenpolypen haben um ihren Mund einen einfachen oder mehrfachen Kranz von Fangarmen; sie sitzen in häutigen oder hornartigen, einfachen oder ästig verzweigten, festsitzenden Röhren, am Ende der Röhre oder der Aeste in Zellen. Sie fangen kleinere Thiere mit ihren Armen; sie wachsen und sprossen pflanzenartig; an den Zweigen entwickeln sich oft wahre Receptacula, die reif abfallen und neue Stöcke bilden;

sie leben theils im süßen Wasser, meistens aber im Meere. — Die Zellenpolypen sitzen in hornigen oder kalkigen, zu Haufen oder Stämmen gruppirten Zellen, und stehen unter einander durch die das Ganze überziehende, feine Haut und durch feine Poren der Seitenwände in Verbindung. — Die Korallenpolypen haben einen hornigen, holzigen oder kalkartigen Stamm, der mit einer weichen, fleischigen Substanz überzogen ist, aus welcher sich die Polypen erheben und in die sie sich auch wieder zurückziehen können. Sie lassen deutlich einen Magen mit Anhängen unterscheiden und zwei runde Körper, die man für Eierstöcke hält. Die Stämme werden oft sehr groß, und zumal die kalkigen ranken oft zu ungeheuerer Höhe empor, bilden große Riffe und machen die Schifffahrt gefährlich. Hierher gehört auch die schönrothe Edelkoralle (Isis nobilis Linn.) im Mittelmeere, besonders an Afrika, deren Stamm vorzugsweise zu Korallen benutzt wird. Man trennt die einzelnen Aeste, ebnet die Oberfläche und trennt das Ganze in kleinere oder größere Stücke. Diese werden dann entweder ohne weitere Zubereitung verkauft, oder noch mit einem feinen stählernen Bohrer durchbohrt, mit Sandstein geschliffen und gerundet. — Die Seeschwämme sind pflanzenartige, unförmliche, blätterige oder verzweigte Polypenstämme mit unter einander verfilzter oder durch Gallerte verbundener faseriger Substanz, welche entweder unmittelbar in Poren oder an Aesten Polypen trägt. Hierher gehört unter andern unser Badeschwamm, Spongia officinalis, im Mittel- und rothen Meere. — Die Seefedern endlich zeigen den Polypen in seiner höchsten Ausbildung. Sie sind freie, häutige, fleischige Polypenstämme, in deren Innerem meistens ein langer, pfriemenförmiger Knorpel steckt. Die achtarmigen Polypen, welche entweder an der Seite oder an der Spitze des Stammes sitzen, haben ein gemeinschaftliches Leben und gemeinsame Bewegung. Der gemeinschaftliche Schaft ist hohl u. enthält nebst dem Knorpel auch Wasser u. Eier; die einzelnen Polypen stehen durch Kanäle mit der Höhlung des Stiels in Verbindung. Gewöhnlich stecken die Seefedern im Sande des Meerbodens, schwimmen aber auch zur Oberfläche herauf, indem alle Polypen mit ihren Armen zugleich rudern, was jedoch manche neuere Beobachter leugnen. Viele von diesen Polypenfamilien leuchten. Die neuesten und vorzüglichsten Untersuchungen über Anatomie und sonstiges Verhalten der Polypen verdankt man Schweigger, Ehrenberg, Quoy und Gaimard, Milne Edwards und Beneden.

Polyphemos war der berühmteste der sicilischen Hirten-Cyklopen, den Odysseus schildert als einen Mann von riesenhafter Größe, voller Tücke, stets einsam seine Heerden weidend; seiner Gestalt glichen die Sitten. Denn als einst Odysseus mit seinen Gefährten in dessen Höhle gerathen war, fraß er zwei derselben. Odysseus, welcher indeß fürchtete, alle die Seinen und selbst er möchten ein Aehnliches erfahren, ließ, als das Ungeheuer die Höhle verlassen und sorgfältig verwahrt hatte, damit keiner der Gefangenen entfliehen könne, die Keule des Riesen spitzen, berauschte ihn bei seiner Rückkehr, machte, als er eingeschlafen war den Pfahl glühend und stach ihm das einzige Auge, welches er auf der Stirn hatte, aus. Unter den Bäuchen der Widder versteckt, entkamen jetzt Alle aus der schrecklichen Höhle. In seinen Jugendjahren scheint indeß der Cyklop weniger roh gewesen zu sein, denn damals beherrschte ihn die Liebe zur schönen Nymphe Galatea, und oft lange Zeit verweilte er am Meeresufer, indem er singend der Göttin seine Gefühle kund that. Die schöne Nymphe achtete freilich des einäugigen Liebhabers wenig, desto mehr des schönen Akis. Der eifersüchtige Nebenbuhler P. aber schleuderte, da er einst Beide beisammen fand, ein Felsenstück vom Aetna auf den Akis und zerschmetterte diesen, doch ohne deshalb in der Liebe zur Nymphe glücklicher zu sein. Er war, wie alle seine Brüder (s. Cyklopen), ein Sohn des Uranos und der Gäa, Homer indeß nennt ihn einen Sohn des Poseidon und der Nymphe Thoosa.

Polyptoton (griech.) heißt eine rhetorische Figur, die in der nachdrücklichen Wiederholung desselben Substantivs oder Zeitworts in verschiedenen Casus oder Personen und Tempora besteht. Ein schönes Beispiel findet sich schon im 19. Buche der „Odyssee“ nach der Uebersetzung von Voß:

Aber der Hörenden floß die schmelzende Thrän' auf die Wang' hin,
Sowie der Schnee hinschmilzt auf hochgescheitelten Bergen,
Welchen der Ost hinschmelzte, nachdem ihn geschüttelt der Westwind;
Daß von geschmolzener Nässe gedrängt abfließen die Bäche:
Also schmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz.

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polysperchon, ein berühmter Feldherr Alexander's des Großen, von Geburt ein Aetolier, wurde von Antipater (s. d.) bei seinem Tode im J. 318 v. Chr. zum Vormunde über die Kinder Alexander's und zugleich zum Reichsverweser ernannt. Der Sohn des Antipater, Kassander, mit wildem Hasse gegen das macedon. Königshaus erfüllt, fühlte sich dadurch zurückgesetzt und begann in Verbindung mit Antigonus (s. d.) einen Kampf um die Reichsverwesung, während P. den Eumenes (s. d.) für sich gewann. Der Ausgang war für Letztere unglücklich. Eumenes ging in Asien durch Treulosigkeit und Verrath unter, der vertriebene P. aber fand in Europa seinen Tod.

Polysyndeton, eine Redefigur, welche durch Anhäufung der Verbindungswörter entsteht, z. B. Und es wallet und siedet und brauset und zischt; oder in Klopstock's Messias: Er glaubt zu vergehen — Darauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet. Sie steht also dem Asyndeton entgegen, wo die Verbindungswörter absichtlich vermieden werden, wie; Rust's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte.

Polytechnik und **Polytechnische Institute**. Polytechnik ist die Wissenschaft oder Kenntniß von allen Gewerben und Künsten, und polytechnische Institute sind Lehranstalten, in welchen Zöglinge für Gewerbe und Künste durch den Unterricht in solchen Gegenständen, die in unmittelbarer Beziehung mit Gewerben und Künsten stehen, vorbereitet werden. — Um die Wohlfahrt im Staate im Allgemeinen und im Besondern zu fördern und zu heben, ist es besonders nothwendig, alle Arten des rechtlichen Erwerbs zu fördern, und dies besonders durch Vervollkommnung des Ackerbaues, der Gewerbe und Künste, damit ihre Erzeugnisse nicht bloß denen anderer Länder in Fülle, Güte und Geschmack gleichkommen, sondern sie wo möglich noch übertreffen, um nicht durch eine nothwendige Einfuhr fremder Erzeugnisse das Geld dem Inlande zu entziehen, wohl aber durch Ausfuhr zu gewinnen und den Reichthum des Staates zu mehren. England hatte es vorzüglich durch seine Fabrik- und Manufacturunternehmungen, befördert durch Erfindung und Vervollkommnung vieler Maschinen, andern Ländern zuvorgethan und durch seine Waaren aus allen Staaten ungeheure Summen gezogen. Um dies zu verhindern, und den eignen Staatsreichthum zu mehren, wandten die Regierungen alle Aufmerksamkeit auf den Gewerbstand und man sah bald, daß nichts förderlicher und für die Ausbildung und Besserung der Gewerbe nothwendiger sei, als die geistige Bildung Aller durch geregelten Schulunterricht zu heben. So wurden neben der Verbesserung aller Schulanstalten insbesondere Institute errichtet, die eigens dazu bestimmt waren, junge Leute, nachdem sie den Unterricht in Bürger- oder Landschulen genossen, entweder für besondere Gewerbe auszubilden oder ihnen eine solche allgemeine Bildung zu geben, daß sie später mit Nutzen sich zu jedem Gewerbe zu wenden und dasselbe zu fördern und weiter zu bilden im Stande wären. Nach und nach entwickelten und vervollkommneten sich die polytechnischen Institute immer mehr; sie wurden vorzüglich in Hauptstädten gegründet, damit sie unter specieller Aufsicht und Pflege der Regierungen wären und mancher Vortheile theilhaftig würden, deren sie in andern Städten hätten entbehren müssen, da gewöhnlich in den Hauptstädten wissenschaftliche und artistische Sammlungen, Bibliotheken, zahlreiche größere Werkstätten und Fabriken sich befinden, und die gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer gern in der Hauptstadt, zumal wenn diese zugleich eine Universität hat, vereinigt werden. Bei den gesteigerten Ansprüchen, welche man an Zöglinge, die in ein solches Institut aufgenommen werden wollen, macht, ist es zum Theil als nothwendig anerkannt, Realschulen mit ihnen in Verbindung zu setzen, in welchen die Zöglinge für die polytechnischen Institute vorbereitet werden. — Nach dem umfassenden Zwecke, welchen sich polytechnische Institute vorsetzen,

für alle Gewerbe so vorzubereiten, daß etwas Tüchtiges in ihnen geleistet und sie möglichst weiter zur Vollkommenheit fortgebildet werden, sind es besonders folgende Unterrichtsgegenstände, die hier gelehrt werden müssen: Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie nebst Waarenkunde, Mathematik, Maschinenkunde, Sprachunterricht, Buchhaltung, Zeichnen. — Nicht immer finden sich alle diese Gegenstände in einem Institute vereinigt, je nach dem speciellen Zweck desselben; meistens aber ist den Zöglingen auch zugleich Gelegenheit gegeben, sich praktisch auszubilden in besonders dazu eingerichteten Werkstätten; auch wird allermeist die Feldmessungskunst praktisch geübt. — Unter den bestehenden polytechnischen Instituten mögen folgende als die vorzüglichsten hier aufgezeichnet werden: in Frankreich wurde 1796 die berühmte pariser polytechnische Schule gegründet und erhielt 1816 eine neue Organisation. Sie soll besonders Zöglinge für die Artillerie, das Ingenieurcorps, den Brücken- und Straßenbau erziehen; über 300 junge Leute werden hauptsächlich in Mathematik, Physik, Chemie und Zeichnen unterrichtet; sie tragen Uniformen und zeichneten sich in den Julitagen 1830 aus. — In Deutschland sind berühmt: das polytechn. Institut zu Wien; es wurde 1818 eröffnet und hat eine Realschule zur Vorbereitung mit sich verbunden. Unter Direction des Regierungsraths Prechtl stehend hat es Vorzügliches geleistet und schreitet in seiner Vervollkommnung immer zeitgemäß weiter, wie aus Prechtl's Jahrbüchern des polytechn. Instituts zu Wien, seit 1819 begonnen, erhellt. — Das technische Institut in Prag, um dessen Errichtung sich besonders der Ritter Franz von Gerstner große Verdienste erworben hat. — Das Gewerbinstitut in Berlin, welches nicht bloß die Ausbildung junger Leute für die verschiedenen Zweige der Gewerbe im Auge hat, sondern auch thätig in das Gewerbleben selbst eintritt, indem es im Auslande erfundene Maschinen ankauft, dieselben geschickten Fabrikanten zu Versuch und Prüfung übergibt, und wenn sie bewährt gefunden sind, für ihre weitere Verbreitung sorgt. Außer diesem großen Gewerbinstitute befinden sich in Preußen noch in den Provinzen verschiedene Gewerb- und Realschulen. — Die technischen Bildungsanstalten in Dresden, seit 1838 errichtet, München; Karlsruhe u. s. w.

Polytheismus bedeutet die Verehrung und Anbetung vieler Götter, und steht daher dem Monotheismus oder der Verehrung eines einzigen Gottes entgegen. Der Polytheismus ist die Religion sinnlicher, in das Naturleben versunkener Völker, denen das Göttliche in eben so viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt Erscheinungen darbietet, welche Bewunderung erregen. Er ist bald roher Fetischismus (s. d.), bald Personification der Naturkräfte in den mannichfaltigsten Formen. Höher stehen schon die Formen, welche auf einer Personification sittlicher Mächte beruhen. Einer speculativen Auffassung nähert sich am meisten der Dualismus (s. d.) oder die Annahme zweier Grundwesen. Insofern der Polytheismus auf Naturvergötterung beruht, nähert er sich dem Pantheismus (s. d.) wenn dieser auch gleich ihm scheinbar entgegengesetzt ist. Die speculative Ausdeutung pantheistischer Religionen hat wenigstens schon häufig zu einer pantheistischen Weltansicht geführt.

Polyxena, Tochter des Priamos und der Hekuba, hochberühmt wegen ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge, war die Geliebte des Achill. Das Band, welches Beide umschloß, zerriß der Tod des Achill, den ihm ein Pfeil, vom Bogen des Paris gesandt, brachte. Der sterbende Fürst verlangte von seinem Sohne Neoptolemos, auch Pyrrhus genannt, daß er die Geliebte auf seinem Grabe opfern solle. Nach einer Sage also starb Polyxena von der Hand des Neoptolemos, nach einer andern opferte sie sich selbst auf dem Grabeshügel des Achill. Sophokles hat das tragische Schicksal der Polyxena zum Gegenstand einer Tragödie „Polyxena" gewählt, es sind aber nur noch einzelne Fragmente übrig. Denselben Namen führt eine der funfzig Danaiden, welche ihre neuvermählten Männer in einer Nacht auf Geheiß ihres Vaters ermordeten.

Pomare, König und Königin von Otaheiti (s. d.).

Pombal, Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras und Marquis von, geb. 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra, gest. den 8. Mai 1782, war der Sohn

eines Landedelmanns, Manuel Carvalho, studirte in Coimbra die Jurisprudenz, versuchte dann die militärische Laufbahn, wurde aber wegen mancher regelwidriger Kraftäußerungen aus Lissabon verwiesen, und wandte sich nun auf Antrieb des Cardinals Motta zur Diplomatik. Während er sich, von Lissabon entfernt, in Soure ausbildete, gewann er die Liebe einer reichen Wittwe, Theresa von Noronha Almada. Er gehörte aber zur ärmern Klasse des Adels, welche von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde; deshalb mochten auch die reichen Verwandten seiner Geliebten, die Grafen von Arcos, eine Verbindung zwischen ihm und der Noronha Almada nicht zulassen. Er wagte es, sich dem Hasse der ganzen Familie und den Dolchen gedungener Meuchelmörder auszusetzen und entführte die Geliebte. Jetzt kehrte er, 40 Jahre alt, an den Hof zurück und wollte die diplomatische Laufbahn versuchen; er fand Beifall, man übertrug ihm 1739 den Gesandtschaftsposten in London, von dem er aber 1745 durch seinen Gegner, den damaligen Staatsminister Peter von Motta, abberufen wurde. Um ihn zu entschädigen, sandte ihn die Königin, Gemahlin Johann's V., die ihm eine Gönnerin wurde für das ganze Leben, nach Wien, um als Vermittler aufzutreten in einem Zwiste des Papstes mit der Kaiserin Maria Theresia. In seiner Abwesenheit wurde seine Gemahlin ein Opfer der Rache ihrer Verwandten, die ihm nie verzeihen konnten, daß er, der Sohn eines armen Landedelmannes, sich erkühnt hatte, eine Gemahlin sich aus ihrer hochgräflichen Familie zu entführen. P. indeß gewann sich in seinen Verhältnissen allgemeine Achtung; er wurde portugiesischer Gesandter in Wien, vermählte sich mit einer jungen Gräfin von Daun und würde durch die Gunst der Königin immer höher gestiegen sein, wenn ihn nicht der oben erwähnte Minister und der König gehaßt hätten. Er wurde zurückberufen und lebte nun am Hofe der Königin. In dieser Zeit suchte er sich die Zuneigung und das Vertrauen der Jesuiten zu gewinnen, um sie später desto sicherer verderben zu können. König Johann V. starb (d. 31. Juli 1750), Joseph I. folgte, und durch das Bemühen der Königin Mutter wurde Carvalho Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten. Carvalho erkannte die Schwächen des Königs und hatte ihn bald ganz abhängig von sich gemacht. Er zeigte ihm, wie nur strenge, mit unabänderlichem Willen angewandte Mittel das Wohl des Volks und des Staates herbeiführen könnten, und rasch legte er den Grund dazu. Zu Gunsten des Infanten Dom Pedro, Bruder Joseph's I., hatte sich eine Partei gebildet; Carvalho unterdrückte sie; er brach die Gewalt der Geistlichkeit, erschuf ein geregeltes System für Abgaben und verbesserte den Ackerbau. Dabei schuf er die Land- und Seemacht um, übte letztere in Zügen gegen Seeräuber, gab ihr Muth und Selbstvertrauen, was in den früheren Regierungen untergegangen war. Dadurch sicherte er die portugiesische Schifffahrt; der Handel belebte sich neu; es etablirten sich neue Handelsgesellschaften; die Colonien wurden erweitert und verbessert. Noch kurz vor dem Tode Johann's V. war es zwischen Spanien und Portugal zu einem Vertrage gekommen, nach dem ein Theil von Paraguay, welches den Jesuiten zu Anfang des 17. Jahrhunderts eingeräumt war, und worin der Portugiese Gomez Pereira zur Zeit Johann's V. einige Silberminen entdeckt, an Portugal gegen die der portugiesischen Krone gehörige Colonie San Sacramento vertauscht werden sollte. Dieser Vertrag ward 1752 von Carvalho erneuert, und die Widersetzlichkeit der Jesuiten gegen denselben enthüllte das fürchterliche System, worauf ihr theokratischer Staat zu Paraguay gestützt war, und gab das Signal zum Kampfe gegen sie, der endlich mit ihrem Untergange und ihrer Vertreibung endete. Ehe aber Carvalho diesen Hauptplan seines Lebens erreichte, hatte er bereits Reformen mit der Inquisition vorgenommen, die Autos da Fe abgeschafft, die jährliche Entführung junger Portugiesinnen nach Brasilien, um in dortigen Klöstern erzogen zu werden, verboten, und die an den hohen Adel widerrechtlich gekommenen Besitzungen in den afrikanischen und amerikanischen Colonien zum Vortheil des Staatsschatzes wieder eingezogen. Inquisition, Jesuiten, Geistlichkeit und hoher Adel verfolgten ihn dafür mit dem fürchterlichsten Hasse, sie suchten ihn zu stürzen und glaubten sich sicherlich am Ende ihrer verderblichen Bemühungen, als am 1. Nov. 1755 das schreckliche Erdbeben Lissabon verheerte; aber Carvalho trat hier auf als ein Retter in der Noth und wußte durch weise

Maßregeln die trüben Folgen dieses Unglücks zu mildern. Er gewann das völlige Vertrauen des Königs; ward noch in demselben Jahre Graf von Oeyras, und als der Staatsminister Pedro de Motta 1756 starb, rückte er in dessen Stelle, und ihm zur Seite wurde der rechtliche Luiz d'Acunha Staatssecretär. Mit erneuter Kraft und mit noch festerem Willen ergriff Carvalho das Ruder des Staats, und wenngleich oft zu streng in der Wahl der Mittel, wußte er doch alle Hindernisse zu besiegen und in alle einzelne Zweige der Verwaltung ein energisches Leben zu bringen. Dabei dauerten seine Angriffe gegen die Jesuiten fort, die nichts unterließen, ihn zu stürzen. Er hatte eine Schrift gegen sie herausgegeben, welche ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europa's enthüllte; er nahm ihnen die Beichtvaterstellen, und endlich führte ein höllischer Plan gegen das Leben des Königs, der in der Nacht auf den 4. Sept. 1758 ausgeführt werden sollte, ihren gänzlichen Untergang herbei. Als der König in genannter Nacht aus dem Palaste der Familie Tavora nach Belem fahren wollte, ward auf ihn geschossen; doch entging er dem Verderben; nur der obere Theil seines Armes wurde zerschmettert. Carvalho veranlaßte eine strenge Untersuchung; es wurde eine Verschwörung entdeckt, deren Mitglieder aus dem höchsten portugiesischen Adel waren. Am 13. Januar 1759 erfolgte nach einem kurzen Processe ein Urtheil, welches streng vollzogen wurde und die Blüthe des portugiesischen Adels auf's Schaffot brachte. Die Theilnahme der Jesuiten ergab sich durch weitere Forschung, und so erschien am 5. Sept. 1759 das denkwürdige Edict, dem zufolge die Jesuiten als Empörer, Hochverräther, Feinde und Ruhestörer aus allen portugiesischen Staaten verbannt wurden. Das Edict wurde schnell vollzogen; sämmtliche Mitglieder des Ordens, auf 7 Fahrzeuge gebracht, segelten nach der italienischen Küste und wurden hier ausgesetzt. Ganz Europa staunte über dies große Ereigniß, und aufgeklärte Geister priesen Carvalho's Namen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste; Carvalho schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze, und hätte wohl noch Portugal ganz von Rom losgerissen, wäre nicht der Papst, Clemens XIII., gestorben und sein Nachfolger, der 1773 den Jesuitenorden auflöste, leicht eine Versöhnung eingegangen. Carvalho's Leistungen traten immer herrlicher hervor: das zerstörte Lissabon hatte sich herrlich und regelmäßig wieder aus seinen Trümmern erhoben; der Handel hob sich; der Wohlstand wurde sichtlich; zur Bildung des höheren Standes war ein adeliges Collegium gegründet, und zur Bildung des Volkes entstanden überall neue Schulen. Mit England war Portugal in nähere freundschaftliche Verbindung getreten und empfing die Segnungen dieses Verhältnisses in dem 1762 mit Spanien ausgebrochenen Kriege. In diesem Kriege war es besonders der berühmte Feldherr, der regierende Graf Wilhelm zu Lippe-Schaumburg, der mit vereinigten englischen und portugiesischen Truppen das mächtige Spanien demüthigte und am 10. Febr. 1763 den Frieden wieder herbeiführte. Der Graf zu Lippe blieb von dieser Zeit an in portugiesischen Diensten und sorgte unermüdlich für Vervollkommnung des Heeres, während Carvalho die Verwaltung des Landes mit ununterbrochenem Eifer besorgte. Als mit Rom unter Clemens XIV. eine Versöhnung zu Stande gekommen war, ernannte Joseph I. im Jahre 1770 Carvalho zum **Marquis von Pombal** für sich und seine Nachkommen. Von diesem Augenblicke zeigte sich P. in seiner Verwaltung wie in allen seinen Handlungen milder, und besonders was er für Beförderung der Wissenschaften, zur Verbesserung der Universität Coimbra und anderer Bildungsanstalten gethan, schreibt sich aus dieser Zeit her. Indessen alles Große, was P. geleistet, sank mit dem Tode seines Königs. Joseph I. starb am 23. Febr. 1778, und seine älteste Tochter, Donna Maria Franciska, wurde Königin, und mit ihr hatten Haß und Neid freies Spiel gewonnen gegen Pombal. Sie hob alle seine Verordnungen und Einrichtungen wieder auf und nahm ihm nach und nach seine Aemter und Würden. Endlich ward ein Prozeß gegen ihn eröffnet, dessen Endurtheil eine Verbannung auf 20 Meilen von der Hauptstadt aussprach. Zurückgezogen lebte er nun auf seinen Gütern und starb zu Pombal im 83. Jahre seines Lebens 1782. Sein Riesengebäude, das er für Portugals Wohl erbaut, war wieder zertrümmert, und nur spärliche Ueberbleibsel konnten später den wahren Vaterlandsfreund daran erinnern. Seine Lebens-

geschichte ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, namentlich von seinem ital. Biographen, einem Exjesuiten, und in den „Anecdotes du ministère de P.“ (Warschau 1784). P.'s eigene Vertheidigungsschrift in Dohm's „Materialien zur Statistik“ beweist wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Vgl. „L'administration du Marquis de P.“ (4 Bde., Amst. 1788) und Smith, „Memoirs of P.“ (2 Bde., Lond. 1843). Zufolge eines Decrets Dom Pedro's wurde das Bildniß P.'s am Piedestal der Reiterstatue des Königs Joseph's I. wieder angebracht, mit der Inschrift: „Am 12. Oct. 1833.“

Pomeranzen sind die Früchte des Pomeranzenbaumes (citrus aurantium), welcher in die dritte Ordnung (Triandria) der 18. Klasse (Polyadelphia) gehört. Er hat eiförmige, zugespitzte, platte Blätter und weiße, sehr wohlriechende Blumen; seine Früchte sind rundlich, oben und unten eingedrückt, rothgelblich, saftiges Fleisch mit säuerlich-bitterlichem Geschmacke enthaltend. In Indien, Portugal, dem südlichen Frankreich u. a. O. wächst er wild, ist bei uns Orangeriegewächs und kann in einem mäßig warmen Zimmer, wenn man ihn in der Nähe der Fenster stehen läßt, überwintert werden. Seine Fortpflanzung bei uns geschieht am besten durch Oculiren auf jungen, aus Citronenkernen gezogenen Stämmchen im August. Die reifen Früchte des Pomeranzenbaumes gebraucht man zur Bereitung des Bischofs, der Bischofsessenz und ähnlicher Getränke, die unreifern kleinern zur Bereitung des Pomeranzenertractes und der Pomeranzentinctur; wenn man Branntwein über Pomeranzenschalen abzieht und geläuterten Zucker dazufügt, erhält man Pomeranzenaquavit; die Pomeranzenblätter, in einem Aufguß, seltener in Pulverform, werden gegen Epilepsie, überhaupt gegen Krämpfe angewendet; die Blüthen gebraucht man zur Bereitung des Pomeranzenwassers und Pomeranzenöls, das Holz endlich wird von Drechslern und Tischlern zu allerlei Galanteriewaaren und ausgelegter Arbeit benutzt. Nach der Aehnlichkeit der Gestalt, der Farbe und zum Theil auch des Geschmacks hat man verschiedene Aepfel- und Birnsorten als Pomeranzenäpfel und Pomeranzenbirnen unterschieden.

Pomerellen (Pomerania parva) hieß früher ein Landstrich des jetzigen Westpreußens, der zwischen dem linken Ufer der Weichsel, Pommern, dem Großherzogthum Posen und der Ostsee liegt, mit den Städten Schwetz, Konitz, Stargard und Dirschau. Das Land hatte früher eigene Fürsten, wurde aber 1290 von Polen in Besitz genommen, das deshalb viele Kämpfe mit den Pommern, den Markgrafen von Brandenburg und dem deutschen Orden zu bestehen hatte. Die deutschen Ritter eroberten es 1310, mußten es aber 1466 wieder an Polen abtreten, bei dem es nun bis zur ersten Theilung Polens im Jahre 1772 blieb.

Pommern ist eine Provinz der preußischen Monarchie, wird im Norden auf einer Länge von 54 Meilen von der Ostsee begrenzt; zu Lande hat es westl. das Großherzogthum Mecklenburg und Theile vom Regierungsbezirk Potsdam, südlich Marienwerder, Frankfurt und Potsdam, östlich die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder zu Grenzen. Diese Provinz hat gegen 19 Meilen in der Breite, gegen 60 Meilen in der Länge und einen Flächeninhalt von $574^1/_2$ geographischen Q.M. Das Klima ist im Ganzen gesund, nicht so mild wie in den übrigen Provinzen, aber auch nicht eben streng. Ueber das im Allgemeinen flache u. niedere Land, in welchem nur wenige unbedeutende Hügelgruppen aufsteigen, z. B. die Oderberge und Hügelreihen an der Strombahn der untern Oder und der Gollenberg zwischen Köslin und Zanow, verbreiten sich die Windströme von der Ostsee her und verkürzen den Sommer, erzeugen sehr veränderliche Witterung im Herbste und machen den Winter anhaltend. Unter den fließenden Gewässern ist die Oder der Hauptfluß, welche viele andere Flüsse rechts und links in sich aufnimmt und bei ihrem Eintritt in P. schon 800 Fuß breit ist; daneben bewässern noch das Land die Rega, Persante, Wipper, Stolpe, Lurow, Leba, Küddow (Kübbe) u. a. Die stehenden Gewässer haben einen Flächenraum von 29 Q.M.; davon $5^1/_2$ Q.M. auf die Landseen, deren Pommern an 900 haben soll, und $23^1/_2$ Q.M. auf die Strandseen, nämlich auf das große Haff mit dem Vintziger See bei der Insel Wollin, das kleine Haff, das Pfaffen- oder Papenwasser, Buckower-, Jas-

munder=, Bittersee u. a. Der Bestand der Viehzucht ward 1834 also befunden: 4,00
Stiere, 80,000 Ochsen, 226,000 Kühe, 110,000 Jungvieh, 100,000 Pferde, 35,00
Füllen, 150,000 veredelte, 300,000 halbveredelte Schafe, 1,200,000 gewöhnliches Land
vieh, 4000 Ziegen, 150,000 Schweine, viele Bienen= und Federviehzucht; bekannt sin
die pommerschen Gänsebrüste, die weithin verschickt werden. Der Fischfang ist sehr ergieb
an Lachsen, Neunaugen, Stören, Forellen, Muränen, Aalen, Hechten, Karpfen, Steinbu
ten, Flaudern, Heringen u. A. Im Pflanzenreiche ist Getreide das Hauptproduc
gewöhnlich wird aber nur das 4. Korn gewonnen. Daneben wird eine große Meng
Kartoffeln, Tabak, Obst, Futterkräuter, wenig Hopfen und Flachs erzeugt. Große Wa
dungen, welche bei der Ergiebigkeit der vielen Torfgräbereien geschont werden können, lie
Holz in den Handel. Im Regierungsbezirk Köslin sind 230,124 und in dem Stettinsch
522,918 Morgen allein königliche Forsten. Die Ausbeute im Mineralreiche ist höch
unbedeutend. Im Jahr 1846 war die Bevölkerung 1,165,073, die nach der Religion
aus 1,145,939 Evangelischen, 10,630 Katholiken und 8,487 Juden bestand. De
Kunstfleiß überschreitet das Gewöhnliche nicht, allein der Handel, durch schiffbare Flü
und durch die Ostsee begünstigt, steht in freudiger Blüthe. Die Schifffahrt und der Sch
bau sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner.

Der pommersche Handel, der seinen Hauptsitz in Stettin hat, sendet Getreide u
Mehl in großer Menge in die nordischen Reiche, nach Holland, England, in die Han
städte, nach Frankreich, Portugal, Amerika u. s. f.; desgl. sind Holz, Leinwand, Gl
Bernstein, wollene Tücher, Obst, Salz, Tabak, Branntwein, Butter u. s. f. Gegenstä
der Ausfuhr. In administrativer Hinsicht ist die Provinz in drei Regierungsbezirke g
theilt, nämlich 1) Stettin (s. d.) mit einem Flächenraum von $236^{83}/_{100}$ Q. M
2) Köslin (s. d.) mit $258^{43}/_{100}$ Q. M. und 3) Stralsund (s. d.) mit der In
Rügen (s. d.), etwa 79 Q. M. groß. Eine ritterschaftliche Privatbank wurde 18
errichtet, und seit 1824 besteht eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthum
kunde, die seit 1832 die „Baltischen Studien" als Jahresschrift herausgiebt.

Die Geschichte Pommerns in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung
ist wenig von der damaligen Geschichte der norddeutschen Völkerschaften unterschieden. B
in die stürmischen Tage der Völkerwanderung saßen Stämme des großen suevischen Bu
in den Ebenen Pommerns an dem Rande der Ostsee: nämlich Rugier, Burgunder, G
then und andere Aeste des deutschen Völkerstammes in einzelnen Gebieten von unsich
Grenzen. Als im dritten und vierten Jahrhundert eine unbegreifliche Wanderungslu
alle europäische und große asiatische Völker ergriff, brachen auch die alten deutschen Ein
wohner Pommerns in dem Sturme des Nordens und Ostens gegen Süden und We
hin ziehend auf, und drängend oder mit fortgerissen siedelten sie sich unter milderen Hi
melsstrichen an. Die von ihnen leer gelassenen Wohnsitze an der Weichsel und Oder,
Ostsee entlang bis hinein nach Mecklenburg (und später sogar bis zur Elbe und Saal
nahmen aus Asien gekommene Slaven ein und gaben dem Küstenlande der Ostsee den je
gen Namen Pommern, welcher von den slavischen Wörten „po more", d. h. „
am Meere" abgeleitet wird. Die Grenzen des alten Pommernlandes liefen östlich bis
die Netze und Weichsel, südlich über die Uckermark bis tief in die heutige Mark, westl
bis an die untere Strombahn der Warnow. Es war ein Herzogthum, welches das F
stenthum Rügen (s. d.) jenseits des Wassers oder die Insel Rügen mit ihren 12 Pro
zen, dann die lützizischen Lande, nämlich das rugianische Circipanien um Stralsund
das pommersche oder Wolgast, das Land der Tollenser mit vier Castellaneien (Dem
Tolenze, Meseritz und Plothe), der Rhetrerer mit 9 Castellaneien (Prenzlau, Usedom
A.), ferner die eigentlichen pommerschen Lande, nämlich Vor= und Hinterpommern
faßte. Vorpommern enthielt acht Provinzen oder Castellaneien: Stettin, Cam
Julin, (Wollin), Slivin, Belgrad, Stargard, Pyritz und Colberg. Hinterpomm
hießen die Länder zwischen der Persante, Brahe, Weichsel, Netze und Warthe oder die
Provinzen Dirlow, Slave, Stolp, Danzig, Dirschau, Lynbesow, Schwetz, Tauchel

rckel, wozu auch eine Zeit lang Rügen jenseits des Wassers gehörte. Alle diese Länder nden bis 1107 unter einem Herrscher, aber Suantebor I. theilte sie unter seine Söhne Hinter= und Vorpommern oder Slavien. Von den pomerellischen Fürsten ist Suanpolk 1220 bis 1260 der wichtigste. Während seiner Regierung kam der deutsche Ritorden nach Preußen, dort das Werk der christlichen Bekehrung zu unternehmen. uantepolk, selbst ein Christ geworden, leistete dem Orden allen Beistand, vorzüglich 1234 der Schlacht an der Sirgune; als er aber glaubte, die wachsende Macht des Ordens nne ihm gefährlich werden, zog er sein tapferes Schwert gegen den neuen christlichen Staat der Marianer, und wenig fehlte, daß er die Herrschaft der Deutschen in Preußen usgetilgt hätte. Als er bei dem allgemeinen Zuströmen der deutschen Kreuzfahrer, die as Christenthum in Preußen mit Feuer und Schwert verbreiteten, keine Möglichkeit sah, in Ziel zu erreichen, legte er das Schlachtschwert von sich und starb in Frieden mit dem Ruhme eines unverzagten Helden 1268. Mit Suantepolk's Sohn, Mistwin II., der 1269 Vasall von Brandenburg geworden war, erlosch die ältere pomerellische Fürstenlinie, und das Land kam zum größten Theil an den deutschen Orden 1295, Weniges an Vorpommern. Vorpommern, auch kurzweg Pommern, hatte das Schicksal, in mehrere Theile zerspalten worden zu sein, deren Fürsten einander bekämpften, theils im Streite bald mit den Sachsen, bald mit den Dänen, bald mit Brandenburg begriffen waren. Vorpommern war am 15. Juli 1124 zum Christenthum übergetreten, und der Kaiser hatte es 1182 in den deutschen Reichsverband gezogen, den Fürsten den Herzogtitel verliehen und dem Markgrafen von Brandenburg das Lehnrecht ertheilt 1231. Hierauf gründeten sich Brandenburgs Ansprüche auf P., die Quelle unzähliger Fehden, Verheerungen der Grenzen und der heftigsten Feindschaft und Erbitterung beider Völker und Fürsten, indem die Markgrafen, als Lehnsherren und Nachfolger des erloschenen pomm. Fürstenstammes, ihre, wie sie fühlten, guten Ansprüche, die Herzoge ihr, wie sie fühlten, noch besseres Recht nicht aufgaben und daher keine Vasallen der Markgrafen sein sollten. Ueber 300 J. lang kämpfte märkische Verschlagenheit mit pommerscher Derbheit, bis der blutige Hader billig beigelegt und den Herzogen ihre Reichsfreiheit und den Margrafen ihr Erbfolgerecht auf Pommern nach dem Erlöschen des pommerschen Mannesstammes der Herzöge gesichert wurde 1529. Damals regierte Bogislav X., der 1478 die gesammten pommerschen Länder vereinigt hatte. Pommern war nämlich 1295 in die Herzogthümer Stettin (1295 bis 1461) und Wolgast zertheilt worden. Das Letztere erhielt 1325 Rügen und zerfiel wieder in die Herzogthümer diesseits und jenseits der Swine; auch dieser Theil ward wieder gespalten in die Linien Stargard und Stolpe, die aber 1461 und 1447 ausstarben. Als Bogislav X. oder der Große die zersplitterten Theile wieder vereinigt hatte, rettete er seinen Staat aus dem tiefsten Verfalle; Ordnung regierte seine Einkünfte, Sparsamkeit heilte die Wunden des Landes, die Justiz setzte er in die verlorne Achtung wieder ein und wußte dem wilden Faustrechte zu begegnen. Unter seiner Regierung verbreitete sich auch die Reformation zumal in den Städten Stettin, Stralsund, Treptow, Stolpe und Kolberg. Unter seinen Nachfolgern zertheilte sich Pommern wieder in die Herzogthümer Wolgast, Stettin und Rügen, welche 1534 die Reformation allgemein annahmen und mit dem Entwurf einer neuen Kirchenordnung den Doctor Johann **Bugenhagen** (s. d.) beauftragten. Der letzte pommersche Herzog Bogislav XIV. vereinigte die zersplitterten Theile wieder 1625, hatte aber das Mißgeschick, daß er sein im Aufschwung begriffenes Land von den Stürmen des 30jährigen Krieges verwüstet sah 1627—29. Die zügellose Soldateska Waldsteins soll nicht weniger als 20 Millionen Gulden erpreßt und verpraßt haben. Und doch war Pommern auf Seiten Oesterreichs und Freundes Land. Die Landung Gustav Adolphs von Schweden auf der Insel Ruden (nicht Rügen) unweit der Mündung der Peene machte Pommern wiederholt zum Schauplatz des Krieges, vor dessen Beendigung der letzte pommersche Herzog in die Gruft seiner Väter stieg $^{10}/_{20}$ März 1637. Das ganze Pommernland hätte nun nach dem Lehnrechte an Brandenburg fallen sollen, aber Schweden hatte Besitz ergriffen und achtete nicht auf die ohnmächtige Stimme des Kurfürsten Georg Wilhelm. Der Friede

zu Osnabrück 1648, der die 30jährigen Kriegsleiden milderte und beruhigte, entschied
über den Besitz des Landes: Schweden erhielt ganz Vorpommern mit den Inseln Rügen
und Wollin, den Städten Gorz, Stettin, Dam und Golnow mit der Oder und einzelne
Stücken Hinterpommerns. Pomerellen war schon früher für Brandenburg verloren
gegangen, da es der deutsche Orden von der Weichsel bis zum Schwarzwasser sich angeeignet hatte. Im Thorner Frieden 19. Oct. 1466 kam es mit Westpreußen an die Krone
Polen, und nur ein unansehnlicher Theil von dem großen Pommerlande ward im westfälischen Frieden mit Brandenburg verbunden. Die Hohenzollern gaben ihre Ansprüche in
dessen nicht auf. Schon dem großen Kurfürsten gelang es, die auf dem deutschen Boden
fremden Eroberer, welche im Norden eben so die Herren spielen wollten, als ihr Verbündeter, Frankreich, im Süden, hinaus zu treiben; aber aus Rache überschwemmte Frankreich, Schwedens Bundesgenosse, die westfälischen Länder und zwang den von Kaiser und
Reich schmählich verlassenen großen Friedrich Wilhelm, im Frieden zu St. Germain 1679
alle Eroberungen in Pommern an Schweden wieder abzutreten. Noch waren die Wunden,
die dieser Krieg geschlagen, nicht vernarbt, als ein neuer mit hellen Flammen ausbrach.
Karl XII. von Schweden zog Rußland, Dänemark, Polen und Preußen durch seine unbeugsame Hartnäckigkeit nach Pommern, Friedrich Wilhelm I. zog an der Spitze eines auserlesenen Heeres gegen Schweden zu Felde, eroberte Rügen und Stralsund und brachte im
Frieden zu Stockholm 21. Jan. 1720 Stettin, alles Land zwischen der Oder und Peene,
die Inseln Usedom und Wollin an die preußische Krone, die dafür 2 Millionen Thaler
an Schweden zahlte. Im siebenjährigen Kriege wollten die Schweden wie die Franzosen
auf fremdem Gebiete ärnten, aber der General Lewald trieb sie bis Stralsund zurück.
Traurig war das Loos Pommerns, als die Russen gegen Friedrich II. zu Felde zogen und
in Pommern dermaßen wirthschafteten, daß nicht das Leben des Säuglings in den Armen
der Mutter sicher war. Wohin die rohen Horden aus den nackten Ebenen Rußlands
kamen, blieben blos Brandstätten übrig. Der Friede zu Hubertusburg beschützte Preußen
im Besitze Pommerns, und das Land von der Peene an bis hinauf zur See und die Insel
Rügen blieben wie vorher schwedisch. In den letzten Kriegen dieses Jahrhunderts kam P.
als die preußischen Heerschaaren nach der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt wie gescheuchte Lämmer flohen, in die Hände Napoleons, dessen Siegeslauf nur vor
Kolberg (s. d.) stillstand. In den Friedensausgleichungen trat Schweden seinen Antheil an Pommern der Krone Dänemark ab, und Preußen tauschte es für Lauenburg und
eine Entschädigungssumme von 2,600,000 Thaler ein; Schweden erhielt überdies 3½
Mill. Thaler. Schwedisch Pommern hatte einen Flächenraum von 67 □M. Vergl.
Kantzow „Chronik von Pommern" oder „Pommerania" herausgegeben von Kosegarten
(Greifswalde 1816—17), und von Böhmer (Stettin 1835); Sell „Geschichte des Herzogthums Pommern von den ältesten Zeiten bis 1648)" (3 Bde., Berlin 1819 ff.);
Restorff „Topographische Beschreibung der Provinz P. mit einer statistischen Uebersicht"
(Berlin 1827); Biesner „Abriß der Geschichte Pommerns und Rügens" (Stralsund
1834); Barthold „Geschichte von Rügen und Pommern" (4 Bde., Hamb. 1839—41);
Kosegarten „Pommersche und rügische Geschichtsdenkmäler" (1r. Bd., Greifsw. 1835);
Haller „Chronik der Stadt Wolgast" (Greifsw. 1829).

Pomologie ist die Wissenschaft von der Zucht und Behandlung des Obstes; sie
lehrt die verschiedenen Obstfamilien, deren Gattungen, Arten und Abarten kennen und
unterscheiden, lehrt die Obstbäume erziehen und das reife Obst abnehmen, aufbewahren und
zweckmäßig benutzen. In letzterer Hinsicht unterscheidet sie **Tafelobst**, das sich durch
äußere Schönheit, durch angenehmen Geschmack und durch Saftfülle auszeichnet, von
Wirthschaftsobst, das zum Backen, Kochen, zur Bereitung des Cyders, Essigs,
Syrups u. s. w. dient. Als Wissenschaft der Obstbaumzucht gibt sie im Wesentlichen
folgende kurz zusammengezogene Regeln: zur Anlegung einer Baumschule wählt man einen
möglichst freien Platz, wo Luft und Sonne frei auf die Bäume wirken können, am besten
ein ebenes, nicht zu hoch und nicht zu tief gelegenes Stück Land. In einem nassen, sumpfi-

en Boden gedeihen nie Obstbäume; sie bleiben darin krüppelhaft, werden vom Krebs und andern Krankheiten befallen und sterben bald ab. Der beste Boden ist nicht zu fett und nicht zu mager. Ist der Boden schon mehrere Jahre zum Anbau von Gewächsen gebraucht, so ist das Rajolen hinlänglich, um Bäume darin zu pflanzen; wenn aber der Boden zu unfruchtbar und schlecht ist, so muß man ihn durch Zusatz von besserer Erde veredeln, und kann es nicht anders sein, als durch Dung, so muß man vorher einige Jahre andere Gewächse bauen, ehe man ihn zur Baumschule nimmt, weil den Wurzeln der jungen Bäume nichts schädlicher ist, als frischer Viehdünger. Einen schweren, lehmigen Boden verbessert man durch Zusatz von Sand, und Sand wieder durch Zusatz vom Lehm oder Thonmergel. Ueberhaupt hat die Erfahrung gelehrt, daß Mergel in Baumschulen sehr wichtige Dienste leistet; aber man muß dabei die Vorsicht haben, daß man Kalkmergel auf kalten und thonigten Boden, Thonmergel auf leichten, warmen und sandigen Boden bringt. Ist der Boden feucht, ohne sumpfig zu sein, so kann man ihn durch Abzugsgräben zur Baumschule tauglich machen.

Zur Erziehung junger Stämme legt man Kerne von den verschiedenen Obstarten; alle Kerne, welche man pflanzen will, sowohl von Kern- als Steinobst, müssen von guten, völlig reifen, ausgewachsenen Früchten und gesund und unbeschädigt sein, auch nicht alt, eingetrocknet oder gar schimmlich; am besten steckt man sie im Herbste auf Beeten von 3 bis 4 Fuß Breite in Reihen 1 bis 1½ Zoll tief oder säet sie, wie andern Samen, harkt sie mit der Harke unter, ebnet das Beet und zieht, wenn sie zu dicht aufgehen, einige heraus. Muß man Kerne bis zum Frühjahre aufbewahren, so bewahrt man sie im Winter in einer offenen Schachtel mit trockenem Sande an einem trockenen Orte auf, jedoch nicht in der warmen Stube. Im Frühjahre kann man sie dann einige Stunden vor dem Einlegen in Wasser legen, worin etwas Salpeter aufgelöst ist; aber vor dem Aussäen läßt man sie im Schatten wieder etwas abtrocknen. Steinkerne müssen länger eingeweicht werden. Die Aussaat im Frühjahre muß aber so früh als möglich geschehen, wenn es sein kann, schon im Februar. Wallnüsse, Mandeln und Kastanien kann man den Winter über in feuchtem Sande im Keller aufbewahren, worin sie auch keimen. Im Frühjahre nimmt man sie dann sorgfältig heraus, damit die Keime nicht verletzt werden, und legt sie dann in Reihen auf die für sie bestimmten Beete. Im ersten Sommer ist bei den aufgegangenen, jungen Bäumen nichts Anderes zu thun, als daß man sie sorgfältig vom Unkraute rein hält und die Erde zwischen den Reihen zuweilen mit der Harke etwas auflockert. Im zweiten Jahre schneidet man im Frühjahre von den Aepfel- und Birnbaumstämmen alle Seitenzweige ab und auch die Spitzen derselben bis auf 3 oder 4 Augen, welches zu ihrem Wachsthum und zu ihrer Stärke sehr viel beiträgt; bei Steinobst schneidet man nur die Seitenzweige ab, aber nicht die Spitzen, ebenso auch bei Kastanien und Wallnüssen. Nachher lockert man die Erde öfter mit der Harke auf und hält die Beete von Unkraut rein. Im Herbste desselben Jahres oder besser im folgenden Frühjahre werden die jungen Bäumchen mit dem Spaten von den Beeten abgenommen und in die Baumschule versetzt, wobei man die Wurzeln beschneidet, am Stamme die Seitenzweige abschneidet und auch den Stamm selbst bis auf einige Augen, was sich nach der Menge der Wurzeln richtet. Kann man sie nicht denselben Tag wieder einsetzen, so schlägt man sie sofort in feuchte Erde. In der Baumschule werden sie nun in 2 bis 3 Fuß von einander entfernten Linien eingepflanzt und zwar so, daß diese Linien alle gegen Mittag gerichtet sind; jedes Bäumchen pflanzt man wenigstens 1 oder 1½ Fuß weit von dem andern und beachtet die Ordnung dabei, daß man die kleinern vorn an in der Reihe gegen Mittag, dann die größeren und gegen das Ende die größten pflanzt, und jedes Bäumchen muß wieder so tief in die Erde kommen, als es gewesen ist. Im ersten Sommer läßt man sie dann wachsen, wie sie wollen, nur unten läßt man keine Zweige und Augen treiben; im Herbste aber schneidet man alle Seitenzweige bis dicht am Stamme ab und läßt nur den einen gerade aufgehenden stehen; eben so verfährt man in den folgenden Jahren, bis der Stamm eine solche Höhe und Dicke hat, daß er eine schöne Krone bilden kann. Sobald die jungen Bäume in der Baum-

schule zur gehörigen Stärke herangewachsen sind, beginnt das Geschäft ihrer Veredl[ung,]
wodurch man den Grundstamm so verwandelt, daß er weit edlere Früchte hervorbringt, a[ls]
wäre er sich selbst im Wachsthum überlassen geblieben.

Die vorzüglichsten Arten der Veredelung sind: Kopuliren, Oculiren u[nd]
Pfropfen. Das Kopuliren, am besten und leichtesten, geschieht schon bei [den]
jungen Stämmen. Man schneidet den Stamm an der Stelle, wo er mit dem Edelr[eis,]
welches man darauf setzen will, vereinigt werden soll, mit einem feinen, scharfen M[esser]
von unten nach oben schräg ab, so daß dieser Schnitt etwa die Länge eines Zolles h[at.]
Das Edelreis schneidet man eben so, jedoch von oben nach unten, daß es genau auf [den]
Schnitt am Stamme paßt. Ehe nun das Edelreis auf den Schnitt gelegt wird, schn[eidet]
man es oben bis auf 3 oder 4 gute Augen ab und verklebt es hier, damit das obere A[uge]
nicht vertrocknet, mit etwas Baumwachs, welches man am besten bereitet aus 4 Loth weiß[em]
Pech, 4 Loth weißem Wachs und 6 Loth venetianischem Terpentin. Diese 3 Theile wer[den]
mit einander geschmolzen und, wenn sie alsdann wieder etwas abgekühlt sind, rührt m[an]
2 Loth gepulverte Aloe dazu, welches Letztere besonders um der Insekten willen sehr dien[lich]
ist. Nun legt man das Edelreis so auf den Schnitt des Stammes, mit dem es von gleich[er]
Dicke sein muß, daß Rinde auf Rinde, Kern auf Kern genau paßt, umwickelt es da[nn,]
indem man es mit der linken Hand festhält, mit einem mit Baumwachs bestrichenen lei[ne-]
nen Bändchen, oder auch mit Bastmatte, und legt darum etwas Lehm, damit die umwick[elte]
Stelle vor Sonne, Luft und Regen geschützt ist. Nachdem später die Augen des Edelrei[ses]
einige Zoll getrieben, lockert man den Verband und nimmt ihn nach einigen Monaten ga[nz]
fort, bindet aber zur Stütze das Edelreis an einen am Grundstamme gebundenen St[ab.]
Für die Veredlung der Obstbäume im Großen ist die am meisten gängige Art das Ocu[-]
liren, welches darin besteht, daß man auf einen Baumstamm ein Stück Rinde, an w[el-]
chem sich eine oder mehrere Knospen oder Augen befinden, überpflanzt. Es ist dies le[icht]
und geht schnell vor sich. Man kann es sowohl im Frühjahre beim ersten Aufsteigen d[es]
Saftes (Oculiren aufs treibende Auge, wo die Augen in demselben Jahre n[och]
treiben), als auch bei dem Saftzustande des August (Oculiren aufs schlafen[de]
Auge, wo die Augen erst im folgenden Frühjahre treiben) vornehmen. Hinsichtlich d[er]
Form, welche man dem Rindenstücke mit dem Auge giebt, hat man allerlei Abänderung[en]
im Gebrauche; die zweckmäßigste scheint die Schildform zu sein. Das Pfropfen endlic[h]
ist ein Verfahren, durch welches man auf einen andern Stamm einen jungen Trieb ei[n-]
falzt, der sich dann auf ihm entwickelt und mit ihm eins wird. Das Pfropfreis schlägt n[ur]
in dem Falle an, wenn es in die lebendigen Theile (Rinde, Bast) gebracht wird. Es ka[nn]
auf mehrerlei Art geschehen: bald spaltet man den Kopf des wilden Stammes und fü[gt]
das Pfropfreis in diese Spalte. Diese Pfropfart ist bekannt unter dem Namen: Pfropfe[n]
in den Spalt. Bald trennt man die Rinde von den unterliegenden Holzschichten und
schiebt zwischen sie mehrere kleine, zugeschnittene Zweige; dies ist das Pfropfen i[n]
Kronenform oder das Pfropfen zwischen die Rinde. Bald durchbohrt ma[n]
den Stamm des Baumes und fügt in die Oeffnung einen jungen Zweig, den man bef[e-]
stigt; diese Pfropfart nennt man Pfropfen mit dem Traubenbohrer, sie wir[d]
jetzt nur noch wenig angewandt. Endlich macht man auch auf einer Seite des Stammes
einen schief abwärts gehenden Einschnitt und bringt in diesen das zugeschnittene Pfropfreis;
diese Art führt den Namen Pfropfen in die Seite und hat besonders zum Zweck,
Lücken in der Krone eines Baumes auszufüllen.

Bei allen Beschäftigungen in der Baumschule und besonders bei der Veredlung ist es
sehr nothwendig, daß man sich ein eigenes Verzeichniß, vorzüglich über die veredelten
Stämme hält. Darin wird die Nummer und der Name einer jeden Sorte genau aufge-
zeichnet und muß die Nummer auch an den Pfählen sein, welche an den Linien in der
Baumschule stehen. Jede Sorte muß von der andern getrennt werden nach ihrem Alter,
nach der Reifezeit und nach dem, ob es Wirthschafts- oder Tafelobst ist. Ebenso müssen
auch die jungen Zöglinge in der Baumschule numerirt und aufgezeichnet werden, damit

man auch hier immer richtig weiß, was man für Stämme hat der ursprünglichen Art nach, weil viel daran liegt, ob man Art durch Art veredelt oder nicht; ferner muß man auch genau anmerken, zu welcher Zeit man veredelt hat, damit man stets richtig weiß, wie alt die Sorte ist. Was nun die weitere Behandlung der veredelten Bäume betrifft, so beschneidet man sie jährlich, je nachdem man sie zu Hochstämmen, zu Pyramiden=, Zwerg= oder Spalierbäumen bestimmt hat, und bringt sie im dritten Jahre in den Baumgarten, kann sie verkaufen oder versetzen, was dann am besten im Frühjahre geschieht, wo sich ihre junge Wurzeln gleich ansaugen und fortwachsen können. Nach der Versetzung des jungen veredelten Baumes ist der wichtigste Theil seiner Behandlung das Beschneiden, theils um ihm eine schöne Gestalt und Form zu geben, theils um bald und schöne Früchte zu bekommen, indem man besonders die unnützen und schädlichen Triebe wegschneidet. Aller Pflege und Sorgfalt ungeachtet werden die Bäume doch von mancherlei Krankheiten heimgesucht und von mancherlei Ungeziefer in ihrem Wachsthume und Fruchtertrage gestört. Gegen viele Krankheiten und störende Insekten schützt es, die Stämme im Herbste mittelst eines Pinsels mit verdünntem Kalk zu bestreichen; **Blattläuse** tödtet man durch den Rauch von Tabak, der den Baum nach allen Richtungen durchzieht, wornach man den Baum einige Male mit reinem Wasser besprengt. Besonders großen Schaden richten die **Raupen** an; sie vertilgt man am besten durch Kalküberstrich und Vertilgung der Raupennester, was in Preußen durch eigene Gesetze heilsam befördert wird. Um die Obstbäume überhaupt gegen Insekten zu schützen und ihren Wuchs zu befördern, hat der Baronet **Mackenzie** die Entdeckung mitgetheilt, daß Oel oder Thran, ohne dem Baume im geringsten zu schaden, die Insekten vertilge und den Obstertrag vermehre. Sehr gefährlich für das Gedeihen eines Baumes ist der **Brand**, der **Krebs** und bei Steinobst auch der **Gummifluß**. Stellen, wo sich eine solche Krankheit zeigt, werden bis auf das gesunde Holz ausgeschnitten; dies belegt man dann mit einer Salbe von ungelöschtem Kalk und bindet darüber ein Stück Leinwand. Um die Fruchtbarkeit der Bäume zu vermehren, ist unter andern Mitteln der **pomologische Zauberring**, ein Mittel, von G. C. **Hempel**, Pastor zu Zedlitz, bekannt gemacht, zu erwähnen. Am Aste, der tragen soll, macht man im Frühjahre rings bis aufs Holz einen Einschnitt nicht weit von der Stelle, wo der Ast mit dem Stamme zusammenhängt; von diesem Einschnitt etwa ½ Zoll entfernt wird wieder ein gleicher Einschnitt gemacht, und alsdann die Rinde zwischen beiden Einschnitten bis auf's Holz fortgenommen. Die freie Stelle wächst wieder zu, und der geringelte Ast blühet und trägt im künftigen Jahre reichlich. Endlich lehrt auch die Pomologie die verschiedenen Obstfamilien, Gattungen, Arten und Abarten kennen. Sie unterscheidet zwischen Kern=, Stein=, Beeren= und Kapselobst; im Kernobste zwischen Aepfel und Birnen und beschreibt davon verschiedene Arten und Abarten; ebenso im Steinobste zwischen Pfirschen, Pflaumen u. s. w., im Beerenobste zwischen Johannis= und Stachelbeeren u. s. f. Bei der Unterscheidung der verschiedenen Arten nimmt sie Rücksicht auf Gestalt, Farbe, Schale, Fleisch, Kernhaus, Kerne, Stiel, Größe, Reifezeit, Dauer u. s. f. In dieser Hinsicht, wie überhaupt um Pomologie haben sich in neuerer und neuester Zeit ein Verdienst erworben Quintiny und Duhamel du Monceau, Marine=Inspektor, welcher Letzterer im Jahre 1768 seine „Traité des arbres fructiers" (2 Bde., Paris) herausgab; außer ihnen besonders Deutsche, als: Diel, Christ, Fritsch, Sickler, Hempel u. A. Besonders ist die wissenschaftliche Pomologie befördert durch **pomologische Gesellschaften**, wie außer andern 1803 eine zu Altenburg gestiftet wurde, die fast in allen Ländern Europa's Theilnehmer gefunden hat und durch ihre Annalen der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg und ihre Annalen der pomologischen Wissenschaft unendlich genutzt hat. Von großem Nutzen in dieser Hinsicht sind auch die Gartenbaugesellschaften in England und Preußen.

Pomona, Göttin des herbstlichen Aerntesegens, Gemahlin des Vertumnus, welcher das Herz der spröden schönen Gärtnerin, um deren Liebe alle Feldgötter sich längst vergebens beworben hatten, endlich zu erweichen wußte und ihre Hand erhielt. Ihr Cultus

gehört nur den Römern an. Zu Rom hatte P. einen eigenen Priester, wurde mit einem Fruchtkörbchen, oder mit Früchten auf dem Schoße, öfters auch mit einem Fruchtkranze auf dem Haupte dargestellt.

Pomörium hieß in Rom der jeder menschlichen Benutzung entzogene, geheiligte Raum, der längs der beiden Seiten der Stadtmauer hinlief und durch Marksteine (cippi) begrenzt war. Die sogenannten städtischen Auspicien (auspicia urbana) mußten innerhalb des Pomöriums angestellt werden, das zugleich die Grenze des städtischen Friedens war, daher in den Centuriatcomitien die Bürger sich außerhalb desselben versammelten. (S. Comitien). Das älteste römische Pomörium fiel mit dem Umfang der Stadt zusammen und umschloß die Abhänge des Palatin. Zuerst erweiterte dasselbe Servius Tullius; dann war nun die Erweiterung des Pomöriums (prolatio pomoerii) als geheiligten Bezirks unabhängig von der wachsenden Ausdehnung der Stadt; sie galt als Ehre für Feldherrn, die das röm. Gebiet erweitert hatten, wurde aber in der republikanischen Zeit nur von Sulla und vielleicht von Cäsar, in der Kaiserzeit von Augustus, Claudius, Nero, Trajan und Aurelian vorgenommen.

Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de, geb. 1722, nach Voltaire die Frucht verbotener Liebe eines wohlhabenden Pachters von la Ferté-Sous-Jouarre, nach Andern die Tochter eines Fleischers der Invaliden. Wie dem auch sei, der Geliebte der Mad. Poisson, ihrer Mutter, mußte wegen Betrügereien flüchten, und diese erzog die früh schon besondere Schönheit verrathende Tochter möglichst fein und unterließ nicht, sie in den Künsten weiblicher Kokketterie zu unterrichten. Sie verheirathete dieselbe an den Unterpächter Lenormand, Besitzer von Etioles, welcher der Neffe ihres damaligen Geliebten, des Generalpächters Lenormand de Tournehem, war. Ungeachtet der Liebe des Gatten trachtete Mad. Poisson, ihre liebliche Tochter dem Könige Ludwig XV. als Maitresse zuzuführen; auf ihrem Landhause, nahe bei dem Forste von Senar, wo der Monarch oft zu jagen pflegte, lebte die reizende Nichte des Generalpächters, die sich in unzüchtiger und glänzender Kleidung den Blicken des jagenden Fürsten zur Schau stellte, der, damals jung und feurig, Madame Etioles wohlgefällig betrachtete und seine Aufmerksamkeit durch Ueberschickung des besten Theils der Jagdbeute zu erkennen gab. Die Macht der Herzogin von Chateauroux hinderte jedes Liebesverständniß des Königs, und erst nach ihrem Tode 1744 und nach Ludwigs Krankheit zu Metz traf sein lüsternes Auge auf einem Maskenballe zu Paris unter den ihm zugeführten jugendlichen Schönheiten auf die Etioles und in dem Kammerdiener Binet eine bereitwillige Kreatur, ein neues Liebesverständniß zu knüpfen. Zu Versailles und an geheimen Orten zu Paris trafen sie sich, und während die Begleiter des Königs mit der kupplerischen Mutter konversirten, vergaß Ludwig in den Armen der Etioles die Sorgen und Beschwerden der Krone. Anfangs hierin nur ein Liebesabenteuer, wie so viele, erkennend, vermochte der verliebte König bald nicht mehr, den Bitten und Thränen der reizenden Verführerin zu widerstehen, und um sie von der Furcht des getäuschten und rasenden Ehemanns zu befreien, erhielt sie in dem Seitenflügel des Schlosses zu Versailles ihre Wohnzimmer, so wie ihr Gemahl die Weisung zur Flucht, um einem lettre de cachet zu entgehen. Der Wunsch der Franzosen rief den König an die Spitze des Heeres, ihm folgte die Etioles, welche 1745 zur Marquise von Pompadour mit einem Jahrgehalte von 240,000 Fr. erhoben ward. Von nun an beherrschte sie den König, entzog ihn den Staatsgeschäften und unterhielt ihn mit der Chronique scandaleuse; seit 1756 Hofdame der Königin, lebte sie in der unmittelbaren Nähe des Königs und benutzte ihren Einfluß auf Finanzen und Ehrenstellen. Frankreich lag zu ihren Füßen, Schöngeister aller Art, selbst Voltaire, machten der Maitresse den Hof, nur nicht der edle J. J. Rousseau, der das niedrigste Bürgerweib höher achtete, als des Fürsten Konkubine. Ihren Mann söhnte sie aus durch den einträglichen Posten eines Generalpächters der Finanzen, nachher der Posten; ihren Stiefvater beförderte sie zum Generaldirektor der Bauten und unterhielt die Bauwuth des Königs. Den Bau von Bellevue veranlaßte sie und betrieb die Errichtung der Militärschule. Im Schlosse Choisy glänzte sie inmitten der berühmtesten Männer und Frauen,

und nachdem schon ihre Reize verblüht waren, führte sie dem König nur solche Frauen zu, von denen sie nichts zu fürchten hatte. Von nun an mischte sie sich in die Regierungsangelegenheiten, ernannte Minister und Generale, empfing die Gesandten und besorgte die auswärtigen wie die innern Angelegenheiten durch ihre Sklaven. Den sonst sparsamen König verleitete sie zur unsinnigsten Verschwendung und bereitete in diesem Punkte die Revolution vor. Sie bewirkte 1756 ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Oesterreich, und Friedrich's II. von Preußen Verachtung veranlaßte den Krieg. Als beim Mordversuche auf den König 1757 der Dauphin ins Kabinet trat, mußte die P. den Hof verlassen, kehrte aber nach der baldigen Genesung Ludwig's zurück, setzte die Minister Machault und d'Argenson ab und herrschte nach wie vor. Sie wirkte für die Vertreibung der Jesuiten, verlor aber nach und nach ihren Einfluß auf den König und sein Kabinet. Sie fing an zu kränkeln und verachtet und gehaßt von ganz Frankreich, da man ihr den verderblichen Ausgang des 7jährigen Krieges zur Last legte, weil sie den friedliebenden Bernis entfernte, Choiseul ernannte und den Marschall d'Estrées mitten in seinen Siegen entsetzte, zog sie sich nach Versailles zurück, wo sie am 14. April 1764 starb, ohne die Theilnahme des kalten und abgelebten Königs, dem man ihre Vergiftung ungerechter Weise Schuld gibt. Die unter ihren Namen erschienenen „Mémoires" und „Lettres" sollen den jüngern Crébillon zum Verfasser haben.

Pompeji, ehemalige bedeutende Handelsstadt im südlichen Campanien, welche, wie die meisten an der Meeresküste gelegenen Städte, ihr Entstehen dem Herkules verdanken soll, wurde nach einander von Pelasgern, Hetruriern, Samnitern bewohnt, kam endlich unter römische Herrschaft, daher Sulla hier eine römische Colonie gründete. Mit dem zunehmenden Glanze Roms ward auch Pompeji der Sitz des Luxus und der Pracht in der ersten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts, das kleine Rom; was nur Vergnügen und Genuß gewähren, Leidenschaften und sinnliche Triebe befriedigen konnte, fand sich hier in Fülle und Pracht, die sich weniger im Aeußern der Stadt zeigte, als vielmehr in der luxuriösen Einrichtung der Wohnungen, und in der Art sich offenbarte, wie man des Lebens Sinnenlust erhöhte. Neapels volkbelebte Straßen sind ein treues Abbild des Verkehres, der in Pompeji's meist engen Straßen Statt fand. Wie dort zu gewissen Zeiten Menschen aller Zonen zusammenkommen, um Campaniens Freuden unter einem herrlichen Himmel zu genießen, so wanderten damals die Bewohner aller Gegenden nach P.; Griechen trieb der Handelsgeist hierher, Römer, um dem ertödtenden Geräusche der Weltstadt zu entfliehen, Aegyptier, um dem Tempel der Isis Diener und Dienerinnen zuzuführen. In seinen kleinen, doch glänzenden Läden, die Alles darboten, was Luxus dem Reichthum verdankt, in seinen Palästen und herrlichen Bädern, auf seinem Forum, in den Theatern und im Circus, in seinen kräftigen wie auch verderbten Bewohnern, in ihren Tugenden und Lastern stellte die Stadt ein treues Miniaturbild des römischen Weltreiches dar, dem selbst die kleine Anzahl Christianer nicht fehlte, die in Mitten der Verderbtheit und des frechsten Unglaubens Gegenstand bitteren Spottes und tiefer Verachtung waren. Die schöne, reiche Stadt mit ihren Bewohnern (zur Zeit ihrer Blüthe an 40,000), mit ihren Schätzen und reizenden Umgebungen, ward schon einmal im Jahre 63 n. Chr. Geb. von einem Erdbeben heimgesucht, alsdann aber wo möglich prächtiger wieder erbaut, und spurlos war die Mahnung unheilbringender Gewalten an ihren Bewohnern vorübergegangen. Da zeigten sich nach 16 Jahren der Ruhe im J. 79 bedeutungsvolle Symptome, des Vesuvs ewige Rauchsäulen verdoppelten sich, Steine und Lava warf er zürnend aus seinem glühenden Busen. Pompeji's Einwohner eilten, doch nicht etwa dem Verderben zu entgehen, dem Circus zu, wo Gladiatoren kämpften und Christen den wilden Thieren als Beute vorgeworfen werden sollten. Da verdoppelte sich die Macht der Erdstöße, der Boden erbebte, und die himmelanstrebende Feuersäule entstieg des Berges schwarzem Haupte; mit dem hellen Tage wechselte plötzlich die Nacht, und unter dem dichtesten Aschenregen eilte das erschrockene Volk seinen Wohnungen zu. Allgemein war die Verwirrung, verschüttet und erstickt vom sengenden Feuerregen fanden Viele den Tod, eine große Schaar erreichte das

Ufer des Meeres, um den empörten Wellen als Beute anheim zu fallen, nur Wenige waren so glücklich, das Leben zu retten, wie das Häuflein der Christen, welche eng verbunden den Lobgesang inmitten der Verwüstung anstimmten und unter Vortragung des Kreuzes die Stadt der Todten verließen. Und als nun der Kampf der Elemente sein Ende erreicht, die rohen Naturkräfte das Werk der Vernichtung vollendet hatten, breitete sich über das Aschenfeld, von allem Leben gemieden, die Stille des Grabes. Jahrhunderte eilten dahin, blühende Reben schmückten gleich Leichensteinen die Todesstätte Pompeji's, und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich die Sage von der schönen Stadt und ihrem furchtbar schrecklichen Ende. Da zeigten sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Spuren der verschütteten campanischen Städte, und während seit 1755 die Nachsuchungen bei P. Anfangs planlos vorgenommen, hie und da eingegraben wurde, geschahen sie seit 1799 und namentlich in den letztverflossenen Jahrzehenden unter Leitung des Architecten Bonnaci, des jungen Marquis von Ruffo und des ausgezeichnet gelehrten Directors des königl. Museum zu Neapel, M. Arditi, mit größter Umsicht und unermüdlichem Eifer. Nach einem festen Plane wird nach und nach die ganze Stadt ausgegraben werden, in der sich getreue Nachrichten über das häusliche, öffentliche und künstlerische Leben Roms in seiner Glanzperiode nicht nur in den aufgefundenen Schriften, sondern auch in den meist gut erhaltenen Gebäuden finden, welche, wie am Tage jener furchtbaren Katastrophe, aus dem Aschenhaufen emporsteigen. Schon kann man mehrere zu beiden Seiten mit Trottoirs eingefaßte Straßen durchwandern, öffentliche Plätze sind gereinigt, mit herrlichen Gebäuden geziert, Tempel, Theater und Paläste der Großen sind zugänglich, Kaufläden, Gasthäuser und viele Privatwohnungen stellen sich dem Auge freundlich dar, von denen die letztern im Innern fast gleich eingerichtet sind. Der Bau und die Einrichtung der Häuser ist mit wenigen Abweichungen auch im Baustil den römischen gleich. Reichthümer wie in Herkulanum finden sich in P. weniger, doch hat man viele Statuen, Gold- und Silbermünzen, Vasen Ketten für Gefangene, Armbänder für Jungfrauen, prächtige Candelaber, Apothekerbüchsen mit Medicamenten, eine Wage mit Gewichten in Form eines Merkur, Handwerkzeuge eines Walkmüllers, die Bibliothek des Sallust, Pergamenturkunden des Senators Pansa u. A. m. ausgegraben. Nächst dem durch seine Pracht und reiche Schönheit in Mosaikarbeiten ausgezeichneten Hause des Cajus Sallustius verdient unter den bis jetzt aufgefundenen Privatgebäuden besondere Erwähnung das des Marius Arrius Diomedes. Am Eingange in die Stadt gelegen, in seiner Nähe mehrere Gräber mit herrlichen Denkmälern, ist das Gebäude nur ein Stockwerk hoch und enthält 8 Zimmer; der geräumige Hof ist mit einem Säulengange umschlossen, ein schöner Garten mit Marmorbassin gehört zu dem Hause, unter dem ein großer Keller mit mehreren Amphoren, Weinbehältern der Alten, und zwei Skeletten sich findet. Die schönsten öffentlichen bis jetzt von Schutt gereinigten Gebäude sind: der große Portikus, das Forum, die Theater für Tragödie und Komödie, die Tempel der Isis und des Aesculap, vor allen aber die in erhabenem, schönem Stil prachtvoll erbauten großen Bäder. Interessant war besonders die Ausgrabung eines Hauses, das wegen seiner vortrefflichen Bauart und vollendet schönen Malerei dem schönsten Theile der Stadt anzugehören scheint. Aus dem von kleinen, schön decorirten Gemächern umgebenen Atrium gelangt man in einen kleinen Garten, den wiederum kleine Gemächer begrenzen, und aus welchem ein Weg in die weite Säulenhalle führt, die ein Gärtchen mit einem Bassin (hier Fischbehälter) umschließt, und an dessen Ende ein großer Speisesaal sich findet. Das Gynäceum im Peristil entfaltet in den Gemächern für die Frauen große Pracht und enthält eine reiche Sammlung der vortrefflichsten Gemälde. Eins derselben stellt den Achill dar, wie dieser als Frau verkleidet vom Ulysses am Hofe des Lykomedes erkannt wird; ein anderes, bis jetzt für das Vortrefflichste des Alterthums erklärt, zeigt den Ulysses bettelnd, in dem Augenblicke, da sein treuer Eumäus mit Hülfe anlangt. Aus den Frauengemächern kommt man in den dritten Garten, der von einer Colonade eingeschlossen ist, deren Säulen roth bemalt und reich verziert sind. Vgl. S. W. Gell's und Gandy's „Pompejana" (Lond. 1817—30, neue Folge in 12 Lieferungen, 1832); Cook „De-

lineations" (2 Bde., Lond. 1827, Fol., mit 90 Kpfrn. und dem Texte vom Architekten Donaldson); W. Zahn „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus P. Herculanum und Stabiä" (Berl. 1828 fg.; 2. Folge, 9 Hfte., 1842; 3. Folge, 1. u. 2. Heft, 1849) und Dessen „Neuentdeckte Wandgemälde in P." (Stuttg. 1828 fg.); W. Ternite „Wandgemälde aus P. und Herculanum, nach Zeichnungen und Nachbildungen in Farben, mit erläuterndem Texte von K. O. Müller", fortgesetzt von Welcker (3 Hftr., Berl. 1841 fg.); ferner „Herculanum und P., vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil nach unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen, gestochen von H. Roux, mit erklärendem Texte herausgegeben von L. Barré, deutsch von A. Kaiser" (6 Bde., Hamb. 1841) und Raoul-Rochette „Choix de peintures de P." (P. 1844).

Pompejus ist der Name eines römischen plebejischen Geschlechts, das nach der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. in der Geschichte hervortritt. Quintus P. wußte sich beim Volke so beliebt zu machen, daß er trotz des Widerstandes der Notabilität zu curulischen Würden gelangte. Im J. 143 war er Prätor und führte dann den Krieg in Spanien gegen Viriathus (s. d.), aber ohne Glück. Im J. 141 bekriegte er als Consul Numantia (s. d.) und war im J. 131 Censor. — Sein Enkel Quintus P. Rufus, ein eifriger Optimat, war im J. 88 Consul mit Sulla (s. d.), mußte vor Sulpicius (s. d.) aus Rom flüchten, kehrte aber mit Sulla dahin zurück. Im folgenden Jahre erschlugen ihn die Soldaten, als er über das Heer des Cnejus P. Strabo den Oberbefehl übernommen hatte. — Dieser Letztere bewies im Bundesgenossenkriege große Feldherrntalente, indem er im J. 90 Legat des Consuls Publius Rutilius Lupus, im J. 89 Consul war; siegte über die Marsen, Vestiner und Peligner und eroberte das feste Asculum in Picenum (s. d.). Er ertheilte dem transpadanischen Gallien das lateinische und dem cispadanischen das römische Bürgerrecht. Nach der Ermordung des Rufus, die man ihm Schuld gab, trat er im J. 87 wieder an die Spitze seines Heeres und wurde nach Rom gerufen, um die Stadt gegen Cinna (s. d.), Marius und Sertorius zu schützen. Bald nach einem unentschiedenen Treffen ward er vom Blitze erschlagen. — Sein Sohn war der Triumvir Cnejus P. Magnus (s. d.).

Pompejus (Cnejus), war der Sohn des im Bundesgenossenkriege berühmten C. Pompejus Strabo und wurde im J. 107 v. Chr. geboren. Schon durch sein einnehmendes und zugleich würdevolles Aeußere und seine Freigebigkeit erwarb er sich früh die Liebe des Volks, wie sein Vater durch seinen unersättlichen Geiz sich den Haß desselben zugezogen hatte. Seine ersten Feldzüge machte er unter dem Commando seines Vaters, der als Proconsul gegen Cinna im Bürgerkriege zu Felde lag, und dem er durch Entdeckung und schnelle Unterdrückung eines Aufruhrs der Soldaten das Leben rettete. Als Sulla aus Asien zurückkehrend in Italien landete, erklärte sich der junge Pompejus für ihn, sammelte ein Heer, vereinigte sich mit dem Heere des Consul Scipio, das zu ihm überging, schlug dann den Consul Carbo gänzlich, und machte seine sämmtliche Reiterei zu Gefangenen. Darauf vereinigte er sich mit Sulla, der ihn wegen seiner wiederholten Siege mit dem Titel Imperator begrüßte und ihm auch in der Folge stets die größte Hochachtung bewies. Darauf ging er als Unterfeldherr des Metellus nach Gallien und unterstützte diesen durch seine Klugheit und Tapferkeit. Auf Sulla's Wunsch verstieß er seine Gemahlin Antistia und verheirathete sich mit dessen Stieftochter Aemilia, die aber bald darauf starb. Nun ging er auf Sulla's Befehl mit einem Heere nach Sicilien, schlug daselbst den Perperna, tödtete den gefangenen Carbo und brachte dem Domitius im J. 80 in Afrika eine gänzliche Niederlage bei, wodurch die marianische Partei daselbst vernichtet ward. Indeß machten diese glänzenden Kriegsthaten des jungen Helden den Neid und die Eifersucht des Sulla rege, und er befahl ihm, seine Armee auseinander gehen zu lassen, was er nur mit Mühe bewerkstelligen konnte, da seine Soldaten durchaus dem Befehle des Dictators nicht gehorchen wollten und ihn mit ihrem Blute gegen denselben zu schützen versprachen. Bei seiner Rückkehr nach Rom ging ihm Sulla entgegen, legte ihm öffentlich den Beinamen Magnus bei, und mußte, wenn gleich ungern, ihm die Ehre des Triumphes zugestehen.

Der hierüber zwischen beiden Männern entstandene Streit erzeugte zwischen ihnen eine Kaltheit, die bis zum Tode des Sulla fortdauerte, der auch deshalb in seinem Testamente den Pompejus überging. Als Lepidus nach Sulla's Tode die marianische Partei wieder emporzuheben strebte, wurde er vom P. geschlagen und aus Italien vertrieben. Indeß in Spanien dauerte der Krieg der marianischen Partei unter dem tapfern und kriegserfahrnen Sertorius gegen die sullanische Partei fort, und da Metellus Pius mit wenig Glück gegen Sertorius commandirte, wurde ihm P. an die Seite gesetzt. Allein beide Feldherrn wurden genöthigt, sich bis an die Pyrenäen, ja nach einer verlornen Schlacht selbst bis nach Gallien zurückzuziehen; P., der den größten Theil seines Vermögens in diesem Kriege schon zugesetzt hatte, bat den Senat um neue Geldunterstützung, und war im Begriff, den Krieg mit erneuten Kräften anzufangen, als der Meuchelmörder Perperna ihn von seinem gefährlichen Gegner befreite 72. Mit leichter Mühe wurde nun der Krieg gegen den feigen Perperna beendet, Spanien beruhigt, und P. kehrte gerade zur rechten Zeit mit seinem Heere nach Italien zurück, um die Reste des Heeres der Sclaven unter Spartacus gänzlich aufzureiben und sich so den Ruhm, dieses höchst gefährlichen Krieg beendet zu haben, zuzueignen, der doch eigentlich dem Licinius Crassus zukam 71. Er dankte jetzt, da er merkte, daß man ihn im Verdacht habe, als wolle er Sulla's Rolle spielen, sein Heer ab, fuhr aber fort, sich in der Volksgunst, besonders durch Hebung des Ansehens der Tribunen, zu befestigen. Im folgenden Jahre (70) wurde er mit dem genannten Crassus zum Consul erwählt, mit welchem er aber zerfiel, weil dieser mehr der Adels-, er selbst der Volkspartei ergeben war, aber sich noch vor Ablauf des Consulats mit ihm aussöhnte. Nun lebte er einige Zeit als Privatmann, bis ihm auf den Vorschlag des Gabinius der Krieg gegen die Seeräuber mit ausgedehnten Vollmachten übertragen wurde 67, indem er die Erlaubniß erhielt, 500 Schiffe auszurüsten, eine Armee von 120,000 Mann zu Fuß und 5000 M. zu Pferde anzuwerben, und sich 20 Senatoren zu Legaten zu erwählen. Er vertheilte seine Flotten mit so vieler Umsicht und Klugheit, daß er die Seeräuber aus ihren Schlupfwinkeln aufjagte und bald zu Paaren trieb; binnen 40 Tagen war der ganze Krieg geendet. Darauf trug der Tribun Manilius darauf an, dem Pompejus die Provinzen und Armeen des Lucullus und Bithynien, wo Glabrio commandirte, zu übertragen, und ihn außerdem noch im Besitze seiner bisherigen Macht zu lassen. Trotz des heftigen Widerspruches seiner Gegner, die eine solche Gewalt nicht in der Hand eines Mannes sehen wollten, ging der Vorschlag durch, und Pompejus hatte wiederum das Glück, einen fast schon ausgekämpften Kampf zu beendigen, so wie er zugleich Gelegenheit fand, seinen Privathaß gegen Lucullus zu befriedigen, den er auf alle Weise kränkte 67. Er siegte über Mithridates im nächtlichen Kampfe am Euphrat 66, verfolgte dann den Tigranes, der, ohne eine Schlacht zu wagen, um Frieden bat, und ihn unter harten Bedingungen erhielt 65. Nun folgte er dem nach der Krimm entflohenen Mithridates, überwand auf diesem Zuge die Albaner und Iberer in mehreren blutigen Schlachten, mußte aber wegen der zu großen Schwierigkeiten des weitern Vordringens wieder umkehren, und begab sich nach Amisus, wo viele Könige und Fürsten Kleinasiens bei ihm erschienen und die Entscheidung ihres Schicksals erwarteten. Bithynien, meist ganz Paphlagonien und Pontus, wurden unter dem Namen Bithynien, Cilicien und Pamphylien unter dem Namen Cilicien, und Phönicien und Syrien, dessen König Antiochus er entsetzte, unter dem Namen Syrien zu römischen Provinzen gemacht; dagegen blieb Großarmenien dem Tigranes, Kappadocien dem Ariobarzanes, der Bosporos dem Pharnaces, Mithridats Sohne, Judäa dem Hyrkanus, und einige kleinere Landschaften wurden noch an andere kleine Fürsten gegeben, die sämmtlich von Rom abhängig blieben. Nachdem er so die Angelegenheiten Asiens geordnet, kehrte er mit seinem Heere nach Italien zurück, wo man in großer Besorgniß war, daß er sich seiner Macht bedienen und die Dictatur Sulla's erneuern möchte. Zwar versuchte er durch den Tribunen Metellus Nepos sich die Erlaubniß auszuwirken, an der Spitze seines Heeres nach Rom zurückzukehren; allein Cato's Standhaftigkeit vereitelte seinen Wunsch; er entließ sein Heer und ging unter allgemeinem Zujauchzen des bewundernden Italiens und dem Zuströmen

großer Volksmassen nach Rom, wo er einen prächtigen zweitägigen Triumph feierte 61. Hier fand er aber im Senate an Cato, den beiden Metellen, Lucullus und Andern heftige Gegner, die sich der Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen widersetzten, wodurch Pompejus bewogen wurde, sich gänzlich zu der Volkspartei zu schlagen und den Tribun Clodius auf seine Seite zu ziehen, dem er sogar seinen Freund Cicero preisgab, indem er dessen Verbannung zuließ. Jetzt kam Cäsar aus seiner Provinz Lusitanien zurück, brachte eine Versöhnung des Crassus und Pompejus zu Stande, und verband sich mit ihnen ins Geheim zur Vereinigung aller Macht in ihren Händen 60. Pompejus heirathete Cäsar's Tochter Julia und arbeitete so eifrig an der Vergrößerung der Macht dieses künftigen Nebenbuhlers, daß er, als der Consul Bibulus sich einigen Gesetzen seines Kollegen Cäsar widersetzte, ihn mit Gewalt vom Markte treiben und sogar mißhandeln ließ 59. Nun wurden alle Verordnungen des Pompejus in Asien bestätigt, und Cäsar erhielt das diesseitige und jenseitige Gallien nebst Illyrien als Provinz auf 5 Jahre. Pompejus lebte sodann einige Zeit lang mit seiner jungen Gemahlin auf dem Lande und kümmerte sich wenig um Staatsgeschäfte. Dies verringerte sein Ansehen bei dem Volke, und selbst Clodius verließ ihn, stürzte mehrere seiner Gesetze um und wagte es sogar, ihn öffentlich zu beschimpfen. Da näherte er sich dem Senate wieder, beförderte die Zurückberufung Cicero's, und erhielt durch ihn das Amt eines praefectus annonae, wodurch er über alle Häfen, Handelsplätze und Magazine des Reichs zu disponiren hatte. Da die Statthalterschaft Cäsar's zu Ende ging, so schlossen die drei Männer einen neuen Vertrag zu Lucca 56, wornach Cäsar seine Provinz auf neue 5 Jahre erhalten, dieser aber dem Pompejus und Crassus zur Erlangung des Consulats behülflich sein und nach Beendigung desselben die verlangten Provinzen, dem P. Spanien und Afrika, dem Crassus Syrien, verschaffen helfen sollte. Mit Gewalt wußten beide sich das Consulat zuzueignen und die gefaßten Beschlüsse durchzusetzen 55. Pompejus blieb nach Ablauf seines Consulats in Rom, um das von ihm erbaute Theater einzuweihen, unterhielt das Volk mit Thiergefechten und ließ seine Provinz durch Legaten verwalten. Da starb seine geliebte Gemahlin Julia, und mit ihr sank die Hauptstütze seiner Freundschaft mit Cäsar; und als auch Crassus im Kriege gegen die Parther seinen Untergang fand 53, konnte es nicht fehlen, daß beide Männer sich durch gegenseitige Eifersucht entzweiten. P. strebte unter den fortwährenden innern Stürmen dahin, anerkanntes Oberhaupt des Senats und der Republik zu werden, und wenn gleich Cato die Ernennung des P. zum Dictator vereitelte, so hatte doch die achtmonatliche Anarchie des Jahres 53, während welcher keine Consulwahl zu Stande kommen konnte, und der große Aufstand, welchen die Ermordung des Clodius durch Milo veranlaßte, die Folge, daß P. allein für das Jahr 52 zum Consul erwählt wurde, und erst gegen das Ende des Jahres seinen Schwiegervater Metellus Scipio, dessen Tochter Cornelia er geheirathet, zum Mitconsul annahm. Nach der Niederlegung seines Amts, während dessen er die Ruhe wiederhergestellt hatte, wurden ihm seine Provinzen auf 5 Jahre verlängert, und 1000 Talente zur Unterhaltung seiner Armee bewilligt. Von jetzt an war der Bürgerkrieg um so unvermeidlicher, da nicht blos die Häupter der Parteien, sondern auch die Parteien selbst ihn wollten. Es ließ sich nicht erwarten, daß der Sieger Galliens nach Ablauf seiner Statthalterschaft in den Privatstand zurücktreten und seinen Gegner an der Spitze der Republik lassen würde; Cäsar verlangte deshalb auch für sich Verlängerung seiner Statthalterschaft, und als diese Forderung durch die Intriguen des P. abgeschlagen wurde, daß auch dieser sein Commando niederlegen sollte. Aber auch dies wurde verworfen, und P. glaubte sich so sicher und verachtete den Cäsar so sehr, daß er, während jener sich rüstete, alle Gegenanstalten verabsäumte. Als ihn seine Freunde auf seine Sorglosigkeit aufmerksam machten, antwortete er mit stolzem Uebermuthe: Ich brauche nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen, und ein zahlloses Heer wird aus ihr hervorgehen. Allein unerwartet schnell war Cäsar, nachdem alle Vergleichsvorschläge vergeblich gewesen waren, über den Rubicon gegangen und näherte sich Rom, ehe P. im Stande war, sich ihm mit einer hinreichenden Armee entgegenzustellen. Er verließ deshalb die Stadt mit den Consuln und

den meisten Senatoren und begab sich nach Brundusium, während Cäsar sich Roms bemeisterte, und bei Brundusium anlangte, eben als P. im Begriff war, sich mit seinem Heere nach Griechenland einzuschiffen. Da Cäsar aus Mangel an Schiffen ihn nicht verfolgen konnte, ging er nach Spanien und schlug die Legaten des P. daselbst, während dieser eine ungeheure Land- und Seemacht an sich zog. Nach seiner Rückkehr aus Spanien ließ Cäsar ihm nochmals Vergleichsvorschläge machen, die aber ebenfalls verworfen wurden, und nun ging auch Cäsar unter vielen Gefahren mit seinem Heere nach Dyrrhachium über 48. Allein da P. durch seine Flotten das Meer beherrschte und seinem Gegner alle Lebensmittel abschnitt; so gerieth dieser in die äußerste Verlegenheit, wurde in einem Haupttreffen geschlagen, und wäre gewiß der überlegenen Macht des P. erlegen, hätte dieser seinen Sieg besser zu nützen verstanden. Allein da er, ohne eine Hauptschlacht zu wagen, den Feind durch Hunger aufzureiben gedachte, gelang es dem Cäsar, sich aus seiner gefährlichen Lage nach Thessalien zu ziehen, welchen Zug man als eine Flucht im Lager des Pompejus ansah, und in einem Kriegsrathe vorschlug, nach Italien zu gehen, es von den Feinden zu säubern und den Cäsar seinem Schicksale zu überlassen. Allein P., um nicht den Anschein zu haben, als fliehe er vor Cäsar, und um sein in Thessalien stehendes Armeecorps nicht aufzuopfern, verwarf den Vorschlag, und beschloß den Feind zu verfolgen und ihn durch Einschließung und Abschneidung aller Zufuhr aufzureiben. Indeß die Kampflust seines Heeres und die ungerechten Beschuldigungen, als ziehe er nur deshalb den Krieg in die Länge, um länger an der Spitze eines so glänzenden Heeres zu stehen, ließen ihn diesen wohlberechneten Plan nicht verfolgen, und er wurde gezwungen, die unglückliche Schlacht bei Pharsalus zu liefern 48. Obgleich seine Armee fast noch einmal so stark, als die seines Gegners, war, so war diese ihm doch an Kriegsgeübtheit und Trefflichkeit überlegen. Als P. seine zahlreiche Reiterei, auf welche er vorzüglich baute, durch Cäsars kluge Taktik in die Flucht geschlagen sah, verlor er allen Muth, kehrte betäubt in das Lager zurück und suchte sein Heil in der Flucht. Er ging über Larissa nach der Seeküste, stieg hier zu Schiffe, nahm in Mitylene seine Gemahlin Cornelia und seinen Sohn mit sich, segelte an der Küste Kleinasiens entlang, und beschloß endlich, zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten nach Aegypten zu gehen, von dessen Könige er um so mehr eine gute Aufnahme erwarten zu können hoffte, weil er dessen Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Allein dessen Vormünder beschlossen, ihn scheinbar zwar freundschaftlich aufzunehmen, aber dann umbringen zu lassen, um sich die Gunst des Siegers Cäsar zu erwerben. Er bestieg ein kleines Boot, um zu landen, wurde aber beim Aussteigen ans Land im Angesichte seiner Gattin verrätherisch niedergestoßen. Die Mörder hieben ihm den Kopf ab und ließen seinen Körper unbegraben am Ufer liegen, wo ihn sein treuer Freigelassener Philippus auf einem Scheiterhaufen von Trümmern eines alten Kahns verbrannte. Seine Asche ward darauf der Cornelia überbracht und in seiner nahe bei Alba gelegenen Villa beigesetzt. Von seinen Kindern überlebten ihn die, welche ihm seine dritte Gemahlin, Mucia, die er wegen Untreue verstoßen, geboren hatte, eine Tochter Pompeja, die erst an Faustus Sulla (s. d.), dann an Cinna (s. d.), der sich gegen Augustus verschwor, verheirathet war, und zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Cnejus P., geb. um 78, war im J. 48 bei der Flotte, ging dann nach Afrika und ehe es daselbst noch zum Kriege gekommen, nach Spanien, wo er aber in der Schlacht bei Munda im Jahre 45 von Cäsar geschlagen und auf der Flucht getödtet wurde. Sextus P., geb. 75, war mit seiner Stiefmutter Cornelia Zeuge der Ermordung seines Vaters, kämpfte dann in Afrika gegen Cäsar und entkam nach der Schlacht bei Thapsus nach Spanien zu seinem Bruder. Nach dessen Tode gab er Corduba, das er besetzt hatte, auf, irrte als Flüchtling lange umher, sah sich aber doch im J. 44 an der Spitze eines so ansehnlichen Heeres, daß Asinius Pollio (s. d.) vergeblich gegen ihn stritt und er Herr in Bätica blieb. Lepidus vermittelte den Frieden mit ihm, doch wurde er nach dem mutinensischen Kriege, während dessen er unthätig blieb, von den Triumvirn geächtet. Mit der Flotte, zu deren Befehlshaber ihn der Senat ernannt hatte, bemächtigte er sich im J. 43 Siciliens, beunruhigte das Meer und die Küsten, nahm auch

Sardinien und Corsica, schnitt von Rom die Getreidezufuhr ab und nöthigte so im J. 39 das Triumvirat, ihn im Vertrage von Misenum anzuerkennen. Doch schon im folgenden J. wurde der Vertrag gebrochen. Menodorus, einer seiner Admirale, ging zum Octavian über und dieser begann nun einen Kampf gegen P., in welchem er im J. 36 durch den Seesieg des Agrippa bei Messana Sieger blieb. P. floh mit 17 Schiffen nach Lesbos und fiel im J. 35, bei einem Versuche, sich Kleinasiens zu bemächtigen, in die Hände des Titius, eines Legaten des Antonius, der ihn hinrichten ließ.

Pompejussäule, s. Alexandria.

Pompelmuse werden die Früchte eines Orangebaums genannt, der in Ost- und Westindien angebaut wird. Sie sind gelb oder orangefarbig und erlangen in warmen Gegenden die Größe eines Menschenkopfes. In Ostindien werden sie sehr häufig roh gegessen, namentlich von den Brahmanen und Gymnosophisten; mit Wein und Zucker eingemacht, dienen sie in der heißen Jahreszeit als angenehmes Erfrischungsmittel.

Pompiers, eigentlich Spritzenleute, werden vorzugsweise die Rettungscompagnien genannt, die sich in größern Städten zu dem Zwecke gebildet haben, um sich auf den Gebrauch mannichfacher Rettungsapparate bei Feuersbrünsten einzuüben, und nicht allein Menschenleben, sondern auch Habseligkeiten u. s. w. zu retten. Die am besten organisirte Compagnie ist unstreitig die der Pompiers oder Sapeur-Pompiers in Paris, nach deren Muster sich in Hamburg, Lübeck, Berlin, Karlsruhe und andern Städten ähnliche Anstalten gebildet haben. Diese letztern Anstalten bestehen aus Bürgern, die Pariser und auch die Karlsruher Pompiers sind vollkommen militärisch organisirt und uniformirt. Schon im J. 1699 findet man unter Ludwig XIV. Spuren besoldeter Spritzenleute, im J. 1772 aber, als die sämmtlichen Spritzen und Rettungsgeräthe, welche bis dahin Privateigenthum gewesen waren, auf öffentliche Kosten angeschafft wurden, erhielt auch das Corps der Spritzenleute seine eigenthümliche Organisation. Jetzt besteht dasselbe aus 623 Unteroffizieren und Gemeinen, fünf Hauptleuten, vier Oberlieutenants, fünf Unterlieutenants, einem Zahlmeister, zwei Aerzten und zwei Adjutanten derselben und ist in vier Compagnien eingetheilt. Sie besitzen 37 Wachtposten, jeden mit drei Mann, welche augenblicklich bei einem in ihrem Bereich ausbrechenden Feuer mit ihrer Spritze herbeieilen, während die übrigen Rettungsgeräthe durch besondere Leute nachgeführt werden. Diese Geräthe sind höchst einfach. Nächst dem möglichst feuer- und wasserdichten und höchst bequemen Arbeitsanzuge haben die Pompiers Hakenleitern, welche aus einem Geschoß in das andere reichen und mit weit vorgreifenden Haken, durch die Fenstertafeln geschlagen, über die Fensterbrüstungen reichen und dort festgelegt werden. Ferner haben sie Rettungssäcke aus Leder, welche bis in die oberste Etage reichen und dort am Fenster befestigt dazu dienen, Menschen und Sachen darin hinabgleiten zu lassen. Ein Hauptapparat aber ist der vom Oberst Paulin, mit welchem die Pompiers in Keller und dergleichen Räume gehen, wo eingeschlossene Luft und Rauch das Athmen hindern. Der Apparat besteht aus einer ledernen Blouse, welche auch über den Kopf reicht, vor dem Gesicht eine dicke Glasplatte hat und mittels Riemen über den Hüften und um die Arme möglichst zum luftdichten Anschluß an den Körper gebracht wird. Die Blouse selbst ist außerordentlich weit und hinten mit einem Schraubenansatze versehen, an welchem ein Schlauch befestigt ist, mittels dessen der innere Raum der Blouse mit athmenbarer Luft gefüllt werden kann. Mit diesem Gewande angethan geht der Pompier an die gefährlichsten Stellen und trägt dorthin entweder Wasser oder rettet was zu retten ist. Die Pompiers in Paris werden nur aus den gedienten und zuverlässigsten Leuten des stehenden Heeres, meist aus den Unteroffizieren, vollzählig gemacht, stehen in großem Ansehen und sind sehr gut besoldet.

Pomponatius, eigentlich Pietro Pomponazzi, einer jener Italiener, die im 15. und 16. Jahrh. die Philosophie von der Autorität der Kirche zu befreien suchten, war zu Mantua 1462 geboren und lehrte zu Padua und Bologna, wo er eine Menge der trefflichsten Schüler bildete. Er schrieb Satiren auf die Mönche, und ein größeres Werk „De immortalitate animae“, in welchem er die individuelle Unsterblichkeit bestritt. Das

Letztere machte ihn dem venetian. Klerus verdächtig; indessen fand er Schutz durch den Cardinal Pietro Bembo. Mit dialektischer Gewandtheit discutirte er in einer andern Schrift die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens; in der Schrift „De incantationibus" bestritt er die abergläubischen Meinungen seines Zeitalters. Er starb im 1525.

Pomponius, ein römisches plebejisches Geschlecht, das in der spätern Zeit seinen Ursprung auf einen Sohn Numa's, Pompo, zurückführte, und aus welchem schon im J. 449 v. Chr. ein Marcus P. als Volkstribun genannt wird. Der berühmteste P. ist der Ritter Titus P. Atticus (s. d.), der Freund Cicero's.

Ponce de Leon, Fray Luis, einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Spanier, wurde 1527, wahrscheinlich zu Granada, geboren. Er trat 1544 zu Salamanca in den Orden des heil. Augustin, und wurde auf derselben Universität zum Doctor und Professor der Theologie ernannt. Er galt als einer der gelehrtesten Ausleger der Bibel; seine Neider benutzten seine gegen das Verbot der Kirche unternommene Uebersetzung des hohen Liedes ins Spanische und Deutung des mystischen Sinnes desselben, um ihn anzuklagen und seine Rechtgläubigkeit bei dem Inquisitionstribunal von Valladolid zu verdächtigen. Er wurde verhaftet und mußte fünf Jahre in dem Kerker dieses Tribunals schmachten, bis es ihm gelang, seine Verläumder gänzlich zu widerlegen. Mit allgemeinem Jubel wurde seine Freilassung sowie seine Wiedereinsetzung in seine vorigen Würden begrüßt; zuletzt ernannte man ihn sogar zum Provinzial seines Ordens. Noch ehe er aber diese Würde angetreten hatte, starb er zu Madrigal am 23. Aug. 1591. Quevedo gab 40 J. nach seinem Tode zuerst seine Gedichte (Madr. 1631) heraus; die beste Ausgabe aber davon erschien mit seinen übrigen Werken in spanischer Sprache zu Madrid, (1804—16 6 Bde.). Sowohl in seinen eigenen Gedichten, als auch in seinen zahlreichen poetischen Uebertragungen altclassischer und biblischer Gedichte zeichnet er sich durch eine ungemeine Correctheit der Sprache und einen bezaubernden Wohllaut der Versification aus; vorzüglich gelangen ihm die religiösen Oden, voll frommer Begeisterung und sanfter Schwärmerei. Unter seinen prosaischen Schriften sind die bekanntesten und durch eine musterhafte Sprache ausgezeichnet seine ascetischen Abhandlungen „De los nombres de Cristo" und „La perfecta Casada".

Pondichery, gegenwärtig der Hauptort der französischen Besitzungen auf der Küste von Koromandel in Ostindien, ward durch den Kaufmann Martin gegründet, der die von den Holländern verjagten Kolonisten von Ceylon und St. Thomas hier an der Mündung des Ariankupan im Jahre 1674 ansiedelte. Im Jahre 1693 von den Holländern erobert, gaben diese es beim Ryswicker Frieden zurück, während es zu einer volkreichen Stadt anwuchs, mit breiten und schnurgeraden Straßen, zu beiden Seiten mit Bäumen besetzt und von Befestigungswerken umschlossen, die 1748 zwar vergebens von dem englischen Admiral Boscoven angegriffen, jedoch nicht stark genug waren, 1761 den Engländern zu widerstehen. Die Stadt ward von ihnen erobert und nach Vertreibung der Einwohner zerstört. Nach ihrer Zurückgabe 1763 ward sie wieder aufgebaut und nur schlecht befestigt, 1778 abermals mit 300 Kanonen eine Beute der Engländer, von der sie die Franzosen 1783 im Frieden von Versailles wieder erhielten. Allein 1793 und bald nach dem Frieden von Amiens ward sie nochmals von den Engländern hinweggenommen, nachdem sie in dem erwähnten Frieden ebenfalls mit eingerissenen Festungswerken zurückgegeben worden. Im Pariser Frieden 1814 endlich mußten die Franzosen sich verbindlich machen, sie nicht wieder zu befestigen. Die Stadt hat ohngefähr 25,000 Einw., die sich mit Verfertigung baumwollener Zeuge beschäftigen.

Pongerville, Jean Baptiste Antoine Aimé Samson de, ein gewandter französischer Dichter, am 3. März 1792 zu Abbeville in der alten Grafschaft Ponthieu geboren und von Hauslehrern vorgebildet, ging frühzeitig nach Paris, dem Sammelplatz aller ausgezeichneten französischen Geister, und vollendete daselbst in der Stille der Zurückgezogenheit eine Uebersetzung des lateinischen Dichters Lucretius, an den sich die Franzosen seit

anger Zeit nicht gewagt hatten, mit so viel Gewandtheit in Sprache und Rhythmik, daß
r allgemein bewundert wurde. Die Uebersetzung erschien Par. 1823 und zum zweiten
Mal 1828 in 2 Bänden und überflügelt die des La Grange bei weitem. Von der bald
darauf folgenden Uebersetzung der Metamorphosen des Ovidius erschienen unter dem Titel
„amours mythologiques" (Par. 1827) mehrere ausgewählte Stücke, die durch ihre glückliche Sprache die Meisterschaft des Uebersetzers bekunden. Er hat Theil an der revue
encyclopédique und an der Ausgabe der lateinischen Classiker, die französische Uebersetzungen begleiten. Zum Mitglied der Akadémie Française gewählt 1830, lebt er in sorgenfreiem Wohlstande und ist nicht gezwungen, wie so viele seiner Kollegen in Paris, sich von
der Feder zu erhalten.

Poniatowski, eine altadelige polnische Familie, seit 1764 in den Fürstenstand erhoben, jedoch ohne die Vorrechte, welche die übrigen 35 römischen herzoglichen und fürstlichen Familien genießen. Joseph Salinguerra V., aus dem Hause Torelli, Nachkomme der Grafen Guastalla und Montechiarugolo, flüchtete als der letzte Sprößling seines Hauses, als Ranucius I., Herzog von Parma, die Glieder seiner Familie hatte ermorden und ihre Güter einziehen lassen, 1612 nach Polen, wo schon seine Voreltern das Bürgerrecht erworben hatten, heirathete Sophia, Erbin von Poniatow, die Tochter Alberts Poniatowski und der Anna Lesczinska, vertauschte seinen Namen Torelli mit Czioleck Poniatowski und starb 1650. Unter seinen Nachkommen haben sich berühmt gemacht: 1) Graf Stanislaus P., Enkel Josephs P., geb. 1677. Der kriegerisch gesinnte, kampflustige Jüngling folgte Karls XII. von Schweden siegreichen Fahnen, und selbst nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa, 27. Juni 1709, blieb er demselben treu und suchte als schwedischer Gesandter, wiewohl vergeblich, die Pforte gegen den russischen Zaar zum Kriege zu reizen. Nach Karls Tode, der ihn zum Statthalter von Zweibrücken ernannt hatte, kehrte P. in sein Vaterland zurück; August II. gab ihm seine Güter wieder, ernannte ihn zum Großschatzmeister von Litthauen, Paladin von Mosovien, Feldmarschall und Commandeur der Leibgarde. Während seines Aufenthaltes in Deutschland hatte er mit dem unglücklichen Stanislaus Lesczinski in trauter Freundschaft gelebt; daher ergriff er auch nach Augusts II. Tode dessen Partei. Die Pläne, diesen auf den Thron zu heben, scheiterten indeß, da die sächsische Partei auf dem Reichstage zu mächtig war, und P. trat in die Dienste Augusts III., als dessen Gesandter zu Paris 1740 und 41 er sehr thätig war. Er ward 1752 Kastellan von Krakau, zog sich aber späterhin vom Hofe zurück und starb 1762 auf seinen Gütern. Die „Remarques d'un seigneur polonais sur l'histoire de Charles XII. par Voltaire" (Haag 1742), wurden ihm zugeschrieben. Er hinterließ einen Sohn zweiter Ehe mit der Tochter des Fürsten Czartorysky: Stanislaus II. August P., geb. am 7. Jan. 1732 in Wolczyn, trat 1752 als Landbote auf dem Reichstage auf und erregte durch seine Rednergabe und seine schöne Gestalt allgemeine Aufmerksamkeit. Nach einer Reise nach Paris, wo er die leichtfertigen Sitten Frankreichs kennen lernte und lieb gewann, ging er als Gesandter Polens nach Petersburg, um die Königswahl auf den Fürsten Adam Czartorycki zu lenken und ward Günstling Katharina's II., welche ihm selbst die polnische Krone bestimmte und seine Wahl am 7. Sept. 1764 kräftig unterstützte. Am 25. Nov. fand die feierliche Krönung Statt, und hätten auch die Polen ganz freie Wahl gehabt, sie würden doch keinen edleren, gebildeteren und geistreicheren Fürsten gefunden haben; der, beseelt von reiner Liebe zu seinem Volke, durch weise Gesetze und Anordnungen das Wohl seines Vaterlandes zu fördern suchte, aber leider nicht energisch genug war, den Eingriffen russischer Politik die Stirn zu bieten, und nicht stark genug, den Feinden von Innen und Außen mit Ausdauer entgegen zu treten. Im Sinne der Mächte Rußland, Preußen, Dänemark und Großbritanien begünstigte er die Dissidenten und wollte ihnen gleiche bürgerliche Rechte einräumen, reizte dadurch die katholische Geistlichkeit Polens, an deren Spitze der fanatische Soltyk, Bischof von Krakau, stand. Russische Waffen mußten die ausgebrochenen Unruhen dämpfen, und Katharina dictirte einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vertrag 1767. Im folgenden

Jahre brach aufs neue Zwietracht aus, und zu Bar, Halicz und Lublin wüthete anhaltend der Bürgerkrieg; der König, zu schwach, dem Unheil zu wehren, ward 1771 in der Nacht des 3. Nov. aus Warschau entführt, und nur nacheilendes Militär konnte ihn retten aus der Hand der Räuber, deren Partei Marschall Pulawski (s. d.) anführte. Preußen und Oesterreicher besetzten das Land, und vereint mit Katharina, auf deren Freundschaft P. immer noch fest vertraute, geschah Polens erste Theilung im Januar 1773. Fast aller Selbstständigkeit war der König beraubt, und um das Vaterland vor noch größerer Schmach zu bewahren, die ihm von Seiten Rußlands drohete, traten Polens Magnaten in geheimem Bunde zusammen. Vertrauend auf die Versprechungen des Berliner Cabinets, welches die Constitution vom 3. Mai 1791 billigte, begann P. wiederholt das Wohl des Landes zu fördern und der nordischen Semiramis zu trotzen. Da änderte plötzlich Preußen seine Politik gegen Polen, Felix Potocki, Branicki, Rzewuski u. A. betrieben durch die Targowitzer Conföderation (14. Mai 1792. s. d.) den Umsturz der neuen Ordnung und die Rückkehr Polens unter russische Herrschaft. Stanislaus ganz entmuthigt, obgleich die Polen unter Kosciusko und Joseph Poniatowski heldenmüthig fochten, trat den 23. Juli der Targowitzer Conföderation bei. Neue Empörung gegen den ohnmächtigen König veranlaßte Polens zweite Theilung 1793; Stanislaus mußte von russischen Händen Mißhandlungen erdulden, seine Freundin in Petersburg zwang ihn, zu Grodno 1794 den Theilungsvertrag zu unterzeichnen, und nahm ihm endlich 1795 am 25. Nov. an demselben Tage die Krone, wo sie ihrem jugendlichen Günstlinge vor 31 Jahren dieselbe aufs Haupt hatte setzen lassen. Er erhielt ein mäßiges Jahrgehalt und starb am 21. Febr. 1798 zu Petersburg in der Erniedrigung, weil er an Weiber-Großmuth, Freundschaft und Liebe geglaubt hatte. — Kazimierz P., geb. 1721, Bruder des Königs, wurde in den Fürstenstand erhoben, war während der Regierung seines Bruders Großkämmerer der Krone und starb 1800; Andrzej P., ein zweiter Bruder des Königs Stanislaw August, wurde 1756 deutscher Reichsfürst und starb am 3. März 1773 zu Wien als österreich. Generalfeldzeugmeister; der jüngste der Brüder, Michael P. trat in den geistlichen Stand, stieg bis zur Würde eines Erzbischofs von Gnesen und Primas des Reichs und starb plötzlich während des Aufstandes 1794 in Warschau; man glaubte, er habe sich seiner Unpopularität wegen aus Furcht selbst vergiftet. — Jozef Antoni, Fürst P., geb. am 7. Mai 1762 zu Warschau, war der Sohn des erwähnten Andrzej und einer Gräfin Kinsky. Seit seinem 16. Jahre war er in österreichischen Diensten und avancirte im Kriege gegen die Türken bis zum Obersten und Adjutanten Joseph's II., eilte jedoch in sein Vaterland, als er von der Unterdrückung der wohlthätigen Anordnungen seines Oheims durch das russische Kabinet und von dem Bunde hörte, welchen, begünstigt durch den russisch-türkischen Krieg, Malachowski, Kolontai, Ignaz Potocki u. A. zum Schutze des Vaterlandes geschlossen hatten. Um die Constitution vom 3. Mai 1791 zu vernichten, fielen russische Heere in Polen ein, und P. als Oberfeldherr, mit ihm Kosciusko, kämpfte heldenmüthig; jedoch ohne jede Unterstützung mußte er sich nach der Weichsel zurückziehen. Die Schlachten von Cielence, Dubienka u. a. bezeugen, was die Helden geleistet; aber des schwachen Stanislaus Beitritt zur Targowitzer Conföderation bestimmte sie, die Waffen niederzulegen. P. ging nach Italien, ohne sich an dem Verräther Felix Potocki rächen zu können. Der Aufstand von 1794, Folge der Krakauer Conföderation zwischen Madalinski, Kosciusko, Kolantai, Ignaz Potocki, die Siege Kosciusko's bei Raclawice und Warschau riefen auch ihn zurück; als Freiwilliger trat er unter des Generalissimus Commando und führte die ihm anvertraute Division heldenmüthig bei der Belagerung von Warschau, an der Weichsel und Psura. Nach Polens Falle ging P. nach Wien und nahm Katharinen's und Paul's Anerbietungen nicht an, weshalb seine Güter confiscirt wurden. Die preußische Regierung gab ihm einen Theil derselben zurück, daher er 1798 nach Polen zurückkehrte und bis 1806 zu Jablonka in Zurückgezogenheit lebte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena erging an ihn die eigenhändige Aufforderung des Königs von Preußen, sich an die Spitze des Gouvernements zum Schutze seines Vaterlandes zu stellen. Schnell

rganisirte er eine Nationalgarde und handelte vorsichtig und klug gegen den Großherzog on Berg Murat, der am 28. Nov. in Warschau eingetroffen war. Weit entfernt, den ranzösischen Einflüsterungen Glauben zu schenken, ermahnte er seine ehemaligen Waffenjenossen, dem Aufrufe zu den Waffen nicht zu folgen, und nur erst die mündlichen Versicherungen Napoleons, welcher am 19. Dec. in Warschau ankam, konnten seinen Entschluß indern; die schöne Aussicht auf Polens Wiederherstellung, die der Kaiser ihm eröffnete, gewann ihn endlich ganz für dessen Pläne. Als Kriegsminister des neuerrichteten Großherzogthums organisirte er die polnische Armee, die ihre Nationalfarben trug; er leitete die Befestigungen von Praga, Modlin u. a., herrliche Regimenter gingen nach Spanien, und die polnische Armee war in alle Gegenden vertheilt, als 1809 ein österreichisches Heer unter Erzherzog Ferdinand das Großherzogthum bedrohete. Mit seinem kleinen Heere hielt sich P. tapfer in der Schlacht beim Dorfe Raszyn, mußte Warschau räumen, ging über die Weichsel nach Galizien, zwang den Erzherzog zum Rückzuge nnd in dem Waffenstillstande zur gemeinschaftlichen Besetzung von Krakau. Der Friede zu Schönbrunn endete den Feldzug, aber leider sah P. Napoleons Eigennutz, und ungeachtet das Großherzogthum durch Krakau und das nördliche Galizien vermehrt ward, nur wenig Hoffnung für die Herstellung des Vaterlandes. Bis zum Ausbruch des russischen Feldzugs war P. als Minister für das Wohl Polens thätig, nahm an der Spitze seiner Polen an dem unglücklichen Feldzuge Theil, zeichnete sich bei Smolensk am 18. Aug. und an der Moskwa den 17. Sept. 1812 durch Heldenmuth aus, hielt auf dem Rückzuge die beste Mannszucht und brachte 6000 Mann und den größten Theil der Artillerie nach Warschau zurück. Vergeblich waren die Versuche von russischer und österreichischer Seite, Polen von der Sache Frankreichs zu trennen. Welches Schicksal Polen in russischen Händen erwarte, wußte P., drum blieb er dem größten Feldherrn treu, mit dessen Sturze ihm die letzte Stunde für sein Vaterland zu schlagen schien. In Böhmen und Sachsen befehligte er ein polnisch-französisches Heer und kämpfte bei Leipzig persönlich tapfer, mit Umsicht und Gewandtheit eines großen Feldherrn, weshalb ihn auch Napoleon unter dem Donner der Geschütze zum Marschall von Frankreich ernannte. Um die Nachhut des fliehenden Heeres zu decken, sammelte er am 19. Oct. die Trümmer seiner Polen, 700 Mann Fußvolk und einige 60 Lanciers um sich; doch unvermögend, den andrängenden Siegern länger zu widerstehen, begann er den Rückzug und kam an der Elster an, wo die Franzosen die Brücke gesprengt hatten. Schwer verwundet suchte er durch einen kühnen Sprung der Gefangenschaft zu entgehen; er stürzte in den Fluß, und Roß und Reiter fanden in seinen Wellen den Tod. Am 24. wurde der Leichnam aufgefunden, einbalsamirt und mit gebührender Feierlichkeit beigesetzt, 1816 mit Erlaubniß des Kaisers in der Domkirche von Krakau, der Ruhestätte polnischer Könige und Helden, zwischen Sobieski und Kosciusko beigesetzt. Im Gerhardschen Garten errichteten ihm seine Kriegsgefährten nahe dem Orte, wo er seinen Tod fand, ein einfaches Denkmal. P. hinterließ einen natürlichen Sohn, Jozef P., geb. 1790, der der Expedition nach Algier als Offizier beiwohnte und von seiner Tante der Fürstin Tyszkiewicz, einer Schwester seines Vaters, adoptirt wurde, welche zu Valençay mehrere milde Stiftungen gründete und am 2. Nov. 1834 zu Tours starb. — Der erwähnte Kazimierz P. hinterließ einen Sohn, Stanislaw P., geb. am 23. Nov. 1757, der während der Regierung seines Oheims Großschatzmeister von Lithauen, Starost von Podolien und General der polnischen Kronarmee war und dann vom russischen Kaiser zum wirklichen Geheimen Rath ernannt wurde. Er lebte 1804 in Wien, dann längere Zeit in Rom, verkaufte aber 1826 seine schöne, an der Via Flaminia gelegene Villa nebst allen darin befindlichen Werken alter Bildhauerkunst an den Engländer Sykes und starb am 13. Februar 1831 zu Florenz. Mit ihm erlosch das Haus P. in männlicher legitimer Linie.

Pons, Louis, ein tüchtiger Astronom, war zu Peyre im Departement der Hochalpen am 25. Dec. 1761 geboren und starb zu Florenz am 14. Oct. 1831. Er ist von 1789 an Aufseher der Sternwarte in Marseille, von 1819 der Sternwarte zu Martia und von

1825 zu Florenz gewesen. Sein Hauptverdienst besteht in der Entdeckung von 37 Kometen und in der Berechnung der Bahnen vieler anderer Haarsterne. Ein ungewöhnlich scharfes Auge und ein vortreffliches Gedächtniß unterstützten seine Beobachtungen. Ein Blick auf einen Stern, auch vom schwächsten Lichte, reichte hin bei ihm, um zu bestimmen, ob dieser Stern zu den bekannten oder noch nie gesehenen gehöre.

Pont à Mousson, eine Stadt im französischen Departement der Meurthe, in einem anmuthigen Thale an der Mosel gelegen, mit etwa 7000 Einw., hat fünf Kirchen, mehrere ehemaligen Klöster und Abtein, ein Collége, einen botanischen Garten, und in der Nähe eine Mineralquelle mit Bädern, sowie die Ueberreste einer römischen Wasserleitung. Die Bewohner nähren sich besonders von Thonpfeifen- und Fayencefabrikation, Zwirnspinnerei und Runkelrübenzuckerbereitung.

Pontanus, Joh. Isaak, holländischer Philolog und Geschichtschreiber, aus Helsingör in Dänemark gebürtig, unterstützte nach Vollendung seiner Studien eine Zeit lang den berühmten Tycho de Brahe bei seinen astronomischen Untersuchungen und wurde dann Professor der Physik und Mathematik zu Amsterdam, später zu Harderwijk, wo er am 6. October 1639 starb. Wir besitzen von ihm eine damals sehr geschätzte Ausgabe des Macrobius (Leyd. 1597) „Analectorum libri tres" (Rostock 1600, 4.) die sich auf die Erklärung und Kritik des Plautus, Appulejus und Seneca erstrecken und mehrere durch Fleiß, Treue und elegante Darstellung ausgezeichnete historische Werke, besonders „Rerum danic. libri novem" (Amst. 1631, Fol.); „Historiae geldricae libri XIV." (Harderw. 1639, Fol.); „Discussionum historicarum libri duo" (Harderw. 1637) und „Historiae urbis et rerum amstelodam." (Amst. 1611, Fol.). Vgl. „Vita et obitus J. J. Pontani" (Harderw. 1640, 4.). — Zu unterscheiden ist von ihm Joh. Jovianus P., ein bekannter ital. Geschichtschreiber, geb. 1426 zu Cerreto, gest. 1503, der die höchsten Staatswürden in Neapel bekleidete, sich aber in seinen Mußestunden eifrig mit Philosophie und besonders mit Geschichte beschäftigte. Am wichtigsten ist seine mit großer Freimüthigkeit, nicht selten mit beißender Schärfe in einer classischen Latinität verfaßte „Historia neapolitana" in sechs Büchern (Neap. 1618, Fol.; und Dordrecht 1618), die auch in die Gesammtausgabe seiner Werke (4 Bde., Bas. 1556) mit aufgenommen ist. Vgl. Sarno „Vita Pontani" (Neap. 1761, 4.).

Ponte, Francesco da, der Aeltere, genannt Bassano, welchen Namen er in seinem Geschlechte fortpflanzte, gehört zu den spätern italienischen Malern der guten Zeit und starb um 1530. — Sein Sohn Giacomo da P., geb. 1510, lernte bei dem Vater und Bonifacius Bembi in Venedig und gewann sehr jung einen weitverbreiteten Ruf. Er war der Gründer der venetianischen Genremalerei, indem er seine Heiligen und mythologischen Gegenstände insgemein in eine ländliche, ja bäurische Scenerie verlegt, so daß die Landschaft mit Hütten, Heerden und Geräthschaften die Hauptsache ist. Auch malte er mit seinen Söhnen eine Menge von eigentlichen Hirtenscenen, Küchen, Viehmärkte u. dgl., und ließ bisweilen die menschlichen Gestalten ganz weg. Da er sich beständig wiederholte, so ist an ihm die Technik das Interessanteste, besonders die tiefe glänzende Färbung. Füße und Hände pflegte er zu verbergen, obwohl sie ihm, wenn es sein mußte, ganz gut gelangen. Er lebte später meist in seiner Vaterstadt Bassano und starb daselbst 1592. — Der Sohn des Letztern, Francesco da P., der Jüngere, geb. 1550, lernte bei dem Vater und erregte große Hoffnungen von sich, als er neben Tintoretto, Jacopo Palma und Paul Veronese in dem St. Marcuspalaste zu Venedig arbeitete. Auch lieferte er nachher noch mehrere trefflich erfundene Gemälde. Doch tiefe Schwermuth hinderte ihn, Größeres zu leisten, und brachte ihm 1594 einen frühen Tod. Indem er sich stets von gedungenen Mördern verfolgt glaubte, sprang er in Venedig eines Tags, als Jemand etwas heftig an seine Thüre klopfte, durch das Fenster auf die Gasse hinab und war auf der Stelle todt. — Unter seinen 3 Brüdern Giambattista da P., geb. 1553, gest. 1613; Geronimo da P., geb. 1560, gest. 1622, und Leandro da P., geb. 1558, gest. 1623, zeichnete

ch besonders der Letztere aus, der zwar seinen ältesten Bruder an Genie nicht erreichte, der als ausgezeichneter Portraitmaler berühmt wurde.

Ponte, Lorenzo da, 1749 in Cenoda geboren, wandte sich frühzeitig der dramatischen Dichtkunst zu und lebte einige Zeit zuerst in Venedig, dann als Lehrer der Literatur in Treviso, mußte aber unvorsichtiger Aeußerungen wegen sein Amt niederlegen und diesen Ort wie das abermals zum Aufenthalt gewählte Venedig verlassen, letzteres weil er ein Lobgedicht auf den der Regierung verhaßten Giorgio Pisani verfaßt hatte. Nach einigen Irrfahrten in Deutschland stellte ihn der Kaiser in Wien als Theaterdichter an. Dort schrieb er mehrere Opern, unter andern auch für Mozart den „Figaro" und den „Don Juan". Nach dem Tode Joseph's II. verließ er, amtlos geworden, Wien, heirathete in Triest die Tochter eines armen Engländers und wurde, nach mehrfachen Reisen nach England und Holland zuletzt gänzlich verarmt, beim italienischen Theater in London angestellt. Mißverhältnisse mit dem dortigen Theaterdirector nöthigten ihn auch hier zum Austritt und zum Entschluß, einen Buchhandel 1806 zu etabliren. Das neue Geschäft glückte ihm, aber all sein Gewinn ging darauf, als er sich mit zwei ganz verschuldeten Musikalienhändlern einließ. Von seinen Gläubigern mit dem Gefängnisse bedroht, floh er nach New-York, wohin er seine Familie vorausgesendet hatte, und unternahm dort nach mannichfachen abermals verunglückten Speculationen die Leitung einer italienischen Oper, die ihn nicht hat untergehen lassen. Er starb am 17. Aug. 1838. Sein vielbewegtes Leben hat er selbst interessant beschrieben, in „Memorie di Lorenzo da Ponte" (4 Bde., Neu-York 1823—27).

Ponte-Corvo, ein Fürstenthum zu der päpstlichen Delegation Frosinone, mit einem 2 QM. großen Gebiete und 6000 Einw. zum Kirchenstaate gehörig, mit welchem es der eroberungssüchtige Papst Julius II. (starb 1514) vereinigte. Die Stadt liegt am Garigliano, in der Terra di Lavoro, hat eine Citadelle, 6 Kirchen und 5400 Einw., welche bedeutende Landwirthschaft treiben. Marschall Bernadotte, später König von Schweden, erhielt sie von Napoleon zum Geschenk und nannte sich Prinz von Ponte Corvo; er trat sie jedoch 1810 an den Kirchenstaat wieder ab.

Pontifex war bei den Römern ein Priester, der nicht einer besondern Gottheit diente, sondern dessen Dienste allen oder mehreren Gottheiten gewidmet waren. Die Pontifices hatten den ersten Rang unter den Priestern und waren schon von Numa angeordnet. Anfangs war es nur Einer, hernach 4, dann 8, seit Sulla 15 und mehrere. Sie bildeten ein eigenes Priestercollegium, in welchem der P o n t i f e x M a x i m u s der Vornehmste und Vorsteher war, der mit dem höchsten priesterlichen Ansehen die meisten Vorrechte verband, zuerst durch die Könige, dann durch das Collegium Pontificum selbst, darauf durch das Volk und zuletzt durch die Comitia tributa geweihet wurde. Das Amt wurde ihm auf Lebenszeit übergeben. Er hatte die Aufsicht über alle übrigen Priester, selbst über die Vestalinnen, über alle Religionsangelegenheiten, über die Anordnung der Feste und feierlichen Gebräuche, die Abfassung der öffentlichen Jahrbücher (der Annalen, Annales maximi) und die Entscheidung mancher Rechtshändel, die auf Religion Bezug hatten (jus Pontificum). Er durfte sich nicht aus Italien entfernen. Seit August, der diese Würde zuerst annahm, führten sie alle Kaiser, bis Gratian sie abschaffte. — In der christlichen Kirche ging diese Würde auf den Papst über, der sich selbst den Pontifex Maximus nannte. — Die Gewänder der Geistlichen in der römischen Kirche, die sie besonders bei feierlichen Gelegenheiten und an Festtagen trugen, heißen P o n t i f i c a l i e n. P o n t i f i c a t bezeichnet die Würde eines P., in der kathol. Kirche besonders die päpstl. Würde.

Pontinische, P o m t i n i s c h e S ü m p f e, ein 6 deutsche Meilen langer, 1 bis 1½ Meile breiter sumpfiger Landstrich im südlichen Theile des Kirchenstaates, von Terracina bis Nettuno, theils mit Schilf und Rohr bedeckt, theils gute Weiden für zahlreiche Pferde-, Rinder- und Büffelheerden bietend, ist wegen der ungesunden, den Sümpfen entsteigenden Luft nur von wenigen Menschen bewohnt, welche blaß und erdfahl aussehen, von Jagd und Fischerei und nebenbei von Straßenräuberei leben. Im Norden und Osten

begrenzen Gebirge, im Süden das Meer, im Westen die Campagna di Roma die Sumpfebene, auf der nach Plinius Berichten in den frühesten Zeiten der römischen Republik mehr als 20 Ortschaften geblüht haben sollen, welche entweder in Kriegen verwüstet wurden, oder deren Bevölkerung wegen der ungesunden Luft ausgestorben ist. Die den Apenninen entströmenden zahlreichen Gebirgswasser schleichen nur langsam durch diese Ebene, der es nach dem Meere zu fast an aller Abdachung fehlt; die Wasser bleiben daher oft stehen und verlieren sich im Sand und Sumpfe. In den frühesten Zeiten begann man die Austrocknung dieser Landstrecke, zunächst um die Hauptstadt von der ihr entsteigenden Pestluft zu befreien und die Ebene zu cultiviren. Der Consul Appius Claudius machte den ersten Versuch und ließ 313 die bekannte appische Straße durch die Sümpfe führen. Des Consuls Cornelius Cethegus Plan wurde vereitelt und Cäsar durch seinen plötzlichen Tod an der Ausführung des Riesenplanes gehindert, die Tiber durch jene Sümpfe zu leiten. Die unter Augustus angelegten Entwässerungsgräben verfielen, ebenso die in dieser Hinsicht begonnenen Werke unter Nero und Trajan zur Zeit, als des römischen Reiches letzte Stunde geschlagen hatte. Theodorichs Versuche hatten nur geringen Werth. Die auf dem Stuhle Petri saßen, legten zum öftern Hand ans Werk, Bonifacius VIII. ließ einen großen Kanal ziehen, der die Umgegend von Sezze und Sermonetta entwässerte. Der Kanal (Rio Martino), den Martin V. 1417 zur allgemeinen Trockenlegung dieser Gegend fast bis zum Meere hin hatte anlegen lassen, blieb nach seinem Tode unvollendet, und die Familie Medici that nichts, obgleich ihr Leo X. mit der Bedingung, die Arbeiten fortzusetzen, diese Gegend geschenkt hatte. Von Sixtus V., der den Kanal Fiume Sisto graben ließ, bis auf Pius VI. (200 Jahre lang) geschah nicht das Geringste. Pius ließ die ganze Gegend genau nivelliren und 10 Jahr lang seit 1778 die Entwässerung der Sümpfe durch zweckmäßige Anordnungen betreiben, wie dies die Anlegung der berühmten Landstraße Linea Pia beweist. Zwar haben diese Gegenden viel von ihrer furchtbaren Gestalt verloren, auch ist die Luft verbessert, aber doch ist der Erfolg aller Bemühungen in Vergleich zu den großen Kosten nur gering, und es wird das Abschreckende und Unheimliche jener Gegenden noch durch die Räuberbanden erhöht, welche hier in neuerer Zeit wie ehedem ihr Wesen treiben, als die französische Regierung sie noch nicht in Furcht gesetzt hatte. Vergl. Prony „Description hydrographique et historique des Marais Pontins" (Par. 1823, 4., mit Atlas).

Pontius, Cajus, der Sohn des Pontius Herennius, hieß der Feldherr der Samniter, der im Jahre 321 v. Chr. die Römer in den Caudinischen Pässen (s. d.) einschloß, im Jahre 298 von den Römern gefangen und trotz des Edelmuthes, den er früher gegen sie bewiesen, hingerichtet wurde. — Auch in dem Bundesgenossenkriege zeichnete sich ein Pontius Telesinus als Heerführer der Samniter aus. Er fiel vor Präneste gegen Sulla im Jahre 82 v. Chr. — Zu dem römisch plebejischen Geschlechte, das den Namen Pontius führte, gehörte Lucius P. Aquila, Volkstribun im Jahre 45 v. Chr., einer der Mörder des Cäsar, der als Legat des Decimus Brutus siegreich gegen Titus Munatius Plancus (s. d.), focht, und in der Schlacht bei Mutina im J. 43 fiel; und Pontius Pilatus (s. d.) der Prätor des Augustus in Judäa.

Pontons heißen leichte tragbare Fahrzeuge, welche mit den nöthigen Geräthen zur Verfertigung der Kriegsbrücken auf besondern Wagen der Armee im Felde folgen, um sogleich eine Brücke zum Uebergang der Truppen herstellen zu können. Die zu dieser Arbeit bestimmten Leute werden Pontonniere genannt, die entweder, und besser, besondere Compagnien bilden, oder einzeln den Pioniercompagnien zugetheilt sind. Sie marschieren mit dem Brückenzuge, und wenn ein Fluß überschritten werden soll, laden sie die P. von ihren Wagen (Haquets), schieben sie in das Wasser, bringen sie neben einander und belegen sie mit 5 Balken, welche die Breterdecke tragen, die mit 2 darauf gelegten Balken festgerödelt wird. Anker halten die fertige Brücke gegen den Strom und unterwärts gegen den Rücktrieb, der außerdem bei starkem Uebergange ein heftiges Schwanken der Brücke verursacht. Schon die Königin Semiramis soll tragbare Fahrzeuge bei ihrem Heere mitgeführt haben, die stückweise auseinander genommen zum Gebrauch durch Haken und Oesen

zusammengesetzt werden konnten. Cäsar ließ im Bürgerkriege **Pontons** aus Weidenruthen flechten und mit Leder überziehen, die sehr leicht waren; ähnliche Fahrzeuge hatte Julian im 4. Jahrhunderte, womit er in dem Perserkriege über den Euphrat, Tigris und andere Flüsse ging. Vegez erwähnt ebenfalls besondere Brückenkähne von leichtem Holze und durch Feuer ausgehöhlten Bäumen, die nebst dem erforderlichen Holz- und Eisenwerk und Seilen bei dem Heere mitgeführt wurden. Anstatt der Anker dienten kegelförmige Körbe, mit Steinen oder Grand angefüllet. Die Holländer sind wahrscheinlich die Ersten, welche Pontons aus Metallblech hatten, die sich auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei dem französischen Heere finden, sie waren viereckig, 17½ Fuß lang, 5 breit, 2⅓ tief, und bestanden aus einem hölzernen Gerippe mit dünnem Messing- oder Eisenblech überzogen. Bald nahmen alle europäischen Heere diese metallenen Pontons an, denen jedoch der sächsische Oberst Geisler eine vorn scharfe, schiffähnliche Gestalt gab, sie aber zudeckte und inwendig mit 86 wasserdichten Fächern versah. So kann der Ponton nie versenkt werden, weil sich immer nur einige Abtheilungen mit Wasser füllen und die übrigen leeren ihn alsdann schwimmend erhalten. Ein wesentlicher Fehler ist allen metallnen Pontons gemein: daß die mit Zinn verlötheten Fugen bei dem Fahren auf steinigten Wegen leicht auseinander springen und deshalb stete Reparaturen bedürfen, wo denn das dazu nöthige Material nicht überall zu haben ist, ohne der bedeutenden Kosten zu erwähnen, welche der Neubau metallner Pontons erfordert. Die Oesterreicher haben sich auch stets 28 Fuß langer, oben 7 Fuß breiter, hölzerner Pontons bedient, die zwar zu Brücken über die großen Ströme Deutschlands und Italiens, den Rhein, die Donau, die Elbe, den Po, die Adda sehr brauchbar, aber wegen ihrer Größe und Schwere (über 1800 Pfund) mühsam zu behandeln und fortzubringen sind. Die Preußen haben deshalb, nach der Erfindung des Ingenieurgenerals von Hoyer eine neue Art leichter hölzerner Pontons eingeführt, 23 Fuß lang, 5 Fuß breit, die nur gegen, nicht über 1000 Berliner Pfund wiegen, und mit ihrem Brückengeräthe (7 Balken, 12—15 Breter, einem Ankertau und schwachem Leinenzeug) auf einem Wagen mit eisernen Achsen eben so leicht, wie eine 6pfündige Kanone gefahren werden. Aus gleicher Ursache, zu Erlangung größerer Leichtigkeit, haben die Russen ein vierseitiges hölzernes Gerippe mit $^5/_{32}$ Segeltuch überzogen, das zusammen 971 Pfund wiegt. Zum Marsch wird der Ueberzug hinweg genommen und die Seitenwände werden durch Losmachen der Querriegel von einander getrennt, so daß 2 Pontons auf einem Wagen gefahren werden können, während ein zweiter das Brückengeräthe für beide führt. Es fällt jedoch in die Augen: daß bei dem Brückenschlagen das Zusammensetzen der Gerippe und das jedesmal nothwendige Bestreichen mit einem Firniß von 40 Pf. Hanföl, 1 Pf. Wachs, 1 Pf. Seife, 1 Pf. Weizenmehl, 2 Pf. Thon, ¾ bis 1 Pf. elastischem Harz und 5 Pf. Kienruß viel Zeit raubte. Mat hat deshalb für den schnellen Uebergang der Avantgarden und fliegenden Corps bei der russischen Armee eine kleine Art Kastenpontons aus schwachen Bretern eingeführt: 14 Fuß lang, 3 Fuß breit und 1′ 10″ hoch, am Boden und an den Seitenwänden — ähnlich den Rettungsbooten der Lootsen, — mit Kork ausgefüttert. Jeder Kasten, der 80 Würfelfuß Raum einnimmt, ist durch schwache Querwände in 6 Fache getheilt und oben wasserdicht verschlossen, damit das irgendwo eingedrungene Wasser sich nicht durch den innern Raum verbreiten, noch auch bei stürmischem Wetter durch den Wellenschlag von außen Wasser hinein geworfen werden kann. Zwei dergleichen Kasten werden mit 4 Fuß im lichten Abstand durch 10′ lange Balken verbunden, daß sie Brückenglieder bilden, die durch 5 Balken von 18′ Länge mit 12′ Entfernung im Lichte vereiniget, verankert und mit Bretern bedeckt werden. Denselben Zweck, möglichste Leichtigkeit des Transportes, zu erreichen, hat der Engländer **Colleton** seine **Cylinderpontons** angegeben, die aus einem 2½ F. dicken, 11 F. langen Cylinder, von 8 Lin. starken Faßtauben aus leichtem Holze, bestehen, auf jeder Seite mit einer 4½ F. langen kegelförmigen Spitze und durch 9 Scheidewände aus schwachem Kupferblech in 10 besondere Fache getheilt, welche die Bestimmung haben: die Verbreitung des Wassers im Innern des Cylinders zu hindern, dessen Faßstäbe durch 23 eiserne, zusammen geschraubte Reife ver-

einiget sind. Zwei dergleichen Cylinder, zusammen 544 Pf. wiegend, werden mit ih 272 Pf. schweren Brückengeräthe auf einem vierspännigen Wagen gefahren. Sie w mit 12 Fuß Abstand durch 4 Querriegel und eiserne Ringe zu einem Brückengliede v bunden und werden dann mit 6 20 F. langen, 4 F. starken Balken belegt. Ein sol Brückenzug befand sich 1816 im Lager bei Famars und folgte allen Bewegungen d Truppen. Die Cavalerie soll zu Dreien (?) über die mit ihnen geschlagene Brücke gega gen sein, was jedoch bei der Länge der Breter von nur 10 F. kaum glaublich erschei Die Franzosen haben mit dergleichen Cylindern 1819 auf dem Rheine Versuche angestel wo Drieu und die andern Pontonnier-Offiziere nicht sehr günstig darüber urtheilte weil sie nicht einzeln zum Uebersetzen brauchbar sind, um schnell leichte Infanterie a das jenseitige Ufer zu bringen; und weil mit ihnen das Brückenschlagen über einen groß Fluß seine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben würde.

Pontoppidan, Erik, der Aeltere, Doctor der Theologie, Bischof von Dront heim und fruchtbarer dänischer Schriftsteller, wurde auf der Insel Fühnen 1616 geb. Nac Vollendung seiner akademischen Studien lebte er als Hauslehrer in einer adeligen Famili, ward 1640 gekrönter Dichter und 1642 Magister und Mentor eines jungen Edelmannes. Seit 1673 war er Bischof von Drontheim und starb daselbst den 12. Juli 1678. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die gediegensten: „Epigrammatum sacrorum centuriae III.“; „Bucolica sacra“; „Aucupium Solandiae“; „Grammatica danica“; „Margarita Cimbrica“ — Erik P., der Jüngere, dänischer Bischof von Bergen, gleichfalls berühmter Schriftsteller, wurde 1698 zu Aarhuus geboren. Neben seinen vielen geographischen und naturhistorischen (der von ihm begonnene, von Hoffmann vollendete Atlas von Dänemark) sind auch die theolog., namentlich kirchenhistor. Werke von großem Werthe; unter den letztern nennen wir die sehr schätzbare „kurzgefaßte Reformationshistorie der dänischen Kirche“ (Lübeck 1734); „Annales ecclesiae danicae diplom.“ (4 Theile, Kopenh. 1741—47); so wie seine „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam“ (3 Bde., Lpz. 1740 u. 41). P. starb den 20. Dec. 1764.

Pontormo, florent. Maler, hieß eigentlich Giacomo Carrucci und war 1493 zu Pontormo geboren. Sein Lehrer, Andrea del Sarto war auf des Schülers Talent, das selbst Rafael und M. Angelo anerkannten, so eifersüchtig, daß er ihn durch widerwärtige Behandlung nöthigte, sein Atelier zu verlassen. P. erfüllte die Besorgnisse seines Lehrers nur halb und malte nur wenige historische Bilder, darunter die großartige Heimsuchung Mariä in der Vorhalle der Annunziata. Berühmter wurde er durch seine vortrefflich aufgefaßten, auch in der Färbung sehr schönen und lebendigen Porträts, welche als die besten der florent. Schule gelten. Er starb 1556. In der spätern Zeit seines Lebens war er ein menschenscheuer Sonderling geworden.

Pontus Euxinus, ist der Name des schwarzen Meeres (s. d.) bei den Griechen. Bis in das 7. Jahrhundert vor Chr. hieß es Pontus Axeinos, d. h. das unwirthbare Meere und verlor nach Pomp. Mela 1, 19, 6 diesen Namen, seitdem es von den Milesiern beschifft wurde, und an den Küsten Städte angelegt wurden, wie Heraklea und Sinope an der Südküste, Phasis und Dioskurias an der Ostküste, Apollonia, Tomi und Salmydessos an der Westküste.

Pontus, das Meer, als mythologische Person gefaßt, wird nach dem Sanchuniathon als ein Sohn des Kronos, nach Hesiod und der griech. Mythologie überhaupt als ein Sohn der Gäa, d. i. der Erde, angegeben. Er zeugte mit seiner Mutter den Nereus, Phorkys, Thaumas, die Keto und Eurybia.

Pontus, ehemals eine Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere, im persischen Zeitalter Kappadocien am Pontus genannt, machte damals eine persische Satrapie aus, jedoch mit einem zinspflichtigen Fürsten. Doch wohnten in den verschiedenen Zweigen des Gebirges Paryades im Osten und Westen von Pontus immer mehrere unabhängige Völkerschaften von verschiedener Sprache und Lebensweise, roh und uncivilisirt. Die Küste in diesen Gegenden wurde nach und nach mit griechischen Pflanzstädten, Factoreien für den

Tauschhandel mit den wilden Völkerschaften, angebauet, die später befestigte Städte mit einem kleinen Gebiete rings umher wurden. Erst von da an kam der Name am Pontus auf, welcher jedoch Gegenden begriff, die zum spätern Reiche Pontus nicht gehörten. Die Bergvölker wurden erst später, als nach der Demüthigung Antiochus' des Großen sich in Groß- und Klein-Armenien eigne Fürsten bildeten, unterworfen und zinsbar gemacht. Antipater, König von Klein-Armenien, trat das Gebiet vom Pontus, von Trapezus an bis zum Fluß Thermodon, an seinen Vetter Mithridates den Großen ab, der schon die westlichen Reiche am Pontus von seinen Voraltern her besaß. Diese westlichen Theile, von Kappadociern, oder nach griechischer Benennung, weißen Syriern bewohnt, waren es, welche unter persischer Hoheit standen und anfangs wahrscheinlich mit den übrigen Kappadociern einerlei Satrapie bildeten, bis sie 100 Jahre nach Xerxes eine eigene Dynastie erhielten und in einen wandelbaren Zusammenhang mit Persien traten Als Mithridates unter Darius als solcher Dynast von Paphlagonien (so nannte sich damals die Landschaft) die Herrschaft des Perserkönigs nicht anerkennen wollte, bemächtigte sich der Satrap von Phrygien Ariobarzanes, der ein Achämenide zu sein sich rühmte, weswegen sich die folgenden Könige von Pontus daher leiteten, des Reiches, das er nun von Darius zum Geschenk erhielt. Sein Sohn Mithridates, der sich Alexander dem Großen unterwarf, blieb also im Besitz des Reiches; er wurde aber zuletzt von Antigonus getödtet, gegen den er mit Eumenes gekämpft hatte. Sein Sohn Mithridates III. bemächtigte sich der väterlichen Länder wieder und hatte während der damaligen Unruhen und Kriege gegen Antigonus in Asien Muße, sich darin zu befestigen und nach der Schlacht bei Ipsus (301) gänzlich unabhängig zu werden. Er ist daher als der Stifter des pontischen Reiches anzusehen, welches er noch durch Eroberung der angrenzenden Landschaften vergrößerte. Von jetzt an erst scheint der Name Pontus allmälig aufgekommen zu sein, in der Bedeutung eines eigenen Reiches. In dieser Herrschaft behaupteten sich die Nachfolger des Mithridates, jedoch mit wechselnden Grenzen. Ihrer waren 7, zuerst Ariobarzanes II., unter welchem die Galater mehrere Stücke seines Gebietes einnahmen, aber dann mit Glück von ihm bekämpft wurden. Ihm folgte Mithridates IV., dann Pharnaces, welcher lange seine mit den Römern verbündeten Nachbarn bekämpfte, Sinope eroberte und zu seiner Residenz machte; jedoch später Paphlagonien an Eumenes VI. von Pergamus abtreten mußte. Sein Sohn Mithridates V. machte sich die Römer zu Freunden, indem er ihnen den Aristanikus besiegen half, erhielt dafür Großphrygien zum Geschenk und durfte das ihm testamentlich vermachte Paphlagonien annehmen. Zum höchsten Gipfel des Glanzes erhob Mithridates VI., der Große (121 bis 64 v. Chr.) das väterliche Reich. Dieser merkwürdige Fürst, verband mit den ausgezeichnetsten Geistesanlagen eine rastlose Thätigkeit und einen äußerst starken und abgehärteten Körper, er scheute aber auch kein Mittel, um zur Ausführung seiner Pläne zu gelangen, daher sein Leben mit den größten Verbrechen befleckt ist. Er dehnte sein Reich durch schnelle Eroberungen gegen Osten so aus, daß es, die Küstenkrümmungen mit eingerechnet, eine Länge von 500 M. umfaßte, aber auch eine um so geringere Breite. Schon während der Kriege mit den Scythen in Taurien soll er den Plan gehabt haben, von der Donau her in Italien einzudringen und die übermüthigen Römer zu demüthigen. Nachher faßte er den Entschluß, sich ganz Kleinasien zu unterwerfen. Er begann mit Paphlagonien, welches er mit Nicomedes II. theilte, bemächtigte sich Galatiums und Kappadociens, kam aber dadurch mit den Römern in Berührung, welche sich für diese kleinern Staaten erklärten. Gereizt entschloß er sich zum Kriege gegen die übermüthigen Weltbeherrscher, und es begann der erste mithridatische Krieg (88—85), anfangs mit dem glänzendsten Erfolge für ihn, dann wenigstens so geendigt, daß er nur seine neuen Eroberungen gegen Westen, Bithynien, Kappadocien und Paphlagonien, verlor. Der zweite Krieg gegen Rom (84—82) hinderte ihn nicht, seine Macht in Kolchis und im cimmerischen Bosporus zu befestigen und seinen Sohn Menhares zum König von Bosporus einzusetzen. Ein von Sulla abgeschlossener Vergleich endete den Kampf; aber ein Angriff von Kappadocien, den er durch seinen Schwiegersohn ausführen ließ, erneute ihn und führte den dritten mithrida-

tischen Krieg (75—64) herbei, in welchem er sich lange gegen Lucullus behauptete u wenn auch durch den großen Sieg des Pompejus bei Nicopolis (66) sehr geschwächt wur doch immer noch Hoffnung nährte, vom Bosporus aus die Römer in Italien anzugreif Doch durch die Treulosigkeit seines Sohnes Pharnaces empörte sich sein Heer u verließ ihn, worauf er sich selbst durch einen Gallier ermorden ließ. Pontus wur römische Provinz, Pharnaces erhielt den Bosporus, und seinen Nachkommen lie die Römer bis auf Nero einen Theil des Landes. — Ein neues pontisches Re entstand im 13. Jahrhundert nach Chr., durch den 1204 von den Lateinern au Konstantinopel vertriebenen Alexius Komnenus, welches erst durch Mahomed II. (1459 unterging.

Popayan ist eine von den 38 Provinzen, in welche der Staat von Columbia in dem 18. April 1826 getheilt ist und liegt in dem Departement Cauca, hart am mexikan schen Meerbusen. Hier wie in der nördlich angrenzenden Departement Cundinomark wird der Boden durch Arme des Andes gebildet, die von solcher Höhe und so von Schluchten zerrissen und an ihren Abhängen mit Wald bedeckt sind, daß sie für jedes Thal fast unüber steigliche Grenzmauern bilden. Ueberall herrscht üppige Fruchtbarkeit, aber nur sehr wenig ist ordentlich cultivirt. Die reichen Bergwerke werden wenig benutzt, und man begnüg sich mit Goldwäschereien, die reiche Ausbeute geben. Außer Silber, Kupfer und Blei fin den sich Smaragden in großer Zahl, Steinkohlen, Steinsalz und Platina. Der China baum wächst sehr häufig. Die Hauptstadt Popayan liegt unweit der Quellen des Cauca und am Fuß der beiden mit Schnee bedeckten Vulkane Purace und Sotora, und zählt etwa 7500 Einw. Während der spanischen Herrschaft war die Stadt blühend und Sitz eines Gouverneurs; jetzt ist sie in Folge der innern und äußern Kriege und durch den Verfall des Bergbaus sehr herabgekommen, doch ist sie noch immer als Stapelplatz zwischen Quito und Bogota von Wichtigkeit und eine der bedeutendsten Städte Neugranadas. Sie ist Sitz eines Bischofs, einer Universität zweiten Ranges und eines Gymnasiums.

Pope, Alexander, geb. zu London am 22. Mai nach Andern am 8. Juni 1688, gest. den 30. Mai 1744, wird von seinen Landsleuten zu den ausgezeichnetsten Dichtern der englichen Nation gerechnet. Seine ganze Familie, welche sich zu der katholischen Kirche bekannte und mithin den Tories angehörte, war auf das eifrigste dem Hause der Stuarts zugethan, weshalb sein Vater nach der Revolution von 1688, welche den Stuart Jacob II. stürzte und Wilhelm von Oranien als Wilhelm III. auf den englischen Thron erhob, sich nach Binfield bei Windsor-Forest zurückzog, den lebhaften 8jährigen, jedoch sehr schwächlichen Knaben aber bei Taverne, einem Geistlichen in Hampshire, zurückließ, wo derselbe aus Uebersetzungen des Homer (von Ogilby) und des Ovid (von Sandy) die ersten englischen Verse kennen lernte und großen Gefallen daran fand. Darauf besuchte Pope bis zu seinem 12. Jahre die Schule zu Twyford bei Winchester, und Hydepark-Corner, und gewann besonders am letztern Orte das Theater sehr lieb. Bei seiner Rückkehr in das älterliche Haus wurde die in ihm erwachte Lust, poetische Erzeugnisse zu liefern, durch die Eitelkeit, womit sein Vater dieselben sah, noch mehr angestachelt. Auf seine poetische Bildung hat die Natur mehr Einfluß gehabt, als die katholischen Priester, denen seine Erziehung anvertraut war, denn diese befreiten ihn kaum von der gröbsten Materie. Seine eigentliche Bildung aber verdankte er dem Studium der Alten, die er als ewiges Vorbild im Reiche des Schönen verehrte, und den Werken Spencer's, Waller's und Dryden's, nach deren Grundsätzen, Geschmack und Kritik er sich besonders richtete. Nach ihnen bildete er seine Sprache und seinen Rhythmus aus. Aber auch mit der französischen und italienischen Literatur war er nicht unbekannt. Aus seinem philosophischen Geiste, der seine Phantasie immer mit seinen Fittigen bedeckt hielt, ist es vielleicht zu erklären, wie er beständig nur den Umgang älterer Leute suchte und nie jugendliche Freunde gehabt hat. Es erhellt ferner hieraus, wie seine Poesie mehr die kalte Verstandesrichtung befolgen mußte, als die der beschwingten Phantasie. Man erinnere sich hier an die Namen Arbuthnot, Steele, Congrève, Gay, Walsh-Trumbol und vieler Anderer. Ein gewisser Cromwel zog ihn zu

einem wahren Lästerer der Weiber herab, wie es einst Euripides gewesen war. Sein natürliches Gefühl wurde oft durch die Sucht nach Witzen verdunkelt, und gewiß war dies oft der Grund, weshalb er in bittern und hartnäckigen Kampf mit seinen Nebenbuhlern und Zeitgenossen gerieth, wie z. B. mit John Dennis, Ambrose Philips und Addison u. A. Man erzählt, wie er beleidigt von einem toristischen Gegner wegen seiner literarischen Produkte die Partei der Whigs ergriffen habe und den Mantel wieder nach einer andern Seite wandte, wenn ein Whig seine Schmähungen gegen ihn ausstieß. Sein ganzes, von den Zeitgenossen überschätztes Verdienst beschränkte sich nach des ehrwürdigen Wachlers gründlichem Urtheil (Literatur Gesch. III. 288) „auf helle Bestimmtheit und kunstgemäße Richtigkeit des sie versinnlichenden Ausdruckes". Daraus erhellt aber auch, wie bei Pope die Poetik und Verskunst bei Weitem besser ist, als seine Poesie, wie er weit besser Uebersetzungen und Verbesserungen fremder Gedichte (z. B. Chaucer-Rochester) liefern, als eigne phantasiereiche Gedichte schreiben konnte. Er verband mit einem sehr fruchtbaren Genie einen seltenen Kunstfleiß und hat vielfach in allen Gattungen der Poesie mit gutem Erfolge gearbeitet, so daß er schon seit 1709 als Muster und Meister von der Nation anerkannt wurde. Wir geben das Bemerkenswertheste seiner Schriften nach Wachler an: die Ode „On solitude", die er schon in seinem 12. Jahre (1700) machte, die Oden „On Cecilia's day" (1708) und „The dying Christian to his soul" sind die besten Produkte seiner lyrischen Muse. Die „Pastorals" von 1704 sind zu sehr polirt, aber ihre Sprache ist ausgezeichnet. Die Lehrgedichte „Essay on criticism" (1709), „Essay on man" (1733) und die „Moral Essays" gewähren dem sittlichen Denker reichen Stoff. Die Allegorie „Temple of fame" (1711) strotzt von sinnreichem Bilderreichthum. Die komische Epopöe „Rape of the Lock" (1712) ist voll Laune und ein Meisterstück der Kunst, welche für Unbedeutendes die Theilnahme der Darstellung zu steigern versteht. Unter den „Heroiden" ist die von „Eloisa an Abelard" die gefeiertste; einige Elegien sind vortrefflich; die Satiren sind dem Horaz nachgebildet, auch hat er die Donneschen überarbeitet und nicht ohne leidenschaftliche Bitterkeit die schlechten Schriftsteller in der „Dunciade" (1729) gegeißelt. Schon 1702 übersetzte er die Thebais des Statius und machte späterhin mit der modernisirten Uebersetzung des Homer „Ilias" (Lond. 1716 flg., 6 Bde.); „Odyssee" die letzten 12 Bände, von El. Fenton und W. Broome (Lond. 1725, 5 Bde.; Lond. 1805, 12 Bde., mit Anmerkungen von G. Wakefield, Lond. 1806, 9 Bde.) sein zeitliches Glück. Seine prosaischen Schriften, namentlich die Briefe (Lond. 1737, 4.) und mehrere Abhandlungen stehen wegen gediegener Einfachheit und wohlberechneter Angemessenheit des Ausdrucks mit Recht in fortdauernder Achtung. Ausgaben seiner Werke besorgten Warburton (Lond. 1751), Warton (Lond. 1797), Bowles (10 Bde., 1806) und Johnson (10 Bde., 1812); seine dichterischen Werke erschienen in London 1804 und 1815 (3 Bde.); eine deutsche Uebersetzung lieferten Oelckers und A. Böttger (4 Bde., Lpz. 1842).

Popen, (aus papa entstanden) heißen die Geistlichen der russ.-griech. Kirche. Die obersten heißen Protopopen (Oberprediger).

Popilius, ein römisch plebejisches Geschlecht, das in den Fasti zuerst mit Marcus P. Länas erscheint, der das Consulat dreimal bekleidete und im Jahre 403 die Gallier schlug. — Zu demselben Geschlechte gehörten Cajus P. Länas, der 172 v. Chr. mit Publius Aelius Ligur und 158 Consul war, und 167 an Antiochus IV. von Syrien als Gesandter geschickt wurde, um ihn zur Aufgebung der Eroberung von Aegypten zu nöthigen, bei welcher Gelegenheit er mit römischen Stolz, als der König Bedenkzeit wollte, mit seinem Stab einen Kreis um ihn zog und ihm gebot sich zu erklären, bevor er aus ihm heraustrete. — Zu diesem Geschlechte gehörte auch P. Länas, der die Schar führte, die den geächteten Cicero, von dem er selbst früher vertheidigt worden war, mordete.

Popma, Ausonius de, eigentlich von Popmen, ein gelehrter Grammatiker und Jurist, geb. 1565 zu Alst in Friesland, studirte in Köln und Löwen und starb um 1613. Er schrieb Anmerkungen zu Cicero's „Briefen", zu Vellejus und Sallustius,

bearbeitete die Schriften „De re rustica“ von Cato (Leyd. 1590; 2. Aufl., 1598) und Varro (Franeck. 1591) und machte sich um das gründlichere Studium der latein. Sprache besonders durch sein bis in die spätesten Zeiten vielgebrauchtes synomisches Werk „De differentiis verborum libri IV.“ (Antw. 1606) bekannt, welches oft wiederholt und mit einem andern Schrift verwandten Inhalts „De usu antiquae locutionis“ am besten von Richter (Lpz. 1741), Messerschmid (Lpz. 1769) und zuletzt mit Cellar's „Antibarbarus“ vermehrt zu Neapel (2 Bde., 1791) herausgeben wurde. Seine juristischen Schriften hatten nur für seine Zeit Werth.

Poppe, Johann Heinrich Moritz, Hofrath und quiescirter ordentlicher Professor der Technologie zu Tübingen, geboren den 16. Jan. 1776 in Göttingen, Sohn des Universitätsmechanikus daselbst, übte sich von Jugend auf in der Werkstatt seines Vaters und studirte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, auf der dortigen Universität Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Er trat frühzeitig als ausgezeichneter Schriftsteller auf; 1796 erschien sein „Versuch einer Geschichte der Uhren“, auf welche sein „Wörterbuch der Uhrmacherkunst“ folgte; 1800 gab er ein größeres Werk über die „Geschichte der theoretischen und praktischen Uhrmacherkunst“ heraus, und erwarb in demselben Jahre durch seine Schrift „Ueber den Gebrauch des Cirkels und der Curven in der Mechanik und Baukunst“ den von der philosophischen Facultät ausgesetzten Preis. Seine „Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens“ (8 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1820—26) gehört zu dem Besten, was über diesen Gegenstand erschienen ist. Er widmete sich dem Lehramt und hielt anfangs in Göttingen Privatvorträge über Mathematik und Technologie, worauf er 1804 als Professor der Mathematik und Physik an das Gymnasium zu Frankfurt a. M. kam. Hier gab er eine von der Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig gekrönte Preisschrift „De incrementis et progressibus literarum mechanicarum“ heraus, und gewann ebenso den Preis, welchen der Graf von Berchtold für die Frage aussetzte, welche Maschinen und Erfindungen zur Rettung des menschlichen Lebens aus verschiedenen Gefahren bekannt und welche die vorzüglichsten derselben seien. P.'s Abhandlung über diesen Gegenstand wurde beinahe in alle Sprachen übersetzt, er benutzte sie später zu seinem 1811 in Nürnberg erschienenen „Noth- und Hülfslexikon“. Damals schrieb er auch sein „Handbuch der Technologie“ (4 Abthl., Heidelb. 1806—10), welches ins Italienische übersetzt wurde; ebenso bearbeitete er die „Geschichte der Künste und Wissenschaften“, die „Geschichte der Technologie“ (3 Bde., Gött. 1807—11). Im Jahre 1811 wurde er Lehrer an dem neu errichteten akademischen Lyceum zu Frankfurt, trat aber nach Auflösung dieser Anstalt 1814 wieder in seine frühere Stelle am Gymnasium. Er gründete 1816 in Frankfurt die Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Kenntnisse und ihrer Hülfswissenschaften und bald darauf die dortige Handwerksschule. Im Jahre 1818 erhielt er in Tübingen die Professur der Technologie und schrieb zum Behuf seiner Vorträge das „Technologische Lehrbuch“ (Stuttg. 1819). Von seinen übrigen Schriften nennen wir das „Technologische Lexikon“ (5 Bde., Stuttg. 1815—20); „Ausführliche Anleitung zur allgemeinen Technologie“ (Stuttg. 1821) von großem praktischen Werth; „Neue Handwerks- und Fabrikschule“ (10 Bde., Tübing. 1826—33), und die populären Schriften: „Der physikalische Jugendfreund“ (8 Bde., Frankf. 1811—16); „Lehrbuch der reinen und angewandten Mathematik“ (2 Bde., 2. Aufl., Frankf. 1820); „Handbuch der Experimentalphysik“ (2. Aufl., Hanov. 1826), „Lehrbuch der Maschinenkunde“ (Tübing. 1821); „Populäres Handbuch der Mechanik“ (Tübing. 1829); „Geschichte der Erfindungen“ (4 Bde., Dresd. 1829), „Die Physik in Anwendung auf Künste und Manufakturen“ (Tübing. 1830); „Die Technologie in ihrem ganzen Umfange“ (Stuttg. 1829), „Volksnaturlehre“ (2 Bde., Tüb. 1837—38), „Technologisches Universalhandbuch“ (2 Bde., Lpz. 1837—38), „Lehrbuch der speciellen Technologie“ (2. Aufl., Stuttg. 1838) und die populäre, wirthschaftlich-technische Zeitschrift „Der deutsche Hausfreund“ (Stuttg. 1844 flg.). Auch sein Sohn Adolf P. hat sich bereits als wissenschaftlicher Techniker gezeigt.

Poppo, Ernst Friedrich, Philolog, geb. am 13. Aug. 1794 zu Guben in der

Niederlausitz, wurde von seinem Vater, dem Prediger des Ortes, zum Gymnasium vorbereitet, welches er 1805 in seiner Geburtsstadt bezog und studirte seit 1811 in Leipzig erst Theologie, dann Philologie. Nachdem er sich einige Zeit in Hermann's griechischer Gesellschaft und Beck's philologischem Seminar geübt hatte, vervollkommnete er sich in Berlin unter Wolf, wurde 1815 in Leipzig Magister und habilitirte sich als Privatdocent an der Universität daselbst durch Vertheidigung seiner „Observationes criticae in Thucydidem" (Lpz. 1815). Schon im März 1816 kam er als Conrector an das Gymnasium seiner Vaterstadt und im October desselben Jahres als Prorector an das Gymnasium zu Frankfurt a. d. O., an welchem er zwei Jahre später zum Director ernannt wurde. Hatte er sich schon bei Antritt des Prorectorats durch sein Programm „De usu particula ἂν apud Graecos" (Frankf. a. d. O. 1816, vollständiger abgedruckt in Friedmann's und Seebodes „Miscellanis maximam partem criticis" 1822), als einen ausgezeichneten Grammatiker bewiesen, so zeigte er sich nun in seinen Programm „Bemerkungen über die Art des Unterrichts in den verschiedenen Lehrgegenständen der Gymnasien, mit besonderer Rücksicht auf das Friedrichs-Gymnasium" (Frankf. a. d. O. 1819) als tüchtigen Schulmann. Als Kritiker hat er sich durch seine Ausgaben von Xenophons „Cyri disciplina" (Lpz. 1821) und „Expeditio Cyri" (Lpz. 1827), vorzüglich aber durch seine Ausgabe des Thucydides (11 Bde., Lpz. 1821—40) bekannt gemacht. Außerdem erwähnen wir noch seine Handausgabe des Thucydides in der Gothaischen Sammlung der griechischen Classiker, seine „Bemerkungen über die Rhythmen und den Dialekt der griechischen Tragiker (1821), die „Beiträge zur Kunde der Insel Chios" (1822), die gänzliche Umwandlung der Bremer'schen Ausgabe von Lucians „Göttergesprächen" (Lpz. 1816 u. 1823) und „Syracusarum obsidionis bello peloponnesiaco factae part. I. (1837).

Populares, s. Optimates.

Popularität, bedeutet eigentlich eine Landsmannschaft, also Leute welche zu ein und demselben Volke gehören. Diese umschließt gewöhnlich das Band gleicher Sitten und Gebräuche, und die Genossen derselben pflegen dieselben Neigungen und Zwecke zu haben. Daher hat man auch denjenigen Popularität beigelegt, welche sich die Sitten und Gebräuche sowie die Neigungen, Triebe, Leidenschaften, Zwecke einer Landsmannschaft anzueignen suchten, um sich entweder wirklich oder doch scheinbar mit derselben auf einen Standpunkt zu stellen, damit sie ein entschiedes Uebergewicht ausüben könnten. So heißt im Römischen besonders derjenige ein populärer Mann, welcher auf jegliche Weise die Gunst der Plebs zu erlangen sucht, der alle Mittel anwendet, um sich in derselben recht fest zu setzen, und gleichsam der Hebel ihrer Kräfte werden will. Daher bekam das Wort neben der Bedeutung von Herablassung eines Höheren zu Niederen gar bald eine „schlimme Nebenbedeutung, indem ein populärer Mann so viel war wie ein Demagog". In diesem Sinne heißen Alle diejenigen, welche die agrarischen Gesetze vorschlugen, populäre Männer, ferner die Volkstribunen, oder auch Leute, wie der Capitolinische Manlius, der seine Popularität mit dem Tode büßen mußte. Den Ruf solcher Popularität erwirbt man sich besonders durch ein leutseliges, humanes, herablassendes Betragen gegen Niedere, durch Eingehen auf ihre Ansichten und Begünstigung derselben, so wie ganz besonders durch Spenden an das Volk und durch Vertheidigung ihrer Rechte, die von Mächtigeren im Staate etwa angefochten werden. So wird denn jeder, der zu den Ansichten des Volkes, zu seinen Wünschen und Bestrebungen herabsteigt, ein populärer Mann genannt, er mag Fürst, Beamteter oder bloßer Demagog sein. Heil dem Volke, das populäre Fürsten und Beamtete hat, wehe ihm in der Hand und an dem Gängelbande von grund- und bodenlosen Demagogen! Doch nicht allein in Thaten und Handlungen wird der populäre Mann zum Volke herabsteigen und sich gleichsam mit ihm auf dieselbe Stufe stellen, auch populär muß er zu dem Volke reden können und wirklich reden. Denn wie die That populär wird, die sich den volksthümlichen Sitten anschließt, so heißt auf der andern Seite die Rede, sie mag schriftlich oder mündlich sein, populär, welche jedem aus dem Volke verständlich ist. Sie muß sich auf der einen Seite den Sitten und Ansichten des Volkes accommodiren, und auf der andern

eine solche Sprache führen, daß jeder einigermaßen aus dem gröbsten Schlamme Herausgezogene sie durchgehends verstehen und begreifen kann, sowie den Worten als auch dem Inhalte nach, d. h. ihre Worte müssen allgemein verständlich, ihr Inhalt allgemein anwendbar sein. Hier finden wir offenbar den Begriff des populären Lehrstyls, der in der Theorie dem systematischen entgegensteht, aber keineswegs eine seichte, flache und faselnde Manier annehmen und eben so wenig sich durch eine absichtliche Vernachlässigung der Form ankündigen darf. Daher ist es charakteristisch für den populären Redner, daß er selbst in seiner Rede von allem gelehrten Wissen abstrahirt und nur solche Dinge vorbringt, die für das gesammte Volk von gleichem oder wenigstens ziemlich gleichem Interesse sind. Gerade hierzu ist aber eine fast vollständige Ergründung der Wissenschaften nothwendig und eine richtige Methodik, und nur Thoren können die populäre Darstellung für kinderleicht halten, ja gewisse Disciplinen lassen sich wegen der Eigenthümlichkeit ihres Inhaltes und der besonderen üblichen Terminologie gar nicht einmal populär darstellen, wie z. B. die gesammte Philosophie. Ein Stubengelehrter, dem nie draußen der herbstliche Wind um die Ohren wehte, wird nicht populär schreiben und sprechen, weil er das wirkliche Leben nicht kennt nach seinen verschiedenen Culturabstufungen, und nun und nimmermehr zu den verschiedenen Classen des Volkes in einer ihren Vorkenntnissen angemessenen Art sprechen kann. Hierher gehört alles, was für die gebildeten Stände mit Ausschluß der Gelehrten geschrieben und gesprochen wird, ferner die sogenannten Volksschriften oder Volksreden, wie etwa die Predigten auf dem Lande oder in kleinen Städten; endlich die Jugendschriften, deren Verfasser sich zur Jugend selbst herabstimmen und mit den Kindern ein Kind werden muß. Es gehören zu diesem populären Style ferner Sprüchwörter, die allgemeine und interessante Wahrheiten enthalten, da sie aus dem Kreise des Lebens und der Erfahrung genommen sind; sodann die sogenannten Gemeinplätze, loci communes, oder diejenigen einfachen und leicht verständlichen Sätze, bei deren Gebrauch man auf eine allgemeine Bekanntschaft mit denselben und deshalb auch auf ihre Wirkung zur Erläuterung und Versinnlichung einer allgemeinen Wahrheit rechnen kann; endlich die Sentenzen oder sinnvollen Aussprüche, die eine allgemeine Wahrheit in einem neuen Gewande entfalten oder eine neue Wahrheit in ansprechender Form. Ob dies alles nun in Prosa, Poesie oder Beredtsamkeit dargestellt wird, thut zur Sache nichts.

Porcia, die Römerin, s. Porcius.

Porcia, ein italienisches Grafengeschlecht, erlangte durch Kaiser Karl IV. 1369 die Pfalzgrafenwürde. — Johann Sforza, Graf von P., wurde Oberst-Erblandhofmeister der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska und sein Sohn Johann Ferdinand 1662 von Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben. Seine Aufnahme in die Reichsversammlung erfolgte aber erst im Jahre 1664 mit der Bedingung, eine fürstlich reichsunmittelbare Besitzung zu erwerben, und da er diese Bedingung nicht erfüllte, verlor er schon 1665 die Reichsstandschaft. In dieser Zeit erwarb er die Herrschaft Orttenburg. — Mit seinem Sohne Franz Anton, der die Erhebung der Herrschaft Tettensee in Schwaben zur einer gefürsteten Grafschaft vom Kaiser erlangte, erlosch 1698 diese Linie in Mannsstamme. Die fürstliche Würde ging auf des Vorigen Vetter Hieronymus über, der sie mit kaiserlicher Genehmigung auf seinen Sohn Hannibal übertrug. Auch dessen Linie starb 1827 aus und die fürstliche Würde kam nun an die Nachkommen eines Bruders Hannibal's. — Der gegenwärtige Fürst ist Alphons Seraphin, geb. 1801, der unvermählt ist, während seines Vaters Bruder, Johann Ferdinand, zwei Söhne hinterlassen hat.

Porcius ist der Name eines römisch plebejischen Geschlechts, das erst im 3. Jahrh. v. Chr. erwähnt wird. Von den Familien, die dessen Namen trugen, ist die, welche den Beinamen Cato führte, beiweitem die berühmteste durch den großen Cato Censorius (s. d.), der sie in die Familien der Notabilität einführte, und seinen Urenkel Cato Uticensis (s. d.). — Eine Tochter des Letztern von Atilia war Porcia, die Erbin der republikanischen Gesinnung ihres Vaters und durch reinen Wandel ausgezeichnet. Sie

war zuerst mit Marcus Bibulus, dem Consul des J. 59, verheirathet, der 48 v. Chr. starb. Im Jahre 45 vermählte sie sich mit Marcus Brutus. Das dem Gatten abgenommene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu, während er in Griechenland kämpfte. Auf die Nachricht von dem Verlust der Schlacht bei Philippi, in der auch ihr jüngerer Bruder, Marcus P. Cato, nach tapferer Gegenwehr den Tod gefunden hatte, tödtete sie sich in Rom im Jahre 42 v. Chr. durch Kohlendunst. — Der Familie der Läca, aus der ein Volkstribun Publius vom J. 199 und der Senator Publius, bei dem Catilina (s. d.) seine Mitverschworenen versammelte, erwähnt werden, gehörten vielleicht die Urheber der berühmten Porcischen Gesetze (leges Porciae) an, welche den Magistraten verboten, röm. Bürger geißeln und hinrichten zu lassen, und die Provocation sicherten.

Pordenone, Giovanni Antonio Regillo Licinio da, s. Regillo.

Porosität wird in der Physik die Eigenschaft der Körper genannt, vermöge welcher in dem Gefüge der materiellen Bestandtheile gewisse größere oder kleinere Zwischenräume oder Poren (d. h. Löcher, Oeffnungen und enge Durchgänge) auf der Oberfläche eben so als in dem Innern der Materie vorhanden sind. Diese Poren, an einigen Körpern selbst dem unbewaffneten Auge sichtbar, wie am Schwamme, am Bimsstein u. A., sind an andern Körpern nur durch das Mikroskop wahrnehmbar. Zu den meist sichtbar porösen Körpern gehören alle festen vegetabilischen und thierischen Stoffe. Bekanntlich trägt die menschliche Haut, auf der sie das gemeine Leben Schweißlöcher nennt, unzählige Poren in sich; Naturforscher haben auf einem Quadratzoll an 1000 solcher Oeffnungen gezählt. Jeder Körper und jede Materie ist porös, nur der eine mehr als der andere. Dagegen wurde wohl auch behauptet, Metalle und gebrannte Erden, wie Porzellan und Thon wären nicht mit Poren ausgerüstet, weil sie für einige Flüssigkeiten undurchdringlich sind; allein auch sie sind bei aller Dichtigkeit und Continuität ihrer Theilchen doch durchdringlich und folglich porös. Andere Körper, wie der Kork, sind dagegen sehr porös, lassen aber doch keine Flüssigkeiten hindurch. Nach einigen Versuchen ist sogar das Wasser porös.. Dagegen scheinen einige tropfbare Flüssigkeiten wirklich ohne Poren zu sein, z. B. Oel u. dgl., mit denen andere luftförmige Flüssigkeiten abgesperrt werden können. Dahin gehören auch Wachs, Gummi, Harz, Leim u. A.

Porphyr gehört der Urgebirgsformation an, und wenn man diese in zwei Perioden theilt, so kommt er sowohl in der ersten als in der zweiten vor. In der Urzeit bildete sich der Feldspathporphyr, welcher im Gneiß verkommt und in welchem noch der Kiesel vorherrschend ist. Diese Formation charakterisirt sich dadurch, daß die Gemengtheile als Krystalle oder Körner in eine Hauptmasse eingewachsen sind, und daß das Ganze nicht so ausschließlich durch chemische Prozesse und mittels Krystallisation, sondern vielleicht in aufeinanderfolgenden Zeiträumen gebildet ist. Thon und Kiesel sind Hauptbestandtheile. Sein wesentlicher und bisweilen einziger Gemengtheil ist der Feldspath; dabei hat er noch Glimmer und Hornstein. — Der P., den wir in die zweite Periode der Urgebirgsformation setzen, hat zu seinen Bestandtheilen Kiesel und Thon und als vorwaltenden Gemengtheil Feldspath, worin Hornblende; zum Theil besteht er auch aus Thon, worin Feldspath, Quarz, Hornblende und Glimmer sich findet. Er ist sehr häufig und bildet wilde, häufig gespaltene und durch Wasserfluthen zerstörte Steinmassen und hohe Gebirge, die besonders der westlichen Halbkugel eigen sind, während die höchsten Gebirge der östlichen aus Granit bestehen. Die vorzüglichste Species desselben ist der Sienit, welcher aus Feldspath und Hornblende besteht, eine körnige Textur hat und schroffe Felsen bildet, ferner gehören hierher Thonporphyr, Pechsteinporphyr, Perlsteinporphyr, Obsidianporphyr, welche mehr Kohlenstoff enthalten.

Porphyrion, ein Sohn des Uranos und der Gäa, ein Gigant, wurde, als er in der Gigantenschlacht der Here Gewalt anthun wollte, vom Zeus mit dem Blitze getroffen, vom Herakles aber vollends getödtet.

Porphyrius oder Malchos aus Batanea in Syrien, geb. 233, gest. 305 zu Rom, ist bekannt als ein scharfsinniger, gelehrter, neuplatonischer Philosoph und Verfasser sehr vieler Werke, die nur noch zum Theil erhalten sind. Als Schüler des Origines, Plotin und des Longinus, erwarb er sich eine Fülle von Gelehrsamkeit in allen Zweigen des Wissens und in den fremdartigsten Dingen; Mathematik, Astronomie, Musik, die frühern Philosophien, Philologie, christliche Dogmen, heidnische Principien, Alles dies studirte er. Besonders bearbeitete er der den theoretischen Theil des Neuplatonismus und suchte ihn als öffentlicher Lehrer zum Rom zu popularisiren. Gedankenfülle, Scharfsinn, Gelehrsamkeit schmücken seine Werke, die aber auch durch Sophistik, Schwärmerei und einen überspannten Idealismus sehr unerquicklich sind. Er und sein Nachfolger Jamblichus, der die neue Philosophie noch mit magischen und theosophischen Zusätzen ergänzte, wurden die Hauptquellen der nachmaligen Schwärmereien der Neuplatoniker. Die merkwürdigsten jetzt noch vorhandenen Schriften sind: Leben des Pythagoras, unvollständig, Rittershusen (Altdorf 1610); Leben des Plotin und Folge seiner Schriften in 6 Enneaden geordnet, und: Ueber die Enthaltung von Fleischspeisen, zusammen 4 Bde. (Hauptausgabe von P. Victorius, abgedruckt Utrecht 1767); Homerische Untersuchungen (Rom 1518 und Venedig 1521); Von der Höhle der Nymphen (Rom 1518 und Utrecht 1765). Das Buch „Ad Marcellam" ist von Angelo Majo 1816 aufgefunden. Von seinen 15 Büchern gegen die Christen, worin er auf alle Weise das gefallene Heidenthum gegen das siegende Christenthum zu vertheidigen suchte, ist nichts übrig.

Porpora, Nicolo, ein Neapolitaner, geb. 1685, wird von seinen Landsleuten der Patriarch der Melodie genannt, weil er sich um die ganze Gesangskunst sehr bedeutende Verdienste, besonders um die Ausbildung der Cantate und des Recitativs, erworben hat. Aus seinem Leben bemerken wir, daß er sich die meiste Zeit in Neapel Rom und Venedig aufhielt, dann aber 1729 nach Dresden ging, wo ihn der König von Polen zu seinem Kapellmeister ernannte, und er der Prinzessin Maria Antoinette Unterricht in Musik und Gesang gab. Er genoß hier der größten Achtung und stand am Hofe in hohem Ansehen, so daß er sogar selbst Hasse's Neid in demselben Grade erregte, wie die berühmte von ihm gebildete Mingotti Hasse's Gemahlin zu verdunkeln schien. Im Jahre 1731 ging P. in seine Heimath zurück und gründete daselbst eine Sängerschule, welche die größten Sänger des 18. Jahrhunderts erzeugte und viele europäische Höfe mit Kapellmeistern versah. Wir erinnern blos an die Namen eines Farinelli, eines Cafarelli, eines Salembini, eines Uberti und der Gabrieli. Während sich Händel in Deutschland mit den Directoren der Oper herumzankte, ging P. schon im folgenden Jahre, 1732, nach Britanien, wohin er mit seinem Schüler Farinelli berufen worden war. Der Ruf seines Ruhmes war ihm über das Meer vorangeeilt, weil damals alle Welt die 12 Cantaten anstaunte, die er für eine einzige Stimme componirt hatte, und dies soll eigentlich die Veranlassung zu seiner Berufung gewesen sein. Wie aber Händel in Deutschland seine Zänkereien beendigt hatte, und sein Ruhm durch alle Länder erklang, da fing Porpora's englisches Theater an zu wanken, und stürzte 1736 gänzlich zusammen, nachdem es glücklich 4 Opern zu Tage gefördert hatte. P. hatte weder Muth noch Kraft genug, ein so gefährliches Gebäude wieder aufzubauen und begab sich deshalb wieder nach Venedig, wo er als Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili längere Zeit arbeitete. Hier gebar sein ausgezeichnetes Genie noch manche herrliche Messe und Motette. Dann ging er in seine Heimath und starb als 82jähriger Greis in Noth und Elend im Jahre 1767. Berney berichtet, daß er mehr als 50 Opern componirt habe. Zu seiner Zeit war er hochberühmt, heute aber ist sein Ruhm verschollen. Der Charakter seiner Musik war Ernst und Hoheit. Die erste Oper, die er in Wien 1717 aufführen ließ, war „Arianna e Teseo" (Ariadne und Theseus). Im Jahre 1726 führte er in Venedig den „Siface" auf, dem bis 1729 noch 5 andere Opern folgten. Außer den 4 Opern in England machte er noch 6 Trios für 2 Violinen und einen Baß (Sei Sinfonie de Camera). Allein schon dies eine Produkt beweiset hinlänglich, daß er für die Instrumentalmusik bedeutend weniger Talent besaß, als für den Gesang. Eine

vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke veranstaltete Selvaggi. Mehreres ist in den Archiven seiner Vaterstadt zerstreut.

Porré (franz. poireau oder porreau) ist eine Art Zwiebel (Allium porrum) mit breiten Blättern und kleinen häutigen Zwiebeln, welche in den Weinbergen des südlichen Deutschlands wild wächst und überall in Gärten angebaut wird. Eine Abart des Porré ist der Perllauch, von dem man, um Zwiebeln zu erhalten, die Stengel abschneidet.

Porsenna, ein Held der etruskischen Sagen, Lar oder König von Clusium, nahm den aus Rom vertriebenen König Tarquinius Superbus auf und versprach, den Bittenden, der sich etruskischen Stammes zu sein rühmte, in das empörte Rom mit Heeresmacht zurückzuführen 507 v. Chr. P. überzog die Römer mit Krieg, warf diese unaufhaltsam von dem Janiculum, der römischen Feste jenseits der Tiber, und drang auf die Stadt ein. Aber auf der Tiberbrücke, der einzigen, die aus Etrurien über den Strom in das lateinische Gebiet führte, trat dem heranstürmenden Heere Horatius Cocles (s. d.), ein Ajax in der römischen Sage, entgegen und hielt den Sturm so lange auf, bis die Römer die Brücke abgebrochen hatten, und als das Krachen der herabstürzenden Balken verkündete, das Werk sei vollbracht, rettete er sich durch die Tiber schwimmend. Wie die Sage überliefert, umschloß P., weil die Stürme kräftig abgewiesen wurden, die Stadt, um sie auszuhungern. Als aber die Noth der Theurung in Rom ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, ging ein römischer Jüngling aus patricischem Blut mit des Senats Genehmigung in das etruskische Lager, den feindlichen König zu ermorden; aber aus Unkunde, welcher P. sei, habe sein Mordstahl den königlichen Schreiber getroffen. Ueberwältigt und entwaffnet, legte der kühne Römer, der Folter spottend, die ihn erwartete, seine Rechte in die Gluth des Altarfeuers und bewog durch die Heldenthat den König zu mildern Gesinnungen. P. entließ den Jüngling — Mucius Scävola nennt ihn die Sage — und schloß mit Rom Frieden und Freundschaft. Niebuhr hat in dieser Ueberlieferung viele Widersprüche gefunden, die ihn zu dem als wahrscheinlich anzunehmenden Resultat geführt haben, P. oder ein etruskischer Lar habe damals wirklich Rom eingenommen, aber nicht um die vertriebenen Tarquinier zurückzubringen. (S. Römische Geschichte I. S. 565 flg., 2. Ausg.).

Porson, Richard, nächst Bentley der größte englische Kritiker, geb. zu East Ruston in Norfolk 1759, studirte auf der Schule Eton, dann in Cambridge, wo er Fellow wurde, aber seine Pfründe wieder aufgab, da er aus Abneigung, die 39 Artikel, das Symbolum der englischen Kirche, zu unterschreiben, seine Absicht in den geistlichen Stand zu treten, aufgab. Er wurde später Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge und starb zu London am 25. Sept. 1808, an den Folgen eines unmäßigen Trunkes auf der Straße, als er eben aus einem Weinhause kam, von wo er von den Umherstehenden in ein benachbartes Haus gebracht wurde. Die Leidenschaft des Trunkes, welche mit den Jahren immer höher gestiegen war, zerrüttete allmälig die Kräfte seines Körpers, wie seines Geistes. Dennoch steht Richard Porson als ein höchst achtbarer Philolog unter den Engländern da, und nächst Bentley war er der schärfste Kritiker seines Vaterlandes. Auch wandte er viel Fleiß auf die griechische Metrik, doch hat er nur in Beziehung auf die gewöhnlichen Metra des tragischen Dialoges etwas geleistet. Wie gering seine Kenntniß, wie verkehrt sein Urtheil über die tragischen Chöre gewesen sei, davon zeugt hinlänglich, was er in der Vorrede zum Euripides sagt, nämlich sein Bestreben sei gewesen, immer dieselben oder doch wenigstens immer ähnliche Verse herauszuklauben. Dagegen ist seinen exegetischen Arbeiten keineswegs ein gediegenes philologisches Urtheil, tüchtige Sachkenntniß und ein seltener Scharfsinn abzusprechen, den jedoch oft erst des Weines Fülle anstacheln mochte. Außerdem glänzt er durch ein tüchtiges und ungewöhnliches Talent hervor. Schade und Schande, daß er es durch niedere Lüste verdarb! Wir besitzen von ihm Ausgaben der Hekuba, des Orestes, der Phönissen und der Medea des Euripides (Lond. 1797—1801), so wie eine Ausgabe des Aeschylos (Glasgow 1795 ff.). Seine hinterlassenen Schriften sind unbedeutend. Das Beste davon gab Monk und Blomfield heraus unter dem Titel

„Rich. Porsonis adversaria" (Cambr. 1812). Eine Sammlung seiner gesammten Aufsätze befindet sich in den „Tracts and miscellaneous criticismes of Rich. Porson" (Lond. 1815). S. das Leben Porsons im Königsberger Archiv.

Portal wird der in der Regel thorähnliche Haupteingang eines palastähnlichen Hauses genannt, der mit Säulen und passendem Gesims versehen, die Hauptfront des Gebäudes ziert und gewöhnlich einen Fahr- und Fußweg einschließt. Mit Laub und Buschwerk bedeckte dunkle Gänge, die in großartig angelegten Gärten einzelne Partien verbinden, werden nicht selten Portale genannt.

Portal, Antoine, ein berühmter franz. Wundarzt und Anatom, geb. zu Gaillac am 5. Jan. 1742, studirte Anfangs in Montpellier, dann seit 1766, in Paris, wo er 1768 Professor der Medicin am Collége de France und 1777 auch Professor der Anatomie am Jardin du roi wurde. Neben diesen Aemtern besorgte er noch eine bedeutende Praxis und schrieb viele zum Theil umfangreiche Werke. Er starb 1832. Von seinen Schriften führen wir an „Précis de la chirurgie pratique" (2 Bde., Par. 1758); „Observations sur la nature et le traitement de la phthisie pulmonaire" (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1809; deutsch von Mühry, Hanov. 1799) und „Mémoires sur la nature et le traitement de plusieurs maladies" (5 Bde., Par. 1800—25).

Portalis, Joseph Maria, Graf von, franz. Pair, Präsident des Cassationshofes zu Paris, geb. 1778 am 19. Febr. zu Aix in der Provence, begleitete beim Ausbruch der Revolution seinen Vater, Jean Etienne Marie P., nach Paris, wo dieser eine Verwaltungsstelle erhielt, und folgte ihm nach den Ereignissen des 18. Fructidor, in deren Folgen sein Vater zur Deportation verurtheilt wurde, auf der Flucht nach Hamburg. Hier verfaßte P., der Sohn, über die Pflicht des Geschichtsschreibers, bei Beurtheilung der ausgezeichneten Männer den Charakter und den Geist ihres Zeitalters genau zu berücksichtigen, eine in Stockholm gekrönte Preisschrift, welche 1800 in Paris im Druck erschien. Nachdem Bonaparte sich an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte, kehrten Vater und Sohn nach Paris zurück; P. der Vater wurde in den Staatsrath und bald darauf in das Ministerium aufgenommen; der Sohn als Legationssecretär zum Abschluß des Friedens nach Luneville und hierauf nach Dresden gesandt. Auch an den Friedensunterhandlungen zu Amiens nahm er Theil, kam sodann 1802 als erster Gesandtschaftssecretär nach London und bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Im J. 1804 wurde er außerord. Gesandter beim deutschen Erzkanzler in Regensburg, und im folgenden Jahre, als sein Vater das Ministerium des Cultus erhalten hatte, Generalsecretär in diesem Ministerium. Bald darauf, am 25. Aug. 1807, starb der Minister P., und Napoleon ließ ihn im Pantheon beisetzen. Den Sohn ernannte der Kaiser 1808 zum Staatsrath und Generaldirector des Buchhandels, er verlor aber 1811 seine Aemter und wurde 20 Meilen von Paris verbannt, weil er mit der Geistlichkeit Verbindungen unterhielt und die Verbreitung der päpstlichen Excommunicationsbulle gegen den Kaiser nicht verhindert hatte. Erst im Sommer 1813 wurde er wieder angestellt und als Präsident des kaiserlichen Gerichtshofes nach Angers versetzt. Seine Freundschaft mit der Geistlichkeit bewirkte, daß er während der ersten Restauration sein Amt behielt, und obgleich er Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba aufs neue gehuldigt, nach der zweiten Wiedereinsetzung der Bourbons zum wirklichen Staatsrath für das Fach der Gesetzgebung, so wie zum Rathe beim Cassationshofe ernannt, und 1818 zur Unterhandlung eines neuen Concordats nach Rom gesandt wurde. Er schloß ein in ganz Frankreich verhaßtes Concordat ab, welches der Geistlichkeit noch größern Einfluß verlieh, als sie bereits besaß. Er stieg dadurch in der Gunst des Hofes, so daß bei der Bildung des Ministeriums unter Martignac's Vorsitz Karl X. ihn zum Siegelbewahrer und Justizminister ernannte. Nach der Umgestaltung des Ministeriums am 8. Aug. 1829 wurde er Präsident am Cassationshofe. Weil er Ludwig Philipp den Eid der Treue leistete, behielt er seine Stelle und wurde zum Vicepräsidenten der Pairskammer ernannt. Er ist der Verfasser eines „Essai sur l'origine, l'histoire et les progrès de la littérature française et de sa philosophie", welchen er der 1827 von ihm veranstalteten zweiten und der 1833

erschienenen dritten Ausgabe von seines Vaters Werke: „De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique durant le 18. siècle" voransetzte.

Portamento (portamento di voce), Tragen der Stimme, heißt die Geschicklichkeit im Singen, die verschiedenen Töne, ohne abzusetzen, genau mit einander zu verbinden, so daß sie wie ein ununterbrochener Strom aus dem Munde hervordringen. Um dies zu können, muß man eine gute Lunge haben und zu rechter Zeit Athem zu holen wissen. Doch muß sich der Sänger dabei vor dem allmäligen Ueberziehen, Sinken und Heben der Stimme hüten, wodurch übelklingende Mitteltöne hörbar werden.

Porter-Bier. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war es in England Sitte der Biertrinker, eine Mischung der gewöhnlichen Malz-Biere, Ale, Bear und Twopenny zu trinken, welche Sitte den Brauer Harwood 1730 in London auf den Gedanken brachte, ein Bier zu brauen, welches die Eigenschaften jener drei Biere in sich vereinige. Anfangs nannte man es ächtes Bier, ob es aber den Namen Porter-Bier davon habe, weil es sich wegen seiner Stärke und Kraft besonders für Lastträger eignete, oder davon, daß es Anfangs nur von solchen Leuten getrunken wurde, ist unbestimmt. Das Bier wird weit versendet und fast überall als Frühstücksbier getrunken, wenn es auch größtentheils unächt ist.

Portfolio. In der Zeit, als der muthmaßliche Wechsel der Politik in England durch die Verdrängung des Whigministeriums und der wahrscheinliche Einfluß der englischen Tories auf Frankreich und dadurch auf den ganzen europäischen Westen die Gemüther am lebhaftesten aufregte und die Frage ziemlich stürmisch debattirt wurde, ob die Julıregierung in Frankreich im Stande sein könne, zu der verhaßten Politik der vertriebenen ältern Linie der Bourbonen zurückzukehren, erschien plötzlich in London unter dem Titel „Portfolio" eine Sammlung geheimer Staatsacten aus der neuesten Geschichte und machte schon deshalb ein ungeheures Aufsehen, das noch gesteigert wurde, als diese Acten zu beweisen schienen, daß sie den russischen Archiven durch List oder Gewalt entnommen wären, und das Gerücht sich verbreitete, daß sie, die vor Allem der englischen Regierung ein tiefes Geheimniß hätten bleiben sollen, auf das Geheiß der englischen Regierung herausgegeben und mit feindseligen Commentaren versehen würden. Das Erstaunen vergrößerte sich noch, als Oesterreich, Preußen und die andern deutschen Bundesstaaten der Verbreitung des Werkes kein polizeiliches Hinderniß in den Weg zu legen schienen, als eine in Paris gleichzeitig veranstaltete französische Ausgabe bald auch in Deutschland, unter sächsischer Censur gedruckt, ziemlich vollständig wiederholt wurde. Die Verbreitung dieser Zeitschrift war im Anfang ungeheuer (vom englischen Original gingen allein gegen 1000 Exemplare nach dem Continent); doch eben so schnell wie das Interesse erwacht war, schlief es auch wieder ein. Am 28. Nov. 1835 war die erste Nummer ausgegeben worden und schon am 27. Mai 1837 erschien die letzte. Die englische Regierung sagte sich öffentlich davon los; Jedermann zuckte die Achseln über das verunglückte Unternehmen und wollte von Anfang an die Sache schon durchschaut haben. Merkwürdig war aber nur das, daß Preußen in dem Augenblick das P. verbot, als es auf dem Punkte stand von selbst aufzuhören. Neue Ereignisse traten dazwischen, in England die Thronbesteigung der jungen Königin und die Frage, ob die Whigpartei am Staatsruder bleiben würde; in Deutschland die Haupt- und Staatsaction in Hanover. Das P. war vergessen mit allen seinen Räthseln, die keine Zeitung, selbst die Augsburger Allgemeine nicht zu lösen vermocht hatte. Wir wollen versuchen, ob wir einiges Licht auf jene Verhältnisse zu werfen vermögen, wenn wir zuvor den Inhalt und die Tendenz des P. im Allgemeinen bezeichnet haben werden.

Das Wichtigste waren die russischen Depeschen, welche das P. brachte und durch deren Mittheilung es sich einen bleibenden, unschätzbaren Werth als Geschichtsquelle gesichert hat. Sie datiren meistentheils aus den Jahren 1826—29 und besprechen die griechischen Angelegenheiten und den russisch-türkischen Krieg. Rußlands Entwürfe traten hier in ihrem wahren Lichte hervor; die russische Diplomatie zeigt sich in den Depeschen des Grafen Pozzo di Borgo in aller ihrer Tiefe, in ihrem Scharfblick und umsichtigen Erwägung der gering-

fügigsten Details so großartig, daß sie unbedingt den ersten Platz in der gesammten europäischen Diplomatie einnimmt; selbst die größten Staatsmänner der westlichen Mächte erscheinen hier als Werkzeuge der Russen; sie glauben in den Angelegenheiten des Ostens mitzuwirken und haben keine Ahnung von dem, was dort vorgeht. Nur einer unter allen europäischen Staatsmännern wird von Rußland als ein ebenbürtiger, nie rastender Gegner angesehen, — der Fürst von Metternich. In ihm erkennt es einen gefährlichen Feind, seinem Einfluß glaubt es auf allen Punkten und durch jedes Mittel entgegentreten zu müssen. Darüber erstaunte die große Masse der Leser. Man glaubte zwar an Mißverständnisse zwischen Rußland und Preußen; man kannte die Triplealliance zwischen Oesterreich, England und Frankreich, am 3. Jan. 1815 zu Wien abgeschlossen; man wußte, daß 4 Wochen vor dieser Allianz der Fürst Metternich dem Fürsten Hardenberg gesagt hatte: „Man hätte Alles von Rußland erhalten können, was man gewollt, wenn Preußen ganz im Einverständniß mit Oesterreich und England gehandelt hätte; die Nachwelt würde den Mächten nie verzeihen, diese Gelegenheit, Rußland auf angemessene Grenzen zu beschränken, versäumt zu haben, da man ganz Europa dabei für sich gehabt haben würde"; doch man war gewohnt, den Fürsten Metternich als unversöhnlichen Feind der liberalen Ideen anzusehen und daher keineswegs vorbereitet, in ihm den Mann zu finden, der allein in ganz Europa unerschüttert und unablässig bemüht gewesen sei, Europas Unabhängigkeit gegen die von Rußland her drohende Gefahr zu schützen. Erst die russischen Noten machten das Publikum auf diese Eigenschaft des Fürsten aufmerksam; man begriff, daß die heilige Allianz verschwinde, sobald es sich um Interessen handle und die Politik der großen Mächte nur Interessen, nicht Grundsätze kenne. Auf dieses Verdienst des P. machte unter den Deutschen zuerst Ranke in seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" aufmerksam. Aber das P. zeigte nicht blos die Stellung der fremden Mächte gegen einander, es bezeichnete auch die nationalen Interessen als Grundlage der auswärtigen Politik, selbst für England, ganz abgesehen von den Sympathien für irgend ein staatsrechtliches System und von dem Gegensatz der innern Partei. Das P. entwickelt darin einen seltenen Tact, es verräth durch keine Aeußerung, durch kein gelegentlich hingeworfenes Wort, welcher Partei der Herausgeber angehöre. Jede Frage der innern Politik, jede Anspielung auf eine solche wird mit einer Umsicht vermieden, die in einem englischen Werke ganz unerhört ist. Dies ward ihm um so leichter, da es mit überzeugendem Thatbestand dargethan werden konnte, wie bis jetzt keine der beiden herrschenden Parteien die östliche Frage durchschaut, wie keine das britische Interesse ungetheilt uud durchgreifend vertreten, keine also der andern etwas vorzuwerfen habe. Zugleich wird nachgewiesen, wie Rußland seinerseits die englische Parteiung zu benutzen verstehe und wie es mit Rücksicht auf das Vorurtheil, das überall nur Sympathien und Antipathien des Liberalismus erblickt, unter den Tories vorzugsweise seine Freunde zu finden vorgebe. Daneben schildert das P. die Macht Großbritanniens, sobald nur erst die Parteikämpfe zum Schweigen gebracht und es, in sich selbst einig und stark durch sein Recht, für seine nationalen Interessen sich erheben werde. Es schildert sie dann als den Schiedsrichter der Welt, indem sie, ohne in die innern Angelegenheiten anderer Staaten sich einzumischen, die Mächtigsten an rechtloser Vergrößerung verhindern, die Schwachen stark, die Verzagten muthig, die Gewaltherrschaft überall vernichten werde; ein schönes Bild, das nur unbeachtet verhallte, weil eben die Parteiungen sich selbst noch nicht beherrschen konnten. Eine große Aufmerksamkeit widmete ferner das P. den deutschen Zuständen; die drei ersten Hefte beschäftigten sich ausschließlich mit Deutschland. Auch legte es einen großen Werth auf den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland. „Wir haben vom Anfang an geglaubt", sagte es, „daß unsere Mittheilungen auf dem Continente und namentlich in Deutschland, besser verstanden werden würden, als anderwärts". Zuerst erschien die Denkschrift des Grafen Bernstorff vom 29. Jan. 1831, dann das bekannte Memoire, in welchem den deutschen Höfen zweiten Ranges ein russisches Protectorat dringend anempfohlen wird; ferner die früher von der hanoverschen Zeitung besprochene Denkschrift „Ueber die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland" und die Erörterungen zwischen Oesterreich und

Preußen über die Publicität der Bundesverhandlungen. Diese Actenstücke bilden gewissermaßen ein Ganzes und erklären es, wie man auf den Gedanken verfallen konnte, die Bundesstaaten aufzufordern, sich einer dritten, undeutschen Macht anzuschließen. Wohl war es ein zeitgemäßes Unternehmen, diese Verhältnisse und die politische Wichtigkeit Deutschlands bei allen europäischen Fragen hervorzuheben und den Versuch zu wagen, ob die Völker und Regierungen Deutschlands (und die Interessen der Letztern sind nicht weniger bedroht von der Willkür der großen nordischen Macht), der Warnung ein aufmerksames Ohr leihen würden. Das P. nahm deutsche Urtheile über sich selbst bereitwillig in seine Spalten auf; nach und nach traten Stimmen aus Deutschland in ihm auf, die der Tendenz des Werkes nicht fremd waren und den nationalen Charakter nicht verläugneten. Namentlich bot Preußens Stellung zu Rußland vielfache Gelegenheit zur Besprechung dar. Man bemühte sich zu beweisen, daß Preußens Politik nicht unabänderlich an Rußland gebunden sei; daß die öffentliche Meinung den russischen Tendenzen entschieden entgegen wäre und manche Hoffnungen in Bezug auf die Zollbeschwerden an der Grenze und deren möglichen Einfluß auf die innere Politik wurden laut, gingen aber nicht in Erfüllung. Diese Aufsätze hat man mit dem preußischen Verbot des P. in Verbindung zu bringen gesucht; vielleicht mit Unrecht. Später erschienen Artikel im P., die sich mehr auf den Conflict zwischen Regierungen und Ständen bezogen und bewirkten, daß man der Zeitschrift den Vorwurf machte, sie wolle dadurch die Theilnahme des Publikums an sich ziehen.

Die Aechtheit der zahlreichen vom P. zuerst veröffentlichten Documente ist von Niemand wirklich in Zweifel gezogen worden; sie tragen in sich selbst den Beweis der innern Wahrheit und selbst das stillschweigende Zugeständniß der am meisten dabei Betheiligten bestärkt die Ueberzeugung ihrer Aechtheit. Es ist ganz undenkbar, daß die Enthüllung so mancher unwillkommenen Thatsachen ohne Widerspruch geblieben sein sollte. Das russische Cabinet ist nicht gleichgültig gegen die öffentliche Meinung in Europa und es hat in der Folge deutlich genug gezeigt, daß es die Enthüllung seiner Geheimnisse nicht zu scheuen braucht, daß es mächtig genug sei, der englischen Macht, dem englischen Nationalstolz, der Ueberzeugung der ganzen Welt gegenüber seinen Willen zu behaupten. Die Beschlagnahme des Vixen im schwarzen Meere ist eine thatsächliche Antwort auf das P. von Seiten des russischen Cabinets. An dieser Geschichte scheiterten die Bemühungen des P., man kann sagen, es sei daran gestorben. Sobald die Aechtheit der Documente erwiesen ist, oder wenigstens für ihre Unächtheit kein genügender Beweis angeführt werden kann, so ist die Frage, wie das P. in ihren Besitz gekommen sei, nur von sehr geringer Bedeutung. Doch brauchen wir es nicht als bloße Mystification zu nehmen, wenn das Blatt sagt, die bereits publicirten Stücke seien nicht aus einer, sondern aus verschiedenen Quellen entnommen. Diese Behauptung hat an sich einen sehr geringen Werth, könnte sich aber leicht rechtfertigen lassen. Der Bericht des Grafen Bernstorff hatte bereits in den „Authentischen Actenstücken" gestanden; die Unabhängigkeitserklärung der Tscherkessen war nach einer Erklärung im Parlamente, der nicht widersprochen wurde, direct nach England gekommen; die angebliche russische Denkschrift an die deutschen Höfe ist aber in ihrer äußern Form so vorsichtig abgefaßt, sie trägt so absichtlich kein officielles Gepräge, daß man wohl schon im voraus den Fall als möglich gedacht hatte, sie könne in unrechte Hände kommen, um sie dann als bloße Privatschrift gelten zu lassen; die russischen geheimen Depeschen aber — Gott weiß, wie sie in die Hände der Herausgeber des P. gekommen sein mögen! Die damaligen Zeitungsberichte haben viel und mancherlei dabei gefabelt; das P. aber selbst fand nur für gut, zu erwidern: „Wir haben keine Geschichte von Zauberschlüsseln und Zauberstäben zu erzählen, durch welche das Unnahbare sich aufgethan hätte. Rußland allein könnte ein Recht haben, sein Eigenthum zurückzufordern. Der Tag mag einmal kommen, wo wir zur Rechenschaft gezogen werden; in der Zwischenzeit wollen wir uns unserer Freiheit bedienen, so lange wir sie haben.

Aber in welcher Verbindung stand das P. zu der englischen Regierung? Das Werk selbst spricht: „Wohl unterrichtete Personen sind zu dem Entschluß gekommen, daß wenn

auch das P. noch nicht heute der Ausdruck der Ansichten der englischen Regierung, doch morgen die englische Politik der Ausdruck der Ansichten des P. werden kann". Und ferner: „Wir können nicht umhin, es für falsch zu erklären, daß die englische Regierung uns irgend eins der Documente, die wir veröffentlichen, mitgetheilt haben sollte. Die Regierung besitzt kein gesetzliches Zwangsmittel, uns von der Veröffentlichung derselben zurückzuhalten". An einer andern Stelle wird gesagt: „Es gibt nur ein Mittel, wodurch die Regierung unser Schweigen erkaufen könnte, indem sie nämlich eine politische Richtung einschlägt, die nicht so unwürdig, nicht so verderblich ist, wie die bisher befolgte". Die Herausgeber des P. standen in der Meinung, die Regierung sei geneigt, in ihrem Sinne zu handeln und bedürfe nur einer stärkern Stütze in der öffentlichen Meinung, um entschiedener aufzutreten. In dieser Meinung wurden sie durch zwei Thatsachen bestärkt, die gewiß jedem nicht ganz Unkundigen als starke Demonstrationen erscheinen, die Absendung David Urquhart's nach Konstantinopel und die des John M'Neill's nach Teheran. Darin lag freilich ein Irrthum und jemehr dieser sich herausstellte, veränderte sich sichtbar die Stellung und die Sprache des P. der Regierung gegenüber. Schon im Anfang erklärten dann und wann ministerielle Redner im Parlament sich entschieden gegen das P. Poulett Thompson nannte es eine ganz besonders absurde Schrift. Man ließ sich dadurch nicht irre machen, denn man wußte, daß jede stärkere Annäherung des Cabinets an die Richtung des P. eine Kriegserklärung gegen Rußland gewesen sein würde, und diese Zeitschrift erklärte oft genug, es lasse sich in Frieden durch diplomatische Schritte und durch feste Haltung Alles erreichen. Man erwartete viel von Urquharts Sendung nach Konstantinopel im Sommer 1830 und das P. beleuchtete in einer Reihe von Artikeln, deren Ton immer schärfer wurde und die später sehr umgearbeitet und vervollständigt unter dem Namen des Verfassers Henry Heatley Parish, früheren Gesandschaftssecretärs in Konstantinopel und unter dem Titel „Diplomatic history of the monarchy of Greece" (Lond. 1838), besonders abgedruckt erschienen, die griechischen Angelegenheiten, namentlich die finanzielle Beziehung des Landes und den Einfluß der auswärtigen Mächte; später, seit dem Anfang des Jahres 1837, wurde die Sache des Vixen besprochen und die Unabhängigkeit der Tscherkessen, die Unrechtmäßigkeit der russischen Ansprüche auf den Kaukasus in ausführlichen, völkerrechtlichen Deductionen behandelt. Der Augenblick, wo die Regierung eine entschiedenere Stellung einnehmen mußte, war da; aber statt ihrer Würde gemäß, sich kräftig gegen die Confiscation des Vixen zu erklären, verlangte sie Erläuterungen und gab sich mit solchen zufrieden, die das britische Nationalgefühl tief verletzen mußten. Da verstummte das P. Was konnte es auch weiter thun? ohne sich in den Strudel der innern Angelegenheiten zu begeben, konnte es als Oppositionsjournal nicht länger fortbestehen. Man kann freilich sagen, es hätte schon früher aufhören sollen, da es wissen mußte, daß der Erfolg unter den bestehenden Verhältnissen ganz unmöglich war. Das kann man jetzt leicht sagen, da der Erfolg diese Erwartungen bestätigt hat; doch damals bestanden manche individuelle Beziehungen, die eine andere Wirkung dieser Zeitschrift nicht ganz unmöglich machten. König Wilhelm IV. gehörte, seiner persönlichen Ueberzeugung nach, ganz der Richtung an, zu deren Vertreter sich das P. aufwarf. Er hatte seinem Volk die Parlamentsreform gegeben; als Seemann aufgewachsen, war ihm der Ruhm der britischen Flagge, die unbestrittene Seeherrschaft über Alles theuer. Er sah wohl ein, daß die auswärtigen Verhältnisse Englands auf keine würdige Weise vertreten würden und gewann nach und nach die Ueberzeugung, namentlich durch Urquharts siegende Beredtsamkeit, daß man ein anderes System ergreifen müsse, wenn England, Rußland gegenüber, seine alte Hoheit behaupten sollte. Die Ernennung der obengenannten Gesandten ging vom König aus. Lord Palmerston fügte sich mit der ihm eigenen Gewandtheit in das Unvermeidliche und schien gern von Urquhart, der durch langen Aufenthalt im Orient mit den Verhältnissen desselben innig vertraut geworden war, sich belehren zu lassen. Doch in constitutionellen Monarchien wird die Richtung der Politik nicht von den Einzelnen, sondern von der mächtigsten Partei im Staate bestimmt. Die Ansicht des P. war aber keineswegs die der öffentlichen Meinung. Wie hätte der Minister ohne die

Stütze der Majorität im Parlament eine Politik einschlagen können, die der bis dahin befolgten geradezu entgegengesetzt war? Ein entschiedeneres Auftreten der englischen Regierung in der Angelegenheit des Vixen mußte nothwendig zu einer Kriegsdrohung führen. Diese setzte aber, nach den bestehenden Verhältnissen Englands, das Verlangen der ganzen Nation nach einem Kriege voraus, da ohne dieses Verlangen die Nation die Kriegskosten nicht übernimmt. England wollte aber keinen Krig. Dazu kam, daß König Wilhelm IV. durch Kränklichkeit und Schwäche die früher bewiesene Energie verloren hatte gerade in dem Augenblicke, wo sein persönliches Einschreiten vielleicht der Sache einen andern Gang hätte geben können; daß Lord Palmerston wohl nie ernstlich eine durchaus veränderte Haltung bei der östlichen Frage beabsichtigt hatte. Eine Veränderung des Ministeriums war damals noch nicht möglich, sie konnte erst später eintreten, als das Parlament von selbst schon sich mehr und mehr überzeugte, daß die Whigregierung den Bedürfnissen und Anforderungen des Landes und der Zeit nicht mehr genüge. Zugleich gehörte die Richtung des P. keiner der drei herrschenden Parteien an, es wurde höchstens zu der Torypartei gerechnet. Bei solchen Verhältnissen konnte seine Wirkung keine andere als die eben beschriebene sein. Es ward angestaunt wie ein Meteor, verging aber auch ebenso schnell wie dieses. Ja seine Wirkungslosigkeit wurde noch dadurch vermehrt, daß Urquhart, durch Gründe, die noch nicht ganz aufgeklärt sind, eine fast feindliche Stellung gegen Lord Ponsonby in Konstantinopel erhielt und also auch dort sein persönliches Einschreiten gehemmt wurde.

Nach diesen Bemerkungen wird es nicht befremden, wenn einige Zeit nach dem Aufhören des P. sich Stimmen geltend machten, welche auf eine anfängliche Uebereinstimmung des P. mit dem englischen Ministerium hindeuten und Urquhart namentlich einen bedeutenden Antheil an der Redaction dieses Blattes zuschreiben. Bei einem großen Festmahle in Glasgow am 23. Mai 1838 sprach dieser Letztere von einem Versuch, der nicht ohne die Sanction der damaligen Regierung gemacht worden sei, die europäischen Höfe auf die ihnen Allen gemeinsam drohende Gefahr aufmerksam zu machen und zu einem Bunde zu vermögen, wodurch die Türkei gerettet und Rußlands Riesenpläne gehemmt werden könnten. Es war dies die erste öffentliche Anspielung, durch welche Urquhart seinen eigenen Antheil und den der Regierung an der Herausgabe des P. anzudeuten schien. Die Veranlassung, die ihn zu einer solchen Erklärung bewog, ist bemerkenswerth genug. Er beschloß nämlich das Nationalgefühl aller Parteien rege zu machen und sie derjenigen Regierung entgegenzustellen, die ihre Verpflichtungen gegen das Vaterland, seiner Ueberzeugung nach, vernachlässigt habe. Das Festmahl in Glasgow war die Basis einer Bewegung, die zunächst auf die handel- und gewerbtreibende Classe berechnet war, um sie durch das Bewußtsein ihrer verletzten Interessen für eine nationale Politik zu gewinnen. Auch war er so glücklich in Glasgow angesehene Kaufleute aller Parteien um sich zu versammeln und seine Rede wurde allgemein als eine Kriegserklärung gegen den Minister angesehen. Seine Hoffnung eine Partei zu gründen, die nach und nach alle andern politischen Parteien des Landes in sich aufnehmen würde, schien auch nicht leer zu sein. Schon damals machte ein Brief, den Urquhart am 20. Sept. 1837 an Lord Palmerston geschrieben und den er im folgenden Jahre wegen der Art und Weise, wie sich der Minister über seinen Inhalt äußerte, sich veranlaßt fand, in den Times zu veröffentlichen, großes Aufsehen; er wurde wiederholt im Parlament zur Sprache gebracht, namentlich in der sehr ernsten Debatte über den Vixen, an welcher Sir Stratford Canning, Sir Robert Peel und Lord Stanley besonders lebhaften Antheil nahmen. In diesem Briefe heißt es unter Anderm: „Die Unabhängigkeitserklärung der Tscherkessen ist nach reiflicher Ueberlegung und mehrwöchentlicher Correspondenz mit verschiedenen Regierungsbehörden in einer Zeitschrift publicirt worden, welche mit dem auswärtigen Departement in Verbindung stand". Ein deutsches Blatt bezeichnete das Festmahl in Glasgow als den Anfang einer neuen Anregung der östlichen Frage, die leicht entscheidender werden könnte, als jeder der bisherigen Versuche, und die Times nahm diesen Artikel sofort in ihre Spalten auf. Dieses Wiedererwachen einer Sache, die man für

begraben und vergessen gehalten hatte, mochte Manchem unbehaglich kommen. Um sie völlig wieder niederzuschlagen, nahm man zu einer neuen Waffe, der des Lächerlichen seine Zuflucht. Im Juli 1838 erschien bei Ridgway, dem Verleger des P., unter dem Titel „Der gallische Bund“, ein angebliches Actenstück vom 15. Juni 1833, das 1836 aus dem russischen Archiv entwendet sein sollte und den russischen Entwurf einer Theilung Frankreichs enthielt. Die Sache war höchst abenteuerlich. Frankreich sollte in 18 Staaten zerfallen; einen sollte Karl X., einen andern der Herzog von Angoulême, einen dritten Heinrich V., einen vierten Ludwig Philipp erhalten (zum Lohn für die an den Tag gelegte Reue); auch Talleyrand ging nicht leer aus; Paris und Lyon sollten Republiken werden; das Elsaß wurde deutsch; die 18 Provinzen hatten zusammen 79 Stimmen auf dem gallischen Bundestage u. s. w. Die Times ließ sich täuschen und vertheidigte sehr ernsthaft die russische Physiognomie des Planes. Man behauptet, die letzte Spur dieser Parodie habe sich im Hotel des Grafen Pozzo di Borgo verloren.

Eine Antwort des Lord Palmerston auf Urquhart's Brief gab der Angelegenheit ihre ernsthafte Gestalt wieder. Der Minister leugnete darin, daß das P. jemals mit dem auswärtigen Departement in Verbindung gestanden habe. Urquhart veröffentlichte darauf ein Schreiben an den Unterstaatssecretär Backhouse und berief sich auf dessen Zeugniß, indem er erzählte, da die Entscheidung über die Aufnahme oder Nichtaufnahme einer Depesche dringend, Lord Palmerston aber von London abwesend gewesen, habe er sich an den Unterstaatssecretär gewendet und diesen angewiesen, seiner Ueberzeugung gemäß zu handeln; er, Urquhart, habe jedoch erklärt, ohne die Durchsicht und Sanction eine Mitglieds der Regierung keinen Bogen zur Presse senden zu wollen, da die Verantwortlichkeit selbst für die geringsten Details so gewichtig sei. Durch den Unterstaatssecretär habe er, Urquhart, vom 22. Mai 1836 auch eine von Poulett Thompson gegen eine Aeußerung im P. erhobene Beschwerde erhalten. Da man es wage, diese Thatsache zu leugnen, halte er sich für berechtigt und sei entschlossen, den Beweis zu führen, daß dem Lord Palmerston und dem auswärtigen Amte die Verantwortlichkeit für das P. zukomme. Diese beiden Briefe wurden in den Times vom 26. Juli 1838 abgedruckt. Backhouse, der damals in Wildbad war, entgegnete unterm 2. Aug. 1838, Urquhart habe mehrmals mit ihm angefangen von dem P. zu reden, er aber stets absichtlich die Unterredung abgebrochen, es sei ihm nicht unbekannt gewesen, daß man Urquhart einen Antheil an der Redaction zugeschrieben, er habe aber geglaubt, Alles vermeiden zu müssen, wodurch der Schein der Verantwortlichkeit dafür auf das auswärtige Ministerium fallen könnte; auch bei jener Gelegenheit, von welcher Urquhart in seinem Briefe spreche, habe er nur erwiedert, daß er keine Vollmacht besitze sich amtlich über diesen Gegenstand auszusprechen. Dagegen wiederholte Urquhart in seiner Antwort vom 2. Sept. 1838 nicht allein seine Behauptung, sondern fügte auch hinzu, damals sei die Frage gewesen, ob eine geheime Depesche einer dritten Macht im P. abgedruckt oder dem englischen Gesandten an einem fremden Hofe zum Gebrauch überlassen werden sollte; der Unterstaatssecretär habe zwar die Entscheidung abgelehnt, aber die betreffenden Correcturbogen später durchgesehen und ihm zum Abdruck zugefertigt. Diesem Briefe Urquhart's legte er die Abschrift zweier Beweisstücke bei, aus welchen die Verbindung des auswärtigen Ministeriums mit dem P. (die aber der Unterstaatssecretär persönlich nicht gebilligt habe) hervorgehe, ließ sie aber nicht abdrucken, da er blos, wie er versicherte, in seiner Selbstvertheidigung schreibe und Andere nicht ohne Noth blosstellen wolle; sie wurden aber von Backhouse in den Times (30. Jan. 1839) veröffentlicht, der damit Urquhart's Beweis vervollständigte. Urquhart selbst erwähnte am Schluß seines Briefes nur noch das Gutachten eines angesehenen Rechtsgelehrten, wonach Lord Palmerston den Verlegern des P. für etwaige Geldansprüche, die sie des Journals halber erweisen könnten, persönlich verhaftet sei.

Wie man das Benehmen des Lord Palmerston in dieser Verhandlung sich erklären mag ist ziemlich gleichgültig. Er glaubte durch sein Zurücktreten den Sturm zu beschwören, der sich schon damals gegen seine und seiner Collegen Politik zu erheben begann; wir

wissen, daß ihm das nicht gelang, daß er vom Schauplatz abtreten und den Tories die Zügel der Regierung überlassen mußte. Wichtiger ist es, ob die Stimme des P. ohne Wirkung verhallt ist. Wir glauben es nicht. Die Verwaltung des Sir Robert Peel, der sich genöthigt gesehen hat, von den streng toryistischen Grundsätzen abzuweichen, die nationale Richtung, die sich in dem sogenannten jungen England immer entschiedener ausspricht; mehr als Alles aber das gegenwärtige Auftreten des Lord Palmerston gegen das von Rußland eifrig, wenigstens durch Noten vertheidigte Griechenland und die entschiedene Billigung derselben im Unterhause, zeigt, daß Englands Politik bereits beginnt in eine neue Phase zu treten. Auch für Deutschland hat das Portfolio seine Früchte getragen. Das Wiedererwachen der Nationalität, der tiefe Widerwille gegen undeutsche Vormundschaft, die entschlossene Zurückweisung fremder Eingriffe, die sich 1840 u. 41 freilich noch auf eine ziemlich kindische Weise kundgaben, schlagen doch immer tiefere Wurzel nund werden selbst das jetzt herrschende trostlose Schwanken der deutschen Regierungen überdauern. Die „Europäische Pentarchie“, ein Buch, das scheinbar im ganz entgegengesetzten Sinne geschrieben ist, unterstützte die Wirkung des P. noch im bedeutenden Maße, indem es sehr dazu beitrug, den Deutschen über die Deutschland drohende Gefahr die Augen zu öffnen. Damit ist freilich nur noch sehr wenig gethan. Unter den viel zersplitterten Regierungsverhältnissen Deutschlands kann sich der nationale Sinn nur sehr langsam entwickeln, doch dürfen wir demungeachtet nicht die Hoffnung verlieren, daß wir endlich erreichen werden, was uns erst zu einer Nation machen kann. Vor Allem kommt es darauf an, daß die deutschen Provinzen den Provinzialsinn aufgeben, die Vereinigung zu einem ganzen Reiche macht sich dann von selbst.

Portici, Marktflecken im Königreich und der Provinz Neapel, in der Nähe der Hauptstadt, von welcher eine herrliche und prachtvolle Straße am Meere hin über Portici, welches dicht neben dem verschütteten Pompeji erbaut ist, nach diesem und dem Vesuv führt. In einem großen, geschmacklos erbauten, neuerdings aber verschönerten königlichen Schlosse mit schönen Park findet sich das mit dem von Neapel vereinigte herkulanische Museum, in welchem die aus Herkulanum nnd Pompeji, Stabiä und Pästum ausgebeuteten kostbaren Kunstwerke des Alterthums, unter andern allein über 2000 Wandgemälde aufgestellt sind. Die 5300 Einw. leben theils von der naheliegenden Hauptstadt und der Beschäftigung mit Ausgrabungen, theils von den vielen Reisenden, welche hier Maulthiere und Führer miethen, wenn sie den Vesuv besteigen wollen, der sich vor P. pyramidalisch in zwei Gipfeln aus der Ebene erhebt.

Portikus bedeutet eine Säulenhalle oder Galerie, welche gewöhnlich an der einen Seite auf Säulen ruht, und an der andern sich an irgend ein Gebäude anlehnt. In Athen war die *στόα ποικίλη* (s. Pöcile) besonders berühmt, die ihren Namen von den schönen Gemälden des Polygnotos erhalten hatte. Wenn eine solche Galerie einzeln stand, hieß sie Peristyl. Man bediente sich ihrer besonders, um daselbst im Schatten vor der Sonnenhitze zu lustwandeln oder sich zu unterreden, in welchem letzteren Falle sie gewöhnlich geschlossen und mit Sitzen versehen waren. Auch die Homeroshalle in Athen war hochberühmt. Dieselbe Sitte ward auch nach Rom übertragen, und auch hier schmückte man sie gerne mit Gemälden, wie Plinius z. B. von dem Octavischen Portikus erzählt. Da diese Hallen von oben gedeckt waren, so nennt Cäsar auch einmal die sonstigen vineae, Sturmdächer, unter welchen die Soldaten sich den belagerten Städten näherten, Portikus. Die neuere Baukunst hat die Portici auch manchmal an öffentlichen Gebäuden in Anwendung gebracht.

Portiuncula, unweit Assisi, heißt der kleine Ort, wo der heilige Franz neben der ihm von den Benedictinern geschenkten kleinen Kirche in einem elenden Hause wohnte, das nachher die Mutter so vieler hundert prächtiger Klöster ward. Die Kirche selbst, als der kleinste Theil der Erbschaft des Franciscus, ward P. genannt. Zu ihr rief ihn während seines nächtlichen Gebetes im October 1221 ein Engel, weil sich Christus mit der Himmelskönigin Mutter und dem Engelshofstaate eingefunden hatten. Eilends verließ Franciscus den Betstuhl, und in der Kirche fand er, wie ihm verkündet war, die Herr-

lichkeit Gottes. Christus fordert ihn auf, zum Besten der Menschheit eine Gnade sich zu erbitten, und dem Rathe der Mutter Gottes folgend, bittet Franz Vergebung der Sünden und Ablaß für Alle, die in dieser Kirche beten und beichten würden. Christus bewilligt es mit der Weisung, sofort seinem Statthalter hiervon getreuliche Anzeige zu machen, und Honorius III. bestätigt nach einigem Bedenken den Willen seines Herrn, verleiht dem heiligen Franz für diese Kirche den Portiuncula-Ablaß für ewige Zeiten an einem Tage im Jahre, welches der 2. August sein und bleiben sollte. In der Folge dehnten die Franciskaner das nur der Mutterkirche zuertheilte Privilegium auf alle Kirchen des Ordens aus, daher das Portiunculafest in allen ihren Kirchen am 2. Aug. gefeiert, und an diesem Tage Tausende mit Sünden belastet, selbst Mörder nach diesen Kirchen wallfahrteten und an Gewissen und Geldbeutel erleichtert nach Hause kehrten. (S. Franciskaner).

Port Jackson, ein fast 15 Meilen tief ins Land eindringender Meerbusen in Neu-Süd-Wales auf der Ostküste von Neuholland, und vortrefflicher, durch 2 Schanzen gedeckter Hafen von Sidney (s. d.), der Hauptstadt aller britischen Niederlassungen in Australien. Der Hafen, an dessen südlicher Seite die Stadt liegt, kann in seinen 50 Buchten mehr als tausend der größten Schiffe aufnehmen, welche in denselben vor allen Winden geschützt sind. Die Verbrecher-Colonie, welche die Engländer 1787 zu Botany-Bai errichteten, wurde nach der Küste verlegt, sowohl wegen des herrlichen Hafens, als auch wegen des gesunden Klima's und der Fruchtbarkeit des Bodens, wodurch die Stadt Sidney gegründet ward.

Portland, Wilhelm Fleury Cavendish Bentinck, Herzog von, aus einer edeln holländischen Familie abstammend, geb. 14. April 1738 zu Oxford, studirte daselbst und bereiste als Marquis von Lichfield das Festland. Nach seiner Rückkehr erwählte ihn der Flecken Weolbg zum Abgeordneten im Unterhause; er trat, als sein Vater gestorben war, 1762 in das Oberhaus. Als Oppositionsglied schloß er sich an den Marquis von Rockingham an, mit dem er vereint die Ministerien Bute und Greenville angriff, ward unter seines Freundes Ministerium 1765 Großkammerherr des königlichen Hauses, welches Amt er im folgenden Jahre durch die Aenderung im Ministerium unter Grafton verlor, der ihm außerdem noch in Betreff seiner Besitzungen in Cumberland zu schaden suchte. Die Handlungsweise Graftons, sowie die anonymen lettres of Junius gegen diesen (welcher ausgezeichneten Schrift P. keineswegs fähig war, obgleich man ihn für den Verfasser hielt), machten großes Aufsehen, überhäuften den Lord mit lautem Tadel, zumal da P. 1771 seinen Prozeß gegen den König gewann. In den amerikanischen Kriegsangelegenheiten war P. gleichfalls auf der Seite der Opposition und ward, nach Rockinghams Eintritt ins Ministerium, 1782 Lordlieutnant von Irland, welche Stelle er nach seines Freundes baldigem Sturze ebenfalls verlor. Im April 1783 bildeten Fox und North das Ministerium der Coalition, und um P., der schon öfters das Opfer der Intriguen geworden war, zu schmeicheln, erwählten ihn diese zum Lord der Schatzkammer. Die Machinationen des geheimen Cabinets, dessen Seele Pitt (s. d.) war, stürzten auch das Coalitionsministerium zu Ende 1783; darauf nahm Lord P. wieder seine alte Stelle in der Opposition ein, und ein heftiger Gegner des jungen Menschen (wie er Pitt nannte), wies er alle Anträge mit Geringschätzung zurück, welche ihm Pitt durch seine Freunde machen ließ. Endlich versöhnte und vereinigte er sich mit dem Minister 1792, ward seitdem mit allen Gunstbezeugungen und Schenkungen überhäuft, zum Kanzler der Universität zu Oxford, Geheimen Staatssecretär und Lordlieutnant der Grafschaft Nottingham, sein Sohn zum Marquis von Lichfield und Lieutnant der Grafschaft Middlesex ernannt. Die Ministerwechsel im Cabinet 1801 und 1804 änderten nichts in seinen Verhältnissen, da er gegen Pitt und Addington gleich nachgiebig war. Als aber die beiden Genannten sich 1805 vereinigten, mußte P. dem Addington weichen. Fox starb 1806, und P. ward nochmals erster Lord der Schatzkammer, jedoch ohne den mindesten Einfluß, da der Schatzkanzler Perceval in der That das Ministerium leitete. Lange Zeit schon hatte P. an heftigen Steinbeschwerden gelitten; er entschloß sich 1809 zur Operation, an deren Folgen er 1810 starb.

Portland-Vase, eine prächtige Vase der Alten, die nahe bei Rom in einem Sarkophage des Alexander Severus in der Mitte des 17. Jahrhunderts aufgefunden wurde. Der damalige Papst Urban VIII. Barberini nahm dieselbe in Besitz, in dessen Familie sie bis 1786 blieb, wo sie durch Hamilton an die Herzogin von Portland kam, von der sie den Namen Portland-Vase erhielt. Die halberhobene Arbeit an ihr stellt die Alceste dar, wie sie Herkules dem Admet wieder zuführt, und auf dem im Vatikan aufbewahrten Sarkophag sieht man den Achilles sich wegen der Briseis mit Agamemnon streiten. Früher hieß die Vase von dem Papste: das Barberinische Gefäß. Vgl. „Veltheim hist. mineral. und antiq. Abhandl." (Helmst. 1800); „Description of the Portland Vase cet. by Wedgwood" (Lond. 1790; auch französisch, Lond. 1790).

Port-Natal oder Weihnachtshafen heißt ein Busen an der Südostküste von Afrika, nach welcher der ganze Theil dieser Küste zwischen 26—33° südl. Br. vom Keiskamaflusse, der die Ostgrenze des Caplandes bildet, bis zu der Dalagoabai den Namen der Port-Natalküste oder des Weihnachtslandes erhält. Dieser Landstrich, auch die Kaffernküste genannt, erhielt seine Gestaltung von den Witbergen, von den Eingebornen bald Tegala, bald Quaslamba genannt, welche die nordöstliche Fortsetzung der capländischen Schneeberge bilden. Das ganze Land zwischen dieser Gebirgskette und der Küste ist von Gebirgen angefüllt, die mehrere Terrassen bilden. Unzählige Flüsse bewässern die Terrassen und durchbrechen die Bergketten in Stromschnellen, um sich an dem bald flächern, bald steilern Gestade ins Meer zu ergießen. Die Flora bildet den Uebergang von der des Caplandes zu der von Madagaskar. Die natürliche Beschaffenheit des Landes ist im Allgemeinen dieselbe wie die des Caplandes (s. Cap), doch ist die Vegetation in Folge der bessern Bewässerung des Landes und der mit dem Sept. beginnenden und im März aufhörenden Regengüsse üppiger und reicher als die des Caplandes. Auf dem Rücken der Terrassen wechseln reiche Savannen mit anbaufähigem Boden in den Thälern und dichten Wäldern an dem Abhange der Gebirge. Um die Dalagoabai ist die Gegend weit landeinwärts niedrig und sumpfig, voll Löwen, Tiger, Krokodile und Schlangen, mit schon tropischer Natur. Weiter ins Innere wird dort das Land aber ebenfalls bergig, bis es zur Quaslambakette emporsteigt, deren Scheitelfläche ein großes unbewaldetes Plateau mit gutem Weideboden bildet. Das Klima ist gesund und verhältnißmäßig mild. Die Küste von Port-Natal, und insbesondere der unter 30° südl. Br. gelegene gleichnamige Hafen haben in der neuesten Zeit besondere Wichtigkeit erlangt durch die Ereignisse, deren Schauplatz sie waren. Ursprünglich von den Kaffern (s. d.) bewohnt, wurde nämlich Port-Natal das Ziel der Auswanderungen der Boers, welche in Folge ihrer Conflicte, mit der engl. Colonialverwaltung das Cap (s. d.) in großen Massen 1838 und in den folgenden Jahren verließen. Nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse und nach mehreren blutigen Gefechten mit den einheimischen Kaffern, in denen sie zuletzt Sieger blieben und die Kaffern zur Abtretung von Land zwangen, siedelten sich die Boers mit ihren Heerden in Port-Natal förmlich an, erbauten eine Stadt, die sie nach ihrem Anführer Pieter-Mauritzburg nannten, erklärten sich für unabhängig und bildeten einen eigenen Staat. Die englische Regierung, die sich schon ihrer Auswanderung widersetzt hatte, erkannte jedoch diese Unabhängigkeit nicht an, da sie die ausgewanderten Boers fortwährend als englische Unterthanen betrachtete, erklärte das Land zu einer engl. Colonie und sendete zuletzt, als alle andere Maßregeln nicht fruchteten und einzelne engl. Truppenabtheilungen von den tapfern und freiheitliebenden Boers zurückgeschlagen worden waren, eine nicht unbedeutende Expedition zur See dahin ab, die denn auch die Boers nach kurzem Widerstande zum Nachgeben zwang. Ein Theil der Boers, der sich nicht unterwerfen wollte, wendete sich über die Berge ins unzugängliche Innere Südafrikas, wo er nach Ausstehung unendlicher Beschwerden und Kämpfe mit den Kaffern ein unabhängiges Gemeinwesen begründete; die andern zurückbleibenden aber erkannten die Oberherrlichkeit Englands an. So ist denn der Versuch mit der Colonisation Port-Natals gemacht, die zwar vor der Hand in Folge der nomadischen Lebensweise der Boers mehr in Hirtenleben als durch Ackerbau sich geltend

macht; allein es ist zu erwarten, daß, wenn erst die innern Verhältnisse der Colonie geordneter und sicherer sein werden und der Strom der Einwanderung sich hieher wendet, wozu die englische Regierung in der neuesten Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit der Auswanderungslustigen anregt, die Colonie bei dem Reichthum an Producten, den der Boden bietet, bei seiner Fruchtbarkeit und der günstigen Lage des Landes bald aufblühen und von mercantiler wie politischer Wichtigkeit werden wird.

Porto, s. Oporto.

Portobello, eigentlich San-Felipe de Puerto Belo, Stadt auf der Landenge von Panama im Departement Isthmo der südamerikanischen Republik Columbia, am karaibischen Meere gelegen, gehörte ehemals zu Guatemala, spanischer Generalcapitanerie des Königreichs Terra ferma. Die Stadt hat einen durch mehrere Forts geschützten Hafen, mehrere Kirchen, schönes Zollhaus, hat aber jetzt nur 500 Einw., meist nur Neger und Mulatten, weil die Luft sehr ungesund und der Aufenthalt in der Stadt durch die wilden Thiere der naheliegenden Wäldern sehr gefahrvoll ist. In früheren Zeiten, als noch spanische Schiffe die Gold- und Silberbarren nach Europa abführten, welche aus Peru's reichen Minen über die Landenge auf die hiesigen Messen gebracht und gegen europäische Luxusartikel eingetauscht wurden, trieb P. einen lebhaften Handel und zählte 15,000 Einw. Verschiedene Kriege vernichteten aber den Handel, und durch Zeitverhältnisse begünstigt, schwang sich Buenos Ayres zur großen Handelsstadt empor.

Portorico, eigentlich San-Juan de Puertorico, die östlichste der großen Antillen (s. d.), liegt unter 18° 30′ nördl. Br. und 48° westl. L. und hat einen Flächenraum von 188 □M. Die Insel ist sehr gebirgig, einzelne Spitzen sollen über 7000 F. hoch sein, besitzt ein im Verhältniß zu den andern Antillen gemäßigtes und gesundes Klima und zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Hinsichtlich der Naturbeschaffenheit im Allgemeinen gleicht es ganz dem übrigen Westindien (s. d.). Die Bevölkerung besteht aus 340,000 Seelen, zumeist Creolen span. Abkunft. Darunter befinden sich nur 45,000 Negersklaven und 130,000 Farbige. Dieses sehr günstige Verhältniß setzt die Insel weniger dem schwankende Schicksale und der innern Demoralisation von Colonien mit überwiegender Negerbevölkerung aus, zumal da ein sehr großer Theil der Weißen selbst Ackerbau treibt, so daß sich hier ein Mittelstand unter den weißen Grundbesitzern hat bilden können. Wie auf Cuba, so haben sich auch auf P. Landbau, vorzüglich auf Colonialproducte, insbesondere auf Taback, und Handel ungemein gehoben, und die Insel hat außerordentlich an Wohlhabenheit und Bedeutung gewonnen. P. ist ein spanisches Besitzthum, das von einem Generalcapitän verwaltet wird, unter dem auch die span Jungferninseln stehen. Hauptstadt ist San-Juan de Puertorico, mit 30,000 Einw., einem schönen Hafen und starken Festungswerken. Sie ist der Sitz des Generalcapitäns und der Centralbehörden der Insel, sowie eines Bischofs und treibt lebhaften Handel. Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt und 1511 von den Spaniern nach hartem Kampfe in Besitz genommen, in welchem sie seitdem auch geblieben ist. Bis auf die neueste Zeit wurde sie vom Mutterlande wenig beachtet. Sie diente hauptsächlich als Verbannungsort von Verbrechern und kostete jährlich bedeutende Zuschüsse. Als aber diese nach Losreißung der spanischen Colonien auf dem Festlande Amerikas vom Mutterlande aufhörten, und die Insel auf sich selbst angewiesen war, begann man in der Noth auf die Ausbeutung der eigenen Schätze der Insel zu denken und beförderte die Auswanderung dahin. Seitdem hoben sich die Bevölkerung und der Wohlstand der Insel in steigender Progression, so daß sie dem Mutterlande jetzt, wie Cuba, jährlich einen ansehnlichen Ueberschuß gewährt.

Porträt oder Bildniß nennt man die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person; da aber die Bildnisse berühmter Männer aus früherer Zeit blos Ideale einer spätern sind, so nennt man nur diejenigen Bildnisse Porträts im engern oder eigentlichen Sinne, welche nach der Natur, d. h. nach der Ansicht eines wirklichen Individuums copirt sind. Das Porträtiren oder Abbilden findet sowohl in plastischen Werken (Porträtstatue oder Ikonische Statur) als in Gemälden statt. Die Porträtma-

lerei ist eine eigene Gattung der Malerei (s. d.). Ihre Aufgabe ist das Wesentliche, Bleibende, Bezeichnende an den einzelnen Menschen darzustellen; daher muß das Porträt Charakterbild sein. Sklavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, da jeder Tag an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt ändert. Von den italienischen Malern waren besonders die Venetianer (Tizian), von den nordischen die Niederländer (Van Dyk) und von den Spaniern die Schule von Madrid (Velasquez) groß im Porträt. In der neuern Zeit werden die Porträts, welche die Naturwahrheit mit künstlerischer Bedeutsamkeit vereinigen, immer seltener. Zu den Porträts gehören auch die Conversationsstücke, die in der Regel sehr unpoetisch sind; die historischen Gemälde, die man aus Porträts zusammensetzt, leiden gewöhnlich an Steifheit.

Portroyal des Champs ist ein Cistercienser-Nonnenkloster etwa 3 Meilen von Paris entfernt, in der Richtung nach Versailles zu, und liegt ganz in der Nähe dieser letzteren Stadt. Es wurde schon 1233 gestiftet. Die Zügellosigkeit und Unzucht, welche im Mittelalter sich in den Klöstern geltend machte, war auch hier in hohem Grade eingerissen, bis es seit dem Jahre 1626 der klugen Schwester Anton Arnauld's, der Aebtissin Angelika, gelang, die entarteten Sitten einigermaßen dadurch auszurotten, daß sie in der Pariser Vorstadt St. Jacques das Kloster Port-Royal de Paris gleichsam als eine Colonie des Mutterklosters anlegte und hierdurch eine lebhafte Verbindung mit der theologischen Facultät der Pariser Universität und den größten französischen Theologen begründete, welche einen wohlthätigen Einfluß auf die Disciplin beider Klöster ausübte. Es ist bekannt, wie etwa um diese Zeit, genau seit 1638, nach dem Tode des Jansenius, Bischofs von Ypern, von den Jesuiten in Jansenius „Augustinus“ verschiedene Lehrsätze aufgespürt wurden, die allzustreng in jesuitischen Ohren klangen, und wie nun der unselige und unsinnige Streit über den Begriff der Gnade, welcher seit Bajus Zeit 1567 geruht hatte, zu neuem Brande aufloderte, in welchem auch das Kloster Portroyal eine etwas tragische Rolle spielte. Zu den Jansenisten (s. d.) gehörten die ausgezeichnetsten Köpfe und die besten Priester, wie Nicole, le Maitre, Sacy, die Brüder Arnauld, wogegen der despotische König, wie zu erwarten stand, die entgegengesetzte Partei ergriff, indem er an ein Wiederaufleben der Hugenotten dachte. Mit unerbittlicher Strenge forderte er, daß Alle die von Papst Alexander VII. entworfene Formel unterschreiben sollten: worin ausdrücklich die verdammten 5 Sätze Jansens als nicht mit den Dogmen des Augustinus übereinstimmende Meinungen bezeichnet wurden. Hierzu zwang er nicht allein die Geistlichen, sondern auch die Nonnen. Dies widerfuhr besonders denen zu Portroyal, in Verbindung mit welchen die eifrigsten Jansenisten unter dem Schutze des Abtes von St. Cyran, Jean de Vergier du Havranne, in der Nähe von Portroyal in einem abgesonderten Gebäude (Les Granges) eine eigene Schule gegründet hatten, und von hieraus mit Erbitterung durch Flug- und Streitschriften für den Jansenismus kämpften. Natürlich weigerten sie sich der geforderten Unterschrift. Anna von Bourbon schützte sie, Boileau war ihr eifrigster Freund, und ihr Schüler Racine schrieb eine Geschichte vom Portroyal. Dennoch verloren viele ihr Amt, viele wurden ins Gefängniß geworfen, viele bitter gedemüthigt. Sie ertrugen standhaft, was man über sie verhängte. Der Clementinische Friede von 1668 hatte keinen Bestand, und der Krieg hob ihn 1669 ganz auf. Da flohen viele, selbst Arnauld, 1679 nach den Niederlanden, wo sie eine bedeutende Kirche stifteten. In Frankreich dauerte die Gährung fort, und Papst Clemens XI. forderte den Glauben an seine Unfehlbarkeit ohne alle Beschränkung. Die Nonnen von Portroyal weigerten sich auch jetzt der Unterschrift, worauf der tyrannische König ihr Kloster in elendem Zorne niederreißen ließ und die Nonnen in andere Klöster vertheilte. Man vergl. Gregoire „Les ruines de Port-Royal“ (1809).

Portsmouth ist eine der bedeutendsten Seestädte Großbritanniens und liegt in der Grafschaft Hamt in Westsex auf der sumpfigen Insel Portsea, auf der eine neue Stadt gleiches Namens, aber zu Portsmouth gehörig, 1792 entstanden und so rasch gewachsen ist, daß sie an 50,000 Einw. hat, während in P. selbst kaum mehr als 15,000 leben. In Portsea sind die Werfte, Magazine, Ankerschmieden, Docken, Taudrehereien und andere

zum Schiffswesen erforderliche Anstalten, so wie eine königliche Seeakademie
Hospital für 3000 Kranke. Der Hafen von P., von drei Forts umschirmt, ist
mig, daß die ganze britische Kriegsflotte sich darin aufhalten kann, und so fest, de
den Feind uneinnehmbar ist. Auf dem Festlande westlich vom Hafen liegt der Ort
mit 17,000 Einw., mit einer Eisengießerei und von Seilern bewohnt, so wie fü
Rhede Spithead, der Versammlungsplatz für die königliche Kanalflotte. Einige
südöstlich steht ein hoher Leuchtthurm.

Inhalt

des zehnten Bandes.

O.

P.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

